



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.


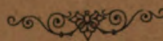
# Die Frau

Monatschrift für das gesamte Frauenleben  
unserer Zeit

Herausgegeben

von

Helene Lange

  
Zwölfter Jahrgang. 1904—1905  


Berlin

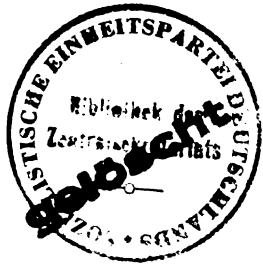
Verlag: W. Moeser Buchhandlung  
Stallschreiberstraße 34. 35.

1905.

F 7  
v 12  
1978/05

STANFORD UNIVERSITY  
LIBRARIES  
Stacks  
NOV 8 1 1978

7681



## Inhalt des zwölften Jahrganges.

### Abhandlungen und Schilderungen.

	Seite
<b>Bäumler, Gertrud.</b> Ellen Key über Liebe und Ehe . . . . .	65
"    "    Was bedeutet in der deutschen Frauenbewegung „jüngere“ und „ältere“ Richtung? . . . . .	321
"    "    Über das Ideal einer einheitlichen deutschen Frauenbewegung . . . . .	549
"    "    Frauen- und Lehrerinnentage . . . . .	622
"    "    Die „neue Ethik“ . . . . .	705
<b>Bayerischen Frauenvereine an die liberalen Parteien, Die</b> . . . . .	307
<b>Binder, Sidonie.</b> „Im Zeichen des Steinbocks“ . . . . .	616
<b>Brunnemann, Anna.</b> Frauenbilder im modernen französischen Roman . . . . .	199
"    "    La Maternelle . . . . .	423
<b>Christaller, Helene.</b> Pfarrgehilfinnen . . . . .	587
<b>Duenfing, Dr. jur. Frieda.</b> Vormündernot und weibliche Vormundschaft . . . . .	257
<b>Eckart, Ilse.</b> Das Neben über die Liebe . . . . .	489
"    "    Die Frau auf der Kanzel und die Frau der freien Liebe . . . . .	600
<b>Frauenfrage vom Standpunkt eines Sozialethikers, Die</b> (L. H. theol. G. Traub) . . . . .	230
<b>Freudenberg, Ita.</b> Die soziale Bedeutung der Kunst . . . . .	29. 91
"    "    Die Frauen und das Vaterland . . . . .	577
<b>Gallwitz, S. D.</b> Die Kunstkritik und die Frauen . . . . .	165
"    "    "    Bühnenelend und Bühnennimbus . . . . .	727
<b>Gebhardt, Pastor.</b> Das kirchliche Wahlrecht der Frau . . . . .	513
<b>Gallstén, Frau Ilmi.</b> Die höhere Mädchenbildung in Finnland und die gemeinsame Erziehung der Geschlechter . . . . .	45
<b>Herrmann, Dr. phil. Helene.</b> „Bibelots“ . . . . .	603
<b>Holsen, Anne.</b> Das Frauenstimmrecht und die Kommunalwahlen in Norwegen . . . . .	282
<b>Lange, Helene.</b> „Kinderfräulein“. Eine Kezerei aus der Sommerfrische . . . . .	8
"    "    Soll und Haben. Eine Neujahrsbetrachtung zur Frauenbewegung . . . . .	193
"    "    „Vom Kulturwert der deutschen Schule“ . . . . .	385
"    "    Zu Schillers Gedenktage . . . . .	449
"    "    Die Reorganisation des Bundes deutscher Frauenvereine . . . . .	491
"    "    Ein Mitkämpfer der Frauen in der Sittlichkeitsfrage . . . . .	641

	Seite
Ludwig, S. Zur Zentenarfeier des Code Napoléon . . . . .	151
"    "    Die Kasernierung der Prostitution . . . . .	517
Hygienklub, Der . . . . .	752
Manes, Dr phil. et jur. Alfred. Über Frauenversicherung . . . . .	109
Meinradus, Else. Maternita . . . . .	266
Oppler-Legband, Else. Die französische Mode und wir . . . . .	285
Pappritz, Anna. Jugendfürsorge und Strafrecht in den Vereinigten Staaten von Amerika	656
Poppenberg, Felix. Bilder aus Flandern . . . . .	18
"    "    Englische Frauenkünste . . . . .	278
"    "    Japonismus . . . . .	456
Regener, Edgar Alfred. Übersetzungsliteratur . . . . .	290
"    "    "    Ein Archiv des Herzens . . . . .	716
Salomon, Alice. Sozialdemokratie und Frauenbewegung . . . . .	72
"    "    Zum sozialen Frieden . . . . .	330
"    "    Die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen . . . . .	595
"    "    Die Entfaltung der Persönlichkeit und die sozialen Pflichten der Frau	732
Stahl, Johanna. Wiener Werkstätten . . . . .	206
Weber, Marianne. Die historische Entwicklung des Eherechts . . . . .	1
Weinold, R. Zur großstädtischen Dienstbotenfrage . . . . .	153
Wort zum Schulkompromiß an die preußischen Frauen und Mütter, Ein . . . . .	433
Widmann, Herta. „Der Fall Otto Weininger“ . . . . .	78
Wilbrandt, Dr Robert. Im historischen Land des Weberelends . . . . .	129

## Biographien und Charakteristiken.

Bäumler, Gertrud. Dokumente einer Mädchenfreundschaft . . . . .	142
"    "    Niederdeutsche Heimatkünstlerinnen . . . . .	402
"    "    Hermann Stehr . . . . .	676
Doerk, Agathe. Robert Browning und Elizabeth Barrett Barrett . . . . .	685
Dyhrenfurth, Gertrud. Lady Dilke. (Mit Bild) . . . . .	531
Elßner, Elise. „Anbetung“ . . . . .	227
Fred, W. Zwei alte Troubadoure . . . . .	102
"    "    Über eine französische Dichterin . . . . .	746
Gosche, Dr Agnes. Henriette Goldschmidt. (Mit Bild) . . . . .	97
Gottheiner, Dr Elisabeth. Helene Simons Dvenbiographie . . . . .	396
Hainisch, Marianne, Vorsitzende des Bundes österreichischer Frauenvereine. (Mit Bild)	25
Hochdorf, Mag. Die schöne Seilerin . . . . .	238
Hoffmann, Ottilie . . . . .	662
Kulka, Leopoldine. Eine Dichterin der Armen . . . . .	367
Lange, Helene. Helen Kellers Selbstbiographie . . . . .	304
Moewes, Dr Franz. Die Verfasserin von „Jane Eyre“. Ein Gedenkblatt zur fünfzigsten Wiederkehr ihres Todestages. (31. März.) (Mit Bild) . . . . .	355. 426
Poppenberg, Felix. Kreisleriana. Züge aus Hans von Bülow's Briefen . . . . .	647
Rassow, Marie. Eine Biographie von Ellen Key . . . . .	334

	Seite
Pfeilsicker, Julie. Luise Schillerin. Ein Frauenleben aus vergangenen Tagen. (Mit Bild) . . . . .	476. 556
Zwei weibliche Ehrendoktoren der Universität Heidelberg. (Mit 2 Bildern) . . . . .	223

## Romane, Novellen und Skizzen.

Andrea, Ant. Die Neue . . . . .	722
Buyffe, Cyriel. Tragödie. Autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen . . . . .	297
Franke, Ilse. Miles Erziehung . . . . .	273
Henri-Moor, B. Pastorale . . . . .	738
Hilbrich, Else. Episode aus einer Liebesgeschichte . . . . .	38
Konrad, Dorothea. Einsame Sühne . . . . .	664
Lilljebjörn, Elisabeth. Sechß. Autorisierte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Maria Rassow . . . . .	590
Rez, Ina. Exklusiv . . . . .	158
" " Ribellierarbeit der Zeit . . . . .	340. 409. 462. 535
Siewert, Elisabeth. Stürme in der Stille . . . . .	208
Scotta, Marie. Die Eheandidatin . . . . .	10. 82
" " Heimatlose . . . . .	608

## Gedichte u.

Klemperer, Viktor. Spiel . . . . .	726
Von Frauen und über Frauen . . . . .	7. 236. 408

## Erwerbstätigkeit.

Fernsprechdienst, Frauenarbeit im . . . . .	242
Frauenschule auf dem Lande. „Auguste Förster Stiftung“ . . . . .	242
Handelschule, Gemeinsame . . . . .	370
Keramische Kurse. Von J. Levy-Rathenau . . . . .	370
Krankenpflegerinnen, Für . . . . .	693
Kunstschule Charlottenburgs . . . . .	114
Obst- und Gartenbauschule für Frauen, Rheinische . . . . .	114
Realgymnasialkurse für Lehrerinnen . . . . .	435
Schwimmlehrerinnenprüfung . . . . .	694

## Zur Frauenbewegung.

Seite 51. 115. 172. 245. 310. 372. 437. 501. 567. 628. 695. 756.

**Versammlungen und Vereine.**

Seite 54. 118. 170. 243. 371. 441. 496. 569. 632. 758.

**Bücherschau.**

Seite 57. 120. 177. 247. 314. 376. 442. 504. 570. 635. 698. 760.

**Anzeigen.**

Seite 61—64. 125—128. 189—192. 253—256. 317—320. 381—384. 444—448.  
509—512. 572—576. 637—640. 701—704. 764—768.

**Kleine Mitteilungen.**

61. 317. 444. 639.



Die **H**rau





# DIE FRAU

Herausgegeben  
von  
Helene Lange.

Verlag:  
W. Moeser Buchhandlung.  
Berlin S.

## Die historische Entwicklung des Eherechts.

Von

Marianne Weber.

Nachdruck verboten.

Als unsere Vorfahren in Europa den Lichtkreis der Geschichte betraten, war ihre Familie durchweg rein patriarchalisch organisiert. Ganz vereinzelt Nachrichten lassen sich bei gutem Willen wohl als Spuren einer vorgeschichtlichen andersartigen Verwandtschaftszugliederung ausdeuten, stichhaltige Beweise dafür sind bisher nicht gefunden. — Trotzdem will ich das bei manchen Naturvölkern konstatierte Mutterrecht hier nach seinen wesentlichen Merkmalen deshalb kurz skizzieren, weil in den Köpfen so vieler, die eine Reform des Rechtsverhältnisses der Geschlechter fordern, ganz unklare Vorstellungen über seine praktische Bedeutung für die Frau spuken — so als wäre die Mutterrechts-Äpoche ein verlorenes Paradies.

Das Wesen des Mutterrechts besteht nun aber ganz einfach darin, daß im Gegensatz zur patriarchalischen Familie nur die Verwandtschaft zwischen Mutter und Kind rechtliche Bedeutung für Namen, Stand und Erbrecht des Kindes hat. Noch heute regelt sich das Verhältnis der Eltern zum Kinde nach „Mutterrecht“ in der sogenannten „wilden Ehe“, welche da eingegangen wird, wo der Mann der Frau den Rang der Gattin nicht gewähren will oder kann. Aus der rechtlichen Selbständigkeit der Frau dem Manne gegenüber folgt dabei die Ungebundenheit und Verantwortungslosigkeit des Mannes ihr und den Kindern gegenüber. Aber keineswegs ist die Frau unter der Herrschaft des Mutterrechts der Mannesgewalt überhaupt entzogen. Sie bleibt nämlich in der Regel, statt in die Hausherrschaft ihres Gatten überzugehen, unter der Herrschaft ihres Vaters oder Bruders.

Frauenherrschaft in der Familie oder gar im öffentlichen Leben ist deshalb mit Mutterrecht nicht identisch. Sie hat sich zwar bei einigen Naturvölkern, die unter ganz besonderen ökonomischen und sozialen Verhältnissen leben, in Zusammenhang damit entwickelt, andererseits aber gibt es noch zahlreichere Volksstämme, bei denen die Frau trotz Mutterrecht unter Mannesgewalt steht, ja die mutterrechtliche Familiengliederung findet sich faktisch mit völliger Knechtung der Frau vereint. — Welche Gewalt der Mann über die Frau hat, ist häufig einfach eine Frage seiner Vermögenslage: der begüterte Mann kauft sich so viele Frauen, wie er will, und erwirbt mit dem Kauf auch die unbeschränkte Gewalt über sie und die Kinder, während der Besiðlose, der nichts bezahlen kann, die Herrschaft über sie ihren eignen männlichen Verwandten lassen muß und folglich nach „Mutterrecht“ lebt.

Was speziell unsere Vorfahren anlangt, so zeigen schon die ältesten Nachrichten die Frau in der unbeschränkten Gewalt ihres Gatten. Er erwirbt sie von ihrem Vater oder Bruder durch Kauf als Eigentum, und wie dem Käufer eines Ackers auch dessen Früchte gehören, so „gehören“ ihm auch die Kinder der Frau, ganz gleich, ob er sie erzeugt hat, oder ein Anderer. Er kann sie verkaufen, verschenken, lechtwillig vermachen, wie es ihm beliebt. — Der Reiche kann sich auch mehrere Frauen halten. Die große Masse des Volkes lebte zwar faktisch in Eihe, aber die Polygamie war bis ins Mittelalter hinein nicht eigentlich verboten. Der Mann konnte jederzeit uneheliche oder irgend welche beliebige Kinder in die Hausgemeinschaft aufnehmen und mit einem Erbrecht neben den ehelichen ausstatten. Daraus ergibt sich zur Evidenz die Unhaltbarkeit der vielbeliebten Theorie, der Mann habe die Eihe in seinem Interesse — um legitime Erben zu gewinnen — geschaffen. Um dieses Zieles willen brauchte sich bei primitiven Völkern kein Mann mit einer Frau zu begnügen. Vielmehr bewirkte die Verfeinerung des sittlichen Bewußtseins, und vor allem die aufsteigende Macht des Christentums mit seiner Betonung des Sakraments-Charakters der Ehe den allmählichen Sieg der Monogamie, damit freilich zugleich die Entrechtung der Unehelichen.

Unter seinem Einfluß schwindet auch das Recht des Vaters, seine Tochter zur Ehe zu vergeben. Die Einwilligung der Braut zur Eheschließung wird auch rechtlich notwendig, und ihre beginnende Anerkennung als Person spricht sich dann weiter in der Umbildung der Eheschließung aus.

Was der Bräutigam früher als Kaufpreis an ihre Verwandten gab, verschreibt er jetzt der Braut selbst als Heiratsgut. Allerdings erhält die Frau weder während bestehender Ehe, noch nach dem Tode des Mannes Verfügung darüber. Ihre Dotierung hat demnach zunächst eine lediglich symbolische Bedeutung. Sie kennzeichnet die Frau als rechtmäßige Hausherrin gegenüber der Konkubine.

Wird so der Patriarchalismus im Laufe des Mittelalters immer mehr seiner primitiven Roheiten entkleidet, so wird damit doch die Herrschaft des Mannes über Frau und Kinder nicht angetastet. Seine Rechtsstellung ihr gegenüber formuliert eine mittelalterliche Rechtsquelle plastisch in dem Sage: „Der Mann ist des Weibes Vogt und ihr Meister“. Dies besagt, daß die Frau sowohl im Hause wie im Verkehr mit Dritten völlig unter seiner Autorität steht. Sie kann weder selbständig Rechtsgeschäfte abschließen, noch selbständig vor Gericht erscheinen, und persönlich schließt seine Ehevogtei noch ein weitgehendes Züchtigungsrecht ein.

Unmittelbarer Ausfluß der Ehevogtei ist auch ihre vermögensrechtliche Unterordnung. Weil der Bodenbesið in Zeiten immerwährender Kriege nur durch die Gewalt

des Speers zu behaupten war, und weil er seinerseits dazu diente den Kriegerstand zu unterhalten, so waren noch im frühen Mittelalter die Haustöchter vom Erbe am Grundbesitz ausgeschlossen. Sie brachten deshalb ihrem Gatten nur eine Fahrnissteuer — Hausrat — zu, diese aber wurde sein frei verfügbares Eigentum. So war die Frau in der Ehe eigentumslos, und dies, obwohl sie die hauptsächlichste Arbeitskraft des Mannes war. Es zeigt sich hier, wie absolut falsch die Theorie ist, daß die soziale Schätzung und die Rechtsstellung der Frau durch ihre ökonomische Schätzung bedingt sei — der Einfluß der allgemeinen wirtschaftlichen Entwicklung auf das eheliche Güterrecht ist nicht zu bezweifeln, aber er steht durchaus in zweiter Linie.

Von einem „ehelichen Güterrecht“ kann erst die Rede sein, als auch die Töchter erbberechtigt am Grund und Boden werden und ausgestattet mit materiellem Eigengewicht in die Ehe treten. In Ermangelung einer einheitlichen Gesetzgebung entsteht nun im europäischen Mittelalter eine unübersehbare Vielheit verschiedener Güterrechtssysteme. Jedoch wirken sich in dieser Mannigfaltigkeit immer zwei Grundgedanken aus, die dann Kaleidoskop-artig die verschiedensten Verbindungen miteinander eingehen.

Es boten sich nämlich zwei Wege, um der zur Eigentümerin gewordenen Frau ein Eigengewicht in der Ehe zu wahren, ohne doch der Vorherrschaft des Mannes im geringsten Abbruch zu tun: Entweder die Gatten verschmolzen ihr beiderseitiges Vermögen zu einer Masse, zu einem einheitlichen Gesamtgut, als dessen gemeinsame Eigentümer sie gelten. Wo sich diese Elemente finden, sprechen wir von „Gütergemeinschaft“. Oder: die durch die Ehe vereinigten Grundstücke bleiben Sonder Eigentum dessen, der sie eingebracht hat, sie werden aber während der Ehe durch die einheitliche Verwaltung und Nutzung des Mannes verbunden — hier sprechen wir von „Güterverbindung“, oder höchst mißverständlich in neuerer Zeit von „Verwaltungsgemeinschaft“.

Welche Kombinationen diese Prinzipien aber auch immer in den mittelalterlichen Güterrechtsformen eingehen — die Ehevogtei des Mannes wirkt sich in allen ganz ungeschwächt aus. Gütergemeinschaft bedeutet Verantwortungslosigkeit des Mannes für das gesamte Frauengut. Er kann es ebenso leicht durchbringen wie sein eigenes, ohne daß die zwar zur Miteigentümerin, nicht aber zur Mitverwalterin erhobene Frau ihren Einfluß geltend machen kann. Bei Gütere Verbindung haftet nur das bewegliche Frauengut, ihr Geld und ihre Aussteuer für die Schulden des Mannes, nicht aber ihr liegendes Gut, dafür gewinnt sie aber keinerlei gesetzlichen Anteil an dem in der Ehe mit dem Manne durch gemeinsame Arbeit Errungenen. Und bei keinem einzigen aus der Kombination dieser Grundformen entstehenden Systeme bleibt der Frau auch nur ein Schatten von selbständiger Verfügungsfreiheit über irgend einen Teil ihres eignen Vermögens.

Die wachsende Persönlichkeitsgeltung der Frau kommt also zunächst nicht positiv als ein Recht auf Selbständigkeit und Mitbestimmung zum Ausdruck, sondern äußert sich wesentlich negativ, indem die ursprünglich unbeschränkte Verfügungsgewalt des Mannes zunächst für liegendes Gut, später auch für gewisse andre Vermögensteile, an ihre Zustimmung geknüpft wird. —

Seltamerweise hat sich nun die mittelalterliche Ehevogtei am allerlängsten in den Gesetzen eines Landes behauptet, das im übrigen früher als alle anderen die persönliche Freiheit des Individuums anerkannte. Im englischen Common Law, wie es im wesentlichen bis 1870 in Geltung war. Der Kontrast zwischen rechtlicher und sozialer

Stellung der Frau war deshalb nirgends so schneidend wie in England. Rechtlich stand die englische Ehefrau bis vor 34 Jahren dem Kinde gleich. Sie wurde vom Common Law als ein und dieselbe Person mit dem Gatten, das hieß aber überhaupt nicht als ein Ich betrachtet. Die Ehe beschränkte deshalb nicht bloß ihre Handlungsfähigkeit, sondern nahm sie ihr so vollständig, daß sie nicht einmal — es sei denn als Handelsfrau — mit Zustimmung ihres Gatten gültige Rechtsgeschäfte schließen konnte. Auch konnte sie weder klagen, noch verklagt werden, sondern statt ihrer nur der Mann.

Das bis 1870 geltende einzige englische Güterrecht entsprach dem. Es stammte noch aus der Normannenzeit und war lediglich auf die Interessen des Grundbesitzenden Feudaladels zugeschnitten: Der ererbte Grundbesitz blieb Eigentum der Frau, um bei kinderloser Ehe an ihre Familie zurückzufallen. Seine Einkünfte aber und all ihr bewegliches Vermögen, Geld und Aussteuer, wurden freies Eigentum des Mannes, über das er sogar testamentarisch verfügen konnte.

Am ungünstigsten war die englische Frau aber bis zur neuesten Zeit als Mutter gestellt. Der Vater hat noch immer allein die „Obhut“ (custody) der Kinder. Er bestimmt allein ihre Erziehung und ihren Aufenthalt; bis vor Kurzem konnte er aber auch über seinen Tod hinaus die Mutter ihrer Befugnisse berauben, denn der von ihm ernannte Vormund übernahm nicht nur die Vermögensverwaltung, sondern bestimmte auch die Erziehung, ja selbst den Aufenthalt der Kinder.

Das Common Law blieb in diesem Zustande der Rückständigkeit, weil es ein ungeschriebenes, von Laien unbekanntes Gewohnheitsrecht war. Auf dem Kontinent, wo das Recht statutarisch fixiert wurde, konnte sich die Kulturentwicklung in ihm früher Geltung verschaffen. Die Epoche der modernen systematischen Gesetzgebungen brachte hier weitere Fortschritte. Sie fanden zum Teil in der Naturrechtslehre der Aufklärungszeit ihre Grundlage. Im Mittelpunkt dieser Lehre steht der Satz: Von „Natur“ sind alle Menschen frei und eigentumsberechtigt, und die positiven Gesetze haben lediglich den Zweck, jedem Einzelnen diese seine „Menschenrechte“ zu schützen und zu verwirklichen. Sie dürfen ihm deshalb ihren Gebrauch nur soweit einschränken, daß allen Anderen daneben auch eine Freiheits- und Eigentumsphäre bleibt, keineswegs aber im Interesse irgend einer privilegierten Kaste. Gemein an diesen Maßstäben konnte nun die allgemeine Unterordnung der Frau freilich nicht mehr als ganz selbstverständlich erscheinen. Man mußte sich wenigstens Mühe geben, sie vor dem Forum der Vernunft zu begründen. Beim Suchen nach den „naturgemäßen“ Rechtsregeln stellte sich da nun recht bequem der Satz ein, daß das den Gesetzen aller Zeiten und Länder Gemeinsame auch das Natur- und Vernunftgemäße sein müsse, und weil sie überall die Frau der Hausherrschaft des Mannes untergeordnet finden, erscheint den Dolmetschern des „Natürlichen“ die patriarchale Familienform im Prinzip auch vernunftgemäß. Sie betonen zwar ausdrücklich die „Gleichheit“ und meinen damit den „Gleichwert“ der Geschlechter, finden aber die Lösung des Dilemmas zwischen Gleichwert und Unterordnung ganz einfach darin, daß sie die Ehe als einen Vertrag zwischen ursprünglich Gleichen definieren, durch den sich die Frau freiwillig unter die Herrschaft ihres Gatten begibt.

Ein immerhin bedeutender Fortschritt lag trotz alledem darin, daß die Naturrechtslehrer erstens die unbedingte Verpflichtung auch des Mannes zur ehelichen Treue, zweitens Vertragsfreiheit im ehelichen Güterrecht und drittens vor allem die Um-

wandlung der väterlichen in eine elterliche Gewalt, also die Ausstattung der Frau mit Mutterrechten fordern.

Im übrigen aber wurde selbst im Lichte der erhabensten Ideen jener Zeit: der Lehre von der sittlichen Freiheit als dem Recht und der Pflicht jedes Einzelnen nach dem eigenen Gewissen zu handeln, — die rechtliche Unterordnung der Frau noch nicht als Widerspruch empfunden.

Von allen auf Grund jener naturrechtlichen Anschauungen entstandenen großen Gesetzgebungen bewahrt nun das französische Eherecht die Züge des Patriarchalismus am reinsten, und es erscheint gegenüber andren Theilen des Code civil mehr als Kind der militärisch-despotischen Reaction Napoleons, wie als Kind der Revolution und ihrer naturrechtlichen Ideale. Beim Vergleich mit dem englischen Common Law zeigt sich jedoch trotzdem, daß auch sie einen Niederschlag hinterlassen haben. Die Frau bleibt wenigstens überhaupt rechtlich handlungsfähig und für ihre Handlungen verantwortlich. Die Erhaltung des Hausregiments wird aber dem Manne nicht nur durch den Gehorsamsparagrafen, sondern auch dadurch gesichert, daß sie zu jedem Rechtsgeschäft und zu jedem Prozeß seiner Ermächtigung bedarf. Auch im gesetzlichen Güterrecht Frankreichs, einer theilweisen Gütergemeinschaft, wirkt sich die Ehevogtei noch kräftig aus, denn alles bewegliche Frauengut, einschließlich ihres Arbeitsverdienstes, stehen ebenso wie im Common Law dem Manne zur unbeschränkten Verfügung. Nur die ererbten Grundstücke bleiben ihr Eigentum. Aber im Gegensatz zum Common Law stellt das Erbrecht die Gatten gleich. Auch die Gestaltung der väterlichen Gewalt bringt einen wesentlichen Fortschritt. Der Vater übt zwar, so lange er handlungsfähig ist, die Rechte der väterlichen Gewalt allein, aber nach seinem Tode und bei seiner Verhinderung gilt, im Gegensatz zum Common Law, die Frau als natürliche Vormünderin ihrer Kinder. —

Der erste große in Deutschland geschaffene Kodex, das preussische Landrecht, von 1794, trägt, obwohl etwas älter als der Code civil, doch in seinem Eherecht ein moderneres Gepräge. Die väterliche Gewalt ist zwar hier noch souveräner als dort, dagegen bekundet das Landrecht gegen die lebige Mutter mehr Humanität und Weitsichtigkeit als irgend ein anderes modernes Gesetz. — Das gesetzliche Güterrecht ist eine Fortbildung mittelalterlicher Güterverbindungs-systeme, das auch im modernisiertem Gewande der Frau keine größere Bewegungsfreiheit, wohl aber für ihr Vermögen mehr Sicherheit als die französische Fahrnisgemeinschaft bietet. Und endlich wurde der preussischen Frau ungefähr 100 Jahre früher als der englischen und französischen ein rechtlicher Anspruch auf Treue des Gatten zugestanden.

Einen grundsätzlichen Bruch mit der rechtlichen Unselbständigkeit der Frau brachten aber erst die schon 1783 entstandenen österreichischen und dann namentlich die etwa 45 Jahre jüngeren russischen Ehegesetze.

Gehorsamsparagrafen, die wie eine Ehestandspredigt wirken, besitzen sie allerdings auch beide, in besonders pathetischer Form das russische Eherecht. Der österreichische Kodex anerkennt überdies weder bei Lebzeiten des Vaters noch nach seinem Tode irgendwelche Mutterrechte. Aber die Frau kann sich selbst vor Gericht vertreten und alle Rechtsgeschäfte selbständig abschließen. Auch von ihrem Vermögen hat sich die Ehevogtei zurückgezogen. In Oesterreich behält sie denjenigen Teil ihres Gutes zu selbständiger Verfügung, den sie nicht freiwillig als Beitrag zur Deckung der Haushaltungskosten in die Hand ihres Mannes legt. In Rußland aber existiert als überhaupt einziges Güterrecht die völlige Gütertrennung. Die Frau verfügt also frei über ihr

ganzes Vermögen und ist in Handel und Wandel so selbständig wie die Unverheiratete. Auch als Mutter ist sie dem Manne völlig gleichgestellt, das russische Recht kennt nur Elternrechte und Elternpflichten, aber — mit Ausnahme der dem Vater übertragenen Verwaltung des Kindesvermögens — keine väterlichen Sonderrechte.

Man sieht: die politische „Freiheit“ Westeuropas war Freiheit des Mannes, sie ist der Frau zunächst nur in der Form allgemeiner Verfeinerung der Sitte zugute gekommen, nicht aber ihrer privatrechtlichen Stellung. Diese wurde am frühesten in den politisch unfreien Staaten des Ostens gehoben.

Erst der moderne Liberalismus der Mitte des 19. Jahrhunderts brachte im Westen zunächst bei den angelsächsischen Völkern der Frau eine größere Selbständigkeit. Zwar war in England das Common Law schon durch die Eingriffe der sogenannten Billigkeits-Gerichtshöfe allmählich durchlöchert. Bis 1870 konnten aber nur begüterte Frauen von der Möglichkeit, vor ihnen Eheverträge zu errichten, Gebrauch machen. In diesem Jahre wurden dann bestimmte Teile des Frauenguts, namentlich ihr selbständiger Arbeitsverdienst als ihr Sondergut erklärt, und 1882 bedurfte es nur noch eines Anstoßes, um nach dem Muster einiger amerikanischer Staaten (New-York 1860) der Frau volle Verfügungsfreiheit für ihr ganzes Vermögen zu erringen. Dadurch rückte dann das am längsten mittelalterlich gebliebene englische Eherecht mit einem Schlage in die Reihe derjenigen Gesetze, die der Persönlichkeitsgeltung der Frau den weitesten Spielraum gewähren. Die neuen Gesetze beziehen sich allerdings nur auf das Eigentum der Frau, nicht aber auf ihr persönliches Verhältnis zum Manne: Weil und so weit sie Eigentum hat, ist sie selbständig und selbstverantwortlich. Und als besterhaltenes Denkmal der Vergangenheit besteht in England und in fünf Sechsteln der Vereinigten Staaten auch die Einseitigkeit der väterlichen Gewalt noch fort. Zufolge der sozialen Stellung der englischen und amerikanischen Ehefrau haben aber diese Reste des Common Law praktisch nicht viel mehr Bedeutung als die Romantik alter Ruinen, in die ein mit allem modernen Komfort ausgestattetes Wohnhaus hineingebaut ist.

Betrachten wir nun endlich die jüngste große Gesetzeschöpfung: unser deutsches bürgerliches Gesetzbuch, so sehen wir, daß es zwar kräftigere Spuren moderner rechtlicher und sittlicher Anschauungen, als manche andre noch geltenden Rechte trägt, daß es aber trotzdem der Selbständigkeit der Frau einen geringeren Spielraum gewährt, als die russischen, amerikanischen und englischen Gesetze. Ihre persönliche Unterordnung besiegelt geschmackvoller als die Gehorsamsparagrafen, aber doch annähernd so sicher das Entscheidungsrecht des Mannes, das ihm in allen das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten zusteht. Die väterliche Gewalt ist nunmehr in eine elterliche verwandelt, aber ihre Funktionen gehen nur, wie in England und Frankreich, bei Verhinderung des Vaters und nach seinem Tode voll auf die Mutter über. Die der Frau zuerkannte Handlungsfähigkeit aber wird durch das gesetzliche Güterrecht wieder faktisch beschränkt. Denn dies ist bekanntlich ein Güterverbindungs-system, das sich von seinen mittelalterlichen Vorfahren durch die weitaus bessere Sicherung des Frauenguts, und dann grundsätzlich dadurch unterscheidet, daß es den Arbeitsverdienst der Frau zu ihrer Verfügung läßt. Dadurch gewinnt endlich wenigstens die erwerbstätige Frau Selbständigkeit und Sicherheit gegenüber einem arbeitscheuen Laugenichts, aber die keinem Gelderwerb nachgehende, also grade die vermögende, ist zur Bestreitung ihrer persönlichen Bedürfnisse noch immer auf die Freigebigkeit ihres Gatten angewiesen.

Jede zum Persönlichkeitsbewußtsein erwachte Frau muß diese noch in allen Ländern konstatierten Reste des Patriarchalismus als unethisch empfinden. Die Frau, die sich ihrem Gatten kritiklos unterordnet, macht sich und ihm zwar die Ehe bequem, aber sie verzichtet damit nicht nur auf die eigne geistige Entwicklung, sondern sie bedeutet auch nichts für die sittliche Entwicklung ihres Mannes. Und einen Mann, der nur zu folge der rechtlichen Unselbständigkeit seiner Gattin, die Stellung die er im Hause beansprucht, einzunehmen vermag, wird kein vollentwickeltes Weib achten können.

Der Wert des Patriarchalismus für die Kulturentwicklung bestand erstens darin, daß er das Band, was unter primitiveren Formen des Zusammenlebens nur Mutter und Kind verknüpfte, auch um den Vater schlang und ihn lehrte, zusammen mit der Mutter für die Kinder zu sorgen. Er bedeutete zweitens die Loslösung der Einzelfamilie, des einzelnen Mannes von der heerdenartigen Gebundenheit an die Sippe, welche die individuelle Entwicklung des Einzelnen mit tausend Klammern gefesselt hielt. Erst infolge dieser Verkleinerung und Vereinzlung der Menschengruppen, wie sie die patriarchale Familie herbeiführte, aber konnte sich der Mensch als Individuum empfinden lernen. Sie war das Mittel, um zur Entwicklung individualistischer Ideale zu gelangen. Das Ideal der sittlich autonomen menschlichen Persönlichkeit galt nun aber bisher nur für den Mann. Die Freiheit war — das sahen wir deutlich — gerade da, wo sie am meisten bestand, in Frankreich und England zunächst nur Freiheit des Mannes. Aber die Zeit ist gekommen, wo auch die Frau die Pflicht und das Recht erkannt hat, nach ihrem eigenen Gewissen zu handeln und es nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch im Namen der Kultur einfordert.

Die Geschichte aber lehrt uns, daß Fortschritte der ökonomischen und politischen Kultur keineswegs, wie heute so vielfach geglaubt wird, von selbst den Frauen die Teilnahme an den individualistischen Kulturgütern in den Schoß werfen, sondern daß wir darum heute und künftig immer von Neuem kämpfen müssen.



## Von Frauen und über Frauen.

Eine sehr energische Persönlichkeit schreibt mir: „Es gibt nur ein Entweder — Oder. Entweder Beruf oder Ehe und Mutterschaft. Beides — ein Unding.“

Ein Diktum, so töricht und überheblich, als wollte ich ihm das andere Diktum gegenüberstellen: die Frau muß neben Ehe und Mutterschaft noch einen Beruf ausfüllen.

Ob sie es will oder nicht will, ob sie es kann oder nicht kann, das ist ihre Sache, nicht die meine. Die meine ist, soweit ich es vermag: Grenzen abschaffen.

Man redet viel von der Sphinxnatur des Weibes. Scheint dem Manne ihre Seelenschrift gleich der eines Palimpsestes, so liegt es daran, daß er nur die äußere, die obere Schicht der Schrift, die er selbst geschrieben hat, lesen kann. Die Urschrift aber kann und wird nur die Frau selbst entziffern. Viel Zeit läuft wohl noch ins Meer der Ewigkeit, ehe sie ganz entziffert sein wird.

**Hedwig Dohm.**

(„Die Mütter“. S. Fischer Verlag, Berlin.)





# „Kinderfräulein“.

Eine Kezerei aus der Sommerfrische.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

An der Napoleonschanze in Norderney war es, an einem der brütenden Tage dieses Sommers, in denen man gern den Schatten der vom Nordwest für Lebenszeit gebeugten niedrigen Bäume aufsuchte. Auf der Bank rechts von der meinen las ein Kanonier aus der Militärkuranstalt einen Kolportageroman; zur Linken disputierten ein paar Hamburgerinnen über philanthropische Vereine. Oben auf der Schanze saßen zwei „Fräulein“ mit den ihnen anvertrauten Kindern, je drei an der Zahl. Es waren augenscheinlich beruflich geschulte, ganz intelligente und sehr betriebsame Mädchen, die in weiser pädagogischer Abwechslung das Leben ihrer Zöglinge verschönten. Dem systematisch geleiteten Herunterkollern der Kleinen von der Schanze folgte gerade im rechten Augenblick, als es auszuarten drohte, ein friedlicher Ringelreihen, in dem das Vöglein, das geflogen kam, korrekterweise „von der Mutter“ einen Gruß brachte — zwei der Würmlein, die sich eben zu einem selbständigen Abstecker in das Unterholz angeschickt hatten, wurden am Schlafittchen wieder herangeholt. Dann wurde erzählt, dann eine Papiermühle im Winde gedreht, dann wurden die Kleinsten — unter Absingung eines passenden Textes — in den Sportwagen eingesammelt, und es ging auf den Heimweg, hübsch in zwei Reihen geordnet, unter Absingung eines Liedchens, das offenbar den Zahlenkreis von Eins bis Dreißig einzuprägen bestimmt war. „Achtundzwanzig, neunundzwanzig“, schallte es noch herüber, zwischen etwas schwammig anmutenden Textfragmenten. — Dann trat ein wohlthätiger Waffenstillstand ein. — Sicher haben „Papa und Mama“ beim Empfang ihrer „artigen“ Kinder wenig geahnt, daß wieder einmal ein erfolgreiches Stückchen Erstickungsmord an der Individualität der Kleinen vollbracht, daß eine weitere Dosis Rastlosigkeit und Außerlichkeit den schon so vielfach belasteten kleinen Kulturmenschen mit freudig geübter Systematik und Überzeugungstreue beigebracht worden war.

Kontraste rufen einander hervor, lernen wir in der Psychologie. Darum stand wohl vor meiner Erinnerung der kleine Inselanerjunge, der gestern, noch im Flügelkleide, vor seiner Mutter Tür spielte. Im Arm hielt er eine mit Wasser gefüllte Seltersflasche, die er mit solcher Innigkeit anblickte und ans Herz drückte, daß man wohl begierig sein durfte, was für einen kostbaren Schatz sie seiner Phantasie bedeutete. Der tragische Moment, den die Dichter immer dem Kulminationspunkt des Glücks möglichst näherücken, blieb nicht aus — die Flasche entfiel ihm und zerbrach auf den Steinplatten. An den Trümmern seines Glücks versank er in eine Betrachtung, die in einem halb pffigen, halb wehmütigen „twei moakt“ ihren rednerischen Ausdruck

fand. Offenbar war er gewohnt, mit sich allein fertig zu werden und die Folgen seiner Handlungen mit philosophischer Ruhe auf sich zu nehmen, denn meine Frage: „Junge, wat seggt Mutter nu?“ machte ihm nicht den geringsten Eindruck.

Weiterhin hatte ich Peitschenknall gehört und ein ganz kunstgerechtes „Prrr...“ Ein kleiner Knirps stand vorn auf der Hausbank, einen Bindfaden in der Hand, der mit beiden Enden an der Querlehne festgebunden war; er zog ihn mit aller Gewalt an sich, da die Pferde offenbar nicht stehen wollten. So konnten die drei Insassinnen seiner Kutsche, die er wohl als Kurgäste befördert hatte, in Gemütsruhe aussteigen.

Und jene andere Gruppe vier- bis fünfjähriger Insulanerjungen mit der etwa sechsjährigen weiblichen Aufsicht stand mir wieder vor Augen, wie sie den Weg entlang tollte, sich hinter einem Baum versteckend, fast unsinnig vor Lachen, wenn die kleine Wärterin sie nicht sofort fand. Als der Jüngste fiel und einen kleinen Brüllversuch machte, wurde ihm von der Sechsjährigen eine mütterliche Züchtigung appliziert, auf eine Stelle freilich, deren dauerhaftes Flickegewirr jeder Berührungsempfindung spottete. Aber die symbolische Handlung reichte zur Herstellung des seelischen Gleichgewichts aus, und fröhlich stob die kleine selbständige Schar weiter.

Und weiter zurück glitt mein Auge in die eigene Kinderstube. Auf dem „Tritt“ am Fenster sitzt Theba, das ostfriesische Mädchen alten Schlages, Dugende von zerrissenen Kinderstrümpfen im großen Flickekorb vor sich. Auf einen leitenden Einfluß macht sie keinerlei Anspruch; höchstens fühlt sie sich als berufene Kritikerin, wenn unsere Bauern aus der Spielzeugschachtel ihre Schweine in gar zu unwahrscheinlichem Plattdeutsch an die Stadtfrauen verhandeln. Manchmal sitzt auch die alte Flickschneiderin da und hebt dann und wann die Hände zu den mißhandelten Ohren: „Minners und Minschen, man nich so dull!“ Sie ahnt ja nicht, daß soeben Unkas die Cora befreit, oder Chingachgool seinen Sterbegefang anstimmt, oder die auf den Blumentöpfen jagenden selbstgefertigten Indianer einen Jaguar gestellt haben, oder daß gar der Kampf um Troja tobt. Den freilich verlegen wir lieber noch in den Stall auf den großen Torshausen, der so vorzügliche Wurfgeschosse liefert. Ja, dieser Torstall mit seinem mystischen Rembrandtlicht, bei dem man doch, oben auf dem Balken sitzend, so vorzüglich lesen konnte! Und die Waschküche, in der man Dohlen und junge Hunde, Igel und Kaninchen barg; die in eine alle Nachbarkinder entzückende Räuberhöhle verwandelt wurde, wenn man nur den Waschtrog umkehrte und ihn durch einen darauf niedergelegten Hundeschädel als den Schwuraltar kennzeichnete, der unserer Phantasie als notwendiges Ausstattungsstück jeder richtigen Räuberhöhle galt. Alle die Winkel und Ecken, in denen man Heinzelmännchen vermutete und in denen es sich so köstlich erzählen und träumen ließ. Alle — —

Aber da läutete die Mittagsglocke. Zur Rechten und zur Linken verschwanden Kolportagehefte und philanthropische Vereine, und auch meine Gedanken folgten der zeitgemäßen Ablenkung.

Aber die Moral der Geschichte!? Die Durcharbeitung, das System, die Reformvorschläge, das Endergebnis!? Ich werde mich hüten, dergleichen zu bringen und alle Bünstigkeit gegen mich zu empören. Was ich geben wollte, war nichts als eine Kegerei aus der Sommerfrische.



## Die Ehecandidatein.

Von

Marie Scotta.

Nachdruck verboten.

Auf den roten Rundpolstern im großen Saal des Kunstvereins saß eine Gesellschaft in Pelzen und Sealfkins, unterhielt sich und dachte an alles eher als an die Kunst. Die Pflicht war getan, man hatte den Landesfürsten, die Fürstin, den Erbprinzen, die man täglich im Leben sah, nun auch noch im Bilde betrachtet, die neuen Porträts sehr schön gefunden und ruhte sich jetzt aus.

Erzellenz von Moyl hielt die langstielige Vorgnette vor die Augen, sah durch die offenen Flügelthüren in die Vorhalle und interessierte sich für die Ankommenenden. Die Hofdame Baronin Schreck interessierte sich für gar nichts. Sie freute sich ihrer Freiheit. Die Fürstin jagte heute. Baronin Schreck war zur Hofdame ernannt worden, weil sie weder ein Pferd besteigen, noch einen Schuß hören konnte.

„Man muß sich doch manchmal gegenseitig los werden können,“ meinte Königliche Hoheit. Worin ihr die Baronin voll zustimmte.

Lady Mary Granvie, die Frau des englischen Gesandten, ließ fröstelnd den rotblonden Kopf noch tiefer in die dunkle Boa verschwinden, sprach von der Niviera und äußerte großes Bedauern, daß die Straußensebern durch den Transvaalkrieg noch teurer geworden seien. —

Der Ceremonienmeister Herr von Effen stand vor den Damen und machte ihnen abwechselnd den Hof. Er konnte nicht anders. Aber er war nicht mehr jung und fand drei ein bißchen viel. Früher wären ihm zehn ein Kinderspiel gewesen.

„Wer kommt denn da?“ sagte Erzellenz und neigte sich vor, um den Vorplatz besser überschauen zu können.

Effen sprang dienstfertig nach der Türe, obwohl sein Gichtbein energisch Protest einlegte.

„Frau von Leskow und ein Trabant. Wahrscheinlich der Better, der bei ihr zu Besuch ist.“

„Ach — das Todeskandidat!“ lachte Lady Mary. „Frau von Leskow haben flekte taste.“ —

„Ach was,“ sagte Erzellenz, „hier gibt's kein Futter für eure Standbalkronik. Marie Leskow ist mit diesem Better ausgewachsen. Ein Graf Mechlin. Er ist hier in ärztlicher Behandlung — sieht wirklich erbärmlich aus.“

Die Besprochenen traten nach kurzer Begrüßung vor die Wand mit den fürstlichen Bildern. In der Hofdame regte sich der Instinkt der Gewohnheit — sie stand auf, um die Honneurs zu machen.

„Nicht wahr, ausgezeichnet, liebe Frau von Leskow? Königliche Hoheit so reizend — diese Figur und dann unser süßer kleiner Erbprinz —.“

„Der süße Prinz hat ihr vor ein paar Tagen das Gesicht blutig gekratzt,“ flüsterte Erzellenz der Engländerin zu.

Graf Mechlin warf nur einen flüchtigen Blick auf die Porträts und wandte sich anderen Bildern zu. Er trug die hohe Gestalt etwas gebückt und ging langsam.

„Da kommt wieder ‚Anständiges‘ die Treppe herauf,“ sagte Effen. „Staatsrat von Baskow, genannt der Dienstmaier, mit seiner Tochter Eva und den Schwestern Bredow.“

„Ach, die ältere Generation!“ meinte Erzellenz. „Daß sich in der ganzen Residenz kein Mann für diese armen Mädels findet! Nun gehen sie seit zehn Jahren aus — alles umsonst!“

„Agnes Bredow ist ja verlobt,“ sagte die Hofdame schläfrig.

„Richtig. Na, Toni bekommt ohnedem keinen Mann — sie ist äußerlich edig und innerlich borstig. Aber Eva Paltwiß — dieses bildhübsche blonde Ding, heute noch hübscher als die Jüngste trotz ihrer 28 Jahre! und das wohlherzogenste Mädchen hier!“

„Was nützt Erziehung, wenn nicht hat Geld?“ meinte Lady Mary.

„Die arme Paltwiß hungert geradezu nach einem Schwiegerohn,“ sagte Erzellenz. „Ah, lieber Staatsrat — wollen wieder einmal Ihre Pflicht tun? immer eifrig und immer am Platz!“

„Pflicht ist mir Vergnügen, Erzellenz,“ sagte der Staatsrat würdevoll. Er war innerlich immer und äußerlich so oft als möglich in Frack und weißer Weste. Eine Nachlässigkeit in seiner Haltung gehörte zu den Unmöglichkeiten.

„Mir sein umgekehrt mein Vergnügen ein Pflicht,“ sagte Lady Mary.

Eins der drei Mädchen nach dem anderen tauchte vor der Erzellenz in tiefem Knix nieder und küßte ihr die Hand.

„Und Ihre Mutter, liebe Eva?“ fragte die alte Dame.

„Mama sagte, sie habe keine Zeit,“ sagte Eva Paltwiß.

„Das ist ihre ständige Ausrede! was treibt sie denn Wichtiges?“

Eva überhörte die Frage. Sie konnte doch nicht sagen, daß ihre Mutter zu Hause vor einer Nohrpuppe auf den Knien lag und ein Ballkleid für die Tochter machte.

Der Staatsrat stand fünf Minuten vor dem Bilde des Fürsten, drei Minuten vor dem der Fürstin, zwei vor dem des Erbprinzen. Dann atmete er auf und zog die Uhr.

„Darf ich die jungen Mädchen unter Ihrem Schutze lassen, Erzellenz? Ich habe noch eine dienstliche Angelegenheit.“ Dann ging er.

Eva trat nach einigen Minuten in den anstoßenden Saal, der ihr leer schien. Sie ging langsam von einer Landschaft zur anderen — kehrte wieder zu dieser zurück, dann zu jener und wieder und wieder. Sie bekam glänzende Augen dabei und heiße Wangen und vergaß ihre Umgebung.

Ein Gefühl kam über sie, das sie selbst nicht verstand, ein Gefühl, das nicht Freude war und nicht Schmerz — ein seltsam verwirrendes Gemisch von Leiden. Sie empfand es oft. Beim Lesen einzelner Bücher, bei Musik. Sie konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, aber es war da. — Endlich setzte sie sich und betrachtete eine grautönige, nebelverschleierte Landschaft. Zwischen Pappelbäumen lief ein schmaler Damm hin. Zu beiden Seiten sumpfige Wiesen. Herbststille lag darüber. Eine Windmühle breitete im Hintergrund dunkle Flügel aus. Eine Gestalt ging auf dem Damm. — Eva saß und schaute. Sie fühlte die Schwere der grauen Luft, konnte die Feuchtigkeit riechen, die aus den Sümpfen stieg. Die Stille faßte sie, die Einsamkeit des Menschen, der auf dem Damm ging, kam ihr zum Bewußtsein. Sie sah, wie sich die Gestalt bewegte — weiterging, immer durch die eintönigen Pappeln — kleiner wurde — sich in grauem Dufte verlor. „Ah,“ kam es gepreßt über ihre Lippen.

Auffschauend sah sie Graf Mechlin nahe bei sich stehen. Er schaute sie an, nicht mit dem banalen Blick eines Fremden, sondern wie ein Mensch den Menschen ansieht. Er kam zu ihr und reichte ihr die Hand.

Das Blut stieg langsam in ihr Gesicht und färbte die zarte weiße Haut rötlich.

„Verzeihen Sie!“ sagte er. „Ich wollte Sie nicht belauschen, Baronin. Nicht wahr, so weit kennen Sie mich?“

Eva antwortete nicht. Sie fand nur selten Worte, wenn sie diesem Manne gegenüberstand. Er schien sie auch nicht zu vermissen. Was er sagte, galt immer für beide; es schien einerlei, was er sagte. Seine ernstesten Augen sahen wieder nach dem Bilde.

„Ich habe es auch vorhin lange betrachtet und mich in seine Einsamkeit verloren,“ sagte er. „Es ist das beste Bild im Saale.“

„Ja?“ sagte Eva. Ich verstehe so wenig davon.“

„Ich glaube, Sie irren sich,“ sagte er und sah sie prüfend an. „Mir scheint, Sie verstehen viel, weil Sie eine Künstlerseele haben.“

„Ich?“ Eva blickte mit verstörten Augen auf. „Ich kann ja nichts. Ich male ein wenig auf Porzellan, Tassen und Teller und spiele sehr mittelmäßig Klavier —“

„Schade,“ sagte Mechlin, „aber das tut nichts zur Sache. Auf das Können kommt es nicht an —“ „Es tut mir weh,“ sagte Eva unwillkürlich und deutete auf das Lied.

Dann wurde sie dunkelrot über die eignen Worte.

Er nickte nur und schwieg.

Eva sah das blasse Profil, die ernste, hohe Stirn, den Lebenszug um den Mund, der doch so friedlich war.

Es kam ihr dumpf zum Bewußtsein, daß die Person, die Gegenwart dieses Mannes denselben Schmerz in ihr weckte, den sie beim Betrachten des Bildes gefühlt. Nur viel stärker noch. Und daß dieser Schmerz ein Ereignis war, ein Höhepunkt ihres Lebens und ihr mehr wert als alle je erlebten Freuden.

Vom großen Saale kam der Lärm von Stimmen. Es war, als spanne sich eine Kluft zwischen den Menschen dort und der Stille des kleinen Raumes, in dem Eva und Graf Mechlin allein waren.

Aber Eva gehörte hinüber zu den anderen, sie wurzelte dort drüben.

„Ich muß gehen,“ sagte sie leise. Sie fröstelte.

Er hielt ihre Hand einen Augenblick in der seinen.

„Eva!“ klang es suchend. Mechlin begleitete sie an die Türe. —

Als Eva nach Hause kam, fand sie ihre Mutter noch an der Arbeit. Frau von Palwitz hatte die Schneiderin fortgeschickt und legte selbst die letzte Hand an. „Mama, ich schäme mich, daß du dich so plagst,“ sagte Eva, „während ich nichts helfen kann.“

„Ach Kind,“ sagte die kleine geschäftige Frau, deren geschickte Finger leicht die Seidengaze handhabten, „ich tue es ja gern. Wir

müssen eben die billige Schneiderin nehmen — es geht nicht anders bei den riesigen Ansprüchen heutzutage, und sie kann nicht viel. Es ist gleich fertig. Du wirst sehr hübsch aussehen, Euchen.“

Eva nickte zerstreut. Sie war daran gewöhnt, hübsch auszusehen. Auch an die rastlose Arbeit ihrer Mutter, die allein die reizenden Toiletten möglich machte, war sie bis zu einem gewissen Grade gewöhnt und ihr Widerstand nur eine Form, ein Beschwichtigen des sich flüchtig regenden Gewissens.

„Felix hat geschrieben,“ sagte Frau von Palwitz. „Er kommt zum Hofball, bringt einen Freund mit, einen Herrn von Stettingen. Weißt du etwas von diesem Freund, Eva?“

Sie sah die Tochter forschend an.

„Nein,“ sagte Eva.

„Sie kommen schon morgen, wollen gegenüber im Fürstenhof wohnen. Felix weiß, daß wir uns einschränken müssen.“

Sie verfiel in Gedanken. Eva hätte mit größter Sicherheit jeden dieser Gedanken erraten und aussprechen können. Sie ging hinaus, damit dies nicht von ihrer Mutter geschehe.

Frau von Palwitz feierte einen Triumph, denn Eva sah am Abend auf dem Ministerball sehr hübsch aus.

„Wie sich Ihre Eva konserviert — fabelhaft!“ sagte eine gute Freundin, und Frau von Palwitz wußte nicht, ob eine Bosheit oder eine Liebenswürdigkeit beabsichtigt war. Eva sah sich in einem Kreis achtzehnjähriger Mädchen. Die meisten ihrer Altersgenossinnen hatten dem Ballsaal Lebewohl gesagt — Toni Dredow hatte sich den Fuß verstaucht, Agnes zeigte sich nirgends mehr, seit sie verlobt war.

Eva fühlte sich fremd und alt, trotzdem tanzte sie ohne aufzuhören.

„Wer ist der Dragoner, der dir so den Hof macht?“ fragte Frau von Palwitz leise in einer Pause.

„Ein Leutnant Klyen — 24 Jahre alt — keinen Pfennig,“ sagte Eva kurz und beantwortete damit die noch unausgesprochenen Fragen.

„Und sonst?“

„Die Tänzer von jedem Jahr —“

Dann wurde sie wieder abgeholt.

Als Mutter und Tochter nach Hause kamen, blieben sie einen Augenblick im Gange stehen, der von einer kleinen Gasflamme spärlich erleuchtet war — vom Hof her drang der Geruch des schlechten Tabaks, den der Schatz der Köchin unten rauchte, und der Hund an der Kette heulte durch die Mondnacht.

Eva beugte sich nieder, um ihrer Mutter gute Nacht zu sagen.

„Ich bin sehr müde, Mama — wenn du erlaubst —“

Sie hätte heute keines der Gespräche ertragen können, die Frau von Palwitz nach dem Ball liebte — mit genauestem Eingehen auf jede Einzelheit — jede Möglichkeit — „Ja — geh, mein Herzenskind — schlaf dich gut aus, damit du morgen nicht verwacht aussiehst. Hast du dich gut unterhalten?“

„Unterhalten?“ sagte Eva. „Ich glaube, es war der hundertdreißigste Ball, den ich mitmache. Da fängt es an, etwas langweilig zu werden. Es war eben, wie immer.“

Frau von Palwitz seufzte.

„Ich bin begierig auf den Freund, den Felix mitbringt,“ sagte sie unvermittelt und sah Eva mit schweren, sorgenvollen Augen an.

Sie schaute dem schlanken, blonden Mädchen nach, das den Korridor entlang glitt und in der Schlafzimmertüre verschwand.

Frau von Palwitz preßte die Hände zusammen wie in wortlosem Gebet um etwas, das man erringen muß.

Als Eva das Licht löschte und die Augen schloß, sah sie wieder den Damm vor sich, der immer weiter lief, sich verengerte, bis sich die Pappeln in der Ferne zusammenschlossen. Das weite, einsame Gefühl kam wieder über sie und eine wortlose Angst, die ihr am Herzen riß.

Früh war es ihr, als habe sie die ganze Nacht geweint.

Frau von Palwitz sah am nächsten Tag ihren bildhübschen Leutnant über die Straße kommen. Alles an ihm war klein bis auf den Schnurrbart und die lebenslustigen Augen. Neben ihm ein blonder Riese. Herr von Stettingen hatte den Gang eines Menschen, der viel reitet und an das Gehen in schweren Stiefeln gewöhnt ist.

„Landwirt,“ sagte Frau von Palwitz prüfend. „Gebräunt und verbrannt. Gut angezogen — Haltung leidlich; im ganzen annehmbar. Natürlich — neben Felix.“

Eva sah schlecht aus. Aber sie gefiel Herrn von Stettingen offenbar sehr gut. Sie saß in einem hohen Sessel, lehnte den blonden Kopf an das dunkle gepreßte Leder und unterhielt den Gast in ihrer freundlich ruhigen Art.

Frau von Palwitz rief ihren Sohn unter einem Vorwand in das Nebenzimmer.

„Nun?“ fragte sie gespannt. Das Wort sprach Bände.

Felix zuckte die Achseln.

„Ja — da ist er, Mamachen. Mehr kann ich nicht sagen. Er ist sehr wünschenswert — nun kommt's darauf an, ob er sich verliebt. Ich konnte nichts tun, als ihn herschleppen —“

„Du bist ein guter Junge,“ sagte Frau von Palwitz gerührt.

„Na, das versteht sich ja,“ sagte der Leutnant mit dem angenehmen Bewußtsein, daß sich alles Gute bei ihm von selbst verstand. „Man tut doch das Seinige zum allgemeinen Familienwohl.“

„Er ist reich?“

„Kolossal! Kann das ärmste Mädel heiraten. Geburt nicht sehr weit her — Großvater Industrieller gewesen — von unten angefangen. Na, das tut ja nichts heutzutage. Rudolf hat prachtvolle Güter und die dazu gehörige Menge Kleingeld — gibt einen famosen Schwager. Eva wird ihm gefallen — er will natürlich nur eine ganz vornehme Frau.“ —

Stettingen unterhielt Eva von der Landwirtschaft und von Getreidezöllen. Sie verstand vortrefflich zuzuhören mit klaren, kühlen Augen, die immer weiter zu fragen schienen. Stettingen kam sich plötzlich vor wie der gewandteste Redner und unterhaltendste Gesellschafter. Er sprach sich in Eifer hinein. Eva hörte kein Wort und sah immer aufmerksamer aus.

Dann kam der Staatsrat.

„Signal zum Mittagessen,“ meinte Felix. „Papa erinnert sich seiner Familie nur, wenn er Hunger hat.“

Später gingen die Freunde aus, um Besuche zu machen. Frau von Palwitz wollte „ruhen“.

Sie ruhte aber nicht — sie ging ruhelos auf und ab und dachte und baute Lustschlösser. Sie wuchs dabei ordentlich in die Höhe und aus ihrem sorgenvollen Gesicht schwand die Falten.

Eva ging zum Schlittschuhlaufen. Es war ihr nur darum zu tun, von Hause fortzukommen — sich zu bewegen. Auch sie war aufgeregt. Man wartet nicht zehn Jahre auf etwas, ohne erregt zu sein, wenn es kommt. Daß dieses Etwas jetzt in ihre greifbare Nähe kommen würde, schien ihr ziemlich gewiß. Stettingen war Naturkind, einfach und ungekünstelt — seine Gefühle traten rasch an die Oberfläche. Eva hatte Dinge in seinen Augen gelesen, die ihr Sicherheit zu bieten schienen. Lieben und Heiraten würde für ihn eins sein. Außerdem hatte er die Mittel dazu. Also woran sollte es scheitern? Daß es an ihr selbst scheitern könne, kam ihr nicht in den Sinn, oder daß sie selbst irgend welche Stimme in der Angelegenheit habe. Diese war zu selbstverständlich.

Das Glaubensbekenntnis, in dem Eva erzogen worden, lehrte sie zu leben, um geheiratet zu werden. Sie wartete darauf, diesen Lebenszweck erfüllen zu können bei der ersten möglichen Gelegenheit. Dafür hatte sie gelernt und sich erziehen lassen, als Backfisch schon. Dafür hatte sie Haare und Zähne und Leini und Figur und Hände gepflegt. Dafür war sie hübsch gewesen und liebenswürdig und wohlgezogen. Dafür hatte sie getanzt und Theater und Tennis gespielt und Rad gefahren und war Schlittschuh gelaufen und hatte bei Bazars verkauft und Sommerreisen gemacht. Und je länger sie gewartet hatte, desto mehr erschien ihr diese Gelegenheit im Lichte einer unumstößlichen Notwendigkeit.

Trotz des wunden Schmerzes, den sie mit sich herumschleppte — trotzdem sie sich wachend und träumend eines andern bewußt war — sein Dasein, seine Persönlichkeit fühlte —

Als sie in die Straße einbog, in der Graf Mechlin wohnte, sah sie ihn langsam auf sich zukommen.

In seinen Augen waren ferne Tiefen — es war, als sei er weit, weit fort. Er sah erschreckend krank aus.

Als er Eva sah, brach das Lächeln über sein Gesicht, das wie eine Offenbarung war — Evas Herz krampfte sich zusammen. Eine dumpfe Sehnsucht schrie in ihr auf. —

Sie gingen aneinander vorüber.

Am Abend zeigte sich die Familie Palwitz in der Fremdenloge. Stettingen saß hinter Eva. Die Neugierde des ganzen ersten Ranges wurde wach. In einer Pause kamen Bredows herüber — man ging im Foyer auf und ab.

„Wer ist es? und woher? und ist es etwas? Erzähle doch!“ flüsterte Toni und hielt Eva am Armel zurück.

„Ein Herr von Stettingen. Aus Feligens Garnison. Ich weiß es nicht,“ beantwortete Eva die drei Fragen. „Ach geh!“ sagte Toni gereizt. „Du weißt wohl — man sieht es deinen Augen an, wenn du auch noch so kühl und gleichgültig tust. Ich bitte dich — wenn man zusammen in der Tanzstunde gewesen und seitdem zehn Winter lang zusammen ausgegangen ist, dann macht man sich gegenseitig nichts mehr weis. Er ist wohl reich, sonst hätte Felix ihn nicht mitgebracht?“

„Ja,“ sagte Eva.

„Welch bildhübscher Mensch Felix ist,“ sagte Toni mit schlecht verhaltenem Verlangen in der Stimme. „Gott — du hast Glück, Eva! Ich dachte schon, es bliebe bei dir auch nichts übrig, als Stiftsdame zu werden — ich schüttle mich, wenn ich daran denke!“

„Ich habe nicht einmal ein Stift, in das ich gehen könnte,“ sagte Eva.

Auf dem Hofball wurden Stettingens Gefühle für jedermann offenes Geheimnis.

„Jakob hat gebient um die Leah zehn Jahre,“ sagte Lady Mary, „oder ist es gewesen die Rahel? Ich habe vergessen Testament. Eva Palwitz auch hat gebient zehn Jahr — nun sie bekommt ein Jakob.“ Frau von Palwitz bebte vor freudiger Erregung, die sie sorgfältig zu verbergen suchte. Eine mitleidige Herablassung schlich sich in ihre Haltung, wenn sie mit Müttern sprach, die unbeschlagene Töchter hatten. Es kostete sie Mühe, ein Gespräch zu führen, denn beständig schwirrten ihr Worte durch den Kopf, mit denen sie den Schwiegersohn

begrüßen wollte — Speisezetteln für Verlobungsessen und Hochzeitsfrühstück — Daten für den Hochzeitstag — Aussteuerfragen —

Im Wagen zog sie Eva plötzlich an sich. „Mein geliebtes Kind,“ sagte sie mit tränenerstickter Stimme. „Gott segne Dich!“ Es war ihr ganz weisevoll zumut.

Eva lag kalt und regungslos in ihren Armen. „Freust du dich denn nicht, Kind?“ fragte Frau von Palwitz besorgt.

„Freuen?“ sagte Eva. „Nein — das gehört ja nicht notwendig dazu. Ich bin froh — natürlich. Das ist eine andere Sache.“

„Du sonderbares Kind! Wir haben doch allen Grund zur Freude — ein so lieber Mensch und so viel Geld!“

„Ich weiß nicht, ob er ein lieber Mensch ist oder nicht, Mama! Er scheint sehr anständig, und, wie du sagst — er ist reich.“

„Ja — nun, das sind zwei Hauptsachen. Die Liebe kommt mit der Tatsache der Verlobung. Es ist viel hübscher, wenn ein Mädchen so lange wartet, bis sie ihre Neigung zeigt. Ich denke morgen, Eva?“ —

Aber Stettingen erklärte sich am nächsten Tage noch nicht.

„Um Gotteswillen, Felix,“ sagte Frau von Palwitz, „warum hält er nicht an? es steht doch nichts im Wege!“

„Alles in Ordnung, Mamachen! Das ist eine kaufmännische Eigenschaft, die er ererbt — Vorsicht und Zurückhaltung vor definitivem Abschluß. Aber er wird abschließen.“

Sie beruhigte sich und wartete die Entwicklung ab. Es lag ja schon ein Genuß in der Seelenruhe, mit der sie Eva jetzt ausführen konnte, ohne vor und während und nach jeder Festlichkeit die ganze Skala von Spannung, Aufregung, Sorge, Angst und Wünschen durchzumachen, die sie in beständiger Steigerung zehn Winter lang durchgemacht.

Auch lag ein Genuß in den Bemerkungen, die man ihr machte. Wenn ihr eine gute Bekannte sagte: „Nun, da braucht man ja nicht zu fragen, wie die Dinge stehen,“ oder „Wann darf man gratulieren?“, dann hüllte sich Frau von Palwitz in liebenswürdig kühle

Gleichgiltigkeit, zuckte die Achseln und sagte: „Ach — das weiß man ja gar nicht. Gott — junge Leute! Das will sich unterhalten — da muß man nicht gleich nach den Absichten fragen. Eine kleine Courmacherei braucht nicht immer vor Altar und Standesamt zu endigen. Es wäre ja auch hart, Eva zu verlieren —“

„Wie albern von der Palwitz!“ sagten dann die guten Bekannten unter sich. „Als wenn nicht jedermann wüßte! Wenn sie ihre Eva nicht verliert, verliert sie den Verstand.“ —

„Heute ist musikalischer Abend bei Leskows, Mama,“ sagte Eva. „Ich möchte hingehen.“

Stettingens Gesicht fiel. Er hatte einen Theaterabend geplant.

„Meinst du, Herzchen? Das neue Lustspiel wäre vielleicht unterhaltender —“

„Ich möchte hingehen,“ wiederholte Eva, und in das zarte blonde Gesicht trat ein Zug, den Frau von Palwitz nicht gern sah. Er bedeutete eine Grenze, über die hinauszugehen sie nicht wagte.

„Ja, wenn du daran hängst, Herzchen!“ Es war ja auch vorteilhaft, Stettingen zu zeigen, welch' gute Schwiegermutter es geben kann. „Also gehen wir zu Leskows. Sie begleiten uns doch, Herr von Stettingen? Man braucht zu diesen reizenden Abenden nur die Einführung durch einen Stammgast.“

Als man an der Leskowschen Wohnung ankam, tönte die Mondscheinsonate durch ein offenes Fenster herunter.

„Ach, eine Sonate!“ sagte Frau von Palwitz. „Wir müssen mit dem Eintreten warten, bis sie zu Ende ist.“

„Warten wir hier unten,“ sagte Eva.

Eine Unruhe hatte sie erfasst — sie wußte nicht, ob sie Mehlins Gegenwart oder seine Abwesenheit wünschte.

Tauwetter war eingetreten. Die Straße glänzte, die Laternen spiegelten sich in der Feuchtigkeit. Ein warmer, starker Wind brauste durch die Luft, und von weither kam ein Rauschen — das Frühlingsrauschen des Föhrentalbes draußen vor der Stadt.

Und unter diesem Rauschen erwachte der Durst wieder, der Eva gequält — den sie



hatte stillen wollen um jeden Preis — das Rauschen drang wie eine weite Sehnsucht nach etwas Weitem, Unerreichbarem an ihre Seele — der Wind rüttelte ihr am Herzen. — Wie das quälte — quälte!

Statt dessen hörte sie Stettingen zu, der sich über das Lautwetter freute, damit gehörig Feuchtigkeit in den Boden käme.

Dann war die Sonate zu Ende, und sie gingen hinauf.

Sie sah ihn sofort. Er stand allein in einer Ecke. Er kam durch den ganzen Saal langsam auf die Eintretenden zu.

„Kommen Sie dort in meine Ecke,“ sagte er zu Eva. „Dort hört es sich wundervoll zu. Es geht bei der Musik wie bei den Bildern — man muß ein wenig davon entfernt sein. Und alles groß auf sich wirken lassen.“

Er schob Eva einen Sessel hin und sank selbst in einen danebenstehenden — seine Bewegungen waren mühsam, als müsse er sich Gewalt antun. — Jemand sang Dvoraksche Zigeunerlieder.

Jeder Ton prägte sich scharf in Evas Bewußtsein. Sie hätte die Worte nachsprechen können. Dabei zählte sie die Volants am Rock der Sängerin, immer wieder, von oben nach unten, von unten nach oben.

Sie wurde heiß, und die Spitzen auf ihrer Brust hoben sich unruhig beim Atemholen.

Als die Lieder zu Ende waren, redete Mechlin in freundschaftlichem Ton über gleichgiltige Dinge. „Wissen Sie, daß ich heute Ihre Stimme noch nicht gehört habe?“ sagte er endlich und lächelte.

„Ich höre lieber zu,“ sagte Eva. „Und dann habe ich das Gefühl, als wüßten Sie im voraus alles, was ich sagen könnte und wollte — als sei das Reden unnötig.“

Marie Leskow spielte die Peer Gynt Suite. Die „Morgenstimmung“ ging wie mit klarem, golddurchleuchtetem Wehen an ihnen vorüber und verklang mit dem Rollton bewußter Sehnsucht.

Und dann erhob sich ein Schmerz groß und fern und unberührbar in den ersten Akkorden von „Aves Tod“.

Wie schön das war — wie klar und still — und wie unendlich traurig.

Es wurde ruhig in Eva. Alles wich zurück und trat weit von ihr weg — ließ sie allein mit dem Mann an ihrer Seite. —

Er sah tief glücklich aus.

„Sterben ist etwas Großes,“ sagte er. Er sagte es wie jemand, der über eine Sache sprechen kann, weil er ihr nahe steht.

Plötzlich nach einem kurzen Schweigen neigte er sich zu Eva.

„Kind,“ sagte er, „lieben Sie diesen Mann, mit dem man Sie schon verlobt sagt? oder stehen Sie im Begriff etwas zu tun, was einer Verleugnung Ihres innersten Selbsts gleichkommt?“ Eva war zusammengezuckt. Das Blut schoß ihr dunkel in die Stirne, ebte zurück und ließ sie tief blaß. Ihre Augen schauten groß, gerade vor sich hin. Sie antwortete nicht.

„Wissen Sie, woher mir das Recht kommt, das zu fragen?“ fuhr er fort. „Daher, daß ich selbst mit nichts mehr an die Welt geknüpft bin — daß ich die Dinge wie ein Abreisender betrachte, der die Gegend zum letztenmale sieht. Das gibt Perspektive.“

Sie streckte unwillkürlich die Hand aus, um den jähen Schmerz abzuwehren, der sie durchfuhr.

„Wenn Sie sich selbst verraten und verkaufen —“

„Ich? was bin ich?“ fragte sie hastig — „oder mein Selbst —?“

„Sie sind ein Mensch, der wie alle Menschen die Pflicht hat, das Wahre, das er in sich trägt, in seinem Leben zum Ausdruck zu bringen“, sagte er sehr ernst, und plötzlich war es Eva, als stiege eine Scheidewand zwischen ihnen empor, die sie trennte. „Sie müssen es, sonst ist Ihr Leben verfehlt. Deshalb dürfen Sie keine Konvenienzehe eingehen. Denn zu was würden Sie es tun? Doch nur um rein äußerer Dinge willen — um Dinge, die in Ihrem Leben nur zufällig sein dürfen — nicht wesentlich. Dinge, von denen Sie unabhängig werden, über die Sie sich erheben müssen. Ich wünsche Ihnen ein fortwährendes Hinauf — eine Konvenienzehe aber wird ein Hinab für Sie bedeuten. Das ist ein zu teurer Preis —“

Eva warf den Kopf zurück und sah ihn an. Ihre grauen, dunkelumrahmten Augen

waren wie Wasser, in denen man einen trüben Untergrund aufgewühlt hat. Sie blickten jörnig.

Sie zürnte ihm, weil er ihr so weh tat. Und weil sie ihm ja nie begreiflich machen konnte, wie das alles zusammenhing — das konnte ein Mann ja nicht verstehen — „Sie sind mir böse,“ sagte er. „Ich ringe um Sie, und beim Ringen gibt man nicht immer acht, wo und wie man zusagt.“ —

Ein Diener kam und präsentierte ein Brett mit Teetassen.

Als Eva die Hände hob, sah Mechlin, wie sie zitterten. Aber mit einem starken Willensaufwand bezwang sie diese Schwäche — nahm fest die Tasse, hielt sie ruhig in der einen Hand, während sie mit der anderen Zucker hineinwarf und Milch eingoß. „Sie haben Kraft in sich,“ sagte Mechlin, als der Diener sich entfernt hatte. „Sie können sich beherrschen und ertragen. Warum dies alles für eine wertlose und deshalb schlechte Sache? Jemand fing zu singen an.“

Nach dem letzten Ton des Liedes sah Eva, daß ihre Mutter ihr ein Zeichen machte. Sie stand auf — sah Mechlin an. Ihre Augen waren trostlos. Sie sagte nichts mehr. Wozu? — Sie wandte sich und glitt durch den Saal. Es war etwas Zerrissenes, Unbefriedigtes in der Art, wie sie auseinander gingen. — Die Disharmonie des Unvollendeten.

Eva saß jetzt neben Baronin Schreck und beantwortete Fragen.

Stettingen lehnte in einer Ecke und sah verstimmt vor sich hin.

Frau von Palwitz fühlte Mordgedanken in ihrer sanften Weibeseele aufsteigen. Es

war ihr ein Trost, daß Mechlin zum Sterben krank aussah. Sie erhob sich bald, um sich zu verabschieden. Sie konnte es nicht mehr länger aushalten, ohne Eva auszuschelten.

Als sie in die Straße traten, verabschiedete sich Stettingen sofort ziemlich förmlich.

Der Ton seiner sich entfernenden Schritte krampfte Frau von Palwitz das Herz zusammen. Sie überschüttete Eva auf Französisch mit Vorwürfen und Jammer, sobald sie außer Hörweite waren.

„Mama, la femme de chambre!“ sagte Eva warnend wegen des Mädchens, das sie abgeholt. —

„Elle ne comprend pas.“

„Elle comprend le ton — sag' es mir zu Hause.“ Ihr gleichgiltig ferner Ton ging Frau von Palwitz auf die Nerven. Sie hätte Eva schütteln mögen. — Vereinzelt große Tropfen fielen vom schwer dunkeln Himmel — Wind und Wald rauschten immer noch. Aber Evas Gesicht strömte es warm — sie wußte selbst nicht, ob es Frühlingsregen war oder Tränen. —

Zu Hause fand ein stürmischer Auftritt statt. Das heißt — nur Frau von Palwitz stürmte — Eva schwieg. Sie hatte ja nichts zu antworten. Es war ja alles wahr, was ihre Mutter sagte. Aber Eva fühlte nichts — sie war ganz stumpf. Sie dachte daran, daß sie Stettingen verlieren würde, aber es schien, als läse sie es von jemand anderem oder sähe ein Stück auf der Bühne. Dazu gehörten auch die Vorwürfe ihrer Mutter. Die mögliche Entwicklung zog fremd an ihren Gedanken vorbei. —

Endlich durfte sie schlafen gehen.

(Schluß folgt.)



# Bilder aus Flandern.

von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

**N**osmopolis am Meere, eine Weltstraße, so streckt sich die Digue von Ostende mit ihrem hell-ebenen Steinparkett, hoch über dem Strand aufgebaut, von dem Fayence- und gläsernen Kurfaal zu den weißen Wandelgängen des Royal Palace-Hotels. Seltsame Mischung aus Künstlichkeit und Natur scheint es, wie dort unten am Strand das Fest der Elemente gefeiert wird, die Flut anstürmt gegen die scheidig gestreifte Riesen-Wagenburg der Kabinen, die schweren Pferde im Meergrisch stampfen, die Fülle der Badenden, Männlein und Fräulein, im Spiel der Wellen auf- und nieder-tauchend, durcheinander wirbelt, sonnenbeglänzt über der nassen Haut in schwarzem und blauem Tricot — und wie hier oben unter freiem Himmel sich ein Gesellschaftsbild entfaltet, Bilderzenen aus einem Pleinair-Foyer mit Chiffon- und Spitzenwehen.

Der Vordergrund das Meer, der Hintergrund die lange Linie der Hotelfassaden, weiße Wände mit den Glaskästen der Balkone und Veranden. Ihr Anfang und Ende, Kurhaus und Palace, erinnern an den Vergangenhheits-Feststil Pariser Weltausstellungen. Egotische Kuppeln und Türme, Chateau d'eau-Emporen, Rondelterrassen, Palastportale.

Westwärts von dieser Straße liegt der Strand der Gegenwart. In dem jungen Westende erstand als Gegenstück des Ostender Welttheaters das intime Theater. Eine Cottage-Kolonie am Meere wuchs hier auf, keine repräsentative Hotel-Palazzi, sondern zierliche Sommergehäuse, und auf diesem kleinen Dünenflecken finden sich mehr Zeichen moderner angewandter Lebenskunst vereinigt als in ganz Belgien.

Den englischen Landhäusern der Bailli Scotts und Boyseys verwandt sind diese schmucken Bauten. Sie betonen alle das Rustikale, die Simplität des Materials; wie sie aber die Bestandteile mischen, wie sie die farbigen Wirkungen abtönen, wie sie durch reizvolle Unsymmetrie interessante Bewegung in die Fassade bringen, das atmet Frische und Leben.

Unter hellem Himmel, in Sonne und Meerluft gebadet, stehen diese Villen farbenfroh da. Aus rauhen Backsteinen sind sie mit sichtbarem Fachwerk. Rot und grün ziehen sich die Holzspangen über die Wände. Sie rahmen die Fensterkreuzung, und in dieser Umrahmung liegen die in weißen Sprossen gefasteten Scheiben.

Die Fenster sind die Schmuckstücke der Fassade. Häufig werden sie ovalgebuchtet aus der Wand herausgebogen, oder sie runden erkerförmig die Ecken ab und deuten damit nach außen die behagliche Gliederung der Innenräume an. Schmuckwirkung haben auch die Eingänge. Sie werden gern seitlings angebracht. Als ein Anbau mit zierlichem Eigendach entwickeln sie sich. Doch das Reizvollste sind die Dächer mit ihren kletternden Giebeln. Solch Dach wird mannigfach variiert, in Gebungen und

Senkungen steigt es und flacht sich ab, man kann aus ihm lesen, wie unter ihm die Langeweile der vier Wände, der kastenförmigen Zimmer überwunden ist, wie die Räume verschieden hoch sind, wie in einem höheren Raum eine niedriger gedeckte Koje eingebaut ist als ein beschaulicher Dämmerwinkel, wie ein Lugaus vorspringt. Und keine üble Idee war es, einem dieser Landhäuser ein mächtiges Strohdach aufzusetzen, das wie eine alte gemüthliche Haube darüber hängt und in seinen Schatten alle die lustigen Farben sammelt: das Graurot des Backsteins, das leuchtende Weiß der Spalierfenster, das tiefe Grün der aufgeschlagenen Fensterläden mit ihren herzförmigen Ausschnitten. Wie Ostende die Sommerfiliale europäischen Großstadtlebens, so ist Westende gewissermaßen eine Versuchsstätte unserer jungen angewandten Kunst, und ein überraschendes Zeichen dafür empfängt man in der schmalen Verkaufshalle am Strande, den Salles Westendaises, die ein Musterlager moderner Kunstgewerbe-Arbeit aus allen Gebieten und Ländern ausbreiten: Cecil Aldinsche Kinder Frieze, die Arche Noah des Libertyschen Kinderzimmers, holländische Wandbilderbogen ländlicher Tänze, Nicholsonische saftig graugelbe Sportholzschritte, das Spielzeug der Dresdener Werkstätten für Kunst im Handwerk, die Almanache der Kate Greenaway, Steinlens Katzenalbum, Leinendecken und Applikationsarbeiten und vor allem gute Poterien. Koloristisch ausgezeichnetes Steinzeug, Poterie de Flandre, steht auf den Regalen, schöne melonen- und kürbisförmige Vasen in schwimmenden, an die Mustern-Nuancen erinnernden Tönen, überlaufen von mattgrünen Flüssen. Zeichen des Meeres ist diese Koloristik, Reflex jener Wellenstimmung in Milchig-grau, das sich an den Rändern absinthgrün abtönt . . .

\* \* \*

Das Mondäne Ostendes (der leise welke Stich paßt gut dazu) und die frische farbendralle Jugend Westendes hat in Nachbarnähe ein Stück Mittelalter. Aus dem Flachland steigt mit Wehr- und Bettürmen Brügge. Einer der stärksten Gegensätze ist es, wenn man von dem bunten Lebenskarneval des Weltbades in die alten winkligen Straßen dieser verschollenen Stadt gerät. Diese Nachbarschaft und dieser Kontrast mag auch zu der allzu geläufig gewordenen Formel Bruges la morte geführt haben. Wer unbefangen sieht, wird trotz jenes Kontrastes sich etwas gegen jene Feuilletonisten-Retouche des „toten“ Brügge auflehnen. Vergangenheitsstimmungen, Traumdämmerungen kann man hier wohl genießen, aber das alles spielt doch nur auf dem Hintergrund der Gegenwart. Und diese Gegenwart ist die richtige Gegenwart einer Kleinstadt. Die Luft hallt nicht von Gebeten wider, und die Kinder sehen nicht (wie die Stimmungsmacher uns glauben machen wollen) blasser, vornehmer und trauriger aus als anderswo. Niemand hat auch bisher verraten (wohl aus Furcht das tote Brügge zu kompromittieren), daß der Belfroi, der uralte Hallenturm auf dem Marktplatz, durch eine moderne Geschmacklosigkeit gezwungen wird, allstündlich mit seinem Spielwerk den Donauwalzer abzurollen.

Der Donauwalzer über der Stadt der Beguinen- und der Siechenhäuser. Weinah pikante Tragikomik ist das. Aber schon dies eine Zeichen beweist, daß die einheitliche Stimmung dieser Stadt, die so oft geschildert worden ist und die offenbar ein jeder immer mit den Augen seines Vorgängers gesehen hat, nicht vorhanden ist. Viel gesammelter, in sich ruhend, finde ich die alten holländischen Städte, Haarlem vor allem und die kleinen wirklich von der Zeit vergessenen Flecken, wie Rhinsberg und Katwyk am Rhein.

Eine Enttäuschung hat man so zuerst in Brügge zu überwinden. Es bannt uns nicht mit einer Atmosphäre, sondern man muß sich die Stimmungen und Eindrücke im einzelnen suchen und sie aus der Nachbarschaft von manch Banalem herauslösen. Ausbeute empfängt man dabei wohl, aber die Nebel des Verwunschenseins, daß man glaubt in Wundern zu wandeln, umhüllen uns nicht.

Die Grachten in Leyden und Haarlem sind düsterer, stygischer als in Brügge, und erst wenn der Abend die Schleier über das Gemäuer mit den blinden Fenstern und die schleppenden Rankengardinen breitet, wenn die Dämmerung zwischen den Säulen des herausgebauten Rundaltars hängt, wenn die verwilderten Wassergärten in grauen Flören versinken, erst dann spricht der Schwermuts-Eindruck des Quai du Rosaire. Am Tage überwiegt mehr eine gewisse Niedlichkeit des Eindrucks.

Mehr Kuriositätsreiz als Stimmung haben auch jene alten Straßen im Osten, in der Nähe der Jerusalems-Kirche. Da ist die Rue de l'huile, zwischen Mauern, ohne Häuser, grasbewachsen, verlassen, und die Rue de Poivre, die wirklich den Eindruck einer mittelalterlichen Straße überliefert: Krumm geschlängelt, schmal, mit den Wänden ihrer niedrigen Giebelhäuser mit einer Scheibe in der Front, der Puppenstubentür, dem winzigen Flur mit dem begrünten Gartenfenster im Hintergrund und der Bordergangstaffage der alten Frau mit dem Klöppeltischen. Zur Stadt hinaus führt die Straße, zu einem jener Bollwerkture, die den Ringgürtel Brügges wehrhaft schließen. Ungefüge, kurzstämmig stehen sie da, wie aufgerichtete plumpe Kanonenrohre der Vergangenheit. Flach mit versengtem Grün streckt sich draußen das Land. Eine einsame Windmühle dreht sich auf einem traurigen Sandhügel.

Ein anderes Tor führt zur Beguinengegend und zu dem stillen Wasserpiegel des Lac d'amour, des Minnewater.

Schöne Namen voll Phantasieschwingung hat Brügge, das muß man sagen. Die Vorstellung des Liebessees mit Schwänen, in dem sich die ernste, abwehrende Mauer der Beguinenhöfe spiegelt, weckt Märchen und Träume. Und die Vergangenheitsstimmen flüstern dazu von der alten Herrlichkeit der Stadt, der Meerkönigin, die gerade hier im Minnewater, dem gewaltigen Hafen von einst, den Prachttribut aller Länder der Erde empfing und von der sich, wie durch einen Fluch gebannt, das leben- und goldspendende Meer zurückzog, sodas die Königin zur vergessenen Bettlerin wurde, und nun statt der schäugelbeladenen Galeeren aus den Wundergärten des Orients auf schweigendem, stillstehendem Wasser nur die Phantome weltabgewandter Nonnenhäuser schwimmen, Schatten von Schatten.

So spielt die Phantasie, aber das wirkliche Bild hält doch die Stimmung nicht ganz fest. Falsche Züge kommen hinein. Moderne Backsteinbauten am Minnewater stören den Eindruck des Alterversunkenen. Ein frecher Riesenschornstein überschneidet den Blick von der Beguinenbrücke und schlägt die Legende nieder wie mit der Goliathkeule.

Aber den Brückenbogen geht es durch ein spitzbogiges Portal in den Beguinenhof. Gras zwischen den Steinen und hohe Bäume, hinter ihnen die kleinen Zellenhäuser der alten Huzelweibchen in ihren Kapuzenmänteln mit den weißen Hauben.

Stille liegt über der Szene, aber der Eindruck bleibt doch wieder hinter der Vorstellung zurück. Dem Bilde dieses Nonnenhofes fehlt die Geschlossenheit, das Unerbittliche; ich stehe und schaue, aber diese Mauern vermögen nicht ihren Namen

auf mich zu wälzen. Das Letzte, Zwingende fehlt, die atmosphärische Gewalt und Dämonie, die den Menschen, der in ihren Kreis tritt, für Momente mit verwandelt; italienische Certosahöfe haben dieses Fluidum.

Zwei Plätze hat Brügge, die Zeichen der stolzen Vergangenheit tragen: der Marktplatz und der Burgplatz.

Auf dem Marktplatz liegen die alten Zunfthallen.

Sie haben, wenn auch äußerlich ohne Ähnlichkeit, im Charakter, im Geist, aus dem sie errichtet wurden, etwas vom Palazzo Vecchio in Florenz. Herrisch, gepanzert, in den Boden gewurzelt stehen sie da, Architekturgegenbilde der alten Städte-Hollande, und ihre Mauern reden stumme Sprache: nicht einen Fuß breit weichen wir.

Und voll Trotz reckt das Bauwerk aus seiner Mitte einen ungeheuren Turm in die Höhe, einen Turm, der zu der Höhe des Hauses theoretisch ganz unverhältnismäßig erscheint und der gerade dadurch ganz stark wirkt, voll Hybris, voll grimmtiger Laune.

Er wird gleichsam herausgetrieben aus dem Dache, dreischossig, ohne daß seine Wucht erlahmt, mit immer neuem Kraftansatz wächst er sich aus. Keine Spitze, keine schlanke Verjüngung schleicht ihn ab, eine mächtige Mauerkrone mit zackigem Zinnenkranz deckt ihm das massige Haupt.

Und dieses Enakskind spielt nun den Donauwalzer.

Wenige Schritte weiter kommt man zum Burgplatz.

Das ist der charakteristische belgische Städteplatz, wie ihn in höchster Vollendung und Ausbildung dann Brüssel zeigt. Skulpturalfassaden. Die Wände, statuenbestellt, gleich Schmuckschreinen; der ganze historische Gedächtnis- und Sarkophagprunk aus dem Inneren nach der Straßenfront verlegt; Gold auf den Flächen und Filigranwerk in zierlichem Durchbruch, flandrische Spitzenmuster in Stein. Ein kostbares Bijou solcher Spitzen- und Goldschmiedkunst in Stein ist auch die Bibliothek. Ihr schmales Portal ist mit einer Miniatur-Artistif, die an Reliquiarien erinnert, geschmückt, silbern geschildert, mit Reliefs und steinernem Geslecht- und Rankenwerk.

Leider macht sich in unmittelbarer Nähe dieses graziösen Gebildes der fatale Reklamekachelbau einer Fliesenfabrik breit, dessen grelle, schreiende Felder mistönend die Harmonie und Ruhe unterbrechen.

Brügges künstlerische Habe ist nicht in einem Museum gesammelt, sie ist verstreut, man muß sie an verschiedenen Orten auffuchen. Und wie in Italien hat sich aus dem Zeigen dieser Schätze eine emsige Industrie ausgebildet, die gelehrig auch in den Kirchen Extrakabinette einrichtet, Verschlusswände mit viersprachigen Tarifbelehrungen.

In Notre-dame bergen diese Wände eine Grabstatue voll holden Reizes, Maria von Burgund. Unvergessbar sind die wunderbar schlanken betenden Hände dieser schlummernden Maria. Sie ruht, von den Falten ihres Gewandes umwallt. Das matte Bronzegold ist mit dem Stichel unendlich fein bearbeitet. Spitzengewebe scheint sich darüber zu ziehen und, wenn durch die violetten Scheiben die Sonne fällt und in den Falten des Königsgewandes spielt, dann leuchtet das Edelmuster auf. Und das Antlitz der Fürstin ist, fern jeder repräsentativen Konvention, von einer Frauenlieblichkeit, von einer lebendigen Anmut, daß man an die lebenslächelnde Plastik der Florentiner denkt.

Auf einem Altar dieser alten nordischen Kirche steht ein Werk Michelangelos, die „Madonna mit dem Kinde“. Brügger Kaufleute haben es einst in der großen Zeit der Macht und des Reichtums für ihre Stadt bestellt. Voll Zartheit der Form ist es,

weich gerundet, und die Finger des Jesuskinds sind voll Kindeslieblichkeit. Auf dem Antlitz der Mutter liegt eine versonnene nachdenkliche Zärtlichkeit. Etwas Intimes und Zierliches hat dieses Werk, in der übergewaltigen Michelangeloschen Niesenwelt steht es einzig da.

Die Kirche, die es birgt, ist leider in ihrem Innenraum arg durch moderne Renovation schimpfirt worden. Und sie ist wieder ein Zeugnis, daß die Einheitsstimmung des toten Brügge in Wirklichkeit nicht existiert. In häßlichem Grün und Weiß sind Mauern und Säulen-Kannelierungen getüncht, altes Gerät fehlt gänzlich, neue grellgelbe Messingleuchter spreizen sich, auf Wandarmen aus Zinkguß sitzen Gasglühlichtstrümpfe; wenig Vergangenhheitsinn zeigt sich hier.

Auch im äußeren gibt die Kirche nicht viel Stimmung. Ihre eine Seite gleicht einem Abbruchplatz mit den nackten Abrißwänden, und einen gewissen Reiz hat nur die Seite mit der Taufkapelle in zierlicher Gotik, die — wieder spielt liebliche Namengebung — das Paradies heißt; Grün umrannt es und der pittoreske Taubenschlagturm des Gruyterhauses steigt über ihm in die Luft.

Gegenüber der Liebfrauenkirche zieht sich die altersdunkle Mauer des Johannes-spitals, das die Bilder Memlincs hütet. Durch Spitzbogengewölbe — Nonnen in der Flügelhaube öffnen das Portal — kommt man über Höfe mit spärlichen Blumenbeeten, vorbei an den Hallen mit den schmalen weißen Betten, darinnen franke Kinder liegen, in ein Kabinett mit Balkendecke, Ramin, holzgeschnitzter, eisengefaster Tür, verbleiten Fenstern. Dieser Raum ist mit liebevollem Sinn für die innige Memlinc-kunst gestimmt. Hier steht der berühmte Wunderschrein mit der Darstellung des Lebens und Sterbens der Heiligen, der in seinen Martyrien uns allzu idyllisch, spielerig, niedlich erscheinen will, mehr illuminierte Miniature, als Charakteristik.

Dafür fesselt gefühlstark der Johannesaltar, dessen Dreiflügelbild die Breitwand des Raumes füllt. Das Mittelstück stellt die Vermählung der heiligen Katharina mit dem Christkind dar. Die Heilige ist mit einer Ornamentkunst von subtilstem Geschmac geschmückt. Ein schwarzgoldgemustertes Gewand, an die Granatapfelstoffe aus geschnittenem Sammet erinnernd, umschließt den schlankfließenden Körper. Das blasse schmale Antlitz wird durch einen hauchzarten transparenten Schleier noch vergeistigter, entkörperter. Das Antlitz einer Seele scheint es, und eine Gebärde, allem Irdischen entrückt, voll seelischer Ekstase ist es, mit der der Arm und die schimmernden Finger der Heiligen dem Kinde entgegen schweben, den Weihering zu empfangen.

Brügges anderer Stolz, die van Eyks, sind in einem häßlichen, stimmunglosen, mit wahllosem Bildermaterial vollgestopften Sammelraum untergebracht. Man vergißt aber vor ihnen ihre Umgebung.

Das Madonnenbild mit dem Stifter, dem Kanonikus van der Paele und dem heiligen Georg zeigt die leidenschaftliche Natur- und Wirklichkeitsandacht Jan van Eyks; nicht glatte Schönheit, sondern das Charakteristische lockt ihn, das Menschliche ist ihm uner schöpflicher Stoff. Wie er Adam und Eva nicht als Legendarwesen, sondern als Elementargeschöpfe des Urwaldes, wildwüchsig, Adam als den zottigen Jagdmenschen, Eva mit der Mutterschaft gezeichnet darstellt, so sieht er auch in die Sakralwelt. Nicht mit der Ehrfurcht des Peters, sondern mit dem spürenden Blick des Künstlers, der seinen Gegenstand neu schauen, der sein eigenes Spiegelbild der Dinge geben und nicht überkommene Formen kolorieren will.

Und die Abneigung gegen platte, konventionelle Schönheit führt ihn dazu, die Madonna mit dem Kinde in irdischer Armlichkeit zu malen. Es ist eine Mutter in Not und Elend, und ein Kind des Kummers, im Stall geboren und im Mangel aufgezogen. Sie widerspricht nicht den Evangelien, diese Auffassung, und voll tiefen Sinnes ist nun die kühne Weiterführung dieses Vorwurfs. Die kargliche Mutter und der abgezehrte Säugling, des Menschen Sohn in äußerer Niedrigkeit und zugleich das Heil der Welt, sie werden auf den Thron in prunkvollen, trophäenartigen Rahmen gesetzt. Glanz und Pracht hulldigen. Gold und Purpur strahlt. Zur Rechten steht pomphaft der heilige Donatus. Zur Linken der Ritter Georg mit dem knieenden Stifter, dem Kanonikus van der Paele. Diese beiden Figuren sind von einer frappanten Unmittelbarkeit. Der heilige Georg, der den Helm zum Grusse lüftet und mit einer chevaleresken Gebärde den wohlbeliebten Stifter der heiligen Familie empfiehlt, hat etwas Ephebenhaftes. Charme weht um seine Erscheinung; um seine jugendüppigen Lippen spielt unwiderstehliches Lächeln; sieghaft bestrickend, heidnisch heiter steht er zwischen der irdischen und der himmlischen Gesellschaft, den jungen Hütten möchte man sich so denken.

Und schließlich das Porträt des Stifters, ein Lebensabbild lebhaft und blutvoll. Dieser Kanonikus ist vom Typus jener alten Männer mit den mächtigen, faltigen, kahlen Rundköpfen, wie sie die Mellini-Büste im Bargello zu Florenz markant fixiert.

Hier ist diese Erscheinung im ganzen Beiwerk ihrer Tracht, ihres Habitus, ihrer schwerfälligen, schnaufenden Würde in Farben erweckt. Der apoplektische Kopf eines feisten Greises, unter der furchigen Haut, die sich in den Augenhöhlen faltig ballt; die Knochenbildung des Schädels erkennt man darunter. Die runzligen Hände halten das Gebetbuch und einen ungefügen Hornklemmer. Und alle Nuancen dieser Komposition, die Menschenerscheinung, die Stoffe und Requisiten, der Thron in der Marmorhalle mit dem Teppich im Licht des farbigen Glasfensters sind malerisch zu einer unerhörten Einheit verbunden. Und in der gleichen Mischung der Charakteristik und der malerischen Delikatesse fesselt uns das Frauenporträt Jan van Eycks, dies herbe, scharfgeschnittene Gesicht, das seltsam ornamental unter der hörnerartig aufgesteiften Tiara-Haube sitzt; mattröt umhüllt den Oberkörper ein Gewand mit Pelzbesatz, und auf diesem Rot wird ein Brustband von verschwimmendem, nur ganz leicht angedeutetem Olivgrün zu einer Geschmacksfinesse für moderne Augen.

\* \* \*

Wenn man von Brügge mit seinen Zwiespältigkeiten nach Brüssel kommt, dann ist man überrascht, in dieser modernen Boulevardstadt, diesem Klein-Paris, einen Platz von vollendeter Stilleinheit, ohne jeden falschen Ton zu treffen. Und dieser Platz von Brüssel ist der stärkste belgische Eindruck.

Blumenmarkt ist auf dem Platz und streut bunte Farben in das altertümliche Bild. Von allen Seiten schließen die Szene interessante Kulissen: die Statuenwand des Rathauses, die Arkaden des Brothauses mit dem flüssigen Rhythmus ihrer Säulengliederung, ihren venetianischen Durchbruchfigurationen und Koloraturen, die goldgeschilderte Fassade der Ratswage, die barocken Prospekte der Junsthäuser.

Ihre schmalen, schlank aufsteigenden Fronten sind voll unerföpplicher Mannigfaltigkeit. Spieltrieb voll Phantasie, leichtschmückende Hände haben sie geziert und



ihnen alle Schwere genommen. Festarchitekturen, Triumphbogentwänden gleichen sie; wie Apotheken, wie monumentale Guldigungstrophäen erscheinen sie in ihrer Emblematis. Der krönende Ausruf ist der große Gedanke dieser Baukunst, und mit wunderbarer Sicherheit führt sie ihre Bauten dem ragenden Ziel zu.

Die Ornamente dieses Schmuckstils sind nahe verwandt dem emblematisch-heraldischen Stilwerk barocker Kupfer, den kuriosesten Fest- und Gedenkblättern des siebzehnten Jahrhunderts, deren Vorgänge auch zwischen Himmel und Erde schweben.

Im Giebelfelde richtet sich eine goldkannelierte Säule mit Porträtrelief und Spruchtafel auf.

Ein anderer Giebel wird zum Okeanos-Triumphstück, zu einer Gallion; Neptunuspferde brechen aus seinen Ecken heraus. Ein anderer Ausruf baut sich mit mächtigen Voluten zu einem Postament für ein goldenes Reiterstandbild auf.

Ein anderes Haus trägt goldene Kranzgewinde, und wieder auf einem anderen schwebt auf goldener Kugel ein Merkur hoch in der Luft mit einem graziösen Flatterband.

Man steht bewundernd vor diesen Zierstücken; sie bilden Motive aus und stellen sich Aufgaben, die, theoretisch formuliert, uns heute unwahrscheinlich und befremdlich erscheinen, und sie lösen sie mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit, sie treffen den Ton, und das Kuriose und Barock-Schwülstige erreicht ein Gelingen, dem nichts genommen und nichts zugetan werden kann. Es erfüllt restlos seine innere Form.

Dagegen ist der Stolz des neuen Brüssels, der Justizpalast, nur als Masse, als gewaltige Fernwirkung imponant. In Mammutdimensionen marschieren die klassischen Baustile der Erde auf; übereinandergebaldt in der üppigen Hypertrophie indischer Tempel wälzen sich die Steinmassen des Kolosses, und oben in der Höhe nimmt es nimmerfakt — genug ist nicht genug — Akropolis-Anläufe.

Ein ungeheures babylonisch-zyklonisches Werk überragt es die Stadt. Wenn man aber dem Riesen nahetritt, erkennt man seine Bedürftigkeit. Verlegen und hilflos sitzen die Fenster in den Wänden, die nüchternen Scheiben mit ihren Holzkreuzen passen so gar nicht in diesen Pathosstil, das Steinwerk mit seinen Quaderpfeilern, seinen Wülsten, seiner Säulenwildnis erdrückt sie. Es sieht so aus, als habe man sie eingeschmuggelt. Sie sind unorganisch in dem Bau.

Und man geht zu St Gudule, der Notre-dame von Brüssel, und die Seele wird still vor der strengen Feierlichkeit dieses gotischen Kirchenhauses, das von steinernen Treppenwangen umzogen, von Klettergähnen umringt, wie eine einsame Gottesstadt auf der Höhe liegt mit den mächtigen nackten Rippen der Seitenbauten, den Wasserspeiern aus den Versuchungen des heiligen Antonius und den farbenbrünstigen Andachtsfenstern.

Und in der Mondnacht ward St Gudule zur Vision. Weit über die Dächer sah ich aus dem Fenster zu den mächtigen Türmen. Die Stadt schwamm in blau-silbrigem Duft, und die alte Kirche schwebte auf luftigen Wellen in Wolken, körperlos, wie ein Traum vom himmlischen Jerusalem.



# Marianne Hainisch,

Vorsitzende des Bundes österreichischer Frauenvereine.

Nachdruck verboten.

Es liegt ein besonderer Reiz darin, sich in die Anfänge einer sozialen oder einer geistigen Bewegung zu vertiefen, die bereits eine gewisse Breite der Ausdehnung und eine gewisse Abschleifung ihres Gedankeninhalts gefunden hat. Da arbeitet sich das neue Ideal frisch aus dem Leben heraus; man beobachtet, wie es sich von Erfahrung zu Erfahrung klärt, wie es mit der Kraft der Wahrheit ein Gebiet des Lebens nach dem anderen ergreift und wie es den Persönlichkeiten, die dafür wirken, die ihm zur Verkörperung verhelfen, jenen unwiderstehlichen Mut und jenen frischen Enthusiasmus gibt, der rasch ein Vollwerk nach dem anderen zu nehmen vermag.

In die Anfänge der Frauenbewegung in Österreich führt uns das Lebenswerk der Frau, die heute an der Spitze des Bundes österreichischer Frauenvereine steht: Frau Marianne Hainisch. Die Geschichte aller Vorkämpferinnen der Frauenbewegung hat etwas Typisches, einen gemeinsamen Zug, der sich in den verschiedensten Ländern und unter den verschiedensten Kulturen wiederholt: Frauen, deren Lebenskreis ursprünglich wohl abgeschlossen war gegen jeden Eindruck, geschweige denn gegen persönliche Erfahrungen sozialer Not, die dann plötzlich durch irgend ein Ereignis zum Erleben und Sehen gezwungen werden und im eigenen Schicksal das der anderen erkennen, die Einsicht genug haben, die rechten Wurzeln eines solchen Massenschicksals zu finden, und Mut und Tatkraft, sie aufzugraben und zu heben.

Frau Marianne Hainisch wurde 1839 in Baden bei Wien geboren. Sie empfing von hochgebildeten Eltern eine sorgfältige Erziehung und verheiratete sich in ihrem 18. Lebensjahre. In der Abgeschiedenheit des Semmeringgebietes, wo ihr Gatte Mitinhaber und Leiter einer Baumwollenspinnerei war, als Mutter mehrerer Kinder, war sie aller direkten Berührung mit der Frauenfrage entrückt. Der Zusammenbruch eines befreundeten Hauses stellte sie plötzlich vor die Aufgabe, für sich und ihre Kinder den Lebensunterhalt zu beschaffen. So wurde sie auf die Lage der Frauen des Mittelstandes aufmerksam, die, ohne etwas gelernt zu haben und deshalb ohne die Möglichkeit irgend eines ihren Fähigkeiten und Gewohnheiten angemessenen Erwerbs, durch die modernen Verhältnisse so vielfach auf sich selbst angewiesen waren. Sie erfaßte die soziale Aufgabe diesen Verhältnissen gegenüber da, wo sie zunächst wirklich lag, d. h. in der Fürsorge für eine tiefere allgemeine und eine erweiterte Fachbildung für Mädchen.

Es war im Jahre 1870; die Presse stand allen Anschauungen und Bestrebungen, die irgendwie an Frauenemanzipation erinnerten, noch durchaus ablehnend gegenüber. Marianne Hainisch wandte sich an die einzige Organisation, die ihren Ideen in dem Rahmen ihrer Tätigkeit Raum geben konnte, an den schon einige Jahre früher gegründeten Wiener Frauenerwerbsverein. Die Ziele dieses Vereins umfaßten allerdings zunächst nur die praktische und gewerbliche Ausbildung der Mädchen; immerhin bot sein Wirkungskreis doch die Möglichkeit, sich über diese nächsten Zwecke hinaus zu

erweitern. So stellte Marianne Hainisch an die dritte Generalversammlung dieses Vereins im Jahre 1870 den Antrag, „der Wiener Frauenerwerbsverein möge zunächst der Stadt Wien eine Petition überreichen, welche um die Errichtung von Parallelklassen an einem der Realgymnasien Wiens nachsucht; für den Fall jedoch, daß die Gemeinde Wien diese Bitte abschlägig beantworte, möge der Verein bei der Regierung um die Bewilligung zur Errichtung eines Unterrealgymnasiums für Mädchen eintreten und diese Schule dann in eigene Verwaltung nehmen.“

Diesen Antrag begründete sie in einem längeren Vortrag. Er gibt einen lebhaften Eindruck von jener ersten Zeit der organisierten Frauenbewegung, von den Vorurteilen, mit denen man zu kämpfen hatte, von der Diplomatie, mit der man seinen Bestrebungen den Charakter des Revolutionären in den Augen beschränkter Verteidiger des Alten abstreifen mußte, aber auch von der praktischen Klarheit, mit der von der Rednerin der Kern der Frauenfrage im Mittelstande erfaßt wurde. Es ist ähnlichen ersten deutschen Kundgebungen gegenüber charakteristisch, daß in dem Vortrag die praktische Seite der Frage in den Vordergrund gestellt wurde. Einmal war das, wie gesagt, notwendig, um das neue Ziel an die bisherige Tätigkeit des Frauen-Erwerbsvereins anzuschließen; dann aber auch war es ja die Not der Frauen, die am ersten eine gewisse Überzeugungskraft zu entfalten vermochte. Aber auch der allgemeinere Horizont, in dem die ganze Frauenbildungsfrage steht, ist von Marianne Hainisch ins Auge gefaßt worden. Sie wies darauf hin, daß unsere Zeit eine größere Kluft der geistigen Bildung und der inneren Interessen zwischen Mann und Frau geschaffen habe, als irgend eine Zeit vorher. Sie weist auf Grund scharfer Beobachtung nach, daß tatsächlich die Erziehung und das Leben der Mädchen des Mittelstandes Schopenhauers Wort rechtfertige: die Natur habe die Mädchen auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit mit einer Fülle von Reiz und Schönheit ausgestattet, damit sie in den wenigen Jahren sich der Phantasie eines Mannes in dem Maße bemächtigen, daß er hingerissen wird, die Sorge für ihr ganzes Leben zu übernehmen. Sie begegnet dem Einwand, daß eine berufliche Ausbildung die Frau als Mutter und Erzieherin ihrer Kinder untauglich mache, mit dem Hinweis darauf, daß im kleineren Mittelstand schon jetzt die Mehrzahl der Frauen an der Erwerbstätigkeit des Mannes in irgend einer Weise beteiligt sei und daß im Hinblick auf diese großen Scharen von Frauen eine bessere, tüchtiger machende Vorbildung keineswegs gefährlich, sondern im Gegenteil in praktischer Hinsicht nur außerordentlich vorteilhaft erscheinen könne. Die Frauen der höheren Stände, die nie den Ernst wirklicher geistiger Arbeit kennen gelernt haben, durch die Einkünfte des Mannes bequem versorgt werden und durch ihre Gedankenarmut und den Mangel irgend welcher kraftstählenden Pflichten oberflächlich und haltlos in der Geselligkeit aufgehen, trifft scharfe Kritik. Die Frage der Konkurrenz wird mit dem Hinweis erledigt, daß die Gesellschaft kein Recht habe, den Mann auf Kosten des Weibes zu begünstigen. Und so ergibt sich aus allem die Notwendigkeit einer besseren Schulung zum Zwecke des Erwerbes und die Notwendigkeit einer gründlicheren Bildung der Frauen überhaupt.

Es wirft ein interessantes Licht auf die Anschauungen, mit denen man damals zu rechnen hatte, wenn die Rednerin sich ausdrücklich entschuldigt, daß sie bei ihren Ausführungen soziales Gebiet betreten habe; aber es wirft auch ein Licht auf die Weite des Programms, das sie aufstellt, wenn sie sagt: „ich tat es, weil ich von der Ansicht ausgehe, daß jede Schule tot ist, welche nicht auf das Bedürfnis der Gesell-

schaft gegründet ist; es ist jedoch so leicht nicht, dieses Bedürfnis nur annäherungsweise zu erkennen, und dieses Erkennen ist nach meiner Ansicht nur möglich, wenn wir uns in der Gesellschaft genau umsehen, die Schäden derselben aufdecken und an diesen zu ergründen suchen, was bisher an dem Unterricht veräußt, welchen Forderungen er nicht gerecht wurde.“



Marianne Hainisch.

Diese Rede — es war die erste, die in Wien öffentlich von einer Frau gehalten wurde, — rief eine lebhaftere Bewegung für und wider den Antrag hervor; es gelang dem rückständigen Teil der Zuhörerschaft, die Errichtung einer regelrechten höheren Lehranstalt für Mädchen zu hindern, obwohl Regierung und Abgeordnetenhaus sich geneigt zeigten und die Wiener Sparkasse viertausend Gulden zu dem Zweck votierte.

Unsere Zeit wird kaum mehr recht verstehen können, was es diese Frauen kostete, mit einer neuen Idee zum erstenmal öffentlich hervorzutreten; wie unendlich schwer

Enttäuschungen und Mißerfolge zu tragen waren, wenn ein so hoher Preis für das Gelingen eingesezt war. Auch war, wie wir wissen, dieser erste Widerstand nicht der einzige, den die Bewegung für höhere Frauenbildung in Osterreich zu erleiden hatte. Die fortgesetzten Bestrebungen, deren Seele Marianne Hainisch blieb, riefen die bekannten Angriffe von Wiener Universitätsprofessoren, wie Willcoth und Albert hervor. Man erwiderte diese Angriffe meist durch eine öffentliche Versammlung, in der Frau Hainisch ihre Ideen vertrat.

1892 gelang es dann dem Verein für erweiterte Frauenbildung, dessen Vorstand Frau Hainisch angehörte, das erste Mädchengymnasium in Wien zu errichten, und seitdem hat die Bewegung für die höhere Frauenbildung nach und nach ja auch weiter praktische Früchte gezeitigt, nachdem auch die österreichischen Universitäten den Frauen wenigstens mit Einschränkungen und Vorbehalten erschlossen sind. Dabei ist Marianne Hainisch nicht „Frauenrechtlerin“ in dem engherzigen Sinn, daß sie die Einrichtungen des Knabenschulwesens nur so kritik- und wahllos auch für die Mädchen erstrebt. Sie sieht vielmehr die Aufgabe der Frauen und Mütter auch darin, positive Ziele für die Entwicklung der Schule aufzustellen und hat noch kürzlich in einer soziologisch weitblickenden Flugschrift: „Aufwand und Erfolg der Mittelschulen vom Standpunkt der Mutter“ der Sache des höheren Unterrichts einen Dienst geleistet, der hoffentlich noch gute Früchte trägt.<sup>1)</sup>

Wer die Frauenbildungsfrage in ihrem Zusammenhange mit den sozialen Verhältnissen erfaßt hat, bleibt nicht bei dieser als einem Einzelgebiet der Frauenfrage stehen. Er lernt einsehen, daß die Hebung der Bildung nicht das einzige Mittel ist, die Kräfte der Zeit in Bewegung zu setzen, daß, wenn einerseits der Fortschritt der Frauenbewegung von der Hebung der Frauenbildung abhängig ist, andererseits doch auch die Frage der Frauenbildung nur in dem Maße gelöst werden kann, als die soziale Bedeutung der Frau im allgemeinen steigt. So sind alle jene ersten Führerinnen auf dem Gebiete der Frauenbildung zugleich die energischsten Vorkämpferinnen der Frauenbewegung auf allen ihren Gebieten geworden.

Wenn Marianne Hainisch in dem ersten Vortrage es noch weit von sich wies, daß sie als Osterreicherin neben allen anderen Fragen noch eine politische Frauenfrage auf die Tagesordnung setzen wolle, so hat doch die Konsequenz ihrer eigenen Ideen und ihrer praktischen Erfahrungen ihr gezeigt, daß den Frauen nicht nur Bildung, sondern auch soziale Macht nötig sei, um die Anerkennung ihrer Leistungen zu erzwingen. So hat sie schließlich selbst dazu beigetragen, in Osterreich eine politische Frauenfrage auf die Tagesordnung zu setzen. Verschiedentlich hat sie als Einberuferin und Mitberuferin von Versammlungen zugunsten des Frauenstimmrechts die politische Bewegung der Frauen in Osterreich gefördert, und als die österreichische Gesetzgebung sich mit der Einrichtung der fünften Kurie für den Reichsrat beschäftigte, reichte sie mit der Vorsitzenden des österreichischen Lehrerinnenvereins zusammen dem Ministerpräsidenten und dem Abgeordnetenhaus eine Petition ein, die in einer großen öffentlichen Versammlung bürgerlicher Frauen beschlossen worden war.

Noch eine andere Pflicht der sozial empfindenden Frau, der Mutter erfüllte Marianne Hainisch, indem sie sich an der Bewegung gegen die legalisierte Prostitution beteiligte, vor allem als Übersetzerin von Emile de Laveleye.

<sup>1)</sup> Wien, Franz Deuticke 1904.

Die internationale Frauenbewegung kennt Marianne Hainisch als die Vertreterin Oesterreichs, solange in Oesterreich selbst die Frauenvereine noch nicht zu einem Bunde, einem Gliede des Frauenweltbundes, zusammengeschlossen werden konnten. Seit dem Kongreß von London 1899 war sie für die Begründung eines solchen Bundes, dem die in Oesterreich stark ausgeprägten nationalen Gegensätze außerordentliche Schwierigkeiten entgegenstellen, beschäftigt. Im Jahre 1902 gelang es, einen Bund österreichischer Frauenvereine zustande zu bringen, der 1904 seinen Beitritt zum Frauenweltbund beschloß. Als Vorsitzende dieses Bundes österreichischer Frauenvereine haben wir Deutschen Frau Hainisch auf dem internationalen Kongreß in Berlin begrüßt, und die Teilnehmer an den Verhandlungen der Sektion Frauenbildung erinnern sich mit besonderer Freude der Frische und Begeisterung, mit der die unermüdlische Vorkämpferin höherer Frauenbildung in Oesterreich von ihrer langen, aber schließlich doch nicht vergeblichen mühevollen Arbeit berichtete.



## Die soziale Bedeutung der Kunst.

Von

Ika Freudenberg.

Nachdruck verboten.

**A**ls vor ein paar Jahren der Goethebund gegründet wurde zur Abwehr gegen die gefürchtete lex Heinke, durch welche die freie Kunst in die Fesseln einer engherzigen Prüderie geschlagen werden sollte, da war die Kunststadt München eine von denen, wo es am allerenergischsten zuging, wie sich das ja im Lande des Simplizissimus von selbst versteht. Prachtvolle Reden wurden gehalten, Reden, die die Frauen leider nur aus den Zeitungen genießen konnten. Wir durften nämlich nicht dabei sein. Es hieß, der Goethebund sei ein politischer Verein und den Frauen deshalb von Gesetzeswegen die Teilnahme verboten.

Wir hörten hernach zu unserem Staunen, daß in anderen deutschen Staaten, in denen ein ähnliches Vereinsgesetz gilt, z. B. vor allem in Preußen, die Frauen wohl zum Goethebund herangezogen worden seien; wir hatten auch erwartet, es würde einer der Herren Redner ein Wort des Bedauerns darüber verlauten lassen, daß es leider nicht möglich sei, die Frauen zur Beteiligung aufzufordern, die doch als Ausübende wie als Genießende in hohem Grade am Gedeihen und an der freien Entfaltung der Kunst interessiert sind. Aber es geschah nicht. Man fand unser Ausgeschlossensein offenbar ganz selbstverständlich und gar nicht sonderlich beklagenswert. In diesem Punkte bestand zwischen Politik und Simplizissimus volle Übereinstimmung. Weder die Herren von der strengen noch von der lustigen Observanz waren der Ansicht, daß Frauen dabei zu sein haben, wenn es sich um eine große, für unsere nationale Kultur bedeutsame Sache handelt.

Und doch ist grade der Geist, gegen den hier angekämpft werden sollte, dieser Geist finsterner, kunstfeindlicher Engherzigkeit, von solcher Art, daß ihm viel mehr von der rein menschlichen als von der politischen Seite aus beizukommen ist. In richtigem Instinkte haben sich ja auch diejenigen, die einen Bund gegen ihn schlossen, nicht den Namen irgend eines Politikers, sondern des menschlichsten aller Dichter gewählt. Echtes Kunstgefühl läßt sich durch Gesetze weder verbieten noch vorschreiben, das geht aus dem persönlichen Leben hervor, das offenbart sich in der Erziehung, in der Geschmacksrichtung und weiterhin in der Sitte. In den Bereichen aller dieser individuellen und sozialen Faktoren aber üben die Frauen nicht nur großen Einfluß aus, sondern geben vielfach sogar den Ausschlag; darüber hat ja auch gerade Goethe in seinem „Tasso“ den bekannten klassischen Ausspruch getan.

Wenn man planmäßig und systematisch daran gehen will, Verständnis für Kunst und künstlerisches Wesen im Volke einzubürgern — und das ist ja heute in Deutschland der Fall — so darf man sich nicht allein auf die Wirksamkeit der offiziell und öffentlich dafür eingesetzten Instanzen verlassen, auf das, was die Schule an Kunsterziehung leisten kann, auf Akademien und Ausstellungen, auf staatliche oder städtische Anlagen, Bauten, Denkmäler u. dgl. — auf alles dieses nicht allein, was für mächtige Anregungen auch davon ausgehen werden; sondern man soll suchen, dahin zu wirken, daß wir allen diesen großen Veranstaltungen schon von Hause aus Gefühl und rechten Sinn entgegenbringen, dann erst werden sie zur vollen Wirkung kommen. Wie das kein religiöses Volk wäre, bei dem nur in den Kirchen und bei feierlichen Anlässen Gottes gedacht würde und daheim nicht, so sind wir auch kein künstlerisches Volk, so lange wir die Kunst nur in Form von Haupt- und Staatsaktionen betreiben, so lange wir ihr nicht in unserem Herzen eine Stätte bereiten, so lange nicht unsere ganze Art zu empfinden, Welt und Leben anzuschauen, so ist, daß der künstlerische Ausdruck nur ihre ganz natürliche und ersehnte Verstärkung und Verdeutlichung bildet, daß uns also Kunst etwas Selbstverständliches und Vertrautes ist, was in der Richtung unseres natürlichen Gefühls liegt.

Wenn wir aber das wollen, wenn wir buchstäblich „von Hause aus“ künstlerisch empfinden wollen, so können wir nichts Besseres, nichts grundlegenderes tun, als uns die verständnisvolle Mitwirkung derer zu sichern, die den Geist des Hauses bestimmen, und das sind, — ich glaube, wir dürfen das wohl sagen — die Frauen.

Es ist dies ja eine jener Korrekturen gewesen, durch welche die Natur stillschweigend die Willkür menschlicher Satzungen ausgleicht, oder auch ad absurdum führt: so gebieterisch auch das Gesetz den Mann zum Herrn des Hauses gestempelt hat, wie die geistige Atmosphäre ist, ob es im Hause weit oder eng, warm oder kalt zugeht, ob eine freie, empfängliche, oder eine verstockte und gleichgültige Stimmung herrscht — das hängt im großen und ganzen zu allermeist von der Frau ab; ohne es zu wissen und zu wollen hat sie ihren Platz als Herrin des Hauses eingenommen. In anderen Fällen, wo sie der ihr angetanen Nichtachtung gegenüber wehrloser war, hat sie — wiederum unbewußt — eine Art rächender Vergeltung geübt; man hat z. B. die Bildung der Frau niedrig gehalten; der Mann pflegte zu sagen: die Wissenschaft ist mein! Er vergaß dabei aber, daß, indem er sich eine angenehme Unge störtheit sicherte, er sich zugleich in der großen Masse des weiblichen Geschlechtes einen gewaltigen Gegner aller wissenschaftlichen Aufklärung heranzog, einen Gegner, der der Wissenschaft das Eindringen in unser Leben erschwert, weil er sie, wie oft,

nicht versteht und ihren Forderungen Trägheit und Aberglauben entgegensetzt. Und da es so lange geheißen hat, auch die Kunst, das ernsthafte, gründliche Kunststudium ist Sache des Mannes und euer Feld ist der Dilettantismus, so hat auch die Kunst bis jetzt in Frauenkreisen noch nicht die volle Resonanz gefunden; wohl aber geht sehr viel von dem Widerstand, der sich, passiv oder tätig, dem freien Aufschwung der Künste in den Weg stellt, von Frauen aus.

Das geistreiche Buch „Neue Möglichkeiten in der bildenden Kunst“ von Hermann Obrist enthält einen dringenden Appell an die Frauen, sich bei der Einrichtung von Wohnungen, bei neuen Ausstattungen endlich einmal von der Bevormundung des Möbelfabrikanten, des Tapezierers, des Dekorateurs zu befreien, und einen eigenen persönlichen Geschmack zu betätigen. Nur wenn die Frauen helfen, heißt es, kann das erwachte Streben nach dem Echten, Praktischen, Zweckmäßigen und in seiner einfachen, gediegenen Brauchbarkeit Schönen zu einer wirklichen Blüte des deutschen Kunstgewerbes führen; ebenso wie es die ungeheure Macht der Frauen ist, die dem Konventionellen, diesem ärgsten Feinde der Kunst, seither eine so weitreichende Herrschaft gesichert hat. —

\* \* \*

Wir Deutschen sind ein wunderliches Volk; im Grunde die geborenen Gegner aller Konvention, aller bloßen Form, alles Typischen, und durch unsere leidensreiche Nationalgeschichte genugsam gekennzeichnet als ausgerüstet — man könnte vom politischen Standpunkte aus fast sagen: als gestraft mit einem unüberwindlichen Hang zum Persönlichen, Individuellen, Eigenwilligen, — haben wir uns gleichwohl die Fesseln geistiger Unterordnung in vieler Hinsicht tiefer ins Fleisch getrieben, als andere Nationen. Der Engländer z. B. zahlt der allgemeinen Konvention einen viel größeren Tribut als wir; er richtet sich in seinem Aussehen, Benehmen, in seinen gesellschaftlichen, künstlerischen oder religiösen Anschauungen viel mehr nach dem, was Sitte ist, — und er ist doch persönlich ein freierer, selbständigerer Mensch als der Durchschnittsdeutsche. Wir haben — als ob wir uns instinktiv selbst in Zucht nehmen wollten, jenem Hang zur äußern Ungebundenheit gegenüber — wir haben den Respekt vor aller Autorität viel mehr mit dem Gemüt erfaßt, wir haben es mit dieser Autorität tief ernst genommen und unser innerstes Gefühl unter sie gebeugt. Wir fügen uns z. B. den Gesetzen und Vorschriften, die unser bürgerliches Leben regeln, nicht mit der Kaltblütigkeit des Amerikaners, der da annimmt, der Staat ist eine praktische Einrichtung, die den Zweck hat, eine gewisse Ordnung herzustellen, damit der einzelne sich frei und unbelästigt bewegen kann — uns ist der Staat etwas, vor dem wir Ehrfurcht empfinden, dem wir gehorchen in dem Bewußtsein, eine sittliche Pflicht zu erfüllen.

Auf keinem Gebiete aber neigen wir mehr zu Abhängigkeit und Unterordnung als auf dem des Geschmacks, also in Sitte und Kunst. Während wir auf moralischem Gebiete wahre Heldentaten der Selbständigkeit vollbracht haben — wie oft und wie gewaltig ist bei uns um die Freiheit des Denkens, um die Freiheit des Gewissens gerungen worden! — während dessen haben wir in allem, was Erziehung fürs Leben, für Familie und Gesellschaft, was Haltung und Benehmen, Einrichtung des Hauses, Kleidung, Zuschnitt der Geselligkeit usw. heißt, in allem diesem haben wir lange, lange Zeit ruhig die allerallgemeinste, unperfönlichste Schablone auf uns genommen, ja was



das Seltsamste war, eine fremde Schablone, die mit unserem eigentlichen Wesen gar nichts zu tun hat.

Denken wir einmal an den Dichterphilosophen, dessen Auftreten die ganze moderne soziale Bewegung, soweit sie eine Bewegung der Geister und nicht der Ausdruck wirtschaftlicher Bedürfnisse ist, hervorgerufen hat, an Rousseau. Wie anders hat er in seinem Vaterlande und wie anders bei uns gewirkt! Mit welcher begeisterten Innigkeit sind seine Lehren von der Rückkehr zur Natur und von einer gesunden, normalen Erziehung der männlichen und weiblichen Jugend grade in Deutschland ergriffen worden! In Frankreich eclatierte die Stimmung, die Rousseau entsacht hatte, in der großen Revolution, und so viel auch in den Salons der Damen des Adels und der bürgerlichen Gesellschaft diskutiert worden war über das, was im Emil über das Verhältnis der Geschlechter gesagt ist, nicht eine der französischen Frauen hat sich dadurch zurückhalten lassen, an den politischen Klubs teilzunehmen, die Tribüne oder das Schaffot zu besteigen. Man weiß, wie hervorragend der Anteil der Frauen an der französischen Revolution gewesen ist. In Deutschland empfing die gebildete Welt, empfing vor allem die werdende Pädagogik von Rousseau mit bereitwilliger Gläubigkeit das Ideal der empfindsamen Weiblichkeit, die nur sagt, was gefällt, und nur denkt, was ihr vorgeschrieben wird. Und nach diesem Ideal ist die deutsche weibliche Jugend erzogen worden, Generationen hindurch, und während das später erwachende deutsche Nationalgefühl sich von allem Fremden, allem „Wälschen“ im Sturm befreite, haben wir seine Fremdheit, sein Wälschtum nicht erkannt und haben den eingedrungenen Gast ruhig in unserem Hause, am deutschen Herde sitzen lassen. Man suchte alles alte deutsche Heldentum hervor, man entsann sich alles Kernigen, Trogigen, Redenhaften, was deutscher Art eigen ist; nur an das Heldentum des alten, kraftvollen germanischen Weibes, an die Achtung, die es genoß — daran erinnerte man sich nicht, das wieder aufleben zu lassen empfand man zunächst keinerlei Veranlassung. Auch die deutschen Frauen selbst waren von dieser Erinnerung abgelenkt. Kraft jener nationalen Eigentümlichkeit, jenes fast asketischen Hanges, sich einem Gesetze, einer Pflicht innerlich hinzugeben, — an dem auch wir unseren vollen Anteil haben — hat die deutsche Frau selbst sich nicht genug tun können in der Abschwächung ihres persönlichen Wesens, in der Unterdrückung alles dessen, was individuell und ursprünglich an ihr war, im Streben nach einer durchaus typischen Gleichartigkeit. Ich weiß von einer Mutter aus einer vornehmen bayerischen Familie, die allerdings sehr zu französischer Art hinneigt, was ja in Süddeutschland vielfach der Fall ist, — einer Mutter, die ihrer Tochter als allerwichtigsten Lebensgrundsatz die Lehre mitgegeben hat: nur niemals anders sein wollen als andere!

Die deutsche Frau hat gar nicht gemerkt, daß in der glänzenden, mit Anmut und Liebenswürdigkeit übergossenen Erscheinung der Rousseauschen Sophie eine tiefe Falschheit verborgen steckt. Die Frau soll, nach diesem Ideale, mit allen Vorzügen des Geistes und des Talentes geschmückt sein, sie soll über alles mitsprechen, an allem teilnehmen können, sie soll in der Gesellschaft den Ton angeben und die Sitten des Mannes veredeln — aber sie darf keine eignen Überzeugungen haben, sie darf sich niemals mit ihrer dauernden oder vorübergehenden Umgebung in Disharmonie befinden, sie muß stets bereit sein, allen Glauben, alle Ansichten augenblicklich zu wechseln, so wie sie in die Ehe oder auch nur in die gesellschaftliche Situation nicht hineinpaffen. Dieses Opfer der eignen Überzeugung, des tiefsten eignen Seins, das größte Opfer, das es für

einen wahrhaftigen Menschen gibt — dieses Opfer so ohne weiteres und aus Geschmacksgründen allgemein vorzuschreiben — das mag französisch sein, ich weiß es nicht; die vielen tapferen und geistvollen französischen Frauen, von denen wir wissen, sprechen stark dagegen — deutsch ist es aber jedenfalls auch nicht. Die deutsche Frau ist dem deutschen Manne nicht so unähnlich, daß nicht auch für sie die höchste Menschenwürde auf der Ehrlichkeit der Gesinnung, auf dem Mute der Überzeugung beruhte. Aber sie hat tatsächlich gegen sich selbst gewütet, und hat in ihrem heiligen Eifer, sich nach einem blendenden Vorbilde zu modeln, ihr natürlichstes Menschenrecht so verscharrt und verschüttet, daß eine ganze große Bewegung ins Leben gerufen werden muß, um es wieder ans Licht zu bringen.

Und deshalb hat die deutsche Frau im allgemeinen für Kunst und künstlerisches Wesen bis jetzt wenig tun können, weil sie ihre eigene Persönlichkeit mehr unterdrückt als frei entfaltet hat. Denn gerade die deutsche Kunst ist im höchsten Grade eine solche, die in der Innerlichkeit und Wahrheit des Ausdrucks besteht, also Stärke, Tiefe und Eigenart der Persönlichkeit voraussetzt.

Wir dürfen uns darüber nicht täuschen, daß uns andere Nationen, ganz besonders die romanischen, an eigentlichem künstlerischen Talent überlegen sind. Die Sonne des Südens hat in Landschaften voll leuchtender Farben und heller Umrisse, in Landschaften, über denen, wie es wiederum im „Tasso“ heißt, „ein blauer Himmel ruht, während sich am Horizont der Schnee ferner Berge in leisen Düstern löst“ — daraus hat sie eine Kunst erblühen lassen, die von Schönheit, von der lebhaftesten, naivsten Freude an Form und Erscheinung erfüllt ist. Die deutsche Kunst ist andere Wege gegangen, Wege, die im wesentlichen bestimmt wurden durch unser rauheres Klima mit seinen langen dunklen Wintern, durch unser ernsthaftes Wesen und durch die Langsamkeit unserer von unaufhörlichen Rückschlägen unterbrochenen politischen Entwicklung. Wenn wir an jene Blütezeit nationaler deutscher Kunst im 15. und 16. Jahrhundert denken, so haben wir den Eindruck eines nahen Zusammenhanges mit dem Handwerk, mit dem häuslichen und bürgerlichen Leben, eines Strebens einerseits nach Innigkeit und Traulichkeit, andererseits nach Ernst und Kraft des Ausdrucks; wir erinnern uns, wie sehr unsere großen Meister das Sinnbildliche, das Nachdenkliche liebten, wieviel Bedeutungsvolles sie in ihre Allegorien, in ihre Totentänze usw. hineinlegten. Alle die einst so betriebsamen nieder- und oberdeutschen Malerschulen, ebenso wie die Werkstätten und Bauhütten aber gingen dann ja unter im wilden Drang der Zeiten. Und als vollends der dreißigjährige Krieg wie eine einzige große Vernichtung über unser unglückliches Land dahinzog, da erlosch das eigenartige künstlerische Leben in Deutschland völlig. Die zweihundert Jahre der Ohnmacht, die darauf folgten, haben uns ganz und gar und in vieler Hinsicht unter die Oberherrschaft fremder Kulturen gebracht.

„Dem Deutschen wird alles schwer, und er wird über allem schwer“, hat Goethe einmal gesagt. Und wenn etwas geeignet war, uns in dieser schwerblütigen Gemütsanlage zu bestärken, so war es die furchtbare Prüfung, die unser verwüstetes, niedergebranntes, erschöpftes und durch seine elende Kleinstaaterei in seiner Gefundung so unendlich behindertes Vaterland hat ertragen müssen.

Niemals ist es so sehr offenbar geworden wie in dieser schweren Zeit, daß die geistige Anlage des deutschen Volkes, ganz besonders im Norden, eine überwiegend

ethische ist. Wir können sagen, daß von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, wo die wirtschaftliche und politische Not zu Ende ging, das deutsche Bürgertum den Inhalt seines Lebens darin gefunden hat, seine Pflicht zu tun. Kunst war Luxus; ein bewußtes Bedürfnis nach Schönheit hätte man sich gar nicht gestattet. Und während Mad. Girardin ihren französischen Landsleuten den Vorwurf macht: *en France, on a toujours mieux à faire que son devoir* — einen Ausspruch, den Professor Sombart in seinem Werke über die deutsche Volkswirtschaft mit einem wehmütigen Reide auf die Bewohner des fröhlichen Frankreichs zitiert, von denen so etwas gesagt werden kann, — während dessen haben wir unser Volkstum vor Untergang bewahrt und besseren Zeiten entgegengeführt dadurch, daß sich jeder einzelne in einer heroischen Weise zusammengenommen und nach weiter nichts verlangt hat, als ein getreuer Arbeiter in dem ihm zugewiesenen Weinberge sein zu dürfen.

Aber gerade weil wir alle Tiefe, allen Ernst unseres Wesens auf die moralischen Aufgaben konzentrierten, hatten wir für andere Dinge weder Tiefe noch Ernst übrig, und darunter hat der ganze äußere Zuschnitt unserer Verhältnisse zu leiden gehabt, die gesellschaftliche Sitte, die einem undeutschen, unwahren, äußerlich angenommenen Geschmack unterlag, hat aber auch im höchsten Grade die deutsche Kunst zu leiden gehabt. Wir sind in dieser Zeit in der Kunst nicht ernst, nicht ehrlich gewesen. Es lag uns nichts daran, unser Wesen künstlerisch zum Ausdruck zu bringen, deshalb haben wir uns das üppige Barock, die geistreiche Eleganz des Rokoko aufreden lassen, deren schwelgerische oder zierliche Formen beide gleich wenig unserem deutschen Charakter entsprechen. Natürlich konnte alle diese Kunst überhaupt nur an den unzähligen kleinen und großen Höfen gepflegt werden, das deutsche Bürgerhaus wußte in dieser Zeit nichts von Schönheit und Formenfreudigkeit, es herrschte eine durch die allgemeine Armut gebotene Einfachheit und kahle Schmucklosigkeit.

Damals hat die Kunst eine soziale Bedeutung, eine Bedeutung für unser persönliches und für unser Volksleben nicht gehabt. Damals ist bei uns der Grundsatz aufgestellt worden, der heute noch vielfach der deutschen Jugend eingeprägt wird in der redlichen Absicht, sie zu Tüchtigkeit und Lebensernst zu erziehen, der Grundsatz, daß die Kunst eine schöne Überflüssigkeit sei, ein Schmuck des Daseins, dessen zu gedenken sich erst dann gezieme, wenn alles andere geordnet und erledigt sei.

Wenn es wahr wäre, wenn es uns selbst Ernst mit dieser Auffassung der Kunst wäre, weshalb gäben wir denn in unserem Herzen allen den Künstlern und Dichtern so unbedingt recht, die gedarbt und Not gelitten haben, um der Welt ihre künstlerischen Werke zu schenken? Weshalb tauchten dann die Anfänge der Kunst schon in den ältesten Urzeiten der Völker auf, vor allem, was wirkliche Zivilisation genannt zu werden verdient?

Als die Menschen noch in elenden Hütten hausten, da haben sie schon ihre Waffen mit rohem Zierat bedeckt, da haben sie sich schon zu Werbung und Hochzeit mit Schmuck behangen, da haben sie schon die Ruhestätten ihrer Toten mit einer gewissen feierlichen Monumentalität gestaltet, da haben sie bei fröhlichen und bei ernstlichen Anlässen Lieder gesungen und Tänze ausgeführt, in denen sich ihre Stimmung aussprach. Kunst ist ein Grundtrieb der menschlichen Natur, Ausdruck des menschlichen Wesens und seiner Gefühle. Auf jener primitiven Stufe aber wird auch ihre soziale Bestimmung am allerklarsten offenbar: sie bedeutet Erholung und Erquickung nach

der Arbeit, Einkehr bei sich selbst und innere Gemeinsamkeit mit anderen, herzliche Geselligkeit und eine festliche und eindringliche Betonung der Höhepunkte des Lebens.

Ohne Kunst ist nicht nur das Dasein des einzelnen, sondern auch das eines ganzen Volkes arm und unvollständig.

Das hat der Genius des deutschen Volkes empfunden, indem er grade in der Zeit, wo unsere bildende Kunst in den Fesseln der Armut und der Unselbständigkeit lag und von deutschem Wesen und deutschem Gefühl nichts aussagen konnte, alle künstlerische Kraft in Dichtung und Musik sammelte, und dann durch Goethes Faust, Bachs Oratorien und Beethovens Symphonien der Welt kund tat, daß doch auch in diesem zerrissenen, unfreien, in philiströse Verhältnisse eingeeengten Volke eine starke, ursprüngliche, zu großartigen Leistungen berufene künstlerische Begabung stecke.

Ja, gerade weil ein tiefes Bedürfnis nach Schönheit und edelm Genießen in uns schlummert, weil es uns ernstlich und innerlich danach verlangt, den geistigen Inhalt des Lebens in Bildern, Gestalten und ausdrucksvollen Formen festgehalten und uns vor Augen gestellt zu sehen, — darum haben wir in den Jahrhunderten, wo unsere eigene Produktion unterbunden war, sehnüchtig die glänzende Blüte glücklicherer Völker angestaunt, die Feinheit der Franzosen, die farbige Blut der Italiener, die edle Klassik der Antike — und alle diese fremde Kunst wurde uns zur Kunst überhaupt. Die Wandlung, die Goethe durchgemacht hat, der in seiner Jugend ganz von deutscher Art erfüllt war, den Götz von Berlichingen schrieb und für das Straßburger Münster schwärmte, und der dann später durch seine italienische Reise vollkommen für die Antike gewonnen wurde, so sehr, daß er sich in seinem Alter nur zögernd entschloß, den Kölner Dom gelten zu lassen — diese Wandlung ist typisch für Deutschland überhaupt und erklärt sich vollkommen aus der Misere unserer engen, bürokratisch verzopften, jeder künstlerischen Freiheit und Heiterkeit verschlossenen Zustände. Dabei liegt dem Deutschen von alters her ohnehin ein Zug nach dem Süden im Blute, jener Zug, der schon im Mittelalter unsere Fürsten und Ritter immer und immer wieder über die Alpen trieb. Als ein Volk, das unter einem meist trüben Himmel, auf kargem Boden hart und mühselig arbeiten muß, haben wir gleichwohl ein Traumbild von einer idealen, diesem kümmerlichen Leben entrückten Schönheit im Herzen, und so ergriffen unsere besten künstlerischen Geister die Offenbarungen der Antike; die ihnen Winkelmann neu erschloß, mit weisevoller Andacht. Wir fingen an, die Gesetze der griechischen Baukunst zu studieren und in ihr die Vollkommenheit schlechtthin zu erblicken. Wir bemühten uns, unser Volk und seinen Geschmack zu adeln, indem wir in unsere nebelige Luft Tempel und säulengetragene Giebel hinstellten, die für Wärme und heitere Bläue gedacht waren. Wir glaubten unserer Ohnmacht nicht anders aufhelfen zu können als durch Einpflanzung einer Kunst, die doch nicht mehr entwicklungsfähig war; wir hielten die Glätte und Abgeschliffenheit dieser ewig wiederholten Ornamente, die Ruhe und stille Kälte des Todes in diesen vor Jahrtausenden warm und lebendig gewesenen Gebilden und Linien für die höchste Sublimierung künstlerischen Empfindens überhaupt. Und kraft unserer guten deutschen Neigung, uns allem zu fügen, was uns als Gesetz erscheint, haben wir lange, lange gar nicht gemerkt, daß diese ganze antike Formenvwelt mit all ihrer Herrlichkeit niemals der Ausdruck unseres Volkstums und seiner Lebensweise sein kam und daß ihre Einführung von Anfang an den Keim der Konventionalität in sich getragen hat. Es ist eine Unwahrheit, wenn unsere

Architektur, die darauf bedacht sein muß, den Eindruck des Behaglichen, Wohnlichen, des Geborgenseins vor Kälte, Wind und Wetter hervorzubringen, sich die Offenheit und kühle quadratische Regelmäßigkeit der klassischen Säulnbauten vorschreibt; wenn unsere Soldaten in dicken Mänteln und Fausthandschuhen in einer Art Akropolis auf Wache ziehen, oder wenn wir unsere Gärten, anstatt sie dem Charakter unserer Wald- und Wiesenlandschaft anzupassen, wiederum aus einem mißverstandenen Klassizismus heraus geradlinig, schematisch, nach rein formalen Grundsätzen anlegen.

Wir Deutsche sind ein Volk, dessen Charakter auf- und abschwankt zwischen einer großen, oft ungestümen Kraftentfaltung und einer gelassenen, geduldigen Ruhe — für die man übrigens auch eine weniger schmeichelhafte Bezeichnung finden könnte. Es ist bekanntlich gesagt worden, der Deutsche sei entweder Michael mit dem flammenden Schwerte oder Michel mit der Zipselmütze. Wir sind ferner ein nachdenkliches, zu Träumerei neigendes Volk. Unter dem doppelten Einfluß einer herben und spröden Natur und einer grüblerischen Sinnesrichtung hat sich unser Seelenleben nach innen gewandt, während das Auge des Südländers der lebhaften Bewegung, dem heiteren Spiel der Formen und Linien zugekehrt ist. In den redenden Künsten ist diese germanische Art auch zur Geltung gekommen; hat doch die nordische Dichtung, im Gegensatz zur romanischen, deren Vorzug die lebendige und spannende Fabel war, das Element der Charakteristik, des scharfen Herausbildens der persönlichen Physiognomie eingeführt; und während in der italienischen Musik der schöne Fluß der melodischen Linie vorherrscht, hat sich die deutsche im Tristan in die tiefsten Geheimnisse und Dunkelheiten der Harmonie eingewühlt.

Auch eine deutsche bildende Kunst darf, wenn sie unserem Gefühl wahrhaft genug tun will, nicht ganz in der Marmorglätte, in der klaren, an Nüchternheit streifenden Offenheit und ins Auge fallenden Gesetzmäßigkeit aufgehen, die dem Südländer natürlich ist. Sie muß auch unserer Art gemäß verfahren; sie muß uns z. B. hier und da derbes, naturwüchsiges Material bieten; im Hause trauliche, dämmerige Winkel und Ecken, je nachdem sogar ein trotziges Abgeschlossensein von der Welt; in unseren Plätzen und Anlagen bei aller Weite eine gewisse fühlbare Umgrenzung, ein ausgesprochenes Für-sich-sein. Welcher Gegensatz zwischen der schachbrettartigen Regelmäßigkeit der im französischen Geschmack angelegten Straßen von Mannheim, Karlsruhe, Erlangen usw. und der malerischen Heimlichkeit der alten deutschen Städte mit ihren wundervollen Marktplätzen und wallartig gerundeten Straßenzügen. Welche Aufgabe für die heutigen Künstler, das echte deutsche Wesen zu verbinden mit den Anforderungen des modernen Verkehrs; im ganzen Zuschnitt unseres äußeren Lebens den Einklang zwischen angestammter, unvergänglicher Volksart und der inzwischen erreichten technischen und sozialen Kultur der Gegenwart darzustellen! Und wieviel ist ferner im Innern des Hauses zu tun! Auch dort begegnen uns auf Schritt und Tritt die Ausläufer jenes pseudo-klassischen Geschmacks — ich erinnere nur an die furchtbare Regelmäßigkeit, mit der in bürgerlichen Wohn- und Besuchszimmern die Familienbilder an den Wänden prangen. Aber das, was die deutsche Frau, durchdrungen von dem Bewußtsein, daß Symmetrie und geradliniger Aufbau das richtige sei, was sie in diesem Bewußtsein aus der sogenannten guten Stube gemacht hat, darüber habe ich aus dem Munde von Künstlern Äußerungen gehört, die ich aus Vorsicht lieber nicht wiederholen will.

\* \* \*

Nun ist aber für uns Deutsche heute wiederum die Zeit eines mächtigen Aufschwunges aller bildenden Künste auf nationaler Grundlage gekommen. Die Auferstehung deutschen Geistes, die sich schon auf so manchem anderen Gebiete vollzogen hat, vollzieht sich nun auch hier, nachdem die äußeren Bedingungen dadurch erfüllt sind, daß wir innerhalb des letzten Jahrhunderts ein einiges, starkes, auf seine Nationalität stolzes und ein reiches Volk geworden sind. Freilich kann hier von einer Emanzipation niemals in dem radikalen Sinne die Rede sein, wie in Dichtung und Musik; niemals wird der deutsche bildende Künstler romanischen oder klassischen Geschmack so heftig abwehren können, wie z. B. Lessing gegen das französische Drama oder Wagner gegen die italienische Oper gewettert hat; denn auf seinem Gebiete fühlt er sich immer als dankbarer Schüler der an plastischem und malerischem Talent von der Natur bevorzugten Völker.

Immer und immer wird's unsere Maler und Bildhauer nach Venedig, Florenz oder Rom ziehen oder in die exquisiten künstlerischen Stimmung von Paris, in der sich älteste, edelste Überlieferung so wunderbar mit allermodernster, prickelnder Gegenwart verbindet. Dankt doch die Plastik dem Süden und seinen milden Lüften auch ihr Herrlichstes, die natürliche menschliche Gestalt und ihre Schönheit. Niemals wäre wohl in unserem kalten Norden die Freude am nackten Körper erblüht; so aber ist sie uns geschenkt worden und wäre von uns wahrscheinlich naiv und unbefangen aufgenommen worden als die natürlichste aller künstlerischen Offenbarungen, wenn nicht auch gleichzeitig jene düstere Lehre aus dem Orient den Weg zu uns gefunden hätte, wonach der menschliche Leib der Kerker, das unwürdige Gefäß der Seele ist, nicht rein und göttlich wie sie, sondern die trübe Quelle aller Sünde und Schuld. Diese Anschauung ist von jeher wie ein drohender Schatten hinter der Kunst hergeschlichen; in jenem Auslodern vor einigen Jahren hat sich der deutsche Geist wieder einmal gegen ihn erhoben und ihn verscheucht, daß er das frohe Erwachen der neuen deutschen Kunst nicht störe und verdunkle.

Denn es hat den Anschein, als ob jetzt sich wieder, wie im 15. und 16. Jahrhundert, Fremdes und Einheimisches lebendig durchdringen wollten und als ob aus diesem Gleichgewicht von fremdem Beispiel und eigenem Schaffensdrang jetzt, wo auch die Mittel für große künstlerische Aufgaben bereit liegen, eine ganz unerhörte Blüte hervorgehen wolle. Es wäre denkbar, daß diejenige Eigenschaft, die uns, so lange wir politisch und sozial nicht viel bedeuteten, so ganz in die zweite Linie der Nationen stellte, — die außerordentliche respektvolle Empfänglichkeit für die Leistungen anderer, daß diese Eigenschaft jetzt, wo ein begeisterungsvolles Selbstgefühl ihr entgegenwirkt und ihr Übermaß abwehrt, wieder wie damals zu einer Quelle der herrlichsten, befruchtendsten Anregung für uns würde.

Wir brauchen heute nicht mehr aus Beschreibungen oder aus kümmerlichen Nachbildungen zu lernen; wir sind imstande, uns das Schönste, das Auserlesenste, was andere Völker schaffen, in unser Land kommen zu lassen und uns daran zu entzücken. Und gleichzeitig wächst eine deutsche Heimatkunst empor, die charakteristischerweise vor allem nach Wahrheit und Treue des Ausdrucks strebt, die nach Formen spürt, die unserem Gefühl, unseren angestammten Lebensgewohnheiten entsprechen. Während wir so lange geglaubt haben, beim Bau auch des kleinsten Wohnhauses den Stil florentinischer Paläste nachahmen zu müssen, besinnen wir uns jetzt auf unser einheimisches Bauernhaus und finden auf einmal, daß sich sein Grundgedanke durchaus organisch weiter entwickeln und einer reicheren Lebensführung anpassen läßt. Während wir uns an

Zierformen so lange von der ganzen Welt haben beschenten lassen, und die deutsche Frau immer nur die Muster nachgestickt hat, die italienische, rumänische, slawische, türkische Frauen erfunden haben — besinnen wir uns jetzt darauf, daß wir ja in der angeborenen tiefen Liebe zu unserer nordischen Natur und ihrer Romantik noch dieselbe Fundgrube künstlerischer Formen besitzen, der schon in ferner mittelalterlicher Vorzeit jene so eigenartig deutschen, zum Teil treuherzigen, zum Teil phantastischen Gebilde entstiegen sind, die sich um die Säulen frühromanischer Kirchen schlingen, Geräte, Schmuckgegenstände, Manuskripte usw. aus der Zeit der karolingischen und sächsischen Kaiser bedecken. Diese aus der Natur schöpfende, ganz naive, ganz ursprüngliche Bildnerphantasie ist dann durch die technische und formale Überlegenheit der antiken Kunst und ihrer glänzenden Nachblüten, der Renaissance, des Barock, des Empire, in einen tausendjährigen Schlaf eingesponnen worden, aus dem die jungen Künstler von heute sie mit aller Kraft erwecken möchten.

(Schluß folgt.)



## Episode aus einer Liebesgeschichte.

Von

Else Bildrich.

Nachdruck verboten.

Meistens, wenn Marianne sich dem königlichen Parke näherte, saß Hugo Bonthheim bereits auf einer der Bänke, die vor dem Portal in den öffentlichen Anlagen stehen. Bei Sonnentwetter saß er, die Beine übereinandergeschlagen, den rechten Arm über die Rücklehne ausgestreckt und blickte, den Kopf in den Nacken gelegt, ins Grüne; bei trübem Himmel hielt er die Unterarme aufs Knie gestützt und zeichnete mit dem Schirm kaum sichtbare Linien auf den Grund; neben ihm lagen einige Hefte von Zeitschriften oder ein Buch.

Indem sie vorüberschritt, sah sie ihn zaghaft fragend an, ob alles wie sonst geblieben wäre. Er grüßte, meistens ohne den Hut zu lüften und ohne den Ausdruck von Nachdenken zu verändern, der auf seinem Gesichte lag. Sie ging langsam und lauschte, bis sie Schritte hinter sich vernahm, so leichte Schritte wie die einer Frau. Nun wußte sie, daß alles wie sonst geblieben war.

Sie sagten „guten Morgen“ und gingen durch mehrere Wege schweigend nebeneinander her. Endlich kam das, worauf sie gewartet hatte: „Nun?“ fragte er; sie hatte stets die Antwort fertig auf dieses „nun“.

Gestern habe sie in einem Schaufenster der Hauptstraße etwas Schönes gesehen, sagte sie eines Tages. „Köstliches Porzellan aus Kopenhagen! Es hat so milde, glatte Formen und einen so reinen Glanz. Sie müssen es kennen und auch gerne haben.“

Er nickte. „Aber etwas unsagbar Kühles hat es doch.“

„Es ist kühl, aber erquickend wie Morgenfrühe. So zart und verschwimmend tauchen die Bäume aus blaugrünlichem Nebel; als ob bald die Sonne käme; gleich wäre sie da.“

„Ist Ihnen nicht die kleine glatte Vase aufgefallen? ein Seestüchchen, wie es die Leinwand nicht feiner tragen kann.“

Sie wußte gleich, welche kleine Vase er meinte; um ihren Fuß wogte das Meer mit

blaßgrünen, schaumgekrönten Wellen; einige große, weißschwinge Mäwen wiegten sich im blassen Ather darüber hin. Als ganz schmaler, schimmernder Streifen stand das natürliche Licht darauf.

„O, die habe ich zehn Minuten angeschaut;“ sagte sie freudig, „dann habe ich aber auch die Salzluft gewittert und die Mäwen schreien gehört.“

„Sind Sie sich klar geworden, weshalb die kleine Base Sie besonders ergriffen hat?“ fragte er.

Sie schüttelte den Kopf und sah begierig zu ihm empor.

„Vielleicht weil durch die Anpassung des Bildchens an die runde Form Ihrer Vorstellung des Wesens von Wasser und Luft in besonderem Maße geschmeichelt wird. Stellen Sie sich vor, Sie drehen die kleine Base um und um. Wasser und Luft, Wasser, Luft! Kein Rahmen fährt plötzlich dazwischen und bereitet ein willkürliches Ende. Das entspricht Ihrem Empfinden von der Unendlichkeit des Meeres und der Luft.“

Sie nickte; er würde recht haben, sie wollte darüber nachdenken später zu Hause. Aber das Reine, Kühle war es auch, was ihr an diesen Gegenständen so gut gefiel.

„Und denken Sie,“ sagte sie nach einer Weile, „die Sachen erinnerten mich an Sie.“ Er lachte kurz auf. „Ja sicher, Sie gleichen Ihnen; wenn ich nicht wüßte, daß Sie ein so unschöpferischer Mann sind, würde ich sagen, kein anderer hat sie erfunden als Sie.“ —

Sie gingen den schattigen Fahrweg entlang, der in der Mitte von einer roten Schnur überspannt ist, welche den Kern des Parkes dem großen Publikum versperren soll. Hugo Bonthheim hob mit schlanken, ruhigen Fingern den messingnen Ring der Schnur aus dem messingnen Haken; er tat es mit dem geringsten Aufwand von Kraft, der dazu nötig war. Sie machte eine schüchterne, zweisehnde Miene; als er sie aber ansah und den Kopf leicht in den Nacken bog, begab sie sich hinter die Schnur. In einen Käfig voll wilder Tiere wäre sie getreten, wenn er sie mit dieser Miene dazu aufgefordert hätte.

Sie lachte, indem sie weiterschritten. „Wir fallen sicher einmal tüchtig herein.“

„Es ist ja keiner da so früh am Morgen.“

„Außer den Gärtnern.“

Er kräuselte die Lippen und schüttelte den Kopf „Die sagen uns nichts.“

Freilich glaubte sie gerne, daß die Gärtner Hugo Bonthheim nichts zu sagen wagten, wie er so langsam dahinschritt, die Hände auf dem Rücken, den Kopf ein wenig vorgebeugt, den Blick weit hin auf den Weg geheftet. Sie betrachtete die Linie seines Profils. Wer sagte den Gärtnern, daß er nicht zum Hofe gehörte? Wenn er sie anschaute, würden sie ihn grüßen müssen.

Ohne ihn hätte Marianne sich um keinen Preis hinter die rote Schnur gewagt. Sie ließ den Blick über ihre pendelnden Arme zu den braunen Händen und von diesen zu den Schuhen aus sehr starkem Leder hinuntergleiten, die abwechselnd in voller Breite unter ihrem kurzen Rock zum Vorschein kamen. —

Sie begaben sich in die halbkreisförmige Öffnung des Gebüschs, in welcher ein paar steinerne Bänke und Tische stehen, von wo aus man die große, rasenerfüllte Lichtung des Parks überieht. Den Abschluß dieser Lichtung bildet das Baumwerk, hinter dem der große natürliche See beginnt. Man sah nichts von ihm, so dicht war das Laub; aber man wußte, daß das Wasser weit und kühl dahinter lag und blinkte. Der Rasen der Lichtung aber spielte Ufer und See. Groß und weichzünftig buchtete er, schmiegte sich schmeichelnd in das dunklere Grün, umlagerte hell die breit vorquellende Halbinsel mächtiger Buchen und Linden und trug ihren Schatten getreu, als ein Spiegelbild.

Marianne bewunderte diese Gruppe von Bäumen vor allen. Wie die Damen waren sie ihr, die Hugo Bonthheim auf den Bällen zu treffen pflegte im Winter in der Stadt. Wie elegante Damen ließen sie ihre schweren Schleppe breit auf dem grünen Teppich liegen. Niemand würde auf sie treten, nicht einmal ihren Teppich würde jemand beschreiten, solche Ehrfurcht flößten sie ein.

Bonthheim und Marianne blättern in den Hesten, die er für sie mitgebracht hatte; als er sie auf Abbildungen moderner englischer Wohnhäuser aufmerksam machte, sagte sie, daß sie durch dieselben an das kleine, alte Gartenhaus erinnert würde, das in der Neustadt zwischen



hundert mit geschmackloser Skulptur überhäuften Mietshäusern ganz verloren läge. Früher habe sie es in seiner bescheidenen Zurückhaltung ganz übersehen; nun aber beachte sie nur das kleine Haus, wenn sie durch die Neustadt ginge, um sich an seinem behaglichen Wesen und den ruhigen Linien zu erfreuen.

Sie sprach langsam, so wie er es sie gelehrt hatte. „Seien Sie doch klug und wählen ein mäßiges Tempo,“ hatte er gesagt, „lassen Sie sich Zeit, den treffendsten Ausdruck zu finden und wenigstens die Konstruktion des Satzes in Gedanken vorzubilden, ehe Sie an seine Ausführung gehen.“

Während sonst sein Blick bei der Unterhaltung in der Ferne zu weilen pflegte, sah er diesmal Marianne voll an, während sie sprach, lehnte sich schließlich mit verchränkten Armen zurück und lächelte, sie immerfort versonnen betrachtend: „So ein bildungsfähiges Material!“

Da brach sie ab und schmollte: „Nein, Sie sollen bei der Sache sein; nun haben Sie von dem, was ich sagte, kein Wort gehört.“

„Dho,“ lachte er, „wenn sie es verlangen, bin ich bereit, die ganze Rede zu wiederholen. Zu allerletzt habe ich mich freilich ausnahmsweise von der Sache ein wenig zur Person verirrt. Also, wie war es mit dem alten Haus?“

„Nun weiß ich es nicht mehr,“ sagte sie; sie hatte alle Lust verloren, fortzufahren; sie war so glücklich über sein Wort. „Bildungsfähiges Material,“ das war wie Morgenwind in den Nebel ihrer Zukunft gefahren und ließ durch wechselnde Spalten helle Gegenden aufschimmern voll holder Gestalten als so viele glückliche Stunden und Jahre.

Sie saßen still nebeneinander; die eleganten Damen auf der Wiese aber flüsterten zusammen mit anmutsvollen Geberden.

In Marianne war eine große Sehnsucht, immerdar zu seinen Füßen zu sitzen, daß sie sich bilden möge zu seinem Wohlgefallen. —

— — An einem Tage brachte er ihr so viele Bücher mit, als er zu tragen vermochte. „Glauben Sie, daß sie vorhalten werden für die Zeit meiner Abwesenheit?“

„Wie lange bleiben Sie?“ fragte sie bekommen.

„Sechs Monate oder neun; vielleicht auch ein Jahr. Sie müssen die Bücher aber in der Reihenfolge lesen, in der ich sie Ihnen geordnet habe.“

Sie nickte; zu äußerst war ein dickes, gelbes Buch. „Auferstehung von Tolstoj,“ las sie darauf.

„Und die Geschichte der Malerei lesen Sie zwischendurch.“

Sie ging stumm neben ihm her; als sie Anstalten machte, den Weg zum gewohnten Platze einzuschlagen, blieb er stehen. „Das geht nun nicht mehr; ich muß packen und Besuche machen. Leben Sie wohl.“

Sie sah erschreckt zu ihm auf; das konnte doch nicht das Ende sein!

„Die Bücher gebe ich im Vorübergehen an Ihrem Hause ab.“

Sie wandte sich einer hochstämmigen Rose zu, die nahe am Wege auf dem Rasen stand und drehte die kleine hölzerne Tafel um, die daran befestigt war. „Madame Bavary,“ las sie darauf. Sie erwartete, daß er sie bitten würde, ihn auf dem Rückwege durch den Park zu begleiten; als er aber wieder sagte, „Leben Sie wohl,“ berührte sie flüchtig die dargebotenen Fingerspitzen und blieb neben der Blume stehen, während er den Weg hinunterschritt; sie konnte nicht glauben und nicht verstehen, daß er so hart gegen sie war.

Als sie darauf allein auf der steinernen Bank vor der großen Lichtung saß, stützte sie die Stirne in die Hand und grübelte seinem Wesen nach. Immer sprach er maßvoll und klug; immer Bücher, lauter Bücher brachte er ihr, doch niemals Blumen. Warum brach er ihr keine Rose von dem Strauch, an dem er von ihr ging? Freilich war er gewissenstreng. Sie könnte Blumen stehlen für ihn; freilich er war tugendhaft.

Sie grübelte über den Sinn des Wortes „tugendhaft sein,“ bis ihr einfiel, daß es hart sein heiße, hart gegen das eigene Selbst. Sie hatte Hugo Bontheim herzlich gesehn im Verkehr mit Kindern und mild gegen solche, die ihm untergeordnet waren; hart war er gegen sich selbst; und nur als einen Teil von diesem Selbst traf seine Härte sie, und würde sie um so schonungsloser treffen, je fester sie mit ihm zusammenwuchs. —

Auf dem Heimwege blieb sie bei der Madame Babary stehen und bog eine der taubsprenghen Blüten gegen das Gesicht. Sie beneidete die Frau, nach welcher diese Rose ihren Namen erhalten hatte, sie mußte eine der anmutigsten der Welt gewesen sein; eine dunkle, sammetweiche Haut hatte sie gehabt, und die zartesten, warmen Töne der Gesundheit auf den Wangen.

Marianne suchte sich vorzustellen, wie es gewesen wäre, wenn Hugo Bonthheim diese Rose gebrochen und sie ihr geschenkt hätte mit einem warmen Wort.

Das aber wollte ihr gar nicht gelingen; ganz täppisch und ungeschickt wurde das Bild, daß sie davon entwerfen wollte; voll Pein und Verlegenheit stand der Mann in diesem Bild; das war gar nicht Hugo Bonthheim. Der Rosen, holde Worte und Verheißungen gab, das war gar nicht der Mann, den sie liebte! Sie war töricht gewesen, derartiges von ihm zu verlangen. Voll Herbeheit, Kühle und Klarheit war der, den sie liebte! Sie erkannte das Wesen seiner Persönlichkeit in diesen Eigenschaften, und da wußte sie, daß sie nicht mehr zusammenzucken dürfe, wenn sie hart von ihnen betroffen würde.

Sie lächelte durch Tränen und verließ die Madame Babary, um sich seinen Büchern hinzugeben. — —

— — — Einige Wochen nach seiner Abreise fand sie, daß die rote Schnur aus dem schattigen, breiten Wege verschwunden war; da freute sie sich, daß nun niemand ihr den Aufenthalt an der großen Lichtung verwehren würde. Sie wollte jeden Tag ein paar Stunden auf der steinernen Bank verbringen, auf der sie mit dem Geliebten gefessen hatte. Da würde ihr leichter werden, in seine Bücher einzugehen, als in der Enge der häuslichen Stuben; da würde sie ihn neben sich denken und fühlen, sie ermutigend und stützend auf dem fremden Wege, den sie in diesen Büchern zu gehen hatte. Denn es war zum erstenmale, daß sie den Kreis überschritt, den die Erziehung um ihre Erkenntnis gezogen hatte, außerhalb dessen dunkle, Abgrund durchzogene Gebiete lagen. Voll Furcht und Schmerzen durchschritt sie das neue Land; blieb oft stehen, um sich zu besinnen, daß der Geliebte sie

dahin geleitet hatte, und sah sich um, ob er auch mit ihr ging. Denn hielt er sie nicht an der Hand, so wagte sie nimmer, sich über den Rand der Abgründe zu beugen, in denen sie tiefstes Elend der Menschen erkannte und unendliche Schmach ihres Geschlechts, aus denen der Brodem von Zuständen aufstieg, die ihr fremd waren und ungeheuerlich und die sie doch angingen so ängstlich, ängstlich nahe! In den Stubenwänden, in der Umgebung des Alltags hatten sie ihr die Luft genommen, im Parte ward sie nach den traurigen Gängen von der holdesten Wirklichkeit umfassen. Milde, reine Luft kam von den Bäumen zu ihr und umwehte sie, das Grün der Lichtung nahm die ermatteten Augen zärtlich auf; nirgends ein Lärm oder ein Unrat; kein Blick war auf ihr als der von stillen, blanken Wolken, welche gegen Mittag die Mauer des Baumwerks überragten. Als aber der Sommer vorgeschritten war, befand sich zuweilen ein alter Mann auf dem Rasen, um ihn sorgsam von jedem Blatte zu säubern, das vorzeitig hinabgefallen war.

Marianne las und las, bis die eleganten Damen auf dem Rasen anfangen, Toilette zu wechseln zum Schluß der Saison. Hell- und dunkelgelbe Gewänder zogen sie an, braune und dunkelrote. Ihre Unterhaltung wurde lebhafter, ihre Schleppe rieselten und rauschten; jede einzelne trat hervor und brachte sich zur Geltung gegen Schluß der Saison.

Marianne las und las, bis einige Tage kamen voll Regen und Sturm. Als sie nach diesen wiederum den Park besuchte, traf sie die Damen in tiefer Trauer. Sie standen blaß und stille beisammen, in zarte, graue Klöre gehüllt. Auf lachig glänzendem, braunem Boden standen sie. Das war der Schluß der Saison. —

Nun mußte Marianne in der Stube weiterlesen. Als die Bücher, die Hugo Bonthheim ihr gegeben hatte, durchstudiert waren, gönnte sie sich keine Rast, sondern suchte nach neuen Mitteln der Bildung. Sie kaufte und entlieh Bücher, abonnierte auf Tagesblätter und Kunstschriften. Noch war große Arbeit an ihr zu tun, die vollendet sein mußte, wenn Hugo Bonthheim zurückgekehrt war. Sie saß bei der Lampe und arbeitete, zum Troß der

Müdigkeit, mit welcher sie oft die ungewohnte Tätigkeit bezahlen mußte, zum Troß der Unlust, die sie zuweilen befallen wollte ob der Strenge und Sprödigkeit dieser Stoffe, die sie mit Ungeflüm zu erobern wünschte.

„Bildungsfähig!“ Mit warmem Tone und neuen, wohlgefälligen Blicken nannte er sie so. Und hätte er ihre Fähigkeiten überschätzt, sie dürfte ihn nicht enttäuschen, selbst um die Gesundheit, selbst um ihre sorglose Fröhlichkeit nicht! —

Sie war etwas ernster und blasser um die Zeit, da sie seiner Rückkehr entgegensah; ihre Bewegungen hatten an Maß und ihre Kleidung an Geschmack gewonnen. Sie fühlte, daß sie den Damen ähnlicher geworden war, die Hugo Bonthheim auf den Bällen traf im Winter in der Stadt.

Nun sollte er kommen, daß sie ausruhen dürfte; und sollte Freude an ihr haben und sie so ansehen wie damals, als er das gute Wort über sie sprach; danach sehnte sie sich von Herzensgrund. — — —

— — — „Nun?“ sagte er, als sie wieder zusammen den Park durchschritten.

Sie hatte diesmal keine Antwort darauf; über alle dem, was sie den Winter für ihn getan, hatte sie vergessen, eine freundliche Willkommengabe für ihn zu bereiten. Unter seinem erwartungsvollen Blick aber vermochte sie keine Wahl zu treffen aus dem Getümmel von Träumen, Begebenheiten und Gedanken, das in ihr war, vermochte nicht, dies oder jenes in ein anmutiges Wort zu fassen, das sich als Brücke zwischen sie gelegt hätte, auf der ihre Seelen sich heiter begegnen mochten.

So fing er an, sich nach ihren Erlebnissen zu erkundigen und fragte schließlich, wie weit sie denn mit seinen Büchern gekommen sei.

Als er hörte, daß sie alle gründlich durchgenommen, nannte er ein paar Romane, die in den letzten Monaten erschienen waren. „Sie werden jetzt reif dafür sein; sie werden Sie interessieren.“

Marianne sagte, sie habe dieselben bereits gelesen, ohne von ihnen befriedigt zu sein. In dem einen habe sie eine breite Schilderung von Geschehnissen verlegt, über deren Andeutung der Dichter nicht hinausgehen sollte; in dem zweiten halte sie den Selbstmord

des jugendlichen Helden für ungenügend begründet.

„Das tut mir leid,“ sagte Hugo Bonthheim; „ich hatte gehofft, Ihnen mit den Büchern eine Freude zu machen.“

Sie sah erst jetzt, daß er zwei neue Bändchen in mattgrünem Leinen bei sich trug, erschrak, daß sie ihm die Freude des Schenkens verdorben hatte und versuchte ihr Urteil durch Hervorhebung anderer rühmlicher Seiten der Werke teilweise aufzuheben.

Er schüttelte aber den Kopf. „Als Sie unbefangen waren, haben sie sich viel klarer ausgedrückt; nun bekommen Sie sie natürlich nicht. — Wodurch sind Sie übrigens gerade an diese Bücher gekommen?“

Sie nannte die Kunstzeitschrift, welche sie ihr empfohlen hatte, auf die sie abonniert sei seit einigen Monaten.

Er schüttelte wieder den Kopf: „Wie kommen Sie dazu, darauf zu abonnieren? Ich konnte Ihnen doch nachträglich die interessanten Nummern leihen.“

„Ich wollte mich möglichst auf die Höhe bringen.“

„Ah so,“ sagte er, und nach einer Weile: „Sie sind sehr selbständig geworden.“

Es war Ironie in seinem Ton; aber sie durfte nicht zusammenzucken, sie wollte es ja nicht mehr, sondern gab sich Mühe, ihn auf andere Dinge zu bringen. — Im Laufe der Unterhaltung erzählte er, daß er die letzten Wochen in einer kleinen Stadt verbracht habe. „Da habe ich wirklich noch einmal einige glückliche Menschen kennen gelernt; es waren nämlich ziemlich ungebildete und darum naive Menschen.“ Er habe sich dort, sagte er, wirklich zu der Überzeugung gedrängt gefühlt, daß die große Bildung eine Sache von zweifelhafter Zweckmäßigkeit sei. „Sie nimmt dem Menschen die Naivität, die eine Vorbedingung ist zum Glückseligkeit.“

Seine Worte verrieten eine leise Gereiztheit, die Marianne verwirrte, so daß sie ihnen nicht ruhig zu folgen vermochte, eine gewisse Absichtlichkeit, die ein heftig Aufbegehren in ihr erzeugte, wie gegen einen Feind. Wenn sie nur den Feind erkennen könnte! War er eine Grausamkeit, Ungerechtigkeit, Demütigung? War er in den Worten außer ihr, oder war

er in ihrem Innern plötzlich wach geworden und verspottete sie? Sie konnte ihn nicht erkennen, und das brachte solche Hilflosigkeit über sie.

Sie ging dicht am Rande des Weges, zuweilen den Nasen betretend, und freute sich, daß ihr Absatz die scharfe, saubere Grenzante verlegte, die sonst ihr Entzücken gewesen war.

Als sie Miene machte, in den nächsten Kreuzweg einzubiegen, der in kurzer Zeit zum Ausgang führte, verstummten endlich die peinigenden Laute neben ihr. Er fragte, ob sie denn schon fort wolle.

Sie müsse nach Hause.

„Zu einem gar so wichtigen Geschäfte?“ Jetzt waren die Worte ohne alle Ironie; sie waren so milde, daß sie das Quälende in Mariannens Innern zum Ausbruch brachten.

„Die Schleppe muß ich abschneiden,“ sagte sie, indem sie das Kleid, das sein Fuß gestreift hatte, zusammennahm und sich sehr gerade aufrichtete.

Er blieb stehen. „Was müssen Sie?“

„Damit Sie nicht noch einmal über die Schleppe stolpern,“ stammelte sie und sah ihn mit brennenden Wangen und gerunzelter Stirne an.

Sie hatte nicht gewußt, daß er noch so verwunderte Augen machen könnte über irgend etwas in der Welt. Nach kurzer Zeit aber verbreitete sich das über sein Gesicht, wonach sie sich gesehnt hatte durch die langen Monate der Trennung: das Wohlgefällige brach aus seinem Blick, das Liebevollste umlächelte seinen Mund, das Warme war in seiner Stimme:

„Nun, so ganz auf der Höhe scheinen Sie ja doch nicht zu sein,“ sagte er, legte die Hände auf den Rücken und nahm mit dem Ausdruck großer Befriedigung den Weg wieder auf. —

— Nun hatte Marianne, wonach sie sich gesehnt, was sie zu verdienen gesucht hatte durch die mühereichen Stunden des Winters, aber sie empfand keine Freude darüber. Wo blieb das Glück, das damals über sie kam, als er zum erstenmale seinem Wohlgefallen an ihr Ausdruck gab? Es war ein Widerspruch zwischen seinem Wohlgefallen damals und jetzt; der lag so seltsam verknäuelst und dunkel vor Mariannens Seele, daß er selbst den Auf-

ruhr beschwichtigte, der in ihr gewesen war. Erst nachdem sie einige Stunden einsam gewesen, begann das Seltsame sich zu regen, und als es sich entfaltet hatte, erkannte sie, daß es gar kein Widerspruch, sondern ein Mißverständnis war. O, Hugo Bontheim war konsequent, nur sie war eine Zeitlang verwirrt; er war sich treu geblieben, sie aber hatte schlecht gehört und falsch gedeutet. Nun wußte sie es klar: sie sollte nicht gebildet sein, sondern gebildet werden. Was lag ihm an dem vollendeten Bild, das er nur müßig bewundern konnte? Den rohen Stoff hatte er geschäht, der seiner Arbeitslust und -kraft Betätigung versprach; nun hatte sie ihm die Freude verdorben.

Es war so ähnlich wie früher einmal, als sie ihrem kleinen Bruder ein Vergnügen bereiten wollte, nachdem er krank gewesen war; sie hatte sich stundenlang geplagt, aus seinem Baukasten einen Tempel zu errichten, wie er noch nie gesehn hatte. Sie wußte noch genau, welches Gesicht er dazu machte; eigentlich war es gar kein Gesicht; als er aber das Werk zerstört hatte und nach eigener Weise die Klöße türmte, da strahlte er und sang dazu.

Was sie für Hugo Bontheim gebaut, das ließ sich nicht zerstören. Aber es war ja gar kein vollendetes Werk; er hatte ja schon gemerkt zum Glück, daß noch genug zu feilen war, zu stützen, zu verbessern an dem Werk. Die mühereichen Stunden des Winters umstanden Marianne und sahen sie höhn-lächelnd an.

Daß sie das nicht verstanden hatte: seine Freude suchte der Mann, — und nannte das lieben? Das war eine andere Liebe, als Marianne kannte; sie war ihr fremd und schien ihr schlecht, so schlecht, daß sie sich vornahm, Hugo Bontheim nicht wieder zu begegnen. —

— Mehrere Wochen lang vermied sie den Park und die Straßen, in denen sie ihn treffen könnte; dann sah sie ihn zufällig in einem Konzert. Er saß zwischen lauter Fremden; etwas Gequältes lag auf seinem Gesicht. „Armer Knabe, dem sie sein Spielzeug genommen,“ dachte Marianne; aber sie freute sich im Grunde des Herzens, daß sie ihn nun von ihrem Plage aus betrachten könne durch die Stunden des Konzerts.

Sie hatte seit Monaten keine Musik mehr gehört; da kamen die Klänge über sie wie ein Sturm; der brach in ihre Brust und weckte den Schmerz, der darin in Erstarrung gelegen hatte, jagte ihn auf und um, rang mit ihm, tanzte mit ihm, bis er müde wurde und ent schlummernd zusammensank. Dann kamen die Klänge wie Vorfrühlingslüfte, schmeichelten und lockten, trockneten Mariannens letzte Tränen ab und nahmen sie mit in liebliche Gegenden, wo hoffnungsfreudige Menschen wandelten in bunten Gewändern und unter ihnen der, den sie liebte. — Ob Hugo Bontheim unter ihnen wandelte? Sie sah ihn im strengen Profil; in seinen Zügen lag eine gespannte Aufmerksamkeit, ein Ausdruck von scharfem Nachdenken, als ob er rechnete. Er lustwandelte nicht mit den glücklichen Menschen. Aber er würde später eine Reihe von Motiven kennen und wissen, welches die Flöte und welches die Klarinette zuerst gebracht.

Sie hatte ihn nie so lange ungestört betrachten können und sah zum erstenmale, daß etwas Unverhältnismäßiges in seiner Erscheinung war. Machtvoll waren Stirn und Auge, die unteren Teile des Gesichtes aber unendlich zart und weich. Der Nacken war kräftig und entsprach nicht der schlanken Biegsamkeit der übrigen Gestalt. So war er; so mußte er sein. Ob in allen Menschen das Außere in diesem Maße der Spiegel des Seelischen war? Es gab niemanden, den Marianne so gründlich gekannt hätte wie Hugo Bontheim: Der Macht der Stirn entsprach die feines Denkens, der Unbeugsamkeit des Nackens seine Strenge, und dem knabenhaft Zarten, dem Verkümmerten in seiner Gestalt das, was ihm fehlte. Was die rasche, kräftige Tat gebiert, was starken Genuß des Lebens gewährt, das fehlte Hugo Bontheim; er würde mehr leiden als handeln, mehr erkennen als genießen; die starke Lust, die warme Kraft, die in Marianne war, konnte er nie erleben; so konnte er ja garnicht lieben wie sie! Er könnte nicht in Drangsal und Not des Lebens zu einem andern Wesen flüchten; grübeln würde er und leiden; in einem andern Wesen sein Selbst verlieren könnte er nicht!

Ein heißes Mitleiden mit seiner Armut brannte in Marianne auf und eine Sehnsucht, ihre Arme um sein Haupt zu legen, daß sie es schütze vor des Lebens Not. —

— Am andern Tage besuchte sie wieder einmal den Park, Abends, während Hugo Bontheim in der Stadt beschäftigt war. Sie ging kreuz und quer, durch alle Wege, an alle Plätze, bis sie ganz müde geworden war; da setzte sie sich auf die steinerne Bank an der großen Lichtung und ruhte aus. Es ruhte sich so gut im Winkel der Bank, den Arm auf die breite Seitenlehne, die Stirne in die Hand gestützt. Die großen Bäume dämmerten vor dem grellen Gold des Himmels, ihre Schatten liefen schlang über den weiten Rasen, bis an den Weg; in den Büschen über Mariannens Haupt sang eine Amsel aus Herzenslust. Marianne schloß die Augen und hörte ihr zu.

Außer der Amsel sprach noch etwas über ihrem Haupte, da raunte und flüsterte etwas, zuweilen lauter, zuweilen vorsichtig leise.

„Sei doch stille,“ sagte es, „flieg über die Lichtung, sing anderswo; hier soll es still sein, husche, husch!“

Geflatter, dann wieder Gefäusel; zwei sind es, die sich unterhalten.

„Warum jagst du das Tier?“ die andere Stimme.

„Sie soll doch schlafen, sei still!“

„Warum denn am helllichten Tag? Sie ist doch gesund, ganz gesund!“

„Sie muß noch gesunder werden; sei still!“

„Dann hast du mit ihr etwas vor!“

„Ich hab etwas vor, sehr Gutes, sehr Gutes; laß sie schlafen, gesund — —“

Ganz vorsichtig umstrich es Wange und Haar; dann wurde es leise und schwieg; weit her kam noch ein Vogelton. —

Als Marianne aufwachte, war die Lichtung mit Schatten gefüllt; in der Nähe der großen Bäume liefen zwei kohlschwarze Amseln durchs Gras. Marianne dehnte sich und atmete tief; sie hatte gut geschlafen und auch geträumt; aber sie wußte nicht mehr, was es gewesen war.

Als sie durch die Kühle der Dämmerung nach Hause eilte, nahm sie sich vor, Hugo Bontheim am anderen Tage wieder zu begegnen.

## Die höhere Mädchenbildung in Finnland und die gemeinsame Erziehung der Geschlechter.

Von

Frau Aimi Hallström.

Nachdruck verboten.

Die zweite Hälfte des eben verflohenen Jahrhunderts war bei uns in Finnland eine Lenzeszeit, eine Zeit der Neugestaltung, des sprudelnden Lebens. Einer tiefgehenden nationalen Erweckung folgte auf allen Gebieten menschlicher Kultur eine früher ungeahnte Blüte. Unsere aus einer uralten Volksfreiheit hervorgegangene konstitutionelle Staatsverfassung, die während einiger Jahrzehnte gleichsam in winterlicher Betäubung gelegen, wurde neu belebt und sproßte in frischen, kräftigen Wurzel-schößlingen empor. In dieser Zeit lichter Hoffnungen, rastloser Tätigkeit wurde auch bei uns ein Same in die Erde gesenkt, der im Schutze der Freiheit zu einem dicht-belaubten Baume aufgewachsen ist. In seinem Schatten haben Tausende von Frauen sich entwickelt und führen jetzt ein reicheres Leben, als es sich ihre Mütter vor einigen Jahrzehnten hätten träumen lassen. Einer der stärksten Äste an diesem jungen Baume der Frauenbefreiung ist die Arbeit zum Besten der Erziehung der heranwachsenden weiblichen Generation. Das Volk Finnlands, so gering an Zahl, im eisigen Norden der äußersten Vorposten europäischer Zivilisation, kann und darf die reichen Möglichkeiten zu neuem, frischpulsierendem Leben nicht vernachlässigen, die eine gediegene, zielbewußte Ausbildung seiner jungen Mädchen, seiner künftigen Mütter und Erzieherinnen ihm schafft. Aus diesem Bewußtsein heraus hat sich seine Mädchenbildung in den letzten Jahrzehnten entwickelt.

Noch am Anfang der vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts war das junge Mädchen der gebildeten Klasse in den meisten Fällen auf den dürftigen Unterricht angewiesen, den sie im Elternhause erhalten konnte. Im Jahre 1841 trat jedoch ein neues Schulgesetz für Finnland in Kraft, und dieses verordnete die Gründung zweier Mädchenschulen. Dies war ja nicht viel, aber das Schöpferwort für die Frauenbildung war jedenfalls ausgesprochen, und in den folgenden Jahrzehnten entwickelte sich die Mädchenschule rasch. Neue Fächer wurden in den Lehrplan aufgenommen, die Dauer des Unterrichts wurde um ein Bedeutendes verlängert, die Kurse wurden erweitert, und immer mehr Mädchenschulen in verschiedenen Teilen des Landes gegründet. So gibt es in diesem Augenblick 12 Staats-Mädchenschulen, deren jährliche Unterhaltskosten sich in runder Summe auf 557 000 Fmk. belaufen. Das sind im Durchschnitt etwa 190 Fmk. für jede einzelne Schülerin, wenn man die Terminsabgabe abzieht. Außer diesen gibt es 16 private, vom Staat unterstützte Mädchenschulen, deren Kurse zum Teil weitläufiger, meistens jedoch denen der Staatsschulen ungefähr gleich sind; dazu haben mehrere Mädchenschulen jetzt Fortbildungsklassen. — Die privaten Mädchenschulen werden vom Staat mit etwas über 215,000 Fmk. unterstützt, oder durchschnittlich mit ungefähr 90 Fmk. für jede einzelne Schülerin.

Die Kurse der bis jetzt erwähnten Schulen sind jedoch von geringem Umfang. Dennoch ist das Maß allgemeiner Bildung, das sie ihren Zöglingen beibringen, so weit genügend, daß sie selbständig ihre Kenntnisse erweitern, in Gewerbeschulen

übergehen oder sonst praktische Berufe ergreifen, oder schließlich sich durch besondere Ausbildung in häuslichen Fertigkeiten für den Beruf der Familienmutter vorbereiten können.

Schon mehrere Jahrzehnte lang hat es jedoch für die zahlreichen jungen Mädchen, die ihre Kenntnisse zu vervollständigen oder sich für den Lehrerinnenberuf vorzubereiten wünschen, Gelegenheit dazu gegeben in den beiden mit der schwedischen und finnischen Töchterchule in Helsingfors vereinigten Staats-Fortbildungsanstalten. Der Unterricht derselben bezweckt zunächst, die Zöglinge zu selbständigen Studien anzuleiten und trägt deshalb hier ein wesentlich anderes Gepräge als in der Schule. Die Lehrfächer sind in „Linien“ (Gruppen) eingeteilt; die Schülerinnen wählen nur einige Fächer, aber haben Gelegenheit, in diesen wenigen ziemlich tiefe Einsichten zu erhalten. Der theoretische Kursus ist zweijährig; ein dritter Jahreskursus mit praktischen Übungen ist dagegen ausschließlich für künftige Lehrerinnen bestimmt. Dem Gesetze gemäß sind junge Mädchen, die diesen dritten Jahreskursus durchgemacht haben, zum Dienst an den Staats-Mädchenschulen berechtigt, finden aber in noch höherem Grade Arbeit auf dem Gebiete der privaten Schule. Allmählich werden sie es aber schwer haben, siegreich mit den Jahr für Jahr zahlreicheren Frauen zu wetteifern, die an der Universität studiert haben. Heutzutage legen deshalb Schülerinnen der Fortbildungsanstalten häufig das Abiturientenexamen ab, und an ungefähr zehn privaten oder staatlichen Mädchenschulen gibt es, wie oben angedeutet wurde, private Fortbildungskurse, die meist auf das Abiturientenexamen abzielen.

Schon seit Jahrzehnten ist es Brauch gewesen, daß Frauen, ohne dies Examen abgelegt zu haben, den Vorlesungen in irgend einem Fach an der Universität beigewohnt und dann bei dem betreffenden Universitätslehrer dasselbe Examen gemacht haben wie ihre akademischen Mitbürger.

Die Energie und der Erfolg dieser Frauen trug gewiß nicht wenig dazu bei, die öffentliche Meinung zugunsten der Berechtigung der Frauen zu Universitätsstudien umzustimmen, als diese Frage vor etwa zwei Jahrzehnten bei uns verhandelt wurde. Das gilt natürlich in noch größerem Maße von den ersten weiblichen Studenten, die sich trotz aller Schwierigkeiten den Weg zum Ziele bahnten.

Im Zusammenhang mit der oben erwähnten in den achtziger Jahren eifrig umstrittenen Frage einer gründlicheren Bildung für Frauen und unmittelbar zur Universität führenden Mädchenschulen, wurde von scharfsichtigen Männern und Frauen die schon in Amerika verwirklichte Idee eines gemeinsamen Unterrichts für Knaben und Mädchen auf allen Stufen der Schule aufgeworfen. Die Freunde der coeducativen oder Mischschule betrachteten die Sache nicht in erster Linie vom Standpunkte einer gediegenen Frauenbildung, obgleich sie die ersten waren, die außerordentliche Wichtigkeit einer solchen einzusehen. Sie sahen sich in der bürgerlichen Gesellschaft um und fanden, daß die Wurzel mancher beklagenswerten Mißstände darin liege, daß das Leben den Mann und die Frau voneinander entfremdet habe, so daß sie oft nicht imstande seien, ihre beiderseitigen Arbeiten und Interessen zu verstehen und zu schätzen. Auch im sozialen Leben, so war ihr Gedankengang, muß die Arbeit zum Wohle der Menschheit von ihren beiden Hälften, die zur Gleichheit an Rechten und Pflichten und mit freiem Selbstbestimmungsrecht des Individuums geboren sind, gemeinschaftlich ausgeführt werden. Die Verschiedenheit der Geschlechter in körperlicher und geistiger Hinsicht macht, weit davon entfernt, ein Hindernis zu sein, im Gegenteil eine Voraussetzung für den Erfolg der Arbeit aus.

Die Coeducation muß, richtig durchgeführt, kenntnisreiche, charakterfeste Menschen hervorbringen, mit Lust und Kraft zu gemeinsamer Arbeit, mit gemeinsamen sozialen und sittlichen Idealen. Die Sphäre des Hauses muß weit über ihre jetzigen Grenzen erweitert werden, und die Idee des Heims, in der Schule verwirklicht, führt zur Mischschule, dem wahrsten Abbild der Familie.

Es liegt somit in der Natur der Sache, daß dem weiblichen Elemente in der Mischschule ein weit hervorragenderer Platz zugesichert werden muß, als es bis jetzt

in unseren höheren Schulen der Fall gewesen ist, damit die Schüler unter dem Einfluß sowohl männlicher als weiblicher Erziehung stehen. Wenn Knaben und Mädchen von Männern und Frauen, die mit gleich großer Autorität ausgerüstet sind, in derselben Klasse wie in einer Familie unterrichtet werden, mit ebenso strengen Forderungen hinsichtlich des Betragens und der Kenntnisse, werden sie es lernen, sich gegenseitig als ibersgleich in Rechten und Pflichten anzusehen, werden einander in unbewußtem Wettstreit beeinflussen und sich beeinflussen lassen. Die Rohheit und Selbstsucht der Knaben werden abgeschliffen, die Sentimentalität und Kleinlichkeit, das erkünstelte Wesen und die Eitelkeit der Mädchen werden verschwinden, und außerdem wird das Verantwortlichkeitsgefühl der Frau, während Jahrhunderten der Abhängigkeit entkräftet, auf diesem Wege stärker und reger werden. In dieser Richtung gehen die Hoffnungen, welche die Freunde der Einheitschule ausgesprochen haben.

Es muß anerkannt werden, daß die Idee der Coeducation bei uns von Anfang an eine überraschende Lebenskraft und Expansionsfähigkeit gehabt hat. In einer überaus kurzen Zeit hat sie sich trotz Widerstand und Vorurteilen durchgearbeitet. Mit bedeutenden pecuniären Opfern, aber auch mit großer Opferfreudigkeit von seiten der Freunde der Idee sind immer mehr coeducative Schulen eingerichtet worden. Im Jahre 1883 wurde die erste schwedische, im Jahre 1886 die erste finnische Mischschule in Helsingfors gegründet — wie bekannt haben wir in Finnland zwei Landessprachen. — Zur Zeit haben wir zwei schwedische und drei finnische Mischschulen in unserer Hauptstadt, und sie sind teils überfüllt, teils wohlbesucht. In verschiedenen Teilen des Landes wurden dann in kurzem immer neue eingerichtet, und in diesem Augenblick besitzen wir 20 vollständige zur Universität führende Mischschulen. Außer diesen gibt es mehrere neubegründete, die noch nicht die volle Zahl der Klassen erreicht haben, so daß sie Schüler hätten zur Universität entlassen können; dazu an kleineren Orten fünfklassige Mischschulen. Dies alles sind private Unternehmungen. Endlich gibt es 6 vom Staat unterhaltene drei bis fünfklassige Schulen mit Coeducation in kleineren Städten, wo eine genügende Anzahl Schüler für zwei Separatschulen nicht zu erwarten steht. Praktische Rücksichten haben also auch zu dem Erfolge der Idee der Coeducation beigetragen.

Der Unterricht in den privaten Mischschulen wurde nach der offiziellen Statistik von 1901—1902 von 203 Lehren und 211 Lehrerinnen erteilt. Die Mischschule stellt auch in den höchsten Klassen Lehrerinnen an, obgleich die überwiegende Mehrzahl derselben in den unteren und mittleren Klassen unterrichtet. Indessen, je mehr Frauen wir bekommen, die sich an der Universität dieselbe Kompetenz erworben haben wie männliche Lehrer, umso mehr können weibliche Kräfte für die Arbeit auch in den höchsten Klassen gewonnen werden.

Die Befürchtungen, die man hat aussprechen hören, daß die Disziplin darunter leiden würde, haben sich als unbegründet erwiesen. Im Gegenteil hat mich meine vierzehnjährige Arbeit auf verschiedenen Stufen an drei Mischschulen gelehrt, daß die disziplinarischen Schwierigkeiten in den höchsten Klassen so gut wie verschwinden, und die Leitung der zielbewußten Arbeit erwachsener Jünglinge und junger Mädchen für die Lehrerin zur Quelle erfreulicher Erfahrungen wird.

Bevor ich meinen Bericht über die Mischschulen weiterführe, möchte ich eine kleine Übersicht der Schülerzahl in den verschiedenen von Mädchen besuchten Schulen geben. Die ganze Bevölkerung unseres Landes betrug zu Beginn des Jahres 1902 — auf welches Jahr sich die im folgenden angewandte Statistik bezieht — ungefähr  $2\frac{3}{4}$  Millionen Menschen. Die Unterrichtsanstalten für höhere Bildung wurden in demselben Jahre von 0,57 Prozent von der ganzen Bevölkerung oder 3,5 Prozent aller in einem Alter von 10—19 Jahren stehenden Personen besucht. Von diesen Zöglingen der höheren Schulen waren 51,5 Prozent Knaben, 48,5 Prozent Mädchen. Dieser geringe Unterschied zwischen der Anzahl der Knaben und Mädchen muß als eine äußerst erfreuliche Erscheinung angesehen werden. Außerdem steht zu erwarten, daß sich diese Zahlen künftig noch mehr nähern werden, nachdem das Jahr-



geld in den Staats-Mädchenschulen von 80 bis 100 Fmk. auf dieselbe Summe wie in den Knabenschulen, nämlich 40 bis 50 Fmk. heruntergesetzt worden ist. — Von der ganzen Anzahl Mädchen, die höhere Unterrichtsanstalten besuchen, waren 31 Prozent Schülerinnen in staatlichen Mädchenschulen und Fortbildungsanstalten, 30 Prozent Schülerinnen der privaten Mädchenschulen und 39 Prozent Mädchen in den Mischschulen.

Die Regierung unseres Landes hat bis jetzt eine abwartende Stellung eingenommen, in bezug auf Schulen für das Abiturienten-Examen der Mädchen. In dieser Hinsicht scheint aber eine Veränderung vor sich gegangen zu sein, denn in Helsingfors, wo die finnische Töchterschule überfüllt ist, — sie ist dieses Jahr von 472 Schülerinnen besucht worden — wird eine neue finnische vom Staat unterhaltene zur Universität führende Mädchenschule geplant.

Wie man vermutete, konnte eine so radikale, auf bei uns unerprobte Ideen gegründete Neuerung wie die Einführung der Coeducation auf allen Stufen der höheren Schule anfangs nicht auf eine sehr bedeutende Unterstützung vom Staate zählen. In der Tat billigt die Regierung die Coeducation nicht in den höheren, wohl aber in den niedrigen Zweigen des Unterrichtswesens, denn wir haben, wie oben erwähnt wurde, einige 3 bis 5klassige Staatschulen für beide Geschlechter. Die jährliche Staatsunterstützung, welche die vollständigen Mischschulen genießen, ist auch nur für die fünf untersten Klassen berechnet und wurde erst in kleineren Summen ausgezahlt. Zehn Jahre nach der Gründung der ersten Mischschule wurde sie zu 12 000 Fmk. erhöht und beträgt nunmehr 20 000 Fmk., also je 4000 Fmk. für die fünf unteren Klassen. Im Jahre 1902 genossen 13 Mischschulen diese höchste Unterstützung. Die ganze Summe der Staatsunterstützungen belief sich indessen im genannten Jahre auf die bedeutende Summe von 524 550 Fmk., eine Summe, die dem Budget für die eigenen Mädchenschulen des Staates nicht viel nachsteht.

Daß einerseits die Unterstützungen in den späteren Jahren so reichlich ausgefallen sind und daß andererseits beinahe 40 Prozent von allen Mädchen, welche höhere Schulen besuchen, Schülerinnen in den Mischschulen sind, zeigt, wie rasch diese in unserem Lande Verbreitung gefunden haben. Und die Erfahrungen von ihrer Wirksamkeit haben bewiesen, daß die Hoffnungen der Freunde der Mischschule nicht fehlgeschlagen, sondern daß im Gegenteil die Einwände, die die Gegner gegen das System gemacht, völlig haltlos geworden sind. Dazu sind die Beobachtungen, welche Lehrer und Lehrerinnen schon seit mehr als einem Jahrzehnt gemacht, daß Knaben und Mädchen sich in bezug auf Kenntnisse und Reife im allgemeinen gleich erwiesen haben, in diesem Jahre von einer Autorität bekräftigt worden, die ihre Wahrnehmungen außerhalb der Schule gemacht hat. Der Vorsitzende im Ausschuss für das Abiturientenexamen an der Universität in Helsingfors hob auf dem Nürnberger Kongress für Schulhygiene hervor, daß beim Abiturientenexamen keinerlei Unterschied betreffs der Kenntnisse zwischen Knaben und Mädchen aus den Mischschulen hat bemerkt werden können. Die Kenntnisse beider Geschlechter haben sich als überraschend gleichmäßig erwiesen. Daß die Kenntnisse der Mischschulknaben nicht dadurch beeinträchtigt worden sind, daß dieselben mit weiblichen Kameraden gelernt haben, geht mit voller Evidenz aus den guten, sogar ausgezeichneten, von den Mischschulen im Abiturientenexamen erreichten Resultaten hervor. Auch scheint die Gesundheit der Mädchen nicht durch das Studium im Wettstreit mit männlichen Kameraden gelitten zu haben. Im Gegenteil ist von kompetenter Seite, von Ärzten, die Gelegenheit gehabt, sowohl in Misch- als in Töchterschulen Wahrnehmungen zu machen, hervorgehoben worden, daß die Mischschulmädchen keineswegs, nicht einmal in den höchsten Klassen angestrengter seien als ihre Altersgenossinnen in den Separatschulen. Und viele von diesen jungen Mädchen der Mischschule haben die Erfahrung gemacht, daß die Arbeit für ein erstrebenswertes Ziel, indem sie das Gefühl der Befriedigung mit sich bringt, auch auf die physischen Kräfte steigend wirkt.

Und zieht man den erziehenden Einfluß der coeducativen Schulen in Betracht, so findet man, daß die Mädchen in ihrem Benehmen eine erfreuliche Hurtigkeit, Frei-

mühtigkeit und einfache Natürlichkeit zeigen, während die Knaben, ohne ihre Reife und Unternehmungslust einzubüßen, diesen Eigenschaften eine größere Gesittung der Manieren und Sorgfalt in der Arbeit beigelegt haben. Dazu hat sich die Interessensphäre beider Teile durch den täglichen Umgang miteinander bedeutend erweitert. Durch die verschiedenartigen Anlagen und Interessen des Knaben und des Mädchens wird sogar einigen Unterrichtsfächern ein reicherer Inhalt zugeführt, was natürlich in noch größerem Maße der Fall ist bei den monatlich stattfindenden Schülerkonventen, in denen Diskussionen gehalten werden. Die Eigentümlichkeiten der Geschlechter beeinflussen sich hier gegenseitig, indem sie Übertreibungen und Einseitigkeiten aneinander abschleifen.

Bei uns sowie auch anderswo hat man sittliche Gefahren infolge der Zusammenziehung über das Kindesalter hinaus befürchtet. Die Erfahrung hat jedoch diese Befürchtungen als völlig unbegründet erwiesen, wenn nämlich die Coeducation, wie bei uns, schon mit den ersten Schuljahren beginnt. Und wer sich auch nur ein wenig mit einer Mischschule beschäftigt hat, wird finden, daß der kameradschaftliche, ungedrungene Ton zwischen Knaben und Mädchen keineswegs von einer Überreizung in geschlechtlicher Hinsicht zeugt. Im Gegenteil scheint das tägliche Beisammensein, wie die Freunde der Coeducation gehofft, den Geschlechtstrieb zu dämpfen. Aller Reiz des Unbekannten ist verschwunden, die Schüler beurteilen einander nicht in erster Linie als Mädchen und Knaben, sondern als Kameraden in ernster, verantwortungsvoller Arbeit.

Doch eine unerläßliche Bedingung gibt es, wenn die Zusammenziehung zu einem guten Resultate führen soll. Die Lehrer und Lehrerinnen müssen sittlich hochstehende und ernste Charaktere sein, damit der Einfluß ihrer Persönlichkeit und ihres Beispiels den Schülern segensreich werden könne. Wieviel Früchte für das Leben wir in der Zukunft von diesen Schulen zu sehen hoffen, wo die aufwachsende Generation in den empfänglichsten Jugendjahren sich in das Gefühl völliger Gleichheit zwischen Knabe und Mädchen, Mann und Frau, einlebt, das erhellt aus den Worten des Rektors einer Einheitschule, eines der Pioniere dieser Idee: „Wir Lehrer und Lehrerinnen der coeducativen Schule, wir gehören nicht bloß mit zur Geschichte, wir machen Geschichte.“ Aus eigener Erfahrung kann ich bezeugen, daß das Bewußtsein, in der Schule der Zukunft zu arbeiten, neben dem Gefühl der Verantwortung zugleich in reichstem Maße Freude an der Arbeit schenkt.

Die Mischschulen führen aus natürlichen Gründen zur Universität; ohne dieses Endziel könnten sie nämlich nicht auf Knaben als Schüler zählen. Private Mädchenschulen sind, wie gesagt, dem Beispiel der erteren gefolgt. Hierdurch ist der jährliche Prozentsatz junger Mädchen, die an der Universität Eintritt erlangt haben, wozu sie bei uns daselbe Recht haben wie die Männer, von Jahr zu Jahr gestiegen, so daß z. B. in diesem Frühjahr 172 weibliche Abiturienten gegen 350 männliche die schriftlichen Prüfungen bestanden haben; d. h. beinahe ein Drittel waren Frauen. Daß die Mehrzahl der Studentinnen, die jährlich in so großen Massen in die Universität eintreten, eine gelehrte Laufbahn einschlagen sollten, ist undenkbar und nicht einmal wünschenswert. Da das Abiturientenexamen ein leicht defintierbares Maß der allgemeinen Bildung ausmacht, die unsere Zeit als erstrebenswert hinstellt, sehen die meisten, mehr als die Hälfte der ganzen Anzahl, das Abiturientenexamen als einen natürlichen Abschluß ihrer Studien an, wohl wissend, daß dieses Examen ihnen auf verschiedenen praktischen Gebieten und bei der Befetzung gewisser geringerer Posten das Vorrecht vor Nichtstudenten gibt. Manche treten für längere oder kürzere Zeit in die Fortbildungsanstalten oder Volksschullehrerinnenseminare des Staates ein und schaffen sich auf die Weise die Vorteile, die mit dem Abgangszeugnis besagter Anstalten verbunden sind.

Betreffs der an der Universität studierenden Frauen erlaube ich mir aus einer vom Rektor der Universität zu Helsingfors am Anfang des Jahres 1902 gehaltenen, im Druck erschienenen Eröffnungsrede einige Daten und Zahlen anzuführen. Er hebt

hervor, daß von den Frauen, die Universitätsstudien angefangen haben, ein großer Teil dieselben nicht beendigt, eine bedeutende Anzahl deshalb, weil sie sich vorher verheiratet haben. Doch wird natürlich das allgemeine Niveau der Frauenbildung durch die akademischen Studien nur in erfreulicher Weise gehoben, wenn diese auch zu keinem Examen führen.

Aus einer besonderen Berechnung in bezug auf die Mädchen, die in den Jahren 1895 und 1896 das Abiturientenexamen ablegten, ging hervor, daß 12 Prozent von ihnen in der Folge Examen an der Universität gemacht haben, und diese Zahl dürfte ungefähr auch für die späteren Jahre gelten. Von den studierenden Frauen, die bis zu Anfang 1902 das Abiturientenexamen bestanden und ihre Studien zu einem gewissen Abschluß gebracht haben, gibt der Rektor einige statistische Notizen, die ich laut mir von den Universitätsbehörden freundlichst gegebenen Mitteilungen bis zur gegenwärtigen Zeit ergänzt habe. In der historisch-philologischen Sektion der philosophischen Fakultät haben also 4 Studentinnen das Lizentiat-, 46 das Kandidat- und 2 das Lehrerkandidatenexamen gemacht. In der physisch-mathematischen Sektion haben eine das Lizentiat- und 27 das Kandidatenexamen absolviert und 23 die vorbereitenden Kolloquia, um Eintritt in die medizinische Fakultät zu gewinnen. Von diesen letzteren haben 7 das Lizentiatexamen und 6 zahnärztliche Examina gemacht, während 10 vorläufig nur das Examen als Kandidaten der Medizin bestanden. In der juristischen Fakultät haben alles in allem 17 Frauen Examen abgelegt.

Weiter wird in der Rede hervorgehoben, daß es unter den weiblichen Studenten viele gegeben hat und noch gibt, die hinsichtlich des Grades und der Beschaffenheit ihrer geistigen Begabung und des Vermögens sie auszunutzen in keiner Hinsicht hinter ihren bedeutenden männlichen Kameraden zurückstehen und daß der Wettstreit mit den männlichen Studenten auch diesen heilsam gewesen ist. Als ein sehr erfreulicher Umstand wird betont, daß das Universitätsleben keinen besonderen Typus weiblicher Studenten hervorgebracht hat, indem bei unseren Studentinnen keinerlei Bemühung anders zu sein und zu erscheinen, als alle gebildeten Frauen in unserem Lande, hat bemerkt werden können.

Da die Erfahrung also gezeigt hat, daß es bei uns Frauen gibt, die Interesse und Anlagen, ja sogar bedeutende Anlagen für gelehrte Studien haben, muß es ja, so fährt der Rektor fort, als ein Gewinn für unsere Kultur und unsere soziale Entwicklung angesehen werden, daß ihnen die Möglichkeit gegeben ist, diese Anlagen auszubilden und auszunutzen, sei es im Dienste der freien Forschung, in dem wichtigen Berufe des Arztes oder des Erziehers, oder auf anderen Gebieten öffentlicher oder privater Tätigkeit. —

Die jetzigen Verhältnisse in Finnland haben unser Volk bewogen, mit doppeltem Eifer an der Ausbildung der Generation zu arbeiten, die nach uns die verantwortungsvolle Pflicht übernehmen soll, unsere nationale Existenz zu schirmen. Hieran mitzuwirken, danach zu streben, ein kräftiges, sittliches und erleuchtetes Volk zu bilden, stark genug, um kommende Schicksale zu tragen, das ist eine Aufgabe, die zunächst der Familie zukommt, eine Aufgabe für die finnische Frau, wohl wert, um dafür zu leben. Darum arbeiten wir weiter mit Zuversicht, denn eines wissen wir: das, was wir im Dienste lichter Mächte wirken, das wird trotz allem früher oder später für unser Volk und Vaterland Früchte tragen.





Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

## Bildungswesen.

\* Die Begründung von Oberlehrerinnenkursen in Posen hat der Posener Provinziallehrerinnenverein in die Hand genommen. Die Kurse werden im Anschluß an die neubegründete Posener Akademie gebacht, und der Verein versendet ein Flugblatt, in dem er die Lehrerinnen der südöstlichen Provinzen auffordert, bei ihrer Vorbereitung für das Oberlehrerinstudium diese Aussicht ins Auge zu fassen. Da die neue Akademie tatsächlich ausgezeichnete wissenschaftliche Kräfte besitzt, so dürften auch hier die Bedenken, die gegen Oberlehrerinnenkurse in einer anderen als einer Universitätsstadt sprechen, nicht so stark ins Gewicht fallen.

\* Die weiblichen Universitäts Hörer in Budapest. Seit der ehemalige Kultus- und Unterrichtsminister Wlassics im Jahre 1898 die Frauen zum akademischen Studium zugelassen hat, haben die weiblichen Universitäts Hörer so sehr überhand genommen, daß Minister Berzeviczy nunmehr den Andrang der Mädchen zur Universität einschränken zu müssen glaubt. Der Minister hat die Verfügung getroffen, daß schon im gegenwärtigen Semester nur solche Mädchen zum Universitätsstudium zugelassen werden, welche die Reifeprüfung mit dem Prädikat „Vorzüglich“ abgelegt haben. Diejenigen, die das Prädikat „Gut“ erhalten haben, werden bedingungsweise als außerordentliche Hörerinnen aufgenommen und nur dann endgiltig zugelassen werden, wenn sie am Schluß des ersten Semesters gut kolloquieren. Die Schülerinnen mit dem Prädikat „Genügend“ im Reifezeugnis werden rundweg abgewiesen.

So sehr zu wünschen ist, daß der Universitätsbesuch der Frauen nicht in einen dilettantischen Sport ausartet, so ungerecht erscheint diese Art der Beschränkung, die den Frauen ohne weiteres höhere Verpflichtungen auferlegt als den Männern. Die Verfügung ist ein eklatanter Beweis dafür, auf wie schwachen rechtlichen Grundlagen das Frauenstudium vielfach noch beruht.

\* Zur Frage der geschlechtlichen Aufklärung erhielt die Herausgeberin kürzlich einen Brief von einer norwegischen Volksschullehrerin, Frä. Anne Holten, die zugleich in der Frauenbewegung eine führende Rolle einnimmt und als eine der ersten Frauen in Kristiania zur Stadtverordneten gewählt wurde. Da besonders solche Äußerungen zu der Frage, die auf eigenen Erfahrungen beruhen, wertvoll und beachtenswert sind, sei der Inhalt des Briefes hier wiedergegeben. „Gewiß meine ich auch, daß die Schülerinnen, besonders in der Volksschule, vor Verlassen der Schule bis zu einem gewissen Grade geschlechtliche Aufklärungen erhalten müssen, aber diese Aufklärungen dürfen nicht ‚einzig und allein‘ vom naturwissenschaftlichen Standpunkte gegeben werden. Ich bin der Überzeugung, es wäre ein Unheil, diese Aufklärungen als festen Stoff in dem Unterrichtsplan einzuführen. Eine methodische Behandlung des Stoffes kommt mir ganz absurd vor.“

Vor einigen Jahren wurde bei uns in unserem Lehrerinnenverein daselbe Thema diskutiert, und die große Mehrzahl der Lehrerinnen war der Meinung, es wäre unmöglich, für diese Aufklärungen bestimmte Stunden festzustellen. Die Aufklärungen dürften nur gelegentlich mit größtem Ernst und feinstem Takt gegeben werden. Dabei wurden eben die ethischen Momente stark betont.

Bei uns hier in Kristiania, wo die Lehrerinnen vorwiegend dieselben Mädchen vom ersten bis letzten Schuljahre in beinahe allen Gegenständen weiterführen und folglich die Mädchen ganz gut kennen lernen, gibt es ja viele Gelegenheiten, über die natürlichen menschlichen Vorgänge mit den Mädchen zu sprechen. Die Lehrerin kennt gewöhnlich auch die häuslichen Verhältnisse ihrer Schülerinnen so gut, daß sie, wenn nötig, die Aufklärung ganz individuell geben kann.

Ich habe selbst mehrmals eine Mädchenklasse vom ersten bis letzten Schuljahre geführt. Meine Kinder sind dann von früh an daran gewöhnt

worben, alle die natürlichen menschlichen Vorgänge erwähnen zu hören, ohne Erröten und ohne Kichern. Wenn z. B. einen Morgen ein Kind kommt und mir erzählt, Nachts sei eine kleine Schwester geboren worden, frage ich ganz einfach und laut, so daß die anderen Kinder es auch hören, nach der Mutter, ob sie sehr gelitten habe usw. Dann spreche ich vielleicht wieder — wenn es eine passende Zeit ist, — vom Leiden der Mütter im allgemeinen, kann es auch ganz natürlich an 1. Mos. 3, 14 anknüpfen. Weiter — warum haben die Kinder die Pflicht, den Müttern Liebe und Dankbarkeit entgegen zu bringen? In meiner Klasse wissen die Mädchen auch ganz früh, daß keine Kinder geboren werden können, ohne daß Mann und Frau zusammenleben. Wenn die Kinder älter werden, spreche ich oft und ganz einfach über dies Zusammenleben. Die Mädchen dürfen es nicht in der Weise auffassen, daß der geschlechtliche Verkehr an und für sich schon etwas Unreines und Unschönes ist. Im Gegenteil, alle Besprechungen beabsichtigen, den Kindern das Gefühl und das Verständnis dafür zu geben, daß der geschlechtliche Trieb zu einem Diener des Schönsten und Heiligsten im Menschenleben gemacht werden kann. Nur die Menschen selbst in ihrer Hoheit und Unreinheit machen den von Gott eingepflanzten Trieb unrein und widerwärtig. Illustrationen und Demonstrationen brauche ich zu diesem Zwecke gar nicht.

Die letzten zwei Jahre habe ich in einer Fortbildungsschule für Mädchen „Gesellschaftslehre“ behandelt. Das Familienleben bildet den Anfang. Ich bespreche das Familienleben in älteren Zeiten und in der Gegenwart, und diese Besprechungen berühren auch die geschlechtlichen Vorgänge. Die meisten der jungen Mädchen sind mir fremd, und deshalb ist große Vorsicht nötig. Bis jetzt habe ich aber doch von diesen Stunden nur Freude gehabt. Mit großem Ernst folgen die jungen Mädchen meinen Worten. Auf den Zeugungsakt selbst gehe ich nicht ein. Die Frau aber, die sich im Verhältnis zu einem Manne hingibt ohne Liebe und ohne Gedanken an die Folgen, charakterisiere ich ganz offen. Von den Frauen, die sich selber verkaufen, spreche ich u. s. w. Ein Bild habe ich nie vermist, ja, ich glaube, daß mir die Worte und auch der Geist dazu fehlen möchten, diese intimen Vorgänge so ganz äußerlich zu demonstrieren. Wie gesagt, ich hoffe, die Lehrerinnen werden nie dazu kommen, so etwas für die Mädchenbildung zu fordern.“

Solche Nachrichten von doch sicherlich vorurteilsfreier Seite zeigen, daß nur das Tatkgefühl, das beim praktischen Versuch selbst die Grenze gefunden hat, hier Gesetze geben kann.

## Soziale Fürsorge.

\* **Landpflegerinnen** sollen nach einer Mitteilung der „Vossischen Zeitung“ auf den Mieselgütern der Stadt Berlin angestellt werden. Sie sollen mit der Fürsorge für die wirtschaftlichen und geistigen Interessen der Arbeiterfamilien betraut werden und ihnen im Sinne einer umfassenden Hausstandspflege zur Seite stehen.

\* **„Arbeitsunterricht für Fabrik- und Dienstmädchen.“** Durch Zusammenwirken des Gewerbevereins, der Stadt, und der Katharinenstiftung werden in Tutzingen alle Winter Näh- und Stickkurse für Arbeiterinnen unter Leitung von 5 Lehrerinnen veranstaltet. Der letzte Winterkursus war von 199 Schülerinnen (80 Prozent Fabrikmädchen, 20 Prozent Haustöchter und Dienstmädchen) mit befriedigendem Erfolge besucht. Die Kosten wurden durch ein 2 Mark betragendes Eintrittsgeld und Zuschüsse sowie Stellung von Räumlichkeiten, Heizung und Beleuchtung seitens der Veranstalter, aufgebracht.

\* **Über die Erziehung der Arbeiterfamilie zu besserer Bewirtschaftung ihrer Wohnungen** macht Kreisarzt Dr Richter aus Remscheid in der „Sozialen Praxis“ eine Reihe von bemerkenswerten Vorschlägen, die ganz besonders die Aufgabe der Frauen in dieser Frage betonen. Er geht von der Erfahrung aus, daß alle Versuche, gute Arbeiterwohnungen herzustellen, ihren Zweck verfehlen, so lange die Leute selbst nicht imstande sind, ihre Wohnungen in sanitär einwandfreiem Zustande zu erhalten. Diese Unfähigkeit hat ihren Grund in dem Mangel an hygienischen Vorstellungen und vor allem in dem abstumpfenden Elend. Der Verfasser meint, daß die Bemühungen, hier Wandel zu schaffen, vor allem die Arbeiterfrau ins Auge zu fassen hätten. Die Einrichtung von Haushaltungs- und Kochschulen erscheint ihm nur als eine erste Stufe auf dem Wege, der beschritten werden muß. Denn diese Ausbildung nützt nichts, wenn es der Hausmutter später an physischen Kräften gebricht, um sie in die Tat umzusetzen. Durch übermäßige Arbeit geschwächt, durch Krankheiten und Wochenbetten aufgerieben, läßt sie die Dinge eben gehen, wie sie gehen. Ob die Ansicht des Verfassers, daß eine Ausbildung durch die Haushaltungsschule minder zweckmäßig sei, als eine Dienstzeit in einem besseren Haushalt, zu Recht besteht, mag dahingestellt sein. Er empfiehlt nun die Schaffung einer Hausstandspflege in dem doppelten Sinne einer tatkräftigen Unterstützung und einer nachträglichen Erziehung der Arbeiterfrau im eigenen Haushalt. Schon jetzt besteht ja ein

Anfang dafür in den von Frauenvereinen organisierten Bestrebungen der Hauspflege; nach der Ansicht des Verfassers müßten diese Bestrebungen eine noch viel weitere Ausdehnung erfahren und eben nicht nur bei Krankheit der Hausfrau diese ersetzen, sondern auch den Versuch machen, die gesunde, aber überarbeitete und unwissende Frau zu unterstützen und zu belehren; auch auf dem Lande müßte eine solche Hausstandspflege in weitem Maße eingeführt werden.

Es ist nun freilich unseres Erachtens außerordentlich schwierig, einer solchen Hausstandspflegerin die geeigneten Kompetenzen zu sichern, die sie den Familien gegenüber zu einer Autorität macht, und es wird andererseits sehr schwer sein, die richtige Grenze zwischen tatsächlicher, willkommener Hilfe und unbequemer Bevormundung zu finden. Allerdings wäre es wünschenswert, daß die zur Hauspflege gegründeten Frauenvereine noch eine viel größere Verbreitung und Ausdehnung fänden. Die über ihren Wirkungsbereich hinausgehenden Aufgaben der Hausstandspflege könnten aber doch wirksam wohl nur in die Hand von Sanitätsbeamtinnen gelegt werden. In England hat sich die Einrichtung weiblicher Sanitätsinspektorinnen gerade in bezug auf die erziehlische Beeinflussung der Frau als außerordentlich wirksam erwiesen; es wäre sicher wünschenswert, daß diese Einrichtung auch auf deutschem Boden Nachahmung fände.

\* Die Mitarbeit englischer Frauen in der Volksgesundheitspflege. Der große Hygienekongress, der Ende Juli in Glasgow stattfand, hat in einer besonderen Sektion die Frauen zu einer Konferenz über Hygiene vereinigt. Die Gegenstände, die dabei verhandelt wurden, waren: „der Anteil der Frauen an den Ursachen und an der Verhütung der Lungentuberkulose“, „die körperliche Erziehung der Mädchen“, „die Notwendigkeit eines Unterrichts in der Kinderpflege für Mädchen“, „der Einfluß der weiblichen Gemeindebeamten auf die Wohnungspflege in ländlichen Bezirken“, „der hygienische Einfluß von Gemeindefrankenspflegerinnen“ und „die staatliche Beaufsichtigung von ausgebildeten Krankenspflegerinnen“. Besonders lebhaft wurde über die Ausbildung der Mädchen in der Kinderpflege diskutiert; es wurde betont, daß die Kinderpflege „gelernte“ Arbeit sei und daß aus den staatlichen Mitteln für technischen Unterricht für diesen Zweck Geld zur Verfügung gestellt werden müsse. Es wurde vorgeschlagen, Kinderheime zu gründen, die zugleich als Ausbildungsanstalten für Mädchen in der Kinderpflege dienen könnten. Von besonderem Interesse waren die Verhandlungen über die weiblichen Sanitätsinspektoren; sowohl

die städtische Sanitätskommission von Glasgow als der Vorsitzende des Gesundheitsamtes erkannten die außerordentliche Bedeutung ihrer Mitarbeit an. Es wurde vor allen Dingen hervorgehoben, daß man als Sanitätsinspektorinnen nur solche Frauen anstellen solle, deren allgemeine und fachliche Ausbildung sie für diesen Posten wirklich geeignet mache.

## ArbeiterInnenfrage.

\* Aber die gesetzliche Einführung des Zehnstundentags für Fabrikarbeiterinnen werden die verschiedensten Vermutungen laut. Da die vom Reichskanzler angeordnete Erhebung ergeben hat, daß die Zehnstundenarbeit der Frauen bei der Organisation der Betriebe auch die der Männer nach sich ziehen würde, meint die „Sozialpolitische Rundschau“, daß sich die Vorlage zu einem Vorschlag auf den allgemeinen Zehnstundentag für Fabrikarbeiter ausdehnen werde. Die „Soziale Praxis“ hält — sogar mit Recht — diese Vermutung für irrig, glaubt aber, daß eine Regierungsvorlage betreffend den Zehnstundentag für Frauen in Aussicht stände. — Wenn allerdings in einer Frage nun der Worte genug gewechselt sind, so ist es diese. Es ist dringend zu hoffen, daß die Regierung in der Angelegenheit zu Taten kommt.

\* Aber die Wirkung der weiblichen Gewerbeinspektion in Hessen enthält der Jahresbericht des Gewerbeinspektors außerordentliche günstige Mitteilungen; Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen über die Beschäftigung weiblicher Arbeiter wurden weniger festgestellt, als im Vorjahre, weil durch die Anstellung der Assistentinnen diese Betriebe regelmäßig besucht werden können. Übrigens ist in Hessen fast durchweg der Zehnstundentag für die Arbeiterinnen eingeführt und zwar herrscht er in 70 Prozent der Betriebe; nur 3 Prozent hatten noch elf Stunden, der Rest zwischen zehn und elf Stunden.

\* Trade Unions der Dienstherrschaften und Hausgehilfen in England sind neuerdings entstanden. Nur gut geschulte Gehilfinnen und wohl beleumundete Herrschaften haben Zutritt zur Organisation. Das Programm der Gehilfenunion umfaßt folgende Punkte: 1. Beschaffung einwandsfreier Dienststellen. 2. Hebung des Standes auf das soziale Niveau der in anderen Gebieten beschäftigten Frauen. 3. Fair wages bei anständiger Behandlung und Respektierung der Persönlichkeitsrechte. 4. Gewährung von vernünftig geregelten Freizeiten. 5. Rechtsschutz. Das Programm der organisierten Hausherrinnen will entsprechendes bieten: 1. Versorgung mit zuverlässigen organisierten

Gehilfinnen. 2. Rechtschutz. Die Gehilfinnenorganisation richtet auch eine Kasse für Arbeitslosenunterstützung ein. (Soz. Prag.)

## Die rechtliche Stellung der Frau.

\* Der 22. Protestantentag, der vom 4.—7. Oktober in Berlin tagen wird, hat in seiner Sektion I „zur Kirchenverfassung und Kirchenpolitik“ die Frage des Stimmrechts der Frauen in der Kirche auf seine Tagesordnung gesetzt. Fräulein Martha Zieg, Eutin, wird dieses Thema behandeln. Die Versammlungen finden sämtlich in der Großloge Royal York, Dorotheenstraße 27, statt.

## Totenschau.

\* Unerwartet starb kürzlich in ihrem Sommeraufenthalt in Nuffee Marie von Rajmayer, die bekannte österreichische Dichterin, über die Marianne Hainisch im Märzheft der „Frau“ gelegentlich ihres 60. Geburtstages schrieb. Die Frauenbewegung verliert in ihr eine Frau, die nicht nur von regem Interesse, sondern vor allem auch von tatkräftiger Freigebigkeit für ihre Zwecke

befest war. Sie hat das Grundkapital zum Pensionsfonds des Vereins der Künstlerinnen und Schriftstellerinnen gespendet, das Wiener Mädchengymnasium finanziell so kräftig unterstützt, daß sie zeitweise dessen Bestand sicherte, und das erste Stipendium für eine Studentin der Wiener Universität gestiftet. Auch in ihrer Dichtung hat der Kampf der Frauen, wenn auch nicht in tendenziöser, sondern in künstlerisch abgeklärter Weise seinen Widerhall gefunden. — In Bonn starb die Begründerin des ersten Wöchnerinnen- und Mutterasyls in Deutschland, Bertha Lungstrass. Ihr Asyl, das seit dem Jahre 1873 besteht, hatte in den dreißig Jahren 1642 uneheliche Wöchnerinnen und ihre Kinder aufgenommen und sie dadurch vor Not und vollständigem sittlichen Untergang bewahrt. Sie hat sowohl bei der Begründung als auch später für den Bestand ihrer Anstalt mit vielen Vorurteilen zu kämpfen gehabt; aber ihre Ubergiegung, daß es hier nicht auf Verurteilen und Verdammen anläme, sondern auf Hilfe und Rettung, trotzdem unbeirrt in die Tat umgesetzt. Sie gehörte seit langen Jahren dem Weltbunde gegen die reglementierte Prostitution an und zwar bis 1900 als Mitglied des Comité exécutif.

# Versammlungen und Vereine.

## Auskunftsstelle des Bundes deutscher Frauenvereine.

Die Auskunftsstelle des Bundes deutscher Frauenvereine befindet sich jetzt in den Händen von Frau Josephine Levy Rathenau, Berlin, NW., Brüdenallee 33. Sie beantwortet schriftliche Anfragen über sämtliche Fraueninteressen auf Grund eines sorgfältig zusammengestellten und systematisch geordneten sehr reichhaltigen Nachrichtenmaterials, das folgende Abteilungen umfaßt: 1. Erziehung und Bildung, 2. Industrielles, 3. Soziales, 4. Vereinswesen, 5. Berufe, 6. Wohlfahrts-einrichtungen und Bestrebungen, 7. Juristisches. Die Auskunftserteilung erfolgt gegen Einsendung des Portos unentgeltlich für Mitglieder der Bundesvereine; für Nichtmitglieder gegen Einsendung von 50 Pf. in Briefmarken, die zur Deckung der Bureaukosten verwendet werden.

## 5. Generalversammlung des deutsch-evangelischen Frauenbundes.

Der deutsch-evangelische Frauenbund hat im letzten Jahr wieder sowohl in bezug auf die Zahl der Mitglieder und Ortsgruppen, als in der Erweiterung seines Arbeitsgebietes bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Er umfaßt jetzt 4900 Mitglieder in 40 Ortsgruppen. Er reichte im vergangenen Jahr vier Petitionen ein: 1. An den

Reichstag mit Abschrift an den Reichskanzler um Aufhebung der Reglementierung der Prostitution. 2. An die preussische Generalsynode um Erweiterung der Frauenpflichten und Rechte in der kirchlichen Gemeinde. 3. An den deutschen Handelstag um Beeinflussung der Geschäftsinhaber, die Sitzgelegenheiten der Ladnerinnen betreffend, und 4. an den Reichstag um das aktive und passive Wahlrecht der Frauen für die Kaufmannsgerichte.

Die Arbeit seiner Ortsgruppen erstreckte sich vorzugsweise auf soziale Fürsorge. Dabei ist das Bestreben erkennbar, diese Tätigkeit aus einer rein charitativen allmählich zu einer sozialpolitisch geschulten, den öffentlichen Pflegeorganen vollwertig eingegliederten zu erheben.

Auch der Verlauf der Generalversammlung zeigte, daß die Schulung der Mitglieder, der sozialpolitische Horizont der ganzen Organisation sich in raschem Fortschritt erweitert hat. Am ersten Tage wurde im Anschluß an Vorträge von Frä. von Bennigsen und Frä. von Neden über die Ausbildung der Jugend für soziale Berufe verhandelt. Es wurde ein Antrag der zweiten Rednerin, der Bund wolle die Errichtung sozialer Frauenschulen zu seiner Aufgabe machen, nach eingehender Diskussion angenommen. In einer öffentlichen Abendversammlung sprach Frä. von Hinderlin-Hannover über die Frage: Brauchen wir eine Frauenbewegung? Herr Professor

Dr. D. Zimmer hielt einen Vortrag über „Pastoralgehilfinnen“. Seine Ausführungen gingen von der allgemeinen Grundlage aus, daß, während „der Mann etwas tun wolle, die Frau jemandem etwas sein wolle“ — eine etwas vage These übrigens, an die Herr Professor Zimmer meist einigermaßen willkürliche Ausanwendungen zu knüpfen pflegt. Der Gedanke an „Pastoralgehilfinnen“, die auf Grund einer sowohl theologisch-pädagogischen als volkswirtschaftlichen Ausbildung den Pfarrern als Stadtmissionarinnen, Jugendpflegerinnen u. zur Seite ständen, ist bereits des öfteren, z. B. in der „Christlichen Welt“, erörtert worden. Freilich scheint es für die Verwirklichung dieses Gedankens in weiterem Umfang Bedingung, daß von den Gemeinden Besoldungen für derartige Posten ausgelegt werden, so gut wie die Pfarrer und andere Beamte der inneren Mission besoldet werden. Solange der Beruf der These 7 entsprechend noch ausschließlich auf materiell unabhängige Frauen gegründet werden soll, wird er kaum große Bedeutung erlangen. Einen Lieblingsgedanken des Herrn Professor Zimmer enthält These 8, die für derartige Pastoralgehilfinnen schon einen „Schwesternschaftlichen Zusammenschluß“ voraussetzt, um der einzelnen „den notwendigen Rückhalt nach innen und außen“ zu geben. Ein solcher Zusammenschluß könnte unseres Erachtens erst aus den Kreisen dieser Beamtinnen heraus geschaffen werden, wenn sie nämlich selbst das Bedürfnis dazu empfinden — was noch zweifelhaft ist. — Am zweiten Tage wurde ein Dringlichkeitsantrag der Ortsgruppe Frankfurt verhandelt. Eine Petition solle an das Ministerium des Innern gerichtet werden, daß die Entziehung von Schankkonzessionen auf Grund des § 33 Abs. 2 Ziff. 1 u. § 53 Abs. 2 der Gewerbeordnung auch dann geschehen könne, wenn die Kellnerinnen in ihren Einkünften auf Trinkgelder und Prozente ihrer Einnahmen angewiesen seien. Der Antrag wurde angenommen. — Von einer reichen praktischen Erfahrung zeugten die Vorträge von Fr. Kramer-Dielsfeld und Fr. Dittmar-Hannover über die Mitwirkung der Frau in der Waisenpflege. Die erste Rednerin forderte vor allem die Zulassung der Frau auch zum Amt des Gemeindevaisenrats und trat dafür ein, daß die bisherige Beschränkung der Überwachung männlicher Mündel bis zum Schulaustritt fallen müsse. Fr. Dittmar wünschte erstens nach dem bewährten Taubeschen Ziehkindersystem ausgebildete und besoldete Waisenpflegerinnen für die Mündel vom 1.—6. Jahre. Zweitens Generalvormundschaft für die unehelichen Kinder, weil sie die einzige Gewährleistung für die schnelle und nachdrückliche Heranziehung des unehelichen Vaters zur Alimentation gibt. Ferner Zentralisierung der Waisenpflege bei der Stadtverwaltung, getrennt von der Armenpflege, zur Erleichterung des Verkehrs mit der Behörde und zur Vereinfachung des Geschäftsbetriebes. Viertens Stimmrechtigung im Ausschuß der Waisenräte und schließlich die Ausdehnung der Aufsicht auf die Halbweisen, die bei dem Vater zurückbleiben, weil gerade hier häufig gesundheitlich und sittlich Gefahr vorliegt.

Eine sehr rege und interessante Erörterung, die zeigte, wie sehr die Mitglieder des deutsch-evangelischen Frauenbundes durch praktische Arbeit in soziale Fragen eingedrungen sind, schloß sich

an den Vortrag von Fr. Kuhl-Dresden über Arbeiterinnenorganisation. Sie forderte die Gründung eines von christlichem Geiste getragenen allgemeinen Arbeiterinnenverbandes als Schutzwehr gegen die Propaganda der Sozialdemokratie. Um der vielen ungelerten Arbeiterinnen halber sei anfangs die Vereinigung aller Arbeiterinnen der verschiedensten Arbeitszweige ratsam. Nach Erstarkung des Verbandes können später Fachsektionen daraus erwachsen.

Die Aufgaben dieses Verbandes würden besonders auf wirtschaftlichem Gebiete liegen.

Die Stellung und die Arbeit dieses Verbandes müßte selbständig sein, doch wäre Fühlung mit Verbänden, die ähnliche Ziele verfolgen, anzustreben.

Der Delegierte des Kartellverbandes christlicher Gewerkschaften, Herr S. Windolph, tritt in der Diskussion für den Anschluß der Frauen an die christlichen Gewerkschaften und gegen Sonderorganisationen ein. Er wie Fr. de la Croix-Berlin betonen, daß es sich dabei um positive Arbeit, nicht um politischen Kampf handeln müsse. Sie betont auch, daß Arbeiterinnenvereine nur als Vorarbeit für gewerkschaftliche Organisation zu betrachten seien. Diese müsse das Ziel sein.

Zum Schluß der Tagung sprach in einer öffentlichen Versammlung Frau Steinhäusen-Hannover über die Mitwirkung der Frau im Kampf gegen den Alkohol. Nach einer lebhaften Diskussion, in der die Richtung der Totalabstinenz sehr stark geltend gemacht wurde, nahm die Versammlung einen Antrag an: „der Bundesvorstand wolle die Ortsgruppen veranlassen, bei den Stadtverwaltungen zu beantragen, es sollten Wirtschaftskonzessionen nur an solche Häuser erteilt werden, die alkoholfreie Getränke auskanten“.

Die nächste Generalversammlung des Bundes wird in Nürnberg stattfinden.

Man mag die Berechtigung der Konfessionalität in der Frauenbewegung zugeben oder bestreiten — zu der tüchtigen positiven Arbeit, auf die der deutsch-evangelische Frauenbund durch seine Generalversammlung den Ausblick öffnete, kann man ihn nur beglückwünschen.

### Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium

hat, wie sein im Juni 1904 veröffentlichter Jahresbericht zeigt, im letzten Vereinsjahr eine rege Entwicklung zu verzeichnen gehabt. Seine Abteilungen haben sich um vier, nämlich in Erfurt, Göttingen, Greifswald und Osnabrück, vermehrt. Das Arbeitsfeld der Gruppen, das nicht nur die eigentlichen Zwecke des Hauptvereins umfaßt, sondern an Orten, wo sonst keine Organisation der Frauenbewegung besteht, auch weitere Gebiete, hat sich innerhalb der Ortsgruppen erheblich ausgedehnt. Die vom Verein gegründeten Gymnasialkurse entwickeln sich überall günstig, wenn sie natürlich auch zum Teil mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Dem Jahresbericht des Hauptvereins ist eine sehr orientierende Tabelle über die in Deutschland bestehenden Gymnasialanstalten für Mädchen beigefügt.

Es sei noch besonders hervorgehoben, daß der Verein ein Flugblatt herausgegeben hat „Frauen im höheren Lehrfache“; er macht in diesem Blatt, das er unter Abiturientinnen und Gymnasialtinnen



verbreitet, auf die Aussichten der Frauen für die Beschäftigung im Gymnasialunterricht aufmerksam, um zu verhindern, daß sich die studierenden Frauen einseitig dem medizinischen Studium zuwenden.

#### Der schlesische Frauenverband,

der nunmehr seit einem Jahre besteht, umfaßt gegenwärtig gegen 6000 Mitglieder, die sich teils auf seine Zweigvereine in Breslau, Posen, Glogau, Görlitz, Hirschberg, Rattowitz und Liegnitz verteilen, teils als Einzelmitglieder in anderen schlesischen Städten und auf dem Lande dem Vereine angehören. Ein kleines Flugblatt, das über die Tätigkeit der einzelnen Vereine und über die Ziele des Verbandes berichtet, ist soeben ausgegeben worden. Es enthält unter anderem die Tatsache, daß Frauen als Armenpflegerinnen mit gleichen Rechten und Pflichten wie die Männer in fünf schlesischen Städten beschäftigt werden, nämlich in Breslau, Glogau, Rattowitz, Lauban und Ratibor. In anderer Weise an der öffentlichen Armenpflege beteiligt sind Frauen in Görlitz, Sagan, Grünberg, Gleiwitz und Leobschütz. Zum Teil sind diese Erfolge auf die Agitation der Frauenvereine zurückzuführen; die Vorsitzende des Vereins ist Frau Regierungsrat Wegener, Breslau, Kaiser Wilhelmstraße 109.

#### Deutscher Verein abstinenter Lehrerinnen.

Die Vorarbeiten für die Errichtung des alkoholfreien Restaurants in Berlin schreiten rüstig fort. Bis jetzt sind 10 000 Mark eingegangen. Da das Restaurant in größerem Stile errichtet werden und eine gebiegene, anheimelnde Ausstattung erhalten soll, so sind noch weitere Summen erforderlich. An alle Freunde der Mäßigkeitsache ergeht daher die Bitte, das gemeinnützige Unternehmen durch bare Zuwendungen oder Zeichnung von Anteilsscheinen à 100 Mark zu unterstützen. Beiträge, worüber öffentlich quittiert werden wird, nimmt die Deutsche Bank, Depositenkasse A, auf Konto Dr. Abberhalben an.

#### Verein Jugendschutz, Berlin.

Ein alkoholfreies, billiges Erholungsheim für junge Mädchen hat Frau H. Bieber-Böhm in ihrer Besingung Priorsberg in Neuzelle i. d. Mark eingerichtet. Die geräumige Villa liegt im großen Garten mit alten Nuß- und Obstbäumen dicht am Wald auf einer Anhöhe und bietet eine schöne Aussicht über das alte Kloster Neuzelle, die kleine, freundliche Stadt, bis weit über die Obertwiesen. Eine fröhliche Schar junger Mädchen und Kinder hat dort seit dem Juli bereits in der guten Luft und bei der einfachen, nahrhaften Kost Erholung und Kräftigung gefunden. Auch eine Reihe von Haushaltungsschülerinnen des „Jugendschutz“, die bleichsüchtig oder schwächlich waren, sind aus den Berliner Heimen nach dem Neuzeller Erholungsheim gekommen, um in der guten Land- und Waldluft ihre Ausbildung fortzusetzen. Da dort außer

der sparsamen und guten Wirtschaftsführung im Hause (Kochen, Wäschebehandlung, Ausbessern, Nähen und Schneidern, Kinderpflege und Gesundheitslehre) noch Hühnerzucht und Beschäftigung mit Obst- und Gemüsebau und Verwertung dazu kommt, so werden viele Eltern und Vormünder diese Gelegenheit der Ausbildung für die jungen Mädchen mit Freude begrüßen. Meldungen von Erholungsbedürftigen können an Frau Syndikus Hirschberg, Berlin, Lützowstr. 89/90, Gartenhaus, erfolgen. Schülerinnen sind im Bureau des Vereins Jugendschutz, Berlin C. 2, Kaiser Wilhelmstr. 39, Seitenflügel links, II, anzumelden. (1/2 10—1/2 11 und 1/2 4—1/2 5 Uhr.)

#### Schweiz. Pflegerinnenschule mit Frauenspital in Zürich.

Der eben erschiene siebente Bericht gibt ein sehr erfreuliches Bild vom Gedeihen und der Entwicklung dieser Anstalt. Schule, Spital und Stellenvermittlung sind die drei Hauptzweige, deren Pflege sich in dem hübschen, friedvollen Heim an der Samariterstraße vollzieht. Die Zahl der angemeldeten Schülerinnen wächst — im Berichtsjahre traten 44 neu ein — die Zahl der Patientinnen mehrt sich ebenfalls, und zwar ist hier namentlich der Umstand erfreulich, daß sowohl die Armen und Unbemittelten in Krankheitsfällen und zu Wochenbetten häufiger kommen und befriedigt scheiden, als daß auch Privatpatientinnen von verschiedenen Ärzten hergebracht und weiterbehandelt, sich in dem rationell eingerichteten und betriebenen Krankenhause wohl aufgehoben fühlen.

In der Kinderstube, die unter Leitung von Frau Dr. Heim steht, weilen in der Anstalt geborene und von auswärts gebrachte gesunde Kinder als „Lehrmittel“ für Kinder- und Wochenpflegerinnen für kürzere oder längere Zeit.

Aus dem Bericht geht ferner hervor, daß die Stellenvermittlung einen nicht unbedeutlichen Teil der Tätigkeit ausmacht, wenn auch bis zur Stunde noch keine in der Anstalt selbst ausgebildeten Krankenpflegerinnen vermittelt werden konnten, da die Ausbildungszeit der ersten Schülerinnen erst jetzt zu Ende geht.

Immerhin übt die Organisation des Pflegepersonals zu einem Verbands- und dessen Sammlung zu Wiederholungskursen einen günstigen Einfluß aus. Das Arztkollegium der Anstalt besteht aus: Fräulein Dr. Heer, leitende Ärztin; Frau Dr. Heim und Frau Dr. Thomann-Koller, Abteilungsärztinnen; Fräulein Dr. Baltischwiler und Fräulein Dr. Wipfer, Assistenzärztinnen (diese beiden wohnen in der Anstalt).

#### Die sozialdemokratische Frauenkonferenz,

die mit dem diesjährigen Parteitag in Bremen verbunden war, hat neben Geschäftlichem eine Anzahl wichtiger Themen verhandelt. Wir kommen auf die Tagung, über die bei Schluß der Redaktion noch keine ausreichenden Berichte vorliegen, in der nächsten Nummer zurück.





# BÜCHERSCHAU.

„**Diamantstadt**“. Roman von Hermann Heijermanns.

„**Ora et labora**“. Ein friesisches Bild in drei Aufzügen von Hermann Heijermanns. Für die deutsche Bühne bearbeitet. Einzige autorisierte Übersetzung von Franziska de Graaff. Egon Fleischel & Co. Berlin, 1904.

Nachdem der Naturalismus abgewirtschaftet zu haben schien, ist ihm noch einmal ein genialer Vertreter in dem jungen Holländer erstanden. Ein Vertreter, in dem sich das Wesen naturalistischer Kunst ganz besonders deutlich und rein ausdrückt. Heijermanns ist nicht wie Gorki nur Naturalist des Milieus, sondern sein ganzes künstlerisches Interesse und seine menschliche Auffassung des Lebens ist naturalistisch. Das Kunstmittel seines Romans ist die malerische Deutlichkeit der Schilderung. Er versucht, durch eine Situationsmalerei, die viel Detail verwendet und das Wirkliche und Eindringliche bis zur Nervenquälerei heraushebt, den Leser in seine Welt hineinzuziehen. Über die eigentlichen seelischen Vorgänge ist er dann ziemlich schweigsam. Er traut den sinnlichen Eindrücken, die er gibt, Macht genug zu, daß die Phantasie nun in wenigen Andeutungen viel findet. Und so läßt er denn Bild auf Bild aus der „Diamantstadt“, dem trostlosen Stadtviertel der jüdischen Diamantschleifer in Amsterdam, vor uns aufsteigen und eines nach dem anderen hat die eine künstlerische Tendenz: all unsere Sinne von dem ausfichtlosen Elend einer in ihre Sitten gefesselten, körperlich und geistig degenerierten Menschenklasse zu überzeugen. Bis in die letzten — mit fast medizinischer Treue verzeichneten — Details körperlicher Zustände und Vorgänge wird dem Leser die Verkommenheit dieser engen, schmutzigen und lichtlosen Gassen und Höfe dargestellt. Man denkt an Zola — aber Heijermanns ist der größere Künstler. Neben diesen Bildern, die in Farbe und Stimmung so stark und intensiv empfunden sind, erscheinen Zolas Beschreibungen wie kalte Reduten. Andererseits ist Zola objektiver, während bei Heijermanns die künstlerische Tendenz zu starken Eindrücken oft als bewußte Absicht verstimmend wirkt. Das Schicksal des Helden arbeitet sich, wie schon gesagt, mehr aus dem Milieu heraus, als daß es an sich im Mittelpunkt der Darstellung stünde: der Jude Eleazar kehrt von einem Ausflug in die Welt in die Diamantstadt zurück, in deren Dunkelkreis der kaum zu bewußtem Willen gewobene Drang, die Seinen zu erlösen, erbarmungslos erstickt wird.

Heijermanns hat in einem Aufsatz über die deutsche Literatur der Gegenwart die Ansicht aus-

gesprochen, daß der Roman gewissermaßen die ästhetische Grundlage für das Drama bilde. Und allerdings ist für das Drama, dessen Kunstmittel knapper und sparsamer sind, eine Vertiefung in das Leben, eine Deutlichkeit und Treue der sinnlichen Vorstellungen und ein sich Einfühlen in die Menschen Vorbedingung, wie sie sich im Roman am besten herausbildet. So kommt der Besitz an sinnlichen Detailvorstellungen, den Heijermanns im Roman überreichlich verwertet, der Plastik seiner Gestalten im Drama zugute. „Ora et labora“ ist ein Meisterstück an knapper Charakteristik. Unter den wenigen Ausdrucksmöglichkeiten primitiver Menschen ist mit einer Sicherheit gewählt, die eben nur aus dieser Gewohnheit zu schärfster und eindringendster Beobachtung erwachsen kann.

„**Der Schlachtenleiter**“. Komödie in einem Aufzuge von Bernhard Shaw. Deutsch von Siegfried Trebetzsch. Berlin 1904. S. Fischer Verlag. Nach all der Feierlichkeit in unserem modernen Schrifttum, die von Unberufenen leider zu oft an Unwürdiges verschwendet wird, mag eine herabsteigende Respektlosigkeit, die sich mit zerkerbendem Hohn an Unbewundertes wagt, erquickend sein, wenn sie echter Künstlerlaune entspringt. Ein Grundton von Bernhard Shaws, des neuerdings vielgenannten englischen Dramatikers, Dichtungen ist die Gesinnung, die er den Schlachtenleiter Bonaparte in die Worte zusammenfassen läßt: Pah! wirkliche Helden gibt es nicht. Der ironischen Zerkerbung der Kriegsheldentugenden im besonderen hat er einmal ein mit verblüffenden possenhaften Mitteln gezimmertes Werk „Man and the arms“ geweiht. Hier begnügt er sich, den Napoleon, der eben die Schlacht von Lodi gewonnen hat, in einem Moment des Selbstvergessens den sogenannten Schlachtenmut folgendermaßen definieren zu lassen: „Die Angst ist es, die den Menschen in den Kampf treibt, Gleichgültigkeit macht, daß sie davonlaufen. Angst ist die Haupttriebfeder des Krieges — Angst . . . Nun was ist Angst? Hat Angst jemals einen Mann vor irgend etwas, das er wirklich wollte, zurückgehalten oder auch nur eine Frau? Niemals! Kommen Sie mit mir, und ich will Ihnen zwanzigtausend Feiglinge zeigen, die jeden Tag dem Tod ins Auge schauen um den Preis eines Glases Branntwein.“ Und wie hier Napoleon selbst die Maske seines unerschütterlichen Mutes lüftet, um mit seiner Offenheit eine Frau zu verblüffen, so müht sich Shaw vor der Welt und den Historikern, „die Wunder und Helden lieben“, in einem zum Teil recht witzigen Dialog zwischen dem Schlachtenleiter



und dieser Frau den werdenden Empereur ganz und gar in seiner allzumenschlichen Blöße zu zeigen, und nichts von unserer Liebe des genialen Eroberers übrig zu lassen als die „klare realistische Kenntnis der menschlichen Natur“ und „die großen dramatischen Fähigkeiten“, die verlangen, daß er „mit den klugen Klünften des Schauspiel- und Bühnenleiters die Ideale der anderen ausnütze, um das Spiel seines Lebens zu gewinnen“. Shaw möchte gern auch diesem Helben „seine Pose verderben“. Denn das ist's, was er vermöge seiner ironischen Grundstimmung, seiner starken kritischen Veranlagung und wohl auch reichlicher Ibsenlektüre an allen, was die Menschen anzubeten pfliegen, zuerst sieht: die Pose, die Phrase. Er betont an Napoleon vor allem den selbstgefälligen Akteur. Aber er bleibt und den Beweis schuldig für die Behauptungen, die er in der epischen Einleitung zu seinem Dramolett über Napoleon aufstellt. Und bei einem Unternehmen wie dem seinen bleibt doch gerade der Kernpunkt, nach dem die künstlerische Beurteilung zu fragen hat: War die mythistrophetische Laune des Dichters so stark, daß aus ihr ein Bild von überzeugender Kraft heraussteigen konnte, das, wenn auch nur auf Stunden, die unserer Seele eingeprägte Menschenbild zu verdrängen, zu ersetzen, zu besiegen vermag? Und diese Frage muß ich nach meinem Empfinden verneinen. Es scheint mir auch gefährlich, daß Shaw seine Lust an der Helbenentlarvung gar bei Gelegenheit eines erotisch gefärbten Abenteuers befriedigt hat. Das schmeckt gar zu leicht nach der überblähten Kammerdienerfreude an der literarischen Verwertung des Liebeslebens großer Männer, wenn auch das Erotische im Schlachtenleier nicht Hauptsache ist. Die Gestalt der Frau ist interessant in ihrer Mischung von Verklagenheit, Abenteuerlust und Vernehmheit, vor allem in jener Sehnsucht der altruistisch veranlagten Natur nach dem rücksichtslosen Casuisten, der sich nicht fürchtet, gemein und selbsttätig zu sein, in ihrer Verachtung der eigenen angeborenen Tugenden, die sie als „Mangel an Charakter, Mangel an Mut, stark, echt und sich selbst treu zu sein“ bezeichnet. Aber die Charakterzeichnung ist zuweilen ins Reißbarte verzerert. Vor allem ist das wenige an Handlung, was dieses Drama enthält, mit den abacarißentischen Verkleidungsgrößenmitteln aufgebaut, mit einer Verachtung der Handlung gegenüber dem Dialog, die wir an dem begünstigten Schüler Ibsens kaum begreifen.

„Das Schicksalsbuch“ und andere Novellen von Emil Noland. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin 1904. (Preis 3 Mark.) Emil Noland hat eine vielleicht in besonderem Sinne frauenbete Gabe, seine Beobachtungen in anmutiger und gewandter Form wiederzugeben. Die bedeutendste der vier Novellen dieses Bandes ist die Titelnovelle, die den Konflikt einer geistig selbständigen und unfrühaachen Frau mit einem lebenswürdigen, aber in Konventionen befangenen Manne darstellt. Auch die Novelle „Die Entzweiung“ enthält ein Frauenproblem und bildet in gewissem Sinne das Gegenbild zur Titelnovelle: die einfache lebensdürstige Frau des Geschickten, der seine Welt nichts zu bieten vermag, bis er doch nicht weit und weit genug, ihn aus seiner Welt in die ihre zu ziehen. Es ist ein ähnliches Problem, wie es, nur noch anderer Seite hin vertriebt, welche Frau in der wunder-

vollen Novelle „Muttersehnsucht“ behandelt hat. Emil Noland's Erzählkunst ist mehr auf den Ton der lebhaften und anregenden Gestaltung der Fabel als auf die tieferen Klänge großer seelischer Erlebnisse gestimmt. In ihrer Darstellung und Sprache spricht sich weniger die Kraft und Initiativität eines eigenwilligen Genies aus, als die feine Kultur eines frischen und liebenswürdigen Talentes.

„Zwei Seelen“. Erzählung von Wilhelm Speck, Leipzig, Friedrich Wilhelm Grunow, 1904. Zwei Seelen haben in der Brust des Mannes geirrt, der nach einem verfehlten Leben im Zucht-haus seine Geschichte niederschreibt. Das Buch ist ein interessanter Beitrag zur Psychologie des Verbrechens. Es zeigt in seiner Durchführung, wie nahe in diesem Kampfe der beiden Seelen die verschiedenen Möglichkeiten einander berühren, eines wie geringen Anstoßes es bedurft hätte, um dem Guten zum Siege zu verhelfen und welche scheinbar geringfügigen Ursachen dem Wege des Menschen die Richtung nach abwärts geben. Die Frage nach der Sicherheit menschlicher Maßstäbe, die Frage nach der Selbstverantwortlichkeit eines Menschen, der in des Lebens Drang fast übermächtig hierhin und dahin gestoben wird, steht groß und ernst am Schluß dieser Bekenntnisse. Und doch ist der Grundton des Ganzen eine kräftige, positive Ethik, die Ethik, die da predigt, streng gegen sich selbst zu sein, aber milde und verstehend gegen andere.

„Die Nachtigall“, Roman von Johanna Niemann. Dresden, Verlag von Karl Reißner, 1904. Der Titel des Buches, der zugleich ein Charakterwort für die Heldin ist, kennzeichnet in gewissem Sinne die künstlerische Eigenart der Verfasserin. Ihre Beobachtung liegt nicht nach der Richtung leidenschaftlicher Charakteristik und glänzender Darstellung. Ihre Kunst beruht vielmehr auf feiner und treuer Beobachtung und auf einer außerordentlich lebenswahren Auffassung von Alltagschicksalen, in deren verwickelten Besonderheiten sie sich mit besonderer Liebe hineinfühlt. Der Ton ihrer Erzählung ist einfach und zurückhaltend, aber doch niemals trivial und flach. Dazu ist ihre Beobachtung des Lebens und ihre Äußerung für das Persönliche zu genau und tief greifend. Auch die Durchführung der Handlung und der Charaktere ist klar und konsequent. Das Buch gehört zu der feineren Art der Erzählmalteratur, die vielleicht nicht viele, aber um so verständnisvollere Freunde finden wird.

„Die moderne Literatur“. Von Dr. Hans Landsberg. Berlin, Verlag von Leonhard Simion Nachf., 1904. In einer Sammlung von Essays unter dem Gesamtitel „Die neue Kunst“ bildet diese Broschüre einen Teil. Die Aufgabe, die sie sich gestellt hat, ist nicht leicht. Die Grenzen der Gegenwart haben kaum die geeignete Distanz zu den geringen Strömungen, die sie umfließen, um das Besondere daran mit Sicherheit zu erkennen. Viel Aufmerksamkeit wird man deshalb bei einem Versuch, die Zusammenhänge der modernen Kunst zu zeigen, immer in Kauf nehmen müssen. In diese Zusammenhänge jedoch mit einem feinen und feinsten Verständnis verbunden, mit einer sicheren Fühlbahn für Gegenwart im Rückblick und Weiter, ist und ist die Arbeit mit Verdiensten eines einzelnen

immerhin wertvoll. Bei dem vorliegenden Essay trifft das zu. Besonders der allgemeine Teil, der die Seele der modernen Kunst zu erfassen bemüht ist, enthält viel Feinfühliges und gut Betroffenes. Wo dann später versucht wird, auf die einzelnen Künstler einzugehen, verschwimmt zuweilen die Linie, die sie an den inneren Zusammenhang des Ganzen knüpft. Die Gedanken des Verfassers tragen da einen mehr aphoristischen Charakter, und das Ganze verliert nicht ganz das Gepräge einer Zusammenstellung, einer Aufzählung. Dazu kommt, daß der Verfasser hier dem Urteil einen größeren Raum gibt als der Analyse und dem Versuch, den Dichter zu erklären. Wenn die Dinge nicht in der gleichen Spiegelung erscheinen wie dem kritischen Bewußtsein des Verfassers, dem gibt deshalb die kleine Schrift an dieser Stelle wenig. Immerhin ist Hans Landsberg ein gut belesener, geistreicher und künstlerisch feinfühligter Essayist, und seine kleine Broschüre hat als ein Ausdruck des ästhetischen Empfindens der Gegenwart ihr literarisches Interesse.

„Auch Einer“. Eine Reisebekanntschaft. Von Friedrich Theob. Vischer. Volksausgabe in einem Bande. Zehntes Tausend. Preis 4 Mark, geb. 5 Mark. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Es hieße die literarische Bildung des deutschen Lesepublikums unterschätzen, wollte man auf den Inhalt von „Auch Einer“ näher eingehen. Wie auch der einzelne sich zu dem barock-geistvollen Bande gestellt haben mag, es gehört für jeden, der weitere Exkurse in die deutsche Literatur unternimmt, zu den „Reisebekanntschaften“, und zwar zu den Bekanntschaften, die man gelegentlich gern erneuert. Darum ist der Verlagsanstalt für diese billige Ausgabe zu danken. Sie kann nicht „Volksausgabe“ in dem Sinne sein, daß sie wirklich für breitere Volksschichten bestimmt wäre — dazu macht Vischer zu viel Voraussetzungen. Aber sie kann zum Besitz der literarisch interessierten Kreise werden, und das ist wesentlich. — Die zweibändige Ausgabe ist zum Preise von 9, geb. 11 Mark, auch weiter erhältlich.

In der Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt“ (Verlag von V. G. Teubner) erschien „Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts“, in seiner Entwicklung dargestellt von Professor Dr. G. Witkowski. — „Das deutsche Volkslied.“ Über Werden und Wesen des deutschen Volksliedes. Von S. W. Bruinier. (Preis pro Band geb. 1 Mark, geb. 1,25 Mark) In den beiden Abhandlungen reden Männer der Wissenschaft eine populäre Sprache. Ihr Zweck ist, weiteste Volkskreise für die geschichtliche Entwicklung der deutschen Dichtung zu interessieren, sie dadurch zu richtigem Verständnis ihres Wesens zu erziehen. Sicherlich ist diese Aufgabe nicht ganz leicht. Es ist schwer, das richtige Maß der Voraussetzungen zu treffen, mit denen man bei dem Publikum rechnen kann und das wissenschaftliche Interesse hinter das sozusagen pädagogische zurücktreten zu lassen. Andererseits tritt leicht der lehrhafte Charakter, den all solche populären Bücher mehr oder weniger haben, hervor in etwas dogmatisch gefärbten Urteilen. Der Gelehrte verrät sich in der Menge des Stoffes, den er für wissenschaftlich und für notwendig zum Verständnis des großen

Ganges der Entwicklung hält. Diese Gefahren sind in dem Buche über das Volkslied besser umschifft als in dem Witkowski's, das, so gut manche Einzelcharakteristiken sind, und so übersichtlich der Gang des Ganzen, doch etwas zu viel Stoff und zu viel Urteile gibt. Freilich muß man in Betracht ziehen, daß das Volkslied weniger zu solcher Überlastung mit Stofflichem Anlaß gibt. Bei Bruinier wünscht man die Interpretation der einzelnen Lieder, die Charakteristik des Volksmäßigen und des Künstlerischen darin zuweilen etwas feiner und vertiefter, aber es ist natürlich nicht leicht zu sagen, ob und wie solche Anforderungen im Rahmen dieser kleinen populärwissenschaftlichen Abhandlungen befriedigt werden könnten. Im ganzen bieten beide Bändchen etwas ganz außerordentlich Gutes in fast durchweg leichtverständlicher und flüssiger Form.

„Modellsammlung von Handarbeiten aus schwedischen Arbeitsstuben für Kinder“. Herausgegeben von Anna Hierta-Nehius, Stockholm 1904. Die Erziehung zur Arbeit als Programm einer modernen pädagogischen Bewegung hat in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr die Bedeutung des Handfertigkeitsunterrichtes für Kinder ins Licht gestellt. An der Spitze aller europäischen Staaten geht dabei Schweden mit seinem ausgebreiteten Stöyb-Unterricht, der über die Grenzen des Landes hinaus bereits bahnbrechend geworden ist. Eine soziale Einrichtung, die sich diesen Bestrebungen der Schule in glücklichster Weise anschließt, ist die Arbeitsstube für Kinder. Die ersten Anstalten dieser Art wurden im Jahre 1886 von Anna Hierta-Nehius in Stockholm gegründet. Der Gedanke dabei war, nicht in das Paradies des Spiels und der freien Bewegung der Kinder mit einem neuen pädagogischen Ideal hineinzufallen, sondern dem Kinde die Hilfe und Anleitung zu geben, die sein eigener Trieb zum Schaffen bedarf, um stark zu werden und sich zu eigener Freude zu betätigen. Jetzt sind im ganzen 59 Arbeitsstuben in Schweden gegründet worden, von denen 14 auf Stockholm fallen. Zunächst wirken die Arbeitsstuben als Kinderhorte für solche Kinder, die zu Hause unbeaufsichtigt sind und hier in der schulpfrenden Zeit Zuflucht und freundliche Leitung finden. Der Besuch der Arbeitsstube ist freiwillig, und trotzdem kommen in gutgeleiteten derartigen Anstalten Versäumnisse kaum vor. Sie sind für schulpflichtige Kinder von 7—14 Jahren berechnet; die kleineren besuchen die Arbeitsstube Vormittags von 11—1, die größeren Nachmittags von 5—7 und zwar je dreimal in der Woche; sie erhalten dort zugleich ein einfaches und nahrhaftes Essen. Die Gegenstände, die von ihnen gearbeitet werden, gehören der Arbeitsstube, und sie werden dort zur Deckung der Unkosten verkauft. Die Kinder dürfen jedoch Arbeit mit nach Hause nehmen und bekommen diese in Postsparmarken bezahlt. Das Buch nun, auf dessen Vorwort diese kurzen Notizen über die Einrichtung der Arbeitsstuben beruhen, enthält eine außerordentlich interessante und erstaunlich vielseitige Sammlung von Modellen solcher Gegenstände, die in Arbeitsstuben angefertigt worden sind. Die kleineren Kinder werden hauptsächlich mit Arbeiten in Spahn, Kaffiabaft, Weide usw. beschäftigt, zu denen die Begründerin der Arbeitsstube selbst unermüdet Modelle und Muster ge-

sammelt hat. Die größeren Kinder arbeiten neben feineren Dingen der oben genannten Art Schuster- und Schreinerarbeiten, Metallarbeiten, Webereien und die üblichen weiblichen Handarbeiten, bei denen es aber besonders auf solche abgesehen ist, deren Nutzen sehr augenfällig ist und die geeignet sind, die Lust zur Arbeit zu wecken und zu erhalten. Die größten Knaben sind in verschiedenen Arbeitsstufen mit der Anfertigung ihrer eigenen Anzüge erfolgreich beschäftigt worden. In einer Arbeitsstube sind in einem Jahre 179 Paar Schuhe, teilweise in ganz verwahrlostem Zustande, besohlt und ausgebessert worden. Die Modellsammlung hat sicher für unsere Jugendheime und Kinderhorte, denen es an Mitteln, die Kinder zu beschäftigen, zum großen Teil noch sehr fehlt, ihr großes Interesse und kann ihnen vielleicht manchen nützlichen Wink geben.

„Kopf und Herz im Kampf gegen die Unsitlichkeit und deren Folgen“. Von Sanitätsrat Dr Brenneke, Kommissionsverlag von Lichtenberg und Bübling, Magdeburg (Preis 20 Pf.). Wir machen auf die kleine Broschüre, die einen im Magdeburger Verein Jugendschutz gehaltenen Vortrag enthält, besonders aufmerksam. Sie zeigt den Verfasser als einen Mitkämpfer der Frauen gegen die doppelte Moral. Auf das entschiedenste wird dabei betont, daß die Sittlichkeitsfrage nicht, wie in der Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, nur vom wissenschaftlichen, sondern daß sie vom ethischen Standpunkte aus angesehen werden muß. Auch wer die Weltanschauung des Verfassers, ein von Dogmatismus freies, aber positives Christentum, nicht teilt, wird den tiefen sittlichen Ernst empfinden, mit dem er diesen Fragen von der Seite ethischer Überzeugungen gegenübertritt.

„Meyers Großes Konversations-Lexikon“. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich Neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleber gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Der soeben erschienene siebente Band zeichnet sich wiederum durch den Reichtum der Artikel und die Exaktheit der Revisionen aus; auch die Illustrierung bietet das Beste, was in dieser Beziehung geboten werden kann. Es seien nur unter anderem die vortrefflichen Holzschnitte zu den technischen Artikeln „Fräsmaschinen“, „Gasfräsmaschinen“, „Gießerei“, „Gebläse“, „Geschütze“, „Glasfabrikation“ genannt, die Karten „Geologische Formationen“, „Germanien“ und „Französisch-Indochina“, vor allem aber ist in den Chromos „Gartenschädlinge“, „Gesteine“, „Gangbildungen“, „Giftpflanzen“ die hervorragende Technik der Darstellung zu bewundern. Leider lassen die in diesem Bande enthaltenen Artikel „Frauenfrage“ und „Frauenvereine“ geradezu alles zu wünschen übrig. Der großen Entwicklung der Frauenbewegung innerhalb der letzten Jahrzehnte ist nicht im entferntesten Rechnung getragen. Der Artikel Frauenfrage ist sowohl nach Gesichtspunkten und Disposition wenig befriedigend, als in der Ausführung oberflächlich. Der Artikel „Frauenvereine“ beruht auf ganz unzureichenden Informationen. Daß der „Verband deutscher Frauenbildungs- und Erwerbsvereine“ samt seinem Organ „Der Frauenanwalt“ längst nicht mehr besteht, scheint der Verfasser des Artikels nicht zu ahnen. Schlimmer ist, daß der „Bund deutscher Frauenvereine“ in dem Artikel überhaupt nicht erwähnt ist. Es ist bei dem Stand unserer Literatur der Frauenfrage so leicht, einen zutreffenden und einigermaßen erschöpfenden Bericht zu geben, daß der Redaktion des Lexikons bzw. dem Verfasser dieser Artikel der Vorwurf einer bedauerlichen Versäumnis nach dieser Richtung nicht erspart werden kann.

„Nachtrag 1902—1904 zum Verzeichnis der auf dem Gebiete der Frauenfrage während der Jahre 1851—1901 in Deutschland erschienenen Schriften.“ Herausgegeben vom Deutsch-Evangelischen Frauenbund; Hannover, Kommissionsverlag von Heinrich Jeske 1904. Der Nachtrag zu dem außerordentlich verbienstvollen Verzeichnis ist mit derselben Sorgfalt und Ausführlichkeit bearbeitet und mit derselben Übersichtlichkeit zusammengestellt, wie das Verzeichnis. Das ganze Werk wird vor allen Dingen denen außerordentlich wertvoll sein, die sich in irgend einer Weise wissenschaftlich mit der Frauenfrage beschäftigen; aber es bietet auch ein übersichtlich und verständnisvoll zusammengestelltes Material für solche, die auf irgend einem Einzelgebiet praktische Arbeit leisten und sich dafür die nötigen theoretischen Kenntnisse erwerben wollen. Der Kommission des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes, die sich der Herstellung dieses Verzeichnisses im Interesse der deutschen Frauenbewegung gewidmet hat, gebührt für ihre sorgfältige Arbeit ganz besondere Anerkennung.

„Moderne Stickerei“. 100 Originalkompositionen, 6 mehrfarbige Vorlagen. Preis geb. 6 Mark. Verlag von Alexander Koch, Darmstadt. Die Sammlung ist im Anschluß an die Ausstellung für moderne Kunststickerei in der Großherzoglichen Zentralstelle für Gewerbe zu Darmstadt von Hofrat Alexander Koch herausgegeben. Sie bietet in ausgedehnter, zum Teil farbiger Ausführung eine Auswahl des Besten, was an kunstgewerblichen Entwürfen bei uns geleistet worden ist: Hermann Obrist, Professor Olbrich, Hans Christianen, Marie Kirchner, Frau von Brauchitsch und andere sind mit einer großen Zahl von Beiträgen vertreten, so daß das Buch die denkbar reichhaltigste und gediegenste Anleitung zu kunstgewerblicher Betätigung geben dürfte.

Das große Lieferungsmerk „Die Erde in Einzeldarstellungen“ (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) liegt nunmehr auch mit dem zweiten Bande seiner II. Abteilung „Die Tiere der Erde“ vollendet vor. Der 3. Band wird noch 18 Lieferungen umfassen. Die gut geschriebene Tierkunde für jedermann steht illustrativ einzig da, indem ihre Abbildungen (mehr als 1000, darunter 25 Farbendrucktafeln) ausnahmslos nach photographischen Aufnahmen lebender Tiere hergestellt worden sind. Die Ausgabe der „Tiere der Erde“ erfolgt zur Erleichterung der Anschaffung in 50 Lieferungen zu je 60 Pf.

# Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. C. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdaunungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung**, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis 1/2 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

**Schering's Grüne Apotheke**, Berlin N.,  
Chaussee-Strasse 10.  
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogeriehandlungen.  
Man verlange ausdrücklich  Schering's Pepsin-Essenz. 

### Kleine Mitteilungen.

Es sei vor Beginn des neuen Jahrganges noch einmal auf die **kaufmännischen und gewerblichen Lehrerinnenkurse der Victoria-Fortbildungsschule** (Berlin SW., Tempelhofer Ufer 2) aufmerksam gemacht. Ihr Besuch sei namentlich denjenigen Lehrerinnen empfohlen, die noch nicht in einer gesicherten Stellung sind und noch für ihre Zukunft sorgen müssen. Leider mußten wiederholte vorzügliche Offerten von außerhalb im Laufe des letzten Jahres unberücksichtigt bleiben, da noch keine genügende Zahl geeigneter Bewerberinnen vorhanden war. Jeder unbesetzte Posten, für den keine weibliche Lehrkraft sich findet, ist aber ein Verlust für die Frauensache. (Ausführliche Lehrpläne in der Anstalt.)

### Liste neu erschienener Bücher.

- (Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochenen Bücher ist nicht möglich.)
- Nisberg, Dr. Maria**, Erbliche Entartung bedingt durch soziale Einflüsse. Unter Zugrundelegung seines auf der 75. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Cassel gehaltenen Vortrags. Cassel, Leipzig 1903. Verlag von Th. C. Fischer & Co.
- Baumgarten, D. O.** Neue Bahnen. Der Unterricht in der christlichen Religion im Geiste der modernen Zoologie. 4. u. 6. Tausend. Tübingen und Leipzig. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1903.
- Blaschke, Dr. A.** Hygiene der Prostitution und venerischen Krankheiten. Mit Kartenstiche u. 3 Kurven im Text. Jena 1900. Verlag von Gustav Fischer. Diese Abhandlung bildet zugleich die 40. Lieferung des Handbuchs der Hygiene, herausgeg. von Dr. Th. Weyl in Berlin. X. Band, 1. Lieferung. Preis für den Einzelverkauf 3 Mark.

## Gesangsschule von Emily Hamann-Martinsen

(Lehrerin an Prof. E. Breslauer's Konservatorium)

≈ Ausbildung: Oper, ≈  
Konzert, und Salongesang  
≈ ≈ Damenchor ≈ ≈

Anmeldung: Berlin W., Bülowstr. 88 tägl. 1-3 Uhr.

**Damen**, die sich **Studiums halber** (auch vorübergehend) in **Berlin** aufzuhalten gedenken, finden **Zimmer mit u. ohne Pension** bei **Frau Seemann**, Adnigräberstr. 82 III.

### Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einzahlung von 2,20 Mark.

### Nationalstenographie.

Selbstunterricht in 3 Bänden 81. bis 100. Tausend. Kl. Lehrs. für 10 Pf. Marke. Probebrief gratis. Verlag für Nationalstenographie, Lilegaltz.

### Das Rote Kreuz Bayern,

München, Oberin Schw. v. Ballmensch, nimmt lat. u. evg. Deutsche 19-36 J. auf j. **Krankenspflege, Kinderbewahrung** u. zugehöriger Verwaltung (Bureau, Küche, Wäscherei, Näherei u. ganze **Oberleitung**). Theor. u. prakt. Ausbildung; 236 Schwef. Gehilfs- u. materielle Vorteile e. wohl fundierten Genossenschaft u. doch größtmögliche persönl. Selbstbestimmung.

## Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz**,

== BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90. ==  
Kuss. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureauamantin, Handelssekretärin. Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Wupperfontor.  
**Silb. Medaille.** • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • **Pension im Hause.**

## Frauentrost

Gedanken für Männer  
Mädchen und Frauen

4. Abdruck. 7-9. Tausend

== Mk. 1.80 ==

leicht gebunden  
in den Buchhandlungen  
auch zur Ansicht.

Ein feines und reines Buch,  
das für die Befreiung des  
Weibes im Weibe eintritt.

Verlag C. H. Beck,  
München.

### Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., **Hallesche Str. 17, I**, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für längere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer u. 75 Mk. an. Pensionspreise u. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen v. Herrn Pastor **Schmidte**, SW., Fortstr. 66 I und Herrn **Vahor Pless**, SW., Zeltower Str. 21 III. **Fr. Selma Spranger**, Vorsteherin.



**Originalrezept. Kartoffelklöße** (für 6 Personen). Ungefähr 10—12 mittelgroße, gekochte kalte Kartoffeln werden gerieben. Dann gibt man  $\frac{1}{4}$  Pfund groben Gries, Salz, Pfeffer, etwas Muskat, sowie feingeschnittene, in Butter gedämpfte Petersilie und Zwiebel zu und mengt alles durcheinander.  $\frac{1}{2}$  Brötchen wird in kleine, gleichmäßig große Würfel geschnitten und diese in 50 Gramm Butter goldgelb geröstet. Fügt die Brotwürfel dann den geriebenen Kartoffeln bei, ebenso 2 Eier und mengt die Masse, nachdem man sie noch mit 20 Tropfen Maggi's Würze verfeinert hat, gut durcheinander, dann formt man gleichmäßig große Klöße und kocht diese zirka 10 Minuten in siedendem Salzwasser. Man nimmt die Klöße mit dem Schaumlöffel vorsichtig heraus und schmelzt sie mit in Butter gerösteten Semmelbröseln ab. Bereitungszeit 1 Stunde. A. u. R.

**Auszug aus dem  
Stellenvermittlungsgesister  
des Allgemeinen Deutschen  
Lehrerinnenvereins.**

Zentralleitung:  
Frl. J. Rodenacker,  
Berlin W. 35, Genthinerstr. 16,  
Gartenhaus I.

1. Eine Familie in Norddeutschland sucht zum 1. Oktober 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Erzieherin im Alter von 20—30 Jahren für zwei 14-jährige junge Mädchen. Angenehme Stellung. Gehalt bis 800 Mark.

2. Für eine höhere Privatschule in Schlesien werden zum 1. Oktober 1904 zwei katholische Lehrerinnen gesucht. Erstere eine Oberlehrerin, Sprachlehrerin oder erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin mit gutem Englisch und Französisch; die andere eine Handarbeits- und Turnlehrerin. Zu unterrichten sind junge Mädchen im Alter von 10—18 Jahren. Gehalt nach Ueberinkunft.

3. Eine adlige Rittergutsbesitzer-Familie in Ostpreußen sucht zum 1. Oktober 1904 eine wissenschaftlich geprüfte, musikalische Erzieherin im Alter von 20—40 Jahren zum Unterricht für 2 Mädchen von 14 und 8 Jahren und von Eltern ab einen 6-jährigen Knaben. Gehalt 800 Mark.

4. Für eine Familienschule in Sachsen wird zum 1. Oktober 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht zum Unterricht für 4—6 Kinder im Alter von 14, 9 und 7 Jahren. Müsst erwünscht. Gehalt 1400—1500 Mark.

5. Eine jüdische Familie in Schlesien sucht zum 1. Oktober 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Erzieherin. Zu unterrichten sind zwei Mädchen von 14 und 11 Jahren. Müsst erwünscht. Gehalt 720—900 Mark.

6. In kleiner Stadt Norddeutschlands ist zum 1. Oktober 1904 eine höhere Privatschule zu verkaufen. Die Anstalt besteht seit 45 Jahren und ist mit Pensionat verbunden. Schulvorleserinnen-Examen ist erforderlich. Preis: 4—5000 Mark, ratenweise zahlbar.

## Künstlerinnen-Verein München. (Damen-Akademie.)

Wintersemester: 1. Oktober bis 31. März.  
Sommersemester: 1. April bis 15. Juli.  
Zeichen- und Mal-Klassen (Kopf und Akt) nach leb. Modell: Hr. Herr:  
Angelo Janl, Heinz Knirr, Chr. Landenberger.  
Abend-Kl.: die Herren: Max Feldbauer, Heinz Knirr, Chr. Landenberger.  
Lithographie: Herr M. Seymann.  
Insription: 1. Oktober.

Bayerstr. 21, I.  
2. Gartengebäude.



Die armen Handweber Thüringens offerieren:

**Reinleinen Damast-Tischdecken**  
mit dem eingewebten Kyffhäuser-Denkmal Kaiser Wilhelms des Grossen.  
Grösse mit geknüpften Fransen 170×170 cm.  
Preis Mk. 10.—.

**Tischdecken**  
mit reizender Kante und mit eingewebter Wartburg  
mit Fransen 175 cm lang und 150 cm breit.  
In Reinleinen Mk. 12.—, in Halbleinen Mk. 11.—.

**Althüringische Tischdecken**  
mit der Wartburg eingestickt.  
Grösse 160×160 cm. Preis Mk. 10.—.

**Althüringische Tischdecken**  
mit Sprüchen eingewebt.  
Grösse 160×160 cm. Preis Mk. 8.—.

**Althüringische Tischdecken**  
mit geknüpften Fransen.  
Grösse 160×160 cm. Preis Mk. 6.—.

Diese Decken aus dem allerbesten Material und in wunderhübschen Farbenstellungen verfertigt, sind ein würdiger Schmuck für jedes Zimmer. Wir bitten herzlich um gütige Aufträge, gilt es doch, einer nothleidenden Arbeiterklasse Arbeit und Brot zu verschaffen.

Thüringer Hand-Weber-Verein zu Gotha.



## Kassel. Evang. Fröbel-Seminar

(vormals im Comeniushause).

Staatlich konzessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: Generalsup. **Pfeifer** in Kassel.

## Dr. Ritschers Wasserheilstalt, Lauterberg (Harz).

Sanat. für Nerven-, Frauen-, chr. innere Krankheiten, Erholungsbedürftige, erweitert und neu eingerichtet. S.-R. Dr. Otto Dettmar.

## Lehrerinnen-Kurse

ber

## Victoria-Portbildungsschule zu Berlin.

SW., Tempelhofer Ufer 2.

**Theoretische Fächer:** Pädagogik der Fortbildungsschule, Psychologie, Volkswirtschaftslehre. Die soziale Gesegegebung des Deutschen Reichs. Verfassungsbredt.

**Kaufmännischer Fachkursus:** Buchführung, kaufmännisches Rechnen, Handelsrecht, französische und englische Handelskorrespondenz, Stenographie, Maschinensreiben u. s. w.

**Gewerblicher Fachkursus:** Wäschnähen, Schneidern, Putzmaschinen, Kunsthandarbeit, Kostümzeichnen.

**Beginn:** Montag, den 10. Oktober. Nachmittagsunterricht.

**Sprechstunde:** Mittwoch 5—6. Ausführliche Lehrpläne in der Anstalt.

Der Vorstand.

7. Für eine Privatschule in der Nähe Berlins noch zum 1. Oktober 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Kleine Klasse, 28 Stunden wöchentlich. Gehalt 1000 Mark.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 36, Wenzelsb. 16, Gartenbau I.

**Wöchterpersonat Chale a. Garz.**  
Wissenschaftliche Fortbildung, Haushalt, Musik u. Proletete.  
Frau Professor Lohmann.

Dieser Nummer liegen Prospekte von

**A. G. Th. Scheffer,**  
Verlagsbuchhandlung  
in Leipzig,

**Greiner & Pfeiffer,**  
Verlag des Fürmers  
in Stuttgart,

**Ferdinand Enke,**  
Verlagsbuchhandlung  
in Stuttgart,

**Ferdinand Birt & Sohn,**  
Verlagsbuchhandlung  
in Leipzig

bei, die wir der freundlichen  
Beachtung unserer Leser hier-  
mit angelegentlich empfehlen.



## Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!  
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunst-  
stickerei. Elektromotoren für Nähmaschinenbetrieb.

**Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.**

Filialen an allen größeren Plätzen.

## Internat des städtischen Mädchen- Gymnasiums, Karlsruhe. \*

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl.  
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.  
Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“.

## Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von  
Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen  
Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

**Adolf Schustermann,** Zeitungs-Nachrichten-  
Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen !  
! : : : : : und Zeitschriften der Welt : : : : : !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

## Obst- und Gartenbauschule für gebildete Frauen

Mariensfelde bei Berlin (früher Friedenau).

Aufnahme von Schülerinnen April und Oktober. Aufnahme von Hospitantinnen  
jederzeit. Lehrerinnen-Kursus im Frühjahr und Herbst je 14 Tage.

Mariensfelde.

Elvira Gastner Dr D. S.

## Bezugsbedingungen.

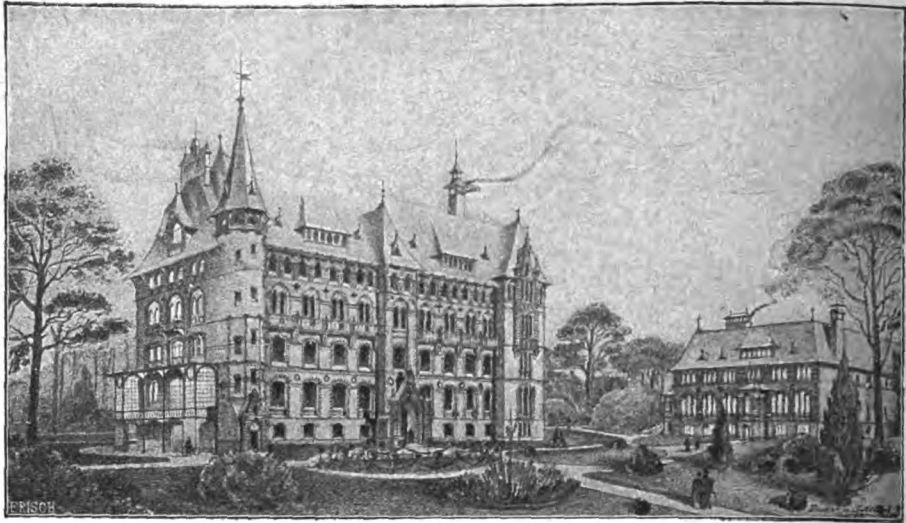
„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch  
die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der  
Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14,  
Stallschreiberstraße 34-35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach  
dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung  
eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34-35  
zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto  
beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.



Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Besichtigungen  
der Anstalten  
jeden Dienstags  
für Haus I  
von 10-12 Uhr  
für Haus II  
von 11-1 Uhr

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

## Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

**Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.**

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect.

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

Haus II.  
gegründet 1885:  
Seminar-Koch-  
und  
Haushaltungsschule:  
Medwig Heyl:  
Curse  
für Koch-  
u. Haushaltungs-  
Lehrerinnen.

Pensionat.



Curse  
in  
allen Zweigen der  
Küche u. Haushaltung  
für  
Töchter  
höherer Stände,  
für  
Bürgertöchter.  
Kochcurse  
für Schulkinder.  
Ausbildung  
zur Stütze der Hausfrau  
und Dienstmädchen.  
Auskunft über Haus II  
erteilt Fr. D. Martin.

Im XVI. Jahrgange erscheint: \* \* Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses \* \*

Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortliche Redaction: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Expedition  
Expedition

Expedition  
Expedition

# DIE FRAU

Herausgegeben  
von  
Helene Lange.

Verlag:  
W. Moeser Buchhandlung.  
Berlin S.

## Ellen Key über Liebe und Ehe.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

**M**an merkt es der ganzen neuen Kulturbewegung der Frauen an, daß sie eine große Autodidaktin ist. Von der großen Lehrmeisterin Geschichte nicht eingeschüchtert und unbeirrt durch die Autorität des Gewesenen, ist sie auf den Plan getreten. Das Neue, was die Frauen vertreten wollten, konnte sie niemand lehren, das schöpften sie aus ihrer eigenen Innerlichkeit, und sie durchleuchteten es mit der Blut ihres eigenen Herzens. Woher hätten sie den Mut und das Selbstvertrauen zu ihren neuen Aufgaben nehmen sollen, wenn sie sich ganz und gar mit dem Gefühl für die „historische Bedingtheit“ durchtränkt hätten, die auch ihr Fortschreiten an tausend Voraussetzungen band? Sie waren auf den Glauben an das Wunderbare angewiesen — und wenn es auch nicht kam, so hatte doch dieser Glaube den ersten, schlimmsten Widerstand besiegen helfen. Immer, wenn in den großen Glaubensepochen der Geschichte der Anstoß zu neuer gewaltiger Bewegung gegeben ist, haben die Menschen diese Voraussetzungslosigkeit gehabt, diese dem Historiker so unbegreifliche naive Nichtachtung der historischen Mächte. Sie standen immer unter dem glücklichen Stern des Goethewortes:

Dich stört nicht im Innern  
In lebendiger Zeit  
Unnützes Erinnern —

Darin lag ihre Größe und ihre Kraft. Nur, indem sie das Zeugnis des eigenen Innern so unbedingt über das Zeugnis der Geschichte setzten, wurden sie stark genug, das Alte zu überwinden.

Vielleicht hat keine von den geistigen Vertreterinnen der Frauenbewegung dieses Autodidaktentum, diese souveräne Unbefangtheit dem Vorhandenen und Gültigen gegenüber so ausgeprägt wie Ellen Key. Sie überläßt das Urtheil über alle Dinge des Lebens ganz dem eigenen Auge, sie findet neue Seiten an den Fragen, über die wir schon lange nachdenken, Wege abseits von der breiten Straße, auf der Tausende schon lange marschierten. Sie hat in der Frauenbewegung — die mit der Neuheit und Frische ihres Enthusiasmus doch noch etwas Zwingendes, das eigene Urtheil mit Fortreisendes hatte — mit unbeflecktem Blick Einseitigkeiten entdeckt; sie mißt die abstrakten Wahrheiten, die dort verkündet werden, mit scharfem Auge an den lebendigen Wahrheiten des Lebens und zeigt, wo sie diese nicht decken. Und durch dieses unbefangene Sehen, durch das kühne neue Vertrauen, mit dem sie die eigene Beobachtung an die Stelle des überlieferten Programms setzt, enthüllt sie Tatsachen, bei denen man sich darüber wundert, daß sie nicht früher erkannt und ins Auge gefaßt wurden.

Ihre Originalität ist nicht so sehr eine Originalität des Denkens. Die Gedanken, die ihrer Art des Sehens zugrunde liegen, die bei ihr zu Temperament und Empfindung geworden sind, sind älter. Die Strömung, mit der ihr ganzes geistiges Leben sich vereinigt, flutete seit Goethe in mächtigen Wogen durch das Leben des 19. Jahrhunderts. Sie wird aus tausend Quellen gespeist und immer noch verstärkt. Der Individualismus, der den Einzelnen zum Herrscher der Wirklichkeit macht, der die Spannkraft, durch die unaufhörlich das Alte neu wird, nur von der Entfaltung und Verfeinerung des Individuellen erwartet, ist von Ellen Key nur durchlebt und verkündet, nicht geschaffen, auch nicht weitergebildet worden. Sie hat das auch nicht behauptet, sondern in den ersten ihrer Essays selbst zu den Quellen ihrer Gedankenwelt geführt. Aber die Art, wie ihr Gefühl und ihr Verständnis für das Menschliche von diesen neuen Wertideen verfeinert und geweitet ist, das ist etwas Eigenes und Reizvolles, das uns aus jedem neuen Band ihrer Essays — wenn auch vielleicht nicht mehr so frisch und eindringlich wie aus den ersten — wieder anspricht.

Die Arbeit, die der Individualismus auf dem Gebiet unserer Ethik geleistet hat, steckt noch in den Anfängen. Er möchte das, was ihm als das eigentlich Treibende und Fruchtbare im geistig-sittlichen Lebensprozeß erscheint, in neue Wertbegriffe zusammenfassen. Aber er hat noch kaum damit begonnen. Er hat nicht mehr getan, als an den alten Formeln retouchieren, mit denen man sich bisher über Wert und Unwert klar zu werden versuchte. Die scharfen Linien, durch die man die Kräfte des Innern in gute und böse, sinnliche und geistige, egoistische und altruistische schied, hat er verwischt. Aber die neuen Formen, in die man den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Seele besser zusammenzufassen meint, sind noch sehr unbestimmt und farblos: „die Wenigen und die Vielen“, die „Lebensgläubigen“ und wie die Worte alle heißen. Worte, die an sich keinen Inhalt haben und deren Sinn nur aus der geistigen Bewegung, in der sie geworden sind, verstanden werden kann. Ein Suchen und Tasten nach dem eigentlich Fruchtbaren und Lebendigen ist diese neue Ethik. Sie will Gegensätze, die sich früher auszuschließen schienen, wie die Sinnlichkeit und Geistigkeit, miteinander vereinen, weil sie fühlt, daß das Leben selbst sie in dieser Vereinigung bietet und nur die stumpfen und unzureichenden Instrumente unserer Begriffe diese große Trennung schufen. Die eigentliche Ausdrucksform dieser Entdeckungsreisen in das Sittliche ist das Paradoxon. Denn gerade in der überraschenden Verbindung von Lebensäußerungen, die sich ganz und gar zu widerstreben scheinen, zu neuen Wertvorstellungen,

wird sich diese neue Ethik ihrer Richtung bewußt. Es ist daher nur erklärlich, daß in dieser Betrachtung des Lebens nicht alles wie in einem wohlgeordneten System zueinander stimmt, daß Widersprüche vorkommen, daß man mit verschwimmenden und zerfließenden Ausdrücken den unfaßbaren Nuancen des Lebens nahe zu kommen sucht.

Darin liegt aber auch die Wahrheit, daß dieses neue Denken noch vorläufig eine Angelegenheit der Innerlichkeit ist, daß es sich noch nicht genug geklärt hat, um schon gesetzgeberisch nach außen hin auftreten zu können, um schon Lebensformen bestimmen, feste Institutionen schaffen zu dürfen.

\* \* \*

Ellen Key hat die Probleme der Liebe und Ehe in das Temperament dieses neuen Individualismus aufgenommen.<sup>1)</sup> Sie greift damit in die Strömung hinein, die fühlbar in den Menschen der Gegenwart lebendig geworden ist und für Liebe und Ehe neue Ziele sucht. Sie versenkt sich sogar mit einem von Selbstgefühl nicht ganz freien Prophetenbewußtsein in den Gedanken, daß sie der Jugend ihre dunklen Wünsche, ihre tiefe Sehnsucht deuten will. Sie empfindet es als Mission, diese Wünsche und diese Sehnsucht zu klären, ihr die Formen der Verwirklichung im Leben draußen zu zeigen. Und gewiß, der Widerhall, den gerade sie bei so vielen gefunden hat, redet seine Sprache. Sie hat in die Herzen der Jungen, die den Maßstab ihrer Ideale an das Leben legen, hineingeschaut, und sie hat in zarter, verstehender Weise die heimlichen Wunden berührt, an denen so manches reine und freudige Streben in der Welt hilflos verblutet.

Aber das, was sie zu geben hat, hat seine Grenzen. Es ist vielleicht nicht mehr als der warme Händedruck des Verständnisses, als die weiche Hand des mütterlichen Empfindens, die sich auf heiße Stirnen legt. Sie kann nicht für die Menschen der Zukunft das Schicksal spielen. Sie kann dem einzelnen das Martyrium der Tat, durch das allein ein neues Ideal sein Recht auf Verwirklichung beweist, nicht abnehmen. Man darf nicht vergessen, daß, wenn auf irgend einem Felde menschlicher Beziehungen nur das Leben selbst schöpferisch sein kann, es das Gebiet der Liebe und Ehe ist. Von außen her kann nicht mehr kommen als die Ermutigung, die in dem Verstehen liegt. Neue Lebensformen werden durchgesetzt, indem der Einzelne sich unter Schmerz und Dual von dem Alten löst und seinem eigenen Sollen folgt. Es ist nicht möglich, diese Formen vorher gewissermaßen fertig zu stellen, um den Menschen dann in die neue bessere Welt hineinzusetzen. Mit einem Wort, wo Ellen Key über dieses Verstehen hinaus feste Linien für die soziale Ordnung der Zukunft zeichnen will, da hat sie ihrer Kraft, der Kraft des Gedankens, zu viel zugetraut. Sie hat zwar selbst überlegen lächelnd zugegeben, daß sie als „Phantast“, nicht als Gesetzgeber auftreten will, aber sie wird diesem Versprechen untreu.

Dem Ellen Key hat es unternommen — und es ist das in der neuen Sammlung eigentlich der einzige Essay, der wirklich Neues, von ihr nicht schon Gesagtes bringt — ein neues Ehegesetz zu entwerfen. Sie hat sich dabei eine Aufgabe gestellt, die kaum theoretisch glatt zu lösen ist: nämlich die Ehe mit den erotischen Forderungen und Kräften der Individuen einerseits und mit den

<sup>1)</sup> Über Liebe und Ehe. Essays. S. Fischer Verlag 1904.

Interessen des Kindes andererseits in Einklang zu setzen. Dabei scheint mir nun ihre souveräne Geringschätzung für den Gesetzgeber, der von einer abstrakten Idee der Familie oder von der historischen Entwicklung der Ehe ausgeht, nicht ganz zu rechtfertigen. Denn auch sie versucht tatsächlich auf dem Gewordenen das Neue aufzubauen, und auch sie legt eine Theorie von dem Recht des Individuums und dem Recht der Gattung zugrunde. Dieser Zwiespalt, daß einerseits die Ansprüche des einzelnen an die lebenssteigernde Fülle seines Liebeslebens ausschlaggebend seien, andererseits in der neuen Form der Ehe, „wie in Correggios ‚Nacht‘, alles Licht von dem Kinde ausgehen soll“, geht denn auch durch alle positiven Vorschläge, die sie macht. Und so wird sie in unlösbare Widersprüche verwickelt, die nur darum dem oberflächlichen Leser nicht ins Auge springen, weil die Form des Ganzen so aphoristisch ist, daß man unwillkürlich keine starken Ansprüche in bezug auf Konsequenz und Geschlossenheit stellt.

\* \* \*

Ellen Key meint, daß „das Solidaritätsgefühl und der Individualismus gleich starke Gründe haben, die jetzige Ehe zu verurteilen. Sie erfüllt ihre eine Aufgabe, die Frau zu schützen, in einer für deren Menschenwert erniedrigenden Weise; sie erfüllt ihre zweite Aufgabe, die Kinder zu schützen, höchst unvollkommen; sie erfüllt ihre dritte Aufgabe, ein Ideal für die Sittlichkeit des Geschlechtsverhältnisses aufzustellen, so, daß sie eine fortgesetzte Entwicklung der Sittlichkeit hindert.“ So wendet sich denn Ellen Key, wie es die Frauenbewegung seit Jahrzehnten getan hat, gegen eine gesetzliche Regelung der Ehe, in der die Frau nicht neben, sondern unter dem Manne steht. Freilich, die Begründung für die bisherige Stellung der Frau ist mehr geistreich als historisch zutreffend. Unsere Zeit hat eingesehen, sagt sie, daß die Liebe die sittliche Grundlage der Ehe sein soll, und Liebe ruht auf Gleichstellung; aber das Ehegesetz entstand, als die Bedeutung der Liebe noch nicht erkannt war. Es wird vielleicht mehr so sein, daß die sittliche Entwicklung die Liebe des Menschen noch nicht an die Voraussetzung der Gleichstellung geknüpft hatte. Ellen Key schiebt, ihrer Neigung entsprechend, der Erotik, die an sich nicht entwicklungsfähig sein kann, ein Verdienst zu, das auf der rein geistigen Seite des menschlichen Lebens erworben worden ist. Nicht in der Blutwelle, die den Körper durchflutet, vollzieht sich die Veränderung, sondern der Organismus ist es, der sich verfeinert, die Geistigkeit, von der das Sinnliche ausgenommen wird, in der es zum Bewußtsein kommt, die schafft die neuen Ansprüche.

Ganz im Sinne der Frauenbewegung — oder vielmehr der feministischen Richtung, mit der sie sonst eigentlich am wenigsten gemein hat — sieht Ellen Key die eigentliche Grundlage aller Unsittlichkeit im Liebesleben des Menschen in der ökonomischen Abhängigkeit der Frau. Ihr scheint es Grundbedingung einer gesunden Ehe, daß die Frau über ihr Eigentum und Verdienst verfügt, daß sie — und das ist eigentlich für Ellen Keys sonstige Anschauungen über die berufstätige Frau eine merkwürdige Inkongruenz — sich in dem Maße selbst versorgt, in dem sie dies mit ihren Mutterpflichten vereinigen kann und schließlich, daß sie während der ersten Lebensjahre jedes Kindes von der Gesellschaft versorgt wird. Ellen Key übernimmt also hier den Gedanken der Mutterschaftsversicherung in einer noch viel weiter gehenden Form, als er von sozialistischer und irgend welcher Seite ausgeführt worden ist. Während der drei ersten Lebensjahre des Kindes soll danach die Frau vom Staat ein Gehalt für ihre

Kinderpflege beziehen. Dafür steht sie unter der Aufsicht einer Kinderschutzbehörde, die sich bis ins einzelne davon unterrichtet, ob die Mutter das Kind diesem Gehalt entsprechend pflegt und erzieht, — übrigens eine für einen Individualisten einigermaßen schwer zu ertragende Unterstellung seines innerlichsten Privatlebens unter die Kritik der Öffentlichkeit. Die Mutter soll außerdem für jedes Kind die Hälfte seines Unterhaltes bekommen, bis die Kinderzahl erreicht ist, welche die Gesellschaft als die wünschenswerte ansieht. Die andere Hälfte muß von dem Vater beigesteuert werden, und zwar bis zum 18. Lebensjahre des Kindes. Da die Unterstützung der Mutter und das Erziehungsgeld, das sie vom Staate für das Kind bekommt, nur bis zum 3. Lebensjahre reicht, hat sie also doch wohl von da an in gleicher Weise für die Erhaltung des Kindes zu sorgen, wie der Vater. Ich muß gestehen, daß Ellen Key einmal in solchem Umfange für die Erwerbsarbeit der Mutter eintreten würde, deren Gegner sich auf niemanden so emphatisch berufen, wie auf sie — das hätte ich nie erwartet! Aber es ist ganz charakteristisch für Ellen Key und hängt mit ihrer mehr subjektiv eindringenden, als soziologisch erwägenden Betrachtung all dieser Probleme zusammen, daß sie sich nun auch einmal des Vaters annimmt und mit der gleichen inneren Teilnahme in die Sorgen und Lasten des Familienverforgers vertieft, mit der sie ein andermal die Leiden der Mutter, die zugleich Berufsarbeiterin sein soll, ermißt.

Da nun die Mutter in demselben Maße wie der Mann Familienverfogerin sein soll, so hat sie die gleiche Autorität über die Kinder zu beanspruchen, ja, argumentiert Ellen Key mehr gefühlsmäßig als juristisch klar, „weil sie mehr für die Kinder gelitten hat, sie also mehr liebt, sie also besser versteht“, ist es zugleich gerecht, daß die Mutter die höchste gesetzliche Gewalt erhält. Abgesehen polemisiert sie bei dieser Gelegenheit in temperamentvoller Weise gegen das Erbrecht, das nicht nur den Vater zu einer für die Gegenwart ganz überflüssigen Aufspeicherung von Geld antreibt, sondern auch die Kinder in ungesunder Weise der Verantwortlichkeit für ihre eigene Existenz entbindet. In sehr merkwürdigem Gegensatz dazu steht es, wenn in der Ehegesetzgebung der Zukunft einige Seiten weiter das Erbrecht wieder in voller Kraft eingesetzt wird.

Ellen Key spielt eben gewissermaßen mit den Gedanken, verfolgt, achtlos, wie das zum Ganzen und zu anderen Gedanken stimmt, einen einzelnen bis in seine Konsequenzen und kommt zu extremen Forderungen, die einander, zu einem einheitlichen System zusammengeschlossen, notwendig widersprechen müssen.

Die Lage der Frau innerhalb der Ehe soll aber in noch größerem Maße erleichtert werden. Ellen Key nimmt beiläufig den von Lily Braun geäußerten Gedanken der Hausgenossenschaften, sogar mit der gemeinschaftlichen Beaufsichtigung der Kinder, auf, verlangt aber außerdem, daß die häusliche Arbeit der Frauen den Charakter der Selbstversorgung erhalte dadurch, daß sie ökonomisch bewertet würde. Auch hier enthalten ihre Ausführungen über das Beschämende in der Lage einer Frau, die trotz der größten Arbeitsleistungen im Hause jeden Pfennig für ihre eigenen Bedürfnisse vom Manne zu erbitten hat, vielerlei Gutes und Wahres. Nur wird auch hier eben die gesetzliche Definition dessen, was der Mann für die Arbeitsleistung der Frau dieser zu gewähren habe, auf größere praktische Schwierigkeiten stoßen, als Ellen Key annimmt.

Die Unmöglichkeit, in der Ehe zugleich die Freiheit der Individuen und die Rechte des Kindes zu erweitern, zeigt sich in der Forderung, daß das Gesetz jedem Ehegatten das Recht geben müsse, das Zusammensein mit dem anderen zu Zeiten auf-

zugeben. Die „Einsamkeitsbedürftigen“ unter den Menschen müßten die Freiheit haben, ihr erotisches Zusammenleben ihren eigenen Bedürfnissen gemäß zu gestalten. Ellen Key ist sich da eben nicht klar darüber, wie weit und in welcher Form das Gesetz in das Leben des einzelnen eingreifen kann. Wenn beide Eheleute übereinstimmend den Beschluß fassen, zeitweilig getrennt zu leben, so hat keine Gesetzgebung irgend eines Kulturstaates etwas dagegen. Das Gesetz kann aber doch selbstverständlich einem Teil der Eheleute nicht die Freiheit geben, ohne den Willen des anderen das Gemeinschaftsleben zu unterbrechen und damit eine Reihe von Schwierigkeiten über Hausstand, Kinderpflege usw. zu bringen — wenn es nicht dem verlassenen Teil zugleich gestattet, die Ehe als getrennt zu betrachten und sich, trivial gesagt, nach Erfas umzusehen. Es ist ganz selbstverständlich die natürliche Folge zunehmender seelischer Verfeinerung und Differenzierung, daß die Menschen ihre Einsamkeitsbedürfnisse gegenseitig mehr achten lernen, als es jetzt noch — nicht nur in der Ehe, sondern in allen Formen menschlichen Zusammenseins — geschieht. Die Menschen beweisen ein geringes Verständnis ihrer selbst und ihrer seelischen Empfindlichkeit, wenn sie mit dem Begriff der Treue und Zusammengehörigkeit noch die Vorstellung verbinden, daß man ausschließlich und immerzu nur voneinander zehren solle, und alle Regung, sich selbst anzugehören, tragisch und moralisch nehmen. Aber diese Rücksicht aufeinander zu erziehen ist doch nicht Sache des Gesetzes. Ja, es ist ein merkwürdiger Gedanke für jemanden, der alles von der Persönlichkeit erwartet, in diesem innerlichsten Verhältnis von Menschen in irgend einer Weise auf das Gesetz zu rechnen. Denn das Gesetz tritt doch überhaupt nur bei solchen Ehen wirklich in Kraft, die für die Weiterbildung der Formen des menschlichen Liebeslebens keine positive Bedeutung haben, weil sie auf Mißverständnis und Irrtum beruhen.

Ebenso wenig klar scheint mir eine Forderung, auf die Ellen Key viel Gewicht legt. Die Eheleute sollen selbst über den Grad der Öffentlichkeit ihrer Ehe zu bestimmen haben. Wie ein solches Recht, dessen Bedeutung und Wirkung mir auch wenig erheblich scheint, mit der auf der anderen Seite gewünschten Beaufsichtigung der Kindererziehung durch öffentliche Organe Hand in Hand gehen soll, bleibt eine ungelöste Frage.

\* \* \*

Es mag vielleicht kleinlich und pedantisch erscheinen, an die einzelnen Punkte eines Programms, das groß und frei gedacht ist, Bedenken und Einwände zu knüpfen. Kritik muß, wenn sie ehrlich und gerecht sein soll, aus dem Geist und der Meinung ihres Gegenstandes heraus sprechen. Und es entspricht der Art von Ellen Key mehr, nach der großen allgemeinen Richtung ihrer Reformen, als nach Einzelheiten der Verwirklichung beurteilt zu werden. Aber sie selbst ist in diesem Fall ihrer Art untreu geworden, und hat sich darauf eingelassen, die schönen und fruchtbaren Prinzipien ihrer Weltanschauung zu kleinen Vorschlägen zu verarbeiten, die nun an der Wirklichkeit gemessen werden wollen. Sie stellt in diesem Fall selbst dieses einzelne — auf das es mir für die Beurteilung ihrer Bedeutung nicht ankommen würde — zur Diskussion. Denn sie sagt ausdrücklich, daß sie bis hierher ihre Forderungen als „Gesetzesvorschläge“ auffaßt, die also doch im einzelnen zu erörtern sind. Erst jetzt beginnt eine Reihe von Reformgedanken, die sie nur als „unbehauene Steine“, als rohes Material für eine Neuordnung der Verhältnisse angesehen wissen will.

Diese Forderungen nun stehen zunächst unter rassenpolitischen Rücksichten. Sie bezwecken die Gesundheit des Kindes und die Höherentwicklung der Gattung. Dazu gehört die Bestimmung, daß Frau wie Mann volljährig sind, daß keiner mehr als 25 Jahre älter ist als der andere, daß irgend welche Verwandtschaftsgrade die Ehe ausschließen und daß die Ehe verboten sein soll, wenn bei der obligatorischen Untersuchung beider Ehegatten bei einem eine vererbliche und für die Kinder gefährliche Krankheit nachgewiesen wird. Das sind Gedanken, deren Berechtigung vom rassenpolitischen Standpunkt aus klar ist. Auf die Bedeutung des Ehegesundheitscheines für die Rechte des Kindes haben schon viele Sozialpolitiker und Hygieniker hingewiesen. Freilich ist mindestens fraglich, ob es richtig ist, auf den Befund des Gesundheitscheines ein gesetzliches Eheverbot zu gründen. Sollte nicht eine neue Ordnung, die sich auf dem veredelten Lebenswillen und dem verfeinerten Verantwortlichkeitsgefühl der Menschen aufbaut, sich mit der Forderung des Gesundheitscheines der Eheleute begnügen müssen? Wenn beiden die Gefahr, der sie sich und ihre Kinder aussetzen, bekannt ist, müßte man die Ehe ihrer freien Entscheidung überlassen — denn das Eheverbot ist doch für den Mann durchaus nicht identisch mit dem Ausgeschlossensein von der Fortpflanzung, und es ist fraglich, ob dem Interesse der Gattung in allen Fällen damit gedient ist, wenn man ihn ohne den Anreiz zur Selbstzucht, den die Familie gibt, sich selbst überläßt. Bei der Menge und der ungeheuren Ausbreitung der Krankheiten, die unter die Bestimmung „vererblich und für die Kinder gefährlich“ fallen würden, bedeutete das Eheverbot eine Vermehrung der Prostitution, die vermutlich statt der Quellen der Entartung, die man in der Ehe verstopft, andere weit gefährlichere erschließen würde.

Aber die Frage der Ehescheidung spricht Ellen Key an verschiedenen Stellen ihres Buches; der Wert ihrer Ausführungen darüber liegt in dem feinen psychologischen Verständnis der Probleme, um die es sich dabei handelt. Wo sie bis ins einzelne die juristische Handhabung der Ehescheidung festsetzt, zeigt es sich wieder, wie unmöglich es ist, Lebensformen gewissermaßen „aus freier Hand“ vorzuzeichnen, ohne zu Widersprüchen und Unausführbarem zu kommen.

Es sind eben zwei unvereinbare Gesichtspunkte, unter denen die ganze Reform steht, unvereinbar wenigstens, sobald man den einen und den anderen theoretisch und allgemein erörtert. Auf der einen Seite verspricht Ellen Key von ihrer Ehe-reform, daß sie den erotischen Forderungen und Kräften der Individuen einen größeren Raum gewährt, auf der anderen Seite betont sie ausdrücklich, daß sie um der Kinder willen die jetzigen Freiheiten des Mannes wie die der Frau einschränken muß. Hier heißt es, daß Eltern höhere Pflichten haben können, als gegen ihre Kinder, an einer anderen Stelle wird ausdrücklich betont, daß die Achtung der Gesellschaft für eine Geschlechtsverbindung nur von dem Werte der Kinder abhängen dürfe, die sie zu neuen Gliedern in der Kette der Geschlechter schaffen.

Das wirkliche Leben wird in tausend Einzelschicksalen tausend verschiedene Lösungen des Problems mit Herzblut und Tränen erkämpfen.

Wir müssen daran denken, daß die Familie, als die innerlichste, zentralste Form menschlicher Gemeinschaft unendlich fester und schwerer beweglich ist als alle anderen. Von allen Seiten unseres wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Lebens müssen die Kräfte zufließen, wenn hier eine Entwicklung zustande kommen soll. Es ist da nichts



unmittelbar von außen her zu ordnen. Und was insbesondere die Ansprüche der Frau in Liebe und Ehe betrifft, so kann eine neue Theorie sie nicht davor bewahren, noch tausend und tausendmal damit grausamen Schiffbruch zu leiden. Sie wird nur in dem Grade Kraft gewinnen, das Liebesleben in ihre Bahnen zu ziehen, wie sie als Persönlichkeit an Bedeutung und Gewicht gewinnt, innerlich und in der allgemeinen Anschauung.

Das beste, was für sie getan werden kann, ist, sie von allen Seiten her geistig und sozial zu stärken. Dann kann man sie dem Brunhildenkampf mit dem Geliebten getrost überlassen.

Nur natürlich, der Geist, in dem die Frau das Liebesleben umzuformen ringt, der muß auch mit feurigen Zungen verkündet werden. Und ein solches Buch der Verkündigung hat Ellen Key auch diesmal der kämpfenden Frau geschenkt. Als solches nehmen wir es dankbar aus ihrer Hand.



## Sozialdemokratie und Frauenbewegung.

Von

Alice Salomon, Berlin.

Nachdruck verboten.

Die beiden bedeutenden Frauengruppen, die sich in ihren Bestrebungen für das Wohl der Frauen mit aller Entschiedenheit außerhalb des Rahmens des Bundes deutscher Frauenvereine gestellt haben, sind der deutsch-evangelische Frauenbund und die der sozialdemokratischen Partei angehörigen Frauen. Beide haben in den Herbsttagen ihre großen jährlich oder alle zwei Jahre stattfindenden Zusammenkünfte gehabt, bei denen sie von ihren Arbeiten und Erfolgen in der letzten Geschäftsperiode Zeugnis ablegen und neue Arbeitsprogramme aufstellen wollten.

Wenn man die Arbeitsgebiete überblickt, die sowohl auf der Versammlung des deutsch-evangelischen Frauenbundes wie auf der Konferenz der sozialistischen Frauen erörtert wurden, so ergibt sich wieder von neuem die Tatsache, daß nicht so sehr die Verschiedenartigkeit der Aufgaben diesen Sonderbestrebungen zugrunde liegt, sondern weit mehr der Gesichtspunkt, die Weltanschauung, unter denen diese Aufgaben in Angriff genommen werden. Ganz klar kam das bei der Tagung des deutsch-evangelischen Bundes zum Ausdruck. Hier stand kaum ein Beratungsgegenstand zur Verhandlung, der nicht durch die im Bunde deutscher Frauenvereine vertretenen Organisationen gefördert wird: die Ausbildung der Jugend für soziale Berufe, die Mitwirkung der Frauen in der Armen- und Waisenspflege und ihre Vorbildung für diese Aufgaben, die Kellnerinnenfrage, die Frage der Arbeiterinnenorganisationen. Das alles sind seit langem Programmpunkte von Bundesvereinen, und es ist nur die Betonung des christlichen Standpunktes, die hier als besonderes Moment bei der Verfolgung dieser Aufgaben in den Vordergrund tritt. Die leitenden Kräfte im deutsch-evangelischen Frauenbund haben auch nie daraus ein Hehl gemacht, daß sie sich in den Aufgaben mit uns eins fühlen, und die Vertreterinnen des Bundes deutscher Frauenvereine haben gern anerkannt, daß durch die Arbeit dieser neueren, jüngeren Organisation neue Kräfte für die alten Aufgaben gewonnen werden können; Kräfte, die unserer Agitation gegenüber

versagten und die nun doch als dienende Glieder sich dem großen Ganzen der Frauenbewegung einreihen, deren Mitarbeit trotz der getrennten Lager der gemeinsamen Sache zugute kommt.

Wie sehr bei alledem die vergangenen Jahrzehnte deutscher Frauenbewegung dem evangelischen Bunde den Stempel ausdrücken, zeigt das Programm seiner Tagung in Hameln, wie auch das seiner Satzungen. Der deutsch-evangelische Frauenbund kann und muß seine Aufmerksamkeit den Gebieten zuwenden, die heute am dringendsten das Interesse und das Eingreifen der Frauen erfordern: den sozialpolitischen. Es sind die großen Erfolge der Frauenbewegung auf dem Gebiet erhöhter Frauenbildung, vermehrter Berufsgelegenheiten, die den neu erstandenen Organisationen die Möglichkeit geben, schneller in ihrer Arbeit fortzuschreiten, als es die ältesten Frauenvereine im Anfang vermochten. Liegen doch den jüngeren Frauen, die heute die Leitung solcher Bestrebungen übernehmen, die Aufgaben klarer vorgezeichnet. Raum finden wir noch ein Gebiet, das ganz unbeachtet wäre. Den Mädchen der bürgerlichen Kreise steht heute so vieles offen, daß neue Frauenvereine sich nicht mehr in dem Maße wie früher den Bedürfnissen der Frauen des Mittelstandes zuwenden müssen. Die Forderungen der Zeit weisen sie vielmehr nachdrücklich auf ihre Pflichten gegenüber den besitzlosen Volksschichten hin. Die Frage der Arbeiterinnenorganisationen konnte daher auf der Tagung des deutsch-evangelischen Frauenbundes einen breiten Raum einnehmen, und so läßt sich trotz aller inneren Gegensätze doch rein äußerlich genommen eine Gleichartigkeit der Interessen, des Aufgabengebietes dieser Frauentagung mit der Konferenz der sozialistischen Frauen, die fast gleichzeitig stattfand, konstatieren.

Aber nur äußerlich betrachtet, denn die sozialistischen Frauen haben auch auf ihrer letzten Tagung in Bremen wieder gezeigt, daß eine Welt, ein tiefer Abgrund sie von uns andern trennt.

\* \* \*

Auch hier sind es nicht die praktischen Aufgaben, aus denen sich der Gegensatz zur bürgerlichen Frauenbewegung ergibt. Wenn wir lesen, daß die Konferenz über die Frage des Kinderschutzes, des 10stündigen Maximalarbeitstages für Frauen, des Vereinsrechtes, über die Schulfrage verhandelt hat, so sind dies alles Gegenstände, die auch uns beschäftigen. Und noch darüber hinaus läßt sich wohl sagen, daß unsere Stellungnahme zu diesen Aufgaben in vielen Punkten mit der der sozialistischen Frauen übereinstimmt. Auch wir haben unsere Forderungen für einen gesetzlichen Kinderschutz weit über das Maß dessen ausgedehnt, was durch das Gesetz zunächst gegeben worden ist. Auch wir halten die Forderung des 10stündigen Maximalarbeitstages für die dringendste sozialpolitische Aufgabe der Gesetzgebung, und sind der Ansicht, daß die zögernde Haltung der gesetzgebenden Körperschaften in bezug auf diese Frage nicht mehr zu rechtfertigen ist. Auch wir verurteilen mit derselben Schärfe und Energie wie jene Frauen die schändliche Knechtung der Frauen durch das Vereinsgesetz in einer Reihe deutscher Bundesstaaten, und wir protestieren mit ihnen gegen die zweierlei Handhabung des Gesetzes, gerade weil das Gesetz nicht gegen uns, sondern gegen jene Frauen angewendet und mit aller Spitzfindigkeit ausgelegt wird, die noch weit mehr als wir um ihrer vitalsten Interessen willen der Vereins- und Versammlungsfreiheit bedürfen. Schließlich die Schulfrage, die meines Wissens zum erstenmal auf einer sozialistischen Frauenkonferenz zur Erörterung stand. Mit der ihr eigenen Gründlichkeit, Überzeugungskraft und Wärme hat Alara Zetkin die Forderungen für das Volksschulwesen nach allen Richtungen hin erörtert und ihre Zuhörer für die von ihr verlangten Reformen zu begeistern verstanden. Aber die Forderungen, die sie aufstellte, sind auch in unsern Reihen erhoben worden: die Einheitsschule, die gemeinsame Erziehung der Geschlechter, Anstellung einer größeren Zahl von Lehrern, deren bessere Befoldung. Der einzige Punkt, in dem ihre Ansichten innerhalb der Frauenbewegung nicht allgemein geteilt werden dürften, ist die Trennung des Religionsunterrichts vom Volksschulunterricht. Aber im großen und ganzen hätte ihr Referat auch bei bürgerlichen Hörerinnen dieselbe warme

Zustimmung erhalten können wie bei den sozialistischen Genossinnen in Bremen. Wir fühlen uns eins mit ihr, wenn sie sagt: „Wenn das Ziel der Erziehung sein soll, jeden Menschen zum Lebenskünstler zu erziehen, der das Leben in seinem reichen Inhalt, seinem gewaltigen Umfange zu erfassen vermag, zu einer Persönlichkeit, durch welche — um mit Nietzsche zu reden — die Menschheit heraufgepflanzt wird, dann müssen wir Frauen unsere Kraft für diese hohe Aufgabe einsetzen. Wir, die wir das heranwachsende Geschlecht in unserm Schoß tragen, auf das wir die Gestaltung unseres Gehirns, den stolzen, freien Schlag unseres Herzens übertragen, wir müssen in der ersten Reihe stehen, wenn es sich darum handelt, die Kinder zu Lebenskünstlern im edelsten Sinne des Wortes zu erziehen. An uns ist das Wort Schillers gerichtet:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,  
Bewahret sie, sie sinkt mit euch,  
Mit euch wird sie sich heben.“

\* \* \*

Es hieße aber die Grundlagen sowohl der bürgerlichen Frauenbewegung als auch der sozialistischen vollständig verkennen, wenn man aus dieser Gleichartigkeit der Arbeitsgebiete, der angestrebten Reformen folgern wollte, daß die äußere Trennung nur eine willkürliche sei, wenn man unterschätzen wollte, wie unendlich weit die Wege uns doch auseinander führen. Nicht eine Abweichung in Reformforderungen ist es, die uns trennt, sondern die Verschiedenartigkeit des Zieles, dem wir zustreben. Wohl wollen auch wir, ebenso wie die sozialistischen Frauen, die bedrückten Klassen, die am schwersten ringenden Frauen zu einem menschenwürdigen Dasein, zur vollen Anteilnahme am Kulturleben, zur Entfaltung ihrer Persönlichkeit emporheben. Aber wir glauben, daß alle diese Reformen, diese Maßregeln, die wir von Staat und Gemeinde beanspruchen und die fraglos ein sozialisierendes Element in unser Gesellschaftsleben hineinbringen, wir glauben, daß diese Reformen allmählich die heutige Gesellschaftsordnung so bessern und umgestalten werden, daß jeder seinen Platz an der Sonne finden kann. Für die sozialistischen Frauen dagegen sind diese Reformen nur ein Mittel, um die arbeitenden Klassen stark und kräftig zu machen, damit sie den Kampf gegen die bestehende Gesellschaftsordnung besser als bisher aufnehmen, das Privateigentum an den Produktionsmitteln aufheben und eine nur auf sozialistischer Grundlage geordnete Gesellschaft herbeiführen können. Es ist ein anderer Weg, auf dem jene Frauen das Heil zu finden glauben. Und diese Verschiedenartigkeit der Überzeugungen bedingt ohne Zweifel die getrennten Feldlager. Nur Unklarheit kann sich darüber täuschen.

Dieser Gegensatz zwischen sozialdemokratischer und bürgerlicher Frauenbewegung ist denn auch in Bremen wieder in vollem Umfange zum Ausdruck gekommen. Die Auseinandersetzung darüber hat einen breiteren Raum bei den Verhandlungen eingenommen, als es bei der Klarheit der Unterschiede zwischen den beiden Gruppen notwendig gewesen wäre. Und das ist darauf zurückzuführen, daß die sozialistischen Frauen diese nicht zu verkennenden Gegensätze in der Weltanschauung, diese Unterschiede des angestrebten Zieles dazu benutzen, um künstliche Schranken auch da aufzurichten, wo sie durch die Verhältnisse nicht geboten sind.

Es gehört zu den Programmpunkten der sozialistischen Frauen, auf diese Unterschiede bei ihren Tagungen recht nachdrücklich hinzuweisen. Die Gegensätze zur bürgerlichen Frauenbewegung gehören zu den alten Inventarstücken, die immer wieder hervorgezogen werden, um den Verhandlungen einige kleine erregende Gipfel zu geben. Diesmal war der Internationale Frauenkongreß der erwünschte Anlaß für die Diskussion über die bürgerliche Frauenbewegung. Dr Robert Michels aus Marburg fragte nach dem Grund, der die sozialistischen Frauen veranlaßt habe, sich an dem Kongreß nicht zu beteiligen. „Ich begreife den Standpunkt durchaus“, so führte Dr Michels aus, „daß die proletarischen Frauen nichts mit den bürgerlichen Frauen gemeinsam haben. Aber dieser Standpunkt bedingt doch nicht, daß man nicht bei einem speziellen Anlaß mit den bürgerlichen Frauen zusammen tagen darf. Seit wann

scheut die Sozialdemokratie den Umgang mit Bürgerlichen, als seien sie pestkrank? Im Parlament findet diese Berührung doch Tag für Tag statt. Auch der Heimarbeiterschutz-Kongress ist ja mit bürgerlichen Reformern gemacht worden. Die proletarischen Frauen hätten sich nichts vergeben, wenn sie der außerordentlich lebenswürdigen Einladung zum Frauenkongress gefolgt wären. — — — Nicht eine Verwässerung des Prinzips bedeutet dieses Zusammengehen mit den bürgerlichen Frauen. Unser Programm soll klar, deutlich und scharf ausgesprochen, nicht gebeugt und nicht angepaßt werden.“ Dr. Michels ist der Ansicht, daß die sozialistischen Frauen aus agitatorischen Gründen hätten hingehen sollen, um die Vorurteile der bürgerlichen Frauen gegen die Sozialistinnen zu beseitigen. Das „Gewissen der bürgerlichen Frauen wäre durch die Anwesenheit der Sozialistinnen geschärft worden“.

Es ist ja schon an verschiedenen Stellen, auch in diesem Blatt ausgeführt worden, daß die bürgerlichen Frauen die Ablehnung der deutschen Sozialistinnen sehr bedauert haben. Auch wir sind der Ansicht, daß es wünschenswert gewesen wäre, wenn namentlich die Arbeiterinnen ihre Forderungen auf dem Kongress selbst vertreten hätten. Es pflegt im allgemeinen einen größeren Eindruck auf die Öffentlichkeit zu machen, wenn Reformforderungen aus den Reihen derer vorgebracht werden, für die sie gestellt werden. Und wenn die Sozialistinnen es auch in ihren eigenen Versammlungen daran nicht fehlen lassen, so hätte doch eine solche gemeinsame Vertretung nächstliegender praktischer Forderungen auf dem Kongress eine gute Wirkung erzielt. Es hätte neue Kreise für die Forderungen der Arbeiterinnen interessiert, und es wären auch sicherlich — darin ist Dr. Michels durchaus zuzustimmen — manche unberechtigte Vorurteile in unseren Reihen besiegt worden. Aber in einem Punkt muß den Ausführungen des Dr. Michels entgegengetreten werden. Wenn er nämlich meint, das „Gewissen der bürgerlichen Frauen wäre durch die Anwesenheit der Sozialistinnen geschärft worden.“ Zunächst ist es nicht wahrscheinlich, daß die deutschen Sozialistinnen das zustande gebracht haben würden, sofern es den ausländischen, die ja anwesend waren, nicht gelungen ist. Und außerdem glaube ich mit allem Nachdruck die Unterstellung zurückweisen zu müssen, daß es den bürgerlichen Frauen an der nötigen Gewissenhaftigkeit fehlt, sodas ihr Gewissen durch die Anwesenheit von Sozialistinnen geschärft werden müßte. Wir glauben gerade mit bezug auf den Kongress den sozialistischen Frauen mit allem guten Willen, mit aller Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit und mit aller Anerkennung ihrer Bedeutung den Platz angeboten zu haben, der ihnen zukam, und wir glauben mit derselben Gewissenhaftigkeit, Ehrlichkeit und Treue und mit aller Loyalität gegen die Sozialistinnen — auch nachdem sie unser Anerbieten ausschlugen — die Interessen der Arbeiterinnen auf dem Kongress gewahrt zu haben.

Aus diesem Grunde müssen auch die Ansichten, mit denen die sozialistischen Frauen Dr. Michels erwiderten, als unrichtig und als ungerecht zurückgewiesen werden. Frau Zieg muß über den Kongress schlecht unterrichtet sein, wenn sie annimmt, daß man den sozialistischen Frauen eventuell fünf Minuten Redezeit bewilligt haben würde, da sämtliche Referenten zur Arbeiterinnenfrage, die doch für die sozialistischen Frauen hauptsächlich in Betracht gekommen wäre, zwanzig bis dreißig Minuten Redezeit hatten. Wenn sie erklärt, „daß die berufenste Vertreterin der bürgerlichen Frauenbewegung, Fräulein Dr. Schirmacher, das Wahlrecht nicht verlange für die Frauen, sondern nur für die Damen, daß sie es gebunden wissen wolle an einen Zensus, ganz wie die männlichen Reaktionäre das Wahlrecht für die Arbeiter verklusulieren wollen“, so legt sie Fräulein Dr. Schirmacher eine Forderung unter, die sie niemals erhoben hat. Es besteht ein großer Unterschied dazwischen, ob jemand im Prinzip ein Anhänger oder Gegner des allgemeinen Wahlrechts ist, oder ob er die Forderung erhebt, ein vorhandenes allgemeines Wahlrecht aufzuheben, das Gesetz nach rückwärts zu revidieren. Mag Fräulein Dr. Schirmacher keine Anhängerin des allgemeinen Wahlrechts sein, so hat sie doch mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, daß es ihr niemals einfallen würde, in einem Lande des allgemeinen Wahlrechts derartige reaktionäre Forderungen aufzustellen. Aber ganz abgesehen hiervon, liegt gar keine Veranlassung vor, gerade Fräulein Dr. Schirmacher als berufenste Vertreterin der bürgerlichen Frauen auf diesem

Gebiet hinzustellen. Denn wenn sie eine solche Ansicht vertritt, so steht sie damit in ganz entschiedenem Gegensatz nicht nur zu den persönlichen Ansichten irgend welcher anderen Vertreterinnen der bürgerlichen Frauen, sondern im Gegensatz zu der vom Bund deutscher Frauenvereine eingenommenen Stellung. Es müßte Frau Zieg eigentlich wohl bekannt sein, daß bei Gelegenheit der Tagung des Weltfrauenbundes Frau Stritt im Namen und im Auftrage des Bundes deutscher Frauenvereine ausdrücklich ausgesprochen hat, daß der Bund deutscher Frauenvereine für das allgemeine Frauenstimmrecht eintritt. Auf diese Unkenntnis der Frau Zieg ist es vielleicht auch zurückzuführen, wenn sie im Anschluß an ihre Ausführungen über Fräulein Dr Schirmacher erklärt, „sie betrachte es als eine Herabwürdigung, wenn jemand ihnen zumutet, auf dem Kongress der Frauen zu erscheinen, die ihre politischen Todfeinde unterstützen; nicht um ihre grundsätzlichen Forderungen zu diskutieren, sondern um sich Reformchen in homöopathischen Dosen zugehen zu lassen“. Daß die sozialistischen Frauen sich auch bei ihren eigenen Versammlungen nicht scheuen, das praktische Reformprogramm zu erörtern, dessen einzelne Teile auch uns beschäftigen, hat ja ihre letzte Konferenz gezeigt, bei der die grundsätzlichen sozialistischen Forderungen keineswegs in den Mittelpunkt der Erörterungen gestellt wurden.

\* \* \*

Wenn auf der einen Seite zu bedauern ist, daß der Gegensatz zwischen der bürgerlichen und der sozialdemokratischen Frauenbewegung in Bremen vielleicht mehr als notwendig betont und nicht immer in richtiger Weise dargestellt wurde, so ist andererseits nicht zu verkennen, daß durch einzelne Anhängerinnen der Frauenbewegung immer wieder versucht wird, die tatsächlich bestehenden Gegensätze zu verwischen und Unklarheit darüber zu erwecken. Wenn eine Hamburger Vertreterin der bürgerlichen Frauenbewegung, Frau Ruben, auf der Bremer sozialistischen Konferenz erklärt hat, daß sie „auf der äußersten Linken stehe und sich fast zu den Sozialistinnen rechne“, so kann man nur annehmen, daß ihre Worte entweder falsch wiedergegeben sind, oder daß sie sich über die Grundlage der bürgerlichen Frauenbewegung und der Sozialdemokratie nicht klar ist.<sup>1)</sup> Meines Erachtens ist es unmöglich, daß eine Anhängerin der Frauenbewegung sich „fast zu den Sozialdemokratinnen rechne“. Entweder teilt man die sozialistischen Überzeugungen, stellt man sich auf den Boden der sozialdemokratischen Partei, dann ist man verpflichtet, dem auch äußerlich Ausdruck zu geben, der Partei beizutreten und seine Beziehungen zu den bürgerlichen Frauenvereinen zu lösen, wenigstens so weit es sich dabei um Beziehungen handelt, die in irgend einer Form zu leitender oder agitatorischer

<sup>1)</sup> Sollte aber Frau Ruben bei der Bemerkung: „Ich stehe auf der äußersten Linken und rechne mich fast zu Ihnen“ der Ansicht gewesen sein, daß der „linke Flügel“ der bürgerlichen Frauenbewegung der Sozialdemokratie besonders nahe steht, so ist daran zu erinnern, daß der „Radikalismus“ des linken Flügels sich keineswegs auf das soziale und sozialpolitische Gebot, sondern auf das rein frauenrechtlerische bezieht. Zwischen „linkem und rechtem Flügel“ handelt es sich um Tempo-Unterschiede in bezug auf frauenrechtlerische, nicht auf sozialpolitische Forderungen. Einzelne Vertreterinnen des linken Flügels stellen mehr das individualistische, die des rechten Flügels mehr das soziale Moment in den Vordergrund. Die einen kämpfen unter allen Umständen für das Recht der Frau, die anderen sind geneigt, die Fraueninteressen eventuell Interessen des gesamten Volkswohls unterzuordnen. Das kam beispielsweise zum Ausdruck bei der Hamburger Generalversammlung des Bundes (1898), als die „radikale Gruppe“ in den Sitzungen des Bundes die Förderung des Gemeinwohls weniger betont wissen wollte als die Hebung des weiblichen Geschlechts. Die Petition bürgerlicher Frauen betr. Revision des Gemeinwahlrechts im Jahre 1901, die von den sozialistischen Frauen auch in Bremen wieder als antisozial angegriffen wurde, weil nur die Zulassung der zu den Gemeinbelasten beitragenden Frauen zum Wahlrecht gefordert wird, ist gleichfalls von einem dem linken Flügel angehörigen Verein (Frauenwohl Berlin) ausgegangen. Auch in Sachen des Arbeiterinnenschutzes liegen Äußerungen einer Führerin der Radikalen vor, die in sozialpolitischer Beziehung gerade den Bestrebungen der Sozialdemokratie entgegenstehen; so ein Ausspruch von Fr. Dr. Augsburg im „Tag“: „Die unverheiratete Arbeiterin aber bedarf keines anderen Schutzes als der Arbeiter“. Aber nur der Radikalismus auf sozialpolitischem Gebiet kann für irgend eine bürgerliche Gruppe nähere Berührungspunkte, gelegentliche Verständigungsmöglichkeiten mit der Sozialdemokratie schaffen.

Arbeit verpflichten. Dieser Schritt ist ja auch schon mehr als einmal von bürgerlichen Frauen getan worden. Oder aber man teilt diese Anschauungen nicht, man kann sich nicht auf den Boden des sozialdemokratischen Parteiprogramms stellen, hat aber Interesse für die Forderungen der arbeitenden Frauen, dann eben wird man seinen Platz in den Reihen der bürgerlichen Frauenbewegung einnehmen und dort einen Wirkungskreis finden können. Das Eine und das Andere ist aber nicht möglich; ein Bindeglied gibt es nicht. Frau Zetkin hat ganz recht, wenn sie in Bremen ausgesprochen hat, daß die Reformforderungen, die sowohl wir als auch sie erheben, von uns verschieden bewertet werden. „Die bürgerlichen Frauen wollen damit die bürgerliche Gesellschaft stützen, die sozialistischen Frauen wollen das Proletariat kampffähig machen, damit sie die heutige Gesellschaft stürzen können.“ Das darf nun nicht in dem Sinne ausgelegt werden, daß wir bürgerlichen Frauen ein Interesse daran haben, die bürgerliche Gesellschaft in ihrer heutigen Form zu erhalten. Es ist ja schon darauf hingewiesen worden, daß wir glauben, durch die von uns vertretenen Reformen allmählich gerechtere Zustände zu schaffen. Es hieße die bürgerlichen Frauen und ihre eibischen Überzeugungen sehr niedrig einschätzen, wenn man glauben wollte, daß sie im Grunde nur im Klassenkampf stehen und ihre eigenen engsten Klasseninteressen verteidigen. Sicherlich würden die meisten Frauen, die ein sozialer Instinkt zur Beschäftigung mit diesen Problemen getrieben hat, die kapitalistische Grundlage der heutigen Gesellschaftsordnung preisgeben wollen, wenn sie davon überzeugt wären, daß das „Stürzen der heutigen Gesellschaft“ tatsächlich den gewünschten Erfolg haben würde, wenn sie sich hiervon einen Erfolg versprechen würden, der zu höheren Lebens- und Gemeinschaftsformen, zur Anteilnahme aller an den Errungenschaften einer fortschreitenden Kultur zu führen vermag. So lange sie aber diesen Weg in den Bestrebungen der Sozialdemokratie nicht erkennen, werden sie daran festhalten müssen, durch Reformen die heutige Gesellschaftsordnung zu verbessern, ihre Auswüchse und Schädlichkeiten zu beseitigen, ohne ihre Grundlage preiszugeben. Und so lange werden sie den Sozialdemokratinnen fernstehen.

Auch die bürgerliche Frau, die in das abgrundtiefe Elend unserer heutigen Gesellschaft hineinblickt, wird gewillt sein, alle ihre Kräfte „der Verbesserung des dunklen Loses der unendlichen Mehrheit des Menschengeschlechtes zu weihen, aus deren nachtbedeckten Fluten wir Besitzende nur hervortragen wie einzelne Pfeiler, gleichsam, um zu zeigen, wie dunkel jene Flut, wie tief der Abgrund sei.“ Und es ist begreiflich, daß ihr Herz sich der Verheißung der sozialdemokratischen Partei öffnet. So ist manche Frau aus bürgerlichen Kreisen den Weg ins andere Lager geführt worden. Niemandem bleiben wohl die schweren Zeiten erspart, in denen man sich bewußt wird, wie gering die Kraft des einzelnen zur Verbesserung all der Schäden und Wunden, wie langsam und mühselig die Reformarbeit ist, die hier einsetzen muß. Wenn in solcher Zeit die sozialistische Verheißung nahetritt, der muß Jahre des Konflikts erleben, in denen er nicht weiß, „welches der rechte Glaube sei“, in denen er zu wählen hat zwischen der Mitarbeit im alten Kreis und dem Übertritt in ein anderes Lager. Bei einer ehrlichen Natur kann kein Zweifel darüber aufkommen, wie man zu wählen hat, sobald die Überzeugungen sich gefestigt, die eigenen Ansichten sich gebildet haben. So schwer auch der Riß, die Trennung von den bisherigen Genossinnen sein mag, bei einem Überzeugungswechsel bleibt nur die Möglichkeit, dem auch offen Ausdruck zu verleihen. Ein halb, ein „fast“ kann es dabei nicht geben. Wohl kommen Zeiten, in denen man mit sich kämpft und ringt, um zu Klarheit und Wahrheit zu gelangen. In den Zeiten aber gehört man nicht in die Agitation, nicht in die Öffentlichkeit, sondern in die Stille des Studierzimmers. Da gehört man nicht der Arbeit für andere, sondern der Arbeit an sich selbst. Dann nur kann man sich zu einer Mitarbeiterin für die große Sache der Menschheit entwickeln, der wir alle in Treue dienen, der die sozialdemokratischen und die bürgerlichen Frauen nach ihrer besten Überzeugung ihre Kräfte weihen.



# „Der Fall Otto Weininger“.<sup>1)</sup>

Von

**Herta Widmann.**

Nachdruck verboten.

Als vor etwa anderthalb Jahren das Buch: „Geschlecht und Charakter“ von Otto Weininger erschien, wunderte man sich wohl über das Problem, daß ein so belesener und anscheinend denkgeübter Verfasser imstande sein könne, mit so blinder Gläubigkeit an eine in keiner Wirklichkeit mehr wurzelnde Spekulation ein fast 600 Seiten starkes Buch zu schreiben. Man wunderte sich vielleicht auch, daß Autoritäten, wie Professor Jodl und Müllner in Wien, dieses eigentümliche pseudo-wissenschaftliche Werk bei seiner Entstehung mit ihrem Interesse begleiten konnten, wie das aus den Worten des Verfassers selbst im Vorworte hervorzugehen schien. Daß dieses Buch tatsächlich in der öffentlichen Meinung einen Widerhall finden, daß es zu einer Art literarischer Macht gelangen könnte, das hat eigentlich niemand ernsthaft für möglich gehalten.

Denn wie war doch das System, das der Verfasser über das Verhältnis von Geschlecht und Charakter aufbaute? Er konstruiert zwei Prinzipien der Weltentwicklung, die er mit den Buchstaben M und W ausdrückt. Wenn er sie damit als das männliche und das weibliche Element der Welt bezeichnet, so hat er sie doch nicht eigentlich mit den Geschlechtern in ihrem konkreten Dasein gleichsetzen wollen. Denn nach seiner Theorie ist jeder Mensch die Summe von so und soviel M und so und soviel W; je nachdem M überwiegt oder W, gehört er dem männlichen oder dem weiblichen Geschlechte an. Ein Mensch, der absolut nur das eine Element enthielte, entweder M oder W, existiert nicht. Trotzdem nun aber diese beiden Elemente, die mit M und W bezeichnet werden, ganz und gar als metaphysische Begriffe, keineswegs als empirische Realitäten gedacht sind, wird doch im Verlauf der Erörterungen die Frau als solche mit dem philosophischen Begriffe W zusammengeworfen und das, was Weiningers Spekulation in seinen Begriff W hineinlegt, als tatsächliche Eigenschaften der Frauen zu erweisen gesucht.

Und was legt der Verfasser in den Begriff? W repräsentiert das dunkle, unklare und unentwickelte Bewußtsein; M bezeichnet das scharfe Denken, das helle, klare Bewußtsein. Die höchste Klarheit des Bewußtseins und somit die größte Entfernung von jener Dunkelheit, die er mit dem Begriff W verbindet, zeigt das Genie. Genie ist also höchste Männlichkeit, und darum kann W weder selbst genial sein noch Genialität verstehen. Zu W gehört weder ein ethisches, noch ein logisches, noch ein

<sup>1)</sup> Der Fall Otto Weininger. Eine psychiatrische Studie von Dr. Ferdinand Probst. Heft XXXI der „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“. Herausgegeben von Dr. L. Löwenfeld und Dr. S. Aurella. Verlag von J. F. Bergmann, Wiesbaden.

ästhetisches Vermögen. Wenn die Frau sittlich ist, so heißt das, daß sie zum Medium eines männlichen Willens wurde. „Frauen, die als Beweise der weiblichen Sittlichkeit angeführt werden, sind stets Hysterikerinnen, und gerade in der Befolgung der Sittlichkeit, in dem Gebahren nach dem Moralgesetze, als ob dieses Gesetz das Gesetz ihrer Persönlichkeit wäre und nicht vielmehr, ohne sie zu fragen, von ihnen kurzerhand Besitz ergriffen hätte, liegt die Verlogenheit und Unwahrheit dieser Sittlichkeit.“ Das Weib ist also in ihrem ganzen Sein die „abgründlich tiefe Verlogenheit“, weil alles, was an ihr nicht Sexualität ist, ihrem Wesen fremd, also Heuchelei und Lüge ist. Während M zeitlos und ewig ist, hat W nichts Intellegibles in sich. W hat kein Ich, W ist nichts. Konsequenterweise steht also der vollkommenste Mann noch himmelhoch über dem edelsten Weibe. Es ist die alte Frage des ästhetischen Mittelalters, ob das Weib eine Seele habe, in einem System von philosophischen Begriffen auseinandergesetzt. Was ist denn nun aber eigentlich W? d. h. psychologisch, denn metaphysisch ist sie eben nichts. W ist nichts als die personalisierte Sexualität. Ihr Bewußtsein ist erfüllt von Sexualität und den damit zusammenhängenden Vorstellungen.

Nun bleibt der Verfasser aber nirgend konsequent dabei stehen, daß sein Begriff W eben nur ein Begriff ist, unter dem sich logisch durchaus nicht etwa alle Frauen summieren, sondern nur eine bestimmte Wesensseite aller Männer und aller Frauen. Vielmehr sucht er die Beweise für das, was er von seinem W postuliert hat, in Wirklichkeit bei den Frauen. So kommt er dann etwa zu der Behauptung, daß das Mitleid in der Frau nicht zu finden wäre. Um diese philosophische Behauptung auch empirisch zu stützen, sagt er, daß man tatsächlich bei alten Frauen nie Mitleid fände, woraus hervorginge, daß das Mitleid eigentlich nur eine sexuelle Empfindung sei und mit dem Nachlassen der Sexualität aufhöre. Aber er geht noch weiter. Um seine Begriffe aus der konkreten Wirklichkeit mit Inhalt zu füllen, behauptet er, daß die alte Ansicht, daß das Weib monogam, der Mann polygam sei, durchaus unzutreffend und vielmehr das Gegenteil der Fall sei. „Für die Frau,“ sagt er, „ist der Ehebruch ein tadelndes Spiel, in welchem der Gedanke der Sittlichkeit gar nicht, nur die Motive der Sicherheit und des Rufes mitsprechen. Es gibt kein Weib, das in Gedanken ihrem Manne nie untreu geworden wäre, ohne daß es darum dieses auch schon sich vorwürfe; denn das Weib geht die Ehe scherzend und voll unbewußter Gier ein und bricht sie, da es kein der Zeitlichkeit entrücktes Ich hat, so erwartungsvoll und gedankenlos, wie es sie geschlossen hat.“ Natürlich kann auch die Mutterliebe in diesem Begriff W keine Unterkunft finden; sie muß deshalb auch in der Wirklichkeit abgeleugnet werden; die Empfindungen der Mutter sind danach nur noch reflexartige Verbindungen, die auf ihrer ursprünglichen physischen Zusammengehörigkeit mit dem Kinde beruhen.

Nach diesen psychologischen Untersuchungen über die Eigenschaften von W weist Weininger diesem Element seine Stellung im Universum an. Es erhält Bedeutung für das Universum in dem Maße, als es die Sexualität des Mannes erregt. Diese Sexualität aber ist für Weininger, der darin Schopenhauer verwandt ist, das eigentlich Schlechte, der Wille zum Leben, das, wodurch die menschliche Würde sich in einem fort verneint. Daraus ergibt sich dann eine Erlösungstheorie, wonach der Mann nur dadurch das Weib überwindet, daß er aufhört sexuell zu sein. Als der Mann sexuell ward, schuf er das Weib; das Weib ist die Schuld des Mannes; beide müssen also dem sexuellen Trieb gänzlich entsagen, dann erst kann, d. h. natürlich mit dem Aussterben der



Gattung, das Menschliche erlöst werden. (Wenn wenigstens die Weininger-Gemeinde die Konsequenz dieser Theorie ziehen möchte, so wäre das sicherlich im Interesse der Gattung zu begrüßen.)

\* \* \*

Das in kurzem die Grundgedanken von 461 Seiten — zirka 170 Seiten sind Anmerkungen. Man hatte das Gefühl, als säße der Verfasser auf dem Rücken seiner logischen Spekulation wie auf einem wild gewordenen Pferde, das mit ihm, ohne Weg und Steg zu achten, über Gräben und Hecken und Felder davon raste. Es kam einem fast ein Schwindel an bei der unglaublichen Virtuosität, mit der hier die Wirklichkeit als Material für rein formale Denkopoperationen verarbeitet wird. Hätte man das Buch ernst genommen, so hätte man es wissenschaftlich und philosophisch als eine zur Denkrankheit gewordene Verwechslung von nur begrifflichen und wirklichen ursächlichen Zusammenhängen darstellen müssen.

Aber wie gesagt, nüchterne Betrachtung konnte das Buch trotz des ungeheuren wissenschaftlichen Apparates, den es aufbrachte, nicht ernst nehmen. Ein Spiel mit philosophischen Bausteinen, dessen psychische Grundlage die krampfhaft affektische Stimmung eines Menschen war, der sich in der Erotik übersättigt hat — man dachte an die grellen Bußpredigten des Zacharias Werner, von denen sich einst die Wiener Lebewelt in der Stimmung „vom anderen Morgen“ in Sensation versehen ließ.

Aber unsere Zeit ist so daran gewöhnt, daß ihr aufgeregtes geistiges Leben Unerhörtes und nie Dagewesenes hervortreibt, und, seien wir ehrlich, unser Journalismus, der die öffentliche Meinung macht, birgt in seinen Breiten eine solche Fülle von Kritiklosigkeit, Unbildung und Sensationsbegier, daß man sich den Effekt Weininger nicht entgehen ließ. Ja, es bildete sich geradezu eine Gemeinde, die das Evangelium dieses dreiundzwanzigjährigen Philosophen tatsächlich als die Erlösung der Welt, die tiefste Fassung und Ergründung der Frauenfrage begrüßte und verbreitete. Und diese Tatsache, die Art und Weise, in der man diese philosophisch eingewickelte Beschimpfung der Frauen aufgenommen, sich an ihr geweidet und sie breitgetreten hat, ist für die Frauen bedeutsamer, als das Werk selbst. Daß Weininger sozusagen Schule machen konnte, ja, daß sich — wenn das nicht doch eine Mystifikation ist — dem Chor seiner Anbeter sogar mit phrasenhaften sogenannten „Bekanntnissen“ eine Frau gefellte, das ist eine Erfahrung.

Dieser Gemeinde halber und um aller derer willen, die sich durch die Hosen ihres Kultus verblüffen lassen könnten, ist eine kürzlich erschienene Broschüre „Der Fall Otto Weininger“ von allgemeinem Interesse. Es ist eine psychiatrische Studie von Dr Ferdinand Probst, die in der bekannten Bibliothek der „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“ erschien. Der Verfasser durchdringt den Nimbus des Philosophen mit dem Auge der Wissenschaft und zeigt uns den „Fall Otto Weininger“ ganz nüchtern als die Krankheitsgeschichte eines jungen Menschen, dessen ungewöhnliche Begabung sich mit seinen pathologischen Anlagen zu einem interessanten Phänomen für den Irrenarzt vereinigt.

Ein groteskes Leben, peinlich in seiner Mischung von geistiger Kraft und neuropathischer Unbeherrschtheit, von ungeheurer Energie des Denkens und primanerhaftem Posieren.

Weininger ist Jude — nach seinem Übertritt zum Christentum der furioseste Renegat. Ein echter „moderner“ Jüngling von fabelhafter Frühreise und mit

einem hysterischen Gang, sich geltend zu machen. Ein Student in jener Atmosphäre von selbstgefälliger Dekadenz, in der man „die Weiber“ kennt und die ganze Welt mit lässiger Verachtung betrachtet. Auf diesem Boden wächst seine psychische Erkrankung, die in all ihren Rundgebungen einen ausgeprägten Typus von Hysterie zeigt. Der Anfang ist eine „innere Wandlung“, die ihn veranlaßt, Christ zu werden. Mit jenem Bedürfnis, seinem Erleben Bedeutung zu geben, vollzieht er diesen Übertritt am Tage seiner Promotion. Dann markiert er den Heiligen. Er spricht in großen Worten von weltbedeutenden, einzigartigen Erlebnissen, die sich, von allen unverstanden und für alle unverständlich, in seiner Seele begeben. Dazu trägt er die melancholische Demut dessen zur Schau, der sich als Werkzeug und Gefäß eines höheren Geistes fühlt. Er zieht vor dem Bettler, dem er eine Gabe schenkt, den Hut und will über keine Wiese gehen, um keine Lebenskeime zu zertreten. Dabei arbeitet er mit wahnfümiger Spannkraft an dem Werk, das „für die Jahrtausende“ bestimmt ist. Dann Zeiten der Depression, nachdem das Buch „Geschlecht und Charakter“ erschienen ist. Und dabei ein immer stärkeres Hervortreten des psychischen Gestörtseins, dazu nach der Angabe seines Biographen Herzkrämpfe und epileptische Anfälle. Die absichtliche gesuchte Absonderlichkeit wird zur Manie. Seine philosophischen Betrachtungen bekommen immer mehr den Charakter einer verwirrten, von Wahnvorstellungen genährten Symbolik. Weil das Licht das Gute ist, sind die Tieffestiere die Inkarnation des Bösen — wenn ein Hund in eigentümlicher Weise bellt, so stirbt jemand — es beruhigt ihn, durch kleine Öffnungen in erleuchtete Ferne zu sehen usw. Dann das Ende. Der Dreiuinzwanzigjährige mietet ein Zimmer in Beethovens Sterbehäus und jagt sich eine Kugel in die Brust.

Und die „Gemeinde“ hat das Herz, angesichts des offenen Grabes die traurigen Effekte dieses zerstörten Lebens weiter zu dichten — als man seine Leiche in die Erde senkte, war gerade eine partielle Mondfinsternis, berichtet sein Freund und Biograph andächtig.

\* \* \*

Daß seine Broschüre die Anbeter Weiningers überführen wird, erwartet der Verfasser selbst nicht. Liegt es doch in der Richtung unserer Zeit, die Begriffe umzukehren und das Pathologische gewissermaßen als eine höhere Form von Gesundheit zu verherrlichen. Ist es ihr doch gemäß, von der Überreizung der Nerven Offenbarungen zu erwarten und die sublimste Steigerung der Persönlichkeit in den Zuständen zu erblicken, die der Arzt schon in das Feld seines Wirkens rechnet.

Und etwas anderes kommt dazu, um diese Weininger-Verherrlichung zu schüren. Das ist das Behagen, mit dem — wir können uns das Eingeständnis nicht ersparen — Äußerungen roher Geringschätzung für die Frau in bestimmten Kreisen aufgenommen und weiter gegeben werden. Diese heimliche Genugtuung wird dem dicken Buch und seinen langatmigen Deduktionen noch manchen Leser gewinnen und erhalten. Die Untersuchung des Doktor Probst hat aber für die Frauenbewegung die Bedeutung, daß es sie in ihrer Stellung zu dem Buch „Geschlecht und Charakter“ bestärkt. Sie hat es — wie ja auch die erste kurze Besprechung in dieser Zeitschrift (November 1903) gezeigt hat — von Anfang an nicht ernst genommen. Das Buch ernst nehmen, heißt es dort, „hieß sich lächerlich machen.“



# Die Ehekandidatin.

Von

Marie Scotta.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 17.)

Stettingen ließ sich zwei Tage nicht sehen.

Frau von Palwitz lag im dunklen Zimmer und hatte Migräne vor Arger und Weinen. Der Staatsrat saß verstimmt bei den Mahlzeiten, denn er liebte es nicht, seine Häuslichkeit im geringsten gestört zu sehen. Er fand es unstatthaft — eines Staatsbürgers unwürdig. Außerdem konnte er den Geruch von kölnischem Wasser und Lavendelsalz nicht leiden, den eine Migräne verbreitet. — Am dritten Tag kam ein Brief von Felig an Eva.

„Liebe, alte Eva!“ schrieb er. „Mir scheint, Du machst Dummheiten. Ich bekomme eben einen Brief von Stettingen. Er schreibt sehr erregt, Dein Benehmen lasse ihn darauf schließen, daß Du ein ganz anderes Interesse habest. Er würde sich keinem Korb aussetzen. Er hat einen elenden Dickkopf, Eva, und einen elenden Stolz. Wenn Du ihm nicht deutlich zeigst, daß Du mit Freuden Ja sagst, ist es aus. Darauf kannst Du Dich verlassen.“

Was machst Du denn? Es ging doch alles so glatt. Du mußt mit ihm wieder ins Kleine kommen, hörst Du? Du kannst es Dir absolut nicht leisten, Dummheiten zu machen.

Schau — wie denkst Du Dir denn eigentlich die Zukunft? Wenn unser guter Papa einmal die Reise antritt, um dem Ewigen Staat seine Dienste anzubieten (verzeih die Frivolität!), dann habt Ihr, Mama und Du, absolut nichts als die Pension. Davon könnt Ihr Euren Bedarf an Schuhen und Handschuhen kaufen — wenn Ihr zweite Qualität nehmt. Oder hast Du Lust, Gesellschafterin zu werden? Etwas anderes bliebe Dir nicht übrig, denn Du bist ja zu nichts anderem

erzogen. Schau Dir einmal die Gesellschafterin der Erzellenz Moyl an!

Also sei vernünftig, Eva!

Ich sehe mich eben auch nach einer reichen Partie um. Es bleibt mir keine andere Wahl. Weißt Du — ich wüßte mir auch jemand, den ich gern nähme! Aber die standesgemäßen Berufe sind nicht lukrativ — und man muß standesgemäß leben. Also — Schwamm über alles andere!

Ich hoffe bald auf die Einladung zur Verlobungsfeier.

Ubrigens habe ich Stettingen sofort geschrieben, er täusche sich — ich sei über Deinen Herzenszustand genau instruiert. Sei froh, daß Du einen Bruder hast, der Dich aus der Klemme zieht! Dein alter Felig.“

Eva gab ihrer Mutter den Brief. Sie hatte noch nie einen Brief bekommen, den Frau von Palwitz nicht zu lesen verlangt hätte! Es war Eva einerlei gewesen. Sie hatte nie etwas zu verheimlichen gehabt, und nichts hatte sie je so tief berührt, daß es heilig geworden wäre. „Gott sei Dank, daß ich wenigstens einen Sohn habe, der weiß, was er seinen Eltern schuldig ist,“ schluckte Frau von Palwitz.

„Es geht mich doch selbst am nächsten an, Mama,“ sagte Eva.

„Du hast aber alles verdorben. Um einer dummen, aussichtslosen Courtmacherei willen. Wenn Menschen am Rand des Grabes stehen, sollten sie sich schämen, noch einem Mädchen den Kopf zu verdrehen —!“ Eva bohrte sich die langen, weißen Nägel in das eigene Fleisch. Aber sie schwieg.

„Ich weiß wirklich nicht, hast du Stettingen gewollt oder nicht?“

„Gewollt?“ sagte Eva. „Ich wartete darauf, daß er um mich anhalten würde — dann hätte ich ihn selbstverständlich genommen.“

„Nehst kannst du lange warten. O Gott — und wie habe ich gebetet und mich gesorgt und gearbeitet und gehungert — ja, gehungert, um dir Chancen geben zu können und deine Zukunft zu sichern. Und jetzt lohnst du es so! Und was soll später werden — später!“

Ihre Stimme erhob sich zu einem Schrei. Sie preßte die Hände an die hämmernden Schläfen. Ihre Augen, schwer und seit Nächten dem Schlafe fremd, starrten auf Eva.

Das Mädchen schauerte. Sie konnte es nicht mehr ertragen.

„Mama,“ sagte sie hastig, „suche dich doch zu beruhigen. Es wird schon gut werden. Felix hat ihm ja geschrieben. — Ich will alles tun.“ —

Sie ging hinaus — ein erstickendes Gefühl kam über sie. Sie mußte ihre Gedanken einmal sammeln — sich klar werden. —

Sie ging in den verödeten Anlagen auf und ab — auf und ab. Alles triefte von Nässe. Der durchweichte Boden war wie Schwamm unter ihren Füßen. In einem Beet schauten die Spitzen der ersten Krokus vorwitzig heraus. An jedem kahldunkeln Zweig hingen Tropfen. Die Luft war warm und bewegt. Vom Exerzierplatz her schallten die Befehle. Sonst war es still und einsam. — Bilder stiegen auf und zogen an Eva vorüber — scharf und deutlich umrissen.

Die Gesellschafterin der Erzellenz Moyl. Sie war klein und farblos, und jede Bewegung schien eine Entschuldigung wegen ihrer Existenz. Wenn sie mit jemand sprach, der gesellschaftlich über ihr stand, lächelte sie bescheiden und ehrfurchtsvoll. Wenn sie mit dem Bedienten oder der Kammerjungfer sprach, lächelte sie geradezu unterwürfig. Eva sah sie vor sich, wie sie sie einmal in der Theatergarderobe hatte sitzen sehen — in jeder Pause auf demselben Stuhl, mit derselben freundlichen Geduld. Sie mußte da sitzen, so oft die Erzellenz im Theater war — Erzellenz hätte ja die Gesellschafterin einmal einen Augenblick brauchen können, und zwei Plätze mochte sie nicht bezahlen.

Eva hatte sich in den Pausen mit Fräulein Adler unterhalten. Diese war vor Dankbarkeit und Verlegenheit rot und heiß geworden.

„Ich sitze sehr gern da,“ hatte das kleine, farblose Geschöpf gesagt, „ich habe mir immer so furchtbar gewünscht, ins Theater zu gehen und habe es nie gekonnt. Hier höre ich die Musik bei den Opern.“ —

Dann dachte Eva an die alte Tante, die bei Bredows wohnte. Sie aß dort das Gnadenbrot. Wenn Gäste da waren, durfte sie nicht mitessen. Sie war häßlich und in ihren Toilettebegriffen vor fünfzig Jahren stehen geblieben. Wenn die Bredowschen Mädchen sie auf der Straße sahen, gingen sie auf das gegenüberliegende Trottoir, um nicht mit ihr gehen zu müssen. Sie stridte von früh bis spät — Kinderjäckchen und Röckchen für ihre verheirateten Nichten und Großnichten. Sie liebte Kinder. Jedermann fand, daß sie eigentlich genug gelebt habe.

Eva schauerte.

Dann sah sie ihre Mutter und sich selbst — mit einem Einkommen von vielleicht zweitausend Mark. Sie lachte auf und erschraf vor dem eigenen Lachen. Es endigte in einem Schluchzen.

„O Gott!“ sagte sie. „O Gott!“

Sie fing rascher zu gehen an. Jedes Glied an ihr war nervös unruhig.

Der Gedanke an Meßlin und alles, was er für sie bedeutete, sank schwer und dumpf wie Bleigewicht auf den Grund ihres Fühlens, und darüber stieg das tatsächliche Leben empor, wie es sie umgab. Dem mußte sie gerecht werden — sie konnte es nicht von sich abschütteln — es erfaßte sie mit eisernen Klammern.

Zuletzt hämmerte ihr nur noch ein Gedanke im Kopf. —

„Ich muß Stettingen heiraten — ich muß Stettingen heiraten.“

Sie lief fast nach Hause — als warteten dort Standesbeamter und Pfarrer und Bräutigam.

In dem halb dunkeln Zimmer ihrer Mutter stand der Tee bereit.

„Mama,“ sagte sie, während sie mit fiebernden Händen eingoß, „können wir nicht Schritte tun, ihn einladen zu Tisch?“ —

Frau von Balwitz setzte sich aufrecht und vergaß ihr Kopfweh.

Sie ratschlagten und entwarfen Pläne. Eva durfte natürlich nichts tun — das würde ihn abstoßen. Papa vielleicht?

„Wenn dein Vater einmal an seine Familie denken wollte, statt an den Staat,“ sagte Frau von Balwitz. „Ich getraue mich nicht, ihm etwas vorzuschlagen.“

Endlich beschloß sie selbst ein Manöver auszuführen. Sie wollte in Hut und Mantel am Fenster stehen und hinter dem Vorhang in die breite Straße schauen. Der Verkehr war nicht allzu lebhaft in der Residenz — sie würde Stettingen von weitem kommen sehen. Dann wollte sie hinuntergehen und ihm wie von ungefähr begegnen. Gerade vor ihm wollte sie ihren Schirm fallen lassen. Er würde ihn aufheben — das weitere würde sich finden.

„Heute Abend noch?“

„Nein,“ meinte Eva, „es ist zu dunkel Morgen früh.“

Aber alle Pläne stellten sich als unnötig heraus. Denn als Eva am anderen Morgen ausging, traf sie, um eine Ecke biegend, ziemlich scharf auf Stettingen. Sie hob ein schmales weißes Gesicht und traurige Augen zu ihm empor. Beides war unbewußt. Aber er nahm es als Ergebnis seines Ausbleibens an, und sein Herz machte ihm rasche Vortwürfe.

Schon am Mittag erschien er mit einem riesigen Strauß rosa Riviera-Anemonen. Er war etwas verlegen, aber das verlor sich bald in der sehr warmen Atmosphäre des Balwitzschen Familientreffens. Selbst der Staatsrat zog den moralischen Frack ein wenig aus. Eva bekam heiße Wangen und ihre Augen glänzten. Sie gefiel Stettingen besser als je.

Alles ging wieder im alten, reizvollen Gleise, und der Geruch von Lavendelsalz und kölnischem Wasser verschwand. Der Staatsrat bekam lauter Festmahlzeiten.

Eva ließ sich keinen Augenblick Zeit — war immer und überall zu sehen — wollte alles mitmachen, sich unterhalten.

Draußen kam von Tag zu Tag der Frühling näher. Es war eine süße, sehnstüchtige Zeit — mit langer, verträumter Dämmerung und weichem, buntem Sonnenuntergang. Die Welt wurde größer und dehnte sich. Der Wald

rauschte nicht mehr — er stand hell und sonnen- durchflutet und wartete der Dinge, die da kommen mußten.

Man unternahm eine Radtour. Stettingen fuhr neben Eva und Toni Bredow. Toni wußte nie, wenn sie „zu viel“ war.

„Hast du schon gehört, Eva?“ sagte sie plötzlich. „Der Vetter von Frau von Leskow ist schwer krank. Er hat bei ihr einen Anfall gehabt und konnte nicht mehr in seine Wohnung gebracht werden. Jetzt liegt er dort, und es soll hoffnungslos sein.“

„So,“ sagte Eva.

Sie fühlte, daß Stettingen sie scharf ansah. Instinktiv packte sie sich selbst mit Gewalt, hielt sich fest. Es tanzte und flimmerte ihr vor den Augen — die hohen Kiefern zu beiden Seiten des Weges tanzten und der graue Boden und das abgestorbene Moos.

„Leskows haben oft Trauer,“ meinte Toni. „Frau von Leskow nimmt es sehr genau. Sie hat ja auch gut gestanden mit diesem Vetter. Mir gefiel er gar nicht. Dir, Eva?“ —

„Ich sah ihn nicht sehr oft,“ sagte Eva. „Fahre nicht so rasch, Toni. Ich komme nicht nach —“

Sie sprachen von anderen Dingen.

Als Eva nach Hause kam, begegnete sie auf der Treppe dem Leskowschen Diener, der ihr ein Billett übergab.

Sie ging in ihr Zimmer und schloß die Tür. „Mein armer Vetter möchte Sie noch einmal sehen und Abschied von Ihnen nehmen, Eva,“ schrieb Marie Leskow hastig — die Schrift war von Tränen verwischt. „Er hat eine besondere Freundschaft für Sie gehabt. Die Freundschaft eines solchen Mannes ehrt. Wenn Sie seinen Wunsch erfüllen wollen, so kann es ja leicht geschehen, indem Sie mich besuchen. Kommen Sie, Eva. Man lernt für das Leben, wenn man einen Menschen so sterben sieht —“ Sie hatte jääh abgebrochen.

Eva ging ans Fenster — starrte in die Straße — kam wieder zurück, ging im Zimmer umher. Die Karte fiel zu Boden.

Eva stand still — hielt sich an einer Stuhllehne und starrte vor sich hin. Der rasche Atem ging manchmal in ein Stöhnen über. Es war kein Stöhnen des Schmerzes, denn sie fühlte nichts — es war nur, als sei ein

Ende aller Dinge da — als ebbe alles von ihr weg und ließe sie allein — eine Wüste umgab sie — das Nichts —

Sie sah sich im Spiegel. Ihr Gesicht war sahl, ihre Augen seltsam.

„Ich werde ohnmächtig,“ dachte sie wie durch einen Nebel hindurch. Sie raffte sich zusammen, taumelte aus Fenster und lehnte in die frische Luft hinaus. Langsam kam sie zu deutlichem Bewußtsein zurück — nur ein großes Schwächegefühl lag ihr in den Gliedern.

„Eva!“ rief Frau von Palwitz.

Eva schrak zusammen — steckte rasch die Karte ein. Alle Menschen kamen ihr vor wie Feinde —.

Und dann ging Tag und Nacht, Stunde für Stunde, in jeder Minute, bei jeder Beschäftigung die Frage durch ihr Denken und Fühlen: „soll ich gehen? soll ich nicht gehen?“

Es war zuletzt wie ein Rädertwerk und tat ihr weh. Sie hörte und sah nichts anderes. Aber sie konnte zu keinem Entschluß kommen. Sie sehnte sich so, daß sie manchmal glaubte, das Herz müsse ihr zerspringen. Sie fürchtete sich davor, Mechlin zu sehen — vor dem Zwiespalt, in den er sie schleuderte. Sie wollte Stettingen nicht aus Spiel setzen — sie konnte, durfte nicht. Sie haßte ihn beinahe, aber sie wollte ihn um keinen Preis verlieren. — Wenn es schelte — wenn eine fremde Stimme im Gang sprach, erschrak sie und zitterte. Sie wurde hohläugig und blaß und war sich jedes Nerven bewußt.

Endlich fand die quälende Frage eine Beantwortung — Graf Mechlin war gestorben.

Jemand sagte es Frau von Palwitz und Eva in der Straße, als Glied in einer Kette von Neuigkeiten.

Die Herrschaften gingen nach Kairo — das hatte Frau von Palwitz doch schon gehört? Nein? Toni Brodow solle mitgehen, die Fürstin habe sie eingeladen — merkwürdige Wahl, nicht? Ach — und dieser Graf Mechlin sei heute Nacht gestorben — fatal für Leskows, nicht? Burgstaller solle in der nächsten Woche den Siegfried singen — Frau von Palwitz und Eva gingen doch hin? man müsse lang vorher Plätze bestellen —

„Das können wir gleich besorgen, Herzchen,“ sagte Frau von Palwitz — „sowie einen

Kranz für Graf Mechlin — das muß man doch wohl wegen Leskows? — auch die Plätze bestellen für den Siegfried. Es ist immer gut, wenn man Fräulein von Schlett begegnet — sie weiß alle Neuigkeiten.“

Und sie bestellte einen Kranz — nicht zu teuer — und bestellte die Billette und alles war gerade wie immer und ging seinen Gang. Man kondolierte und sprach nicht mehr von Mechlin — er war fremd an der Gesellschaft vorübergegangen.

Eva brauchte sich jetzt den Kopf nicht mehr zu zermartern. Sie tat es auch nicht — sie war ganz stumpf.

Nur des Nachts erwachte sie zu scharfem Fühlen. Die Dunkelheit, die Stille jagten ihr eine sinnlose Angst ein. Sie konnte ihr Licht nicht brennen lassen, da ihre Mutter es bemerkt hätte. Sie ließ die Läden offen, damit wenigstens der Schein der Straßenlaternen in ihr Zimmer fiel. Aber es blieben noch dunkle Ecken —

Eva fühlte immer eine Gegenwart — etwas war immer da und schaute sie an und zog sie —

„Ich kann ja nicht!“ stöhnte sie. „Laß mich — ich kann nicht!“ —

Sie vergrub den Kopf in die Kissen — schloß Augen und Ohren. Aber es war umsonst — aus ihrem innersten Bewußtsein heraus wuchs jene Gegenwart. — Und mitten in die Angst hinein reckte sich plötzlich riesengroß die Sehnsucht — schlug wie eine sengende Flamme über Evas Herz, daß sie aufschrie —.

Wenn der Morgen fröstelnd kam, schlief sie schwer und traumlos ein.

„Wie du aussiehst, Kind,“ sagte Frau von Palwitz. Aber sie sagte es strahlend, denn sie wußte, daß Stettingen das entscheidende Wort heute sprechen werde — er hatte gestern eine Andeutung fallen lassen.

„Wie schwerfällig er ist, der liebe, gute Mensch,“ dachte sie im stillen, „er hätte so oft die Gelegenheit — zu was ein förmlicher Besuch?“

Aber der förmliche Besuch kam und Frau von Palwitz und Eva saßen mit ihm im Salon wie gewöhnlich. Frau von Palwitz befand sich plötzlich einer Haushaltungsfürsorge und stand rasch auf.

„Entschuldigen Sie, lieber Herr von Stettingen — ich komme sofort zurück — mein Tochterchen vertritt mich.“

Der Ton langsamer Schritte und langsam fahrender Wagen kam von der Straße herauf.

Eva saß nach der Lehne ihres Sessels.

„Ach, ein Begräbnis,“ sagte Frau von Palwitz, die gerade am Fenster vorüberging. „Es wird wohl das des Grafen Mechlin sein.“ Stettingen und Eva waren allein. Stettingen wurde rot und langte ungeschickt nach einem Papiermesser, das auf dem Tisch lag. Er war ganz Neuling in solchen Situationen. Eva schien zu warten. Sie sprach nicht — wurde von Minute zu Minute blässer —

Die langsam feierlichen Schritte kamen näher — jetzt mußten sie unten vorübergehen — Und plötzlich sprang Eva auf — warf die Arme in die Luft —

Stettingen, der auch aufgesprungen, sah gerade die schwarz verhängten Pferdeköpfe und die vier weißen Marmorengel an den Ecken des Leichenwagens unten vorbeischnappen —

Er fing Eva auf, die ohnmächtig zusammenbrach — —

Frau von Palwitz stand in ihrem Zimmer mit einem segnend verklärten Lächeln auf dem Gesicht. Sie wartete nach der Uhr zwanzig Minuten — diese Zeit schien ihr genügend.

Aber plötzlich tönte schrill die elektrische Schelle — und wieder — und wieder.

Frau von Palwitz stürzte in den Salon, das Zimmermädchen hinter ihr.

Eva lag auf der Chaiselongue, Stettingen stand hilflos daneben.

In die Hilflosigkeit seines Ausdrucks mischte sich ein aufsteigender, zorniger Groll. Er ging sofort.

Trotz des Schreckens hatte Frau von Palwitz Zeit gefunden, ihn prüfend zu betrachten — ging er als Bräutigam?

Er trug kein Bräutigamsgeſicht —

Eva wurde zu Bett gebracht und lag da, weiß und verstört, und sprach kein Wort.

Am folgenden Tag brach ein Nervenfieber aus. Und während Frau von Palwitz die Tochter pflegte, sah sie gegenüber im Fürstehof, wie man Gepäck forschaffte, sah Stettingen trinkgelb spendend im Vorplatz stehen und sah die Unterwürfigkeit, mit der Besitzer, Ober-

kellner, Portier und eine Reihe milderer Trabanten ihn hinausbuckelten. Er ging dem Bahnhof zu. Frau von Palwitz hatte das Gefühl, als sei das Ende der Welt im Anzug.

Am nächsten Tag kam wieder ein Brief von Felix.

„Es ist aus! Ich weiß nicht, was Eva angestellt hat. Er schreibt, er wolle weder einen lebenden noch einen toten Nebenbuhler und wolle aus Liebe geheiratet werden, nicht wegen des Geldes. Das ist übrigens kolossal naiv von ihm — als wenn man einen Menschen mit so viel Geld aus anderen Gründen heiraten könnte! Ach, welch ein Schwager ist an ihm verloren gegangen! Ich hätte Eva nicht für so albern gehalten. Jetzt weiß ich keinen Ersatzmann.“ Felix.

Ja — das Ende der Welt. Viel schlimmer konnte es auch nicht sein.

Der Staatsrat zog sich in seine Zimmer zurück und dachte darüber nach, zu was eigentlich Töchter auf der Welt seien.

Frau von Palwitz saß im Krankenzimmer und horchte auf Evas wirre Reden.

Und während sie pflegte und wachte und Evas Leben wie eine Kostbarkeit hütete, stieg oft der Gedanke bitter in ihr auf:

„Für was?“

Und als Eva außer Gefahr war und langsam in die Genesung eintrat — welk und hager geworden mit verschnittenen glanzlosen Haaren und unnatürlich großen Augen — da kam der Gedanke noch viel öfter. Er kam Eva auch.

Sie saß viel an ihrem Fenster und sah draußen den Frühling voll vorüberziehen. Die Sonne wurde heiß und hell — die Schatten wurden dunkler. Bredows kamen in neuen Frühjahrskostümen. Drüben in dem Garten liefen die Kinder stundenlang umher — in dunkelblauen Mänteln und Mützen und lachten und jubelten. Die Beete wurden bunt von Krokus und Tulpen. Die elektrische Bahn klingelte lustig alle fünf Minuten vorbei, und des Nachmittags war immer ein Ansturm von Menschen, die nach dem Wald hinausfahren wollten. Dann kamen sie heim, wenn die Frühlingsabende schon kühl in das bunte helle Leben hineindämmerten und Eva sah sie aussteigen. Erst brachten sie Palmen-

läschen mit — später wilde Veilchen und Schlüsselblumen. Und noch später wilde Kirschblüten. Aus dem Garten flammte die Japonica herüber, und über Nacht war einmal der Flieder aufgebrochen. Die Mäntelchen der Kinder verwandelten sich in helle Waschkleider und die Mützen in Stroh Hüte. Und immer noch saß Eva stundenlang am Fenster, ein Buch, das sie nicht las, oder eine Arbeit, an der die Nadel immer stecken blieb, in den Händen. Sie befolgte gehorsam jede Vorschrift des Arztes — nahm ein — ging aus — fuhr spazieren, aß und trank, was man ihr gab.

„Der Wille zum Leben fehlt,“ sagte der Medizinalrat, „es ist keine Spannkraft da. Das gnädige Fräulein muß in ein Bad — Luftveränderung und ein anderes Leben werden ihr gut tun.“ Also wurde eine Badereise beschlossen.

Aber noch während der Vorbereitungen trat ein umwälzendes Ereignis in der Familie ein. Felix verlobte sich mit einer Erbtöchter.

„Charmanter Mädels, riesig netter Schwiegervater — keine Schwiegermutter — Geld in Hülle und Fülle —,“ so zählte Felix die Vorzüge seiner Braut auf.

Er brachte das charmanter Mädels und den riesig netten Schwiegervater, und alles strahlte.

Eva strahlte nicht. Aber die Braut fand ihre Schwägerin reizend — „so interessant und vornehm“.

Frau von Paltwiz beobachtete die beiden Mädchen mit Spannung.

„Eva,“ sagte sie, als die Gäste abgereist waren, „jetzt brauche ich mich nicht mehr so zu ängstigen. Bei Felix und seiner Frau wirst du immer eine Versorgung finden. Freilich —“

Mehr zu sagen wagte sie nicht.

„Ja,“ sagte Eva. Und wie sie hinaus sah, ging drüben gerade Bredows Tante vorüber. Sie schlich in einem schweren Mantel in der grellen Mittagssonne dahin und trug einen wunderlichen Hut, unter dem ihre alten Züge starr hervorschauten. „Ob Gnadentanten immer so alt werden?“ sagte Eva und schauderte —

Als die Koffer für die Badereise schon halb gepackt standen, traf den Staatsrat ein

Gehirnschlag, und nach drei Tagen trat er „die Dienstreise“ in die Ewigkeit an.

Die Seinen standen erschüttert. In ihrer Erschütterung suchten sie nach einem Schmerz. Und fanden keinen. Und auch die Erschütterung wich bald einer anderen Gewalt.

Wie eine graue Flut brach die Sorge herein — riß alles mit sich fort —.

Nach dem Begräbnis sprach man nicht mehr von dem Verstorbenen. Man sprach von Geld — von Mitteln und Wegen, zu zweien mit zweitausend Mark jährlich zu leben.

„Sorge dich nicht, Mama,“ sagte Felix, „wir werden euch doch nicht not leiden lassen.“

Aber es war wenig Überzeugung in seiner Stimme. Er kannte das charmanter Mädels jetzt schon besser und wußte, daß sie ihren Hausstand auf einem Fuß zu führen beabsichtigte, der mit der Fülle des Geldes reichlich auf gleicher Stufe stand — wenn nicht noch eine Stufe höher.

Frau von Paltwiz und Eva mieteten eine Wohnung von drei kleinen Zimmern und ein Mädchen, dessen Leistungen dem Lohn entsprachen, der ihr geboten wurde.

Beides konnte nicht geringer sein. Sie dankten Gott, daß es Sommer war und ihre Bekannten alle abwesend.

„Das gnädige Fräulein muß ins Bad,“ sagte der Medizinalrat beharrlich.

„Es ist ja unmöglich, Mama,“ sagte Eva. „Und wenn es möglich wäre — für was?“

Frau von Paltwiz schrieb an einen alten Onkel, der Junggeselle war und sein Kapital auf der Bank anwachsen ließ, er möge ihr helfen, aus seinem Überfluß heraus — ihr Kind müsse sonst zugrunde gehen.

Er schickte eine Summe und verbat sich ein für allemal jede weitere „Bettelei“. Er habe nicht geheiratet, um nicht für die Erhaltung eigener Kinder sorgen zu müssen — daraus möge seine Nichte urteilen, ob er Lust habe, dies für fremde Kinder zu tun.

Die Summe konnte mit den bescheidensten Ansprüchen knapp zu einer Badereise langen.

Frau von Paltwiz und Eva reisten ab — erstere mit einem schwachen, schwachen Hoffnungs schimmer im Herzen, dessen Dasein sie sich



selbst kaum eingestand. — Sie fanden eine ihren Mitteln entsprechende Wohnung mitten in der kleinen, giebelreichen, waldumschlossenen Stadt, die mit ihrem „Bade“ stand und fiel. Im Winter schlief sie — im Frühjahr wachte sie auf, um den Sommer hindurch intensiv zu leben und im Herbst wieder in tiefste Ruhe zurückzuversinken.

Aus dem Fenster des Zimmers, das Frau von Paltwitz und Eva gemietet hatten, durfte man nie anders als aufwärts schauen. Tat man letzteres, so sah man über mittelalterliche Giebel, an denen Muttergottesstatuen standen, hinweg auf eine Burgruine und tiefen grünen Wald. Schaute man aber hinunter in die Gasse, so sah man einen Metzgerladen neben dem anderen — davor standen tagaus, tagein die Bauernwagen mit dem blökenden Vieh. An diese Gasse schloß sich der Markt. Der Geruch von verfaultem Gemüse, von Abfällen und von Blut stieg an heißen Tagen herauf in das Zimmer.

Und es war jeden Tag heiß — lähmend, erdrückend heiß.

Sie nahmen ihr Mittagessen in einem Gasthaus dritten Ranges ein, wo die Luft immer schwer und dick war vor Rauch und dem Dunst der Speisen.

Eva wurde noch blasser und schmäler. Frau von Paltwitz glaubte manchmal vor Ekel ersticken zu müssen. Aber keines sprach dem anderen davon. Sie schauten sich selten in die Augen und machten eifrig Konversation wie nie zuvor im Leben. Aber dieses und jenes — Dinge, die ihnen fern und unsäglich gleichgültig waren. Und jede empfand es als eine Wohlthat, wenn die andere sie einmal allein ließ.

Wenn Eva am Brunnen erschien, schauten ihr manche Blicke nach. Sie war so groß, so biegsam, so weiß und blond in ihren Trauerkleidern. Man erkundigte sich nach ihr — wer sie sei.

Sie bemerkte jeden Morgen einen Mann, der sich in ihrer Nähe aufhielt. Einige Male hatte er ihr kleine Dienste geleistet — dem Brunnendiener ihr Glas gereicht — ihr den Schirm aufgehoben.

Eines Nachmittags, als Mutter und Tochter zur Kurmusik kamen und keinen Stuhl mehr

entdecken konnten, kamen sie gerade neben ihm zu stehen. Er war gemächlich sitzen geblieben, obwohl andere stehende Damen ihn umgaben. Sobald er Eva sah, sprang er auf und bot ihr seinen Stuhl an. Sie nahm ihn dankend und reichte ihn ihrer Mutter. Er ging rasch fort und kam mit einem zweiten, mühsam eroberten Stuhl zurück.

Man war ihm freundliche Dankesblide schuldig. Als die Musik zu Ende war und alles aufstand, stellte er sich vor —

„Gnädige Frau gestatten — Baron Leopold Hirsch aus Wien —“

Man sprach ein paar freundliche Worte.

Von da an schien sich Leopold Hirsch vervielfältigt zu haben. Eva sah ihn immer und überall. So oft sie ausging, begegnete sie ihm — bei der Kurmusik hielt er stets zwei Stühle bereit. Eines Tages fand sie ihre Mutter mit der Kurliste beschäftigt.

„Ich wollte nur sehen, ob ich einen bekannten Namen finde,“ sagte Frau von Paltwitz und wurde rot. Eva wußte genau, daß sie nach Baron Hirsch gesucht hatte, um sich aus der Höhe seiner Kurtage und der Lage seiner Wohnung ein Urteil über seine finanzielle Stellung bilden zu können.

An Evas Geburtstag fuhren sie auf dem kleinen Flußdampfer nach dem Grabierbau. Leopold Hirsch befand sich mit ihnen in der winzigen Kajüte. Frau von Paltwitz unterhielt sich mit ihm. Er verstand zu reden. Eva saß ziemlich einsilbig daneben. Sie sah, daß ihre kühle Zurückhaltung ihn von Minute zu Minute reizte.

Am Grabierbau war, wie gewöhnlich, Platzmangel. Leopold Hirsch verschaffte den Damen einen Tisch. Er selbst hatte keinen.

„Ach, bitte —“ sagte Frau von Paltwitz, „hier ist ja noch viel Platz.“

Er sprach von seinen Verhältnissen. Er sei noch Junggeselle — Teilnehmer an einer Bank in Wien. Er erzählte von Reisen, die er gemacht — von seinem Haus, seiner Lage — seinen Wagen, seinen Pferden —

Mutter und Tochter waren sehr schweigmächtig an diesem Abend. Wenn auch ein Anlauf zum Reden genommen wurde — jede fiel rasch in ihr Schweigen zurück.

Als Eva vor ihrem Spiegel stand, das blonde Haar bürstete und die Bürste immer wieder sinken ließ, fragte Frau von Palwitz plötzlich:

„Eva — könntest du —?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Eva — „ich weiß nicht —“ Sie fiel in Nachdenken zurück. Manchmal schauerte sie zusammen. Das war, wenn sie sich Baron Hirsch recht lebendig vorstellte. — Als sie ihn das nächstemal sah, sprach er davon, daß es „nicht gut für den Menschen sei, wenn er allein bleibe.“ Er konnte sich nicht satt sehen an Evas überschlanker, blonder Zartheit. So etwas kannte er nicht in seinen Kreisen.

Er liebte es, seltene Artikel zu importieren.

Die Hitze wurde unerträglich. Evas Augen vergrößerten sich von Tag zu Tag — sie konnte nicht essen und schlafen — alles ekelte sie. Aber Frau von Palwitz sagte nichts von Abreise und Heimkehr.

„Mama, bitte laß mich heute allein ausgehen,“ sagte Eva mit weißem Gesicht und herb geschwungenen blutlosen Lippen.

Sie hatte ihr vorteilhaftestes Kleid an. Ihre Hände waren eiskalt trotz der Hitze.

Frau von Palwitz wagte nicht zu fragen — sie fürchtete sich manchmal vor Eva. Sie saß am Fenster und spähte ängstlich — spannungsvoll in die Straße hinunter. Sie wußte nicht, sollte sie sich freuen oder nicht — wußte nicht, was sie hoffen sollte jetzt, wo die Entscheidung zu fallen im Begriffe stand —

Nach einer Stunde kam Eva langsam die Gasse entlang. Neben ihr ging Baron Leopold Hirsch.

Er kam Frau von Palwitz häßlicher und gewöhnlicher aussehend vor, wie sonst. Das kam vielleicht daher, daß er einen Daumen im Armelloch der Weste hatte und das Glück ihn stark erhitzte. Die Art, wie er Eva anschaute und mit ihr sprach, verriet, was zwischen den beiden vorgegangen.

Sie kamen heraus. Frau von Palwitz stand mitten im Zimmer und wartete. Als sie Baron Hirsch die Treppe heraufkommen hörte, lehnte sich ihre aristokratische Natur plötzlich auf, und ein starkes Gefühl des Abscheus regte sich in ihr. Ein starkes Gefühl des Mit-

leids für Eva. Und zugleich das Bewußtsein, daß es zu spät sei.

Eva ging in das Schlafzimmer. Frau von Palwitz hörte, wie sie sich hastig in viel Wasser wusch — sie wusch die Zärtlichkeiten ihres Bräutigams ab.

Er hielt um Evas Hand an — aber es war nur eine Form. Er dachte nicht an die Möglichkeit einer Abweisung. Seine Siegesgewißheit ärgerte Frau von Palwitz. Sie empfand keine Schwiegermutterfreuden — selbst nicht, als sie den herrlichen Brillanten an Evas langer, schmaler Hand sah.

Als sie allein waren, wollte sie Eva umarmen. Sie geriet in peinliche Verlegenheit dabei. „Nicht gratulieren,“ sagte Eva, und es war eine Angst in ihrer Stimme. „Wenn wir nicht viel davon sprechen, wird es vielleicht — gehen — vielleicht —“

Es ging eine Woche lang. Länger brauchte es nicht zu gehen, denn nach einer Woche war Evas Kur zu Ende. Leopold Hirsch hielt sie nicht zurück. Er verlangte nach einer baldigen Hochzeit, und je früher man sich jetzt trennte, desto früher würde man wieder zusammenkommen, „und zwar definitiv und für alle Zeit“. Er sagte dies auch zu Eva, um sie zu trösten. Sie trug den Gedanken an diese Trennung mit seltener Fassung.

„Da steckt Rasse drinnen,“ dachte Hirsch — „solch eine Selbstbeherrschung!“

Er schenkte Eva Schmuck und Pelze und Spitzen, um sie dafür zu belohnen und damit sie „in der Residenz mit ihrem Bräutigam prahlen könne“.

In den letzten Tagen sprach er nur noch von der Hochzeit. Er hoffte, die seltene Röte in Evas blaßes Gesicht steigen zu sehen. Aber sie wurde nur noch blässer dabei, und wenn sie einmal die Augenlider hob, dann packte etwas wie Grauen den starken, selbstzufriedenen Mann. Als habe er plötzlich Dinge geschaut, von deren Dasein er keine Ahnung gehabt. Er verstand sie auch jetzt nicht. „Das gibt sich alles mit der Hochzeit,“ dachte er.

Die Abreise von Mutter und Tochter gestaltete sich ganz anders als die Ankunft. Hirsch bestand darauf, ihnen die Billette zu besorgen. Er brachte Billette erster Klasse.

Die unbenützten Eige waren mit Blumen, Bonbons, illustrierten Blättern, Zeitungen überhäuft.

Ein Wohlbehagen überkam Frau von Palwitz, sobald der Zug in Bewegung und Leopold Hirsch verschwunden war.

„Das alles ist doch angenehm, Eva!“ sagte sie und setzte sich behaglich in ihrer Ecke zurecht.

Eva warf eben einen Strauß von Tuberosen zum Fenster hinaus.

„Wie das riecht!“ sagte sie schauernd.

Sie sah elend aus und hatte sich stark erkältet. Als sie zu Hause ankamen, konnte sie kaum mehr stehen und legte sich zu Bett.

Am anderen Tag ließ Frau von Palwitz den Medizinalrat rufen. Er untersuchte Eva gründlich und trat dann mit einem ziemlich ernstern Gesicht in das Nebenzimmer.

„Das gnädige Fräulein hat einen sehr starken Lungenspitzenkatarrh und ist körperlich so geschwächt, daß entschieden Gefahr da ist. Größte Schonung — beste Pflege und nach dem Süden, sobald es hier herbstlich wird.“

„Ich habe gehört, was er gesagt, Mama,“ sagte Eva erregt, als ihre Mutter wieder eintrat. Es war etwas wie Freude in ihrer Stimme — in ihrem ganzen Wesen.

„Mein armes, liebes Kind! Gott sei Dank, daß jetzt wenigstens für deine Gesundheit gesorgt werden kann! Du weißt, die Hochzeit sollte ja doch bald — da könnt ihr nachher zusammen —“ Eva lachte. Es war etwas Gespenstisches in diesem Lachen.

Sie stellte sich, als schlief sie. Und während sie so dalag mit geschlossenen Augen und Frau von Palwitz kaum wagte sich zu rühren, dachte Eva an einen Winter im Süden mit Leopold Hirsch — sie dachte so lebhaft daran, daß sie zuletzt die heiße Sonne zu fühlen glaubte. Sie war heiß und dann froh sie.

Sie sah den grellblauen wolkenlosen Himmel — das weite träge blaue Meer — die weißen Städte — die weißen Straßen — das alles tat weh —

Und überall war Leopold Hirsch. Er wuchs riesengroß aus jeder Vorstellung

empor. Er überschattete zuletzt den Himmel und das Meer. — Er wurde so groß, daß Eva nirgends mehr hineinschauen konnte, ohne daß er nicht in ihren Gesichtskreis hineinragte.

Der Atem verging ihr. Eine rasende Angst schnürte ihr die Kehle zu. Sie wollte aufschreien, aber ein erstickender Husten überfiel sie.

Sie sprang aus dem Bett. Dann verließ sie die Kraft. Sie schleppte sich mühsam durch das Zimmer. Ihre Mutter war ausgegangen, um etwas zu besorgen, da sie Eva schlafend glaubte.

Draußen war es schon dunkel. Eva zog mühsam das nächstbeste Kleidungsstück an — es war ein dünnes Sommerkleid. Einen Augenblick lang war es ihr hell im Kopfe — den nächsten wirrte alles durcheinander. Sie wollte nur fort — hinaus — wo man atmen konnte und von sich abschütteln, was auf einem lastete — sie schlich hinaus — die Treppe hinunter — ins Freie.

Es regnete und war kalt.

Eva fühlte nach zwei Minuten schon, wie der Regen ihr Kleid durchdrang. Sie schlich im Schatten der Häuser die Straße entlang. Bald war sie vollständig durchnäßt und froh, daß ihre Zähne aneinanderstüßten.

Nachdem sie durch zwei Straßen gegangen, wußte sie nicht mehr, wo sie war. Leopold Hirsch erschien wieder, in einem grellbunten Meer schwimmend. Sie ging rascher, um ihm zu entkommen, aber seine riesenhaften Arme wuchsen und wuchsen und berührten sie —

Sie schüttelte sich vor Frost und Ekel.

„Ich will nach Hause,“ sagte sie, und die Vorübergehenden starrten sie an.

Sie wandte sich um und ging immer weiter — aufs Geratewohl.

„Ich bin so naß,“ sagte sie.

Sie fand sich plötzlich vor der eigenen Haustüre. Sie erkannte sie nur undeutlich — ging instinktiv hinein.

Sie hinterließ nasse Spuren im Hausflur, auf der Treppe.

Frau von Palwitz war noch nicht zurückgekommen. Das kleine Dienstmädchen zerstückte eben einige Teller in der Küche.

Eva riß das Fenster auf — alles war so eng — so eng. Sie saß in den nassen

Kleidern und hielt den heißen Kopf in die Abendluft.

Plötzlich fror sie furchtbar.

Sie wollte rasch ihre Kleider herunterreißen. Aber sie konnte nicht. Ihr Hände zitterten zu sehr. Sie wollte in ihr Bett zurückkriechen.

Es war dunkel im Zimmer bis auf den Schein der Straßenlaternen. Eva fand ihr Bett nicht. Sie taumelte und fiel gegen die Wand.

Ihre Gedanken verwirrten sich. Draußen fuhr ein Wagen langsam vorbei. Eva biß die Zähne aufeinander, als dürfe sie nicht aufschreien. Ihre Augen starrten angstvoll in die Dunkelheit — sie sahen schwarz verhängte Pferde — vier weiße Marmorengel —

Die Befinnung schwand —

Als Eva sich ihrer selbst bewußt wurde, waren Tage vergangen. Sie fühlte sich sehr

schwach — aber leicht, und wo sie hinsah, war ein seltsames Licht.

Eva wollte die Hand heben, aber diese abgekehrte Hand war schwer wie Blei und blieb auf der Decke liegen.

Sie lächelte ihrer Mutter entgegen und wunderte sich gleichzeitig über deren rote verwachte Augen.

Es wurde immer heller in der einen Ecke des Zimmers —

„Sterbe ich?“ fragte Eva.

„Mein Kind — o Gott, mein Kind!“ stöhnte die arme Mutter auf.

„Das ist — recht — ich bin — so froh,“ sagte Eva und schloß die Augen.

Sie lächelte und war sich der furchtbaren Anklage nicht bewußt, die sie sterbend gegen ihre Mutter schleuderte —

„So froh — —“



## Die soziale Bedeutung der Kunst.

Von

Ika Freudenberg.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 88.)

Und nun — wo alles sich so herrlich zu fügen scheint, wo die hellsten Sterne über der Wiedergeburt einer nationalen Kunst leuchten — nun droht uns die Gefahr einer neuen Konvention, eine Gefahr, so groß, so vielseitig, daß wir nicht ernstlich genug das allgemeine Urteil, den allgemeinen Geschmack aufrufen können, um sie abzuwehren, damit unser Kunstgefühl, welches im Begriffe ist, endlich des natürlichen Bodens inne zu werden, in dem es wurzeln muß, nicht abgelenkt werde von dieser Vertiefung, von diesem Besinnen, von diesem Sichselbstfinden. Diese große Gefahr kommt von der Industrie. Sie, die eigentliche Bringerin unseres Reichthums, der wir die Möglichkeit zu unserem nationalen Emporblühen verdanken, die auf der einen Seite die Kunst durch großartige neue Probleme fördert und antregt — denken wir nur an die riesigen Bauten, die sie schafft — sie droht ihr auf der anderen Seite geradezu mit Untergang und Vernichtung durch ihre unheimlich siegreiche Tendenz, immer mehr die menschliche Arbeitskraft durch die mechanische zu ersetzen.

Es ist betäubend aber wahr: auch unsere glänzende Industrie, deren grandiose Schöpfungen den Ruhm des deutschen Namens über Land und Meer tragen, auch sie unterliegt, so gut wie alle anderen Dinge dieser Welt, dem Verhängnis, Gutes und Böses in sich zu vereinigen. Es ist ja nicht nur das Industrie, was im Rheinland

und in Schlesien in meilenweiter Ausdehnung flammt und raucht und hämmert und walzt und Schätze aus der Erde gräbt — es ist auch das Industrie, was in den Vororten der großen Städte oder in vielstöckigen Hofgebäuden summt und schnurrt und raffelt, mit Hilfe einiger Maschinen und zehn oder zwanzig Leuten hundert- und tausendmal die gleichen Gegenstände herstellt und als Kunstgewerbe auf den Markt wirft. Es ist auch das Industrie, was sich mit findiger Geschicklichkeit sofort jedes neuen Motives bemächtigt und es durch Massenfabrikation banal macht; was unsere eleganten Schaufenster mit Waren und Geräten füllt, die nach Kunst aussehen und doch wie oft keine sind; die massenhaft gekauft werden, womöglich mit dem Hochgefühl, einen neuen Stil einführen zu helfen, und die doch nur eine neue Kunstflüge an die Stelle der alten setzen.

Wohl ist es ein Glück, daß wir mit Hilfe der modernen Technik eine solche Vollkommenheit in der reproduzierenden Kunst erreicht haben, daß das ganze kunstliebende Publikum sich radierte oder lithographierte oder heliogravierte Abdrücke großer Werke verschaffen kann, aber ein Unglück für eine künstlerisch emporstrebende Nation ist die Überschwemmung mit billiger Massenware, mit allen Arten unedler Imitation, die den Sinn für echte, d. h. individuelle künstlerische Arbeit verderben. Wenn wir in die Warenhäuser unserer Großstädte treten und sehen dort die Statuetten und Büsten duzendweise in Reihen stehen, oder wenn wir durch die Straßen von Bayreuth wandern, die Seele erfüllt vom Vorgefühl oder vom Nachklang des Karfreitagszaubers — und wir sehen an allen Läden silberne Tauben oder Abendmahlskelche oder Wagnerköpfe auf Pfropfen und Rahmen — so sind das Momente, in denen sich der künstlerisch fühlende Mensch von einer wahren Seelenpein ergriffen fühlt. Aber kraft jener unseligen deutschen Kritiklosigkeit, die immer geneigt ist, sich ihren Geschmack vorschreiben zu lassen, haben diese Trivialitäten seit Jahrzehnten ihren Weg ins deutsche Bürgerhaus gefunden, und in Räumen, in denen Beethovensche Sonaten mit Verständnis gespielt und Brahms'sche Lieder mit echtem Gefühl gesungen werden, hängen und stehen an Wänden und auf Gesimsen die traurigsten Nachwerke herum, oft um so trauriger, je anspruchsvoller und kostspieliger sie dem Material nach sind. Wahrlich, die bildende Kunst wäre besser daran, wenn sie sich noch unmittelbar an die puritanische Einfachheit der dritten und vierten Generation vor uns anschlöße — wenn wir jetzt anfangen, in diese schlichten, etwas leeren Räume einzelne schöne, sorgfältig ausgewählte Kunstgegenstände hineinzutragen und uns an ihnen zu freuen, statt daß sich seit dreißig Jahren eine Sündflut von Fabrikware an Möbeln, an Skulpturen, an Nippfachen usw. in unsere großstädtischen Etagenhäuser ergießt und dem Kunstgefühl ganzer Volksschichten bei seinem ersten schüchternen Aufleben mit Verflachung und Verfälschung droht. Von diesen Etagenhäusern selbst ganz zu schweigen, mit dem stereotypen Schwulst ihrer Fassaden, mit ihrer bunt überladenen und doch so öden Innendekoration, — obgleich sie dem, der frisch aus den Straßen von Berlin W. kommt, noch in schrecklicher Erinnerung sind.

Hier rächt es sich, daß wir uns so lange dazu erzogen haben, irgend etwas über uns ergehen zu lassen, ohne uns aufzulehnen, die äußeren Formen des Lebens als ziemlich bedeutungslos anzusehen, als etwas, was ja mit dem eigentlichen, dem inneren Menschen nichts zu tun habe. Hier rächt es sich, daß namentlich der deutsche Mann alle Fragen des Geschmacks nicht recht wichtig genommen, nicht eines ernstlichen Drandenkens wert gehalten hat, und daß die deutsche Frau sich zwar für verpflichtet

gehalten hat, Geschmack zu beweisen, aber beileibe keinen eignen, persönlichen, keinen, der von einer echten, lebenswarmen, charaktervollen Art Zeugnis ablegt. Wir sind aber hoffnungslos schlechte Psychologen, wenn wir nun nicht endlich begreifen, daß man auf die Dauer nicht ungestraft unter Banalitäten wandelt.

Wer weiß, ob nicht dieser Mangel an Sensibilität, diese Gewöhnung an eine teils nichtsagende, teils prahlerische Formensprache daheim ein wenig zu der Unkultiviertheit des Geschmacks mit beigetragen hat, die das Ausland, das Weltpublikum heute an uns Deutschen so sehr tadelt; vielleicht hat die neue deutsche Kunst außer anderen auch die große Aufgabe, der deutschen Kraft und Tüchtigkeit, die jetzt in der ganzen Welt bewundert und angestaunt wird, dasjenige Element zu gefallen, was uns auch die Liebe der anderen Nationen gewinnt.

\* \* \*

Aber nicht nur den gebildeten Kreisen droht die Industrie mit Zerstörung des produktiven künstlerischen Gefühls durch eine Überschwemmung, die jedem Wunsche, jeder eigenen Gestaltung zuvorkommt — noch viel bedenklicher muten uns manche Vorgänge im eigentlichen Volksleben an. So ist z. B. ein Stückchen Volkstum im Absterben begriffen, das der Kunstfreund nicht ohne allertiefstes Bedauern hinschwinden sieht: die zum Teil so schönen und malerischen Volkstrachten. Ihre festlichen Farben und Muster waren wirklich das Ergebnis eines primitiven künstlerischen Schaffens, und oft drückten sie in ihrer feierlichen Unbequemlichkeit die deutsche Schwerfälligkeit so köstlich naiv und anschaulich aus. Vor den billigen Anzügen der großstädtischen Konfektionsindustrie schwinden sie von Jahr zu Jahr. Die oberbayerischen Burschen und Mädels entstellen ihren kräftigen Wuchs durch die entsetzlich zugeschnittenen Kleidungsstücke aus den Münchener Vorstadtbasaren. Ebenso wird die einfache Musik, mit der die Bauern, namentlich im Gebirge, sich ergötzen, wird Gesang und Zitherspiel überwältigt durch die seelenlose Vollkommenheit der Musik-Automaten, die bald in keinem Dorfwirtshaus mehr fehlen; die charakteristischen ländlichen Tänze arten über dem neugierigen Zuschauen der Fremden in alberne Ziererei aus, und die dramatischen Auführungen verwandeln sich immer mehr in rein industrielle Unternehmungen.

Jene schlichte bäuerliche Kunstübung bedeutete ein sozialpsychologisches Moment von höchstem Werte, insofern sie dem Volke sein eigenes Wesen, sein Fühlen und Erleben zum Bewußtsein und zum Genuß brachte. Sie tat das mit den natürlichsten, vertrautesten und doch über das Alltägliche hinausführenden Mitteln und schuf so eine Atmosphäre gehobenen und gesteigerten Lebens, in der jeder einzelne sich recht von Herzen zu Herzen daheim und verstanden fühlte. Das Abnehmen dieser volkstümlichen künstlerischen Produktion ist nicht der unwichtigste Abschnitt in dem großen Kapitel von der sozialen Not der Gegenwart. Schon hat man angefangen, ihr durch Gründung von Vereinen, Veranstaltungen von Volksfesten, Trachtenausstellungen und dergleichen entgegen zu wirken. Aber solche weit- und tiefreichende Wandlungen im Leben der Bevölkerung, die durch unwiderstehlich wirkende wirtschaftliche Ursachen hervorgerufen werden, lassen sich mit kleinen Widerständen nicht aufhalten. In Scharen strömt die Landbewohnerschaft in die Städte und bleibt entweder dort oder kehrt anders zurück, als sie fortgegangen ist.

Wenn wir unseren Politikern und Nationalökonomern glauben dürfen, so gehen wir Deutsche noch einer ungeheuren Vermehrung unserer Volkszahl entgegen. Wir

nehmen jährlich um 800 000 Seelen zu, und werden nach Friedrich Naumann im Jahre 1925 ein Volk von 80 Millionen sein. Diese Menschenmassen werden sich hauptsächlich in den großen Städten und den Industriezentren zusammendrängen, und ihr Anspruch auf Arbeit und Erwerb wird die soziale Frage immer schwieriger gestalten. Ein sehr sehr großer Teil dieser Massen ist von jedem Heimatboden, jeder Tradition, jeder angestammten Lebensweise losgerissen und kommt weit her, um sich mit anderen, die ebenso weit her kommen und ebenso wurzellos sind, zu verbinden. In den Straßen und Mietskasernen unserer Millionenstädte entfaltet sich ein Volksgemisch, dessen äußere Physiognomie eine durchaus unruhige, unregelmäßige und wechselnde ist; es lebt von der Hand in den Mund und von Tag zu Tag, in erster Linie durch die Sorge für die wirtschaftliche Existenz bestimmt. Die großen inneren Kulturfaktoren, die sich da herausbilden, wo ein Geschlecht lange Zeit dem anderen folgt und durch Häufung des Gleichartigen sich feststehende Anschauungen und Sitten entwickeln — sie sind durch diese unaufhörliche Fluktuation vollkommen außer Kraft gesetzt. Der Staat bringt Gemeinsamkeit und eine gleichartige Kultur von außen in dieses Menschengewühl hinein dadurch, daß er sie alle, ohne einen einzigen zu vergessen, in seine Schulen nimmt und ihnen allen die gleiche Bildung aufnötigt, die sie einander nahe bringt. Aber Staat und Städte fangen an einzusehen, daß sie noch mehr tun müssen, um zu verhüten, daß es nicht bloß unterschiedslose Haufen von Menschen sind, die sich da zusammenfinden, wo Lebensunterhalt zu gewinnen ist; für die es keine anderen Interessen gibt als: verdienen, und vom Verdienten wohnen, essen und trinken, und die deshalb mit Neid und Bitterkeit auf jeden sehen, der besser wohnen und besser leben kann. Man muß ihnen Ersatz schaffen für jene inneren Werte, die ihr Leben nicht produzieren kann, für die Freude an Heimat und heimischem Wesen, die sie nicht haben können; man muß ihnen auf einem anderen Wege das Gefühl dafür erwecken, daß auch sie nicht nur eine Nummer in den Volkszählungslisten bedeuten, sondern daß die Schicksale jedes einzelnen, auch des Ärmsten und Letzten, aus denselben Fäden gewebt sind, wie die der Größten und Mächtigsten, daß alles allgemein Menschliche für jeden gilt.

Und welche Macht wäre mehr zu einer solchen Wirkung berufen als die Kunst — die Kunst, der in den großen Städten auch ungeheuer große Mittel zu Gebote stehen, um auf Massen zu wirken. In dem ausgezeichneten Programm einer liberalen Stadtverwaltung, welches der Oberbürgermeister von Frankfurt im vorigen Jahre auf dem Dresdener Städtetag entwickelte, waren unter anderem gefordert: billige Theateraufführungen und Konzerte, erleichteter Besuch der Museen und Sammlungen, Begründung eines Volkschorvereins mit öffentlicher Unterstützung, damit die unteren Klassen selbst ihre geistige Hebung durch entsprechende Aufführungen fördern usw. Es sind ja mit allen diesen Dingen, mit der Veranstaltung von Volksunterhaltungsabenden und dergleichen schon vielfache und erfolgreiche Anfänge gemacht; aber nicht selten sind diese Anfänge bei allem guten Willen doch wieder mehr zum Nutzen der wohlhabenderen Klassen ausgefallen, die auch einen billigen Kunst- und Unterhaltungsgenuß gern einmal mitnehmen, als daß sie so recht an diejenigen gelangt wären, die man doch im Auge hat. Es muß eben alles gelernt werden, auch das Freudebringen, und die soziale Verwertung der Kunst.

Daß man in ihr, in der Kunst, eine verheißungsvolle Möglichkeit besitzt, die gärende Unzufriedenheit zu bekämpfen, die doch auf einem gefühlten Mangel, einer inneren Leere beruht, ist außer allem Zweifel. Die Familie des Arbeiters, des kleinen

Angestellten kann sich freilich keine guten Kunstwerke kaufen und wohlfeilen, schlechten Kram soll sie sich nicht kaufen; aber sie kann durch das Sehen und Hören echter, schöner, verständlicher Schöpfungen erfreut und über die lastende Sorge und flache Eintönigkeit des alltäglichen Lebens erhoben werden. Sie kann durch den Anblick vorgeführter menschlicher Schicksale und Charaktere auf der Bühne, durch die Abbildungen, einerseits eines idealen Menschentums, andererseits der realistischen Vorgänge, der kleinen Begebenheiten und Genrescenen, wie sie sich drinnen und draußen und überall fortwährend abspielen — durch dies alles kann sie lernen, ihr eigenes Dasein wärmer, farbiger, bedeutsamer empfinden und höher bewerten. Die Erinnerung an solche Stunden des Schauens und Genießens, des Zugelassenseins zu den Freuden, die auch für den Reichen und Gebildeten die höchsten sind — das ist das Beste und Tröstlichste, was die Kunst der großen Masse fürs Haus geben kann. Und es ist zu hoffen, daß auf die Dauer das eigene Gefühl des Arbeiters daraus wieder die Anregung zu einer gewissen Produktivität empfängt, daß er wieder anfängt, seinem großstädtischen Proletarierdasein inhaltreiche Momente abzugewinnen, sie liebevoll und festlich zu gestalten, daß er wieder anfängt, Zeit und Stimmung auf sein eigenes Denken und Fühlen zu verwenden. Dann wäre durch Kunst wiederum künstlerisches Empfinden geweckt worden und auf einem anscheinend öden und steinigen Boden eine neue Saat gesät, die uns das nun einmal unwiderbringlich Verlorene verschmerzen ließe. Formen der Kunst können vergehen, wenn nur das Wesen immer wieder auflebt, das Bedürfnis nämlich, dem was wir sind und was wir fühlen, Ausdruck zu geben. Und da können wir sagen: der einfachste Dachstubenbewohner, der sich von seinem Sonntagsspaziergang einen grünen Zweig oder einen Strauß Wiesenblumen mit heimbringt und sie tagelang pflegt, weil er sich das Gefühl, mit dem er den Frühling genossen hat, lebendig erhalten will, er tut etwas Künstlerisches, etwas viel Künstlerischeres, als wir getan haben, wenn wir uns durch die Mode oder durch das Beispiel anderer haben verlocken lassen, irgend ein prunkhaftes Gerät oder ein Möbel zu kaufen, das für uns keinen eigentlichen Gebrauchswert hat und zu dem wir innerlich keine rechte Beziehung fühlen.

\* \* \*

Zum Schluß noch ein Wort über den Anteil der Frauen an der künstlerischen Hebung des Volkslebens. Wir haben uns vorzustellen gesucht, daß ein Hauch echter Kunst in jedes Haus, auch ins kleinste und bescheidenste, hineindringen kann, und es bedarf keiner näheren Ausführung, wieviel von der Empfänglichkeit des Hauses für diesen Hauch und seine Wirkung in allen Ständen von den Frauen abhängt. Aber noch etwas anderes, eine andere Macht ist in ihre Hand gegeben: die Frau kann auch unendlich viel dazu tun, daß ein gesundes und gesittetes Volksleben seinerseits Einfluß auf die Kunst gewinnt und sich in ihr ausdrückt. Wir brauchen uns nur umzuschauen, wir brauchen nur unsere heutige, einstweilen noch mehr internationale als nationale Kunst zu betrachten, um inne zu werden, daß wir anderen Völkern, außer ihrem glänzenden Können auch manche Übertreibung, manches Raffinement abgesehen haben, was bei uns doppelt fremdlich und verzerrt wirkt, weil es uns eben so gar nicht natürlich ist. Wenn wir durch die eine oder andere moderne deutsche Kunstausstellung wandern, und von den Wänden sehen uns eine ganze Anzahl virtuoso gemalter frecher Frauengesichter an, aus einer Welt stammend, die mit dem gesunden, arbeitsamen Volks-



leben nichts zu tun hat, dann haben wir das Gefühl, daß hier der Grundsatz: *l'art pour l'art* obgewaltet hat, und daß man Kenner sein muß, um von solchen Werken erbaut zu sein. Nicht als ob man der Kunst wehren dürfte, sich einen wirkungsvollen Gegenstand zu suchen, wo sie ihn findet; nicht als ob wir ihr verbieten dürften, auch frivol zu sein, wenn sie will. Nichts Menschliches braucht ihr fremd zu sein; und Frivolität kann, als auch eine Art Überlegenheit, sogar heiter und befreiend wirken. Aber wir Deutschen haben nicht viel Anlage dazu, und so wie sie jetzt vielfach auftritt, als Vorliebe für das Grelle, Pikante, Decadente, für den Überbrettel-Typus, — stößt uns ihr Übermaß ab und wir werden uns mit Unmut bewußt, in wie hohem Grade sich die Malerei vom deutschen Volksleben hat ablenken lassen, aus dem sie zur Zeit ihrer ersten Blüte so gern und so erfolgreich geschöpft hat. Wenn wir's uns nicht von selbst klar machten, daß dieser Geschmack mit einer an sich ebenfalls undeutschen Schätzung des weiblichen Geschlechts zusammenhängt, so würden wir es aus unserer modernen Literatur erfahren, die eine ganze Fülle begleitenden Textes zu diesen Werken geschrieben hat, aus dem hervorgeht, wie außerordentlich uninteressant die ehrbare Frau und ihre wohlgezogene Tochter für den weltmännischen Geschmack des modernen Künstlers sind. Wir wollen gar nicht leugnen, daß wir selbst das meiste dazu getan haben, uns in diese künstlerische Aschenbrödel-Rolle hineinzu bringen, dadurch, daß wir eben so beflissen waren, uns selbst und unser Wesen zu verflachen und zu verlangweilen. Aber darum haben wir auch jetzt die Gewißheit, daß mit dem Streben der Frauen nach einem individuelleren, markigeren Eigenleben eine Fülle von neuer, noch unerschöpfter Kraft, Gesundheit und Natürlichkeit unser ganzes Volkstum und damit auch die Kunst durchdringen wird. Aus dem Hause, aus dem Bereiche der Frau wird, so hoffen wir, ein unbefangener Verkehr der Geschlechter, eine schönere und interessantere Geselligkeit, ein frischer, allem Echten und Ursprünglichen zugekehrter Geschmack hervorgehen. Wer empfindet es heute lebhafter als wir, die wir sozusagen aus einer Dämmerung hinaustreten und die Welt in einer Art Morgenlicht vor uns liegen sehen, überall Neues, Ungekanntes entdeckend — daß dies Leben über die Maßen reich und herrlich ist, und das es wahrlich für den, der offene Sinne und ein warmes Herz mitbringt, keinerlei Reizmittel bedarf, um genußreich zu sein.

Und dies warme Lebensgefühl, die Freude darüber, daß auch wir am sozialen und nationalen Leben unseres Volkes teilhaben — sie ist das, was wir beim Aufschwung der deutschen Kunst einsetzen wollen, und was nicht als letztes dazu beitragen wird, diese deutsche Kunst lebensvoll und triebkräftig zu machen. Denn es stellt einen breiten, fruchtbaren, saftigen Boden her, auf dem sie sich entfalten und auf dem sie fürs ganze Volk das werden kann, als was Nietzsche sie einmal für den einzelnen bezeichnet hat: die große Versöhnerin mit dem Leben, die uns über seine Not und Unvollkommenheit tröstet und die über alle trennenden Unterschiede hinweg die Armen und die Begüterten, die Einfachen und die Gebildeten, die Angesehenen und die Tausende von Ungekannten im Reiche des Ewig-Menschlichen zusammenführt.



# Henriette Goldschmidt.

Von

Dr. Agnes Gutschke.

Nachdruck verboten.

Vielen Frauen ist an den Tagen des Internationalen Frauenkongresses zu Berlin das Herz weit und froh geworden. Hunderte haben empfunden, daß sie einer großen und trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse sieghaften Sache dienen, daß aus kleinen, schier unsichtbaren Anfängen ein weit ragender Bau geworden ist, in dem Millionen von Frauen Schutz und Verständnis, Existenz und Berechtigung gefunden haben und finden. Keine unter den deutschen Frauen aber hat diese Freude wohl reiner empfunden, als diejenige, deren Bild wir heute bringen. Reicht doch ihre Arbeit in der Frauenbewegung bis zu deren Anfängen in Deutschland zurück; seit vierzig Jahren nahezu steht sie in der Arbeit der organisierten Frauenbewegung.

Henriette Venas ist am 23. November 1825 als die Tochter des Großkaufmanns Venas in Krotoschin geboren. In der kleinen Stadt der Provinz Posen war nicht viel von dem zu erwarten, was gewöhnlich als „geistige Anregung“ bezeichnet wird, aber der weitgereiste, freiheitlich denkende Vater und der geistige Hunger der Kinder wußten die Bildungsquellen zu finden. In erster Reihe waren es unsere Klassiker, die Herz und Geist des jungen Mädchens erfüllten. Die Liebe zu den großen Dichtern und ganz besonders zu Schiller hat Henriette Goldschmidt durch ihr ganzes Leben begleitet; sie hat diese Liebe in letzter Zeit noch dadurch betätigt, daß sie das Ehrenpräsidium des Schillerverbands deutscher Frauen übernommen hat.

Aber nicht die „himmlischen Rosen“, die nach Schillers Gesang die Frauen in das irdische Leben zu flechten haben, lockten Henriette und ihre nur wenig jüngere Schwester Ulrike, mit der sie eine selten nahe schweesterliche Zuneigung verband. Sie wollten sich nicht damit begnügen, „des Augenblicks Blume“ zu brechen. Die Stürme der Revolutionsjahre 1848 und 49 entwickelten ihre von den Dichtern angeregten Freiheitsideen und ihren Tätigkeitsdrang nur noch mehr, und vor ihrem strebenden Geiste stand weit klarer eine andere Schillersche Forderung: „Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf, leiste deinen Zeitgenossen aber, was sie bedürfen, nicht was sie loben.“

So wurde früh in Henriette Venas das Streben wach, durch Tun zu wirken. Auf Tun hat ihr Leben gestanden und steht es noch heute.

Schon durch ihr persönliches Lebensschicksal wurde sie darauf geführt.

Ihr Vater war nach Posen übergesiedelt, und hier verheiratete sie sich 1855 mit dem Rabbiner Dr. Goldschmidt aus Warschau, einem langjährigen Freund ihres Hauses. Dr. Goldschmidt war Witwer, und die junge Frau übernahm die Erziehung seiner drei Knaben aus erster Ehe. Sie ist ihnen durch alle Stadien ihrer Entwicklung hindurch eine echte Mutter gewesen, sie hat ihnen Fürsorge und Verständnis

im gleichen, höchsten Maße entgegengebracht und Liebe und Verehrung von ihnen empfangen. Auf das stolze reine Mutterglück hat der Tod des ältesten Sohnes Julian, der in Berlin als Rechtsanwalt und Vorsitzender der Anwaltskammer tätig war, 1901 einen tiefen Schatten geworfen.

1858 war Dr Goldschmidt einem Ruf nach Leipzig gefolgt, und in dieser Stadt wirkt Frau Dr Goldschmidt noch heute. War ihr in Leipzig schon in ganz anderem Maße die Möglichkeit gegeben als in Warschau, eine edle Geselligkeit zu pflegen, Anregungen zu empfangen und zu geben, so war hier auch der Ort, ihrem Ideal, das das junge Mädchen schon in Krotoschin begeistert hatte, dem Ideal von der freien Persönlichkeit im Dienste der Humanität näher zu kommen.

Leipzig hat den Ruhm, zuerst für die Freiheit der weiblichen Persönlichkeit eingetreten zu sein. 1865 fand die so hochbedeutsame Frauenkonferenz statt, und mit ihr verbunden die Gründung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins durch Luise Otto und Auguste Schmidt. 1866 trat Henriette Goldschmidt ihm als Mitglied bei und 1867 wurde sie in den Vorstand gewählt, dem sie heute noch angehört. Von Anfang an beteiligte sie sich an der propagandistischen Tätigkeit des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, und ganz dem Gedanken entsprechend, den Schiller durch den Ausdruck der „hohen idealischen Einheit“ kennzeichnet, sieht sie in der Frauenfrage nicht eine Sonderbewegung, sondern erkennt von Anfang an deren engen Zusammenhang mit der gesamten Kulturentwicklung. „Die Frauenfrage eine Kulturfrage“ war der Titel der ersten öffentlichen Rede, die sie 1867 hielt, und der Winter 1870/71 brachte Leipzig eine Reihe von zwölf Vorträgen über die Stellung der Frau bei den alten Kulturvölkern. Von da ab hat sie in den verschiedensten Städten Deutschlands Vorträge über die Frauenbewegung gehalten. Schon vor dreißig Jahren forderte sie das, was jetzt allmählich, wenn auch in ganz bescheidenen Grenzen, zur Wirklichkeit zu werden beginnt, die Beteiligung der Frau an den kommunalen Ämtern. „Wir haben Väter der Stadt, wo bleiben die Mütter?“ rief sie aus. Die Beteiligung der Frau an der Schulverwaltung, eine der dringendsten Forderungen unserer Tage, wurde damals schon von ihr verlangt.

Sie trat ebenso von Anfang an sehr entschieden dafür ein, den heute so begangenen Weg der Petitionen zu beschreiten. „Die Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins wolle beschließen, den Weg der Petitionen in umfassender Weise zu betreten und bei den zuständigen Behörden, wissenschaftlichen Instituten, gemeinnützigen Vereinen diejenigen Vorschläge zu machen, deren Realisierung geeignet ist, die der weiblichen Arbeitskraft im Wege stehenden Hindernisse zu beseitigen.“

Das Ziel dieser Petitionen erklärt sie mit folgenden Worten: „Mitaufgenommen wollen wir sein in die große Volksfamilie, anerkannt als die Bürgerinnen unserer Gemeinden.“

Der Weg der Petitionen ist wiederholt von Henriette Goldschmidt beschritten worden. Für den Bund deutscher Frauenvereine hat sie in Gemeinschaft mit Auguste Schmidt die Petition, das Familienrecht betreffend, ausgearbeitet.

Sie stand von Anfang an mit ihren Forderungen für das weibliche Geschlecht auf dem Boden des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, der in seiner ersten Resolution erklärte, daß die Arbeit, welche die Grundlage der ganzen neuen Gesellschaft sein soll, eine Pflicht und eine Ehre des weiblichen Geschlechts sei. Sie nimmt das Recht zur Arbeit in Anspruch.

Das Recht zur Arbeit wird aber nur erworben durch tüchtige Arbeitsleistung. Erweiterte, vermehrte Ausbildungsmöglichkeiten für die Arbeit der Frau zu schaffen, mußte daher eine der Hauptaufgaben des Allgemeinen deutschen Frauenvereins sein.

Eine solche Arbeitserweiterung im höchsten Sinne erblickte Frau Goldschmidt in der Arbeit an dem Fröbelschen Erziehungswerk.



Henriette Goldschmidt.

Jahrelang hatte sie sich mit dem Studium dieses Pädagogen beschäftigt, und um seinen Ideen eine Wirkungsstätte in Leipzig zu schaffen, gründete sie 1871 den Verein für Familien- und Volkserziehung.

Sie war die erste Frau in Deutschland, die Stadtmütter forderte; ihr mußte es am Herzen liegen, auch die verantwortliche hohe Aufgabe der Familienmutter in ihrer ganzen Bedeutung immer wieder zu betonen. Schon 1874 protestiert sie

dagegen, daß der Instinkt der Mutter für die erste Erziehung des Kindes genüge. Das Wort Fröbels war ihr hierin der Leitstern: „Es ist das Charakteristische der Zeit, das weibliche Geschlecht seiner instinktiven passiven Tätigkeit als Glied der Menschheit zu erheben und es von seiten seines Wesens und seiner menschheitspflegenden Bestimmung ganz zu derselben Berechtigung wie das männliche zu erheben.“

Dieser Forderung, die den letzten Forderungen der Frauenbewegung entspricht, hat Henriette Goldschmidt in ihren „Erziehungs- und Bildungsstätten“ in Leipzig nachgestrebt. Sie hatte unendlich viel Schwierigkeiten und Vorurteile zu überwinden. „Für ein in der öffentlichen Meinung als erstrebenswert anerkanntes Ziel seine Kraft einzusetzen“, sagt sie selbst, „ist bei weitem leichter, als einer Idee zu dienen, die niemand zu bekämpfen, aber auch niemand zu fördern der Mühe wert hält.“

Eine solche Idee war aber die der Fröbelschen Erziehungslehre. Sogar heute wird sie noch vielfach aufgefaßt als eine der zahlreichen Wohltätigkeitsbestrebungen. Henriette Goldschmidt sieht in ihr die Grundlage einer neuen Erziehung der weiblichen Jugend. Für sie ist die Idee der Fröbelschen Erziehungslehre untrennbar von den großen Forderungen, die unsere Zeit an die Frauen stellt. In ihrem Buche: Ideen über weibliche Erziehung im Zusammenhange mit dem System Friedrich Fröbels (Leipzig 1882) spricht sie es aus, daß wir in Fröbel „nicht nur den Reformator der kindlichen Erziehung, sondern den Schöpfer einer Erziehungslehre zu erkennen haben, die dem Fortbildungswesen für die erwachsene Jugend System, Richtung und Ziel zu geben vermag.“ Es ist der Gedanke der Erziehung zur Mütterlichkeit, die Ausbildung des erzieherisch mütterlichen Moments, welches der gesamten Frauenwelt innewohnt.

Noch ein anderer moderner Gedanke tritt für Henriette Goldschmidt bestimmend aus den Forderungen Fröbels heraus: „Der Gedanke der Zusammengehörigkeit der einzelnen Gesellschaftsklassen, der verschiedenen Stände, der verschiedenen Altersstufen, der humane Gedanke, für die Kinder der Armen zu sorgen, ist so verschmolzen mit der Fröbelschen Erziehungslehre, daß er ja meist den Impuls zur Verwirklichung wenigstens eines Teils seiner Lehre gegeben hat.“ Aber nicht Wohltätigkeitsarbeit im herkömmlichen Sinne, sondern die Forderung der sittlichen Verantwortlichkeit der Bessersituierten für die Armen ist das Ergebnis dieser Zusammengehörigkeit. Dieser sittlichen Verantwortlichkeit kann die Frau nur gerecht werden durch Arbeit. Schon 1870 hat Henriette Goldschmidt das Dienstjahr für Mädchen gefordert. Denn nur die Arbeit, nicht die instinktive, sondern die der Verantwortlichkeit bewußte, kann die Persönlichkeit zum sittlichen Idealismus führen, wie ihn die Jüngerin Schillers erstrebt. Darum stand ihr bei der Gründung ihrer Leipziger Anstalten ein Bildungsziel vor Augen, welches Schulung des Intellekts und Entwicklung des sozialen Gefühls, Erziehung zur Mütterlichkeit und Erziehung zum Bürgertum der Frau miteinander verbindet.

Jede mechanische Behandlung der Fröbelschen Methode liegt den von Frau Dr Goldschmidt gegründeten Volkskindergärten fern, die sich nach dem Worte Fröbels entwickelt haben: Bauet das Haus zum frohen Kindergarten.

Mit ihnen verbunden ist ein Kindergärtnerinnenseminar und ein Lyceum für Damen, welches in diesem Jahre sein dreißigjähriges Bestehen gefeiert hat. Dieselben jungen Mädchen, die Kunst- und Literaturgeschichte und moderne Sprachen treiben, leben sich im Kindergarten in die Kinderwelt hinein, lernen in der Erziehungslehre, die Frau Dr Goldschmidt noch heute selbst erteilt, die ungemessene Bedeutung der Erziehung des einzelnen für die Kultur der Gesamtheit begreifen. Nicht nur das

Mädchen, welches sich sein Brot einst selbst verdienen muß, sondern jedes Mädchen, dem unsere Zeit mit ihren Forderungen das Gewissen geschärft hat, soll sich klar darüber werden, daß es als Frau eine sittliche Verantwortung für das kommende, für das heranwachsende Geschlecht hat, sei es, daß sie in eigener Häuslichkeit eigene Kinder erziehe, sei es, daß sie sich an der sozialen Arbeit beteilige, die sie auch wieder so oft in Beziehung zu dem Kinde setzt, denn „der Erziehungsberuf ist die Kulturaufgabe der Frau“. (H. Goldschmidt). So dienen die Erziehungs- und Bildungsstätten nicht nur einem Erwerbszweck, sie heben nicht nur ein bedeutsames Gebiet der eigensten weiblichen Arbeit, die Kindergartenarbeit, aus der oft so banalen Benutzung der äußeren Formen zu der Erkenntnis der geistigen Bedeutung, ihres tiefsten Lebensnervs heraus, sondern sie bieten dem strebenden jungen Mädchen, der denkenden Frau die Verbindung der wissenschaftlichen und der sozialen Arbeit, die ein charakteristisches Zeichen der Bestrebungen unserer Zeit ist. Der Allgemeine deutsche Frauenverein hat dies Ziel stets als das seine anerkannt. „Mehr vielleicht als alle anderen Frauenvereine,“ sagt Helene Lange, „hat der Allgemeine deutsche Frauenverein in seinen Bestrebungen die enge Verbindung zwischen Bildung und sozialer Stellung der Frau betont.“

Aus dieser Verbindung heraus sollen sich Mütter und Erzieherinnen bilden, die in harmonischer Weise unserer Zeit und dem kommenden Geschlecht gerecht werden können. Denn der Frau ist eben in der Kulturentwicklung eine ganz besondere Aufgabe beschieden, die nur sie und immer wieder nur sie lösen kann. Nur die klare Erkenntnis von dem Unterschied der Geschlechter kann zu der logisch begründeten Forderung führen, daß der Frau alle Arbeitsgebiete zu eröffnen seien. Von dieser Erkenntnis aus forderte Henriette Goldschmidt schon vor Jahrzehnten den weiblichen Arzt und, wie schon hervorgehoben wurde, die Stadtmutter. „Die Anerkennung der weiblichen Arbeit als wichtiger Faktor für unsere Kulturaufgaben muß leitendes Prinzip werden.“

So steht die Arbeit von H. Goldschmidt an den Kindergärten, dem Kindergärtnerinnenseminar und dem Lyceum für Damen in engster Verbindung mit ihrer Arbeit in der Frauenbewegung, ja ist ein lebendiger Teil davon. Die Bildung des weiblichen Geschlechts zur wahren Erfüllung ihres höchsten Berufs, ihres Erzieherinnenberufs, ist das Ziel ihres Lebens. Aber erziehen kann nur der Erzogene. Daher fordert sie Bildung für die gesamte weibliche Jugend. Ihre heimgegangene Schwester Ulrike Henschke ist die Begründerin der als mustergiltig anerkannten Viktoriafortbildungsschule in Berlin gewesen, Frau Dr Goldschmidt selbst hat, wenn auch mittelbar, den Anstoß zur Gründung der städtischen Fortbildungsschulen für Mädchen in Leipzig gegeben. Sie hielt den dazu anregenden Vortrag, sie reichte den Plan ein, nach welchem die Fortbildungsschule geleitet werden sollte.

Noch heute ist sie bereit, für die Ideale ihrer Lebensarbeit zu wirken und zu kämpfen. 1897 hatte der Bund deutscher Frauenvereine auf ihren Antrag beschlossen, eine Petition an die deutschen Regierungen um „Einordnung der Fröbelschen Erziehungs- und Bildungsanstalten (Kindergärten und Seminare für Kindergärtnerinnen) in das Schulwesen der Gemeinden und des Staats“ zu richten. Sie wurde 1899 an die deutschen Regierungen versandt. Auf diese Petition folgte unter dem Titel „Kindergartenzwang“ ein „Werk- und Mahnruf an Deutschlands Eltern und Erzieher“, von Herrn Schuldirektor K. D. Beeg, in dem der Kindergarten als eine familienzerstörende Einrichtung dargestellt wird. Da ergriff Frau Dr Goldschmidt die Feder zur Abwehr gegen diese Angriffe. Energisch und überzeugend weist sie sie in ihrer Broschüre: Ist

der Kindergarten eine Erziehungs- oder eine Zwangsanstalt? zurück. Abgesehen von zahlreichen Vorträgen, durch welche sie für die Sache Fröbels gewirkt und in allen Teilen Deutschlands und weit über die deutschen Grenzen hinaus treue und begeisterte Anhänger für ihre Ideen gewonnen hat, hat sie auch durch ihre Biographie von Berta von Mahrenholz-Bülow (Hamburg 1896) das Verständnis für Fröbel in weite Kreise getragen. In diesem Jahr erschien eine von ihr redigierte neue Ausgabe der Fröbelschen Mutter- und Koselieder.

Henriette Goldschmidt hat sich in seltenem Maße in ihrem Alter den verständnisvollen Zusammenhang mit der Jugend bewahrt. Immer von dem Streben nach harmonischer Ausbildung des Menschengeschlechts beseelt, sieht sie im zartesten Kindesalter die Zeit, wo die Keime zur vollen Ausgestaltung des Menschentums zu treiben beginnen, jener vollen Ausgestaltung, die der Frau die Stellung als gleichberechtigte Bürgerin geben muß, für die Henriette Goldschmidt als eine der ersten gekämpft hat.



## Zwei alte Troubadoure.

Von

W. Fred.

Nachdruck verboten.

**S**or einigen Wochen ist in Paris ein schwerer Band Briefe erschienen, die in der langen Reihe von dreizehn Jahren zwischen Leuten vom Métier hin und hergegangen sind und als deren letzte Wirkung in uns eine tiefe Traurigkeit entsteht. Es ist die Korrespondenz zwischen der George Sand und Gustave Flaubert, die jetzt zum Anlaß des 100 jährigen Geburtstages der George Sand bei Calman-Lévy erschienen ist.

Sie nannten sich die alten Troubadoure, mit jenem etwas wehmütigen Tone, in dem man sein eigenes Leid nicht ernst nehmen will. Sie wußten von sich selbst, daß von der Kühnheit, der sprudelnden und verwegenen Lust der altfranzösischen wandernden Sänger in ihnen nicht einmal ein letzter Altersrest geblieben ist. In ihr, der Sechzigerin, vielleicht noch irgendwo im verstecktesten Winkel der Natur eine Friße des Erfindens und Berichtens, etwas Quellendes, das an Sänger gemahnen kann. Aber gewiß in ihm nichts, in diesem großen Künstler und in diesem ganz betäubten Menschen. Viel eher hätte über jedem dieser Briefe stehen müssen „Klage übers Métier“, denn keine zwanzig Zeilen konnten diese Menschen schreiben, ohne daß aus ihrem Innersten die große Wut des Literaten hervorbricht, der nicht zum Leben kommen kann, weil er sich mit Worten herumschlagen soll, und der sich den Raum, die Zeit, die Möglichkeit zu ein paar Gefühlen immer irgendwo stehlen muß. Es ist auch für uns Schreibende wenigstens das Quälende in dieser Korrespondenz, daß sie die Verschnittenheit des Literatenlebens sogar bei der Sand, dieser sprudelnden und temperamentvollen Frau, aufdeckt. Es mag ja allerdings gewesen sein, daß dieser Ton der Resignation erst später in sie gedrungen ist, in den Jahren, die hinter ihren

Herzensschicksalen lagen. Aber in diesem Korrespondenzbände interessiert der andere, dieser hagerer, von der Energie des Stilisten verzehrte Flaubert viel mehr, trotzdem die Zahl der Briefe, die die Sand ihm schrieb, viel größer ist, trotzdem in diesen auch weit mehr Temperament herauskommt.

Dreizehn Jahre dauert diese Freundschaft. Sie ist längst keine junge Frau mehr, und er war wahrscheinlich nie ein Jüngling. Trotzdem merkt man immer wieder den Unterschied der Jahre, die Generation, die zwischen beiden liegt. Sie hat ein Menschenalter vorher die Bücher geschrieben, die damals die Zeit verlangt hatte und weiß schon selbst nicht mehr, was eigentlich in diesen vielen Romanen gestanden hat, und er ist ein Freund der Goncourts, kennt Zola und Daudet, macht die große Revolution des sogenannten Naturalismus mit, wird selbst wegen jener „Madame Bovary“, die bis in unsere Tage das Meisterwerk neuerer Romankunst geblieben ist, vor's Gericht gezogen und ist doch ein Freund der alten Frau, die er nicht allein chère maitre nennt, sondern auch ganz aufrichtig verehrt, an deren literarischer Tätigkeit er Anteil nimmt und deren Werke er aus der Tiefe seiner unplastischen Natur heraus bewundert. Er nennt sie „vous“ selbst in den bewegtesten Momenten seiner Freundschaft, von der wohl nicht erst gesagt zu werden braucht, daß sie mit Liebe nicht im entferntesten zu tun gehabt hat. Sie duzt ihn, wenn ihr warmes Herz sich die großen Geberden selbst im intimen Verkehr des Alters nicht verfagen kann.

Manchmal kommen Pausen in diesen Briefwechsel; das Leben des Alltags hat einen von beiden weggezogen, die Sorgen sind einem von beiden bis hoch hinauf in die Kehlen gestiegen, sodaß die Worte nicht mehr weiter wollten. Dann erleben sie auch das Unglück aller dieser Freundschaften zwischen künstlerisch tätigen und sich verbrauchenden Menschen, daß sie so viele Wünsche zueinander und so wenig Zeit füreinander haben. Sie leben nicht in derselben Stadt, beide auf dem Lande, und möchten sich immer wieder treffen, und zwanzigmal kommt etwas dazwischen, bis es einmal gelingt. Flaubert wird dann leicht müde, und sehr oft spürt man, wie er trotz seinem wirklich herzlichen Gefühle für diese Freundin gern in aller Aufrichtigkeit einmal sagen würde: „Ja, es hilft eben nichts, wenn man ein Schriftsteller ist, kann man kein Freund sein.“ Aber sie hat immer wieder den Elan, ihre Wärme strömt immer wieder zu ihm hinüber, und dann gelingt es ihr wieder einmal, ihn von seinen Manuskripten loszureißen und ein paar Tage mit ihm spazieren zu gehen. Das sind so die äußerlichen Schwierigkeiten dieser Beziehung, und sie sind natürlich nichts anderes als der Ausdruck der innerlichen, denn trotz aller Versicherungen, die manchmal versteckt, manchmal offen, immer mit einer großen Kraft der Nervosität gegeben werden: ganz nahe kommen diese beiden Menschen einander nie. Sie geben sich verkapselt in philosophische Erörterungen manche offenherzige Mitteilung über ihr Dasein, spüren auch die geheimnisvolle Affinität ihrer in vielem entgegengesetzten Naturen, und dennoch, es bleibt bei einer Freundschaft voll Herzlichkeit und ohne die letzte Intimität. Und das ist wiederum der traurige Eindruck solcher Briefe, wie man diese Menschen so nebeneinander leben sieht, vielemale zueinander wollen, und wie sie doch ganz fern voneinander in den meisten Augenblicken ihres Lebens ihren einsamen Weg gehen müssen, die Sand getröstet durch eine Vergangenheit und durch ihre entzückenden Enkelinnen, er aber verlassen und hager, frierend in seinem Landhaus und aufgerieben im Kampfe um ein paar schöne Sätze.

\* \* \*



Daß man erst ein paar Duzend dieser Briefe gelesen, so heben sich einem aus dem Dunkel schon die Figuren dieser beiden Menschen so deutlich, wie sie dann durch die ganze Entwicklung hindurch bleiben sollen. Man sieht ihn, den Literaten, der für die zehn Europäer schreibt, sie, die selbst weiß, daß sie die Dichterin für die Dummen ist. In ihm sucht ein dünnes Wässerchen mühsam den Weg, und sie plätschert. Er weiß von sich selbst: *Bien écrire* ist mein einziges Ziel, ich verheimliche es nicht, und sie versichert ihm in allen Tonarten, ihr komme es nur auf das Gefühl an. Er ist bei allem zeitweiligen Neid für die Ursprünglichkeit ihrer Natur — denn man begehe doch nicht die kleinliche Pietät zu glauben, daß ein Künstler nicht einen anderen um dessen spezifisches Talent beneiden dürfe — durchsetzt vom Hochmut des Artisten gegen die Frau, die nicht schreiben kann; sie aber, die seine Kunst bewundert, hat das Frauenmitleid für eine Tätigkeit, die ihr in manchen Augenblicken doch ganz unfruchtbar erscheinen muß. Aber sie beide wissen auch, daß das, was er sich so mühsam aus dem Gehirn ringt, das Außerste seiner Natur und das Letzte seines Talentés ist, daß es für Generationen eine Bedeutung haben wird. Und sie schreibt ihm einmal:

„Du bist zufrieden mit meinen beiden Romanen? Das ist eine gute Bezahlung für mich. Ich glaube, sie sind ganz anständig, und die Stille, die nun mein Leben umgibt (ich muß ja allerdings sagen, daß ich sie gesucht habe), wird so durchdrungen von einer guten Stimme, die zu mir spricht und mir genügt. Ich habe nie einen so hohen Ehrgeiz gehabt wie Du. Du willst für die Zeit schreiben, ich, ich glaube, daß in fünfzig Jahren kein Mensch mehr etwas von mir wissen wird, und vielleicht wird man mich auf eine harte Art verkennen; das ist aber so das Gesetz der Sachen, die nicht vom ersten Range sind, und ich habe nie geglaubt, daß ich ein Talent vom ersten Range bin. Meine Absicht war vielmehr, auf meine Zeitgenossen zu wirken, wenn auch nur auf manche unter ihnen, und ihnen mein Ideal einer sanften Poesie mitzuteilen. Dieses Ziel habe ich bis zu einem gewissen Punkte erreicht: ich habe mein Bestes dazu getan, ich tue es noch, und mein Lohn ist es, immer näher dahin zu kommen. So weit, was mich betrifft; Du aber, Dein Ziel ist ein viel weiteres, ich sehe das ganz gut, und darum ist der Erfolg auch in der Ferne. Aber Du solltest in einer ruhigen und harmonischeren Stimmung sein, zufriedener als ich es bin . . . .“

Ein bißchen verlogen, was sie da schreibt. Wie immer, wenn sie von ihrer schriftstellerischen Tätigkeit spricht, und auch etwas im Tone einer Frau, die dreißig Jahre vorher viel mehr gewesen war als damals.

Es kann nicht ausbleiben, daß sie sich in einem Tone, der nicht immer sachlich bleibt und bei aller Freundschaft recht oft verbittert wird, über die Gesetze ihres Métiers und der Romanteknik aussprechen. Dabei ist es rührend, wie sie aneinander vorbeireden, im Zwange ihres natürlich despotischen und egoistischen Kunstgefühls sehr schmerzliche Dinge sagen und sich dann doch immer wieder die Hände reichen, nicht ohne das bittere Gefühl von Menschen, die in ihrer künstlerischen Betätigung nur mit einem großen Schmerz das wesentlichste Zentrum ihres Daseins erkennen wollen. Die Sand spürt Schicksale, läßt ihre Menschen wie der liebe Gott Dinge fühlen und sorgt sich wenig um die Form ihrer Ausbrüche. Ihr ist das Temperament die Hauptfache und das Auslösen von möglichst starken Empfindungen in den Lesern die letzte Absicht. Sie schreibt Romane und bepudert sie dann mit einem kleinen Lokalon, und sie erzählt von dieser Arbeitsmethode in einer so versöhnend naiven Weise, daß man manchmal an diese Fülle von Naivetät gar nicht mehr glauben kann und argwöhnt, sie will dem Freunde damit sagen: siehst du, das können sich eben nur sehr starke Naturen erlauben. Und er antwortet ihr mühsam, indem er von seinen fürchterlichen Anstrengungen, den Ton einer Seite zu finden, erzählt und der unsäglichen Qual, aus tausend Büchern den

Stil einer Zeit zu finden, wie er sie für sein „Salambô“ braucht, oder den Atem, der dann in der „Education sentimentale“ (die übrigens jetzt deutsch im Verlage von Bruno Cassirer erscheint) weht. Bei ihr kommt alles aus den Sinnen und spricht zu den Sinnen, und er ist ganz cerveau. Bei ihr wird die Phantasie, das leichtschwingende Gefühl, durch irgend eine Vorstellung des Lebens oder der Kunst erschüttert, und seine Art sich aufzuregen ist eine mehr sachliche, ein dumpfer Zorn, ein großes Staunen, daß es so schreckliche Dinge in der Welt gibt. Man darf ja nicht glauben, daß dieser Mensch, den man allmählich zu dem vollendetsten Exemplar des literarischen Artisten umstilisiert hat, gar nichts von den profanen Dingen gespürt hat. Der Sand, die manchmal diesen Ton ihm gegenüber hat und ihn als das schreibende Bébé nimmt, antwortet er einmal in einem schönen Ausbruch: „Ah, Sie glauben, weil ich mein Leben damit verbringe, schöne Sätze zu finden, die harmonisch sind, die Gleichklänge zu vermeiden, daß ich nicht auch meine kleinen Urteile über die Dinge dieses Lebens mir bilde. Zum Teufel ja, manchmal würde ich plagen, wenn ich sie nicht aussprechen würde.“ Er plagt nicht, er sagt sie von Zeit zu Zeit, aber das sind dann kleine sehr feine Erörterungen über die Torheiten der Welt, daß es damals schon Mode war, katholisch zu sein, ohne ein Wort von dieser Religion zu glauben, sich für die Sklaverei auszusprechen, Orpheus in der Unterwelt zu verehren, den Sport als das Wichtigste zu nehmen, ein kühles Gesicht zu haben, être idiot . . . . .

Er sitzt den ganzen Tag in seiner Stube, und sie läuft, wenn es irgend geht, durch den Wald, sie gibt ihm gute Ratschläge, und er kann doch nichts anderes tun, als ächzend die Vokale und die Konsonanten messen. Er hat nicht viel Geld und verliert, was er hat, an eine Verwandte, und sie hat auch Sorgen, muß auch verdienen, aber es geht trotzdem nie schmal zu in dem Haus, wo viele Kinder sind, und kokett erzählt sie noch als alte Frau von den eiskalten Bädern im klarfließenden Bach. Sie ist krank und stirbt, aufs zärtlichste geliebt von ihrem Sohn, und er bleibt noch am Leben, allein, verlassen, ohne Freude, ohne Freunde, der letzte einer literarischen Generation, und schreibt wiederum einen kleinen Band, Seite um Seite, und ist froh, wenn ihm nach zwölf Stunden Arbeit dreißig Zeilen gelungen sind.

\* \* \*

Es ist das Schöne und Natürliche in diesen Briefen, daß sie von den Realitäten des Lebens dieser beiden Menschen eine ganze Menge mitteilen. Sie schweben nicht, was einen bei vielen anderen Memoiren und Korrespondenzen so ärgerlich macht, in blauen Fernen, verschweigen sich nicht, wieviel Arger sie mit Verlegern, Theatern, Gelddingen haben, und es kommt doch sehr gut heraus, daß, ganz abgesehen von dem Umfang der Talente dieser beiden Leute, sie in jeder Faser ihrer Natur doch beide Literaten waren, vielleicht sogar beide Dichter. Es drängte sie immer wieder, ihre inneren Erlebnisse in Worte zu pressen; wenn auch Flaubert weniger an eine große Gemeinde von Zuhörern dachte, so war doch auch ihm das Mitteilen seiner Natur ein Wesentliches. Aber wie verschieden sahen sie beide die Möglichkeiten eines Lebensschilderers an. Er will gar nichts davon wissen, daß man interessanten Menschen nachgehen soll. Der Künstler, die Psychologie des Künstlers, das alles ist ihm gleichgültig, wenigstens soweit es seine Romane angeht, es kommt ihm auf die Darstellung des reinen Typus an, und der erste Beste, erklärt er, ist interessanter als Herr G. Flaubert. „Die Kunst ist nicht dazu da, um von Ausnahmen zu berichten, und ich

verspüre eine unwiderstehliche Abneigung dagegen, etwas von meinem Herzen aufs Papier zu bringen. Ich finde sogar, daß ein Romanschriftsteller einfach nicht das Recht hat, seine Meinung über irgend etwas in der Welt mitzuteilen. Hat der liebe Gott etwa jemals seine Meinung über etwas bekannt gegeben?" Die George Sand ist außer sich, weil eine Kunst, die nicht aufgeregt, leidenschaftlich und in jeder Zeile durchsetzt von einem Gefühl ist, außerhalb ihres Könnens liegt und sie niemals imstande war, Menschen anders zu sehen, als indem sie sie wertete als Arme oder Reiche, Gute oder Schlechte, ihr Teuere oder ihr Verächtliche. Sie kämpft mit Flaubert um dieses Bekenntnis, und er schränkt es auch ein wenig ein, sagt: ich habe mich vielleicht schlecht ausgedrückt, ich habe sagen wollen, man darf seine Persönlichkeit nicht vortreten lassen. Ich glaube, daß die große Kunst wissenschaftlich und unpersonlich ist, man muß sich durch einen großen Krampf des Geistes in die Person hineinstecken und nicht die Person an sich ziehen. Das wäre wenigstens eine Methode. Schließlich muß man sagen: suchen Sie so viel wie möglich Talent zu haben und wenn Sie irgend können sogar Genie. . . . Da sieht man, wie unangenehm ihm das ganze ist, wie er hilflos wird, weil er nicht möchte, daß eine schöne menschliche Beziehung zerbricht um eines theoretischen Grundes willen, und weil er auch sehr gut spürt, daß in dieser Verschiedenheit zu leben, zu sehen und zu schaffen die große Distanz enthalten ist, die ihn von der Frau trennt, die immer sehr gut und sehr lieb mit ihm war und deren Wärme er notwendig hat. Denn er ist kein glücklicher Mensch, reibt sich auf, und als seine Mutter tot ist, ist die George Sand vielleicht die einzige Person auf der Welt, zu der er ein reines und unliterarisches Verhältnis hat. Dieser Tod seiner Mutter, die eine entzückende Person gewesen sein muß, läßt ihn einen der schönsten Briefe schreiben, die ihm je gelungen sind, einen Brief, in dem er von vielen tatsächlichen Dingen und von seinen schwachen Kräften spricht, sehr darüber klagt, wie er nun fünfzig Jahre alt ist und sich so spät eine neue Haut schaffen soll und in dem dann ganz zum Schluß der Zeilen nur steht: „Ich habe erst jetzt in diesen letzten vierzehn Tagen bemerkt, daß diese arme alte gute Frau, die meine Mama war, eigentlich das Wesen gewesen ist, das ich am meisten geliebt habe.“ Viel Einfacheres und Bezwingenderes in der Form hat Flaubert auch in den glücklichsten Stunden seiner stillistischen Tätigkeit nicht gefunden, und man sieht hier wieder, wie der Tod und der Gedanke an den Tod den Lebenden immer die schönsten und reinsten Worte löst.

\* \* \*

Natürlich kümmert man sich auch darum, ob man die Zeit, diese Jahre von 1863—1876, in diesem Briefwechsel spürt. Da war der deutsch-französische Krieg, die Kommune, die George Sand hat eines ihrer besseren Bücher über die Stimmungen der Pariser Belagerung geschrieben, und beide sind so und so viele Male in einem Fieber der Wut über die Zerstörungen ihres Vaterlandes und die hervortretende brutale Dummheit der Demokratie gewesen. Für Flaubert ist das Schreckliche die Formlosigkeit dieser Zeit. Das will nun natürlich nicht sagen, daß er klein genug war, um von großen und heroischen Ereignissen gute Manieren zu verlangen; allein man fühlt doch sein sehr komisch angelegtes Wesen, wenn er plötzlich sagt: „Ich hoffe, daß weder Sie noch einer von den Jbrigen jetzt in Paris ist, in dieser Residenz der Künste, am Herde der Zivilisation, dem Mittelpunkt der schönen Manieren und der Höflichkeit“ — dann fährt er mit dem Kummer über die Gewalt der Ereignisse, gegen die man sich

nicht einmal stemmen kann, fort: „Wissen Sie was das Argste davon ist: man gewöhnt sich daran. Ja man tut es, man gewöhnt sich daran, auf Paris zu verzichten, sich nicht mehr um diese Stadt zu kümmern und fast zu glauben, daß sie nicht mehr existiert. Der deutsch-französische Krieg macht mir den Eindruck einer großen Erschütterung der ganzen Natur, einer dieser Umwälzungen, wie sie alle sechs-tausend Jahre vorkommen . . .“

Flaubert klagt oft über die Kulturlosigkeit der Zeit, in der er leben muß; dabei liegt es tief in seiner Natur sich nicht davor zu bewahren, die Details des Lebens, in dem er steht, anzuschauen; denn seine Künstlerschaft verlangt von ihm, daß er sich immer wieder um die Typen, um jene Bourgeois kümmert, die er so haßt, und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als wenigstens in sein privates Leben die Quellen dieses Daseins nicht eindringen zu lassen; aber er muß dann doch seufzen: „J'ai eu peur de la vie et tout se paye“.

Die Sand, die für unser Gefühl keine Furcht vor dem Leben gehabt hat und die, wie wir jetzt in unserem Dialekt sagen dürfen, sich wirklich ausgelebt hat, hat selbst nicht so gespürt; sie sagt von sich, daß sie erfüllt ist von einer „grande curiosité“, die sie faute du courage nicht gehabt hat. Wir müssen staunen, daß sie dies mit aller Kraft der subjektiven Wahrheit aussprechen darf, da wir doch in ihrem Kampfe mit den Männern ihres Lebens den Mangel an Mut nie an ihr gesehen haben. Aber sie scheint überhaupt eine wunderbare Fähigkeit des Vergessens gehabt zu haben, denn nicht ein einziges Mal in diesen Briefen steht eine ursprüngliche und oft erwartete Andeutung über die Schicksale ihres Herzens. Man sieht sie nun ein neues Leben führen draußen auf dem Lande, ein lebenswürdiges Leben mit ein paar Freunden, um die sie sich sorgt, mit den entzückenden Kindern ihres Sohnes, mit Maurice selbst, der sehr wissenschaftliche und feine Dinge macht, und wenn sie sich müde geschrieben hat, gibt es sehr charmante Abende, an denen man Theater spielt, Feste improvisiert und sich nach dem anderen alten Troubadour sehnt, der nie kommt, weil er sich so schrecklich mit seinen Sätzen plagen muß. Und wenn auch das Bild der George Sand durch diese neuen Veröffentlichungen wenig von dem alten Charakter verliert, so muß man doch zugeben, daß sie ein paar wunderhübsche Dinge von sich selber gewußt und ausgesprochen hat. So, als sie sich einmal in diesen gelassenen Tagen nach einem hinlänglich bewegten Leben schildert:

„Das Individuum mit Namen George Sand ist wohl; es schlürft den wunderbaren Winter, der hier in Berry herrscht, pflückt Blumen, findet interessante botanische Anomalien, schneidert Kleider und Mäntel für die Schwiegetochter, Kostüme zu Marionetten, macht Dekorationen, zieht Puppen an, liest Noten, vor allem aber verbringt viele Stunden mit der kleinen Aurore, die ein wunderbares kleines Mädel ist. Es gibt wirklich kein ruhigeres, glücklicheres Geschöpf als diesen alten Troubadour, der sich von seinen Geschäften zurückgezogen hat, von Zeit zu Zeit seine kleine Romanze an den Mond singt ohne große Sorge darum, ob gut oder ob schlecht, wenn er nur das Motiv ausdrückt, das ihm im Kopf herumtrötet, und der den Rest der Zeit auf eine entzückende Weise faulenzet. Das ist nicht immer so gewesen, der alte Troubadour war dumm genug, einmal jung zu sein; aber da er nie etwas Böses angerichtet, nie die mauvaises passions gekannt hat und nicht für die Eitelkeit gelebt, so hat er jetzt dafür das glückliche Recht, friebfertig zu sein und sich über alles zu amüsieren.“

— — — Muß man sich nicht wirklich abgewöhnen, Menschen zu werten, wenn man sieht, wie sie selber später über ihr eigenes Leben denken, in ihren aufrichtigsten und besten Stunden längst aufgehört haben, ein mühseliges Gewissen mit sich herumzuführen?

\* \* \*

Von Zeit zu Zeit hegt die George Sand Flaubert auf die Liebe. Mit einem wohlwollenden und ein bißchen auch spöttischen Ernst, weil sie sehr wohl weiß, daß das keine Dinge für ihn sind. Und weil sie wahrscheinlich sehr tief in ihrer Natur gespürt hat, daß das wahrscheinlich die einzigen Dinge sind. — Sie sprechen beide ihr Lebensdogma aus in den Worten „il faut vibrer autant que possible dans toute son étendue“, aber sie haben hierbei eine andere Art gewählt. Flaubert ist nie jung gewesen; er, der den Marquis de Sade über alles liebte, was er aber der George Sand vermutlich nicht eingestanden hat, kann ruhig von sich sagen, daß es nicht viele Menschen gibt, die weniger lasterhaft waren als er selbst, und man hat den Schlüssel zu seiner ganzen Natur in seiner Konfession: „Ich habe viel geträumt und wenig ausgeführt“. Das tut ihm ja späterhin leid, aber er kann nicht anders. Ein Arzt nennt ihn einmal eine hysterische Frau, und er fügt hinzu „mot, que je trouve profond“. Er sorgt sich sehr viel um das Feminine in seiner Natur, und nimmt es sehr ernst, wenn er von sich sagt: „in mir leben beide Geschlechter“, und die Sand redet ganz weit von ihm weg, wenn sie ihm immer wieder versichert, es gibt nur ein Geschlecht; ein Mann und eine Frau, das sei im Wesen ganz dasselbe.

Je älter Flaubert wird, desto häufiger kommt sein Seufzer wieder über das ekle Métier und über diese unsägliche Langerweile des Lebens.

„Aber was soll man tun? Sich an Tinte berauschen, ist doch noch besser als an Branntwein. Die Muse macht weniger Sorgen als das Weib, und beide zugleich haben, kann man doch nicht. Man muß wählen, und meine Wahl ist längst geschehen. Bleibt die Geschichte der Sinne übrig. Sie waren immer meine Diener. Selbst in meiner größten Jugend habe ich mit ihnen immer gemacht, was ich wollte“ — — —

und ein anderes Mal:

„Ich verachte das weibliche Gefühl gewiß nicht; aber die Frau hat niemals zu meinen Gewohnheiten gehört. Ich habe mehr geliebt als irgend ein anderer, was schließlich nur eine anmaßende Phrase ist, die sagt genau so viel wie irgend ein anderer. Alle Zärtlichkeiten sind mir bekannt, die Herzensstürme sind sozusagen über mich hingebraut, und dann hat das Schicksal, die Kraft der Dinge um mich jene Einsamkeit gebreitet, die immer größer wird. Nun bin ich allein, ganz allein.“

Es ist aber der Tod, wenn man allmählich spürt, „daß einem das Menschengeschlecht, das Ewig-Weibliche eingeschlossen, von Tag zu Tag weniger amüsant wird.“

\* \* \*

Befreundet mit der Sand und mit Flaubert ist in diesen Tagen der Dichter Turgenjew. Man sieht ihn wie eine große und groteske Figur mit einem sehr tiefen Herzen bald beim einen, bald beim andern. Er wird geliebt, sagt tiefe Dinge aus einer seltsamen und fremden Seele und fährt dann wieder weg für Monate in sein Land. Er sieht sich die alte Frau an, die immer noch so viel braucht, und den Dichter, der sich so schrecklich quält. Und manchmal schreibt er selber etwas, und beide spüren dann, wie weit seine Art von der großen Fruchtbarkeit der einen und der schönen Form des anderen weg ist, und dann lieben sie ihn noch mehr, die beiden alten Troubadoure.



# Über Frauenversicherung.

von

Dr. phil. et jur. Alfred Manes (Berlin).

Nachdruck verboten.

In neuerer Zeit hat eine Reihe Versicherungs-Anstalten eine Erhöhung der Einlagen bei der Rentenversicherung von Frauen eintreten lassen. Da man in weiteren Kreisen über die Gründe dieser Erhöhung nicht ausreichend aufgeklärt erscheint, sogar geneigt ist, in ihr eine ungerechtfertigte Maßregel zu erblicken, mag hier eine rein wissenschaftliche Erklärung dafür gegeben werden. Bei dieser Gelegenheit sollen gleichzeitig einige allgemeine Ausführungen über die Frauen in der privaten Lebensversicherung überhaupt zum Vortrag gelangen.

Alle Formen der Lebensversicherung zerfallen in zwei große Gruppen: in Kapitalversicherungen und in Rentenversicherungen. Die Eigentümlichkeit der ersteren ist, daß zu irgendeinem Termine eine einmalige Geldsumme zur Auszahlung zu bringen ist; die der zweiten besteht darin, daß von einem bestimmten Termine ab regelmäßig wiederkehrende Leistungen seitens der Versicherungsanstalt an einen Versicherten zu zahlen sind.

Die Kapitalversicherung kann als Kapitalversicherung auf den Todesfall in der Weise eingegangen werden, daß die Versicherungssumme im Augenblick des Todes des Versicherten fällig wird. Oder aber als Kapitalversicherung auf den Erlebensfall in der Art, daß etwa beim Fall der Verheiratung oder im 50. oder 60. oder 65. Lebensjahr des Versicherten die betreffende Summe zur Auszahlung kommt. Zu besonderer Verbreitung ist in den letzten Jahren die abgekürzte, auch gemischte Versicherung genannte Form gelangt. Hier wird die Versicherungssumme beim Tode des Versicherten, spätestens aber im voraus festgesetzten Alter ausbezahlt.<sup>1)</sup>

Die Rentenversicherung steht in mehrfacher Beziehung in einem Gegensatz zur Kapitalversicherung. Hier wird die Bildung neuer Kapitalien vermittelt, dort werden vorhandene Kapitalien in Jahresrenten aufgelöst und so zur Verzebrung gebracht. Hier tritt die Leistung des Versicherers in der Regel mit dem Ableben des Versicherten ein, dort hört sie mit demselben auf. Das frühzeitige Ableben des Versicherten ist daher bei der Kapitalversicherung auf den Todesfall ebenso sehr gegen das Interesse der Anstalt, wie es bei der Rentenversicherung für sie wünschenswert erscheint.

Die Rentenversicherten pflegen aber besonders lange zu leben. Nur Personen von guter Gesundheit, die auf ein hohes Alter hoffen, pflegen erfahrungsgemäß eine Rentenversicherung einzugehen. Diese sogenannte Selbstauslese der Rentner ist längst bekannt. Ebenso weiß man seit langem, daß die Sterblichkeit der Frauen anders als die der Männer verläuft. Schon in seiner 1741 erschienenen berühmten Schrift: „Über die göttliche Ordnung in den Verhältnissen des menschlichen Geschlechts“ führt Peter Süssmilch aus:

„Es ist bewiesen, daß es mehr Witwen und alte Frauen als alte Männer gebe, es sind auch die Ursachen angezeigt, warum solches in Städten und auf dem Lande

<sup>1)</sup> Zweck weiterer Information verweise ich auf mein unter der Presse befindliches Werk „Versicherungswesen“ in der von van der Borgh, Schumacher und Stegemann geleiteten Teubnerschen Sammlung von Hand- und Lehrbüchern für Handel und Gewerbe.

allgemein sein. Wenn ich also 100 Knaben und 100 Mädchen nehme, so werden die Mädchen zusammen länger leben als die Jungen. Folglich haben die, so Geld auf Leibrenten nehmen und dafür jährlich ein gewisses pro Cent nach Proportion der Jahre bezahlen, mehr Hoffnung zu gewinnen, wenn sie an lauter Mannsleute als wenn sie an lauter Frauensleute die Renten zu bezahlen haben, denn letztere leben zusammen länger als erstere."

Was dieser Statistiker im 18. Jahrhundert ermittelt hat, ist auch noch für das 20. Jahrhundert richtig. Wenn man gar nur die versicherten Personen betrachtet, so ist die Sterblichkeit der eine Rentenversicherung eingehenden Frauen noch weit geringer als die der entsprechend versicherten Männer.

Das geht aus folgenden Tabellen hervor, in welchen die Sterblichkeit der versicherten Männer derjenigen der versicherten Frauen gegenübergestellt und der Prozentsatz berechnet ist, um welchen die Sterblichkeit der Frauen für 1 Jahr höher bzw. geringer ist als die der Männer. Daß diese Beobachtung allgemein zutrifft, wenn auch die Zahlen im einzelnen schwanken, folgt aus einem Vergleich der Ermittlungen bei 4 verschiedenen Sterblichkeitstabellen.

### Sterblichkeitsprozentfuß für ein Jahr.

Alter	I. Tabellen der 23 deutschen Gesellschaften			II. Tabellen der Gesellschaft Germania			III. Tabellen der Gothaer Anstalt			IV. Neue englische Tabellen		
	Männer	Frauen	für Frauen höher um	Männer	Frauen	für Frauen höher um	Männer	Frauen	für Frauen höher um	Männer	Frauen	für Frauen höher um
15—25	0,65	1,15	0,50	0,51	1,06	0,55	0,50	0,48	-0,02	0,46	0,60	0,14
26—30	0,71	1,14	0,43	0,59	1,04	0,45	0,43	0,88	0,45	0,53	0,84	0,31
31—35	0,87	1,17	0,30	0,76	1,06	0,30	0,52	0,59	0,07	0,69	0,85	0,16
36—40	1,05	1,23	0,18	1,03	1,12	0,09	0,69	0,56	-0,13	0,84	1,09	0,25
41—45	1,37	1,28	-0,09	1,36	1,13	-0,23	0,95	0,88	-0,07	1,06	1,12	0,06
46—50	1,67	1,42	-0,25	1,74	1,28	-0,46	1,24	1,00	-0,24	1,35	1,22	-0,13
51—55	2,29	1,76	-0,53	2,38	1,56	-0,82	1,81	1,22	-0,59	1,81	1,57	-0,24
56—60	3,19	2,55	-0,64	3,28	2,25	-1,03	2,72	1,93	-0,79	2,49	2,16	-0,33
61—65	4,35	3,71	-0,64	4,55	3,54	-1,01	3,96	3,01	-0,95	3,54	3,02	-0,52
66—70	6,26	5,71	-0,55	6,51	5,02	-1,49	5,90	4,89	-1,01	5,30	4,69	-0,61
71—75	8,96	8,92	-0,04	9,05	8,29	-0,76	8,86	8,36	-0,50	7,82	7,24	-0,58
76—80	12,89	12,65	-0,24	14,44	12,97	-1,47	13,29	10,65	-2,64	11,60	11,18	-0,47
81—85	19,38	18,70	-0,68	21,78	17,09	-4,69	18,83	17,27	-1,56	17,19	17,35	0,16
86—90	19,89	16,33	-3,56	22,03	20,97	-1,06	27,05	21,43	-5,62	23,52	23,31	-0,21

Noch deutlicher wird die Erscheinung der längeren Lebensdauer der versicherten Frauen, wenn man die Erfahrungen einer großen süddeutschen Anstalt beachtet, welche vorzugsweise Rentenversicherungen betreibt. Diese Anstalt hat eine Sterblichkeitsmessung für ihren Versicherungsbestand von Ende 1855 bis 1897 unternommen und ermittelt, daß beispielsweise ein 50 jähriger männlicher Rentenversicherter im Durchschnitt wahrscheinlich noch 20,138 Jahre lebt, während sich die mittlere Lebenserwartung eines 50 jährigen weiblichen Versicherten auf 23,822 Jahre beläuft.

Englische und amerikanische Versicherungsgesellschaften haben schon lange die der Gerechtigkeit ebenso wie der rationellen Versicherungstechnik entsprechende Folgerung aus diesen Tatsachen gezogen, und statt eines für Männer und Frauen gemeinschaftlichen Tarifs zwei nach Geschlechtern getrennte Tarife aufgestellt. In Deutschland ist Anfang der 90 er Jahre bereits dasselbe gefordert worden. Dennoch haben bis heute, soweit ich sehe, nur acht größere Anstalten, und zwar mehrere erst in allerjüngster Zeit getrennte Tarife für Frauen und Männer einzuführen für gut befunden. Aus

dem Übergang von dem gemeinsamen Tarif zu getrennten Tarifen erklärt sich die eingangs erwähnte Erhöhung des Preises der Rentenversicherung für die Frauen.

Eine gemeinsame Tafel für beide Geschlechter zusammen hat den Nachteil, daß sie den wirklichen Verhältnissen nur so lange entspricht, als die Beteiligung der Männer und Frauen der für die Konstruktion der Tafel maßgebend gewesenem proportional bleibt. Zahlreiche Beispiele haben aber gelehrt, daß im Verhältnis immer mehr Frauen zur Rentenversicherung beitreten, während bei den Männern gerade die umgekehrte Erscheinung, eine fortgesetzte Abnahme zu Tage tritt. Dadurch muß gegenüber der gemischten Sterblichkeitstafel eine sogenannte Untersterblichkeit eintreten. Es bleiben mehr Personen länger am Leben, als die Anstalt rechnet; sie muß daher mehr Personen länger Renten zahlen, als sie angenommen hatte und erleidet so einen Verlust. In welchem Umfange die gemischten Tafeln günstiger für die Frauen sind, als die lediglich für weibliche Versicherte berechneten, geht aus nachstehender Tabelle hervor.

Es beträgt beispielsweise die jährliche Prämie, welche für eine jährliche Rente von 100 Mark zu zahlen ist, wenn die Rente mit dem 55. Lebensjahre beginnt

Beitrittsalter der Versicherten	A) Bei einer großen Aktiengesellschaft mit gemeinsamem Tarif für Männer und Frauen Mark	B) bei einer anderen großen Aktien- gesellschaft mit besonderem Tarif	
		1. für Frauen Mark	2. für Männer Mark
20 Jahre . . . . .	16,20	18,20	15,20
25 " . . . . .	21,70	24,00	20,20
30 " . . . . .	29,80	32,50	27,60
35 " . . . . .	42,60	45,80	39,40
40 " . . . . .	64,80	69,40	59,80
45 " . . . . .	110,70	116,70	102,40
50 " . . . . .	251,85	263,10	234,20

Wenn bisher noch nicht bei allen Versicherungsgesellschaften nach Geschlechtern getrennte Tafeln eingeführt sind, so liegt dies zum großen Teil daran, daß der Bestand an Frauenversicherungen sehr gering ist und die Mehrausgabe, welche eine Ausrechnung von besonderen Sterbetafeln für Frauen erfordern würde, voraussichtlich durch das Geschäftsergebnis nicht gerechtfertigt würde.

Es ist zwar für die Frauen weit billiger, sich bei einer Gesellschaft zu versichern, welche noch keine getrennten Tarife hat, aber die Frauen werden hier in einem gewissen Grade auf Kosten der versicherten Männer versichert, — eine jedenfalls technisch ansehbare Tatsache, zumal es sich bei den Rentnerinnen nicht etwa um Verheiratete handelt und es durchaus nicht feststeht, daß die versicherten Männer finanziell leistungsfähiger sind als die Frauen.

Wenn die Frau bei der technisch vervollkommenen Rentenversicherung mit getrennten Tarifen ungünstiger als der Mann wekommt, so ist man leicht geneigt anzunehmen, daß die Kapitalversicherung auf den Todesfall für die Frau billiger sein müßte als für den Mann. Das ist aber auch nicht der Fall. Zunächst kennt man hier getrennte Tarife in Deutschland überhaupt noch nicht. Weiterhin aber ergibt sich, daß, wenn auch Rentenversicherung eingehende Frauen länger leben als Männer, welche diese Versicherungsart wählen, nach zahlreichen genauen statistischen Ermittlungen diejenigen Frauen, welche eine Versicherung auf den Todesfall eingehen, eine teilweise ungünstigere Sterblichkeit aufweisen als auf den Todesfall versicherte Männer. Es ist das Gegenstück zur Selbstauslese der Rentner, welches sich hier zeigt. Erst wenn die Frau ein gewisses Alter überschritten hat, wird ihre Sterblichkeit geringer als die des Mannes.



Aus den neuesten Untersuchungen, welche in Deutschland über die Sterblichkeit von auf den Todesfall versicherten Frauen vorliegen (vergl. oben in der ersten Tabelle Spalte III), ergibt sich, daß die Frauensterblichkeit die der Männer nur in den zwischen 26 und 35 liegenden Altern überstieg, während in den nur wenig in Betracht kommenden Altersklassen von 15—25 ungefähr Übereinstimmung herrschte. In den Altersklassen von 36 und aufwärts war die Frauensterblichkeit geringer als die der Männer. Für eine Versicherungsanstalt fällt aber die Sterblichkeit jüngerer Personen weit stärker ins Gewicht als die der älteren. Ganz besonders wichtig ist jedoch, wie sich die Sterblichkeit nach der Versicherungsdauer abstuft, und hier zeigt die Frauensterblichkeit eine ganz abnorme Erscheinung. Denn während im ersten Versicherungsjahr etwa die Sterblichkeit von Männern und Frauen dieselbe ist, ergibt sich vom 2. Versicherungsjahre an (falls das Beitrittsalter nicht jenseits des 40. Lebensjahres liegt) eine bedeutende Mehrsterblichkeit der Frauen. Und nur allmählich schwächt sich diese Erscheinung ab.

Die Versicherungsgesellschaften laufen also bei einer Frau unter 40 Jahren hinsichtlich der Todesfallversicherung ein viel größeres Risiko als bei einem Mann. An die Aufstellung eines getrennten Tarifes wie bei der Rentenversicherung ist vorläufig nicht zu denken. Denn vor allem ist die Frauenversicherung nur wenig verbreitet. Die Verteilung des Versicherungsbestandes nach dem Geschlecht der Versicherten erbellt aus den nachfolgenden Angaben der sogenannten Gothaer Statistik für das Jahr 1902.

Männliche Versicherte			Weibliche Versicherte		
Personen	Versichert mit Mark	pro Person Mark	Personen	Versichert mit Mark	pro Person Mark
822 094	4 573 994 719	5 564	77 365	177 642 201	2 296

Die Beteiligung der Frauen an der Versicherung ist überall weit geringer als die der Männer. Ebenso ist ausnahmslos die Durchschnittsversicherungssumme bei den Frauenversicherungen eine beträchtlich niedrigere als bei den Männerversicherungen. Im ganzen kamen 1902 auf 1000 Männerversicherungen nur 94 Frauenversicherungen. Von dem Gesamtbestand aber machten die Frauenversicherungen nach der Personenzahl 8,60 Prozent und nach der Versicherungssumme sogar nur 3,74 Prozent aus. Seit 1883 ist die Frauenbeteiligung in Deutschland sogar stetig zurückgegangen. 1883 machten die Frauen noch 15,58 Prozent des Bestandes, 6,07 Prozent der Summen der Kapitalversicherung aus. 1893 waren es nur noch 10,47 beziehungsweise 4,52 Prozent, 1901 nur noch 7,38 beziehungsweise 3,63 Prozent.

Aus dem Verlauf der weiblichen Sterblichkeit erklärt es sich, wenn die Gesellschaften für die Frauenversicherung allgemein Zuschläge verlangen. Nur 7 deutsche Anstalten nehmen Frauen ohne solchen. Andere verlangen Zuschlag ohne Rücksicht auf das Alter oder bis zum 35., 45., 50., 51. Lebensjahre und zwar in verschiedener Höhe: 1, 2, 3, 5 Promille der Versicherungssumme, andere  $\frac{1}{4}$ ,  $\frac{1}{2}$ , ja 5 und 10 Prozent der Prämie einen Alterszuschlag indem sie beispielsweise von einer mit 30 Jahren eintretenden Frau die (höhere) Prämie erheben, welche sonst von 35 jährigen Personen verlangt werden. Schließlich suchen sich Gesellschaften bei einer Frauenversicherung von dem hauptsächlichsten Frauenrisiko in der Art zu befreien, daß sie etwa den Zusatz zu den Polizeibestimmungen treffen, daß die Verpflichtung der Gesellschaft zur Zahlung der versicherten Summe erlischt, und nur ein Anspruch auf die volle Prämienreserve besteht, falls die Versicherte während der ersten Schwangerschaft beziehungsweise der ersten Entbindung oder beider Folgezustände stirbt, oder der Tod dadurch beschleunigt wird.

Es haben nun aber sowohl diejenigen Versicherungsanstalten, welche keine Extraprämien für Frauentodesfallversicherungen erheben, einen Rückgang hinsichtlich

der Zahl der versicherten Frauen aufzuweisen, wie auch diejenigen, welche Extraprämien erheben. Wären die Extraprämien nicht gerechtfertigt, so müßte die Frauenversicherung offenbar einen großen Gewinn abwerfen. Es ist aber nichts davon zu bemerken, daß die Gesellschaften sich um Frauenversicherungen besonders bemühen.

Ganz neuerdings hat Professor Karup, um der Schwierigkeiten, welche sich bieten, solange es keine getrennten Tarife gibt, Herr zu werden, folgenden Ausweg vorgeschlagen:

Wenn man die Frauen für das höhere Risiko der jüngeren und mittleren Alter besonders belaste, so sei es auch gerecht, wenn man sie für die bessere Sterblichkeit der späteren Jahre entschädige. Karup schlägt daher vor, für Frauen bis zum 40. Lebensjahr einen festen Zuschlag von jährlich  $1\frac{1}{2}$  Promille der Versicherungssumme zu erheben, vom 55. Lebensjahr ab dagegen eine feste Ermäßigung von jährlich 3 Promille der Versicherungssumme zu gestatten, sofern die Frauen 5 Jahre lang versichert gewesen sind. Damit sei der höheren Frauensterblichkeit der jüngeren Alter so gut wie vollkommen und der späteren günstigeren Sterblichkeit wenigstens annähernd Rechnung getragen.

Selbst diese Methode vermag aber die Schwierigkeiten nicht aus der Welt zu schaffen, welche sich zufolge der eigenartigen Sterblichkeitsverhältnisse der Frau für die Versicherung ergeben. Denn auch nach dem Karupschen Vorschlag wird beispielsweise eine 30jährige Frau, die eine Rentenversicherung abschließt, einen Zuschlag zahlen müssen, weil sie wahrscheinlich länger lebt als ein rentenversicherter Mann. Und wenn dieselbe Frau eine Kapitalversicherung auf den Todesfall abschließt, muß sie einen Zuschlag zahlen, weil sie wahrscheinlich kürzer lebt als ein entsprechend versicherter Mann.

Erst dann dürfte wohl die Versicherung der Frau auf den Todesfall allen Wünschen entsprechend gestaltet werden und eine einigermaßen große Bedeutung erlangen, wenn ebenso wie bei der Rentenversicherung, besondere Tarife für die Frauen aufgestellt werden. Die Erfüllung dieser Forderung steht aber noch in weiter Ferne.

Noch ein wichtiges Moment bedarf der Erwähnung.

Eine Hauptursache, aus der heraus die ungünstige Sterblichkeit der auf den Todesfall versicherten Frauen zu erklären ist, ist in der Art der ärztlichen Untersuchung zu sehen, ohne die meistens eine Versicherung auf den Todesfall nicht abgeschlossen wird. So gründlich die Untersuchung bei Männern vorgenommen zu werden pflegt, so oberflächlich ist diese oft bei den Frauen. Selbst der Gesetzgeber mißt gelegentlich der ärztlichen Untersuchung eine große Wichtigkeit bei. Beispielsweise findet sich in dem hervorragenden amerikanischen Versicherungsrecht, dem des Staates Massachusetts, die Vorschrift, daß keine Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung abgeschlossen werden darf. Der Grund ist der, daß der Gesetzgeber möglichst genaue Prämientarifierung im Verhältnis zu den einzelnen Risiken wünscht. Und dieser Forderung ist nur beizupflichten.

Die gegenüber der guten Auslese bei den Männern mangelhafte Auslese unter den Frauen ist sicher mit Recht als eine der Ursachen der großen Sterblichkeit der auf den Todesfall versicherten Frauen bezeichnet worden. Eine eingehende Untersuchung zu fordern ist daher durchaus angebracht. Aber verfehlt scheint es, wenn ein bekannter Versicherungsmediziner meint, daß Frauen, die aus Schamgefühl sich dazu nicht bereit finden lassen, am besten abgewiesen werden. Hier ist für die Ärztin die richtige Stelle. Und so führt diese Betrachtung über die Beziehung der Versicherung zur Frau zu einer anderen, über die Bedeutung der Frau für die Versicherung.





### Die Stellenvermittlung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins

hat ihre Zentrale, die unter Leitung von Fräulein J. Rodenacker steht, jetzt nach Berlin W., Genthinerstraße 16, Gartenhaus I, verlegt. Die Stellenvermittlung kann sowohl stellensuchenden Lehrerinnen als Familien, Schulen und Behörden, die Lehrerinnen anstellen wollen, auf das wärmste empfohlen werden. Handelt es sich doch hier nicht um ein „Geschäft“, bei dem Geld verdient werden soll, sondern um eine gesunde Organisation auf der Grundlage der Berufsgenossenschaft, die nur selbst-erhaltend sein soll. Ist doch überdies durch den Umstand, daß Lehrerinnen an der Spitze stehen, daß auch die durch ganz Deutschland verbreiteten Agenturen und Sprechstellen durch Lehrerinnen besetzt sind, eine sorgfältige, sach- und fachkundige Auswahl sowohl der Stellen als der Lehrerinnen und Erzieherinnen nach Möglichkeit garantiert. Die Stellenvermittlung steht in Verbindung mit den deutschen Lehrerinnenvereinen des Auslandes. Alle Postsendungen sind zu adressieren an „die Zentralleitung der Stellenvermittlung“, Berlin W., Genthinerstr. 16, Gartenhaus I.

### Rheinische Obst- und Gartenbauschule für Frauen.

Der im Januar dieses Jahres gegründete Verein „Rheinische Obst- und Gartenbauschule für Frauen“ hat im Oktober eine Obst- und Gartenbauschule in Godesberg am Rhein eröffnet. Der Lehrplan richtet sich im großen und ganzen nach dem der Gartenbauschule von Fräulein Dr. Castner in Mariensfelde bei Berlin. Außer dem rationellen Obst- und Gemüsebau soll die Blumenzucht besondere Beachtung finden. Folgende Kurse finden statt: zweijähriger Kursus mit Examen, einjähriger Kursus und Kurse für Hospitantinnen und Lehrerinnen.

Die Wahl Godesbergs mit seinem gesunden, fruchtbaren Klima und seiner schönen Lage scheint eine sehr gute. Der Ort selbst, als Gartenstadt von jeher besonderen Ruf genießend, wird den Schülerinnen manche Anregung geben; auch ist die

Nähe von Bonn mit den vorzüglichen Lehrkräften der Universität und der landwirtschaftlichen Akademie von großem Wert. Ein 9 Morgen großes, durch Bodenbeschaffenheit und Lage ausgezeichnetes Grundstück ist vom Verein erworben, und es sind auf demselben im Lauf des Sommers die zum Unterricht nötigen Gebäulichkeiten errichtet. Für die Aufnahme der Lehrerinnen und Schülerinnen ist, bis zur Fertigstellung des eigenen Wohnhauses, in einem nahegelegenen Hause bestens gesorgt. Die Leitung übernimmt Fräulein Margarete Erdmann, eine frühere Schülerin der Mariensfelder Schule, die nach Abschließung des Examins noch einige Jahre benützt hat, um im In- und Ausland ihre Kenntnisse zu erweitern und sich auf ihre leitende Stellung vorzubereiten.

Nähere Auskunft erteilt die Vorsitzende des Vereins: Fräulein Olga Hasenclever, Godesberg a. Rh.

Als **Kunstschule Charlottenburgs**, Grolmanstraße 39, ist unter der Leitung der Kunstmalerin und für höhere Schulen staatlich geprüften Zeichenlehrerin Emmy Stalman, Schülerin von Prof. Franz Skarbina und Walter Leistikow, eine neue Kunstschule begründet worden, die es sich zur Aufgabe macht, nach den Grundzügen des der königlichen Kunstschule zugrunde liegenden Lehrplanes zu unterrichten, um auch weiteren Kreisen die neuerdings amtlich vorgeschriebenen künstlerischen Lehrmittel zugänglich zu machen. Für Lehrende werden von der Vorsteherin Übungskurse zu sehr mäßigen Preisen am Sonntag-Vormittag eingerichtet, die dazu dienen, das Freihandzeichnen zu üben. Verbunden mit dieser Privat-Kunstschule sind Vorbereitungskurse zur Aufnahme für die königliche Kunstschule und von Zeit zu Zeit Ausstellungen von Schülerarbeiten, die auch den Laien einen Überblick über die Reformen des heutigen Mal- und Zeichenunterrichts gewähren. Anmeldung täglich, mündlich oder schriftlich an obige Adresse. Prospekte werden nach Wunsch versandt.



# ZUR FRAUEN- BEWEGUNG.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

## Bildungswesen.

\* Der Zentralausschuß des deutschen Verbandes für das kaufmännische Unterrichtswesen hielt in Kiel eine Sitzung, in der Fr. Agnes Herrmann aus Berlin einen Bericht über den Stand des Unterrichtswesens für weibliche Angestellte hielt. Es wurde nachfolgende Resolution angenommen: „Es ist ein erfreuliches Fortschreiten auf dem Gebiete des Mädchen-Handelschulwesens zu konstatieren, doch sollten diejenigen Vorbereitungsanstalten (Handelschulen), welche nach Dauer und Art der Kurse eine gründliche kaufmännische Ausbildung nicht zu gewähren vermögen, so ausgebaut werden, daß sie dieser Aufgabe gewachsen sind. Eine Besserung der kaufmännischen Fortbildung bereits im Handelsgewerbe tätiger Mädchen ist dringend wünschenswert.“

\* Weibliche Fortbildungsschule. Der Magistrat der Stadt Königsberg i. Pr. hat, den dringenden und von ihm als berechtigt anerkannten Wünschen des Kaufmännischen und gewerblichen Vereins der weiblichen Angestellten Rechnung tragend, für die Fortbildungsschulen seiner Stadt ein neues Ortsstatut entworfen und den Vereinen der Arbeitgeber und Arbeitnehmer zur Begutachtung übersandt. Die wesentlichste Änderung in diesem neuen Statut besteht in der Ausdehnung des Fortbildungsschulzwangs auch auf die weiblichen Handlungsgehilfen und Lehrlinge.

\* Zum Doktor promovierte summa cum laude kürzlich in Freiburg Fräulein Mila Snetlage, eine Schülerin Weismanns und Häckels, in Zoologie als Hauptsach, Geologie und Botanik als Nebenfächern.

\* Ein weiblicher Volontärarzt wird in Königsberg in die medizinische Universitätsklinik (Geheimrat Dr. Lichtheim) eintreten. Es ist Fräulein Dr. med. Wenber, die Tochter des Breslauer Oberbürgermeisters.

\* Zwei Abiturientinnen der Gymnasialkurse für Frauen zu Berlin bestanden die Prüfung am königstädtischen Gymnasium in Berlin. — Zu einer Rarität für unsere ordentlich vorgebildeten Abiturientinnen entwickeln sich jetzt die vielen leichtfertigen Versuche von Frauen, nach eiliger und ungründlicher Vorbildung das Abiturium zu machen. Fast bei jedem Termin finden sich in Berlin privatim vorgebildete Examinandinnen, die nach dem schriftlichen Examen meist schon zurücktreten. Das ist eine Schädigung der Position der Frauen, die gar nicht scharf genug verurteilt werden kann.

\* Das Frauenstudium in Oesterreich ist durch die gleiche Verfügung getroffen worden, wie sie kürzlich das ungarische Unterrichtsministerium erlassen hat. Ein Ministerialerlaß bestimmt, daß nur solche Zöglinge der Mädchengymnasien als ordentliche Hörer an den philosophischen Fakultäten aufzunehmen sind, welche die Maturitätsprüfung mit vorzüglichem Erfolge bestanden haben. Die Maturantinnen, die ein Zeugnis der einfachen Reife haben, sind nur als außerordentliche Hörerinnen aufzunehmen und können erst auf Grund des Weihnachtskolloquiums sich als ordentliche Hörerinnen einschreiben lassen. — Die Verfügung ist von einer so unverblühten Ungerechtigkeit, daß sie das Vertrauen in die Loyalität der Behörde, die sich dazu bereit gefunden hat, aufs schwerste erschüttern muß. Daß man die weibliche Konkurrenz für die männliche Mittelmäßigkeit dadurch unschädlich zu machen sucht, daß man den Frauen einfach mehr aufpakt als den Männern, macht der gerühmten Ritterlichkeit der Oesterreicher alle Ehre. Nun ist ja gar kein Grund, diesen genialen Gedanken nicht auch bei den Universitäts-Abschlusskamen durchzuführen. Dazu dann eine „wohlwollende“ Prüfungsbehörde, und die weibliche Konkurrenz ist beseitigt. In den ersten Jahrzehnten der Frauenarbeit in England ging die Sage, daß man in den Porzellanfabriken in Staffordshire die Frauen gezwungen habe, ohne Handgestell zu malen, damit ihre Konkurrenz den Männern nicht gefährlich werden konnte. Das ist

als eine Ungeheuerlichkeit auf's entschiedenste bestritten worden. Hätte man gewußt, daß einmal die höchste Unterrichtsbehörde eines europäischen Kulturlandes nach dem gleichen Prinzip den Frauen einen Klotz an den Fuß binden würde, so hätte man den armen Arbeitern, die im Kampf um ihren Unterhalt zu solchem Mittel griffen, das gar nicht so übel zu nehmen brauchen. Es scheint, daß man in Österreich in die Fußstapfen Otto Weiningers tritt, indem man den mindestbefähigten Mann immer noch für ebenso wertvoll nimmt, wie die begabteste Frau!

\* Ihre juristische Prüfung bestand die Negerin Mrs. White vor dem Bezirksgericht von Louisville und erhielt darauf den Erlaubnischein für die juristische Praxis.

## Soziale Fürsorge.

\* Einen ersten Appell an die weiblichen Konsumenten der Konfektion hat kürzlich die badische Fabrikinspektorin Frä. Dr. Baum gerichtet. Wir drucken ihn ab, mit der Bitte an unsere Leser, auch ihrerseits im Sinne dieses Aufrufes zu wirken.

Am 1. Juli ist die neue Verordnung für Konfektionswerkstätten in Kraft getreten, durch die die Arbeitszeit in diesen gewerblich eingeschränkt wird. Im wesentlichen trifft die neue Verordnung die Damenmaßschneidereien und Putzwerkstätten jeglichen Umfangs, das heißt ausschließlich solche Betriebe, die mit ihren Konsumenten direkt in Verbindung treten, und deren Kundschaft durchweg aus Frauen — aus naheliegenden Gründen aus Frauen der wohlhabenderen Stände — besteht. Es kann diesen Frauen nun der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie an den Mißständen, gegen welche das Gesetz sich richtet, einen großen Teil der Schuld tragen. Gewiß liegt es zum Beispiel in der Natur der Sache, daß die Bestellung und der Einkauf von Robenwaren, wie Kleider, Hüte, Mäntel es sind, sich zu gewissen Zeiträumen anhäufen, die Arbeit also in diesen Fristen anschwellen muß. Aber die übereinstimmende Klage der Leiterinnen der genannten Werkstätten geht dahin, daß die Bestellerinnen ihre Aufträge so unüberlegt kurzfristig und dringlich einreichen, daß die Erledigung ohne Zuhilfenahme ausgebehrter Überarbeits- und Nachtstunden unmöglich sei. Sie sind daher durch das neue Gesetz in Sorge versetzt. Denn obwohl sie wissen, daß die Beschränkung der Arbeitszeit in ihrem eigensten, wohlverstandenen Interesse liegt und ihnen, deren Beruf kein beneidenswerter ist, eine einigermaßen vernünftige Einteilung der Arbeit ebenso wie den Arbeiterinnen zu wünschen wäre, halten sie die Durchführung der Verordnung bei den herrschenden Gewohnheiten der Kundschaft für fast unmöglich. Das ist ein Vorwurf, den die Frauen wahrlich nicht auf sich sitzen lassen sollten. Die Verkürzung der Arbeitszeit, die für die junge Näherin Gesundheit und Grundlage zu einer persönlichen Lebensausbauung bedeutet, und für die die bundesrätliche Verordnung einen erheblichen Schritt vorwärts getan hat, liegt in ihren Händen. Denn man wird sich nicht darüber täuschen dürfen,

daß eine gründliche Überwachung durch Gewerbeaufsicht und Polizei bei der großen Anzahl der verstreuten Kleinbetriebe sehr schwer, jede Umgehung und Übertretung um so leichter sein wird. Die Konsumentinnen, die Frauen, sollen und müssen bewußt und konsequent an der Durchführung mitarbeiten. Der Gedankenlosigkeit, die heute mit Entsetzen und Mitleid von dem Elend der Heimarbeit, von der erschreckenden Ausbreitung der Chlorose und der Schwindsucht unter den jungen Näherinnen hört und morgen doch wieder über einen besonders billigen Einkauf triumphiert oder ein Kleid, einen Hut durchaus bis zum nächsten Sonntag fertiggestellt haben muß — dieser Gedankenlosigkeit sollte die Frau endlich ein Ende bereiten. Es ist notwendig, daß der Eindruck des Grauens und des Mitleids, den sie aus jenen ersten Bildern gezogen, bleibend wird, sich mit den Forderungen des Tages verschmilzt und dauernden Einfluß auf die Handlungsweise ausübt.

\* Über die Ausdehnung der weiblichen Vormundschaft enthält ein Artikel der „Königlichen Zeitung“ bemerkenswerte Ausführungen. Es wird da zunächst bedauert, daß in der Vormundschaftsstatistik die weiblichen Vormundschaften nicht besonders aufgeführt sind, ein Gebrauch, der es fast unmöglich macht, zu übersehen, ob und in welchem Umfang die weibliche Vormundschaft sich einführt. Es wird die Anregung gegeben, für diese Sonderstatistik einzutreten. Über eine Reihe deutscher Städte bringt der Artikel dann folgende Angaben: An der Spitze steht heute Hamburg mit ungefähr 140 weiblichen Vormundschaften über fremde Kinder, dann folgt Magdeburg mit 50, Halle mit 30, Lübeck mit 28, Dessau mit 20, Danzig mit 18, Görlitz mit 12, Königsberg mit 10, Liegnitz mit 9 weiblichen Vormundschaften. Bonn, Frankfurt a. M., Tüft und Wiesbaden zählen 6 Vormünderinnen. In Stuttgart sind nur die Mütter unehelicher Kinder zu Vormünderinnen ernannt worden, keine Fremde, das gleiche gilt von Breslau, von Hannover, von Emden, von München und eigentlich auch von Freiburg i. B., wo unter 500 weiblichen Vormundschaften nur eine einzige Frau ohne natürlichen und gesetzlichen Grund zur Vormünderin ernannt wurde. Die Frage nach den Leistungen dieser weiblichen Vormünder wird allgemein in günstigem Sinn beantwortet. Über die weiblichen Vormundschaften in Düsseldorf berichtet dann ein „Eingesandt“ an anderer Stelle. Dort sind 94 Vormundschaften in den Händen von Frauen, die mit den Mündeln nicht verwandt sind. Über die Wirksamkeit dieser weiblichen Vormünder äußert sich der Vormundschaftsrichter in alleranerkennendster Weise. Er nennt die Erfahrungen „glänzende“ und sagt, daß er auch bei den Müttern der Mündel nie ein Mißtrauen gegen einen weiblichen Vormund bemerkt, sondern auf seine Fragen stets zusagende Antworten bekommen habe. —

Übrigens werden auch aus dem Protokoll der letzten Waisenratsitzung in Düsseldorf folgende Bemerkungen jitiert:

„Ich glaube, daß noch eine gewisse Scheu die Herren Waisenspflieger hindert, den Damen geeignete Pflegefälle anzuvertrauen. Ausdrücklich sei hier betont, daß sich trotz der kurzen Dauer der Einführung der Frauen in die Armen- und Waisenspflege diese Einrichtung hervorragend bewährt hat. Machen sie also, meine Herren, in ausgedehntem Maße Gebrauch von unserer neuesten Errungenschaft, und seien sie nicht zaghaft in der Zuziehung der Pflegerinnen.“

### ArbeiterInnenfrage.

\* In dem Thema Heimarbeiterinnen und Krankenversicherung erhält das Berliner Tageblatt folgende Zuschrift:

„Wie notwendig eine sorgfältige Kontrolle der Arbeitgeber in Bezug auf die Krankenversicherungspflicht der Heimarbeiterinnen ist und mit welchen Schwierigkeiten die kontrollierenden Behörden zu kämpfen haben werden, zeigt folgender Vorfall in B.:

Die Heimarbeiterin M. war, wie so viele Heimarbeiterinnen, in keiner Krankenklasse, sie wurde mit ihrem 9 Tage alten Säugling aus der Entbindungsanstalt entlassen. Infolge des neuen Wöchnerinnen-Schutzgesetzes gab ihr kein Unternehmer Arbeit, man erklärte ihr, sie möge nach Ablauf der staatlich vorgeschriebenen sechs Wochen Ruhezeit wiederkommen. Verzweifelt wandte sich die Arbeiterin an den Armenbezirksvorsteher und bat, ihr doch wenigstens für das Kind, das sie nicht ernähren könne und auf ihrer Schlafstelle nicht behalten dürfe, eine Pflegestelle anzuweisen und für die nächste brotlose Zeit das Pflegegeld zu bezahlen. Sie wurde mit einer einmaligen Unterstützung von 5 Mark zurückgewiesen mit der Bemerkung: Ein Kind könne jede Frau selbst ernähren, die Stadt zahle erst beim zweiten Kinde Pflegegeld. Jetzt mußte das unglückliche Mädchen sich nur dadurch Arbeit zu verschaffen, daß sie dem Arbeitgeber ihren Zustand verschwiegen und 14 Tage nach der Geburt des Kindes 12 bis 14 Stunden an der Nähmaschine saß.

Der betreffende, sonst sehr gutmütige Armenpflieger berichtete in der nächsten Bezirksitzung, wie schlau er dem Mädchen geraten habe, ihren Zustand dem Arbeitgeber zu verschweigen, um der Stadt die Ausgabe dieser Unterstützung zu ersparen. Etwa zwanzig anwesende Armenpflieger und sogar acht Armenpfliegerinnen erhoben keinen Protest gegen diese Umgehung des Gesetzes!“

\* Aber Frauenarbeit im englischen Staatsdienst gibt die Women's Trade Union Review folgende Mitteilungen. Der Staat beschäftigt im ganzen

jirka 13 000 Frauen, davon entfallen auf Post- und Telegraphendienst 10 702, auf die Armeebekleidungsfabriken etwa 1750, auf die Marinebodts 200 bis 300 — dazu die im Parlamentshaus angestellten Frauen. Im Telegraphendienst entfallen über 4000 Frauen auf die Provinzen. Diese beginnen als Lehrlinge mit Halbzeitarbeit und bekommen wöchentlich von 5 bis 7 s 6 d. Nach 6 Jahren Dienst verdient die Telegraphistin 18 s in der Woche. In den städtischen Distrikten sind etwa 1200 Frauen in der Sparbankabteilung tätig. Davon haben 750 etwa das Anfangsgehalt von 55 £ im Jahr. Die 500 Telephonistinnen fangen mit 11 s wöchentlich an und steigen selten über 20 s. In dem Armeebekleidungsdepartement werden 1500 Näherinnen mit Stücklohn beschäftigt. Sie verdienen durchschnittlich 15 s 4½ d bei einer wöchentlichen Arbeit von 45 Stunden. In den Häfen verdienen die Frauen — die mit Flaggen ausbessern, Säcknähen, in den Seilerien usw. beschäftigt sind — 11 bis 18 s in der Woche. Die Scheuerfrauen im Parlamentshaus verdienen 13 bis 18 s. Es wird diesem Bericht die Bemerkung hinzugefügt, daß der Staat sich bei diesen Löhnen keineswegs als Musterarbeitgeber zeigt.

\* Um die Vermehrung der weiblichen Fabrikinspektoren bemühen sich seit lange alle im Interesse der Arbeiterinnen wirkenden Kreise in England. Bekanntlich hat das Home Office ein besonderes Departement für weibliche Fabrikarbeit mit einem Stab von 8 Inspektorinnen. Eine Vergrößerung dieser Zahl wird dringend gewünscht, da diese 8 Inspektorinnen für 1½ Millionen Arbeiterinnen aufzukommen haben. Schon im Vorjahre wurde den Vertretern dieser Forderung geantwortet, daß keine Mittel dafür zur Verfügung stünden. Gleichzeitig ist aber die Zahl der Inspektoren um 13 vermehrt. Bei der diesjährigen Debatte wurde aber die Anstellung neuer weiblicher Inspektoren zugesagt.

### Totenklau.

\* In Troppau starb Schulrat Dr Ferdinand Maria Wendt, ein warmer Freund und Anhänger der Frauenbewegung aus der ersten Generation des Allgemeinen deutschen Frauenvereins. Er hat die Arbeit von Louise Otto-Peters wie Auguste Schmidt in einer Zeit mit seinem freundschaftlichen Interesse begleitet, als männliche Anhänger der Frauenbewegung noch viel seltener waren als jetzt. In seiner Stellung hatte er auch reichlich Gelegenheit, seine Sympathien für die Frauenbewegung durch die Tat zu zeigen. Sie lag natürlich besonders auf dem Gebiet der Frauenbildung, auf das ihn seine amtliche Tätigkeit wies.

# VERSAMMLUNGEN und VEREINE.

## Der Internationale Kongreß der Föderation in Dresden.

Vom 22.—24. September fand unter Beteiligung von 34 Vertretern des Auslandes ein Internationaler Kongreß der Abolitionisten in Dresden statt. Von auswärtigen bekannten Vertretern der Föderation waren anwesend der Präsident der Föderation Professor James Stuart, Mr. Henry Wilson, Mrs. Amos, Miss Leppington, Mr. Gregory aus England, Mad. Avril de St. Croix, Dr. Fiaux, Dr. Rist, Pfarrer Hoffet aus Frankreich, Pfarrer Pierson und Mad. Klerck van Hogendorp aus Holland, Mr. de Meuron, Mr. de Morfier, Mr. Minob, Frä. von Müllinen (Vorsitzende des Bundeschweizer Frauenvereine), Mlle. Camille Vidart, Mad. Pieczynska, Frä. Felicitas Buchner, Frä. Schmidt aus der Schweiz u. a. m.

Eine Reihe von deutschen Frauen- und Sittlichkeitsvereinen waren außer dem deutschen Zweige der Föderation vertreten oder hatten Begrüßungen geschickt. Bemerkenswert war die Adresse des Bundes Deutscher Fürstinnen zur Hebung der Sittlichkeit, die sich mit den Bestrebungen zur Abschaffung der Reglementierung einverstanden erklärte. Von den Berichten der auswärtigen Delegierten brachten besonders der von Mme. Avril de St. Croix und Mr. Henry Wilson Interessantes. Mme. Avril berichtete als Mitglied einer außerparlamentarischen Kommission, die zur Untersuchung des Reglementierungssystems von der französischen Regierung eingeseht worden war, daß diese Kommission sich kürzlich mit 19 gegen 10 Stimmen gegen die Reglementierung erklärt habe. Mr. Wilson berichtete auf Grund einer neuen Enquete, daß die syphilitischen Erkrankungen in der englischen Armee und im Volk nicht, wie von verschiedenen Seiten behauptet wird, in der Zunahme, sondern dauernd im Rückgang begriffen seien. Der Bericht über die Arbeit des Deutschen Zweiges werde von der Vorsitzenden Frau Scheven in Form einer umfassenden Erörterung über „die Verbreitung der abolitionistischen Grundsätze in Deutschland“ gegeben. Die Hauptthemen der Verhandlungen waren die Frage der strafrechtlichen Verfolgung der Prostitution (Referenten: Frau Marie Stritt und Mr. Henri Minob), der Neoreglementarismus (Referenten: Mr. de Morfier, Frä. Pappritz und Miss Leppington) und die Beteiligung der Krankenkassen bei der Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten (Referenten: Herr Paul Kampffmeyer, Frau Pieczynska-Vern). Von den Referenten zu dem ersten Thema wurden die bekannten Einwände der Abolitionisten gegen die strafrechtliche Behandlung

der Prostitution] verteidigt, die zum Teil auf individualistischen politischen Überzeugungen, zum Teil auf praktischen Bedenken beruhen, und die positiven Maßnahmen beleuchtet, durch die vom abolitionistischen Standpunkt aus der Prostitution entgegengearbeitet werden kann. Gegen den von Reisser begründeten Neoreglementarismus wurde vor allem geltend gemacht, daß er die Ausnahmestellung der Frau in der gesetzlichen Handhabung der Prostitution nicht beseitigen würde — wie sich denn tatsächlich aus der Idee der Frauenbewegung heraus zum Neoreglementarismus kaum eine Brücke schlagen läßt — und im übrigen zu einem Polizeizwang führen müßte, der die Verheimlichung der Krankheiten großziehen und damit sanitäre Gefahren mit sich bringen würde. In bezug auf das letzte Thema gingen die beiden Referenten weit auseinander. Herr Kampffmeyer trat für Ausdehnung des Seuchengesetzes auf die Geschlechtskrankheiten und für eine Art obligatorischer Krankenversicherung für sie ein, bei der ein gesetzlicher Zwang zur Untersuchung und Behandlung konstituiert werden müßte. Vom Standpunkt des Abolitionismus aus, der jeden gesetzlichen Zwang auf diesem Gebiet verurteilt, wandte sich die Korreferentin gegen diese Vorschläge. Die Frage wird einer weiteren Bearbeitung durch den deutschen Zweig der Föderation unterzogen werden.

In einer öffentlichen Propagandaverammlung, die den Grundgedanken der Föderation Eingang in weitere Kreise verschaffen sollten, hielten sowohl ausländische als deutsche Vertreter und Vertreterinnen der Föderation kürzere Ansprachen: Pastor Pierson, Frä. Heymann, Sanitätsrat Wilsinger, Pastor Hoffet, Dr. Käte Schirmacher. Eine rege Diskussion folgte.

Das Organ des deutschen Zweiges der Föderation, der „Abolitionist“, wird eine Anzahl der Ansprachen in extenso bringen. Auf ihn sei deshalb an dieser Stelle auch verwiesen.

### Allgemeiner deutscher Frauenverein.

In Ausführung einer testamentarischen Bestimmung der Frau Luise Venz-Heymann, der der Allgemeine deutsche Frauenverein den größten Teil seines Stipendienfonds verdankt, soll dieser Fonds zu einer selbständigen Stiftung gemacht werden. Zu diesem Zweck wird der Allgemeine deutsche Frauenverein am 4. November eine außerordentliche Generalversammlung in Leipzig abhalten. Die Urkunde der Stiftung ist in der Nummer der „Neuen Bahnen“ vom 15. Oktober zugleich mit der Einladung zur Generalversammlung veröffentlicht.

**Die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit zu Berlin**

veröffentlichen ihren Jahresbericht und ihr Programm für das Arbeitsjahr 1904/05. Die Ziele der Gruppen, die sich im Frauenleben der Stadt Berlin schon in gewissem Sinne umgestaltend und erziehend bewährt haben, werden der Mehrzahl unserer Leser bekannt sein. Der Verein versucht, durch theoretische Unterweisung, durch Besichtigung von Wohlfahrts-einrichtungen und durch eine ausgedehnte praktische Einführung in die Wohlfahrtspflege Mädchen und Frauen zu tüchtigen Hilfskräften der sozialen Fürsorgetätigkeit zu erziehen. Er hat im vergangenen Jahre die große Zahl von zirka vierhundert Helferinnen in den verschiedensten Zweigen der Wohlfahrtspflege angeleitet und beschäftigt. Der Arbeitsplan für den kommenden Winter umfasst in der theoretischen Abteilung soziale Erziehungsfragen, Vesperechnungen über praktische Armenpflege, Jugendfürsorge, öffentliches Recht, Privatrecht und Strafrecht, Krankenpflege mit Demonstrationen, einen pädagogischen Kursus und Vorträge der Ortsgruppen des Deutschen Vereins für Volkshygiene. Anmeldungen zu dem Kursus sind an die Schriftführerin Fräulein Badt, Bülowstr. 62, zu richten; die Sprechstunde der Vorsitzenden, Fräulein Alice Salomon, ist Dienstag, Freitag und Sonnabend von 3-4, Friedrich Wilhelmstr. 7.

**Berliner Frauenverein.**

Vom 1. Oktober 1903 bis zum 30. September 1904 sind in der Pflagestation für Frauen, Bülowstr. 14, I

- 105 Kranke versorgt worden und zwar
- 25 unverheiratete,
- 80 verheiratete Frauen und Witwen.

Von diesen haben 82 einen kleinen Zuschuß zu den Kosten ihrer Versorgung geleistet, während 13 ganz und gar aus den Mitteln des Vereins erhalten worden sind. Einer Klasse gehörten 10 an.

Die Zahl der Pflagestation betrug 1935 — davon entfallen 256 auf die vollständig vom Verein unterhaltenen Kranken —, die der ausgeführten Operationen insgesamt 84 (58 kleinere und 26 große), darunter 4 Total-Exstirpationen, 4 Laparotomien, 16 Kolporrhaphien und 2 Bruch-Operationen. An Unterleibsentzündung sind außerdem 14, an Blasenleiden 2, an Neurasthenie 4 Patientinnen behandelt worden.

Seit dem Bestehen der Anstalt haben dort im ganzen 1204 kranke Frauen Versorgung und ärztliche Behandlung gefunden. Die Entscheidung über die Aufnahme steht Hrl. Dr. Tiburtius zu, an welche die Kranken zur Konsultation zu verweisen sind und zwar entweder Morgens von 8-9 Uhr in der Pflagestation, Bülowstraße 14, I, bei Hrl. A. Knepp, oder Vormittags von 10-12 und Nachmittags von 2-4 in der Wohnung von Hrl. Dr. Tiburtius, Bülowstraße 14, II. Um Mißbräuchen vorzubeugen, müssen die Aufzunehmenden

bei der Konsultation eine Empfehlungskarte derjenigen Persönlichkeit mitbringen, von der sie geschickt werden. Ausgeschlossen sind Kranke mit ansteckenden oder unheilbaren Leiden.

In der seit dem 1. Oktober 1897 mit dem Berliner Frauenverein in Verbindung stehenden Poliklinik für Frauen, jetzt: Gleditschstraße 48, Gartenhaus pt. (früher: Alte Schönhauserstraße 23/24), sind vom 1. Oktober 1903 bis zum 30. September 1904 578 neue Patientinnen behandelt worden. Die Zahl der Konsultationen belief sich im letzten Rechnungsjahr auf 3078. Seit Eröffnung der Poliklinik (am 18. Juni 1877) haben dort im ganzen 26 923 kranke Frauen ärztlichen Rat und Beistand gesucht.

Die poliklinischen Sprechstunden finden regelmäßig Dienstags und Freitags, Nachmittags von 1/2 5 Uhr an in der Gleditschstraße 48, Gartenhaus pt., statt. Behandelnde Ärztinnen sind Frau Dr. med. Bloch, Hrl. Dr. med. Agnes Blumh und Hrl. Dr. med. Agnes Wader, unter Assistenten verschiedener jüngerer Kolleginnen. Als Beisteuer zu den Unterhaltungskosten ist pro Person und Konsultation ein Betrag von 10 Pfg. zu entrichten. Gänzlich Unbemittelte erhalten freie Arznei, müssen sich deswegen aber an eine der behandelnden Ärztinnen wenden.

**Informationskursus über Wohlfahrtspflege durch Frauen.**

In Danzig hat sich aus den Vorsitzenden und Vertreterinnen verschiedener Frauenvereine ein Komitee gebildet, um im kommenden Winter einen Informationskursus über Wohlfahrtspflege durch Frauen abzuhalten. Wenn der Kursus in erster Reihe für Frauen bestimmt ist, so sollen doch Männer von der Teilnahme nicht prinzipiell ausgeschlossen sein. Folgende Vorträge sind in Aussicht genommen: 1. Geschichte der Wohlfahrtspflege mit besonderer Berücksichtigung der Liebestätigkeit durch Frauen. 2. Ursachen und Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. 3. Kleinkinderbewahr-Anstalten und Kinderhorte. 4. Haushaltungsschulen. 5. Fürsorge für die schulentlassene weibliche Jugend. 6. Die Fürsorgeerziehung. 7. Die Mitarbeit der Frau in der kommunalen Armen- und Waisenspflege. 8. Die Mitarbeit der Frau in den Armen- und Krankenpflege-Vereinen. 9. Krankenpflege und Ausbildung von Schwestern. 10. Wohnungs-hygiene. 11. Die Fürsorge für Blinde. 12. Die geschliche Fürsorge für Kranke, Invalide und Alte. 13. Die private Fürsorge für Verkrüppelte, Siedhe und Alte. 14. Der Kampf gegen die Unsitlichkeit. 15. Der Alkoholismus und seine Folgen. 16. Die Mitarbeit der Frau in der Gefangenenfürsorge. 17. Berufsarbeiterinnen in der Wohlfahrtspflege. Referenten sind sachverständige Männer und Frauen. An einzelne Vorträge schließen sich Besichtigungen an.





# BÜCHERSCHAU.

„Martin Birks Jugend“ von Hjalmar Söderberg. Autorisierte Übertragung von Francis Maro. Erschienen im Insel-Verlag. Leipzig 1904. Das Buch mutet an wie ein Vorbild zu dem deutschen „Götterkraft“, aber es steht künstlerisch unendlich viel höher. Als ein Dokument der Zeit ist es stiller und innerlicher. Martin Birks steht von den großen sozialen oder politischen Tagesfragen abseits. Im stofflichen Sinne genommen wird die Geschichte seiner Jugend weniger zum Spiegel der Zeit wie Götterkraft. Aber das Leben, das die Innerlichkeit der Gegenwartsmenschen erfüllt, gibt der Standinavier in viel feineren Zügen und tieferer Auffassung. Martin Birks erlebt die Tragödie des Jünglings, die als Gegenbild der Frauenfrage aus unseren gesellschaftlichen Verhältnissen herauswächst. „Das Leben ist für die Alten eingerichtet, darum ist es ein Unglück, jung zu sein“ — das ist das Fazit des Buches. Dem jungen Menschen, der voll reiner und natürlicher Sehnsucht nach Liebesglück hinauszieht, zwingt das Leben ein elendes Surrogat auf, mit dem er sich selbst widertwärtig und verächtlich wird — das ist die eine Seite. Und was die Jugend darüber hinaus sucht: „einen Glauben, um davon zu leben, einen Stern, um danach zu steuern, einen Zusammenhang in den Dingen, einen Sinn und ein Ziel“ — auch darum wird sie betrogen von denen, die längst ihren Kompromiß geschlossen haben und ihre Weltanschauung um des Ansehens und Vorteils und Vorwärtskommens willen führen. — Es ist ein gedankenvolles und tief melancholisches Bekenntnis, das der Verfasser des Buches im Namen der Jugend ausspricht. Mag in der Gestaltung dieses Schicksals nicht durchweg der Zwang einer Notwendigkeit herrschen, die es zu dem Anspruch berechtigt, als typisch zu gelten — es umschließt eine ernste und tief tragische soziale Wahrheit, und eine Künstlerhand hat dieser Wahrheit einen starken und zwingenden Ausdruck gegeben.

„Wald und See“. Novellen von Gustaf af Geijerstam. Autorisierte Übersetzung von Gertrud Ingeborg Klett. Berlin, S. Fischer Verlag. Es ist eine reine und keusche Kunst, die diese Novellen gestaltet hat, frei von jeder Effekthascherei, den einfachsten Ausdruck suchend. Und doch sind die psychischen Probleme, die hier zur Darstellung gelangen, keineswegs einfacher Natur. Mit seltenem Scharfblick weiß der Dichter in dem nach außen hin so einfachen Leben der Leute in Wald und See die verschlungenen Wege zu finden, die vom triebartigen, halb unbewußten Empfinden zum Handeln führen und von diesem wieder auf das seelische Erleben

zurückwirken. Er hat die Kraft, die mit keinen anderen Mitteln zu wirken verlangt und zu wirken braucht als der ruhigen Darlegung tatsächlichen Geschehens. Darum finden wir auch nirgends jene künstlich geschaffenen Gipfel, die nur der Roman, nicht das Leben kennt, jene Zuspitzung auf das Erotische, die mehr dem subjektiven Empfinden des modernen Dichters als dem objektiven Verlauf menschlichen Lebens entspricht. Auch in diesen Erzählungen wird geliebt und gestrebt, aber alles Interesse liegt auf der besonderen seelischen Form der Leidenschaft, und überall schieben sich, wie im wirklichen Leben, die breiten Massen des täglichen Daseins mit seinen unerbittlichen Anforderungen hinein, des Daseins, für dessen Gestaltung die Liebe doch nur eine Kraft ist.

„Nimi Lyng“. Eine Novelle von Richard Schaukal. Inselverlag, Leipzig 1904. Die kleine Novelle ist ein echtes Kind der Moderne. Die Nervosität der Stimmung, die Neigung zum Außergewöhnlichen, zur schwülen Situation, zum gemacht abrupten Ausdruck stellt sie zu einer nicht kleinen Gruppe, die im eigentlichen Sinne Desabendliteratur ist. Eine Kunst, die mit Vorliebe bei den ans Perverse streifenden seelischen Erregungen und Erlebnissen verweilt und die ihre ganze Kraft einsetzt, um die besondere Empfindung und Stimmung solcher Erregungen den Nerven des Lesers mitzuteilen. Man denkt dabei an ein Wort aus Schnitzlers „einsamer Weg“, und wünscht, es möchte wahr werden. „Dieses Geschlecht“, so heißt es da etwa, „wird von einem neuen abgelöst werden, einem neuen mit weniger Geist und mehr Haltung“.

„Träume“. Von Friedrich Huch. Berlin 1904. S. Fischer Verlag. Friedrich Huch, der Verfasser des im vorigen Jahre erschienenen Romans „Die Geschwister“, hat in diesem kleinen Bändchen einen interessanten Beitrag zur Psychologie geliefert. Er hat den Versuch gemacht, seine Träume aufzuzeichnen. Sie wirken fast wie Dichtungen, buntfarbig, von starkem Stimungsreiz und großer Gestaltensfülle. Es sind sehr dezidiert poetische Träume. Man fühlt es, daß es dem Verfasser in hohem Grade gelungen ist, das Verschwimmende, Unfaßbare in den unbewußten Bewegungen der Seele festzuhalten und sprechend wiederzugeben. Immerhin wird eine gewisse Stilisierung, eine etwas mehr körperhafte Gestaltung des Geschehenen bei einer solchen Wiedergabe ganz unvermeidlich sein. Eine Fülle von flüchtigen, verschwappenden Eindrücken wird sich der nachträglichen Aufzeichnung entziehen, Fließendes wird vielfach sein Wesen,

seine eigentliche Gestalt verlieren, wenn es durch die Sprache zur Erstarrung gezwungen wird. Immerhin bleibt der Sammlung ein starkes, allgemein psychologisches und auch literarisches Interesse. Friedrich Hübsch Träume enthalten zum Teil auch die Konzeptionsstellen für spätere Dichtungen. Und auch an sich, als rein ästhetische Gabe, bietet das kleine Buch viel. Es gibt eine Fülle schöner, farbiger und stimmungsvoller Eindrücke und zeigt auch in diesen der bewußten Willkür entzogenen psychischen Äußerungen die feine Eindrucksfähigkeit der Dichterseelen.

„Die Überbürdung der Lehrerinnen“. Vortrag, gehalten auf dem internationalen Kongress für Schulhygiene zu Nürnberg von Dr. med. Ralf Wichmann. Halle a. S. Verlag von Karl Marhold 1904. Der Vortrag, dessen Thema für die ganze Frage der Frauenarbeit auch im weiteren Sinne interessant ist, beruht auf einer umfassenden Erhebung in den Lehrerinnentreifen selbst. Nicht alle Resultate dieser Erhebung hat der Verfasser an dieser Stelle verwertet. Er hat sich lediglich auf die Untersuchung beschränkt, ob eine Überbürdung der Lehrerinnen von Seiten der Schule allgemein vorliegt und auf welchen Ursachen sie beruht. Es ist nun selbstverständlich, daß man das Ergebnis der circa 800 Antworten, die Herr Dr. Wichmann erhalten hat, nur mit gewissen Vorbehalten als den Ausdruck von Tatsachen annehmen darf. Die Frage der Überbürdung ist eben nur subjektiv zu beurteilen, und es ist mindestens fraglich, ob die, die für sich diese Frage mit ja beantworten, objektiv betrachtet überbürdet sind; während umgekehrt vielleicht manche im Verhältnis zu ihren Kräften zu stark belastet sind, die sich dieser Überbürdung nicht bewußt werden oder sie nicht zugeben wollen. Tatsächlich zeigen auch eine Reihe von Antworten, die der Verfasser selbst anführt, wie stark subjektive Anschauungen, Erfahrungen und Stimmungen auf die Äußerungen der Lehrerinnen zu der Frage mitgewirkt haben. Als allgemeinstes Resultat stellte der Verfasser fest, daß nur von 53 Prozent der Lehrerinnen die Frage nach der Überbürdung bejaht worden ist. Die Gründe dafür lagen für die größere Mehrzahl in der hohen Pflichtstundenzahl. Allerdings ist eine Pflichtstundenzahl von 32 Wochenstunden, wie sie in den badiischen Volksschulen besteht, wohl auch für die Kraft eines Lehrers reichlich hoch bemessen. Sehr ungünstig fallen die Antworten der Lehrerinnen an Privatschulen aus, eine Tatsache, die sicher besondere Beachtung verdient. Aus den Erhebungen des Verfassers ergibt sich, daß die Privatschulen aus pekuniären Gründen sehr viel junge Lehrerinnen beschäftigen, und diese sowohl durch ein Übermaß an Stunden, als auch durch schlechte Verteilung der Stunden und durch eine Fülle von Nebenanforderungen in bezug auf Beaufsichtigung zc. überbürden. Als ein zweites wichtiges Moment der Überbürdung wird die Überfüllung der Klassen bezeichnet und ebenso die sehr weitgehenden Ansprüche der Behörden bezüglich unbezahlter Vertretungen. Die Kardinalursache ist aber, wie sich zweifellos aus den Antworten ergibt, das niedrige Gehalt, das die Lehrerinnen teils zu Nebenberwerb, teils zu persönlicher Erledigung aller häuslichen, Toilettenbedürfnisse zc. zwingt. Man sieht, besondere, neue, in den beteiligten Kreisen noch nicht bekannte Ursachen der Überbürdung hat die Erhebung nicht aufge-

deckt. Der Verfasser ist auch bezüglich seiner Schlußfolgerungen, etwa auf die Leistungsfähigkeit der Frauen überhaupt oder dergleichen außerordentlich zurückhaltend und vorsichtig. Jedenfalls aber ist ihm der Lehrerinnenstand zu Dank verpflichtet, daß er eine so große und weitwichtige Arbeit an die Feststellung dieser Tatsachen gesetzt hat. Vielleicht wird eine solche exakte, statistische Feststellung mehr Druck auf die ja auch von den Lehrerinnen in demselben Maße gewünschte Abstellung von Überständen ausüben, als es die oft geäußerten Wünsche der Lehrerinnen selbst bisher vermocht haben.

„Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich“. Aus Anlaß der Weltausstellung in St. Louis unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner herausgegeben von W. Lexis. Berlin. Verlag von A. Asher & Co. 1904. Dieses monumentale Werk, das mit der Unterstützung des preussischen Kultusministeriums als Beitrag des deutschen Volkes für die Weltausstellung von St. Louis hergestellt worden ist, gibt in vier Bänden einen Überblick über den Stand unseres Unterrichtswesens in all seinen Zweigen. Der erste Band behandelt die Universitäten, der zweite die höheren Knabenschulen und das Mädchenschulwesen, der dritte die Volksschulen und die Lehrerbildung mit allen an die Volksschule sich anschließenden Wohlfahrtsbestrebungen, der vierte das gesamte Fortbildungsschulwesen. Es sei an dieser Stelle besonders auf die Darstellung des Mädchenschulwesens (von Gertrud Bäumer) hingewiesen. Sie ist auf Grund eines umfassenden statistischen Materials ausgearbeitet, das von den verschiedenen Regierungen selbst zur Verfügung gestellt worden ist, und gibt somit einen durchaus zuverlässigen, auf zum Teil unzugänglichen Quellen beruhenden Überblick über den tatsächlichen Stand unseres Mädchenschulwesens. Dabei sind alle diejenigen Unterrichtszweige dargestellt, die ausschließlich für Mädchen geschaffen worden sind, nämlich die allgemeine Fortbildungsschule für Mädchen, — die berufliche fiel natürlich dem vierten Teil zu — die höhere Mädchenschule, das Lehrerinnenbildungswesen. Eine kurze zusammenfassende Geschichte der Mädchenschule ist vorausgeschickt. Dann wird in einer systematisch angeordneten Disposition das Mädchenschulwesen der einzelnen Bundesstaaten nach seiner äußern und innern Organisation an der Hand der betreffenden Gesetze, Verordnungen, Lehrpläne zc. dargestellt und ein statistischer Überblick dem augenblicklichen Stande der Schulen entsprechend hinzugefügt.

Es ist besonders erfreulich, daß in diesem großen, dem Kaiser gewidmeten und in gewissem Sinne unter Verantwortung der Regierung veröffentlichten Werk die Bearbeitung dieses Teils in weibliche Hände gelegt wurde, sodas in dieser gewissermaßen offiziellen Darstellung des deutschen Schulwesens die Gesichtspunkte und Bestrebungen der Frauen hinsichtlich der Reform unseres Mädchenschulwesens voll zur Geltung gekommen sind — selbstverständlich nicht in propagandistischer Weise, sondern soweit das im Rahmen einer streng objektiven historischen Darstellung möglich ist. Jedenfalls dürfte dieser Teil des großen Werkes allen unentbehrlich sein, die sich mit der Frage des Mädchenschulwesens praktisch oder agitatorisch beschäftigen wollen.

**„Die Frau in der öffentlichen Armen- und Waisenspflege“** von A. v. Welckh.

„Settlements“, ein Buch zum sozialen Verständnis von Adele Schreiber. Leipzig, Felig Dietrich 1904. Das erste der beiden Hefte, die in der Sammlung der Hefte und Flugchriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik erschienen sind, beruht auf einer Erhebung, die der Verband fortschrittlicher Frauenvereine über die Beteiligung der Frauen an der Armen- und Waisenspflege bei den Deutschen Städten veranstaltet hat. Die Resultate dieser Erhebung beruhen auf 170 Antworten, die auf die Umfrage eingegangen sind. Da die Broschüre auf Grund dieses Materials die Beteiligung der Frauen an der kommunalen Armen- und Waisenspflege in annähernder Vollständigkeit zusammenstellt, hat sie ihren praktischen Nutzen. Weniger befriedigend ist die allgemeine Einführung, die die Verfasserin ihrer Statistik voranschickt. Abgesehen davon, daß bei einer summarischen Behandlung der ganzen Entwicklung der Armenpflege sich die historischen Begriffe leicht etwas verwischen und verschieben, dürften tatsächlich keine Nachlässigkeiten in Zitaten doch in solchen orientierenden Einführungen nicht vorkommen; eine solche ist z. B. die Angabe, daß der Allgemeine Deutsche Frauenverein ein Flugblatt für Armen- und Waisenspflegerinnen „bei Salomon in Leipzig“ habe erscheinen lassen, wobei man nicht recht weiß, ob die Verwechslung darauf beruht, daß der Verlag des Flugblattes sich in der Salomonstraße befindet oder daß Fraulein Alice Salomon das Flugblatt verfaßt hat.

Die zweite Broschüre gibt auf Grund persönlicher Studien eine lebendige und interessant geschriebene Darstellung der Settlementsbewegung in England. Auch die gleichen oder ähnliche Veranstaltungen in Amerika finden Erwähnung. Deutsche Bestrebungen in derselben Richtung, die aber entsprechend den deutschen Verhältnissen einen etwas anderen Weg einschlagen mußten, werden berührt und beurteilt. Am Schluß wird die Bedeutung dieser Bestrebungen zur sozialen Verständigung knapp und klar hervorgehoben. Die kleine Schrift dürfte sowohl als Orientierungs- wie als Propagandamittel gute Dienste leisten.

„Leitfaden der praktischen Volkswirtschaftslehre“. Zum Unterrichtsgebrauch an Seminaren und höheren Lehranstalten von Dr. Elisabeth Gottsche in er. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses Halle a. S. Der Leitfaden füllt eine jetzt häufig empfundene Lücke in unserer pädagogischen Literatur aus, eine Lücke freilich, deren Vorhandensein erst moderne Strömungen innerhalb der Pädagogik aufgedeckt haben. Mehr und mehr sieht die Schule ein, daß die Gestaltung unseres modernen Kulturlebens sie zwingt, den wirtschaftlichen Triebkräften, der technischen Organisation unserer gesellschaftlichen Verhältnisse ihre Aufmerksamkeit zu schenken. So wird die Nationalökonomie immer mehr ein Bestandteil der allgemeinen Bildung, die die Schule zu geben hat. Der Leitfaden entspricht diesen neuen Anforderungen sowohl durch die Umsicht der Stoffauswahl als auch durch die Klarheit der Zusammenfassung. Er verfährt im ersten Teil nach historischen Gesichtspunkten und zeigt die Entwicklung der verschiedenen Wirtschaftsformen in ihrer Reihenfolge. Dann wird in einem mehr systematischen Teil ein

Überblick über die drei großen Produktionszweige gegeben. Dabei fällt das Hauptgewicht auf die praktischen sozialpolitischen Fragen, die sich aus den Arbeitsverhältnissen in diesen Zweigen ergeben haben, und die von der Gegenwart zu lösen sind. Wir können das Buch auch für alle diejenigen, die sich an der Hand einer einfachen Einführung die grundlegenden volkswirtschaftlichen Kenntnisse erwerben wollen, nur auf das wärmste empfehlen.

„Schillers philosophische Gedichte“, eine Einführung in ihre Grundgedanken von Helene Lange Zweite durchgearbeitete Auflage. Berlin, L. Schmalies Verlag. (Preis 1,60 Mark; eleg. geb. 2,50 Mark.) Die erste Auflage des Buches beruhte auf Vorträgen über Schillers philosophische Gedichte, die von der Verfasserin im Jahre 1886 gehalten wurden. In dieser zweiten Auflage ist der Charakter des Vortrages und die damit notwendig verbundene Gliederung des Stoffes möglichst getilgt. Im übrigen ist in verschiedener Hinsicht dem Wandel unseres ästhetischen Gefühls und unserer Weltanschauung innerhalb der letzten zwanzig Jahre Rechnung getragen worden. Diese Veränderung ergab sich aus der Bestimmung dieser Einführung. Sie soll den Gedankenreichtum der Schillerschen Gedichte für die Weltanschauung des einzelnen fruchtbar machen, den Wert der Schillerschen Weltanschauung für das geistige Ringen und den praktischen Lebenskampf des Menschen zeigen. Die Einführung gibt also keine philosophische Deutung; sie setzt vielmehr eigentlich voraus und versucht, die Gesamtstimmung der Gedichte, den künstlerisch durchseuchten Idealismus Schillers seinem Wesen nach zu erfassen und seine dichterischen Äußerungen im einzelnen zu erklären.

„Die Frauen im kirchlichen Gemeindeleben“. Beitrag zur Frage des kirchlichen Stimmrechts von Paula Müller. Hannover. Verlag von Heinrich Feesche 1904. Die kleine Broschüre der Vorstehenden des Deutsch-Evangelischen Frauenweltbundes trägt im wesentlichen apologetischen Charakter. Nicht nur insofern sie sich direkt gegen Angriffe wendet, die von der Zeitschrift „Der alte Glaube“ gegen das Frauenstimmrecht in der kirchlichen Gemeinde erhoben sind, als auch, indem sie die Forderung des Frauenstimmrechts sowohl aus allgemeinen sozialen Erwägungen, als auch aus religiösen Überzeugungen und kirchengeschichtlichen Nachweisen zu stützen versucht. Der Vortrag zeigt die resolute Klarheit, mit der die Führerin des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes die Gedanken der Frauenbewegung innerhalb des ihrem Bunde gesteckten Rahmens vertreten hat.

„Großvater“. Roman von Jonas Lie. Vierte Auflage. Verlag von Richard Taendler. Bücher, wie die von Jonas Lie, verdienen, dem Publikum immer wieder ins Gedächtnis gerufen zu werden. So machen wir auf die vierte Auflage dieses Romans, der bei seinem Erscheinen in deutscher Sprache in unserer Zeitschrift schon eingehend gewürdigt worden ist, an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich aufmerksam. Jonas Lie zeigt die in der nordischen Literatur so heimische Kunst der Wirklichkeitsbetrachtung, die sich am Naturalismus gekult hat und sich doch über ihn erhebt.

„Das Suchen der Zeit“; Blätter deutscher Zukunft. Herausgegeben von Friedrich Dapp und Hans Wegener. Zweiter Band.

Die Freude; ein deutscher Kalender für das Jahr 1905. Verlag von Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf und Leipzig 1904.

Die beiden Bücher atmen denselben Geist, den Geist eines Optimismus, der nicht an den tiefen und schweren Fragen der Menschheit vorübergeht, aber der in ihnen Aufgaben sieht, an denen die besten und edelsten Kräfte stark werden. Die Mitarbeiter an den Blättern deutscher Zukunft, Friedrich Naumann, Arthur Bonus, Heinrich Weinel, Karl Hauptmann u. a., zeugen mit ihren Namen für diesen Geist. In ihnen allen fühlen wir den Lebensglauben, der zuversichtlich im Herzen unseres Volkes selbst nach den Antrieben zu beständiger Erneuerung unserer geistigen und sozialen Zustände sucht. Der Kalender, der in seiner schönen Ausstattung schon zum zweitenmale erscheint, bietet zwanzig unveröffentlichte Zeichnungen von Wilhelm Steinhilber und eine Auswahl aus Matthias Claudius, eine Vereinigung von Wort und Bild, in der sich das Herzhafte und Trauliche deutscher Art kräftig und eindringlich ausdrückt.

Von der Auswahl aus Carlyle, die unter dem Titel „Arbeiten und nicht verzweifeln“ von dem gleichen Verlag herausgegeben ist, erschien kürzlich das 25. Tausend, ein Beweis, wie die mühtigen und bescheiden Gedanken des Dichters in dieser Auswahl zum Herzen der Gegenwart gesprochen haben.

„Die Kinder von Hedenham“. Ein deutscher Familienroman von Marie Diers. Braunschweig, George Westermann. (Geb. 3,60 Mark, geb. 4,60 Mark.) Es ist nicht gerade eine besonders tiefgründige Psychologie, auch keine hervorragende künstlerische Eigenart in dem Roman, aber eine redliche Darstellung von Menschen und Ereignissen. Die Schicksale der Kinder von Hedenham vollziehen sich folgerichtig nach Anlage und Erziehung; nur sollte die Erzählerin den pädagogischen Gang unterbrechen, auf diese Folgerichtigkeit immer wieder hinzuweisen. Sie ist für den modernen Leser doch etwas zu Selbstverständliches.

„Die Frauenkleidung und ihre natürliche Entwicklung“. Von Dr. C. H. Stray. Dritte völlig umgearbeitete Auflage. Mit 269 Textabbildungen und 1 Tafel. (Preis geb. 15 Mark; in Leinwand geb. 16,40 Mark.) Verlag von Ferdinand Enke, Stuttgart. — Das vorzüglich ausgestattete, auf Kunstpapier gedruckte Buch bringt in gebiegener wissenschaftlicher Darstellung ein überaus reichhaltiges Material, das dem Künstler wie dem Ethnologen viel zu bieten hat. Daß es auch für alle die in Betracht kommt, welche die Frauenbewegung auf der ihr zukommenden breiten Basis studieren wollen, davon dürfte die Angabe des Inhalts überzeugen, die hier für sich selbst reden mag.

Einleitung. I. Die Nacktheit. II. Die Körperverzierung, a) Körperschmuck, b) Kleidung. III. Einfluß der Rassen, der geographischen Lage und der Kultur auf die Körperverzierung. IV. Der Körperschmuck, a) Bemalung, b) Narbenschmuck und Tätowierung, c) Körperplastik, d) Am Körper

befestigte Schmuckstücke. V. Die primitive Kleidung (Hüftschmuck). VI. Die tropische Kleidung (Kod). VII. Die arktische Kleidung (Hose, Jacke). VIII. Die Volkstracht außereuropäischer Kulturvölker, 1. Chinesische Gruppe, 2. Indische Gruppe, 3. Indochinesische Gruppe, 4. Japantische Gruppe. IX. Die Volkstrachten europäischer Kulturvölker, 1. Die eigentliche Volkstracht, 2. Die Standestrachten, 3. Die Hose als weibliche Volkstracht. X. Die moderne europäische Frauenkleidung, 1. Unterkleider, 2. Oberkleider. XI. Einfluß der Kleidung auf den weiblichen Körper. XII. Verbesserung der Frauenkleidung.

Was zum Schluß noch über die Reformbedürftigkeit der Reformkleidung gesagt wird, dürfte nicht ohne Grund sein.

„Carl Goldbeck“. Von Dr. Carl Michaelis, Stadtschulrat in Berlin. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. Wer Carl Goldbeck, den genialen, viel verehrten Leiter der Charlottenschule in Berlin, gekannt hat, weiß auch, wie überaus schwierig es war, für sein Wesen als Mensch und Lehrer die genaue Formel zu finden. Man muß bewundern, bis zu welchem Grade das dem Verfasser des vorliegenden kleinen Lebensabrißes dennoch gelungen ist, der allerdings durch seine langjährigen nahen Beziehungen zu Goldbeck ganz besonders zu seiner Aufgabe berufen war. Die sorgfältige Quellenarbeit, die augenscheinlich auch der Zeit zugrunde liegt, die dem Verfasser aus eigener Erfahrung nicht bekannt sein konnte, läßt so manchen Charakterzug in seinem Ursprung erkennen, der noch vielen in lebendiger Erinnerung steht. Denn das Wort von der geprägten Form, die lebend sich entwickelt, gilt auch hier. Den vielen Schülerinnen, die Goldbeck reiche Anregung und die bleibende Richtung auf geistige Interessen zu danken haben, wird das Buch eine willkommene Gabe sein; darüber hinaus aber bietet es als psychologische Studie ein allgemein menschliches Interesse.

„Die Mutter“. Ihr Lob, ihre Freude, ihr Leid, aus der Weltliteratur gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Clemens. „Aus der Frauenwelt“. Eine Auswahl von Beiträgen der Kölnischen Volkszeitung, herausgegeben von Frau Adele Sieger. Köln a. Rh. Verlag von J. B. Bachem.

Beide Bücher kennzeichnen sich, das zweite begreiflicherweise am meisten, als Äußerung katholischer Anschauungen über die Frau und in weiteren Sinne über die Frauenfrage. Die Sammlung, die das Leben der Mutter wiedergibt, wie es von der Literatur aufgefaßt und dargestellt worden ist, hat sich freilich nicht auf diese Äußerungen katholischer Schriftsteller beschränkt. Sie hat ihren Rahmen ziemlich weit gezogen und Hebel, Heise, Hofegger, auch ganz moderne wie Mia Holm, Ada Negri und andere berücksichtigt. In ihrer Vielseitigkeit ist die Sammlung nicht ohne einen eigenartigen Reiz. Dem im „Kampf der Frauen“ geschärften Empfinden gibt sie einen halb wehmütigen Eindruck. Wie selbstverständlich ist diese Fülle von Aufopferung und Entfagung, so lange die Welt steht, hingenommen und verbraucht worden!

Ein in anderem Sinne aktuelles Interesse hat die Sammlung von Aufsätzen aus der Kölnischen Volkszeitung, die ja bekanntlich seit einigen Jahren

eine besondere Rubrik für die Frauenfrage führt. Reicht auch der Kreis dessen, was hier zur Besprechung kommt, nicht weit über das Wirtschaftliche und Charitative hinaus, so verraten doch manche der Aufsätze innerhalb dieses Feltes gesunde Ansichten und vor allem einen Ernst der Gesinnung und ein Bemühen um wirkliches Verständnis, bei dem man sich manches achselzuckenden Wohlwollens von anderer liberalerer Seite nicht ohne Bitterkeit erinnert.

**Friedrich Spielhagen, Romane — Neue Folge.** — Wohlfeile Lieferungs Ausgabe in 50 Hefen à 35 Pf. Auch in 7 eleganten Bänden in geschmackvoller Raffete zu 26 Mark. Verlag von L. Staackmann in Leipzig. Mit dem Roman „Frei geboren“, der bereits in der zehnten Auflage vorliegt, ist nunmehr diese wohlfeile Volksausgabe vollständig geworden. Es liegen also jetzt die gesamten bisher erschienenen Romane Spielhagens in einer guten und billigen Ausgabe vor.

„**Bücherverzeichnis der öffentlichen Bibliothek und Lesehalle**“, Berlin, Algenbrunnstraße 26. II. Auflage, Verlag Hugo Heimann, 1904. Das soeben erschienene „Bücherverzeichnis der öffentlichen Bibliothek“ ist den Frauenvereinen warm zu empfehlen. Danach hat die aus privaten Mitteln erhaltene, jedermann unentgeltlich zugängliche Bibliothek ihren

Bücherbestand seit der kurzen Zeit des Bestehens so stark vermehrt, daß zur Zeit in Berlin und vielleicht auch in Deutschland keine zweite Volksbibliothek über einen so umfassenden Bestand, namentlich auf dem Gebiet der Sozialwissenschaften und der Volkswirtschaft verfügt. Es ist namentlich auf die Abteilungen des Bücherverzeichnisses hinzuweisen, die sich auf Familie und Ehe, auf Frauenfrage und Sittlichkeitsfrage, auf Sozialpolitik und Arbeiterfrage beziehen. Die Anordnung des Bücherverzeichnisses ist eine so vorzügliche, daß sie das Studium solcher Probleme auch dem Anfänger außerordentlich erleichtert. Das Inhaltsverzeichnis ist in 19 Gruppen geteilt, deren jede ein besonderes Gebiet umfaßt und wieder in viele kleine Unterabteilungen zerfällt. Durch diesen Sachkatalog kann man für jede Spezialfrage, über die man sich orientieren will, leicht die geeigneten Autoren finden. Ein Verfasser- bzw. Titelregister ist der zweiten Auflage des Verzeichnisses hinzugefügt, wodurch die Auffindung einzelner Bücher auch sehr erleichtert wird. Bei der ungeheuren Schwierigkeit in der Beschaffung wissenschaftlicher Bücher, mit der in Deutschland alle zu kämpfen haben, denen die Universitätsbibliotheken nicht geöffnet sind, ist durch die genannte Bibliothek eine Lücke in unserem Bildungswesen ausgefüllt worden, die namentlich von den Frauen vielfach schwer empfunden wurde.



## Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

**Anton, Hans.** „Über die Notlage vieler verheirateter Frauen der besseren Stände und über den Zusammenhang mancher dieser Notlagefälle mit der Prostitution.“ E. Pirson's Verlag, Dresden. 17 S. Preis 50 Pf.

**Arminius.** Der Mißbrauch des Reichstagswahlrechts durch die Sozialdemokratie. Verlag von Otto Klöner, Berlin.

**Boberlag, Bianca.** Die Kentaurin. Roman. Berlin W. 50, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. (Hermann Ebbod) 1904. Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.

**Bode, Dr. Wilhelm.** Gasthausreform durch die Frauen. Herausgegeben vom Deutschen Verein für Gasthausreform. Mit 15 Bildern und Grundrissen. Weimar 1903, im Buchhandel durch W. Bode's Verlag.

**Bormann, Georg.** Die Erdgräfin. Erzählung. Berlin W. 50, Concordia Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ebbod) 1904. Geh. 3 Mark, geb. 4 Mark.

**Brachvogel, Harry.** Die Erben. Roman aus Neu-Deutschland. Preis 4 Mark, geb. 5 Mark. Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand), Leipzig.

**Bräutigam, Ludwig.** Die neue Kunststrick. Preis 60 Pf. Kassel 1904. Verlag von Georg Weig.

**Freund, Dr. Jar. Richard.** Materialien zur Frage der Arbeitslosenversicherung. Berlin 1903. Carl Heymanns Verlag.

**Goldmar, Jan von.** Der neue Mann. Mit Buchschmuck von Walter Caspari. (Gefstein's Jufstr.) Romanbibliothek III. Jahrg. Bd. 11.) Preis 1 Mark, geb. 1,50 M. Verlag von Richard Gefstein Nachf., Berlin.

**Gotthelmer, Dr. Elisabeth.** Leitfaden der praktischen Volkswirtschaftslehre. Zum Unterrichtsgebrauch an Seminaren und höheren Lehranstalten. Preis 1 Mark. Halle a. S. 1904. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

**Gretzlein's praktische Hausbibliothek.** Band 2. Guter Ton und seine Sitte. Von A. Reinhold. Preis in elegant. Original-Leinenband 1 Mark. Konrad Gretzlein's Verlag in Leipzig.

Band 3. Das eigene Heim. Praktische Winke vor und nach der Gründung eines Haushaltes. Für alle Verhältnisse in Stadt und Land dargestellt von L. Bürtner. Mit zahlreichen Abbildungen. Preis in eleg. Original-Leinenband 1 Mark.

Band 6. Der Rechtsanwält im Hause. I. Teil: Zivilrecht. Allgemeine Bestimmungen, einzelne Verträge, Sachenrecht. Von Rechtsanwält Dr. Ludwig Fuld. Preis in eleg. Original-Leinenband 1 Mark. Konrad Gretzlein's Verlag in Leipzig.

Band 18. Zucht und Pflege der Zimmerbögel. Von Arthur Wulf. Mit 50 Abbildungen im Text und 27 Vogelbildern auf 6 farbigen Tafeln. Preis in eleg. Original-Leinenband 1 Mark. Konrad Gretzlein's Verlag in Leipzig.

Band 23. Der Rechtsanwält im Hause. II. Teil: Familienrecht. Von Landrichter Paul Fischer. Preis 1 Mark. Konrad Gretzlein's Verlag in Leipzig.

**Gutmann, Paul.** Der verkaufte Dichter. Tragikomödie. Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand), Leipzig.

**Hankeln, Adalbert von.** Der Bilar. Novelle in Versen. Zweite Auflage. Berlin W. 50, Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ebbod, 1904. Geschmacksgeb. 1,20 Mark.

**Heing, W. Lebrigen.** Eine Erziehung aus dem Leben. Preis 75 Pf. Moderne Frauenbibliothek. Verlag der Frauenrundschau.

**Hoy, Emma.** Goldene Räder. Ein Sehnsuchtsdrama eines Künstlers. Novelle. Preis 2 Mark. Verlag von Hans Briebe & Co. Berlin-Steglitz.

**Hierott, Marie.** Schweigen. Vergilte Blätter aus der Truhe meiner Urgroßtante. Straßburg 1903. J. G. Cb. Geig (Geig & Hummel).

**Johst, J.** „Im Herrenhau.“ Eine schilfliche Geschichte von Mensch und Tier. Mit Illustrationen von D. von Arnim. Geheftet 2 Mark. (Verlag von Friedrich Rothbart, München.)

— „Klaus Winkler.“ Ein Roman. Geheftet 4,20 Mark; geb. 5 Mark. 28 Bogen oft. (Verlag von Friedrich Rothbart, München.)

**Kandeler, Ulrich.** Die Elemente der Tonbildung mit Berücksichtigung der Frauenstimme. Preis 60 Pf. Verlag von Holz & Pahl, Dresden.

**Langweiser, Dr. Aug. Jakob** Casarin, der Freund Lavaters, Senzeng, Alinger u. a. Ein Beitrag zur Geschichte der Genieperiode. Mit einem Anhang. Ungebrudte Briefe. Preis 3 Mark. Zürich. E. Speidel. Alab. Verlagsbuchhandlung 1899.

**Littmann, F. u. E. Ego.** Gedichte. Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand), Leipzig.

# Schering's Malzertrakt

Ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Konvalaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc.

**Malz-Extrakt mit Eisen** gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Mitteln, welche bei Blutarmut (Mischfucht) etc. verordnet werden. *Bl. M. I. u. 2.*

**Malz-Extrakt mit Kalk** wird mit großem Erfolge gegen Nschittis (sogenannte crallische Grantheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. *Bl. M. I.*

**Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 10.**  
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

**Lucas, August.** Puppenmütterchen Nähhsule. Eine Puppengeschichte, zugleich eine Anleitung, nach welcher junge Mädchen ihre Puppenkleider selbständig herstellen können.

Die kleine Ausgabe (Buchausgabe) enthält: Das Textbuch; die Puppengeschichte und Anleitung zur Herstellung von Puppenkleidern. Die Mappe mit den Schnittmusterbogen und farbigen Modelldern, sowie Pausteuerordnung. Preis 2,50 Mark.

Die große Ausgabe. Inhalt: Das Textbuch mit Geschichte und Anleitung. Die Mappe mit den Schnittmusterbogen und Probebildern etc. Eine Anklebepuppe. Zwei Nähhsen für Nähhszeug und Stoffe. Ein großer verzierter Kasten zur Aufbewahrung des Arbeitsspiels. Preis zusammen 8 Mark. Verlag von Otto Kaiser in Ravensburg-Ludwigs, Marie. Kochbuch für den Selbstkocher. Eleg. gebd. Verlag von Carl Habel, Berlin.

**Maurer - Hartmann, Karl.** Kritik Eine Studie. Preis eleg. brosch. 40 Pf. Verlag von Theodor Unger in Altona.

**Müller, Gustav Adolf.** Stimmen toter Dichter. Briefe, Gedichte, Erinnerungen. Mit dem Bilde der Preitin Ulrike von Levetow. Wortes letzter Lieber. Hannover, Verlag von Otto Lohme. Preis brosch. 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark.

**Rebegani-Weber.** Die soziale Frage und die Frauen. Verlag von Moritz Schäfer in Leipzig.

**Spangh, Arthur.** Neue Gedichte. 3. vermehrte Auflage. Ladenpreis 2 Mark, geb. 2 Mark. Berlin 1903. Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung.

**Sotapenko, J. N.** Ein Stern. Roman. Preis geb. 2 Mark, gebd. 3 Mark. Berlin W. 10, Richard Zaendler's Verlag.

**Sachs, Henric.** Nocturno. Pathologische Liebesgeschichten. Verlegt bei Schuster & Koefler. Leipzig und Berlin 1903.

**Hofenbaum, Henry.** „Allesamt Sünden.“ Novellen. Buchschmuck von Walter Jenschel vom Hain. In künstlerisch ausgestatteter Umschlag geb. 2 Mark. Verlag von Friedrich Rothbarth München.

**Rossmiret, Jean Pierre Barthélemy.** Von Louise bis Beethoven. Preis brosch. 3 Mark. F. Fontane & Co. Berlin 1904.

**Satzburg, Franz von.** Des Weibes Sünde. Ein Duzend Duzendgeschichten. Mit farbigem Umschlag vom Maler des Robert. Preis 1,80 M. = 1,50 Mark. Moderner Verlag in Wien.

**Scharf, Ludwig.** Ichnandala-Lieder. Umschlagsporträt nach einer Kreiszeichnung von G. Ichnhäufer. Preis 2 Mark. Verlag von Agel Jander, Stuttgart.

**Scharlau, Willy.** Die Bräute. Roman. Preis geb. 4 Mark, gebd. 5 Mark. Berlin W. 10, Richard Zaendler's Verlag.

**PARIS.** 48, rue Monsieur le Prince, près de l'Université. Examen Alliance Française et Certificat de la Sorbonne. Pension 130 fr. Vortreffliche Verpflegung. CHAUVÉAU, Vorsteherin.

**Oxford.** School of English for Foreign Students. Homes in English families are provided. For particulars apply to Miss Hacking, Secretary. 22, Park Crescent, Oxford.

**PARIS.** Pension pour quelques Dames et jeunes Filles studieuses voulant suivre les cours mettre Collèges du Collège de France, de la Sorbonne, des Lycées, Ecoles Académiques Spéciales et de l'Alliance Française. Vraie vie famille • Conversation exclusivement française • Prix modérés

**Madame Pasteau**  
48, rue Monsieur-le-Prince Paris (VI<sup>e</sup> arr<sup>t</sup>)

**Damen,** die sich Studiums halber in Berlin aufhalten, denken, finden Zimmer mit u. ohne Pension bei Frau Seemann, Königgrätzerstr. 82 III L

**Der Vereinsbote,**

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einzahlung von 2,20 Mark.

## Frauentrost

Gedanken für Männer Mädchen und Frauen

4. Abdruck. 7-9. Tausend

== Mk. 1.80 ==

leicht gebunden in den Buchhandlungen auch zur Ansicht.

Ein feines und reines Buch, das für die Befreiung des Weibes im Weibe eintritt.

Verlag C. H. Beck, München.

**Töchterpensionat Hale e. Harj.** Wissenschaftliche Fortbildung, Haushalt, Musik etc. Prospekt. Frau Professor Lohmann.

**Nationalstenographie.** Selbstunterricht in 3 Briesen 8r. bis 100. Tausend. Kl. Lebrg. für 10 Pf. Marke. Probierbrief gratis. Verlag für Nationalstenographie, Liegnitz.

**Das Rote Kreuz Bayern,** München, Oberin Schw. v. Ballmenich, nimmt kath. u. evg. Deutsche 19-26 J. auf 1. Krankenhilfe, Kinderbewahrung u. zugehöriger Verwaltung (Bureau, Küche, Wäscherei, Näherei u. ganze Oberleitung). Theor. u. prakt. Ausbildung; 226 Schweiß. Etlische u. materielle Vorteile e. wohl fundierten Genossenschaft u. doch größtmögliche persönl. Selbstbestimmung.

**Damen-Pensionat.**

Internationales Heim, Berlin SW., Halleschesstr. 17, 1, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen angenehmen Aufenthalt in der Reichshauptstadt. Monat. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 76 Mk. an. Passanten v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfehlung d. Herrn Pastor Schmidt, SW., Yorstr. 86 I und Herrn Pastor Pleass, SW., Zeltower Str. 21 III. Fr. Selma Springer, Vorsteherin.

**Sprach- u. Handelsinstitut für Damen**  
von Frau **Elise Brewitz,**  
BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Korb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Vierteljährs-, Halbjährs- und Jahresurse. • Wuktertorior.

**Bib. Modells.** • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • Pension im Hause.

**Originalrezept.** — Rindfleisch mit Kräutern. 6 Personen. 2-3 Stunden. Ein gut zurechtgemachtes Filet legt man in eine Kasserolle, deren Boden dicht mit feinen Speckscheiben bedeckt ist, gibt das nötige Salz und  $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$  Liter leichte Brühe oder Wasser, einige Zwiebeln, zerschnittenes Wurzelwerk, eine kleine in Scheiben geschnittene Pfeffergurke, einige Stiele Thymian, etwas Estragon und Gewürz dazu und läßt das Fleisch unter öfterem Begießen gerdämpfen. Wenn es herausgenommen ist, wird die Sauce durch ein Sieb gerührt, mit ein wenig in Wasser glattgequirltem Kräftmehl feimig gekocht, mit 6 bis 8 Tropfen Maggi's Würze vollendet und angerichtet. v. Bg.

**Auszug aus dem  
Stellungsvermittlungsregister  
des Allgemeinen deutschen  
Lehrerinnenvereins.**

Zentralleitung:

Hr. J. Rodenader,  
Berlin W. 35, Genthinerstr. 16,  
Gartenhaus I.

1. Für eine höhere Privatschule in Schlessen wird für sofort eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht zum Unterricht für Französisch und Deutsch auf der Mittel- und Oberstufe. Französisch, im Ausland erlernt, Bedingung. Gehalt 12—1400 Mark.

2. Für eine Privatschule in Hesse-Nassau wird für sofort eine wissenschaftlich geprüfte oder Sprachlehrerin für Englisch und Französisch gesucht. Gehalt 1100 Mark.

3. Für eine Familienschule in Braunschweig wird zum sofortigen Antritt eine Lehrerin mit wissenschaftlichem oder Volksschulexamen gesucht zum Unterricht für circa 8 Mädchen im Alter von 6—10 Jahren und 4 Knaben im Alter von 6—8 Jahren. Gehalt nach Übereinkommen.

4. Für eine Privatschule in Westpreußen wird zum Beginn des Winterhalbjahres eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin, evangelischer oder katholischer Konfession, gesucht. 40 Mädchen und Knaben im Alter von 6—14 Jahren werden von 2 Lehrerinnen in 2 Klassen unterrichtet. Gehalt 1000 Mark eventuell mehr.

5. Eine adlige Familie in Westfalen sucht zum sofortigen Eintritt eine junge wissenschaftlich geprüfte Erzieherin zum Unterricht für 1 Mädchen von 8 und einen Knaben von 11 Jahren. Latein bis Quarta Bedingung. J. H. E. Hobens- und Schlafzimmer. Gehalt 800 Mark.

6. Eine gräfliche Familie in Berlin sucht zum sofortigen Eintritt eine musikalische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin, evangelischer oder katholischer Konfession, zum Unterricht für 1 Mädchen von 9 Jahren. Englisch oder Französisch, im Ausland erlernt, Bedingung. Gehalt 1000 Mark.

7. Zu sofort oder zum 1. April 1905 ist in der Provinz Brandenburg eine höhere Mädchenschule zu verkaufen. Die Schule besteht seit 14 Jahren. Vorsteherinnenexamen erwünscht, da die Schule durch eine tüchtige Kraft sehr gehoben und auch erweitert werden

In unlerem Verlage erschien loeben:

## helene lange Das Endziel der Frauenbewegung.

Rede, gehalten auf dem Internationalen  
Frauenkongreß zu Berlin.

Preis 40 Pfg.

Berlin S. 14.

W. Moeler Buchhandlung.



Die armen Handwerker Thüringens offerieren:

**Reinleinenene Damast-Tischdecken**  
mit dem eingewebten Kyffhäuser-Denkmal Kaiser Wilhelms des Grossen.  
Grösse mit geknüpften Franssen 170×170 cm.  
Preis Mk. 10.—.

**— Tischdecken —**  
mit reizender Kante und mit eingewebter Wartburg  
mit Franssen 175 cm lang und 150 cm breit.  
In Reinleinen Mk. 12.—, in Halbleinen Mk. 11.—.

**Altthüringische Tischdecken**  
mit der Wartburg eingestickt.  
Grösse 160×160 cm. Preis Mk. 10.—.

**Altthüringische Tischdecken**  
mit Sprüchen eingewebt.  
Grösse 160×160 cm. Preis Mk. 8.—.

**Altthüringische Tischdecken**  
mit geknüpften Franssen.  
Grösse 160×160 cm. Preis Mk. 6.—.

Diese Decken aus dem allerbesten Material und in wunderhübschen  
Farbenstellungen verfertigt, sind ein würdiger Schmuck für jedes Zimmer.  
Wir bitten herzlich um gütige Aufträge, gilt es doch, einer notleidenden  
Arbeiterklasse Arbeit und Brot zu verschaffen.

Thüringer Hand-Weber-Verein zu Gotha.



## Kassel. Evang. Fröbel-Seminar

(vormals im Comeniushause).

Staatlich konfessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten  
Estände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kinder-  
gärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin  
Hanna Mecke oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: Generalap. Pfeiffer in Kassel.

## Dr. Ritschers Wasserheilanstalt, Lauterberg (Karz).

Sanat. für Nerven-, Frauen-, chr. innere Krankheiten, Erholungs-  
bedürftige, erweitert und neu eingerichtet. S.-R. Dr. Otto Dettmar.

## Das Heim

des

## Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

in

Berlin, Potsdamerstraße 40<sup>IV</sup>.

nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere  
Damen der gebildeten Stände auf.

Nachtlösis mit Frühst. 1,75 M. \* Ganze Pension pro Tag 2,75 M.

— Bei dauerndem Aufenthalt Monatspreise. —

sonne. Der Kaufpreis beträgt 9000 Mark für Haus, Schule und Inventar; eventuell kann nur Schule und Inventar für 600 Mark übernommen werden, dann beträgt die Jahresmiete 400 Mark. Teilzahlung bewilligt.

8. Für die zu besetzende zweite Lehrerinnenstelle wird für eine höhere Privatschule in Ohreuthen zum sofortigen Antritt eine junge, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Gehalt 1100 Mark.

9. An der höheren Mädchenschule einer großen Anstalt in der Nähe Berlins soll spätestens zu Ostern 1905 eine Oberlehrerin angestellt werden. (Vorbereitung in Naturwissenschaften wird bevorzugt.) Gehalt 1500 Mark und freie Station, steigend nach je 3 Jahren um 200 Mark bis zum Höchstgehalt von 2500 Mark und freie Station. Pensionsberechtigung mit Anrechnung auswärtiger Dienstjahre und Verechnung der freien Station zu 760 Mark.

10. Zu sofortigem Antritt wird eine für höhere Schulen geprüfte Lehrerin gesucht. Anfangsgehalt 750 Mark und freie Station.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 35, Weinb. 18, Gartenhaus L. Sprechstunden: Wochentags 11-3, Sonnabends 11-1 Uhr.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt von:

**Georg D. W. Callweg,**  
Verlag des Kunstwarts  
in München

bei, den wir der freundlichen  
Beachtung unserer Leser hiermit  
angelegentlich empfehlen.



## Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!  
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunstnäherel. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

**Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.**

Filialen an allen grösseren Plätzen.

## Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl.  
Ankunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.  
Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“.

## Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

**Adolf Schustermann,** Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

↑ Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen ↑  
↑ und Zeitschriften der Welt ↑

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

## Neue Bahnen.

Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14-tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel.

Leipzig.

Herth Schäfer.

## Bezugsbedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34-35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

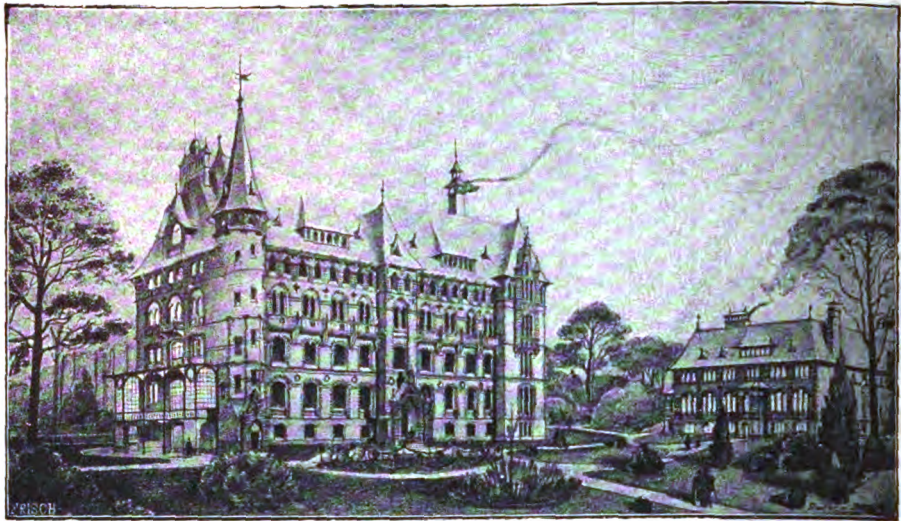
Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34-35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.



unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Besichtigung  
der Anstalten  
jeden Dienstags  
für Haus I  
von 10-12 Uhr  
für Haus II  
von 11-1 Uhr

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

## Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar - Koch- und Haushaltungs-Schule: **Hedwig Heyl**: Course für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Course in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

**Kochcourse für Schulkinder.**

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

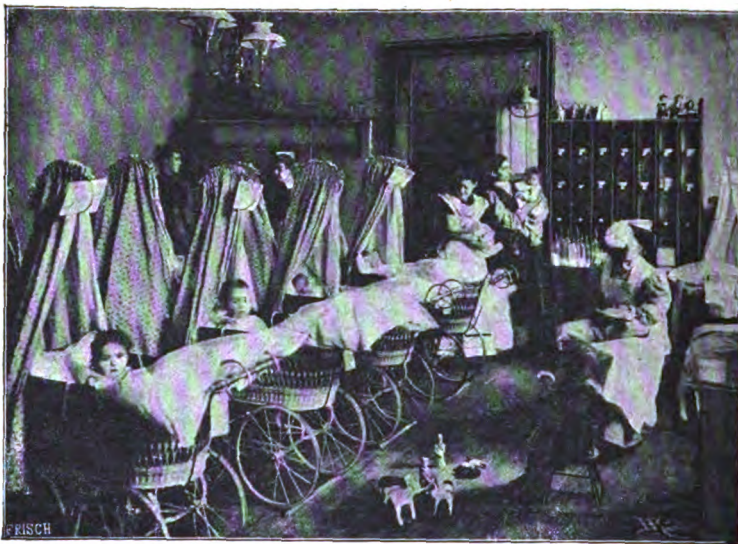
→ Auskunft über Haus II erteilt Frä. D. Martin. →

Haus I.  
gegründet 1870:

Seminar  
für  
Kindergärtnerinnen  
und  
Kinderpflegerinnen.

Cursus  
für  
junge Mädchen  
zur Einführung in den  
häuslichen Beruf.

Course  
zur  
Vorbereitung  
für  
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:  
**Victoria-Mädchen-  
heim.**

Kinderhort.  
Arbeitsschule  
Elementarklasse  
Vermittlungsklasse  
Kindergarten.  
Säuglingspflege.  
Kinderspeisung  
laut Specialprospekt

→  
Anfragen

für Haus I sind zu richten  
an Frau Clara Richter.

Im XVI. Jahrgange erscheint: \* \* Vereins-Zeitung des Pestalozzi - Fröbel - Hauses \* \*

Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

# Im historischen Land des Weberelends.

Von

Dr Robert Wilbrandt.

Nachdruck verboten.

**E**s sind zwei Hauptzentren der schlesischen Hausweberei, an denen ich meine Beobachtungen machte: der Landeshuter Kreis und die Gläser Grafschaft. Das einmal ist ein Städtchen mit den typischen „Lauben“ und Säulenhallen um den Markt herum, unter denen einst die Weber und die Kaufleute handelten, das Ziel unserer Wanderung; das anderemal eine stimmungsvoll einsame Gebirgsgegend, auf deren Höhen man in die weite Landschaft hinausblickt und die reinste Luft der Welt atmet.

Von der Hauptlinie Hirschberg—Glas abzweigend, bringt uns die Bahn nach dem Städtchen Landeshut. Es ist Fabrikstadt geworden. Unter den Fabriken berühmter Firmen steht auch eine große Flachsspinnerei, die vor mehr als fünfzig Jahren vom preussischen Staat gegründet wurde, um die Spinnmaschine in Schlesien einzubürgern und durch verbesserte Garnproduktion dem Weberelend abzuwehren. Als ich vorbeigehe, tritt gerade eine Arbeiterin aus der Fabrik vor das Tor: elenden Aussehens, hochgeschürzt, bis zu den Waden die Beine nackt, anscheinend guter Hoffnung.

Diese Fabrik, aus deren Feinspinnsaal die Arbeiterin, ihrem Aufzug nach zu schließen, trat, einst ein Werk bester Hausweberpolitik, ist heute nach Aussage der Sachkenner an Hygiene das Muster einer Spinnerei, wie sie nicht sein soll. „Ein solcher Schmutz und Staub ist drin, daß nicht durchzusehen ist.“ Die erforderliche Staubabsaugung ist nicht eingerichtet worden, weil das etwa 6000 Mark kosten würde. Daß ein solches Kapital sich verzinst durch verminderte Ausgaben der Krankenkasse und

durch die Mehrleistung gesunder Arbeiterinnen, wird von den maßgebenden Faktoren nicht berechnet. Erwägungen anderer Art scheinen nicht entscheidende Kraft zu haben. Der „staatliche Musterbetrieb“ hat es nicht vermocht, von der gleichfalls Flachspinnenden großen Fabrik im benachbarten Liebau zu lernen, was für Mittel außer dem Gebot: „Nicht auf den Boden spucken!“ der Tuberkulose vorbeugen, zu deren Bekämpfung man Lungenheilstätten baut. Auch die Flachspinnerei von Faltis in Liebau, deren ausgezeichnete Ventilationseinrichtungen ich sah, ist kein moderner Fabrikbau; aber da diese Unternehmung im ganzen 6 bis 8000 Mark für hygienische Verbesserungen aufgewandt hat, so gelang die Flidarbeit an dem alten Werk: Exhaustoren unmittelbar an der Entstehungsstelle des Staubes, Ventilatoren überall, Fenster vor den Hecheln, sodaß wirklich meist gute Luft ist. Die Mädchen sehen daher relativ wohl aus. Ebenso die Männer in den anderen Räumen. Die Krankenkasse des Betriebes hat ein entsprechend günstiges Ergebnis. Die Arbeiter drängen sich zu der Fabrik.

Nur im Feinspinnsaal sehen auch hier die Mädchen meist elend aus. Zwar ist durch die Ventilation die in der Feinspinnerei gewöhnlich herrschende Hitze auf 20° ermäßigt. Aber die feuchte Luft und der leise Gestank von dem faulenden Faden im warmen Wasser, durch das er läuft, hat in der elfstündigen Arbeitszeit auf die vor der Maschine stehenden Mädchen ihre Wirkung. Wegen der Nässe von dem auf den Boden tropfenden Wasser sind sie barfuß in Pantoffeln; aber nicht unanständig, wie in schlecht eingerichteten heißen Spinnfälen.

Nach dieser Abschweifung in die bereits Fabrik gewordene Spinnerei gehen wir aus Landeshut hinaus zu den Hauswebern. Nahe der Stadt hat ihre Zahl abgenommen; sie sind meist in die Fabriken gegangen, niemand lernt es neu. Doch finden wir, namentlich im Winter, schon im Dorf Oberzieder, in das Landeshut ausläuft, noch manche. Wir treten bei einem Leineweber ein. Er besitzt nichts, wohnt zur Miete und webt das ganze Jahr. Täglich zwölf Stunden an sehr breiter Leinwand webend, bei der die Lade sehr schwer zu bewegen ist, verdient dieser außerordentlich kräftige Mann mit seiner Frau, die für ihn spult, wöchentlich etwa 11 Mark. Der nächste, auch ein großer, kräftiger Mann in den besten Jahren, hat zu seinem Schaden leichtere Arbeit: er webt schmale Handtücher, von früh sechs bis Abends neun, in der Woche zwei Stücke zu je 3,20 Mark, verdient also in der Woche 6,40 Mark samt seiner Frau, die alles spult. „Von dem Wirken müßte man hungern“, sagt die Frau. Sie haben aber Landwirtschaft dabei, und im Sommer geht der Mann draußen auf Arbeit. Daher ist kein Elend. Wir kommen ein paar Häuser weiter in ein kleines behagliches warmes Stübchen, mit vielen Heiligenbildern und einer ganzen heiligen Christnacht auf dem Wandbrett, vom fünfundsiebzigjährigen Alten gemacht, der am Ofen sitzt und für seine Frau spult, die am Webstuhl schmale leichte Leinwand arbeitet. Es ist nur Nebenerwerb und brachte für beide zusammen in den letzten vier Wochen 8,40 Mark, also in der Woche 2,10 Mark. Er ist Knecht und dann landwirtschaftlicher Arbeiter gewesen und hat selbst ein bißchen Landwirtschaft; im Sommer arbeitet er gern wieder draußen in seiner gewöhnten Bewegung. Zugleich ist er Pfortner in dem Kapellchen nebenan. Die Frau hat eine Invalidenrente. So ist's kein Elend im Häuschen unter dem Strohdach.

Erst weiter oben, in Schömberg, kommen wir ins Weberelend. Bis vor einigen Jahren gab es hier keine Bahn, keine Fabrik. Alles Handweber. Die neue Ziedertal-

bahn hat nun eine große Fabrik gebracht und kleine Anfänge vergrößern helfen. Vorher mußten nach Schömburg die Kohlen 7 Kilometer weit von Liebau per Achse gebracht und ebenso die Waren weggeschafft werden. In Schömburg Verminderung der Hausweberei durch die große mechanische Weberei bewirkend, erleichtert die Bahn zugleich die Hausweberei in der Umgegend: die Hausweber bringen von fernher in der Bahn das Gewebe und holen das Garn. Nach anderen Dörfern, wo noch keine Bahn, fährt der Verleger den vier Meilen weit zerstreut wohnenden Webern an bestimmten Tagen bis zu einem Treffpunkt entgegen.

Der Lohn ist in Schömburg viel geringer als in dem nur ein paar Meilen entfernten, aber schon länger zum Fabrikort entwickelten Landeshut. Fünf bis sechs Mark wöchentlich scheint für ein zusammen arbeitendes Paar bei den Hauswebern in Schömburg das Gewöhnliche zu sein. Dementsprechend niedrig sind auch in der neuen Fabrik die Löhne: an den mechanischen Webstühlen ist der Wochenverdienst 3, 4, 5, 6 Mark bis 8 Mark! Meist 5 bis 6 Mark; selten 8 Mark. Auf breiten Stühlen verdient zuweilen ein Mann bei schwerer Arbeit 10 Mark; aber das sind Ausnahmen. Mit sechs Mark sind die Leute zufrieden, mit acht felig! Die Mädchen verdienen, fingerfertig, oft mehr als die Männer. Mit dem „Pfeifen“, einer Vorbereitungsarbeit, kann in der Fabrik eher mehr als am Webstuhl erreicht werden, erzählt mir eine alte Frau, die damit sechs Mark in der Woche verdient hat. Viele sind nur im Winter Fabrikarbeiter, im Sommer Maurer und dergleichen; das drückt natürlich Winters den Lohn. In der Hauptsache entspricht er dem noch vorherrschenden Hausweberverdienst; nur mit großer Überanstrengung kann zu Hause mehr als in der Fabrik verdient werden, meist weniger.

Anderer Unternehmer haben in einigen Wohnhäusern modernste Webstühle aufgestellt und vom Elektrizitätswerk, einem Privatunternehmen, mit elektrischer Kraft versehen lassen; also mechanische Hausweberei: Fabrik in den Wohnhäusern. Die Zahl der elektrisch betriebenen Stühle ist aber bisher gering; im ganzen sind es in Schömburg zwölf. Sechs davon sind von einem Kaufmann in staubigen, niedrigen Zimmern seines Hinterhauses aufgestellt und werden von einer älteren Frau und zwei jungen Burschen bedient; der Betrieb untersteht der Gewerbe-Inspektion und den Fabrikvorschriften, ist aber hygienisch ungünstiger als eine große moderne Fabrik. Die anderen sechs elektrischen Webstühle sind bei zwei Arbeiterfamilien aufgestellt. Eine allgemein geachtete und als anständig gerühmte Firma hat ihnen die neuen Stühle angeschafft und mit Elektrizität für Kraft und Licht versehen; auch die Miete für den Arbeitsraum wird von der Firma gezahlt. Abgesehen von der elektrischen Hausweberei ist der Fall auch dadurch theoretisch interessant, daß nicht nur die Kraft und die Arbeitsgeräte, sondern auch die elektrische Beleuchtung und der Arbeitsraum vom Unternehmer gezahlt werden: sodaß auch die Selbstbeschaffung der Arbeitsstätte seitens des Arbeiters, sonst ein Kriterium der Hausindustrie, hier wegfällt. Trotzdem ist es Heimarbeit, im Gegensatz zur Fabrik. Hier trifft die Definition „dezentralisierter Großbetrieb“ völlig zu.

An den gewöhnlichen Handwebstühlen ist die elektrische Kraft nicht anzubringen. Der neuanzuschaffende moderne Webstuhl kostet je nach seiner Einrichtung 300 bis 1000 Mark. Je zwei der aufgestellten Stühle können von einer Person bedient werden. Der Verdienst ist für den Arbeiter an den elektrischen Stühlen hier besser als in der Fabrik. Der Hauptgrund ist der, daß die Fabrik diejenigen Löhne zahlt, mit denen es gerade gelingt,

die Leute von ihrem elenden Handweberverdienst weg in die Fabrik zu locken, während die Arbeiter an den elektrischen Stühlen denselben Stücklohn bekommen, der von ihrem Arbeitgeber an seine Fabrikweber in Friedland gezahlt wird. So erhalten die Schömberger an den elektrischen Stühlen Stücklöhne nach dem Lohnniveau einer schon lange an der Hauptbahn gelegenen und daher industriell entwickelten größeren Stadt. Der letzte Grund ist daher der psychologische: daß diese Firma nicht rein geschäftsmäßig einen möglichst niedrigen Lohn zahlt, sondern ihn nobel nach dem Prinzip „gleicher Lohn für gleiche Leistung“ festsetzt.

Bei der einen der beiden Familien sind vier elektrische Webstühle aufgestellt. Der vom Unternehmer gemietete Arbeitsraum ist mit dem üblichen Webstaub erfüllt; „im Sommer haben wir alle Fenster offen“ tröstet mich der Weber über die mangelnde Ventilation. Die Webstühle bewegen sich elektrisch mit derselben Schnelligkeit und mit demselben Knallen wie in der Fabrik. Der Mann arbeitet von 6 bis 12 und von 1 bis 7 $\frac{1}{2}$ , mit einer halben Stunde Vesperpause, also 12 Stunden. Im ganzen ungefähr 9 Stunden täglich steht auch seine Frau an dem zweiten Paar Webstühle. Wenn's gerade sehr flott gehen muß, nehmen sie noch einen Gehilfen dazu. Mit diesem, dem sie 3 Mark und die Kost, zusammen etwa 7 Mark in der Woche bezahlen, verdienen sie dann zu dreien über 20 Mark in der Woche; zu zweien 15 bis 18 Mark.

Auch als Handweber hat der Mann, der sich für Weib und Kind aufs äußerste plagte, mit seiner für ihn spulenden Frau 15 Mark in der Woche erwebt; davon ging aber wöchentlich für Kettspulen, Geschirre, Schützen, Spulräder, Licht noch einiges ab. Er arbeitete täglich sechzehn Stunden, oft noch länger — bis er gebrochen war. Zuletzt konnte er nur noch 8 Mark in der Woche erreichen. Er ist mit seinen vierzig Jahren ein Greis. „Ja, wenn man muß,“ sagt er. Sein sympathisches Gesicht sagt, daß es das Muß eines guten Menschen war.

Eine Zeitlang haben Mann und Frau in der neuen Fabrik gearbeitet. Lieber arbeitet sie zu Haus, sagt die Frau. „In der Fabrik sticht oft einer dem andern mit dem Messer ins Gewebe, aus Neid, weil der andere mehr verdient.“ Auch ging es nicht wegen des kleinen Töchterchens und wegen der Wirtschaft. Sie wollten deshalb an den Handwebstuhl zurück. Jetzt ist's besser. Die Wohnstube, aus der ein Christbäumchen schaut, ist gleich nebenan; die Frau kann daher die Wirtschaft besorgen zwischen der Arbeit, und das kleine Mädel ist um sie.

Die beiden anderen Webstühle sind bei einem kinderlosen alten Paar aufgestellt. Der Mann hat, überarbeitet und brustleidend, die Fabrikarbeit aufgeben müssen. Kaum zwei Stunden täglich kann er die Frau im Weben ablösen. Daher ist an den Webstühlen meist die Frau. So verdienen sie in der Woche etwa 9 Mark; mit seiner Invalidenrente zusammen zwischen 11 und 12 Mark. Auslagen gehen nicht davon ab. Die Webstühle stehen in einem abgetrennten Raum, aber im selben Haus mit der Wohnung. Die Frau ist ihrem Hauswesen nahe; Herrin über ihre Arbeitszeit, kann sie es zwischendurch besorgen.

Die Firma, welche die elektrischen Stühle aufgestellt hat, beschäftigt hier auch Handweber und macht aus der Leinwand gleich fertige Wäsche; größtenteils im Fabrikbetrieb, der an dreißig elektrisch getriebenen Nähmaschinen meist gesund aussehende Mädchen mit einem Wochenverdienst von 8—10 Mark beschäftigt — sodaß hier die Näherin allein mehr verdient als bei den Handwebern Mann und Frau zusammen.

Der Grundstock von Schömberg ist noch immer die Handweberei, obwohl selten jemand sie neu beginnt. Arbeitslosigkeit ist nicht häufig. Infolge hoher Garnpreise trat sie voriges Jahr ein. Die Fabriken arbeiteten damals weiter; die Hausweber hatten nichts. Jetzt waren sie alle beschäftigt. Aber zu welchem Lohn! Tränen traten einem Weber in die Augen, als ich ihn fragte. Er und seine Frau, die alles für ihn spult, weben feine, schmale Sachen und verdienen zusammen 5—6 Mark in der Woche. Im Sommer ist er Bauhilfsarbeiter; da muß er oft auswärts übernachten, was viel Geld kostet. Dann webt die Frau bei ihrem Kind zu Hause und erreicht etwa 2—3 Mark in der Woche. Im Winter wird vom Sommer gelebt und geborgt. Sie essen Kartoffeln und wieder Kartoffeln, „Kaffee“, Brot und Butter. Die Betten stehen im selben großen Zimmer. Nebenan weben und spulen drei Frauen und erwerben zusammen 7 Mark in der Woche, also die Person 2½ Mark wöchentlich. Dabei weben die Frauen ziemlich breite Sachen, schwere Arbeit. Die älteste von den dreien hat von dem Tod ihres Mannes eine Rente von 9 Mark monatlich; dadurch kommen der Gesamteinnahme in der Woche 2 Mark hinzu. Kartoffeln, Brot, Butter sind wieder die Nahrung. Die nächsten, ein kinderloses sechzigjähriges Paar, weben das ganze Jahr und erreichen gleichfalls 5—6 Mark in der Woche. Zwei Menschen zusammen im Jahr 250—300 Mark! Alle bestätigen mir, daß nur starke Männer mit ganz breitem Leinen 10—12 Mark in der Woche erreichen können, selbstverständlich samt der Frau. Sonst ist stets 5—6 Mark der Verdienst der zwei Menschen zusammen. Alle sind besitzlos, ohne Landwirtschaft. Die schlimmsten Fälle sind natürlich kinderlose Familien mit demselben Verdienst.

In einer Stunde erreicht man von Schömberg mit einem Botenfuhrwerk das Städtchen Liebau. Ein außerordentlicher Gegensatz! Kaum noch irgend welche Hausweber, sondern lauter große Fabriken und bedeutend höhere Löhne. Eine mächtige Möbelfabrik, in der die Männer etwa 15 Mark, auch 18 bis 20 Mark in der Woche erreichen, zwei große Spinnereien (in deren einer die Mädchen 9 bis 10 Mark, die Männer 9 bis 15 Mark durchschnittlich verdienen), eine Glashütte, eine Webfabrik mit etwa 8 bis 12 Mark Wochenverdienst; also Fabrikarbeiterlöhne, während in Schömberg auch in der Fabrik noch das Elend der Hausweberei die Lohnhöhe bestimmt. Und die Ursache? Liebau hat seit 1869 Bahnverbindung; es liegt an einer großen nach Osterreich durchgehenden Strecke. Daher ist es Fabrikstadt geworden, indes eine Stunde davon in Schömberg das Weberelend weiter vegetierte.

Selbstverständlich ist, wie unser Beispiel zeigt, durch eine Sekundärbahn nicht in ein paar Jahren einzuholen, was anderswo in Jahrzehnten durch eine Hauptbahn gebracht worden ist. Dennoch, zeigt dasselbe Beispiel, schafft auch die Kleinbahn in guten Jahren schon den Anfang der Fabrikentwicklung, wo bis dahin technisch unhaltbare Hausindustrie an der Bevölkerung zehrte.

Wir wandern nun in noch gänzlich bahnlose Gegend.

Von Glas bis Rückers geht seit einigen Jahren eine Kleinbahn, von Rückers nach Reinerz, erst seit einem Jahr; von da zur nahen österreichischen Grenze über Lewin bis Nachod ist sie erst im Bau. Bereits sind von Unternehmern Plätze zu Fabrikanlagen, Spinnereien und Webereien, an der werdenden Bahn angekauft worden. Auch Schätze des Bodens, vor allem gute Tonerde, sollen der Hebung durch die der Bahn bedürftigen Porzellanfabriken harren.

Die Ursache, daß ich mich dieser Gegend zuwandte, war ein Zeitungsartikel, der hier eine Hungernot wie in den vierziger Jahren befürchten ließ. Durch das nasse Wetter des letzten Sommers, hieß es, sei die Kartoffelernte größtenteils mißraten, diese Hauptnahrung der Weber teuer geworden, wie stets nach nassen Sommern ein besonderes Weberelend infolge der Kartoffelsteigerung eintrete; und dazu seien viele Weber jetzt arbeitslos, es fehle an Aufträgen, eine Zeit schwerer Not sei im Anzuge, wenn nicht schleunigst große Massenbestellungen erfolgen, die von Militär und Provinz zu erhoffen seien.

Wie ich an Ort und Stelle erfuhr, erschallen alljährlich solche Notrufe in den Zeitungen; dahinter stehen die Kaufleute: auch ein nur in den Zeitungen bestehender Notstand ist ein Mittel, um Aufträge von der Regierung zu erlangen.

Ich habe keinen akuten, aber einen chronischen Notstand gefunden. Das chronische Elend hat im Kreise Glatz einen die anderen Gegenden überragenden Gipfel erreicht, weil hier jetzt die gewöhnlichste Baumwollweberei vorherrscht: diese ist neuerdings noch mehr als die Leinweberei fabrikmäßig geworden, um den hierin weit überlegenen mechanischen Stuhl zu nutzen, und dem parallel hat man die Löhne der Baumwollweber in der Heimarbeit herabgesetzt. Sonst hätten sie überhaupt keine Arbeit mehr bekommen. Einst hat man hier den überzähligen Leinenwebern zu helfen gesucht, indem man sie zur Baumwollweberei anlernte; heute sucht man ihnen zu helfen, indem man ihnen wieder das Leinweben beibringt.

In den achtziger Jahren, erzählt man, ist's auch hier am schlimmsten gewesen, noch viele Weber damals und keine Arbeit. Seitdem hat sich jeder fortgemacht, der nur irgend konnte. In der Nähe von Reinerz habe ich manch verlassenes und verfallenes Haus gefunden: die Weber sind fortgezogen.

Als dann Anfang der neunziger Jahre ein öffentlicher Skandal daraus wurde, als selbst in der „Gartenlaube“ Abbildungen von dem Weberelend erschienen, da hatte dieser Skandal die Folge, daß zwar nichts Großes geschah, aber doch einige alte Rezepte wieder angewandt wurden; von einer Stiftung des Kaisers wurden Webstühle verbessert, Lehrkurse wurden eingerichtet, eine Zentrale zur Beschäftigung der Handweber wurde geschaffen.

Die Stiftung des Kaisers hat manchen Webern einen besseren Webstuhl und damit bessere Arbeit ermöglicht; von bedeutender Wirkung konnte das nicht sein. Der Wanderunterricht ist in seiner Wirkung ungefähr gleich Null geblieben. Die alten Weber, für die er bestimmt war, kamen nicht in die Kurse. Man mußte daher, da der Lehrer doch nicht ganz untätig sein konnte, junge heranlocken; so entstand die Gefahr, daß durch den Weblehrer neue Handweberei gezüchtet wurde. Aber auch das ist zum Glück nur wenig gelungen. Die Lernenden haben die Kunst der Weberei in Fabriken und Kontore mitgenommen. Von größerem Einfluß scheinen die weiblichen Stickschulen zu sein. Vom Staat errichtet, lassen sie für private Unternehmer arbeiten, und die ausgebildeten Stickerinnen verdienen schließlich nach mehrjähriger Übung bis zu 30 Mark im Monat! Ob diese Stickschulen in Reinerz, Neurode, Wünschelburg, Lewin, Habelschwerdt, Mittelwalde, Schömburg einen wirklichen Nutzen haben, so lange sie nur zu einem noch unterhalb schlesischer Fabriklohne bleibenden Hungerlohn die Grundlage sind, sei dahingestellt. Gegenwärtig züchten sie Heimarbeitselend.

Schwieriger zu beurteilen ist das in Reinerz errichtete „Zentralbureau der Hausindustrie-Organisation für Handweberei in Schlesien“. Auf seiner Preisliste ist als

sein Zweck angegeben: „um für die zahlreichen Handweber Schlesiens Arbeit zu beschaffen, damit diese durch regelmäßige Zuführung von Arbeit gegen Not geschützt bleiben“. Der Zweck ist danach im Kern der gleiche wie beim Thüringer Weberverein. Aber wie die Preisliste viel weniger an die Wohltätigkeit appelliert, sondern „in handgewebter Ware zu den billigsten Preisen“ die Kunden zu befriedigen verspricht, so ist auch die ganze Organisation weniger darauf eingerichtet, den Handwebern erträgliche Löhne zu zahlen, als vielmehr in möglichst großem Umfange geschäftsmäßig für Absatz zu sorgen. Das gelingt denn auch. Ausgegangen vom deutschen Offiziersverein, steht die Zentrale mit dem Kriegsministerium in naher Fühlung. Sie liefert, laut Preisliste, für die deutsche Armee, Kaiserliche Marine, Offizier-Kasinos, Provinzialanstalten, Krankenhäuser, Lazarette usw. und für Beschäftigungsvereine. Neben diesen großen Aufträgen kommen die kleinen des Publikums. Aber um durch niedrige Preise all diese Kunden zu gewinnen, zahlt die Organisation auch entsprechend niedrige Löhne. Nicht auf Grund eines Verzichts auf allen Profit, sondern auf Grund niedriger Löhne ist sie konkurrenzfähig. Zwar mögen die Lohnsätze zuweilen höher sein als die der privaten Verleger; ein großer Unterschied aber, wie beim Thüringer Weberverein, ist nicht bemerkbar. Mit einem Wort: die Sache wird in jeder Hinsicht geschäftlicher betrieben, sowohl gegenüber den Konsumenten wie gegenüber den Produzenten. Dadurch ist es möglich geworden, jährlich für eine Million Mark Handweberware umzusetzen, und meistens 1200, ja zuweilen 2000 Handweber zu beschäftigen; also etwa fünfmal soviel als der Thüringer Weberverein. Das Schlimmste, die Arbeitslosigkeit, das direkte Verhungern, ist dadurch von manchen Baumwollwebern abgewendet worden, als die fern von ihnen errichteten Fabriken ihnen die Arbeit genommen hatten. Da es kaum noch möglich, mit Gewinn Baumwolle von Handwebern verarbeiten zu lassen, vermag die Zentrale nur dadurch die Baumwollweber zu beschäftigen, daß sie einerseits sehr wenig Lohn zahlt und andererseits keinen Unternehmergewinn erstrebt, sondern nur Verzinsung des angelegten Kapitals und Besoldung der Angestellten. Das Unternehmen, dessen Geldgeber jetzt ein einzelner reicher Herr ist, hat im Vergleich zu den übrigen kaufmännischen Geschäften durch diesen Verzicht auf Unternehmergewinn einen gemeinnützigen Charakter; es ist aber ein kapitalistisches, wenn wir es mit dem Thüringer Weberverein vergleichen, dessen mildtätig gestiftetes Kapital keiner Verzinsung bedarf, ja dessen kaufmännischer Leiter gänzlich auf das Gehalt verzichtet, das hier dem angestellten Direktor gezahlt wird. Von dem Ertrag wird übrigens ein Teil, wie beim Thüringer Weberverein, zu einem Wohltätigkeitsfonds für die Weber verwendet: für Weihnachtsbescherungen, für Unterstützungen bei besonderen Notlagen, zur Anschaffung oder Verbesserung von Webstühlen und Webgeräten. Ein letzter Teil endlich dient einer Spareinrichtung.

Kapitalverzinsung ist in unserer kapitalistischen Wirtschaftsentwicklung so selbstverständlich, daß es reines Schenken wäre, wenn das Betriebskapital zinslos gegeben würde. Ebenso kann nur ein Wohltätigkeits-Unternehmen darauf gebaut werden, daß der kaufmännische Leiter keinen Lohn erhält. Und wenn wir annehmen, daß die Verzinsung des Kapitals und das Gehalt des Direktors hier jährlich zusammen etwa 30 bis 50 000 Mark ausmachen, so müssen wir erkennen, daß nicht hierin, sondern in der Stellung den Konsumenten gegenüber der entscheidende Unterschied gegen den Thüringer Weberverein zu suchen ist. Denn wenn es auch die Lage der Weber dort erheblich verbessert, zu ihren durchschnittlich 500 Mark Lohn noch 100 Mark



Dividende zu bekommen, in den Ausnahmefällen der 1000 Mark verdienenden sogar 200 Mark, so liegt doch nicht hierin, sondern in der Lohnhöhe der Grund des relativen Wohlseins dort und des relativen Elends hier: den etwa 10 bis 12 Mark Wochenverdienst der Familie beim Thüringer Weberverein entsprechen ungefähr 4 bis 6 Mark bei der Weberzentrale in Schlesien. Und die Ursache dieses Unterschiedes ist eben wieder dieselbe, welche in derselben Zeit die schlesische Unternehmung ungefähr fünfmal so groß als die thüringische hat werden lassen: dort bittet man das Privatpublikum, aus Nächstenliebe teuer zu kaufen, hier tritt man mit wohlfeiler Ware auf den Markt und gewinnt die größten Konsumenten.

Wir erinnern uns, daß der Thüringer Weberverein viele ohne Arbeit lassen muß, und daß nur die relativ günstige Mode der für Handweberei geeigneten Kleiderstoffe diese vielen jetzt mit Arbeit versorgt. In Schlesien dagegen wären die, die von der Zentrale keine Arbeit bekommen, dem Verhungern preisgegeben. In Thüringen wenigen viel, in Schlesien aber vielen wenig zu geben, ist daher durchaus angebracht. Die Prinzipien der beiden Unternehmungen stimmen daher mit der augenblicklichen und mit der gesamten historisch gegebenen Lage ihrer Gegenden überein.

Die Reinerzer Zentrale hat in ihrem fabriktähnlichen, großen Haus bisher fast nur einige Vorbereitungsmaschinen, Lieferräume, Lehrwerkstätten, Zuschneiderei, Mangel und Dampfmaschine. Neuerdings werden elektrische Webstühle in Gang gesetzt: die Anfänge eines großen Fabrikbetriebs, in den auch die bisher in Reinerz und Umgegend von mehreren hundert Heimarbeiterinnen betriebene Wäschehäherei einbezogen werden soll.

Die Weber, die von der Zentrale beschäftigt werden, sind nicht selten solche, die nur im Winter arbeiten. All die kleinen Bauern im Gebirge brauchen Wintererwerb. Das bewirkt alljährlich im Herbst großen Andrang. Da diese Winterweber bei schlechtem Lohn doch nicht im Elend versinken, weil das Weben für sie nur Nebenerwerb ist, sind sie kräftiger als die das ganze Jahr webenden Armsten und daher als bessere Weber eher imstande, die vom Militär bei seinen Aufträgen gestellten strengen Bedingungen zu erfüllen.

Solche Winterweber waren es, die ich zunächst, von Reinerz bergansteigend, fand. Im winterlichen Schnee eingebettet, schauen am Berge verstreut die Bauernhäuschen den Wanderer freundlich an; aus der wundervollen Landschaft in die Häuschen tretend, findet man hier kein Elend, obwohl die Weberei elend genug gezahlt ist: sie ist hier nicht, wie weiter drüben in Tscherbenej und Straußenej, die einzige Grundlage der Existenz.

So fand ich's bei einem jungen, starken und gesunden Landwirt, der jetzt im Winter für die Zentrale Baumwolltücher webt, von früh 6 Uhr an arbeitet und damit im Tag 60 Pfennig verdient, worin das Spulen der Frau einbegriffen: „Wenn man davon leben müßte, müßte man verhungern.“

Unterhalb der preussischen Einkommensteuergrenze sind freilich diese Zwergbauern auch, und dabei zahlen sie bis 1911 noch die Ablösungsrente ihrer einstigen Hörigkeit, rund 13 Mark im Jahr, wie mir der nächste Weber in seinem Rentenbuch zeigte. Der junge Sohn, der hier Leinwandhandtücher webt, verdient samt dem alten Vater, dem Spuler, in acht Tagen 6 Mark. Von der Sommerarbeit, der Landwirtschaft, haben sie trotzdem gesundes Aussehen. Beim Bahnbau zu arbeiten, besteht keine große

Luft. Zuweilen sei Schnee und dann keine Arbeit, der Weg sei weit, auch würden die fremden Arbeiter höher als die einheimischen bezahlt — aber aus allen Gründen hört man heraus, daß diese kleinen Landwirte die Weberei als ein Nebenbei betrachten und im Winter gern zu Haus sind.

Der nächste, den ich frage, hat die Weberei aufgegeben, da sie zu schlecht bezahlt ist; er hat sich ein Pferd angeschafft und fuhrwerft. In einem anderen der einsamen Häuschen geht der Mann auf Arbeit, zum Steinbruch, und die Frau hat viele kleine Kinder, daher weben sie jetzt nicht; „es wäre besser, wir könnten weben,“ fügt sie aber hinzu: sie könnten den Verdienst brauchen.

Es waren 5 bis 6 Mark, die sie in der Woche verdienten, als sie für die Zentrale webten. Das ist hier der gewöhnliche Verdienst der Leineweber; während für dasselbe Arbeiterpaar, Weber und Spuler, bei der Baumwollweberei allgemein kaum 4 bis 5 Mark wöchentlich gerechnet werden.

Die üblichen 5 bis 6 Mark gibt mir auch der nächste Leinwandweber als seinen Verdienst bei der Reinerzer Zentrale an. Er wohnt zur Miete, hat keine Landwirtschaft und war bis jetzt eben beim Bahnbau beschäftigt. Auf Besuch sind gerade ältere Nachbarnleute, auch Hausweber, mit demselben Verdienst, aber im Besitz von zwei Rübem. Alle sind sonntagnachmittäglich wohlgekleidet, gesund anssehend und heiter. „Die Luft und das Wasser müssen hier das Fleisch ersetzen,“ sagt der Alte und alle lachen. Die Stube ist in Ordnung, behaglich und sauber. Der Grund des bei dem genannten Weblohn unverständlichen Wohlseins, die Nebenerwerbslandwirtschaft, hält aber zugleich beim Weben fest: die Häuschen sind verschuldet und haben je 13 Mark Ablösungsrente jährlich zu zahlen. Um als Ansiedler nach Posen zu wandern, wie man ihnen vorschlägt, fehlt das Geld: die Schuld kann nicht bezahlt werden, es bleibt kein Geld für die Übersiedelung und Neueinrichtung. Sonst würde er gern hinwandern, sagt der Alte.

Aus einem der nächsten Häuser tritt ein blaßes Kind barfuß heraus, so weit, daß es noch dem Schnee fern bleibt; ein Alter führt mich hinein: der Familienvater hat vor zwanzig Jahren beim Steinsprengen das Augenlicht fast gänzlich verloren; er bekommt keine Rente, da der Herr nicht zahlungsfähig war; nun macht er, was er kann, im Hause und in der kleinen Landwirtschaft. Die Frau webt nebenbei Baumwollzücken und verdient in der Woche 1 Mark.

Doch ist von Reinerz nach Lewin herüber, wie wir sahen, kein Massenelend. Wir finden es erst bei Gudowa, in Tscherbeneh und Straußeneh, wo viel mehr Menschen das ganze Jahr nur Weber sind.

So erzählt mir in Tscherbeneh ein Weber: er webt Leinwand von sechs Uhr früh bis elf Uhr Abends, macht eine Stunde Mittag, arbeitet also 16 Stunden; sein Verdienst ist brutto dabei 8 Mark, aber davon gehen 2 Mark an den Spuler und 2 Mark an den Andreher, ihm bleiben also 4 Mark in der Woche, 4 Pfennig in der Stunde! Und doch ist das noch eine besondere persönliche Leistung; denn sonst haben oft Weber und Spuler zusammen 4 Mark!

Es ist Sonntag Abend, als ich in Tscherbeneh ankomme; im Wirtshaus ist Tanz. Lauter junge Weber und Weberinnen oder Spulerrinnen; einigen ist's wohl anzusehen, daß sie überarbeitet und unterernährt sind. Die meisten Mädchen aber sind frisch und viel wohlter als die Fabrikarbeiterinnen im Feinspinnsaal der besteingerrichteten Spinnerei — geschweige denn in schlechten Spinnereien. Die Luft, die Ruhe, bei vielen auch die

Sommerarbeit als landwirtschaftliche Magd oder als Dienstmädchen im nahen Bad Cudowa, kurz das Fernsein der Schäden für Körper und Seele, die wie so manche Fabrikarbeit ganz besonders die Spinnerei dem weiblichen Geschlecht gebracht hat, läßt, unerwartet genug, den Vergleich zugunsten der Hausweberinnen ausfallen.

Die Tanzenden sind städtisch und alle ganz nett gekleidet. Die Burschen sitzen beim Bier; die Mädchen stehen an der Tür zusammengedrängt. Zuerst stehen die Mädchen draußen im Vorraum und die Tür ist geschlossen; nur zum Tanz wird die eine oder andere von den trinkenden Burschen hereingerufen. Die Männer sind entrüstet über den Gedanken, es könne anderswo anders sein. Tatsächlich aber ist auch dieses Bild des Tanzsaals aus dem Verfall der Handweberei zu erklären. Denn die zugrunde liegende Ursache ist die Überzahl der Mädchen, die bei der Familie bleiben, während die jungen Männer von der Handweberei meist fortwandern. Nicht selten sollen zwei Drittel in diesen Hausweberdörfern weiblich sein.

Am andern Tag ging ich auch hier zu den Hauswebern selbst. Zuerst ein Ehepaar: sie webt gerade, er spult, sie wechseln in beidem ab; die Arbeitszeit ist von sechs Uhr früh bis zehn Uhr Abends und länger, der Verdienst beider zusammen in der Woche 6 bis 7 Mark; sie weben Schürzen, in Baumwolle die relativ lohnendste Arbeit; im letzten Jahr wurde auf das Stück 1 Mark abgezogen, dann aber infolge ihrer Bitten nur 50 Pfennig, sodaß sie nun etwa 40 Pfennig in der Woche weniger als früher verdienen; aber dieses Jahr ist weniger Arbeitslosigkeit als voriges: da wurde immer nur drei Tage gewebt und drei Tage gefeiert. Die Frau sieht noch gesund aus, sie hat früher als Magd in der Landwirtschaft gearbeitet; er sehr fahl und abgerackert. Das Zimmer ist klein, aber sehr nett, rein, ohne Staub, gute Luft. Die Leute sind Einmieter ohne Landwirtschaft; sie zahlen 36 Mark Miete im Jahr. Beide Kinder sind ihnen gestorben; daher kann die Frau so viel weben und dabei den Haushalt so ordentlich besorgen!

Weiter der ansteigenden Landstraße folgend, an der die Häuser des langen Dorfes sich hinaufziehen, komme ich zu einem kleinen Bauern mit zwei Kühen und steilem, schlechtem Feld, das er Sommers bearbeitet. Auf dem Haus liegen 1700 Mark Schulden zu 4½ Prozent, also 76 Mark Zinsen; dazu Hausreparaturen, 7 Mark jährlich Ablösungsrente, etwa 14 Mark Schulsteuern — das alles soll von der Weberei bezahlt werden. Vier Personen arbeiten: der fünfzigjährige Vater, dessen Augen aber zum Weben schon zu schlecht sind, der etwa zwanzigjährige Sohn, eine in Kost und Lohn mittwebende etwa vierzigjährige Weberin und die Mutter, alle ausgehungert und überanstrengt. Sie arbeiten von spätestens sechs Uhr früh bis elf Uhr Abends im Winter, an zwei Webstühlen. Der Verdienst der vier Menschen an beiden zusammen ist in der Woche 10½ Mark. Ofters müssen sie warten, bis sie wieder eine „Kette“ zu weben bekommen; voriges Jahr war lange keine Arbeit. Dies Jahr hat der besser zahlende Verleger keinen Auftrag, daher mußten sie zum schlechter zahlenden, der den Lohn um 1 Mark aufs Stück herabsetzte. Sie weben Baumwollfaden, aber sehr dicke; daher ist ihr Verdienst noch besser als bei anderen!

Über die Arbeit beim Bahnbau hieß es hier: im Winter ist dort oft keine Arbeit, wenige Stunden oder gar keine, daher haben von den Tscherbenehern, die im Herbst dort arbeiten, manche es wieder aufgegeben; es sei weit entfernt, man müsse dort übernachten und essen, manche hätten am Wochenende nur 2,70 Mark nach Hause gebracht. Und nur wer regelmäßig webt und liefert, bekommt Aufträge vom Ausgeber.

Trotz all dieser Gründe habe ich den Eindruck, daß die alte Erfahrung recht hat: der Hauptgrund der Abneigung gegen solche Arbeiten ist die Kraftlosigkeit, die generationenlang angewachsene Schwäche und Mattigkeit in vielen Weberfamilien. Für viele junge aber, die kräftiger sind, ist die Arbeit beim Bahnbau eine weitere Kräftigung, ein Herauskommen aus der Weberei, eine lohnendere Arbeit; und vor allem eine Winterarbeit für die Bauarbeiter.

Bei den Webern selbst hatte ich, im Gegensatz zu dem Bild im Tanzsaal, den Eindruck großen Elends. Jene gesund aussehenden waren doch nur ein kleiner Teil der Gesamtheit.

So täuscht auch oft das Äußere. Während in Italien die Häuser Ruinen gleich sehen und uns Mitleid mit den Bewohnern ergreift, bis wir durchs Fenster ein Dienstmädchen die Suppe auf den sauberlich gedeckten und behaglich beleuchteten Tisch tragen sehen, ist umgekehrt in Deutschland oft in den sorgsam gepflegten Häuschen das Elend bei den Bewohnern. Die Weberhäuschen, gegen die Windseite mit grünem Keisig verkleidet, sodas nur die Fenster herauschauen, sehen reizend aus; aber das Keisigsammeln kostet eine Woche Arbeit, eine Woche ohne Verdienst. Lauter saubere Häuser, saubere Hemden, saubere Füße, bei all den barfuß arbeitenden Webern; Ordnung und Nettigkeit, wenn nicht das äußerste Elend es verhindert. In den fahlen Gesichtern aber und den ausgemergelten Körpern von vielen ist die Not sichtbar. Mit starkem slavischen Einschlag, der Sprache nach halb tschechisch, halb deutsch, streng-katholisch, Zentrumswähler, die Mußestunden mit dem Schnitzen und Kleben von Weihnachtsgruppen füllend, sind die Weber hier der Arbeitertypus, um den man sich nicht kümmert, da er ruhig ist.

Nach einer Stunde steil ansteigender Chaussee, immer von einzelnen Weberhäuschen begleitet, hört Tscherbenej schließlich erst auf, wo das hochgelegene Straußenej anfängt. Auch hier in der Winterlandschaft die verstreuten Häuschen, bergiger Wald, steile Felder; die Landwirtschaft entsprechend bescheiden. In jedem Haus mehrere Webstühle. Etwa zwei Drittel weben das ganze Jahr, ein Drittel nur im Winter, während dreier Monate. Diese sind kleine Landwirte, bauen Kartoffeln und etwas Brot auf dem schlechten Acker, oder sie arbeiten im Sommer außerhalb. Die jungen Leute sind meist in die Fabriken gewandert; die Mädchen bleiben da. Der Ort, kaum halb so groß als Tscherbenej, hat 800 Einwohner. Auf diesen liegen 9000 Mark Schulden, die der Ort machen mußte, um die Straße zu verbessern, und außerdem meist ein paar hundert Mark Schulden jeder einzelnen Familie. Die ganzjährigen Weber wohnen zur Miete; oder sie haben Haus und Ziege. Die Nahrung ist allgemein „Kaffee“ von ein paar Bohnen, Kartoffeln und Schwarzbrot, das die Weber über die nahe österreichische Grenze holen, weil es dann etwas größer ist. Wenn eine Familie Baumwollzücken webt, so haben Vater, Mutter und zwei kleine Kinder zusammen 4 Mark in der Woche. Sind mehrere Kinder da, so verdienen die älteren schon durch Spulen 10 bis 15 Pfennig am Tag, und dann fangen sie möglichst bald zu weben an. Schürzenweber, deren es nur sehr wenige gibt im Dorf, erreichen mit dieser bedeutend schwereren Arbeit samt der Familie 7 bis 8 Mark in der Woche. Der Lohn der Handweber ist in den letzten zwanzig Jahren auf ein Drittel gesunken. Die Arbeitszeit ist meist 16 Stunden (von 6 bis 10) mit kaum Pause zu nennender Unterbrechung; „wenn einer ist, muß der andere werke.“ Vor den zahlreichen Feiertagen weben sie die ganzen Nächte; in diesen verdienstlosen Tagen kommen sie sonst nicht aus.

Nach diesem allgemeinen Bild, das mir der Dorfwirt gibt, einige einzelne Familien:

Ein Steinmez, mit gesunder Luftfarbe; er webt nur im Winter; in der großen Stube arbeitet an einem Webstuhl er, am andern seine Frau; für die Mutter spult die erwachsene Tochter, und der alte Vater für den Nachbarn, den Scherer; zwei kleine Kinder sind dabei. Alle sehen gesund aus. Obwohl an den beiden Webstühlen der Vater samt einem für ihn spulenden Schuljungen und die Mutter samt ihrer Spulerin, der erwachsenen Tochter, nur je 5 bis 6 Mark in der Woche verdienen, ist's kein Bild des Elends.

Dagegen das nächste. Eine kleine winzige Stube, für 36 Mark jährlich gemietet, darin zwei Betten, ein Webstuhl, ein zur Bereitung des Mittagessens dienender Ofen: also Schlafzimmer, Wohnzimmer, Werkstätte, Küche zugleich, dunstig und heiß vom Kochen. Am Webstuhl eine fahl, elend aussehende Weberin; sie arbeitet leichten, blauen Baumwollstoff, das ganze Jahr, Landwirtschaft haben sie keine. Das Mädchen und die Frau, die gerade kocht, verdienen zusammen nach Angabe des Wirtes etwa 5 Mark in der Woche. Im selben Raum schustert der Mann, ein etwas vertrunkener Kriegsveteran mit Pension. Er hat aber wenig Kunden, alles geht hier barfuß. Daher spult er öfters für die Weberin. Diese ist fremd, aber seit der Kindheit bei ihnen. Als sechsjähriges Waisenkind, „schon ganz versaut“, ist sie hergekommen; von der Frau gereinigt und aufgezogen, bleibt sie nun dafür bei ihnen: „die zwei könnten sich gar nicht ernähren, wenn die nicht bei ihnen war,“ sagt man mir. Es wird gerade gekocht: etwas Fleischartiges, weil kürzlich ein Nottschlachten einer Kuh war, und Klöße. Zwei Kinder sind dabei, von etwa vier bis sieben Jahren; es sind die Kinder einer Witwe, die in Waldenburg Fabrikarbeiterin ist und nie kommen kann, die Kinder zu sehen. Die Mutter zahlt für den kleinen Duden 1 Mark wöchentlich Kostgeld, für das Mädchen nichts: „Wir wollen nichts haben,“ sagt die Weberin mit einem Leuchten ihres blassen, fränklichen Gesichts, „die Mutter ist selbst so arm.“

Im letzten Haus des Dorfes: eine große Stube, die einzige des Hauses, das außerdem nur den Stall mit einer Ziege enthält; an den beiden Webstühlen weben Mann und Frau von früh fünf oder sechs bis Abend zehn oder elf; für beide spult die Mutter des Mannes; so verdienen die drei zusammen am Webstuhl des Mannes  $6\frac{1}{4}$ , am Webstuhl der Frau  $5\frac{1}{2}$  Mark in der Woche. Schulden und Schulsteuer drücken. Seit einem Jahr gibts 1 Mark weniger Lohn in der Woche; der Baumwollweblohn ist herabgesetzt worden. Der Mann ist von Arbeit und Sorge zerquält. Die Frau blaß. Das gesunde zweijährige beißt gerade in die Mittagskartoffel. Das Schulmädchen, das erwartet wird, kommt bläulich, aber sauber und wohlgezogen aus der Schule. Die Frau sucht den bei der rastlosen Arbeit liegen gebliebenen Schmutz wegzufehren, die Unordnung wegzuräumen. Außer den Webstühlen und dem Ofen steht im selben einzigen Zimmer das einzige Bett. Die übrigen müssen am Boden schlafen. Das Haus ist verschuldet und in dem absterbenden Ort nicht vermietbar; drum ist Wegziehen schwer. Und was anfangen?

Endlich eine letzte Familie: ein Mann in sehr schmutzigem Hemd und Unterhosen, abgearbeitet, Webertypus, Frau und sechs Kinder; der blasse älteste sechszehnjährige webt, er und der Vater verdienen mit dem Spulen der anderen an zwei Webstühlen mit Baumwolle je 4 bis 5 Mark, im Ganzen also 9 Mark für 8 Personen, auf die

Person und Wocke rund eine Mark! In der großen Stube außer Webstühlen und Spulrädern und Ofen ein Bett für die Eltern, die andern sechs schlafen auf Polstern auf dem Fußboden; in der Kinderwiege ein Kleinstes, das Zimmer überfüllt, voll Unordnung. Die Arbeitszeit ist von fünf Uhr früh bis zehn oder elf Uhr Abends.

Einige Zeit, nachdem ich in Straußeneu war, bekam ich einen Brief, in dem mir ein Weber schrieb, ob ich ihm nicht irgendwie helfen könnte. „Gehrter Herr, ich bin jetzt sehr übel dran, denn zunächst bin ich krank, ich habe Lungenkrankheit und solches Reissen in den Gliedern, hauptsächlich in den Beinen, und da kann ich beim Webstuhl nicht viel arbeiten, und dabei muß man auf den Beinen kräftig sein. So kann ich mir sehr wenig verdienen. Früher hab ich schon eine Zeitlang Aushilfe gehabt, nämlich die Rente. Aber später nach einer Untersuchung von Dokter . . . . . in Glas ist mir die Rente wieder abgezogen worden. Der stellte ein solches Attest aus, daß ich vollständig gesund sei. Aber das fühl ich am besten selber, ob ich gesund oder krank bin. Es wäre mir lieber Gesundheit als Rente, wenns nur der Fall wäre. Im Sommer ist auch die Frau erkrankt worden, die ist in Cudowa von zwei Ärzten untersucht und behandelt worden. Auch im Krankenhause in Scheibe bei Glas ist sie gewesen, und so macht das alles viel Geldauslagen. Bisher ist es auch noch nicht viel besser geworden mit ihr. Denn so lange kann man sich vom Arzt nicht behandeln lassen, wenn man dazu keine Mittel hat. Ich kann einmal nicht soviel verdienen, daß ich könnte Kartoffeln und trockenes Brot für mich, Frau und noch für die vier kleinen Kinder besorgen. Dazu kommt noch viel anderes. Wöchentlich die Miete bezahlen, wie ich jetzt in einigen Tagen wieder das Mietzgeld geben soll und weiß noch nicht, wo ichs hernehmen soll. Das Holz und die Kohle, die hier überhaupt teuer kommt. Denn hier wird Waldenburger Kohle gekauft. Früher war hier auf der Grenze eine Kohlengrube gewesen, da wars besser, aber mit der ist's schon alle. Jetzt kostet die Zufuhr zu viel. Wegen dem allen hab ich mir schon viel Schulden gemacht, und jetzt weiß ich mir wirklich keinen Rat mehr, denn ich tu jetzt sehr wenig verdienen und die Frau fast gar nichts.“ — Vom Gemeindevorsteher erhielt ich sodann auf Anfrage die Auskunft, daß dieser Weber dreißig Jahre alt, seit acht Jahren verheiratet und Vater von vier Kindern von 8, 6, 4 und 2 Jahren ist, als erwerbsunfähig die Invalidenrente bezog, aber, „da sich vielleicht sein Gesundheitszustand etwas gebessert hat,“ die Rente wieder verlor; „er verdient wöchentlich etwa 2,50 bis 3 Mark, aber mit großer Mühe, seine Ehefrau ist schon seit längerer Zeit krank, sodas sie sich auch nichts verdienen kann.“ —

Der Postkutscher, der von Cudowa an die Bahn nach Reinerz fährt, befördert immer die früh invalide gearbeiteten Weber dorthin, die zur Untersuchung nach Glas fahren. Es sind zwanzigjährige darunter. Von der Schule ans Spulrad, vom Spulrad an den Webstuhl, so wachsen viele Weber auf, ohne das nächste Dorf zu sehen, bis sie zur Stadt fahren, um sich die Invalidenrente zu erbitten!



# Dokumente einer Mädchenfreundschaft.

Von

Gertrud Bäumer.



Nachdruck verboten.

„Heute habe ich die Gänderode gesehen; es war ein Geschenk von Gott.“ —  
„O du! — der du dieses liehest, du hast keinen Mantel so weich, um die verwundete Seele drin einzuhüllen.“

Das ist Anfang und Ende der Dokumente, die von Bettinens Mädchenfreundschaft zur Gänderode erzählen. <sup>1)</sup>

In der blühenden Geißblattlaube des großmütterlichen Gartens in Offenbach begegnete das siebzehnjährige Kind der wenige Jahre älteren Stiftsdame zum erstenmal. Bettina hat diese Begegnung festgehalten. Für sie ruht der goldne Schimmer eines Morgens darüber, dem ein schöner, heller, reicher Tag gefolgt ist. An jedes Wort, das da von einem zum andern ging, heftete sich für sie eine wonnige, süße Wichtigkeit; denn in jedem schauen ihre Seelen scheu und fragend zu einander auf: wer bist du?

An die Flamma Vestalis des Burne Jones und wieder an Rossetis Proserpina erinnert das Bild der Gänderode. In fließendem Gewande eine schlanke, biegsame Gestalt, mit einer weichen Anmut der Bewegung, sehnfüchtig fragende blaue Augen unter schwarzen Wimpern, ein Mund, dessen wehmütige und zugleich beunruhigende Linien und dessen lodernes Rot die dunkle Leidenschaft verraten, die siegen oder sterben muß, und über der feinen durchsichtigen Stirn eine lastende Fülle dunklen Haares — Proserpina, die den Apfel schon in schmalen, schlanken Händen hält.

Sie hat eine besondere Art, in dem Vergänglichem ein Gleichnis zu sehen: „Weißt du, das war unser erst' Wort, ich sagte zu dir: es war ein recht kalter Winter das Jahr; der Hahnenfuß hat seine meisten Zweige erfroren; die Laube gibt wenig Schatten. Da sagtest du: die Sonne gibt und die Laube nimmt; was sie nicht fassen kann von Licht, das muß sie durchlassen zu uns.“ Die Gänderode lebt in ihrer eigenen Welt, in die sie sich voll unbewußter stiller Vornehmheit zurückzieht, weil das Alltagsleben und die Alltagsmenschen ihrer feinfühlenden und im leisesten Hauche vibrierenden Seele weh tun. Zaghaft und scheu im Glauben an sich selbst, bleibt sie sich doch getreu. „Alles Ereignis darf den Geist nur poetisch berühren, sonst leidet er Abbruch“, das hat sie einmal gesagt, und darin die tiefe Sehnsucht ihrer Seele ausgesprochen. Und das Leben in dieser Sehnsucht und um dieser Sehnsucht willen, in einer edlen Schüchternheit all denen gegenüber, die das nicht verstehen, das ist es, was zu Bettinens entzündlichem Herzen gesprochen hat. „Dein ganz Sein mit anderen ist träumerisch, ich weiß auch warum; wach könntest du nicht unter ihnen sein, und

<sup>1)</sup> Bettina von Arnim. Die Gänderode. Neue vollständige und revidierte Taschenausgabe mit einer Einleitung von Dr Paul Ernst. Leipzig. Insel-Verlag.

dabei so nachgebend, nein sie hätten dich gewiß verschüchtert, wenn du ganz wach wärst. — — Du machst im Leben aus Großmut die Augen zu, magst nicht sehen, wie's bestellt ist um die Menschen, du willst keinen Abscheu in dir aufkommen lassen gegen sie, die nicht deine Brüder sind, denn Absurdes ist nicht Schwester und nicht Bruder; aber du willst doch ihr Geschwister sein, und so stehst du unter ihnen mit träumendem Haupt, und lächelst im Schlaf, denn du träumst dir alles bloß als dahinschweifenden grotesken Maskentanz“, schreibt ihr Bettina einmal.

Ein Leben in Poesie und Schönheit, in dem Kinderlande, in dem alles Unzulängliche und irdisch Schwere überwunden ist, in dem man keiner gemeinen Klugheit mehr braucht, und die Seele ihr Inneres nur so aus sich herausblüht: das ist Bettinens Sehnsucht. Und dieses Land aufzubauen, soll ihr die Gänderode helfen. „Wir müssen uns miteinander abschließen“, sagt sie, „da müssen wir Hand in Hand gehen und miteinander sprechen, nicht von Dingen, sondern eine große Sprache“. In der Gänderode scheint dem enthusiastischen Kinde eine Freundschaft geschenkt, in der der geheime Wille ihrer Seele, groß und schön und rein zu sein, sich sein irdisches Paradies schaffen kann. Sie braucht einen Menschen, den sie an der Hand nimmt und der mit ihr in das Wunderland zieht, das ihre Seele immer heller und farbiger über sich aufbaut. „Mein Leben ist bloß aufgewacht, weil du mir riechst, und wird sterben müssen, wenn es nicht in dir kann fortgedeihen. — Ich will nicht frei sein; ich will Wurzel fassen in dir — eine Waldrose, die im eigenen Dufte sich erquicke, will die der Sonne sich schon öffnen und der Boden löst sich von ihrer Wurzel, dann ist's aus. — Ja, mein Leben ist unsicher; ohne deine Liebe, in die es eingepflanzt ist, wird's gewiß nicht aufblühen.“

Bettina ist in dem Alter, das wie kein anderes der Freundschaft bedarf. Was ihrer Seele nötig war, konnte bis dahin niemand ihr geben. Ihr Bruder Clemens ist selbst ein zu starker, temperamentvoller und mit sich selbst beschäftigter Mensch; er zieht andere Register in ihr — das Kinderregister, hat sie einmal selbst gesagt — Zu ihm blickt sie mit leidenschaftlicher Bewunderung auf. Er schlägt schützend seinen Mantel um sie und sie schmiegt sich an seine Brust in einem Gefühl stillen Lauschens und Geborgenseins. Aber all das kindlich Stürmische, das Aktive in ihr verstummt in seiner Gegenwart. Dafür bedarf sie einer Seele, die ihr geduldiger zuhört und die von sich aus nicht so gewaltig auf sie einwirkt, von der sie nicht in den Bann geschlagen wird.

Dann war da noch die Großmutter Sophie Laroche. Bettina hatte eine schwärmerische Verehrung für sie, für ihre weltläufige Bornehmheit, die doch das Herzliche und Ursprüngliche so wenig erdrückt, wie sie ihre gemüthliche schwäbische Sprache zu verwischen vermocht hat. Es ist ein anmutiges Bild, das Bettina von ihr zeichnet. „Wenn sie im Garten geht, da biegt sie alle Ranken, wo sie gerne hinhöchten, sie kann keine Unordnung leiden, kein verdorbenes Blatt, ich muß ihr alle Tage die absterbenden Blumen ausschneiden. Gestern war sie lange bei der Geißblattlaube beschäftigt und sprach mit jedem Trieb: ‚Gi kleines Astele wo willst du hin?‘ und da flocht sie alles zart ineinander und band's mit roten Seidenfaden ganz lose zusammen, und da darf kein Blatt gedrückt sein, ‚alles muß fein schnaufen können,‘ sagte sie. Und da brachte ich ihr heute morgen weiße Bohnenblüten und rote, weil ich ihr gestern eine Szene aus ihrem Roman vorgelesen hatte, worin die eine Rolle spielen, sie fand sie auf ihrer Frühstückstasse. Sie ließ sich aus über



das frische Rubinrot der Blüten, hielt's gegens Licht und war ergötzt über die Blut. Mir ist's lieb, wenn sie so schwätzt; ich sagt ihr, sie komme mir vor, wie ein Kind, das alles zum erstenmal sehe. „Was soll ich anders als nur ein Kind werden, sind doch alle Lebenszerstreuungen jetzt entschwunden, die dem Kindersinne früher in den Weg traten. — So viel der schönen Blüten sind mir abgeblüht, so viel Früchte gereift; jetzt, wo das Laub abfällt, da bereitet sich der Geist vor auf frische Triebe im nächsten Lebenskreislauf, und da magst du ganz recht ahnen.“

Aber Bettina will erst noch blühen. Sie ist eine Morgenmatur. Wenn sie in das Leben und in die Welt hineinschaut, so ist es ihr, als sei sie zu einem Tempeldienst vor dem Geist alles Geschaffenen bestimmt. Und es ist ein schönes und fein empfundenes Bild für die Andacht zum Leben, die in ihrer jugendlichen Seele atmet, wenn sie der Tempelknabe sein möchte, der früh vor Tages Anbruch das Heiligthum herrichtet. Sie fühlt in seinem einsamen Schaffen, wenn er Morgens ehe die Sonne erwacht ist vor die Tempelhalle tritt, die Schwelle mit kühler Flut besprengt, die Halle fegt und schmückt, ein hohes Geschick, das sie mit Ehrfurcht erfüllt. „Ach ich möchte ein Knabe sein, Wasser holen in der Morgenfrische, wenn alles noch schläft, den Marmor polieren von den Säulen, meine Götterbilder still bedeutfam waschen und alles reinigen vom Staub, daß es leuchtet im Dämmerlicht, dann nach der Arbeit die heiße Stirn auf die kühlen Stufen legen und ruhen in heimlichem Genügen.“

Wie ein Tempelknabe, der in der dämmrigen Stille schafft, tiefe Ahnungen des kommenden Tages, des Lebens in der Brust, so tritt uns Bettina in dieser Zeit ihrer beginnenden Freundschaft mit der Gänderode entgegen. In solcher Zeit, voll solcher Sehnsucht und Begeisterung zum Leben, in der das Vorgefühl all der emporblühenden Kraft ihr die Brust schwellt, da bedarf sie der Freundin.

\* \* \*

Die Gänderode weiß es von Anfang an, daß sie zu einem Dienst an dem erwachenden jungen Menschen gerufen wird; sie findet sich in ihre Rolle. Von sich selbst schreibt sie nicht viel. Was sie für sich erlebt, was ihre Seele an persönlichem Kampf und Leid durchmacht, hält sie vor dem Kinde verborgen. Nur dann und wann strömt die Stimmung in ihren Briefen aus. Aber diese Briefe selbst sind ihrem ganzen Inhalt nach ein Bemühen um Bettina. Sie versucht, sich in all das ungeklärte, gärende Verlangen und Sein der jungen Freundin hineinzufühlen. Zart und zaghaft tastet sie nach ihr und überall, wo sie versucht, der Bettina zu zeigen, daß sie sie versteht und ihr Wesen in sich aufnimmt, merkt man die heimliche Angst, ob sie wohl das Rechte trifft. Karolinens Briefe sind nichts oder fast nichts als Antworten, die Resonanz der Töne, die von Bettina angeschlagen worden sind. Sie sind voll von Besinnung über Bettinens Wesen, Betrachtungen, die eine gewisse absichtliche Objektivität an sich tragen, so, als vergegenwärtige sie sich das Innere eines fremden Menschen. Wo Bettina über das Wesen der Gänderode spricht, ist es immer im Tone leidenschaftlicher Bewunderung; die persönliche Note ist die entscheidende. Sie will damit nur ihre Liebe und ihre Schwärmerei aussprechen. Bei Karoline merkt man, daß sie sich selbst über das Wesen der Bettina Rechenschaft zu geben versucht, um sie richtig zu verstehen und um sie leiten zu können. Und sie hat feine Dinge über die Bettina gesagt: „du bist wie eine Pflanze; ein bißchen Regen erfrischt dich. Die Luft begeistert dich, und die Sonne verklärt dich. — Dein eigener Brief, der wie der junge Strauch

das kränkelnde Laub abwirft und in frischen Trieben ergrünt, macht mich mit dem guten Hohenfeld einverstanden über deine Unbedeutendheit, auch gefällt sie mir besser, als was ich an Gelahrtheit dir zuschanzen könnte. Du bist gefühlig für die Alltäglichkeit der Natur; Morgendämmerung, Mittagsschein und Abendwolken sind deine lieben Gefellen, mit denen du dich verträgst, wenn kein Mensch mit dir auskommt.“

Die Gänderode hat keine Schwungkraft, kein stürmendes Temperament, das sie über sich selbst hinwegträgt in Begeisterung oder in der Liebe. Nur eine stumme, glühende Leidenschaftlichkeit, die aber noch schlummert, oder die wenigstens weit weg ist von ihrem Gefühl für Bettina. Immer prüft und wägt sie zaghaft, ob sie dem anderen gibt, was er bedarf, und immer trägt sie das Gefühl von sich selbst und ihren Unzulänglichkeiten mit sich herum und die Angst oder den Stolz, der nichts von anderen verlangen mag. Da fühlt sie bald, daß Bettina in ihrem stürmischen, unbefonnenen Eigenleben leicht ungeduldig über sie werden muß. „Ich gebe dir recht; es wäre besser, ich könnte mich mannhafter betragen, und dürfte diesen großmächtigen Weltfuss in dem Sittenleben mit anderen nicht mir untergehen lassen. Aber was willst du mit einer so Zaghaften aufstellen, die sich immer noch fürchtet, im Stift das Tischgebet laut genug herzusagen. — Lasse mich und vertrage mich wie ich bin. Hab ich das Herz nicht, meine Stimme zu erheben gegen allen Unfuss, so hab ich auch dafür an diesem harten Fels keine kleinste Welle deiner brausenden Lebensfluten sich brechen lassen. Er steht trocken und unbeschäumt von deinen heiligen Begeisterungen; so kannst du auch unbekümmert darum dein Leben dahinfließen.“ Oder an einer anderen Stelle: „Wenn ich nicht heldenmütig sein kann und immer krank bin an Zagen und Zaudern, so will ich zum wenigsten meine Seele ganz mit jenem Heroismus erfüllen und meinen Geist mit jener Lebenskraft nähren, die jetzt mir so schmerzhaft oft mangelt und woher sich alles Melancholische doch wohl in mir erzeugt.“ In ihrer Liebe ist nichts Begehrendes, kein Mut und kein Fordern; sie ist nicht imstande und sie empfindet auch nicht das Bedürfnis, für ihre Empfindungen und Leidenschaften zu kämpfen, aus sich heraus zu gehen. „Ich hab dich verstanden,“ schreibt sie einmal an die Bettina, „wie meinen eigenen Glauben; ich hab dich geahnt und begriffen zugleich, und doch muß ich in die Sünde verfallen, dich zu verleugnen. Es ist mir nicht gleichgiltig, daß ich diese Schwäche habe, kannst du sie mir auszrotten helfen, so bin ich willig zur Buße.“ Es klingt immer aus ihren Worten jene stille ängstliche Bitte: „Ich bin dein, dir folg' ich unaufhaltsam; ich bin dein, doch zieh' mich nicht gewaltsam.“

Auch als Künstlerin fehlt der Gänderode die Kraft des Temperaments, die hinreichende Gewalt des künstlerischen Wollens; sie muß sich ihre Stimmungen und den Weg in ihr Traumland mühsam erkämpfen, und dieser Zwiespalt zwischen einer Sehnsucht nach dem Großen, Ewigen, Weltentrückten und der geringen Stimmungskraft, sich diese Sehnsucht zu befriedigen, kennzeichnet ihre Dichtung. Sie bringt es selten weiter als zu Symbolen und Allegorien, die manchmal etwas Mühsames, Gezwungenes nicht verleugnen. Ein apokalyptisches Fragment, das philosophische Gedanken in den Formen ossianischer Visionen ausspricht, erregt Bettinas hellen Zorn. Denn Bettina hat ein feines Gefühl für alles Gewollte und Gemachte, und wie sie einmal vergnügt von dem häuslichen Treiben schreibt: „Gescheit sein ist gar nicht Mode“, so haßt sie spirituelle Stimmungen, die nicht mehr mit der Erde und den Sinnen zusammenhängen. „Dein apokalyptisches Fragment macht mich auch schwindeln; bin ich zu unreif oder

was ist es, daß ich so fiebrig werd und daß deine Phantasien mich schmerzlich kränken. Ich weiß nicht, wie ich immer empfinde als sei alles Leben inner mir und nichts außer mir; du aber suchest in höheren Regionen nach Antwort auf deine Sehnsucht, willst mit deinen Gespielen den Mond umwallen, wo ich keine Möglichkeit mir denken kann mitzutanzn, willst erlöst sein von den engen Schranken deines Wesens, und mein ganz Glück ist doch, daß Gott dich in deiner Eigentümlichkeit geschaffen hat. — Hast du deine Regenbogenkränzchen und deine Mondkoterien, wo du über's Bewußtsein hinausspazierst und das Heimkehren vergißt, — Reigen im Sternennebel tanzest, so habe ich meine einsamen Unterredungen mit den jungen Erbskeimen und mit den Mirabellen und Reineclaude und Kirschbäumen in der Blüte.“ Und aus Rache erzählt sie eine übermütige Geschichte von einem gläsernen Esel, der sich voll Blumen gefressen hat und dem sie nun durch den Bauch schimmern, so daß alle Frösche auf ihn heraufhüpfen.

\* \* \*

Aber Karoline ist im Bunde mit Clemens und will Bettine nicht nur verstehen, sondern auch leiten und beeinflussen, vor allem sie zum Schaffen, zum Dichten bringen. Das versucht sie immer wieder, einmal auf die eine und einmal auf die andere Weise; wie auch durch die ganze Zeit sich die Bemühungen des Clemens ziehen, sie irgendwie zu dichterischen Leistungen anzuspornen. Clemens steht voll Bewunderung vor der leuchtenden Poesie ihres ganzen Wesens. „Der Clemens meint, du habest ein enormes Talent zu jeder Kunst, und es müsse die Steine am Wege erbarmen, dich so dahinschlampen zu lassen. Deine Selbstzufriedenheit hängt davon ab, daß du dich mit Leib und Seel einmal dran gebest; es sei der Schlüssel deines ganzen Lebens“. Aber Bettina mag nicht, weder lernen, was ja andere schon wissen und was deshalb doch nicht verloren geht, noch reimen, noch philosophieren. Sie wehrt sich ungeduldig, trotzig oder leichtsinnig und lächelnd gegen alles. Und ergötzlich sind ihre Kämpfe mit ihrem Geschichtslehrer, der nach wenigen mißglückten Stunden in Gnaden wieder entlassen wird, nachdem Karoline sich vergebens bemüht hat, ihr seine Unterweisungen schmachhaft zu machen. „Sei mir ein bißchen standhaft; traue mir, daß der Geschichtsboden für deine Phantasien, deine Begriffe ganz geeignet, ja notwendig ist. Wo willst du dich selber fassen, wenn du keinen Boden unter dir hast? — Kannst du dich nicht sammeln, ihre Einwirkung in dich aufzunehmen? — Vielleicht, weil, was du zu fassen hast gewaltig ist, wie du nicht bist. — Vielleicht weil der in den Abgrund springt freudigen Herzens für sein Volk, so sehr hatte ihn Vergangenheit für Zukunft begeistert, während du keinen Respekt für Vaterlandsliebe hast, — vielleicht weil der die Hand ins Feuer legt für die Wahrheit, während du deine phantastischen Abweichungen zu unterstützen nicht genug der Lügen aufbringen kannst.“ — — Aber es nützt auch nichts, Bettina bei ihrem Ehrgeiz zu fassen oder auf ihren Trotz und ihre Oppositionslust zu spekulieren. „Du strahlst mich an mit deinem Geist“, antwortet sie verfühlich, „du Muse, und kommst wo ich am Weg sitze, und streust mir Salz auf mein troden Brot. Ich hab dich lieb! pfeif in der schwarzen Mitternacht vor meinem Fenster und ich reiß' mich aus meinem mondhellern Traum auf und geh' mit dir. — Deine Schellingsphilosophie ist mir zwar ein Abgrund; es schwindelt mir, da hinab zu sehen, wo ich noch den Hals brechen werd, ehe ich mich zurecht find in dem finstern Schlund, aber dir zu Lieb' will ich durchkriechen auf allen Vieren. — Und die Lüneburger Heid' der

Vergangenheit, die kein End' nimmt, mit jedem Schritt breiter wird. Tut der Lehrer den Mund auf, so sehe ich hinein, wie in einen unabsehbaren Schlund, der die Mammutsknochen der Vergangenheit ausspeit und allerlei versteinert Zeug, das nicht keimen, nicht blühen mehr will, wo Sonn und Regen nicht lohnt. — Indes brennt mir der Boden unter den Füßen um die Gegenwart, um die ich mich bewerben möchte, ohne mich gerad erst der Vergangenheit auf den Ambos zu legen und da plattschlagen zu lassen.“ Also sie lernt nichts, und einen philosophischen Aufsatz, den sie einmal zustande gebracht, nennt sie erzürnt einen steifstelligten, verschnippelten, buchsbaumenen Zwerg.

\* \* \*

Bettina will etwas anderes von ihrer Freundschaft mit der Gûnderode als eine leitende Hand über sich. Mit dem herrischen Willen eines genialen Kindes zwingt sie Karoline in den Dienst ihrer Phantasien und ihrer Schwärmerei, und mit der hinreißenden Liebenswürdigkeit, die solcher Willkür ihren Zauber gibt, strömt sie ihren Dank aus, wenn Karoline ihr folgt und ihr hilft. Als sie nach Karolinens unglücklichem Ende der Mutter Goethes über ihr Verhältnis schreibt, sagt sie, daß sie damals sich selbst zuerst gewahr wurde. „Gefühl ist Farbe,“ sagt sie einmal schön und bezeichnend, „die nicht lebendig ist ohne im Lichtstrahl der Liebe.“ Die Liebe der Gûnderode war nichts weiter als die Sonne, die ihr eigenes Gefühl zur Farbe machen sollte, und da ist es denn wirklich wahr, was sie so oft sagt, daß sie ihr eigenes Ich dem Dasein, der Teilnahme der Gûnderode verdankt. „Wo soll mein Geist den Fuß aufsetzen; überall ist er fremd, wenn es nicht selbst erobertes Eigentum der Liebe ist.“ „Ich kann vor niemand sprechen, wie vor dir; ich fühl auch die Lust und das Feuer nicht dazu, als nur bei dir. Und was ich dir auch sag' oder wie es herauskommt, so spür ich, daß etwas sich in mir regt als ob meine Seele wachse, und wenn ich's auch selbst nicht einmal versteh', so bin ich doch gestärkt durch deine ruhigen klugen Augen, die mich ansehen, erwartend, als verstanden sie mich und als wüßten sie, was noch kommen wird. Du zauberst dadurch Gedanken aus mir, deren ich vorher nicht bewußt war, die mich selbst verwundern.“ Und noch einen stärkeren Ausdruck findet sie an einer anderen Stelle. „Ich war wie ein Kind, das noch ungeboren aus seinem Heimatland entfremdet, in einem fremden Land geboren war, und nun auf einmal von weit her über's Meer wieder herüber getragen von einem fremden Vogel, wo alles neu ist, aber viel näher verwandt und heimlicher. Und so ist mir immer seitdem gewesen, wenn ich in dein Stübchen eintrat; und so war's auch auf den alten Burgtrümmern gestern: so lachend, wie die Wiese war und die lustigen Mädchen die fangen, und der Abendschein und die Schiffe und die Schmetterlinge, alles war mir nichts, ich sehnt mich nach dir, nur nach deinem Stübchen. Ich sehnt mich nach dem Winter, daß doch drauß Schnee sein möcht und recht früh dunkel und drin brennt Feuer. Der Sonnenschein und's Blühen und Jauchzen zerreißt mir's Herz.“ — „Du bist der Widerhall nur, durch den mein irdisch Leben den Geist vernimmt, der in mir lebt, sonst hätt' ich's nicht, sonst wüßt' ich's nicht, wenn ich's vor dir nicht ausspräche.“

Eine echte, jugendliche Freundschaft, ein Bund von Zweien gegen die Welt, um unter sich etwas Schöneres zu schaffen, als die kümmerliche Wirklichkeit zu bieten vermag: das ist das Verhältnis zur Gûnderode für die Bettina. In heimlichem

Zusammensein und zusammen schwärmen und plaudern sich in ein stolzeres Leben hineinträumen, heroische Taten erfinden, phantastischen Träumen von Heldentum und Heldenverehrung nachhängen! „Da stellen wir unsere Betten dicht nebeneinander und plaudern die ganze Nacht zusammen. Und dann geht als der Wind und klappert in dem rappligen Dach, und dann kommen die Mäuschen und fausen uns das Öl aus der Lampe, und wir beiden Philosophen halten, von diesen Szenen lieblich unterbrochen, große, tief sinnige Spekulationen, wovon die alte Welt in ihren eingeroosteten Angeln kracht, wenn sie sich nicht gar umdreht davon. Weißt du was, du bist der Platon und du bist dort auf die Burg verbannt, und ich bin dein liebster Freund und Schüler Dion. Wir lieben uns zärtlich und lassen das Leben für einander, wenn's gilt. Und wenn's doch nur wollt gelten; denn ich möcht nichts lieber, als mein Leben für dich einsetzen. Es ist ein Glück, ein unermeßliches, zu großen, heroischen Taten aufgefördert sein.“ Und dann wieder sitzen die beiden zusammen im Dunkel bei dem verglommenen Feuer im Ofen; der Märzschnee fällt vom Baum vor den Fenstern; an der Wand spielt das neugierige Mondlicht, und Bettina spielt leise beim Sprechen mit den schlanken Fingern der Freundin. Und wenn sie dann nachhause geht, wenn ihr draußen die Menschen begegnen, so ist das Leben ganz weit von ihr; es ist eine Scheidewand zwischen ihr und ihnen und allem, was in der Welt vorgeht.

Manchmal denkt Bettina auch daran, in diesen Bund, den heimlicher Winterzauber umspinnt, einem dritten Würdigen Einlaß zu gewähren. Der Clemens freilich soll nichts davon wissen. „Der braucht's nicht zu wissen,“ sagt sie, „daß wir so himmlische Kerle sind, heimlich mit einander, wo er nicht dabei ist und keiner.“ Aber einmal hat sie einen jungen Geistlichen sprechen hören, und der scheint ihr würdig. „Es ist ja wahr, du und ich, wir sind jetzt die zwei Einzigen, die mit einander denken; wir haben noch keinen Dritten gefunden, der mit uns denken wollt oder dem wir vertraut hätten, was wir denken, du nicht und ich nicht. Niemand weiß, was wir miteinander vorhaben, und wir lassen jetzt schon ein ganzes Jahr die Leute sich wundern, warum ich doch alle Tage ins Stift laufe.“

Jrgend etwas Großes, Schönes und Einziges zu tun, das ist die heimliche Sehnsucht; dazu soll der Bund den Boden schaffen. Es ist ja so ein stürmischer, alle Wirklichkeit und alle Welt überfliegender Tatendrang in der Bettine. „Ich jagte im Traum auf einem Renner wie der Wind, nach allen Weltgegenden, und richtete mit hoher, übertragener Begeisterung von dir, die Welt ein, und kommandierte auch wohl hier und da mit einem Fußtritt mit einem Fluch dazwischen damit es geschwind gehe.“ „Das ist die Gegenwart, die mich mit sich fortreißt ins ungewisse Blaue, ja ins Ungewisse; aber ins himmlische, blonde, goldstrahlende Antlitz des Sonnengotts schauen, der die Rosse gewaltig antreibt, und weiter nichts. Der Abend fängt mich auf in seinem Schoß; sinnend lieg ich ein Weilchen, lausch in die Ferne! größere Helden deucht mir da auf der vollen Heerstraße der Geschichte, am heutigen Tage ihre mutigen Rosse tummeln zu hören; ja ich will, ich möcht hin, das Banner vor ihnen hertragen, wie wollt ich mich des Lüftchens freun das drin flattert, wie wollt ich mich der eignen Locken freun, die getragen im jauchzenden Galopp mich umspielen mit leisem Schlag auf meine Wangen, wie kühn ins Leben hincingejagt, wie rasch hinter ihm drein, über die Heide!“

In allerlei phantastischen Plänen gewinnt diese Sehnsucht nach Großem, dieser heiße Eifer zum Heroischem Gestalt. „Wir wollen eine schwebende Religion stiften“,

hat sich einmal Bettine ausgedacht. Es ist ein überwältigend süßer Sommerabend, der ihre Sehnsucht zu diesem Wunsch werden ließ. Es dämmt schon stark. Die Natur breitet ihren lichten, durchsichtigen Schleier aus; die Pflanzenseelen fangen an umherzuschweifen und Well auf Well kommt der Lindenduft herübergeströmt. „Es wird schon dunkel — Nachtigallen werden so eifrig — sie schmetterten recht in die Mondstille — ach, wir wollen was recht Großes tun — wir wollen nicht umsonst zusammengetroffen haben in dieser Welt — laß uns eine Religion stiften für die Menschheit, bei der's ihr wieder wohl wird — ein Sein mit Gott — dein Mahomed hat's mit ein paar Ritt in den Himmel auch zuwege gebracht. — Ein bißchen Spazierenreiten in den Himmel.“ Und dann denkt sie sich aus, wie sie in der Großmama Garten auf und ab gehen werden in den herrlichen Sommertagen und alles im Gespräch entfalten, und dann will sie es aufschreiben und Karoline soll es in Verse bringen. Und es soll die „Schwebereigion“ heißen. Und das erste Grundgesetz soll sein: der Mensch soll immer die größte Handlung tun und nie eine andere. Und es soll ein Spruch sein: „Wer nit bet', kann nit denken“, der soll auf die irdene Schüssel gemalt werden, aus der ihre Jünger Suppe essen. Und dann soll ein Gesetz sein, daß keine Bildung gestattet werde; jeder soll neugierig sein auf sich selber und soll sich zu Tage fördern; aber er soll kein „angebildet Wesen“ haben. Und auch daraus macht jugendfröhliche Schwungkraft, über das Irdische zu triumphieren, ein Gesetz, daß sich keine Bedürfnisse des Mahls zu irgend einer Zeit einnisten. Das Tischgebet soll heißen: Herr, ich esse im Vertrauen, daß es mich nähre — und dazu bedarfs nur der Frucht vom Baum und des Brotes. Alles übrige ist verächtliche Fesselung an die Erde und das Materielle. Auch vor Nachtwind und Abendtau dürfen sich die Bekenner der schwebenden Religion nicht fürchten: „über die Verkältung hinweg im Nachtwind wie im Sonnenschein sein eigener Herr bleiben, das muß ein Gesetz unserer schwebenden Religion sein“. — Dann fällt es ihr wohl einmal ein, wie pathetisch und hochmütig sich alle die großen Pläne bei ihr ausnehmen müssen, und sie wundert sich am Schluß eines Briefes „über den Paradegaul von prahlerischen Gedanken der drin an der Leine im Kreis läuft“. Es sind auch eigentlich gar nicht die großen Erfindungen die Hauptsache, sondern sie muß auf irgend eine Weise den sprudelnden Lebensübermut verschäumen lassen, und „von der Himmelsleiter herab unter die Philister speien“.

\* \* \*

Ein Versinken oder sich Hineinschmiegen in das Innerlichste der Menschen und der Dinge, darin fließen alle Lebensgefühle der Bettina zusammen. Sie empfindet das Wirken der Welt und der Natur auf ihre Seele als ein herzliches tiefes Zueinanderdringen. „Ach wenn ich mich so umseh, wie sich alle Zweige gegen mich strecken und reden mit mir das heißt küssen meine Seele, und alles spricht, alles was ich anseh hängt sich mit seinen Lippen an meine Seelenlippen, und dann die Farbe, die Gestalt, der Duft alles will sich geltend machen in der Sprache — — die ganze Natur spricht in mich hinein das heißt sie küßt meine Seele“ — —

„Sie küßt meine Seele“ — das ist das Wesen ihres Naturempfindens. Es drängt nach vollem unmittelbarem Sicherschließen und Empfangen durch alle Sinne. Sie legt sich auf den Boden auf die sammettschwarze aufgepflügte Erde, die so warm von unten herauf dampft und läßt sich ihre Wärme durch die Brust und durch die

Glieder ziehen, dann wird ihr warm und andächtig zu Mut, und die Hände falten sich ihr im Gebet zum Leben. So legt sie sich auf der Bleiche unter das Leinen, das die alte Cousine in der Mittagsglut besprengt, und gefangen in einem Reg von blühenden Gräsern fühlt sie die Sonne durch die gesammelten Wassertropfen feucht und warm in ihr Blut dringen. — Wie eine „rankende Pflanze“ fühlt sie sich von der lautlosen silbernen Mondzeit aufgezo-gen — den vorüberfchweifenden Geistern des All sich anzuhängen und ihren Hauch zu trinken. Und zu stürmischem Lebensjubil verschmilzt ihre Seele mit dem gewaltigen Orchester der Gewitternacht. „Musik bringt alles in Einklang, sie donnert durch die hellsternige Nacht ihren gewaltigen Strom, dann tanzt sie hin und grüßt mit jeder Well die Blum, die da heimlich blüht am Ufer. Wenn dann die Wolken vom Windstürme dahergejagt kommen, dann werden sie als gleich, als von ihrem Hauch bezaubert; der Regen rollt Perlen unter ihren tanzenden Schritt, beim leuchtenden Blic vom Donner durch die schwarze Nacht geschnebelt, die er mit schallenden Schwingen durchrast“ — —

Dann kommt sie in Stimmungen, wo sie verzichten möchte, zu sprechen mit menschlichen Worten: „Was einer mit mir spricht, darauf möcht ich ihm antworten mit einem Tannenzapfen, den ich ihm in die Hand drücke, oder eine Schnecke, die am Weg kriecht oder einen angebissenen Holzapfel, es wär immer noch gescheuter als die Antwort, die mir einfällt.“

\* \* \*

Die Gänderode hat auf diesen quellenden Reichtum, der da frisch aus jungem Boden steigt, nicht viel zu geben. Daß sie zuschauen kann, und daß das alles ihr geschenkt ist, das gibt ihr wohl einmal eine Erquickung, aber nur, weil es ablenkt und vergessen macht. Weit weg davon, und weit weg von allem, was sie mit anderen Menschen zusammenführt, kämpft ihre Seele einsam und im Dunkel ihren Todeskampf. Da gräbt sie wie Proserpina die weißen Zähne in den blutroten Granatapfel, der die Liebenden dem Tode vermählt. Die schweren Schatten, die immer tiefer auf sie herabsinken, machen das ahnungslose Kind erschauern, das seine kleine warme Hand verstoßen in die ihre geschoben hat: „Lebe mit mir, ich habe jeden Tag an dich zu fordern,“ — — „ich werde dich begleiten überall hin — wenn dein Aug' das Licht scheut, wenn es so traurig ist. Ich bin gern im Dunkel — —“ Aber sie wird abgewehrt. „Die Ahren des Feldes,“ schreibt Karoline, „schmiegen die jungen Halme aneinander, und wenn sie reif sind, so bewegt sie ein leiser Wind, daß sie sich berühren, aber die Menschen berühren einander nicht, wenn sie auch noch so dicht gesät sind, wenn auch noch so heftiger Sturm durch sie fährt; so ist es, und das bindet die Zunge und tötet den Geist.“

Und so ist es zwischen den beiden still geworden, lange ehe die Gänderode unter dem flüsternden Schilf des Rheins lag, mit der Todeswunde in der Brust.



## Zur Zentenarfeier des Code Napoléon.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten.

In Paris hat die Hundertjahrfeier des Code Napoléon stattgefunden. Diese Feier der Einführung eines rückständigen Gesetzbuches mußte alle denkenden Frauen schmerzlich berühren und ihnen die unwürdige Stellung, die sie als Bürgerinnen eines zivilisierten Staates einnehmen, voll zum Bewußtsein bringen. Nicht alle Frauen finden eine Stimme für das, was in ihnen sich auflehnt gegen Einrichtungen, die Autorität beanspruchen. Und deshalb ist es dankenswert, daß die Vorsitzenden von vier bedeutenden Frauenvereinen, die die Frauenbewegung in Frankreich repräsentieren, Mmes Vincent, Odde Deslou, Hubertine Auelert und Caroline Kauffmann, sich zusammengetan haben, um an die Senatoren und Deputierten ein Protestschreiben zu richten.

In diesem Schreiben geben sie ihrer Entrüstung Ausdruck, daß ein Gesetzbuch gepriesen und gefeiert werden soll, das die Frauen seit hundert Jahren unterdrückt und dessen einzelne Gesetze ebenso viele Ohrfeigen für die Frauen bedeuten.

„Durch den Code Napoléon“ heißt es in dem Schreiben, „werden die Gattinnen ihres Erbteils beraubt, ihr Erwerb wird ihnen genommen; die Mütter haben kein Recht auf die Kinder, die sie geboren haben; sie stehen vor dem Gesetze auf gleicher Stufe mit den Irnsinnigen, Verbrechern und Idioten.“

Alle Nationen haben die Gesetzbücher, die die Norm der Verwaltung und Rechtsprechung sind, modifiziert und verbessert, nur Frankreich ist unter der Herrschaft des Code geblieben, der von eigendienerischen Juristen verfaßt wurde, die unter dem geistigen Einfluß und dem Willen Napoleons standen.

Die französischen Frauen können nicht glauben, daß die Unterdrückung und die Ungerechtigkeit, deren Opfer sie sind, unter der Herrschaft der dritten Republik weiter dauern sollen.

Wir sind dessen eingedenk, daß unsere Vorfahren, die französischen Frauen von einst, zu der Wahl der Deputierten der Generalstaaten herangezogen wurden, und daß sie dieses ihr Wahlrecht von seiner Entstehung an bis zum Jahre 1789 ausübten.“

Die Frauen verlangen nun in ihrem Schreiben, daß Delegierte ihrer Vereine von den Kommissionen der Parlamentarier und Juristen empfangen werden, die die Aufgabe haben, den Code zu prüfen und Änderungen in Vorschlag zu bringen. Diese Delegierten sollen die Rechtsforderungen und Rechtsrückforderungen der Frauen zur Sprache bringen, die in den Frauenkongressen bereits eingehend erörtert worden sind.

Um ihrem Haß gegen ein Gesetzbuch Ausdruck zu verleihen, das ihrem Geschlecht alle Rechte verfaßt und ihm alles Individuelle abspriecht, versammelten sich die Frauen auf dem place Vendôme, um dort feierlich den Code zu verbrennen, um die nämliche



Stunde, in der seine hundertjährige Herrschaft in dem großen Amphitheater der Sorbonne gefeiert wurde, ein theatralischer Coup, über dessen Zweckmäßigkeit man freilich seine Zweifel haben kann.

Schon einmal, am Beginn des 19. Jahrhunderts, um 1802 oder 1804, lehnten sich die Frauen gegen das ungleiche Maß auf, mit dem das Gesetz Mann und Weib mißt. In Mmes Gacon-Dufour und Clément waren ihnen geschickte Wortführerinnen entstanden, die mit ihren Federn heftige Fehde gegen all die legalisierten Ungerechtigkeiten führten.

Anlaß dazu wurde ein Antrag, der dem Staatsrat zuzuging. In diesem Antrag verlangte eine Anzahl wunderlicher Heiliger ein Gesetz, das die Erteilung des Lese- und Schreibunterrichts an Frauen hinfort verbot. So ungeheuerlich dieser Antrag uns heutzutage klingt; damals fand sich eine Partei, die ihn eifrig unterstützte. Freilich ging er nicht durch. Aber er ist der Nachwelt erhalten worden, ein viel sagendes document humain.

Das Schriftstück beginnt mit der Beweisführung, daß die Frau ein geistig und sittlich inferiores Wesen sei. Es gab Möbiusse zu allen Zeiten, hier haben wir einen Vollblut-Möbius. Die Schlußfolgerungen reihen sich an. Es heißt da:

1. Die Vernunft will, daß die Weiber, Mädchen, Gattinnen oder Witwen nie eine Feder in die Hand bekommen.
2. Die Vernunft will, daß man läßt:  
Dem Manne: Den Degen und die Feder.  
Dem Weibe: Die Nadel und die Spindel.  
Dem Manne: Die Keule des Herkules.  
Dem Weibe: Den Spinnrocken der Omphale.  
Dem Manne: Die Erzeugnisse des Geistes.  
Der Frau: Die Empfindungen des Herzens.
3. Die Vernunft will, daß jedes Geschlecht an seinem Plage bleibe.

Es ist merkwürdig, welche Gegensätze gleichzeitig aus der Sehnsucht nach Verbesserung der sozialen und politischen Zustände geboren werden. Jener Antrag, der alles Elend, alles Leiden der Welt durch völliges Sklaventum der Frau vernichten will, fiel in eine Epoche, in der in Paris Salon und Straße von folgendem Liebe widerhallten:

Un code infâme a trop longtemps  
Asservi les hommes aux hommes,  
Tombe le règne des brigands,  
Sachons enfin où nous sommes,  
Réveillez-vous à notre voix  
Et sortez de la nuit profonde,  
Peuple, resaisissez vos droits:  
Le soleil luit pour tout le monde.

Nun, wenn mit der Sonne, die aller Welt leuchtet, die Sonne der Gerechtigkeit gemeint ist, so leuchtet sie weder in Frankreich noch in Deutschland, noch in sonst einem Lande aller Welt in vollem Glanze. Die Frauen treffen nur einige Strahlen, das Gesetz schiebt sich zwischen sie und das nährende, wärmende Licht; das Gesetz, das Träger der Gerechtigkeit sein sollte, wird ihr Verschatter.

Den französischen Frauen wünschen wir Erfolg für ihr energisches Vorgehen. Sie fordern viel, weil das Viele not tut, wir wissen nur zu gut, daß bei dem Erhalten das Wörtchen wenig nicht zu fehlen pflegt.



## Zur grossstädtischen Dienstbotenfrage.

Don

R. Weinoldt.

Nachdruck verboten.

In der unzweifelhaft zu einer fast allgemeinen Kalamität gewordenen Dienstbotenfrage kommt man weder mit den Erzählungen in Hausfrauenzeitungen, wie Dienstmädchen zu Engeln im Haushalt erzogen wurden, noch mit den in öffentlichen Versammlungen einseitig herausgesuchten Beispielen „moderner Eklaverei der Hausgenossinnen“ auch nur einen Schritt weiter. Trotz der naturgemässen Schwierigkeit einer allgemeinen Behandlung der Frage muß diese versucht werden, auch wenn man von vornherein auf ebensoviel oder mehr Widerspruch gefaßt ist, wie auf Zustimmung. Die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse ist eben zu groß, vor allem aber beziehen sehr viele von den Frauen, welche Unbequemlichkeiten haben, die großen, auf den verschiedenen Gebieten mehr oder weniger schnell sich vollziehenden sozialen Umwälzungen nicht zu ihrem Anteil auf sich, während die Dienstboten — wenn auch der Hauptsache nach unbewußt — aus den Kreisen heraus, denen sie entstammen und aus dem Vergleich mit anderen Arbeiterinnen die Art der Abhängigkeit anders auffassen, als früher.

Der Dienst besteht zum großen Teile in der Befriedigung der persönlichen Bedürfnisse eines Menschen durch einen Mitmenschen, und zwar nicht als liebevolle Pflichterfüllung zwischen Verwandten, sondern als berufliche Arbeit gegen Entgelt. Was dieser Unterschied bedeutet, das haben diejenigen Frauen und Töchter kennen gelernt, welche in bezahlte Abhängigkeit kamen, nachdem sie vorher „bessere Zeiten“ gesehen.

Die Mädchen kommen zumeist als halbe Kinder zu fremden Leuten, und zwar auch bei kleinsten neuen Verhältnissen in eine höhere, als die gewohnte Lebenshaltung. Zu einer Vervollständigung der eigentlichen Erziehung, von der ohnehin in manchen sogenannten Elternhäusern kaum die Rede war, kommt es später überhaupt nicht mehr. Aber auch die berufliche Ausbildung geht nur langsam vor sich. Das Lehren ist zumeist nur ein „Bescheid sagen“ über das verlangte Tagespensum, und man kann beinahe behaupten, daß die Dienstmädchen nur dadurch sich vervollkommen und vielseitiger werden, daß sie, immer wieder getabelt, ihre Arbeiten besser machen lernen. Das klingt, allgemein gesagt, hart und viele Hausfrauen werden sich hierbei ausgenommen wissen wollen. Aber wenn die Mädchen auch in ihrer ersten Stellung in etwas freundlicherem Sinne wirklich als Lernende betrachtet werden, so wird später bei dem Aufrücken in „bessere“ Häuser gewöhnlich mehr vorausgesetzt, als vorher kennen zu lernen Gelegenheit war, und es wird dieselbe Arbeit immer wieder anders gewünscht und anders aufgefaßt, sodaß auch selbständig veranlagte Mädchen nicht so schnell befriedigen.

Die fehlende menschliche und eigenartige berufliche Erziehung, die häusliche Gemeinschaft mit Familien, deren höhere Lebenshaltung die Mädchen sehen, während sie von ihren Sorgen nur gelegentlich berührt werden, wunderliche Gepflogenheiten, wie z. B. der „Marktgroschen“, die gänzliche Sorglosigkeit in Bezug auf Wohnung und Nahrung, die Unkontrollierbarkeit in Bezug auf den Verkehr mit Männern, die mißliche

Heberei ganz unbeteiligter Leute, die Beratung seitens der zweifelhaften Elemente unter den Mietsfrauen und anderes mehr, worüber sich ganze Bücher schreiben ließen, erklären vieles, was als Fehler der Mädchen übel empfunden wird. Die Klagen der Hausfrauen über grobe Pflichtwidrigkeiten und Roheiten aller Art, unbescheidene Ansprache, Unsauberkeit, folgenschweren Leichtsinns beim Umgang mit Wasser, Gas, Feuer usw., — offenkundig gewaltsame Sachbeschädigungen, Liebesabenteuer, Verschwendung, ungehöriges Benehmen, Faulheit usw. usw. sind doch recht allgemein geworden, und man kann keine solche Klage als unglaublich zurückweisen, weil Unglaubliches wirklich vorkommt. Dazu kommen die Folgen der Fehler, die verschiedene Hausfrauen machen oder an sich haben, wie eigene Unselbständigkeit, geringe Umsicht, unzeitgemäße Ansichten über die Tragweite der Unterordnung, zweckloses und erbitterndes Hin- und Hergehen, Vertraulichkeiten am falschen Orte, Ausspielen des „Herrn“, der schon Raison lehren würde, und anderes mehr. Es genügt für den Zweck dieser Auseinandersetzung, auf alles dies nur hinzuweisen, zumal man sich bei der Feststellung solcher weit verbreiteter und doch nicht zugegebener Fehler in den Verdacht bringt, aus seinem eigenen Haushalt alle solche Beobachtungen geschöpft zu haben. Es ist auch gerade deshalb so schwer, und es gehört deshalb so viel Mut dazu, über die Dienstbotenfrage zu schreiben, weil unsere Frauen über ihr „Pech“ und seine Gründe unter einander nicht offen sind, und dadurch diejenigen, die mit ihren alten Inventarstücken aus der „guten alten Zeit“ in Frieden leben, oder die es wirklich und mit Erfolg richtig anstellen, oder die vielen, die sich um ihr Haus nicht eingehend kümmern können oder wollen, in der Oberhand sind.

Wenn wir nun annehmen, daß unsere Frauen den etwa berechtigten Klagen der Mädchen über schlechte Behandlung, zu wenig und minderwertiges Essen und dergl. demnächst den Boden zu entziehen wissen sollten, wie steht es mit denjenigen Klagen der Mädchen, welche allgemeiner sind und sich deshalb auch allgemeiner behandeln lassen?

Bei der Klage über unzureichenden Lohn, die freilich auch von den Mietsfrauen im Interesse eines umfangreicheren Stellenwechsels geschürt wird, wird gewöhnlich zweierlei nicht beachtet. Erstens, daß es sich doch zunächst um ungelernete und unqualifizierte Arbeit handelt. Eine Differenzierung der Löhne auf Grund mehr fachlich differenzierter Leistungen — das wäre eine richtigere Formulierung der Lohnforderung. Und dann rechnen sich die Mädchen gewöhnlich die Einnahme an Trinkgeldern, die in manchen Fällen den Lohn weit übersteigt, ferner den „Weihnachten“, der  $\frac{1}{6}$  und mehr des Lohnes ausmacht, und die Rabattmarken und sonstigen Zuwendungen, mit welchen die Lieferanten sich die Kunden zu erhalten suchen, nicht mit. Diese Einnahmen, möge man sie für loyal und wünschenswert halten oder nicht, fallen doch tatsächlich mit ins Gewicht. Auch werden fast nirgends die Mädchen mit ihrem gesetzlichen Anteil an der Invalidenversicherung in Anspruch genommen. Bei Fabrikarbeiterinnen fallen alle solche Extraeinnahmen weg; und man sollte immerhin doch die Frage nach der Lohnhöhe der Dienstboten mit an diesen Verhältnissen messen. Indessen wollen wir niedrigen Löhnen durchaus nicht das Wort reden, wenn dem Lohn eine wirklich tüchtige Berufsleistung zu Grunde liegt.

Die Klagen über schlechte Schlafstellen sind zum Teil durchaus berechtigt. Die Mädchen müßten aber dabei berücksichtigen, daß die alten Häuser, welche noch aller Arten dunkle Kammern und Hängeböden alter Einrichtung haben, doch erst nach und nach verschwinden können, und daß sich schon jetzt manche Familie einschränkt, um dem Mädchen einen besseren Raum anzuweisen zu können.

Dabei sei aber die merkwürdige Tatsache erwähnt, daß man in Küchen und auch in neueren Dienstbotenzimmern selten Doppelfenster und in den letzteren fast nie Öfen findet. Auch in der Küche ist es nur bei starker Heizung des für Raumheizung nicht eingerichteten Kochherdes genügend warm, und Gasherde heizen natürlich gar nicht nach. Die Folgen sind viel Erkältungskrankheiten der Mädchen und ein ungehöriges aber verzeihliches „Mitbrennen“ des für die Vorderstuben zu verwendenden Heizmaterials. Auch sei erwähnt, daß den Mädchen oft keine Gelegenheit zum Baden gegeben wird. Die

Benutzung der Badewanne wird den Mädchen nicht gestattet, und in einem Eimer Wasser kann man sich nicht richtig waschen.

Sehen wir weiter zu, wie es mit dem Zuviel an Arbeit steht. Selbst in Haushalten, wo wirklich viel zu tun ist, kann das Quantum der Arbeit meist den Vergleich mit dem nicht aushalten, das z. B. ein Fabrikmädchen zu leisten hat, insbesondere, wenn man den Weg von und zur Arbeit berücksichtigt. Es fehlt vielen Mädchen an Arbeit und Zeit sparernder Umsicht und Einteilung, und sie sind so unterschiedlich stink oder langsam und ausdauernd oder leicht abgelenkt, daß die eine bis spät abends zu tun hat, während eine andere in demselben Haushalte viel Zeit für sich übrig hat. Die verlangten Arbeitsquanten sind aber sehr verschieden und ebenso verschieden an Umsicht und Einteilung die Hausfrauen selbst, während sich diese Unterschiede in den Lohnhöhen nur wenig bemerkbar machen.

Die Stellenlosigkeit im Sommer ferner ist nicht so allgemein, daß sie zu einer schwer ins Gewicht fallenden Kalamität geworden wäre. Es reist auch heute nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Herrschaften. Viele Mädchen gehen bei wenig Arbeit und mehr oder weniger Anteil an den Reiseerlebnissen mit auf die Reise, und meist entläßt man zufriedenstellende Mädchen nicht, sondern gibt ihnen lieber bezahlten Urlaub.

Für berechtigt müssen wir die Klagen über unzureichende Versorgung bei Krankheit anerkennen. Die bisher eingeführten Krankenkassen für Dienstmädchen haben meist negativen Erfolg. Es ist zu schwierig, sie mit den bestehenden Gesindeordnungen bezüglich der Unterstützungsverpflichtung der Herrschaften und der Angehörigen in Einklang zu bringen, und die Kassen können sich schon deshalb nicht halten, weil die Dienstboten auch bei leichter Erkrankung in den verhältnismäßig teuren Krankenhäusern unterzubringen sind. Insbesondere bei nicht zufriedenstellenden Mädchen denken die Herrschaften nicht daran, auf die Gesundung zu warten, zumal wenn Rückfälle zu befürchten sind. Da ferner Krankheit beim Dienstantritt ein Grund zur sofortigen Entlassung ohne weitere Verpflichtung ist, fallen viele Mädchen der Armenpflege anheim.

Was aber den Mädchen in erster Reihe, wenn nicht ausschließlich die erforderliche Berufsfrühdigkeit nimmt, ist die persönliche Unfreiheit. Sie sind nur während des „Ausgangs“, gewöhnlich also jeden zweiten Sonntag Nachmittag und Abend wirklich frei und unkontrolliert. Extrafreistunden stehen ihnen nicht zu, sie müssen immer erst darum bitten, und suchen sich daher häufig, soweit wie möglich ohne Erlaubnis der lästigen Kontrolle zu entziehen und ihre eigenen Wege zu gehen. Das verträgt sich aber nicht mit der Hausordnung nach dem früheren patriarchalischen System. In diesem hat sich jedes Mitglied des Haushalts nach dem Ganzen zu richten und seine freie Zeit in und außer dem Hause der Hausordnung anzupassen. Herrschaft und Dienstboten standen sich in der guten alten Zeit des patriarchalischen Systems gegenseitig vielleicht besser, aber wenn wir ehrlich sein wollen, nur infolge der vollkommenen Unterordnung der Dienstboten, wie sie die heutige vorgeschrittene Zeit nicht mehr kennt und wie sie, auf sich selbst bezogen, niemand heute mehr wünscht. Die Verschiedenheit der Obliegenheiten der Dienstboten und aller anderen Arbeitnehmer macht es erklärlich, daß sich die Beseitigung der früheren Art der Unterordnung bei den ersteren bisher noch nicht so durchgeführt hat, wie bei den letzteren. Die Herrschaften wollen begreiflicherweise keine Unbequemlichkeiten auf sich nehmen, weil sie sich eben Dienstboten dazu halten, daß sie immer zur Hand sind. Auch sprechen sie den Dienstboten die Notwendigkeit bestimmter, wie bei andern Arbeitern vorher bekannter Kaufs ab, in dem Bewußtsein, im Bedarfsfalle auf vorherige Bitte stets entgegenkommend zu sein, und in der Ansicht, daß die Mädchen nicht allzuviel „Versorgungen“ zu machen haben. Sie kaufen doch während ihrer sonstigen Gänge teuer und schlecht in der Nähe des Hauses ein, und es wird mit mehr oder weniger Recht hinter jeder Bitte um einen Extraausgang Besuch von „Tanten“ und „Freundinnen“, eine Liebeslei, ein zur Unzeit gewolltes Vergnügen, eine Klatscherei und dergleichen vermutet. Solange die Dienstmädchen so wie jetzt zum Haushalt gehören und im Hause wohnen, wird der Unterschied zwischen der Herrschaft, welche auf einer gewissen Hausordnung bestehen

muß, auch wenn sie „beide Augen zudrückt“, und dem Arbeitgeber der Fabrik- und Lehrmädchen usw., der keinerlei Anlaß hat, sich um das Treiben der Mädchen außerhalb der Arbeitsstelle zu kümmern, bestehen bleiben.

Nun werden diejenigen Hausfrauen, die mit dem Bestehenden zufrieden sind oder wenigstens behaupten es zu sein, den Grund dieser Zufriedenheit darin sehen, daß die Wünsche der Dienstmädchen bei ihnen möglichst erfüllt werden. Sie raten ihren leidenden Mitschwesterinnen also Reformen an sich selbst und innerhalb des jetzigen Systems unserer Hausbewirtschaftung an. Die Verhältnisse sind aber trotz dieser guten Beispiele und Ratschläge doch immer schlimmer geworden, und die unzulänglichen Zustände haben sich doch auf immer weitere Kreise ausgedehnt. Es werden also von Grund aus durchgreifende Änderungen erforderlich sein, von denen sich die Zufriedenen ja nach Belieben fern halten können, zumal jede Neuordnung der Dinge Zeit zur allgemeinen Verbreitung braucht. Wir wollen hier eine von Grund aus durchgreifende Neuordnung zur Diskussion stellen, die unseres Erachtens der einzige Weg zur Besserung oder, wenn man will, zur Wahl des kleineren Übels ist.

Alle, nicht bloß ein Teil unserer Frauen müssen es über sich gewinnen lernen, stundenweise sich allein ohne Bedienung zu behelfen, und die Dienstmädchen müssen — soweit sich das irgendwie durchführen läßt — „auf Arbeit“ geben, wie andere Arbeiterinnen. Wenn sie nicht mehr allgemein im Hause der Herrschaft wohnen, so werden sie wenigstens in einer Hinsicht, nämlich mit der Sorge, wie und wo sie die Nacht zubringen, auf eigene Verantwortung gestellt, und das hat sicher in erziehlicher Beziehung sein Gutes, ebenso wie es gewiß nützlich ist, daß sie dabei die Vorteile, die ihnen im Hause geboten werden, ihrem Wert nach richtiger einschätzen lernen und in der dienstfreien Zeit Unterschiede wahrnehmen. Das größere Selbstbestimmungsrecht, das die größere Freiheit bringt, müssen die Mädchen erst verstehen und zu ihrem Nutzen wenden lernen. Das wird viele Opfer kosten, aber, wenn man geeignete Mädchenheime schafft, werden die Mädchen moralisch gesicherter sein, als — das wird sich leider nicht bestreiten lassen — unter den jetzigen Verhältnissen. Solche Heime, die selbstverständlich nicht von Unternehmern, welche die Mädchen ausbeuten, zu bewirtschaften sind, mit gesunden Schlafräumen, gemeinschaftlichen Aufenthaltsräumen, Krankenanzimmern für Leichtkranke, billiger Verpflegung und mit Arbeitsvermittlung und nicht zu strenger Hausordnung zu schaffen, wird eine dankenswerte Aufgabe für unsere sozial denkenden Frauen sein.

Das, was wir vorschlagen, besteht mit derselben Wirkung, wenn auch auf anderer Grundlage, bereits in nicht unerheblichem Umfange. Die praktische Notwendigkeit hat sogenannte „Reinigungsinstitute“ entstehen lassen, die Arbeiterinnen für alle möglichen häuslichen Arbeiten stellen, welche die Dienstmädchen heute nicht mehr übernehmen. Neuerdings schicken diese Institute aber auch tageweise „Aushilfen“, welche kranke oder fehlende Dienstmädchen ersetzen. Diese neue Einrichtung ist noch viel zu teuer, weil die Arbeiterinnen täglich 25 — 50 Pfennig<sup>1)</sup> an das Institut abgeben müssen. Die Arbeiterinnen sind Angestellte des Instituts, von dem sie angenommen und entlassen werden, wie die Arbeiterinnen einer Fabrik. Es gibt schon Tausende solcher Arbeiterinnen (meist Frauen oder Witwen von Arbeitern) und es ist hier das Arbeitsangebot unbedingt größer als bei den Dienstmädchen.

Daß die Hausfrauen von den Aushilfen in verschiedener Beziehung weniger verlangen, als von den Dienstmädchen, ist selbstverständlich, weil sie eben nur „aushelfen“. Sobald wir es mit der Arbeiterin zu tun haben, die lange Jahre hindurch in dasselbe Haus geht, wie der Arbeiter in seine Fabrik, ist das aber sofort anders. Die Aushilfen haben ihre bestimmte Arbeitszeit mit Anspruch auf Frühstück-, Mittags- und Vesperpause, und die Hausfrauen werden zugestehen müssen, daß sie solche Pausen bei den

<sup>1)</sup> Bei den uns bekannten Berliner Reinigungsinstituten beträgt die Abgabe der Arbeiterin 0,50 Mark bis 1,50 Mark. Übrigens vermittelt auch der Berliner Central-Arbeits-Nachweis Arbeit für Reinmachefrauen, Wäscherinnen zc., und zwar fast kostenlos.

Aushilfen sehr wohl achten können, ohne daß der Haushalt in Unordnung gerät. Auch das werden die Hausfrauen zugestehen, daß sie diese Aushilfen ganz anders, eben wie freie Arbeiterinnen behandeln, nicht wie Dienstmädchen. Wertvoll in jeder Hinsicht scheint es, daß es diesen Hausarbeiterinnen, die doch nicht ganz aus ihren Kreisen gerissen werden, überlassen bleibt, hinsichtlich der Wohnung und zum Teil auch der Kost sich das ihren Bedürfnissen Entsprechende selbst zu beschaffen. Es führt das auch zu einer wichtigeren Einschätzung der Leistungen der Herrschaft seitens der Arbeiterinnen.

Die Kosten für eine Hausarbeiterin, die außer dem Hause schläft, würden nur scheinbar höher sein, als diejenigen für Lohn und Unterhalt eines Dienstmädchens, weil allerlei Nebenausgaben in Wegfall kommen würden. Insbesondere die Trinkgelder werden gewöhnlich nicht beachtet, weil sie der Hausherr und nicht die Hausfrau bezahlt. Auch weniger begüterte Familien würden nicht mehr als bisher belastet werden. Sie würden die noch lernenden Arbeiterinnen, die selbstverständlich billiger arbeiten, und am besten auch im Hause wohnen — aber mit größeren Machtbefugnissen der Herrschaft als ausgelernten Arbeiterinnen gegenüber — beschäftigen. Sie tun damit auch nichts anderes als jetzt, wo sie in gleicher Weise billigere Dienstmädchen einarbeiten, um sie danach „sich verbessern“ zu sehen. Allgemeine Regeln über Lernende im 1., 2., 3. Jahre usw. würden sich ebenso durchführen lassen, wie bei den Lehrmädchen anderer Berufe. Man würde diesen jungen Arbeiterinnen gleich Lohn zahlen, da sie auch sofort Arbeit leisten, und es ist anzunehmen, daß die sogenannten „kleinen Leute“ ihre Töchter lieber in eine anständige Familie als in eine Fabrik schicken werden, wo sie in gefährlicher Umgebung von geringerem Verdienst ihren Lebensunterhalt bestreiten sollen, ohne die Eltern unterstützen zu können.

Nun sagten wir schon oben, daß sich die Herrschaften Dienstboten halten, damit sie dieselben immer dienstbereit zur Hand haben, und viele Leserinnen werden sich nicht vorstellen können, wie es werden soll, wenn sich unsere Vorschläge verwirklichten. Mit der dauernd sich vollziehenden Änderung der sozialen Verhältnisse hat sich schon so vieles in unserem Leben geändert und man hat sich daran gewöhnt, daß man sich von der anscheinenden Ungeheuerlichkeit eines neuen Gedankens nicht ohne weiteres abschrecken lassen soll. Wenn wir uns vorerst einmal klar machen, daß die jetzigen Dienstbotenverhältnisse für sehr viele Familien nachgerade unhaltbar geworden sind, und daß unbedingt alle Bevölkerungsschichten unter ihnen leiden, so müßte eigentlich schon diese Notwendigkeit diejenigen Frauen und Kinder, die es bisher nicht „nötig haben“, selbständiger machen. Wenn sich unsere Frauen des weiteren einmal in Ruhe überlegen wollten, wie sich der Haushalt wohl einrichten ließe, wenn die Dienstmädchen nicht allgemein im Hause wohnten, würden sie erst wirklich einsehen, daß die früheren patriarchalischen Verhältnisse Gewohnheiten gezeitigt haben, die eben nur Gewohnheiten sind, die man sich bei gutem Willen wieder abgewöhnen kann. Schließlich wird sich ergeben, daß die Ausnahmen, die auch wir als selbstverständliche gelten lassen müssen, so ziemlich allen Einwänden begegnen, die gemacht werden können.

Hauptsächlich handelt es sich natürlich um die Versorgung der Kinder, die jetzt Kinder-„Mädchen“, „Fräulein“ und „Frauen“ obliegt. Abgesehen davon, daß es so mancher Mutter nichts schaden würde, wenn sie um ihr teuerstes Gut, ihre Kinder, sich selbst mehr bekümmerte, müssen die die jüngeren Kinder Versorgenden auch während der Nacht — gewöhnlich wenigstens — im Hause bleiben. Wo daneben noch eine Köchin oder ein „Mädchen für Alles“ vorhanden ist, können diese sicher Abends noch entbehrt werden. Man hat doch nicht alle Abende Tischbesuch, und dieser kostet an sich so viel, daß man auch noch der Köchin Überstunden bezahlen kann. Aber auch da, wo nur ein Mädchen ist, werden sich viele Fälle ergeben, in denen das Mädchen nicht über Nacht im Hause bleiben muß. Man wohnt nicht allein im Hause, und es sind überall Portiersfamilien, die in besonderen Notfällen erreichbar und gegen eine kleine Entschädigung hilfsbereit sind. Die Sicherung des Haushalts gegen Diebstahl durch Dienstmädchen ist an sich eine sehr imaginäre, und man hat dafür ja sehr billige, zeitgemäße Einbruchs-Versicherungen.

Es würde kaum möglich sein, und selbst der Versuch würde zu weit führen, hier die Erfordernisse der einzelnen Haushalte durchzusprechen. Wir wollen nur behaupten, daß in einem sehr großen Prozentsatz von Fällen — wenn die Anpassung an unseren Vorschlag nur gewollt wird — Dienstmädchen früh kommen und abends gehen können. Möge man sich in den maßgeblichen Kreisen einmal mit diesem Gedanken beschäftigen, damit der Plan nach und nach zu einem Versuch reif wird. Zudem wir von vornherein eine Anzahl Ausnahmen zugaben, haben wir die Überzeugung, daß sich Wege finden lassen, die für die Herrschaften, wie für die Dienstboten gegenüber den jetzigen mißlichen Verhältnissen Vorteile ergeben.



## Exklusiv.

Skizze

von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

Seit vier Wochen war Möhlmeier Kommissionsrat. Viel machte es ihm nicht. Senator war er längst. Frisch vom Bäckertrog weg hatte man ihn dazu gemacht, und seine Kringle und Becken waren nicht schlechter dadurch geworden. „Ofongträger, im Gegenteil“, versicherte er selbst, führte auf jedes Fünzigpennigbrot eine „Zugist“ ein, wies den Gesellen an, hin und wieder ein Stückchen Teig vom Gewicht abzukneifen und begleitete diese Neuerung mit seinem zweiten Lieblingsausdruck: „Jeder nach seinem Schalköng.“ Eine Lachsalve, die den ganzen Mann von der fuchsigem Perrücke über den stattlichen Bauch hinweg bis in die kurzen, festen Beine erschütterte, lief meistens neben dem fröhlichen Sprung ins Geistreiche her, hatte aber den ernstesten Zweck, die Sache harmlos zu machen.

Möhlmeier war aus einem Guß. Keine Standeserhöhung konnte da modeln oder schleifen. Breitspuriger als der Bäckermeister konnte kein Senator und Kommissionsrat gehen, fetter keiner essen, dröhnender keiner lachen. Alles blieb also beim Alten, und die achthundert Mark zum neuen Kirchturm sowie manches andere hätten eigentlich gespart werden können.

Doch nicht. Es gab da eine höhere Instanz.

Mit zusammengekniffenem Mündchen, einem sahlen, kühn ins Nichts ragenden Haarnoten, einigen Duzend ganz gemeiner Sommer sprossen und zwei Brillantringen saß sie am Diabagoni-Nächtisch und stichelte an einem Läufer. Auf allen Tischen lagen schon welche: quer, längs, schräg — dieser war für die Baneelsophage bestimmt. Möhlmeier nahm sich so wenig in Acht.

\* \* \*

Es war Sonntag. Die Schweinsbraten der halben Stadt prätelten im Backofen. Der Geselle stippete mit seiner Frühstücksemmel flott herum in fremdem Fett. Rats aßen Rückenbraten. Mitten mang den andern zu stehen, paßte der Gnädigen nicht. Am Mittwoch würde sie dem schnobdrigen August noch einmal ein Stück Fleisch anvertrauen, das letzte — die Bäckerei war bereits verkauft —, dann aber ewiger Brotgeruch, spißbüßische Gesellenaugen, Krautgarten, Kuh und Schwein — man zog in die Großstadt.

Möhlmeier hätte sich bei dem Gedanken gern den Kopf gekraut; es ging nicht, war

doch alles festgeklebt. So fällt er nur sein fleischiges Gesicht nachdenklicher ein, halte den breiten Daumen in ein schon stark vorbereitetes Knopsloch und pfiß nach „Jenus“. Der knuppste noch schnell einmal ins zottige Fell und trottete heran.

„Allong!“ — Zweimal über die Wagen-deichsel springen war schon das wenigste, was verlangt wurde. Schwerefällig ward es besorgt. Am Sonntag wäre es auch nicht gerade nötig gewesen. Die dumme Deichsel ragte aber Tag für Tag über den Hof und forderte richtig dazu heraus. Herr und Hund gingen nun ins Feld; beide in tiefen Gedanken.

Der Sommer ging soeben hin. Alle Kühen waren aufgegessen, und was verschont geblieben war, gackerte und pickte als Huhn und Hahn auf dem Dunghaufen herum. Frau Rat sah darüber hinweg; aber eine rotbackige, dralle, junge Frau freute sich schon daran: euch will ich schon kriegen! Korn und Brod soll's genug geben — dafür seid ihr beim Bäcker —, aber schöne, große Eier bit' ich mir aus und pummlige Brust und Keulen im Topf.

Auch das Schweinchen im Koben rundete sich schon und grunzte behaglicher. Die Kunkelrüben hinter dem Stall aber spreizten die saftigen Blätter dem säuerlichen Duft entgegen und nahmen begehrlieh von oben und unten auf, was sich nur bot.

Möhmeier ging zwischen all dem vorhandenen und werdenden Segen herum wie ein geschlagener Mann: hier weg. — — —

Gestern waren sie aus der großen Stadt zurückgekommen. Die vier Tage Aufenthalt dort hatten ihn fast alt gemacht. Dies Toben in den Straßen, dies Treppen auf- und ablaufen, Anfragen und Herumstehen! „Wie 'n Schnurrer kömmt 'n sich vor!“ — Bockig, wie er sein konnte — ward's ihm zu arg — stand er am letzten Nachmittage mitten auf der Straße still: keinen Schritt weiter. In ein solch himmelhohes Haus, neunmal zugeschlossen und mit wertweißwievielen Namen an den Türen vergrub er seine letzten paar Jahre nicht. „Mien Frieheit möt ich hebben!“ laut schmetterte er es im geliebten Platt ins Menschengewühl. Frau Rat stuzte. Sie loderte den Bügel in der knochigen Hand.

„Wie meinst du denn, Männing?“

„Buten Dur! — — anners nich.“

Gehorsam stieg sie mit in die Pferdebahn.

Ein solides Gespräch mit dem Kutscher erfrischte den Abgehetzten; freundlich und auf hochdeutsch wandte er sich an die schmollende Gemahlin: „Es is 'n büschen weit; wir müssen noch umsteigen.“

Sie fuhren und fuhren. Immer stiller wurde es um sie herum, dann: fast freies Feld.

„As tau Hus,“ meinte er erleichtert. „Allbarmherziger!“ wimmerte sie.

Man stieg aus, trottete noch an weit auseinander liegenden Häusern entlang und besah sich die Nummern. Der Rat hatte längst eine Liste entfaltet.

„Hier.“

„Ach Herrjeh! — — —“

Ein Vorgärtchen, nach der Straße zu abgegrenzt mit grellgestrichenem Staketzaun, nahm Beide auf, ein Glöckchen himmelte hoch oben am Quersfenster der Haustür, und „Siewünschen?“ fragte eine freundliche Frau.

Man sah in die sieben Zimmerchen, in die winzige Holzveranda und die noch winzigere Küche. Der Preis wirkte verblüffend; aber Herr Rat schlug sofort zu. Überlegen schien ihm gefährlich.

Nun grämte er sich draußen, die Gattin drinnen. Träne um Träne fiel auf den Läufer — einen neuen, der beschriebene war längst niet- und nagelfest gemacht und rieb seine harten Goldsäden an der flauschigen kommissionsrätlichen Joppe. Aber klagen ging nicht. Sofort war der Trumpf bereit: „Die Filla von Oberförsters war ja zu haben! Ganz anders hättest du da sitzen können! Aber da war ja nichts zu machen. Ummer mit 'n Kopp durch die Wand! Raus aus dem Nest! Man zu! — Luft holen will ich aber wenigstens.“

\* \* \*

Sie waren eingezogen. Ein Seidensessel schrie den andern an: Platz! um's Himmels willen Platz! — — Und der wuchtige Eichentisch im Speisezimmer sprach zum breitausladenden Büffet: Nur nicht so pazig! zwölf Stühle gehören wenigstens zu mir.

An irgend etwas stieß der Rat sich immer die kurzen, krummen Beine. Aber man würde sich schon gewöhnen! Frauen hatten ja oft 'n



kleinen Tisch, und weshalb sollte seine Frau sich nicht viele Möbel kaufen, sie hatten 's ja dazu, und Schwester- und Brüberkinder genug, die 's einmal erben konnten.

Unten im Erdgeschoß war eine schöne, helle Stube, außer einer Hobelbank war nicht viel darin, nur noch Jenuß' Korb, mit einer alten Pferdebede ausgefüttert, was ein Rentier so braucht an Hammer, Beilen und Zangen, um sein Antwesen 'n hüfchen unter Reparatur zu halten, und ein Pfeisentisch. — Da kam's nicht darauf an, ob ein Streichholz auf den braungeftrichenen Fußboden fiel, ein Tabakshäufchen ihm Gesellschaft leistete, und dicke, graue Schwaden, vom buntbemalten Pfeisenkopfe aufsteigend, sich an die weißgefalkte Decke hängten.

In die Pracht der Haupttage tropfte wieder manch' Tränlein. Aber hier wie im heimlichen Bäckerhäuschen hieß es: leide stumm. Schon auf niedergeschlagene Mienen und tiefe Seufzer erschien die „Filla“.

„Müd' hätt'st du dich in laufen können un 'n dickem Willem machen in deine Salongs. Auf noch 'n Wagen voll Möbel wär 's mir wahrhaftig nich angekommen, ofongträhr, im Gegenteil!“

Man tat der Frau ja gern den Willen, um sein bischen Ruh zu haben; aber denn noch Duengeleien — — nee! — Eine Kleinigkeit war 's doch auch nich, Titel, Amter un Würden man so im Stich zu lassen un hier zu sitzen as Trumpf Sechß.

Langsam kroch die Langeweile heran. Kein Gefelle ließ die Zwiebacke auf den Platten verbrennen, keine Ruh kalbte, kein Müller verzählte sich bei den Säcken. Ob man morgens in den Regen oder in die Sonne hineingähnte, war einerlei, den drei Blumenbeeten vor der Haustür ließ sich ja mit der Gießkanne beisommen. In der Stadt war 's auch immer daselbe: Lärm — und was für welcher — Schausenster und Bilder und Puppen in den Museen und Panoptiken.

Menschen! — — sie fehlten. Verkehr. — — „Standesgemäßen!“ meinte Frau Rat mit gekräuselten Lippen. Aber woher nehmen?! —

In der Pferdebahn sah man sich schon häufiger. Auf der einen Bank Herr und Frau Rat, gegenüber — nein, sollte man es glauben?

— ebenfalls Herr und Frau Rat. „Was für einer? — —“ grübelten Möhlmeiers; „vielleicht ein Sanitäts- oder Medizinalrat!“ Der Stock mit dem schweren, silbernen Knopf deutete darauf hin, auch die wunderbar glatt sitzenden Glacees der Dame, höchstens Nummer sechs. Noch mehr das bestiffene „Bitte, Herr Rat“ des Kutschers, das den Nachweis freier Plätze begleitete.

„Na, egal! — eleganter als bei uns, wird es dort auch nicht sein.“

Man machte Besuch. Stellte mit schnellem Rundblick fest, daß man durchaus „mitfam“, freute sich gegenseitig außerordentlich und teilte sich in aller Eile mit, daß nur die ersten zwanzigtausend Mark zu verdienen, schwer gewesen sei.

„Das is in'n Läden kein Medizinalrat,“ trumpfte Möhlmeier, „das is 'n vernünftiger Mann . . .“

„Vielleicht 'n Kommerzienrat . . .“

„Nä — — —“ Möhlmeier machte Krauversuche, stand aber sofort davon ab — „dazu hat er nich genug. Aber ich will das woll rauskriegen. Wir müssen doch auch nebenan Besuch machen, Geschäftsleute wissen immer gut Bescheid . . .“

„Wo denkst du hin, Männing! bei den Bäckerleuten? . . .“

„Na? . . .“

„Die Frau verkauft selbst ihre Semmel . . .“

„Hast du männigchen Tag getan.“

Man braucht ja nicht intim mit den Leuten zu werden, beschloß Frau Rat bei sich. Auf impertinente Ausfälle des Gemahls bewahrte sie neuerdings stets ein vornehmes Schweigen.

Der Winter schien Lust zu haben, sein Regiment abzugeben. Es war zwar erst Februar, aber die Sonne schien schon fleißig, und von Schnee war nirgends mehr eine Spur. Rats überlegten: wenn man noch wollte, dann bald.

Bedruckte Karten flogen in die zuständigen Häuser: Kommissionsrat Möhlmeier und Frau geben sich die Ehre zc. zc. . . .

Sie kamen alle, vollzählig, aus der ganzen, polizeiwidrig gepflasterten Vorstadt. Nur die alte Majorin Wosß, dort hinten neben der Kirche, hatte für sich und Malkwa und Tita

abgesagt; aber ihren Sohn geschickt. Referendarer essen manchmal gern was Gutes. Und das war hier zu erwarten. Frau Mählmeier hatte acht Jahre als perfekte Köchin fungiert; schlampige Suppen, pappige Frikassées kamen nicht auf ihren Tisch.

Herr Rat erklärte das seinen Gästen und zwinkerte schalkhaft mit den hellen Auglein hinüber zur empörten Gemahlin: „Weißt du noch, Riefing? bei Medizinalrat Förster? — — wo oft hab' ich 'n hübschen in't Küchenfenster gekuckt!“

Und mit einem Rundblick um die Tafel: „Ich war dazumal — wissen Sie — Geselle bei einem gewissen Bürger in der Hafestraße — is nu auch all tot. — Schöne Zeiten! was? — — Prost! meine Herrschaften! wollen anstoßen auf die Jugend! Kommt doch nichts gegen . . . . . Schöner Tropfen! was? — — vor zwanzig Jahren hätte ich Ihnen solchen Wein nich vorsezen können. Na, lassen Sie sich ihn schmecken!“

Das geschah. Manche Flasche ward geleert und die leckere Sauce hier und dort nährig mit dem Messer von den buntbemalten Tellern geschleckt.

Bald lösten sich die Zungen. Herr Kommissionsrat Wulff erzählte Schnurren aus dem „Schloß“, wo er in seiner Eigenschaft als Hofhandschuhmacher seiner Zeit Serenissimus manches Lederne anmessen mußte. Herr Rechnungsrat Feuchtel schimpfte über die niederträchtige Bureauarbeit und Herr Senator a. D. Fumseier krächte: „Ich sag' Ihnen, meine Herrschaften, wenn ich mich dazumal nicht an der Häuferspekulation beteiligt hätte, ich könnt noch heut hinterm Färbkessel stehn!“ Derweilen trank Referendar Voh Glas um Glas und schaute tief in Elsa Fumseiers blizende Braunaugen.

Frau Rat aber sprach spät in der Nacht zum trällernden Gatten: „Mählmeier! wenn du das nich vorgebracht hät'tst mit Medizinalrats — du weißt — wär es ein wunderschöner Abend gewesen. Die Bäckerleute hatten abgesagt — vernünftig von ihnen, was sollten sie damang — und man war so ganz unter Seinesgleichen!“

„Ja, Riefing, das is doch keine Schand . . . . .“

„Aber es is einen doch entgegen! man is doch heut ebensoviel.“

\* \* \*

Seit Tagen rechnete der Rat. Nie im Leben hätte er geglaubt, daß er das noch einmal nötig haben würde. Seine starke Seite war es nicht. Aber ihm wurde jetzt zuweilen schwül unter der Fuchsfigen; dann mußte die alte, wurmlöchrige Platte am Mahagoni-Schreibsekretär herunter, und es ging los. O jeh! o jeh! — — — hmm, hmm, hmm! — — — Die kurzen, stumpfen Finger arbeiteten in den graumelierten Bartstoppeln, und die Gedanken schossen Kobold hinter der niedrigen, gerillten Stirn. Dausend-nochmalzu! wo blieb das Geld?! — — — — Venus hob den struppigen Kopf, sah seinen Herrn nachdenklich an und leckte beruhigend die grünen Blüschmorgenschuhe.

Frau Rat trat ein; etwas in Kampfstimmung. Oben im Herrenzimmer stand der elegante Eichenschreibtisch mit der stilvoll streng durchgeführten Garnitur von Kwi — Kwi — na, Kwiwerpolier. Wenn er, der Gemahl, sich so gelehrt beschäftigen wollte, brauchte er sich doch nicht hierher zu verkriechen. Gleich wollte sie ihm das auseinandersetzen — zum wievielten Male schon! — aber erst die Hauptsache.

„Männing! Du bist wohl so gut und gibst mir etwas Wirtschaftsgeld.“

Mählmeier fuhr herum. Aller Standesfirnis fiel von ihm ab und zerstäubte in Atome.

„Wirtschaftsgeld! Wirtschaftsgeld! Dumm Tüg! Ammer nige Roden! Nix vör uns! Dart Lüd! Späl di man nich upp! — — —“

„Aber Männing! mein Geld is all!“

Der fahle Haarnoten spieckte sich in die Luft, die blaßblauen Auglein staunten, jede Sommersproße vertiefte sich ärgerlich zu dunklem Braun.

„Dat is dien Saak — hew nig.“

„Hast nichts!? — — —“

„Hier — kumm mal 'ran. Dat hebben wie verbrukt in nägen Mond! sage: neun Monate. — — —“

„Na, und? — — —“

„Na, und?“ quälte Herr Rat der Gemahlin nach. „Dat heit soväl: wenn wi so bibliven, kann ich noch eins bi frömd Lüd

Deig kneden, un du kannst mit dei Stutenklop  
lophen. Dei dämlich Gesellschaft hätt allein  
dreihundert Mark kost. Un inlادت hätt uns  
upp dei Wies' kein Minsch wedder. Dein  
Siebenkleber hängen in't Schapp un ver-  
spaten . . .“

„Weil es hier feucht is in diesem dumpfen  
kleinen Rathen. Sprech übrigens hoch, ich  
bitt dir eindringlich. Die Anna is so schnippisch,  
die hört gewiß allens und lacht über uns.“

„Daß ihr. Wenn dir aber damit gebient  
is, meinstwegen.“

Der stärkste Zorn war vertraucht. Herr  
Rat sah auf die erblaste Gemahlin, und seine  
Gutmütigkeit meldete sich zum Wort.

„Züh, Rieking, wat hebben — was haben  
wir davon, wenn wir unser schönes, sauer  
verdientes Geld so verpußen? . . .“

„Genuß.“

Donnerwedder! Wo hatten die Weiber  
bloß die Einfälle her. — Gewaltig hielt der  
Rann an sich.

„Mien leiw Rieking! Du hüt doch sonst  
'ne vernünftige Frau und verstehst deinen Kram,  
was hat dies nun bloß auf sich, daß du die  
Rat' so hoch trägt! Wir sünd ja doch man  
Handwerkersleut, die 'n hüden zu Geld ge-  
kommen sind . . .“

„Sünd die annern was anners . . .“

„Neer, aber schlauer. Sie stecken die Füß'  
unter deinen vollen Tisch, reden dir 'n Kopp  
dik und sparen ihr Geld. Un was sie noch  
hinterher sagen, da möcht ich auch nich bei  
guberen! Un was setzen sie einen vor? — —  
Schwirvelchen, die 'n nich beil auf 'n Teller  
kriegen kann, wie viel weniger noch außs Brod.“

„Wegen des Eßens geh ich nich in Ge-  
schick.“

„Neer! — wegen was sonst? nachher is 's  
doch auß!“

„Ach, Wohlmeier, wir verprechen uns nicht.“

„Rieking! Aber so viel is sicher, eh ich  
hier ankühn, geh ich wieder hin, wo ich her-  
gekommen bin. Da han'n kein Schinken un  
Cyck im Wem, Sauer, Ger un Wurk in  
ihrer Speiskammer, Kase, Fein, Kohl, Rüben  
— Eßens, was dazu gehört — hier, immer  
ein klein Guldin.“

„Herr Rat neigt die Schale herbe.“

„Na wie wird es mit der Rieking!“

„Reiß — Reiß? — — —“  
„Ja doch. Mit Herr und Frau Rechnungs-  
rat wollten wir doch nach . . .“

„Schön, daß du davon anfängst. All ein  
Abmachen nu. Setz dir bloß keine Schwach-  
heiten in 'n Kopp. Daraus wird nichs.“

„Aber Wohlmeier, ich bitt dir. Ich habe  
doch Fräulein Tina Vos schon dazu ein-  
geladen . . .“

„Un ich soll den ganzen Schwamm be-  
zahlen?“ —

„Frau Majorin hat mir so viel die Hand  
gedrückt, und die junge Dame verspricht sich  
so unendlich viel davon . . .“

„Na denn reiß man mit ihr, immer los.  
Ich hab kein Lust mit der spitzbirnenigen, ollen  
Zumfer herumzuziehen.“

Jetzt weinte Frau Rat; ganz still und  
schmerzlich aus zerrissenem, beladenem Herzen.  
So weit war es schon; er stieß sie in die  
Welt hinaus unter fremde Menschen.

Der Kommissionsrat und Senator aber  
trommelte mit den kurzen, dicken Fingern auf  
die staubige, rissige Schreibtiischplatte: Nach-  
geben? — — dann ging es im alten Trott  
weiter, und das Ende war abzusehen. Er  
erhob sich, stemmte die schwere Platte heran  
und drehte den Schlüssel um. Dann mit  
einem kurzen Ruck sich selbst. Ehe er sich's  
recht überlegt, hatte er die magere Gestalt da  
neben sich im Arm, drückte sie fest an seine  
kräftige Brust und strich mit der schwieligen  
Handfläche sanft über die feuchten Wangen.

„Rieking! ich hün nich für Streit un  
Lärm; aber du hüt un bleibst 'n Kind —  
mien lutt leiw Kind.“ Zärtlich küßte er irgend-  
wohin. „Un 't schradt es nich. Züh, ich hün  
ja da un paß auf. Aber vertrauen muß du  
mir un keine Exerensien machen. Dich zu  
Gefallen hün ich hierber gezogen in diese  
verd . . . . Stadt, wo 'n vor lauter Lange-  
weil . . .“

„Ich sag immer, du sollst leien, Manning,  
als andere Herren un. Was gibt es nich  
für schöne Geschichten . . .“

„Rieking! bei so was muß 'n groß geworden  
sein. Mit fünfen Jahr kam ich in die Lehr,  
un kein Deumel hat mir Bildung beigebracht.“

Die liebe Anna trachte das Stumpfnäschen  
durch die Thürigen. Frau Majorin ist im Sa-

long, sie läßt die gnäd'ge Frau auf einen Augenblick bitten. Ich sagte, gnäd'ge Frau wären beschäftigt; aber . . .“

Frau Rat entzog sich blickschnell der Umarmung des Gatten, schlug mit der sehnigen Hand gravitatisch durch die Luft und sprach laut und sicher: „Ich lasse bitten.“ Hochaufgerichtet schritt sie an der sichern Anna vorüber. Der Gemahl staunte hinterher: Wo sie dies bloß von hat! — Stöhnend fuhr er in die Stiefel und griff nach der breit-schirmigen Mütze. Jenus sah aufmerksam zu.

\* \* \*

„Je, Riefing, los werden können wir den Rathen nu wieder.“

Der Rat machte mit ein paar kräftigen Zügen die Peise flott, schob die Linke in die Hosentasche und lehnte sich behaglich zurück. Man saß wieder in dem kahlen, geweihten Raum im Erdgeschoß und frühstückte. Es war doch schade um den schönen Teppich oben im Speisezimmer — so mit den Krümeln. Ueberhaupt das viele Reinmachen. So blieb alles hübsch in Ordnung.

„Ein Bauunternehmer will das ganze Terräng hier ankaufen und hat mich 'n schönen Preis geboten.“

„Je, denn man zu, Männing.“ Lauernd: „Die Villa soll ja noch zu haben sein.“

„Mäglich. Man nich für uns. Wenn ich wieder nach . . . stedt zieh, kauf ich Schuster Wöhlerten sein Haus an 'ner Eck vom Markt. Das is 'n klein proper Haus. Reingefallen wird nich wieder, un Geld is grad genug beigebackt.“

Frau Rat sah ärgerlich aus. Daß er sich dies Haus nicht aus dem Sinn schlagen konnte. Gewiß roch es durch und durch nach Leder und Pech. Wie dumm von ihr. Die schöne Villa hätte sie haben können. Sie wäre dann gewiß für die reichste Frau in der Stadt gehalten. Der letzte Gedanke setzte sich fest. Ging das nicht jetzt noch? — Was hatte man hier groß. Wer estimierte sie hier denn? Die schnadige Anna brachte immer neue ärgerliche Nachrichten von den Dienstboten der befreundeten Häuser. Wöhlmeier hatte ja Schuld. Weshalb brauchte er allen

Leuten auf die Nase zu binden, daß sie sich als Geselle und Dienstmädchen geheiratet hatten, ohne einen Piennig. Aber es war nun einmal geschehen, und er würde es auf einer neuen Stelle genau so machen; er hatte für so was kein Gefühl. Denn man weg hier.

„Unser Ansehn is hier doch untergraben,“ begann sie pathetisch.

Der Gemahl spann seinen eigenen Faden. Er hatte noch mit der Peise zu tun, und der Friede blieb erhalten.

„Der Garten hinterm Haus is groß. Ich kauf uns denn buten Dur noch 'n Stück Land zu, un wir essen wieder un' eigen Kartoffel un wissen, was wir haben.“

Frau Rat seufzte.

„Aber ohne deinen Willen nich, Riefing! nachher wieder die Quengeleien — nee, danke.“

„Ich bün einverstanden.“

\* \* \*

Gestern war ein Brief gekommen von Frau Förster Diez. Die . . . stedter Damen wollten einen Verein gründen. Für was wußten sie noch nicht; aber jedenfalls zum guten Zweck. Lebhaft bedauerte die Freundin, daß Wöhlmeiers fortgezogen seien. Frau Präpositus hatte die Sache in der Hand. Nur die ersten Damen der Stadt sollten zum Beitritt aufgefordert werden.

Das schlug durch. Frau Rat sah sich schon als Vorsteherin. Die Rentiersfrauen waren doch obenan. Und was für Kuchen wollte sie backen zu den Sitzungen! Alle Finger sollte die Präpositussen sich danach lecken. Und die neumodischen Möbel und Fi—Fitrasch-Gebinen, gelb und grün und rot, mit feiner Stickerei! So was ahnten die ja nicht.

Sie erhob sich, um sich in die oberen Gemächer zu begeben.

„Na, Männing, denn so laß dir den Käufer man nich entgehen.“

„Du hast ja mit einem Mal verbeutwelte Eil.“

„Was man will, das will man.“

Die spitze Nase fuhr in die Höhe. Fest trat der Schnürstiefel die bretterne Diele. Jenus kroch hängenden Schwanzes in seinen Korb.

\* \* \*

Hier konnte man sich doch rühren!

Herr Hachmeister, vom Gesellen und Lehrling wacker unterstützt, schleppte und staunte. Er hatte schon manche Wohnung eingerichtet — zwanzig Jahre beim Fach — bei Landrats und allen möglichen feinen Herrschaften; aber dies hier nahm ja kein End! Na ihm sollte es recht sein. Er zog die Drillichhose besser hoch, spie in die Fäuste und rief aufmunternd: „Anfaten! Hupp! Immer ewing! Berdeinen is dei Hauptsad.“

Die Meisterin dachte anders. Sone Aufspielerei. Die waren Bäckers- sie Tapeziersleute — so Wies as Mus. Reihum brachte sie in den zuständigen Häusern Bescheid und fand überall offene Ohren und sachliche Beurteilung der Angelegenheit. Auch die Frau Präpositus war eine freundliche und gesprächige Seelenhirtin und einer vernünftigen Auseinandersetzung nie abgeneigt. Sie war jetzt froh, daß sie den Verein längst einberufen und die Statuten festgesetzt — nicht mehr als sechs Damen — sonst kam leicht Streit — gedacht hatte sie sich sowas; sie kannte doch die Möhlmeiern.

Frau Förster bekam rote Ohren, als sie die „schwervermischte Freundin“ zuerst umarmte und einen verstohlenen Rundblick über die ganze großstädtische Pracht sandte. Das fehlte noch. Die im Verein! — und alle ausstechen. Die Vorstellung des Fräulein Vohß, Tochter der Frau Majorin Vohß aus . . . die mitgekommen war, der lieben, gnädigen Frau in dieser unruhigen Zeit zur Seite zu stehen, nahm sie mit Fassung entgegen. Dieß noch einen langen Blick auf der breiten Matteeau-Morgenrockschleppe liegen, stellte eiligst den Armelschnitt fest und dienerte viel tiefer, als sie eigentlich wollte, über die Schwelle.

\* \* \*

Es hatte kaum sechs geschlagen, als Herr Kommissionsrat sich schon über den Hofzaun hinweg mit seinem Nachbar, dem Schlächtermeister Hippelt, besprach wegen des Ankaufs eines Ferkels. Wenn man ein etwas ausgewachsenes jetzt ansetzte, konnte man ganz

gut zu Weihnachten einschlagen und hatte den Sommer über noch sein bißchen Arbeit und Spaß damit.

„Du kannst di ganz upp mi verlaten, Natwer; id säuf di wat gaubs ut“, versicherte der Meister und reichte die haarige Faust über den Zaun. Der Rat schlug ein. Dann griff er zu Harke und Spaten, ein bißchen im Garten nach dem Rechten zu sehen. Die Sonne meinte es jetzt schon ehrlich. Es konnte ein heißer Tag werden. Wenn die Bassen weg war, wollte er wieder in Hemdärmeln gehn, vorläufig . . .

Vom Hause her kam Erna, die neue. Frau Kommissionsrätin ließe den Herrn Kommissionsrat um eine Unterredung bitten. Während der sich die Erde von Rock und Hose klopfte, suchte er unruhig im Gedächtnisse nach irgend einem Vergehen herum. Aber sein Konto hatte sich in der letzten Zeit so schwer belastet, daß es ihm keinen Posten klar abgegrenzt zeigen konnte; so betrat er denn mit einem ergebenen „In Gott's Namen!“ das eheliche Schlafgemach.

Frau Rat warf sich ihm im Frisiermantel an die Brust.

„Möhlmeier! Möhlmeier! — —“

„Na nu, Rindting!? — —“

Unter Schluchzen: „Die Hippelten hat eben den Kalbsbraten in 'ner Rük abgeliefert und zu Erna gesagt, der Verein wär all lang in Gang, un die Präpositussen hätt gesagt, da könnt kein Red von sein, daß ich noch 'rein käm. Ach Gott! ach Gott, dies is mein Tod.“

„Aber Rieking! Denn so laß ihnen doch Wein' doch nich so, Rindting. Denn so gründen wir auch einen Verein. Herr Gott! nee! dies kann ich ja nich ansehen! Kumm, kumm, mien Lütting!“ — Er streichelte und klopfte der Aufgeregten den Rücken. „Weißt wat, Rieking! Wi will'n uns man beid lein biho'll'n, dat anner is all dumm Lüg!“

„In vornehmer Zurückgezogenheit leben, das is nu das einzig mögliche“, wimmerte sie an seinem Halse.

„Ja woll! oß dat!“ tröstete er.



# Die Kunstkritik und die Frauen.

Von

S. D. Gallwitz.

Nachdruck verboten.

Die Kritik ist seit einigen Jahren ein aktuelles Thema gewesen, — um es präziser zu sagen, sie hat seit dieser Zeit auf der Anklagebank gesessen. Der Zustand begann damit, daß Hermann Sudermann seine scharfen Angriffe auf das Kunstrezensententum eröffnete. Unsere bedeutendsten Aesthetiker, die das kritische Schwert zu schwingen haben, nahmen Stellung dazu, andere Künstler und Kritiker folgten, — bald gab es einen Federkrieg auf der ganzen Linie. So wenig Erfreuliches nun auch bei dieser Gelegenheit an Äußerungen und Tatsachen auf beiden Seiten zu Tage gekommen ist, — der Deutsche lügt bekanntlich, wenn er höflich ist, — so hatte das Wortgefecht doch daselbe Gute, das jeder herzhafter Meinungsaustrausch zeitigt: es reinigte die Luft von Unklarheiten und schweren, lastenden Mißstimmungen, die hüben und drüben herrschten. Aberdies lenkte es die Aufmerksamkeit und weiterhin das Interesse weiter Kreise auf ein Gebiet, über welches die Anschauungen bis dahin sehr verworrenere Natur waren. —

Kritik — Kritiker! Das Publikum wußte nicht viel mehr davon, als was in mehr oder weniger treffenden Witzdarstellungen in die Öffentlichkeit gekommen war. Da lief das populär gewordene Wort Lessings um: „Schlagt ihn tot, den Hund, er ist ein Rezensent“, und das Wildenbruch'sche bon mot: „Der Kritiker, das ist ein Mann, der alles weiß und gar nichts kann“, — und so weiter, bis hinunter zu den Verulkereien billigster Art, den Pendants zu den Witzdarstellungen über Schwiegermütter und emanzipierte Frauenzimmer, wie sie so reichlich in unseren sogenannten humoristischen Blättern zu finden sind. Da war schon das eine wertvoll, daß in dem Kampfe der Meinungsverschiedenheiten dieses Thema einmal in ernsthafter und sachlicher Art und Weise behandelt wurde

Wollte man sich sein Urteil über die öffentliche Kritik aus den Aussprüchen gewisser Künstler, Schriftsteller usw. bilden, so würde sie sich einem als ein Schmarogergewächs darstellen, das sich in dem üppig emporwachsenden Baum der freien Produktion einnistet, und von seinen besten Säften sich nährt. Geringegen ist der typische Kritiker geneigt, dieser Produktion nur insoweit Wert beizumessen, als sie mit ihren Ergebnissen vor ihm als einer Art von Tribunal bestanden und ein Zeugnis empfangen hat. Wo ist da die Wahrheit? — Seit es eine künstlerische und wissenschaftliche Produktion gibt, gibt es auch eine Kritik als selbständigen Beruf, eine öffentliche Abschätzung und Beurteilung ihrer Werte, und dieses Amt ist stets mit Würde umkleidet gewesen.

Schon ein Zeitgenosse Michael Angelo's, der wegen seiner geistvollen Schärfe außerordentlich gefürchtete Kritiker Pietro Aretino, durfte von sich sagen: „Ich bin ein Mann, auf dessen Anklagen hin Kaiser und Könige zu antworten pflegen“. Vor allem in unserer gegenwärtigen, auf Popularisierung alles geistigen Lebens gerichteten Zeit ist die öffentliche Kritik ein Faktor geworden, dessen fördernde und sichtigende Kraft unentbehrlich ist, und das Bedürfnis unserer Zeitgenossen nach einer öffentlichen Kritik ist genau so fest gegründet, wie das Bedürfnis nach Produktion überhaupt. Diese Tatsache nach außen hin festzustellen, zu erläutern und zu begründen, hat die Kritik während der letzten Jahre alle Hände voll zu tun gehabt. Nun täte es ihr not, daß sie einmal den Blick nach innen wendete, daß sie die Würde und den Ernst der Verantwortung, die sie mit vollem Recht für sich in Anspruch genommen hat, als Maßstab an die Leistungen im eigenen Lager anlegte, — daß sie vor allem sich einmal das innerliche Wesen dieses Amtes, so wie wir modernen Menschen es aufgefaßt sehen möchten, klar machte.

An dieser Frage haben noch in besonderem Sinne die Frauen Ursache, ein eingehendes Interesse zu nehmen. Der Rezensentenberuf ist einer der wenigen geistigen Berufe, die ihnen offen stehen. Es gibt heute bereits eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Frauen, die als fest angestellte Fachkritiker für Kunst und Literatur an Tageszeitungen und Journalen tätig sind. Immerhin aber stehen diese Fälle doch wohl noch zu vereinzelt da, als daß sie den männlichen Vertretern des Berufes schon als Konkurrenzgefahr erscheinen könnten, denn diesem Umstände dürfte es zuzuschreiben sein, daß die Arbeit der Frau in der Kritik noch nicht von irgend einem Gesichtspunkte aus angegriffen worden ist. Es sei denn von den Kritisierten selbst. Das in der öffentlichen Meinung zur Wahrheit erstarrte Gerücht von der geistigen Inferiorität und Unzuverlässigkeit der Frau bietet selbstverständlich eine bequeme Handhabe, welche sich — die Künstler von der Bühne in ihrer Nervosität und krankhaft gesteigerten Eitelkeit sind bekanntlich der Kritik gegenüber besonders empfindlich — ein gekränkter Heldenvater oder lyrischer Tenor so leicht nicht entgehen läßt, wenn er sich über eine vermeintlich ungerechte Ausstellung einem Rezensenten weiblichen Geschlechtes gegenüber Luft macht.

Immerhin ist bei der Wichtigkeit, die dem Einfluß der Kritik auf unser Geistesleben zuzuschreiben ist, die Frage, ob und in welchem Grade die Frau für diesen Beruf geeignet erscheint, wert, sehr ernst genommen zu werden. Und zwar sollte diese Frage nicht nur dahin lauten, ob sie besten Falles die durchschnittlichen Leistungen eines männlichen Kritikers erreichen würde, sondern vielmehr, ob in der weiblichen Veranlagung nicht Züge vorhanden sind, die in besonderem Grade für diesen Beruf prädestinieren.

Nach der landläufigen Auffassung von der Kritik sowohl wie von der Wesensart der Frau ist mit Sicherheit zu erwarten, daß diese Frage zunächst mit einem „nein“ beantwortet werden würde. Denn in dieser Auffassung fällt der Begriff „Kritik“ mit dem einer eisernen, unbeugbaren Objektivität zusammen. Nur aus einem derartigen Gesichtswinkel heraus sind die zu beurteilenden Kunstwerke anzuschauen und der gelehrteste, und in ästhetischen Prinzipien festeste Kritiker wird sie am besten und zuverlässigsten einschätzen. Daß aber die Frau einer Sache nicht objektiv gegenüber treten kann, das schreien ja im ganzen deutschen Reich die Späßen von den Dächern. Es kann hier nicht der Platz sein, eine Kontroverse über diesen Punkt einzugehen; der

Behauptung muß in einem gewissen Sinne beigespflichtet werden. Wir hätten demnach die Frage so zu fassen, ob die Frau mit ihrer zur Subjektivität hinneigenden Veranlagung für den kritischen Beruf geeignet sein dürfte?

Das Wort Kritik enthält in seiner Bedeutung eine Einschränkung, die von vorn herein das Beste, was man heutzutage von ihr der Kunst gegenüber erwarten möchte, ausschließt. Kritik heißt die prüfende und beurteilende Untersuchung eines Gegenstandes, sowie die Wissenschaft, welche die Regeln für dieselbe darlegt. Der Kritiker ist demnach in erster Linie ein bestallter Hüter von Traditionen und Gesetzen, eine Art von Kontrollbeamter, der etwas Neues an etwas Bestehendem mißt. Eine solche Art der Kritik wird an wissenschaftlichen Beobachtungen und Entdeckungen, an Wirtschafts- und Gesellschaftssystemen geübt, und sie ist dabei das beste Mittel zur Sicherstellung der Wahrheit und zur Erweiterung der Erkenntnis. Sie ist in dem Maße wertvoll, als sie objektiv ist, d. h. als sie sich auf Tatsachenmaterial und nicht auf subjektive Auffassung stützt. Einem Kunstwerke gegenüber, bei welchem es sich um ästhetische und oft unmeßbare Werte handelt, ist eine derartige Beurteilung jedoch von verhängnisvoller Einseitigkeit. Man kann ein Kunstwerk von verschiedenen Gesichtspunkten aus einschätzen, von historischen, von technischen u. a. m., und kann dabei an der Hand von Vergleichen mit feststehenden Tatsachen und Gesetzen zu Urteilen kommen, die unbestreitbar sind, weil sie nachweisbar und mithin durchaus objektiv sind. Für das Hauptmoment des Kunstwerkes jedoch bedeuten derartige Gesichtspunkte wenig — im Gegenteil, sie erschweren häufig das Verständnis zwischen ihm und dem, der es genießen möchte.

Noch ist bis dahin keine Geschichte der Kunstkritik geschrieben worden. Wenn eines Tages einmal eine solche erscheinen wird, wird es sich zeigen, daß die fördernden Einflüsse der letzteren häufig sehr gering gewesen sind gegenüber ihren hemmenden. Immer und überall hat sie, befangen in ihren festgelegten ästhetischen Formeln, dem Verständnis großer Neuerscheinungen gegenüber versagt. Die Biographien nahezu aller unserer großen Meister der Kunst entfalten das Tatsachenmaterial, das diese Behauptung begründen kann. Richard Wagner vermochte Jahrzehntlang nicht aufzukommen mit seinen Werken; die Kritik, allen voran der scharfsinnige Wiener Musikgelehrte Eduard Hanslick, spielte Meyerbeer und längst vergessene, schwächliche Epigonen unserer Romantiker gegen ihn aus. Beethovens letzte Symphonien wurden von ihm als Werke eines getriebenen Geistes hingestellt. An einem Arnold Böcklin durfte ein Vierteljahrhundert lang die Kunstkritik, einige ganz vereinzelte und wenig beachtete Individualitäten ausgenommen, ein Talent zu feuilletonistisch platten Witzereien entwickeln, und heute und diesen Tag kann man es lesen, daß ein Sudermann einem Ibsen, ein Wildenbruch einem Hebbel vorangestellt wird usw. usw. Da ist es denn wirklich kein Wunder, wenn im Bewußtsein des Publikums Meinungen umgehen, als da sind: die Kritik habe ihrem Wesen nach etwas Zersehendes, sie sei negativer Natur. Wagner hat den Typus eines Kritikers negativer Art, bei dem sich auch häufig genug ein böser, hämischer Wille der besseren Erkenntnis in den Weg stellt, in seinem Beckmesser in den „Meistersingern“ unvergleichlich zutreffend charakterisiert und lächerlich gemacht. In der Meinung dieses schulmeisterlichen Fehlersuchers existiert die Kunst als solche nur auf sein Zeugnis hin. So sicher aber wie es ist, daß unser kulturelles Leben einer öffentlichen Kunstkritik nicht entraten kann, so fest steht auch das andere, daß die Kunst selbst zu ihrer Entwicklung oder Klärung ihrer nicht bedarf. Sie setzt sich durch sich selbst durch mit



ihren großen Fortschritten und Strömungen, früher oder später — einmal aber gewiß. Gedenkt man noch des Wortes von Pindar: „Unbestechliche Zeugen sind allein die kommenden Tage“, so möchte man vollends skeptisch werden dem gegenüber, was eine Kritik an Wert repräsentiert, denn über der Innehaltung traditioneller Gesetze und Formen wachen ist eine traurige, tote Arbeit.

Der schon oben erwähnte Eduard Hanslick hat einmal in einem seiner witzigen *Aperçus* den Kritiker folgendermaßen charakterisiert: „der Unterschied zwischen dem Publikum einerseits, Kennern und Kritikern andererseits, besteht darin, daß das Publikum im Theater und im Konzert etwas fühlt, der Kritiker aber nichts fühlt.“ Das kennzeichnet den Standpunkt des analysierenden Forschers, des kühlen, nüchternen Beobachters, der mit dem Rüstzeug der Wissenschaft der Kunst gegenübertritt. Man weiß, die Wissenschaft muß das Lebendige töten, um es in ihre Gewalt zu bekommen, — auch in der wissenschaftlichen Kunstkritik liegt ein Moment, welches das werdende, wachsende Leben zu vernichten droht. Der Kritiker kann nur so weit ein Förderer der Kunst sein, als er persönliche, künstlerische Eigenschaften und Instinkte besitzt. Ein Kunstverständnis, das seine Kräfte allein aus dem Erlernbaren, aus Regeln und Material entnimmt, muß bei allem noch nicht Dagewesenen, je gewaltiger und befremdlicher dasselbe ist, versagen; es wirkt mithin dem Fortschritt gegenüber rein negativ, d. h. als ein starres Hemmnis.

In unseren Tagen nun wacht allenthalben ein Bewußtsein davon auf, daß die Kunstkritik sich neue positive Kräfte zuführen müsse. Man hört zahlreiche Stimmen aus den Reihen der Kritiker heraus, die davon zeugen, daß diese ihrer eigenen Gelehrsamkeit und Maßgeblichkeit nicht mehr froh zu sein vermögen. Man verlangt nach Persönlichkeitsäußerungen, nach Subjektivität. Die Begriffe über das, was den wahren Wert einer öffentlichen Kritik ausmacht, haben sich verschoben. Wenn man sich ehemals ausschließlich an das Ding an sich hielt, an den Wert des künstlerischen Objektes, so gibt man jetzt der Erkenntnis Raum, daß es von gleicher Wichtigkeit ist, wie sich das hörende oder schauende Subjekt jenem gegenüberstellt, soll anders nicht das Kunstwerk für die Zeit, aus welcher es hervorging, ein toter Wert bleiben, der keinen Einfluß auf die Kultur gewinnt. Denn wenn die Kunst ihre Lebenskraft auch aus Eigenem nimmt, so kann sie doch nur wirken in einer Zeit, die gerade ihre besondere Art zu verstehen und zu schätzen vermag.

Wenn das Bild des Kritikers alter Art wie eine aus Stein gehauene Statue der Gerechtigkeit anmutet, die unbeugsam die festgelegten ästhetischen Gesetze verwaltet, so will das moderne Empfinden in ihm in erster Linie eine volle, vielseitige Persönlichkeit haben, bei welcher der Kunstverstand mit künstlerischem Instinkt Hand in Hand geht. Unsere Zeit ist eine Zeit des Individualisierens. Wir schätzen am Menschen das, was ihn von der Menge unterscheidet, und wir fordern von der Kritik, daß sie mit eben diesem Sinne den Werken der Kunst gegenübertrete. Es gilt zunächst die Individualität des Künstlers zu erfassen, d. h. ihn und seine Werke aus sich selbst heraus zu beurteilen und nicht gemessen an anderen, ungleichartigen. Dieses Prinzip gipfelt in dem Satz: „Nicht nur eine jede Kunstgattung hat ihre eigenen, besonderen Gesetze zum Unterschiede von anderen Kunstgattungen, auch jeder neuen Künstlerpersönlichkeit gegenüber ist eine durchaus individualisierende, d. h. auf den jeweiligen Eigenkern eingehende Betrachtungsweise von Nöten.“ Das ist eine Forderung, die sich in eben dem Maße wie an den Intellekt, an die psychischen Seiten im Menschen wendet.

Unsere fruchtbarsten, modernen Kritiker sind fein organisierte Naturen, die auch den zartesten, individuellen Merkmalen im Kunstwerke nachzuspüren trachten, subtile Geister, mit warmer Seele und der Fähigkeit, sich in Empfindungsmöglichkeiten verschiedenster Art hineinzufühlen. Das sind Wesenszüge, die man schlechtthin als „weiblich“ zu bezeichnen pflegt. Ein rastloses Aufgehen in einer einmal erfassten Aufgabe, ein sich Versenken in eine Sache oder Idee, impulsive Begeisterungsfähigkeit, die nicht erst auf den Konsens des Verstandes wartet, und ein feines Differenzierungsvermögen — wer mag verkennen, daß diese Eigenschaften der Frau in weit höherem Maße verliehen worden sind als dem Manne?

Man kann hier einwerfen, daß auf solchem Grunde basierend, die Kritik bald zu einer belanglosen Gefühlsschwärmerei werden würde. Es wird jedoch als eine Selbstverständlichkeit vorausgesetzt, daß ein jeder, der ein — sagen wir öffentliches Gutachten — abgibt, zuvor eine gründliche Sachkenntnis sich angeeignet hat. Wir Frauen dürfen stolz sein auf unsere guten — auch künstlerischen — Instinkte. Von keinem Geringeren als von Voltaire, dem schärfsten Kopf und Kritiker seines Jahrhunderts stammt das Wort: „Alle Gründe der Männer wiegen ein richtiges Gefühl der Frau nicht auf.“

Das kritische Richteramt als solches verliert mit dem Hineintragen der Subjektivität freilich einen Teil seiner kunstgemäßen Bedeutung. Es muß darauf verzichten, die allgemein gültige ästhetische Münze zu prägen, die das Publikum unbefehlen hinnimmt und verausgibt.

Man pflegt die moderne Kunstkritik im Gegensatz zu ihrer traditionell eingeseffenen unfruchtbaren Schwester eine produktive Kritik zu nennen. Sie ist produktiv, weil von ihr, die selbst ihr höchstes Recht darin sieht, sich auf viele und neue Arten zu bereichern, indem sie sich in mannigfaltige künstlerische Individualitäten hineinlebt, die gleiche Tendenz auf die Allgemeinheit, wenigstens auf alle, die mit ihr in direkte Beziehung kommen, ausgeht. Der Einfluß, der von den Kunstreferaten in unsern Tageszeitungen und Journalen ausgeht, ist nicht gering zu veranschlagen. Das Gros des Leserkreises schwört auf das, was „sein Blatt“ ihm an Ansichten zuträgt. Was für eine Verantwortung für alle, die diese geistige Kost vorbereiten! Von ihnen wird es abhängen, ob dieselbe zu Gutem oder Schädlichem anschlägt. Allenthalben hört man heute Klagen über den nüchternen, kritischen Sinn der Kunst gegenüber, der sich in unserer Gesellschaft breitmacht. Mit einem schnellen Urteil, oft genug mit einem dummen Witz, geht man von einem Werke großer Kunst zum andern über, um möglichst schnell wieder bei der Alltäglichkeit zu landen, bis — ja bis man dann ein Kunstfeuilleton zu fassen kriegt und daraus sich entnimmt, was es mit dem und jenem, das man gesehen und gehört, auf sich hat.

Die produktive Kunstkritik verzichtet darauf, gebrauchsfertige Urteile für andere Leute herzustellen; sie möchte Höheres, Bleibendes schaffen, nämlich Stellungnahme, Selbstständigkeit. Hier stehe ich mit dem Anspruch auf die Bedeutung einer reifen, vollen, den Gegenstand beherrschenden Persönlichkeit, und hier ist meine Ansicht. Nun siehe du zu, deckt sie sich mit der deinigen — sei willkommen, so sind wir Zwei, die wir uns gar nicht kennen, geistige Verwandte, — sind meine Auffassung und die deine sich aber entgegengesetzt, so soll aus der Reibung neue Wärme und Klarheit hervor-gehen. So ungefähr lautet der Wahlspruch des neuen Kritikers; er ist ein lebensfreudiger.

Die moderne Kritik fühlt sich weniger im Dienst der Wissenschaft als der Kunst, und damit den Künstlern identisch. Sie möchte diesen den Weg zu ihren Zeitgenossen ebnen helfen. Kunsterziehung macht einen großen Teil ihres Wesens aus, — Erziehung, auch diese ist ein Faktor aus der Frauen ureigenster Veranlagung. Und wie jeder rechte Lehrer damit beginnt, dem Schüler den Gegenstand lieb zu machen, von dem er wünscht, daß er ihn sich aneigne, so werden von dem oben geschilderten Wesenszug des Kritikers neuer Auffassung, dem Aufgehen des eigenen Ich in der Individualität des Künstlers, das ein Akt der Liebe ist, die besten Wirkungen auch in diesem Sinne erstehen. Nicht das ist das Ziel dieser Kunsterziehung, Menschen zu schaffen, die imstande sind, an der Hand von erlernten, ästhetischen Gesetzen und Merkmalen ein Kunstwerk kritisch zu beurteilen, sondern solche, die fähig sind, den Hauch aus einer höheren Welt, wie er von ihm ausgeht, zu empfinden und die Seele daran zu erheben. Und noch ein anderes, zartes, tief innerliches Moment sei hier erwähnt, an welchem die moderne Kunsterziehung mit ihrem Streben nicht vorübergehen sollte, — ein Zug, der auch zu den Merkmalen der angestrebten, echten Bildung gehört. Goethe streift es mit dem Wort: „Wissen doch die Menschen weder von Gott, noch von der Natur, noch von ihresgleichen dankbar zu empfangen, was unschätzbar ist.“



## Versammlungen und Vereine.

### Die erste Generalversammlung des katholischen Frauenbundes.

Vom 6. bis zum 8. November fand in Frankfurt die erste Generalversammlung des jungen katholischen Frauenbundes statt. Sie war zugleich eine Demonstration, die den Charakter und die Ziele des Bundes der Öffentlichkeit in scharfen Umrissen zeigte. Den Bericht über die Gründung des Bundes und die bisherige Entwicklung gab in der ersten Mitgliederversammlung Präses Lausberg, der zugleich die Grüße und Sympathieumgebungen des Kardinal-Erzbischof Fischer überbrachte. „Wer von Ihnen hätte angesichts der mächtigen Regsamkeit, welche unter dem Titel Frauenbewegung die Welt durchzieht, nicht gedacht: Hier dürfen die Katholiken nicht zurückbleiben! Tun sie auf diesem Gebiete in den geeigneten Grenzen nicht mit, so macht man sicher mit der Zeit die Sache gegen sie, und wir hätten dann das traurige Nachsehen.“ Das ist, nach den von der Kölnischen Volkszeitung wiedergegebenen Worten des Herrn Präses Lausberg der Gedankengang gewesen, aus dem heraus der katholische Frauenbund erwuchs — wahrlich ein unwillkürliches Zeugnis dafür, daß die Frauenbewegung einen unbedingten Glauben an ihre Entwicklung auch bei Zuschauern, ja vielleicht bisherige Gegner zu pflanzen vermocht hat. Ubrigens scheint es nach dem Bericht des Referenten nicht ganz ohne Schwierigkeiten gelungen zu sein, den katholischen Frauenbund mit allen Tendenzen der kirchlichen Direktive in Einklang zu bringen. Es heißt da in dem Bericht: „In Köln trat nun vor-

übergehend ein Stillstand in die bis dahin kräftig geförderte Bewegung. Was wir nämlich in der Geschichte der Kirche des öfteren lesen, daß neue Organisationen geraume Zeit auf die kirchenbehördliche Anerkennung warten mußten, das war auch unserem jungen Frauenverein einigermaßen beschieden. Diese Karenzzeit zeitigte auf der einen Seite den Gewinn, daß man sich eingehender mit dem Wesen, den Zielen und der Organisation des Bundes bekannt machte und daß auf der anderen Seite die Stellung des Frauenbundes unter der Direktive der Kirche und des jeweiligen Diözesanbischofs deutlicher zum Bewußtsein und Ausdruck gelangte. So fand bald eine Klärung aller Verhältnisse statt, was in einigen Abänderungen und Ergänzungen des ersten Statuts präzisiert wurde.“ Es trat übrigens auch bei diesen Versammlungen hervor, ja es prägte sogar in mancher Hinsicht ihren Charakter, daß sich im Grunde der Debatten ein heimliches Spiel der Kräfte vollzog, zwischen den geistlichen Führern nämlich, die sich bemühten, die Frauen auf charitativem Gebiet einzubämmen und den Frauen, die sowohl dem Umfang als dem Geist nach ihre Arbeit weiter zu fassen bemüht waren.

Der Bund umfaßt jetzt 1478 Mitglieder. Seine Arbeit war bis jetzt vorzugsweise propagandistisch und organisatorisch. Eine der nächsten Aufgaben ist die Errichtung sozialer Kurse für Frauen und Mädchen, die schon im Januar in verschiedenen deutschen Städten ins Leben treten sollen. Später sollen den allgemeinen Informationskursen Spezialkurse folgen. Also eine Durchleuchtung der

Charitas mit sozialpolitischer Erkenntnis, weil sie nur dadurch wirklich eine Macht werden kann, das ist das Ziel.

In einer zweiten Versammlung sprach Frau Elisabeth Gnaud-Rühne über die Arbeiterinnenfrage. Sie betrachtete als Aufgaben des Bundes in dieser Hinsicht erstens eine theoretische Aufklärung über die Arbeiterinnenfrage, die in sozialwissenschaftlichen Kursen durch den Volksverein zu geschehen hätte, und zweitens praktische Arbeit in den vom „Arbeiterwohl“ gegründeten Arbeiterinnenvereinen. Auf die Förderung der gewerkschaftlichen Organisation verzichtet der Bund vorläufig im Bewußtsein der ungenügenden Vorbildung seiner Mitglieder. Die Meinung der Versammlung kam in folgender Resolution zum Ausdruck:

„Die Generalversammlung erklärt sich unter dem mächtigen Eindruck der ebenso klaren, wie ergreifenden Schilderung der Arbeiterinnennotlage durch Frau Gnaud-Rühne gerne bereit, sich der hilflosen und hilfsbedürftigen Arbeiterinnen energisch anzunehmen und zwar einerseits durch Anregung und Ermöglichung eines eingehenden Studiums der einschlägigen Fragen, andererseits durch dienstbereite Unterstützung der zur religiös-sittlichen wie beruflichen Besserung des Arbeiterinnenstandes tätigen Faktoren in Kirche und Gesellschaft, insbesondere durch allseitige Förderung der katholischen Arbeiterinnenvereinigungen, sowie durch tunlichste Vermittelung einer geeigneten Ausbildung zu hauswirtschaftlicher Betätigung.“

„Die christliche Mädchenerziehung“ behandelte Frä. Breuer-Coblenz mehr von allgemein-pädagogischen Gesichtspunkten, als in der Richtung auf praktische Einzelsforderungen. Doch betont sie energisch, daß die Bildung der Mädchen modernen Anforderungen gerecht werden und daß der übertriebene Konservatismus überwunden werden müsse. In der Diskussion vertrat Frä. Nies den 13jährigen Kursus für die höhere Mädchenschule, so wie ihn der Reformplan des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins vorschlägt. Domkapitular Höhler und Frau Dr med. Amann treten gleichfalls für eine der Knabenbildung gleichwertige Mädchenbildung ein. Ein Bild der sozialen und charitativen Tätigkeit der katholischen Frauen gaben die Referate über Fürsorgetätigkeit (Frau Neuhäus-Dortmund), über den Mädchenschutzverein und die Bahnhofsmission (Frau Dr Amann) Organisationen für kaufmännische Gehilfinnen (Frau Waldeck-Bielefeld).

In einer großen öffentlichen Verhandlung sprachen Freiin Isabella von Carnap, die Generalsekretärin des Bundes, und Vater Bonaventura über die Aufgaben des katholischen Frauenbundes; beide Redner gaben eine Art Erläuterung zu den Satzungsparagrafen:

„Der katholische Frauenbund will die auf den verschiedenen Gebieten sich bewegende Vereinstätigkeit der katholischen deutschen Frauen zu einem planmäßigen Zusammenwirken verbinden.“

Ferner will der Frauenbund die katholische Frau über die gegenwärtig das Frauengeschlecht bewegenden Fragen aufklären.

Der Frauenbund will den katholischen Frauen ermöglichen, an einer Lösung der gegenwärtig das Frauengeschlecht bewegenden Fragen im Sinne katholischer Weltanschauung erfolgreich mitzuarbeiten.“

Alles in allem zeigten die Verhandlungen, bei denen freilich die Diskussion zu Gunsten der Referate etwas zurücktrat, daß sich in diesem jungen katholischen Frauenbund die Intelligenz der katholischen Frauenwelt in den Dienst der Frauensache stellt. Für diese Sache könnten diese katholischen Frauen ihrer ganzen Position nach sehr wichtige Dienste leisten, indem sie innerhalb einer Partei, bei der ein Schwergewicht für alle innerpolitischen Entscheidungen ruht, den Ideen der Frauenbewegung Boden suchen. Haben wir z. B. in Preußen die katholischen Frauen für eine Reform der höheren Mädchenschule, so würde ein gut Teil des Widerstandes gebrochen sein, der die Sache heute noch hemmt. Und so sehr die Frauen diesmal doch noch ihren geistlichen Beratern die Führung überließen — distiierte doch z. B. der Präses Lausberg fast alle Resolutionen — so verriet doch das, was von Frauenseite gesagt wurde und wie es gesagt wurde, auch wieder, daß dieser Verzicht mehr auf geschäftliche Ungeübtheit, als auf innere Unselbständigkeit zurückgeht.

Wir können dem jungen katholischen Frauenbund nur wünschen, daß er wirklich, wie ihn Justizrat Trimborn empfahl, „die starke Frau des alten Testaments zum Vorbild nehme,“ aber nicht nur jene, von der Justizrat Trimborn sprach, die ihren Mann und ihre Söhne antreibt, am öffentlichen Leben teilzunehmen, sondern auch die, von der er nicht sprach, von der es aber heißt: „Die Israeliten pflegten zu ihr hinzugehen um Urteilsprüche.“

#### Abteilung Berlin des Vereins „Frauenbildung — Frauenstudium“.

Der Vorstand des Vereins „Frauenbildung — Frauenstudium“ Abteilung Berlin hatte am Montag, den 1. November, die an der hiesigen Universität studierenden deutschen Frauen zu einer Versammlung in der Aula der neuen Charlottenburger II. höheren Mädchenschule mit angegliederten Gymnasialklassen eingeladen, um über die zu einem organisierten Zusammenschluß der weiblichen Studierenden führenden Schritte zu beraten. Es bildete sich ein aus Studierenden bestehendes Komitee, welches gleich eine weitere Einladung zu einer Zusammenkunft am 7. November ergeben ließ.

In dieser zahlreich besuchten Versammlung hat sich ein „Verein studierender deutscher Frauen“ konstituiert, der sich die Aufgabe stellt, die an der Universität studierenden Frauen zu verbinden zum Zweck der Förderung der gemeinsamen Interessen, zur Pflege des Solidaritätsgefühls und der kollegialen Geselligkeit und zu gegenseitiger geistiger Anregung.

Die Vereinsmitglieder haben die unentgeltliche Benutzung des „Privatzimmers für studierende Frauen“ in der Universität. Die Abteilungsvorsitzende des Vereins „Frauenbildung — Frauenstudium“ ist dort täglich von 10 Uhr bis 11 Uhr 20 Min. zur Auskunfterteilung anwesend.



# ZUR FRAUEN- BEWEGUNG.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

## Bildungswesen.

\* **Staatliche Förderung des hauswirtschaftlichen Unterrichts für Preußen.** Am 3. November beschäftigte sich das preussische Abgeordnetenhaus mit einem Antrage des Abg. Ernst (fr. Vgg.), den Mitglieder aller Fraktionen unterschrieben hatten; er ersucht die Regierung, in den nächstjährigen Etat eine Summe einzustellen zur Förderung des hauswirtschaftlichen Unterrichts in den Mädchen-Volksschulen derjenigen Orte, in welchen die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse dies besonders wünschenswert erscheinen lassen. Man sollte meinen, das sei ein so beschreibener Antrag, daß man ihn ohne weiteres hätte annehmen können. Das wäre wohl auch geschehen, hätte nicht der Redner der konservativen Fraktion Mallwitz trotz der vorzüglichen Begründung und Befürwortung des Antrages durch die Abgeordneten Ernst (fr. Vgg.), Dr. Zwick (fr. Vp.) und v. Schendendorff (nl.) und trotz der zahlreichen praktischen Erfahrungen auf diesem Gebiete erklären müssen, trotz des guten Kerns des Antrages sei eine sofortige Entscheidung nicht angezeigt, die Regierung habe sich noch nicht dazu geäußert, man müsse die Frage gründlich prüfen und ihn zu diesem Behufe der Unterrichtskommission überweisen. Das bedeutet natürlich weiter nichts, als daß man sich die Mehrbelastung des Etats zugunsten der Mädchenbildung noch für ein Jahr sparen möchte. Vielleicht auch noch für länger.

\* **Der höhere Mädchenunterricht** dürfte in kaum einer Stadt so vielseitig entwickelt sein wie in Mannheim. Die Mädchen-Oberrealschule hat jetzt die Klassen U 3, O 3, U 2 und O 2 mit 122 Schülerinnen; mit jedem Schuljahr wird eine neue Klasse angegliedert, so daß die ersten Abiturientinnen im Herbst 1906 auf die Hochschulen entlassen werden können. Außerdem stehen die Knaben-Mittelschulen den Mädchen offen. Gegenwärtig wird das Großherzogtl. Gymnasium von 14, die Reformschule von 6 und die Handelsmittelschule von 3 Mädchen besucht. Die pädagogischen und ethischen Erfolge dieser „Coeducation“ werden von den Schulbehörden als in hohem Grade befriedigend bezeichnet.

\* **Die Stiftungsurkunde der Ferdinand und Luise Lenz-Stiftung** des Allgemeinen deutschen Frauenvereins wurde am 4. November von einer außerordentlichen Generalversammlung mit geringen Änderungen angenommen.

\* **Stipendium für Studentinnen der Heidelberger Universität.** Aus den Zinsen der Wallot-Stiftung werden, wie das Akademische Direktorium bekanntgibt, zum ersten Mal für das Studienjahr 1904/05 zwei oder mehrere Stipendien im Mindestbetrage von 500 Mark verliehen. Genußberechtigt sind nach dem Wortlaut des Status unbenittelte, geistig begabte deutsche Frauen oder Jungfrauen, gleichviel welchen Glaubens sie sein mögen, welche an der Universität Heidelberg als ordentliche Studierende immatrikuliert sind, mit Ausnahme derjenigen, welche Theologie studieren. Bewerbungen sind unter Anschluß von Geburts-, Vermögens-, Studien- und Sittenzeugnissen bis zum 1. Dezember beim Universitätssekretariat einzureichen.

\* **Die erste Studentin** zählt jetzt auch die technische Hochschule zu Aachen.

\* **Ein anatomisches Praktikum für weibliche Studierende** wird in diesem Wintersemester an der Berliner Universität abgehalten.

\* **Das humanistische Gymnasium in Ulm** nimmt Mädchen unter denselben Bedingungen wie Knaben auf. Die Erfahrungen, die man bis jetzt dort gemacht hat, werden als sehr günstige bezeichnet.

\* **Das klassisch-philologische Staatsexamen** bestand in München Fräul. Luise Lindhauer. Sie ist die zweite Kandidatin, die in Bayern das Examen für das höhere Lehrfach besteht.

\* **Den Hospitantinnen** der Wiener philosophischen Fakultät soll nach gemeinsamem Beschluß der Professoren der Besuch der Übungen von Dozenten und Lektoren nicht mehr gestattet werden.

\* **Die Zulassung weiblicher Ärzte zum Doktorgrad in Rußland** ist angesichts der erfolgten Gleichstellung der Rechte der weiblichen Ärzte mit den männlichen Kollegen von der Konferenz der Kaiserlichen militär-medizinischen Akademie in positivem Sinne entschieden worden. Künftig werden die weiblichen Ärzte von der Akademiekonferenz auf denselben Grundlagen wie die Männer zu den Prüfungen für den Doktorgrad zugelassen werden. Im laufenden Lehrjahre sind bereits von drei weiblichen Ärzten Meldungen für die Prüfung auf den Doktorgrad der Konferenz gestellt worden.

\* Das weibliche medizinische Institut in Petersburg ist zum Range einer Universität erhoben worden und erhält von jetzt an erhebliche Staatssubventionen, im laufenden Jahre 86 000 Rubel, im kommenden Jahre 139 000 Rubel. Dieser scheinbare Akt der Gerechtigkeit hat seinen materiellen Grund unzweifelhaft in dem starken Mangel an Ärzten, der durch den Krieg eingetreten ist. Da das Institut bekanntlich schon einmal unter einem plötzlichen Gesinnungswechsel der maßgebenden Kreise gelitten hat, wird es sich nicht allzusehr auf die Dauer der großen Subventionen verlassen dürfen.

## Soziale Fürsorge.

\* Aber die Stellung der Bundesregierungen zu einer Witwen- und Waisenversicherung der Arbeiter liegen bisher nur von einigen Kleinstaaten Äußerungen bei dem deutschen Reichsamte des Innern vor. Sobald alle Staaten eine ihnen vom genannten Amt zugesandte Denkschrift beantwortet haben werden, wird dasselbe in die Bearbeitung des Materials eintreten.

\* Unter dem Titel „Der Polizeibeamte im Frauenbad“ ging in diesen Tagen ein Bericht über unerhörte Übergriffe eines im Berliner städtischen Asyl für Obdachlose stationierten Kriminalbeamten durch die Zeitungen. Dabei ist wohl die Bemerkung gefallen, daß man einem Beamten nur in Begleitung einer Wärterin den Zutritt zur Frauenabteilung oder gar zum Frauenbad gestatten sollte, und man hat auf die Notwendigkeit besonderer Vorsicht in der Auswahl des Beamtenmaterials für diese Posten hingewiesen — mit um so mehr Recht, als auch der Inspektor der Anstalt die ihm zugehenden Berichte über die sittlichen Verfehlungen des Polizeibeamten einfach nicht weitergegeben hat. Aber daß hier wieder einmal die Notwendigkeit weiblicher Polizeioffizianten in die Augen springt, das ist den männlichen Richterstrategen über den Fall, wie es scheint, nicht aufgefallen.

\* Als Waisenspflegerinnen sind in Ulm 39 Frauen dem Gemeindevaisenrat angegliedert worden.

\* Die weibliche Armenpflege in Elberfeld hat sich seit ihrer vor zwei Jahren verfußweise erfolgten Einführung sehr gut bewährt. Von Seiten der Stadtverordnetenversammlung, die kürzlich einen Bericht darüber entgegennahm, wurde der Wunsch geäußert, daß alle Bezirksvorstände Frauen zur Mitarbeit in der Armenpflege heranziehen möchten.

## Berufliches.

\* Zur Versicherungspflicht der Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz. Auf dem Verbandstage der deutschen Krankenpflegeanstalten vom Roten Kreuz, der unlängst in Kiel stattfand, wurde unter anderem über die streitige Frage der Krankenversicherung der Verbandschwester verhandelt.

Bayern hat nach der Novelle vom 1. Januar 1904 erklärt: Verbandschwester sind versicherungspflichtig. Die Oberin war der Ansicht, Preußen und die übrigen Bundesstaaten würden Bayern

folgen. Hierzu erklärte Landesversicherungsrat Daulen, die Krankenpflegeanstalten seien nicht stehende Gewerbebetriebe, und es bestehe weder für die Schwestern, noch für Mägde, Köche und dergleichen Angestellte dieser Anstalten ein Versicherungszwang. Nach dem Reichsgesetz sei eine obligatorische Devanzierung der Krankenanstalten unzulässig. Eine solche Versicherungspflicht lasse sich auch nach der Landesgesetzgebung nicht konstatieren. Der Redner schlug vor, die Streitfrage für Bayern durch eine gerichtliche Entscheidung zu erledigen, und falls dieselbe auf Versicherungszwang lautete, eine Eingabe an den Reichsanzler zu machen.

\* Pflichtfortbildung für Verkäuferinnen. Ein sehr nachahmenswertes Beispiel privaten Interesses für die Fortbildung der Handlungsgehilfinnen gibt die Sorauer Kaufmannschaft. Die Herren haben sich nämlich bei Zahlung einer ansehnlichen Konventionalstrafe verpflichtet, den jungen Mädchen, die sie in Stellung nehmen, eine zweijährige Lehrzeit aufzuerlegen und sie zum regelmäßigen Besuche der obligatorischen Fortbildungsschule zu verpflichten. Die städtischen Behörden haben diese durchaus richtigen Bestrebungen unterstützt, indem sie eine eigene Schule für Mädchen gründeten, die in kaufmännischen Geschäften tätig sind, und indem sie alle jungen Angehörigen des Handels weiblichen Geschlechts zum Besuche dieser Anstalt verpflichteten.

\* Den Pressen, die weibliche Lehrlinge in kürzester Zeit für die Handelsfächer auszubilden, ist in Erfurt und in Krefeld die Unterrichtserteilung untersagt worden.

\* Fortbildungsschulzwang für weibliche Handlungsgehilfen hat nunmehr auch Offenburg i. B. eingeführt.

\* Eine Prüfung für wirtschaftliche Lehrerinnen abzuhalten, ist dem Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande seitens der bayerischen Regierung gestattet worden. Die Prüfung findet einmal jährlich in der wirtschaftlichen Frauenschule von Geiselgasteig bei München statt, die Regierung entsendet dazu einen Kommissionsär.

\* Ein Gesekentwurf über das Hebammenwesen wird demnächst dem preußischen Landtag zugehen. Es wird sich darin besonders um das Ausbildungswesen und die materielle Stellung der Hebammen handeln.

\* Eine Krankenkasse für seine Mitglieder hat der Verein für die Interessen der Hausangestellten in Berlin gegründet. So lange die Diensthoten noch nicht in die Kranken- und Unfallversicherung einbezogen sind, ist ein solcher Akt korporativer Selbsthilfe selbstverständlich von großem Wert.

\* Die österreichischen Lehrerinnen haben sich zu energischen Kundgebungen gegen das Eheverbot gesammelt, das eine neue Schulgesetzvorlage zu bringen droht. In einer vom Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen einberufenen Versammlung gab Frä. Stephanie Rauheimer interessante statistische Mitteilungen über die tatsächlich hinsichtlich der

Verheiratung in Oesterreich bestehenden Verhältnisse. Es sind in Oesterreich nur 17 Prozent aller Lehrerinnen verheiratet. Von diesen 17 Prozent haben 37 Prozent gar keine Kinder, über 40 Prozent ein bis zwei Kinder. Es wurde von der Versammlung einstimmig folgende Resolution angenommen: „Die im Gesetze enthaltene Bestimmung der freiwilligen Dienstentfagung im Falle einer Eheschließung wird für die Lehrerinnen, da ihre Berufstätigkeit eine Folge sozialer Entwicklung ist und sie im Falle der Möglichkeit einer Eheschließung auf die Ehe verzichten müßte und nicht auf die Stelle zum erzwungenen Cölibat. Die Versammelten sprechen sich aus pädagogischen und ethischen Gründen gegen daselbe aus. Die Lehrerinnen erkennen in der Cölibatsfrage eine Kulturfrage, in der Einführung der Ehelosigkeit eine ernste Gefahr für das sittliche Niveau der gesamten Gesellschaft und erwarten deshalb von der hohen Regierung, daß sie dem Gesetze die Sanction verjagen werde.“

## Arbeiterinnenfrage.

\* Die Konfektionsarbeiter und Arbeiterinnen sind vom Verband der Schneider und Schneiderinnen Deutschlands seit dem 16. Oktober zu einer Reihe von Protestversammlungen gesammelt worden, die sich gegen die neue Konfektionsverordnung des preussischen Handelsministers vom 21. Mai richtete. In diesem Erlaß, der die Ausführung der Bundesratsverordnung vom 17. Februar regelt, wird nämlich darauf aufmerksam gemacht, daß die Gewerbetreibenden, die ihre Arbeiterinnen an Sonnabenden nach 5½ Uhr Nachmittags zu Überstunden heranziehen wollen, das vorher auf der auszuhängenden Tafel anzuzeigen haben. Durch diesen Hinweis schien den Arbeiterinnen die Überzeitarbeit an Sonnabendnachmittagen, die sie für gesekwidrig hielten, als berechtigt vorausgesetzt. Gerade an einer gesetzlichen Sicherheit für ihre freie Zeit an Vorabenden der Festtage ist aber den Arbeiterinnen begreiflicherweise am meisten gelegen. Daher der Protest. Nun hat sich in Folge der Protestversammlungen der Reichsanzeiger vom 3. Nov. (Nr. 260) zu einer Erklärung veranlaßt gesehen, die betont, daß durch diesen Erlaß keine Aenderung der bisherigen Bestimmungen über Überzeitarbeit herbeigeführt worden sei, daß aber tatsächlich schon nach der vorherbestehenden Rechtslage die an 60 Tagen im Jahre zulässige Überzeitarbeit auch an Vorabenden von Sonn- und Festtagen stattfinden dürfte. Es ist dringend zu wünschen, daß hier eine Ergänzung der Schutzbestimmungen einträte, die Überzeitarbeit an Sonnabenden verbietet. Denn indem man den Sonnabend Abend noch besetzt, macht man der Arbeiterin in hundert Fällen die volle Ausnutzung ihres Sonntags unmöglich.

\* Beschäftigung weiblicher Personen während der Nacht. Durch die Kaiserliche Verordnung vom 31. Mai 1897 sind die Vorschriften der §§ 135 ff. G.O. auf die Werkstätten der Kleider- und Wäschekonfektion ausgedehnt worden, in welchen die Anfertigung von Röcken, Hosen, Westen, Frauenkleidern usw. im großen erfolgt. In solchen Werkstätten sollen in der Regel Arbeiterinnen nicht in der Nachtzeit von 8½ Uhr Abends bis 5½ Uhr

Morgens beschäftigt werden. Frau Sch., welche seit 18 Jahren für ein Konfektionsgeschäft arbeitet, beschäftigt gegen acht Mädchen in ihrer Wohnung. Während die Mädchen in einem Wohnzimmer der Frau Sch. arbeiten, befindet sich das Schlafzimmer der Mädchen zwei Treppen höher und ist gleichfalls von Frau Sch. gemietet. Die Mädchen besitzen eigene Nähmaschinen und zahlen an Frau Sch. 2 Mark Standgeld im Monat. Die Mädchen, welche Stücklohn erhalten, arbeiten bisweilen bis gegen 2 Uhr Nachts. Wegen Zuwiderhandlung gegen die Kaiserliche Verordnung vom 31. Mai 1897 war Frau Sch. angeklagt und verurteilt worden, weil sie die Mädchen noch nach 8½ Uhr Abends beschäftigt habe. Obwohl Frau Sch. in Abrede stellte, daß sie die Mädchen beschäftige und eine Werkstätte unterhalte, in welcher die Anfertigung von Kleiderteilen im großen erfolge, wurde sie doch für schuldig befunden. Gegen ihre Verurteilung legte Frau Sch. Revision beim Kammergericht ein und betonte, sie arbeite selbst für ein anderes Geschäft, die Mädchen seien völlig selbständig und hätten freiwillig über 8½ Uhr Abends weitergearbeitet; von einer Werkstätte, in welcher die Anfertigung bezw. Bearbeitung von Kleidern im großen erfolge, könne nicht die Rede sein. Das Kammergericht wies indessen die Revision als unbegründet zurück, da der Vorberrichter ohne Rechtsirrtum feststelle, daß die Angeklagte in ihrer Werkstätte, in welcher die Anfertigung von Kleidern im großen erfolge, Arbeiterinnen entgegen den gesetzlichen Vorschriften über 8½ Uhr beschäftigt habe. (Soz. Praxis.)

\* Eine eindrucksvolle Kundgebung für den Zehnstundentag ist am 29. Oktober in Augsburg von den dortigen Arbeiterorganisationen veranstaltet worden. Sämtliche Referenten sowohl der freien Gewerkschaften, der Hirsch-Dunderschen Gewerksvereine wie der christlichen Gewerkschaften traten sehr energisch für den Zehnstundentag ein, am energischsten der Führer der christlichen Textilarbeiter Schiffer's-Düsseldorf, der eine Massendemonstration in ganz Deutschland an einem bestimmten Tage befürwortete und empfahl, vom Reichstag und Bundesrat den allgemeinen gesetzlichen Zehnstundentag ohne Unterschied des Geschlechts zu fordern.

\* Achttundentag für Zigarrenarbeiterinnen. Die außerordentliche Generalversammlung der Genossenschaft „Zigarrenfabrik Menziten“ (Kanton Aargau) hat die Einführung der achttündigen Arbeitszeit für ihre Arbeiterinnen beschlossen. Es ist dies angesichts der anerkannt ungesunden Beschäftigung ein bemerkenswerter gewerbehygienischer Fortschritt, von dem nur zu wünschen wäre, daß er in anderen Zigarrenfabriken Nachahmung finden möchte.

\* Nach einer französischen Statistik hat die Einführung des Zehnstundentages für Frauen und jugendliche Arbeiter dort die Frauen- und Kinderarbeit in den Fabriken zwar beschränkt, aber man vermutet, daß diese in der Hausindustrie wesentlich zugenommen hat. Man fordert jetzt, daß die Arbeiterschutzgesetzgebung auch auf die Heimarbeit ausgedehnt wird.

## Die rechtliche Stellung der Frau.

\* Für die Beteiligung der Frauen an der kommunalen Schulverwaltung entfalten die Frauen in Rheinland und Westfalen eine rege und allgemeine Agitation. Das Verbandsblatt des Rheinisch-Westfälischen Frauenverbandes berichtet darüber:

Eine Petition ist ausgearbeitet worden und wird mit einem Begleitschreiben versandt. Die Provinzvereine des Volksschullehrerinnenverbandes und die in Rheinland und Westfalen ansässigen Zweigvereine des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Vorstand und Einzelgruppen des Katholischen Lehrerinnenvereins, der ein Mitglied zu den Kommissionsverhandlungen delegierte, haben Unterzeichnung zugesagt, auch die Einzelvereine des rheinisch-westfälischen Frauenverbandes werden — nach einem noch näher mitzuteilenden Modus — zum Unterzeichnen mit herangezogen werden. Die Deutsch-evangelischen Bundesgruppen dürften sich — wie die Vorstehende ihres Bundes in sichere Aussicht stellte — ebenfalls beteiligen. Dem Vorstand des Vereins für höheres Mädchenschulwesen in Rheinland wird Frä. Schmidt, die Vorstandsmitglied desselben ist, die Eingabe persönlich unterbreiten. Abgesehen hat nur der Verein für höheres Mädchenschulwesen Westfalen, weil die Vorstandsmehrheit (die Vereinsmajorität wurde nicht befragt) nicht auf dem Boden der Vorlage stände. (!)

Zum ersten Mal ist in einer für Frauen bedeutsamen Frage gemeinsames Vorgehen nahezu aller in unseren Provinzen ansässigen, für diese Frage interessierten Vereine erzielt, ein Beweis, wie auf Provinzen beschränkte Verbandsorganisationen das „Getrennt-Marschieren, vereint Schlagen“ auch über den Kreis der Bundesvereine hinaus zur Durchführung bringen können. Hoffentlich folgen andere Landesteile unserem Beispiel.

Die Eingabe wird an alle Land- und Stadtgemeinden gehen und im Januar eingereicht werden.

\* Zum preussischen Vereinsgesetz liegt wieder ein „Fall“ vor. Der Vorsitzende eines Zweigvereins der Handelsgehilfen war verurteilt worden, weil der Verein, der eine rege Agitation in Sachen der Kaufmannsgerichte entfaltet und sich damit als politischer Verein gekennzeichnet habe, Frauen als Mitglieder aufnehme. Das Kammergericht hielt die Verurteilung aufrecht unter Bezugnahme auf das bekannte Reichsgerichts-Erkenntnis: für die Begriffsbestimmung „politische Gegenstände“ im Sinne des § 8 des Vereinsgesetzes handele es sich darum, ob der fragliche Gegenstand als solcher unmittelbar den Staat, seine Gesetzgebung oder Verwaltung berühre und seine Organe und Funktionen in Bewegung setze.

\* Die Gesellschaft für Soziale Reform verhandelte auf ihrer II. Generalversammlung in Mainz (14. und 15. Oktober) über die Frage der Arbeitskammern. Der Hauptreferent Dr. Harms-Tübingen stellte für die Zusammensetzung der Arbeitskammern unter andern folgende These auf: Aktives und passives Wahlrecht zu den Abteilungen haben alle Unternehmer und Arbeiter, welche in einem gewerblichen Betriebe tätig sind, der mehr als zehn Arbeiter beschäftigt. Außerdem

ist für das aktive Wahlrecht ein Lebensalter von 25 Jahren, für das passive ein solches von 30 Jahren erforderlich. Das aktive und passive Wahlrecht (mindestens das aktive) ist auch den Frauen einzuräumen. Die Wahl selbst geschieht auf Grund des Proportionalsystems. Die Einzelheiten der Wahl sind geleglich festzulegen.

\* Björnson, Jbsen, Rieland und Die als Frauenrechtler. Die deutsche Ausgabe der Jbsen-Briefe, die soeben im Verlag von S. Fischer, Berlin erschienen ist, enthält einen interessanten Brief von Jbsen an Björnson, die Antwort auf eine Aufforderung Björnson zur Mitunterzeichnung einer Eingabe um gesetzliche Gütertrennung. Im Jahre 1882 war nämlich eine Vorlage zu diesem Zweck eingebracht worden, die aber nicht durchging und den Landeskommissionen zur Stellungnahme übersandt wurde. Als im Jahre 1884 die Sache wieder zur Verhandlung kam, ging nun dem Storting folgende von den vier großen Dichtern des Landes unterzeichnete Eingabe zu, die von den Herausgebern der Jbsen-Briefe in den Anmerkungen mitgeteilt wird:

„Das Storting hat seiner Zeit die Frage der Gütertrennung für die verheiratete Frau den Kommunalbehörden zur Erwägung überwiesen. Wir lassen es unerörtert, wann die Kommunalbehörden diese besondere Vollmacht von der Frau erhalten haben (das Kommunalwahlrecht wurde den Frauen in Norwegen erst 1901 zugestanden); wir beschränken uns auf die Behauptung, daß die Voraussetzung, von der die meisten Erwägungen der Kommunen offenbar ausgehen: nämlich, daß die Ehe im allgemeinen auf Liebe gegründet ist, weshalb man auch in Zukunft die Gütergemeinschaft als Regel anempfiehlt, daß diese Voraussetzung kaum richtig ist. Aber selbst wenn dem so wäre, dürften wir in einer so ernsthaften Sache daran erinnern, daß die Liebe ein mannigfaltiges Ding ist; zur Grundlage einer dauernden ökonomischen Ordnung ist sie wenig geeignet. Ebenfowenig genügt es, wie man vorgeschlagen hat, daß die verheiratete Frau Gütertrennung beantragen kann, wenn sie will. Dadurch nimmt der Anspruch un schwer das Aussehen einer verletzenden Ausnahme an, und vor so etwas hat die Frau leicht eine Scheu. Sie muß wissen und fühlen, daß sie mit demselben gesetzlichen Recht in die Ehe tritt, wie der Mann. Nicht nur sie, auch der Mann wird moralisch dabei gewinnen, und um so leichter bekommt von Anfang an das Zusammenleben jenen echten Stempel der Würde. Auch die Liebe, wenn sie vorhanden ist, erhält eine Stütze in dem Gefühl der Gleichheit. Was im besonderen das ökonomische Wohl anbelangt, so dürfte es eine nicht ungewöhnliche Erfahrung sein, daß da, wo Trunkenheit noch eine nationale Institution bildet und riskante Handelsgeschäfte und Kauttionen kaum zu den Seltenheiten gehören, es im Interesse der Gesellschaft liegt, wenn die verheiratete Frau sobald wie möglich aufhört, juristisch unmündig zu sein.“

Die Sache kam von einer Stortingstagung zur andern; erst 1898 ging das Gesetz einer fakultativen Gütertrennung durch.

\* Das kommunale Frauenwahlrecht in Dänemark. Der ursprüngliche Entwurf zur Erweiterung des kommunalen Wahlrechts sah bekanntlich auch die Gewährung desselben an



Frauen vor, eine Bestimmung, die indessen während der Behandlung der Vorlage in Wegfall kam. Der Dänische Frauenbund ersucht jetzt in einer Eingabe an den Minister des Innern, das Wahlrecht der Frauen nicht mit der Frage der Aufhebung des privilegierten Wahlrechts zu verknüpfen, sondern in einem besonderen Gesetz als Ergänzung des jetzigen Wahlrechts durchzuführen. Sowohl verheiratete wie unverheiratete Frauen erheben Anspruch darauf, an der Verwaltung der Kommune teilzunehmen.

\* Als Vertreterinnen des Staates Idaho im Bundesparlament der Vereinigten Staaten in Washington wurden unter acht Delegierten auch zwei Frauen gewählt.

## Personalmeldungen.

\* **Clementine von Wallmenich**, die auch unserm Leserkreis wohlbekannte Oberin der bayerischen Schwestern vom Roten Kreuz, beging am 11. November den 25. Jahrestag ihrer Tätigkeit im Rote Kreuz-Verband und den 10. Jahrestag ihres Oberinnenamtes. In der Zeit ihrer Tätigkeit ist der Bestand des Mutterhauses der bayerischen Schwestern vom Roten Kreuz um das Fünffache gewachsen. Es umfaßt heut gegen 300 Schwestern, die an über 60 Krankenhäusern, Sanatorien und Gemeinden wirken. Seit einiger Zeit gehört Cl. v. Wallmenich auch dem Zentralkomitee der Vereine vom Roten Kreuz als Vertreterin für Schwesternangelegenheiten an, als erste und einzige Frau in dieser Körperschaft. Die Erfolge ihrer Tätigkeit beruhen vor allem darauf, daß sie nicht nur eine gründliche Fachbildung, sondern auch einen weiten Blick für die Verhältnisse hat, die jenseits ihres Berufskreises liegen und doch auf ihn einwirken. Sie hat versucht, die Krankenpflegerinnenfrage in Beziehung zur Frauenfrage und Frauenbewegung zu erfassen und den Gesichtspunkten Rechnung zu tragen, die sich daraus ergeben. So suchte sie z. B. durch die Organisation eines „Schwesternrates“ die Rechtsstellung der Schwestern selbständiger zu gestalten, durch die Einrichtung einer Oberinnenakademie hat sie den Gedanken verwirklicht, daß der Schwester, die an leitender Stelle stehen will, neben den Fachkenntnissen auch eine Fülle von soziologischen Einsicht und allgemeiner Bildung zur Verfügung stehen müsse. Die Frauenbewegung hat allen Grund, die verdiente Frau zu ihrer Mitarbeiterin im besten und positivsten Sinn zu rechnen.

\* In diesen Tagen hat **Linda Koegel** ihr Werk in der Schwabinger Kirche vollendet: die Ausmalung der Apsis. Für diese von Theodor Fischer gebaute protestantische Kirche stiftete der Prinzregent den malerischen Schmuck; unter vier Künstlern, die zur Einsegnung von Entwürfen berufen, wurde Linda Koegel der Preis zuerkannt. Die nun vollendete Arbeit stellt sich für Laien und Künstler als ein erstklassiges Werk dar, dem eine große weittragende Bedeutung zuzusprechen ist. Für Laien mag die Tatsache am überraschendsten sein, daß hier ein modern religiöses Gefühl den Weg

durch eine modern künstlerische Anschauung genommen und doch in vollstem Maße die schlichte, ernste Frömmigkeit einer protestantischen Kirche auszudrücken vermag. Für Künstler die der Komposition, der raumbherrschenden Verteilung der Massen, der starken und jubelnden Farbenharmonie, der Anwendung von Horizontale und Vertikale ihre Bewunderung zollen, hat das Werk noch die besondere Anziehungskraft der neu hervorgeholten alten prima-fresco Technik. In dieser Hinsicht ist die Leistung, die hier von einer Frau kommt, von ganz besonderer Bedeutung, die in die Zukunft hineinleuchten wird.

\* Der **Sully-Brudhomme-Preis**, den der berühmte Dichter im Betrage von 1500 Francs jährlich für ein junges Dichtertalent aus dem ihm vor zwei Jahren verliehenen Nobelpreise gestiftet hat, ist in diesem Jahre Fräulein **Marie Dupuy** für einen Band von zwanzig Sonnetten „Idylles en Fleurs“ zuerkannt.

\* **Mme Curie**, die Entdeckerin des Radiums, ist zum Chef der physikalischen Arbeiten an der Pariser naturwissenschaftlichen Fakultät ernannt worden. Sie hat damit einen der höchsten wissenschaftlichen Posten erobert, der in ihrem Fach zu erreichen war.

\* **Helene Voigt-Diederichs** erhielt in dem Preisausschreiben der „Hamburger Nachrichten“ für den besten innerhalb des niedersächsischen Kulturkreises spielenden Roman den einzigen Preis von 3000 Mark für ihren Roman „An der Liebe Hand“. Die Preisrichter waren: Gustav Falke, Delle von Liliencron, Fedor von Zobeltitz.

## Totenstau.

\* Eine hervorragende englische Sozialpolitikerin, **Lady Dilke**, die Gattin des bekannten Parlamentarismitgliedes, starb am 24. Oktober in Wyford Hough. Als Tochter eines hervorragenden Offiziers der Madras-Armee 1840 geboren, genoss sie eine sorgfältige Erziehung und heiratete 1862 den Rektor des Lincoln-College in Oxford. Die geistige Atmosphäre ihres Lebenskreises regte sie besonders zu kunstkritischen Studien an, und auf diesem Gebiet liegen ihre größeren Publikationen: 1879 erschien „The renaissance of Art in France“, und von 1899—1902 ein großes Werk über die französische Kunst des 18. Jahrhunderts in vier Einzelwerken über die Malerei, die Architektur und Bildhauerei, die dekorative Kunst und die Stecher und Zeichner. Auch eine Monographie über Claude Lorraine hat sie verfaßt. Seit dem Jahre 1884 Witwe, heiratete sie 1885 Sir Charles Dilke. Seit der Zeit gewann sie reges Interesse für politische und vor allem soziale Dinge. Ihre praktische Arbeit lag besonders auf dem Gebiet der Gewerkschaftsbewegung, die sie durch agitatorische Arbeit und auch durch literarische Beiträge lebhaft gefördert hat. In dieser Vereinigung von künstlerischen und sozialen Interessen zeigte sie einen Typus des sozialen Reformers, der in England seit Anna Jameson und Austin nicht selten ist.





## Aus Literatur und Kunst für den Weihnachtstisch.

### Philosophie, Literatur usw.

Im Verlag von Eugen Diederichs und in der für diesen Verlag charakteristischen ausgezeichneten Ausstattung erschien ein umfassendes Buch von Karl Joël über Nietzsche und die Romantik. (Preis brosch. 7 Mark, geb. 9 Mark.) Durch dieses „und“ bezeichnet der Verfasser nicht so sehr oder wenigstens nicht ausschließlich eine geschichtliche Beziehung, etwa die Einflüsse der Romantik auf Nietzsche, es handelt sich vielmehr für ihn darum, den Geist Nietzsche einer anderen Geistesbewegung gegenüber zu stellen, damit in einer gewissermaßen ästhetischen Wirkung sich seine Züge klarer und prägnanter abheben. Joël gibt in dem ersten Abschnitt die scheinbar unvereinbaren Gegensätze in der femininen Art der Romantik und der pathetisch männlichen Nietzsche. In dem zweiten zeigt er dann den werdenden Nietzsche und die romantischen Elemente, die sein Werden bestimmen oder die aus seiner eigenen Natur heraus in dieser Entwicklung sichtbar werden. Er zeigt Nietzsche als Romantiker; als Romantiker auch in dem letzten Aufsatz, der über Nietzsches Verhältnis zur Antike spricht. Nietzsche hat den antiken Geist durchlebt und er ist geendet bei Dionysos, d. h. er fühlt sich der Antike da verwandt, wo sie jugendlich, orgiastisch, voll von Mysterischem, d. h. romantisch ist, wo sie noch nicht die Vollendung und die Reife des attischen Geistes erhalten hat oder wo sie in den Erregungen ihrer Dekaden diesen Geist wieder verliert und sich mit Orientalischem durchdringt. Eine Art Ergänzung zu dem Weg von der Romantik zu Nietzsche bildet der dritte Abschnitt, der über Schopenhauer und die Romantik spricht, und so vertieft sich denn allerdings Joëls Buch, das zuerst nicht auf historische Nachweise angelegt zu sein schien, zu einer feinen historischen Studie über das Wesen des Romantischen. Das Buch ist

aus Vorträgen entstanden und trägt die Spuren seiner Entstehung in der rhetorischen Schönheit der Form, in einer luxuriösen Sprache, in der wir die Wissenschaft nicht oft auftreten sehen, die wir aber als ein besonders liebenswürdiges Geschenk gern mitnehmen. Denn der Wissenschaftlichkeit der Erfassung und vor allem auch der wissenschaftlichen Weite und dem Reichtum der Erkenntnisse, die in dem Buch verwertet sind, geschieht durch diese Einleitung in Schönheit kein Abbruch.

Ein Buch, in dem sich in ähnlicher Weise künstlerisches und Wissenschaftliches die Hand reicht, ist die in dem gleichen Verlage veröffentlichte Übersetzung des Hauptwerkes von Walter Pater: **Plato und der Platonismus**. (Preis brosch. 6 Mark, geb. 8 Mark.) Das Buch ist im Jahre 1893 englisch erschienen, einzelne Abschnitte davon schon vorher als Essays in Zeitschriften. Pater zeigt in seiner ganzen Art jenes gleichmäßige Durchdrungensein von dem Interesse an der Idee und am Leben, jenes gleichmäßige Ringen um den Gedanken und zugleich um die Form, das ihn so gut als Platoniker, wie als modernen Essayisten kennzeichnet. Der Essay oder der platonische Dialog als Gespräch des Geistes mit sich selbst, das ist seine Auffassung. Als Platoniker hat sich Pater schon in der ebenfalls deutsch erschienenen Sammlung imaginärer Porträts gezeigt, in der er sich Personen erfindet als Träger von Ideen; denn echt platonisch erscheint ihm die Idee als etwas Lebendiges, Persönliches. Die das Ganze beherrschende Grundabsicht ist, zu zeigen, wie Plato als Kind der ionischen Kultur mit ihrer auf das Persönliche gerichteten Tendenz in diesem Individualismus doch die treibenden Kräfte des Verfalls ahnt und ihr nun den lakonischen sozialen Geist, den Kollektivismus gegenüber stellt, in dem die Gesundung und Erlösung liegt. So begleiten wir Plato, wie er sich den Zeitanschauungen zum Teil

anschniegt und dann wieder entgegenstemmt; zuerst in seiner Stellung zu Heraklit, dessen aristokratische, pessimistische Jugendlichkeit fein gezeichnet wird, dann zu den Eleaten, zu Pythagoras und schließlich zu Sokrates und den Sophisten. Der Gipfel des Buches in sachlicher und formaler Hinsicht ist vielleicht das Kapitel über den Genius Platons, an das sich dann eine Darstellung seiner Lehre, vor allem, wie schon gesagt und wie es in der Tendenz des Ganzen liegt, nach ihrer politischen, sozial-ethischen Seite hin anschließt. Die Sprache ist bei all ihrer Schönheit und Tiefe so einfach und durchsichtig, und auch die Uebersetzung durch Hans Hecht hat ihr diesen Charakter so vollkommen bewahrt, daß sie auch für solche, die nicht mit ausschließlich wissenschaftlichem Interesse an das Buch gehen, verständlich und eindrucksvoll ist.

Eine gleichfalls für weitere Kreise von Gebildeten bestimmte philosophische Arbeit ist das Buch über Kant von Dr. Kronenberg, das bei der C. F. Beck'schen Verlagsbuchhandlung in München schon in zweiter Auflage erschienen ist. Die Darstellung verfährt im ersten Teile historisch und biographisch; sie schildert Kants geschichtliche Stellung und dann seinen Lebensgang, die Entwicklung seiner Philosophie in biographischer Folge. Der zweite systematische Teil stellt dann unabhängig von historischen Gesichtspunkten Kants System dar und gibt im Anschluß daran ein Kapitel über die Fortwirkung der Kantischen Philosophie bis zur Gegenwart. Das Buch ist durchweg mit jener Klarheit und Einfachheit abgefaßt, die auf tiefem Eindringen und gründlichster Verarbeitung des Materials beruhen. Es gibt überall nicht nur eine dürftige Interpretation, sondern greift hier und da in das historische Milieu, in die gleichzeitig verlaufende Geistesbewegung hinein. Wir empfinden so auch in dem systematischen Teil immer die Zusammengehörigkeit Kants mit seiner Zeit und bleiben unter dem Eindruck, daß es sich nicht um einen versteinerten Gedankenbau handelt, sondern um Leben und Entwicklung. Das Buch ist auch durch diese Eigenschaft im besten Sinne populär, immer wieder an allgemeiner Bekanntes anknüpfend und alles heranziehend, was zur Verdeutlichung der einen geschichtlichen Erscheinung, die im Mittelpunkt steht, dienen kann.

Von einer vorzüglichen Ausgabe der Werke des **Giordano Bruno**, die im Verlag von Eugen Diederichs erscheint, ist kürzlich der dritte Band veröffentlicht, der die Dialoge „**Vom unendlichen All und den Welten**“ enthält. (Preis brosch. 6 Mark, in Halbperg. geb. 7,50 Mark.) Der Herausgeber Ludwig Kuhlbeck hat in einem Vorwort die historische Entwicklung der in diesem Zwiegespräche

dargelegten und weiter entfalteten Gedanken dargestellt. Er hat die Einflüsse beleuchtet, die aus der Vergangenheit zu Giordano Bruno hinweisen und die von ihm in die Zukunft ausgestrahlt sind. Er ist in seiner Arbeit sehr zurückhaltend, fast nüchtern; er will nicht mehr, als was die Wissenschaft zur Charakteristik eines Mannes oder eines Werkes geben kann, aber das gibt er vollständig und mit kritischer Feinheit. Besonders enthalten auch die Anmerkungen, die das letzte Drittel des Buches umfassen, eine Fülle von Auskünften, die dem Verständnis der Dialoge sehr zu Hilfe kommen. Der Herausgeber hat aber der glänzenden künstlerischen Persönlichkeit des Philosophen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen durch seine Uebersetzung selbst. Aus der Sprache und der Form dieser Dialoge tritt uns der Renaissance-mensch Giordano Bruno, wie ihn etwa Ditthey in seinem schönen Aufsatz geschildert hat, lebendig entgegen. Die Art, wie er die philosophische Deduktion in Dialoge auflöst, ihr etwas dramatisch Bewegtes gibt, eine Fülle von Effekten und Kontrasten, das ist etwas ganz und gar Künstlerisches. Auch die Menschen der Gegenwart werden das Anregende und Mitreisende dieser lebhafteren Form, Philosophie zu dozieren, mit Genuß empfinden.

Und um nun auch einen „Liebhaber-Philosophen“ zu nennen, dessen Denken ein Verkehr mit dem Leben und mit der Welt ist, so sei darauf hingewiesen, daß eine neue Ausgabe von **Emersons Essays** im Verlage von Eugen Diederichs (2 Bde., Preis pro Band brosch. 8 Mark, geb. 4 Mark) erschienen ist. Emerson hat in unserer deutschen Geisteskultur schon manche Wirkung zu verzeichnen. Schon viele sind seinen Philosophenwegen in das Psychologische des Lebens hineingefolgt, haben sich die Dinge, die sie umgeben, von ihm durchsleuchten lassen und die Frische eines Geistes, der wie alles auf dem jungfräulichen Boden der amerikanischen Kultur, so köstlich unbefangen und unberührt von der Vergangenheit ist, auf sich wirken lassen. Vielleicht gehören diese Gedanken über das „Selbstvertrauen“ oder den „Selbstmut“ oder über „Die Kunst des Schenkens“ und die „Umgangsformen“ nicht zu dem Großen und Entscheidenden, das man gelesen haben muß, um modernen Geist zu verstehen; aber sie geben doch auf Schritt und Tritt neue befreiende und aufhellende Gedanken und Anschauungen. Es ist, als ob man der still bewegten Unterhaltung höchst kultivierter Menschen zuhörte, über alles, was so Menschen in ihrem täglichen Leben angeht. Es sei hinzugefügt, daß die Uebersetzungen durch Wilhelm Schölermann und W. Nießner ihrer Aufgabe gerecht geworden sind.

In dieser Hinsicht gemahnt Emerson immer wieder an jenen anderen Anreger und Lebensphilosophen, der von angelsächsischen Denkern vielleicht im Gesichtskreis des gebildeten Deutschen den größten Raum einnimmt, nämlich Ruskin. Von seiner Lebensgeschichte „*Praeterita*“ (Preis brosch. 5 Mark, geb. 6 Mark) ist jetzt in der ausgezeichneten Uebersetzung von Anna Henschke auch der zweite Band bei Eugen Diederichs erschienen. Diese autobiographischen Aufzeichnungen geben mehr von seinem Werk als von seiner Persönlichkeit. Wir verfolgen die Entstehung seiner Schriften über moderne Maler, seine Beziehungen zu Turner; wir schauen in dem Kapitel La Chartreuse in die Entwicklung seiner religiösen Weltanschauung. Aber über einschneidende Ereignisse seines persönlichen Lebens sagt Ruskin wenig, und läßt uns zuweilen ganz und gar im Stich. Trotz dieser Verschwiegenheit tritt uns aber auch hier diese Persönlichkeit, in deren Denken das Dilettantische einen ganz besonderen Reiz von Anmut und persönlicher Lebendigkeit entfaltet, liebenswürdig, anziehend und so unendlich rein in ihrem Willen entgegen. Die Uebersetzerin hatte keine ganz leichte Aufgabe; Ruskin selbst hat dem Gedanken einer Uebersetzung seiner so eminent englisch empfundenen und gedachten Werke mit Zweifel gegenübergestanden. Soweit die Aufgabe zu lösen war, ist sie durch ihre gewissenhafte und fein empfundene Arbeit gelöst worden.

Von der Sammlung der *Nietsche-Briefe* ist ein dritter Band bei Schuster & Löffler, Berlin, erschienen. Er enthält den Briefwechsel mit Nietzsche, Jakob Burckhardt, Gottfried Keller, Laine, Brandes und H. von Stein. Das Interessanteste daraus ist der erste umfassende Briefwechsel mit Nietzsche. Wir verfolgen die Beziehungen des Schülers zu dem verehrten Lehrer, die zwar noch nicht an der „Geburt der Tragödie“, aber doch an Nietzsches Jüngerschaft Wagner gegenüber vorübergehend scheitern, um nachher nach dem Bruch mit Wagner wieder in der alten Gesinnung angeknüpft zu werden. Dieser Teil des dritten Bandes ist von Kurt Wachsmuth herausgegeben worden; die anderen weniger umfassenden Briefwechsel von Elisabeth Förster-Nietsche. Ein klein wenig mehr Zurückhaltung in bezug auf persönliche Empfindungen könnte man der Herausgeberin wohl wünschen; manches von dem, was da zur Einleitung und zur Erläuterung gesagt ist, könnte fortfallen, ja, es wirkt auf die Auffassung des Lesers eher störend als fördernd.

Die bedeutendste Publikation von Briefen, die uns dieses Jahr geschenkt hat, ist entschieden die große Sammlung der *Briefe von Henrik Ibsen*,

die als zehnter Band der deutschen Ibsen-Ausgabe bei E. Fischer in Berlin erscheint, herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Julius Elias und Galudan Kohn. (Preis brosch. 5 Mark, geb. 6 Mark.) Ibsen ist nicht ein Mensch, der viel aus seiner Innerlichkeit heraußgibt, das zeigt sich auch in seinen Briefen. Es sind mehr Anschauungen, Gedanken als Empfindungen und persönlich Intimes darin. Objektive Anlässe und rein sachliche Interessen bestimmen einen großen Teil des Inhaltes. Aber ob auch diese Züge von Persönlichem sparsam und nach der Gefühlseite nicht sehr stark betont sind, sie sind doch gerade in der Gesamtheit, in der sie dieser Briefwechsel zeigt, stark und eindrucksvoll. Eine mächtige Persönlichkeit und großartiger einfacher Struktur, impulsiv und sich selbst getreu bis in die einfachsten Äußerungen hinein, eine Persönlichkeit, der reich sein alles bedeutet, die sich ihres Wertes gegenüber der Masse aber auch nüchtern und objektiv bewußt ist und diesem Bewußtsein in stark aristokratisch-gefärbten Ansichten und Urteilen Ausdruck gibt: so zeigt sich Ibsen auch in diesen Briefen. Dabei leuchtet der Briefwechsel in viel schöne, menschliche Beziehungen hinein, besonders in die zu Björnson, zu Camilla Collet und vielen andern. Er gibt interessante Aufschlüsse über das künstlerische Schaffen Ibsens, da wo er sich zu seinen litterarischen Freunden und Bekannten, z. B. Georg Brandes, über seine Kunst ausdrückt. Die Anmerkungen der Herausgeber geben außerordentlich viel, nicht nur, was absolut zum Verständnis nötig ist, sondern auch, was die eigentliche Atmosphäre des Briefwechsels, die geistige, politische oder persönliche, in ihren feineren Nuancen bestimmt.

Eine Briefsammlung, die in ihrer Art auch etwas ganz Neues gibt, ist die nunmehr abgeschlossene *kritische Gesamtausgabe von Schillers Briefen*, die von der Deutschen Verlagsanstalt herausgegeben worden ist. Sie umfaßt im ganzen sieben Bände und stellt sich als die erste vollständige und wissenschaftlich zuverlässige Sammlung von Schillers Briefen der großen Weimarer Goetheausgabe an die Seite. Es ist hier nicht der Ort, die Arbeit des Herausgebers Fritz Jonas wissenschaftlich zu bewerten, noch sich auf den unendlichen Reichtum, der in dieser Sammlung dem deutschen Lesepublikum geboten wird, ausführlicher einzulassen. Das wird noch einmal an einer geeigneten Stelle in dieser Zeitschrift geschehen. Hier soll nur auf das Erscheinen des großen Wertes aufmerksam gemacht werden, das gerade im Schillerjahr bei einer Weihnachtsschau nicht fehlen darf. Wer Schiller nur als Künstler kennt, dem wird diese Briefausgabe etwas ganz Neues bieten. Denn gerade bei ihm enthüllt das Leben in der Alltäglichkeit, enthüllen die mensch-

lichen Beziehungen zu seiner Umgebung Züge, die wir in dem auf dem Kothurn einerschreitenden Dichter gar nicht wiederfinden. Der Einklang von dichterischer Produktion und rein persönlichen Äußerungen, wie ihn etwa das Leben des jungen Goethe zeigt, ist bei Schiller viel weniger ins Ohr fallend. Als Mensch zeigt er sich einfach, praktisch, dem Leben und den ganz konkreten Dingen in fast nüchternem Sinne und im Interesse für das Kleine und Kleinste aufgeschlossen, liebenswürdig und voll Humor.

In Schillers persönliches Leben führt auch eine kleine Biographie über **Charlotte von Schiller** von Jacob Wychgram, die soeben im Verlag von Velhagen & Klasing als ein Band einer größeren Serie „Frauenleben“ erschienen ist. (Preis 3 Mark.) Der Verfasser jenes Werkes über Schillers Leben, das durch seine durchsichtige Darstellung, die Frische seiner Auffassung und die Gebiegenheit der zu Grunde liegenden Studien eins der populärsten Werke unserer literarischen Forschung geworden ist, bringt als Biograph der Charlotte von Schiller besonders glückliche Vorbildungen mit. Er schildert mit der Intimität eines Darstellers, der in Schillers Leben ganz und gar zu Hause ist, die Persönlichkeit der Charlotte in ihrer frauenhaften Anmut, als die niemals mit eigenen Ansprüchen in den Vordergrund tretende und doch auch in ihrer Art selbständige Gefährtin des großen Mannes. Die kleine Biographie, der die Vorzüge der größeren Schillerbiographie im vollen Maße eignen, wird im Schillerjahr als Geschenkband auch für die heranwachsende Jugend sicherlich eine ganz besondere Beliebtheit gewinnen.

Wir machen zugleich auch darauf aufmerksam, daß von der Schillerbiographie selbst — „**Schiller**“ von Jacob Wychgram — eine schöne Volksausgabe erschienen ist, deren billiger Preis es nun auch weiteren Kreisen ermöglicht, das Buch zu besitzen und so dem fürs deutsche Volk bestimmten Werk in noch weiterem Maße zur Erfüllung seiner Aufgabe verhelfen wird. Durch Kürzungen, die freilich diese Volksausgabe an Wert hinter die größere zurücktreten lassen, ist eine Bearbeitung zustande gekommen, die ihrer Art nach einfacher, doch den einheitlichen und geschlossenen Charakter des Buches nicht zerstört hat.

Zu der Serie „Frauenleben“ gehört auch die schöne, auf bisher unbenutztem Briefmaterial beruhende Studie von Heinrich Stümcke über **Corona Schröter**. (Preis 3 Mark.) Sie erschließt nicht nur in wissenschaftlicher Hinsicht neue Züge in dem bisher von der Tradition ziemlich unbestimmt gelassenen Porträt der Freundin Goethes, sondern sie ist auch durch ihre feinfühlig und geschmack-

volle Darstellung an sich wertvoll und genussbringend.

In eine ganz andere Welt führt uns eine Publikation von Briefen, die jüngst im Inselverlag zu Leipzig erschienen ist, nämlich die **Briefe von Denis Diderot an Sophie Woland**. Es sei im voraus gesagt, daß die Übersetzerin Sally Wychgodzinski, die dem Briefwechsel zugleich eine knappe biographische Einleitung vorausgeschickt hat, sich ihrer Aufgabe sehr gut gewachsen zeigt. Die Briefe umfassen die Zeit von 1757—1788 und enthüllen uns eine jener interessanten amitiés amoureuses, wie sie geistvolle Männer und Frauen des französischen 18. Jahrhunderts verbanden. Eine Zeit, die ihr Bestes nicht in großen gedanklichen Schöpfungen der Nachwelt überreicht, sondern es verschwenderisch und luxuriös wie ihr ganzer Charakter war, in der persönlichen Kultur, in der Causerie, im Salon entstehen und vergehen ließ, wird sich in den etwa erhaltenen Briefwechseln am treuesten spiegeln. Ihr Glanz ist der Glanz der Persönlichkeiten; das ist's, was auch dieser Briefwechsel wieder zeigt. Jenes Plaudern, das nur ein anmutiges Hin- und Herbewegen irgend einer Frage ist und bei dem es gar nicht auf letzte Lösungen ankommt, sondern nur auf die Funken, die bei der Berührung der verschiedenen Geister zum Sprühen gebracht werden: davon sehen wir auch in diesen anschaulichen Berichten Diderots aus dem Kreise des Baron Holbach oder der Madame d'Épinay etwas lebendig werden. Die Welt erscheint hier als „eine der vier- und siebenzig Komödien, an denen sich der Ewige belustigt“, eine schöne Narrheit, trotzdem die Gewitterwolken schon bis zum Zenith stehen. Geist, Genialität sind die einzigen Werte, Moral ist langweilig. Und doch steckt hinter dieser Zartheit der Anschauungen, die auf eine normative Betrachtung des Menschlichen ganz und gar verzichtet, eine vornehme und unbewußte Zuneigung zur Güte, und die Lascivität ist so von Geist beherrscht, daß das Sinnliche sich nie brutal über das Seelische erhebt.

Plaudereien aus unserer modernen jüngsten Vergangenheit von nicht weniger Geist und einer unserem Empfinden gemäheren Gesinnung gibt uns ein neuer Band von Theodor Fontane: **Causerien über Theater**, der von Paul Schlenker bei F. Fontane & Co., Berlin, herausgegeben ist. (Preis 5 Mark.) Es ist eine Sammlung der Rezensionen, die Fontane als langjähriger Theaterrezensent der Vossischen Zeitung verfaßt hat. „Es ist allerpersönlichst meine Schwäche, aber auch meine Stärke, mich um Doktrinen nicht allzuviel zu sorgen und in letzter Instanz den Mut zu einem einfachen

Appell an mein Herz zu haben.“ Dies Wort aus einer der Rezensionen kennzeichnet wirklich die Art, wie Fontane Künstler und Kunstwerke auf sich wirken läßt und wie er davon Rechenschaft gibt. So zeigt uns die Sammlung dieser Rezensionen, wie sich ein paar Jahrzehnte literarischen Lebens in der Seele eines starken, bewußten, aber bei aller Ausgeprägtheit seiner Eigenart doch beweglichen und anpassungsfähigen Dichters spiegeln. Von frischester Persönlichkeitsfarbe sind seine Urteile über Schauspieler, der Bohn über die sensationellen Manieren Ratkowski oder die seelenlose Pose der Ziegler, die „Kaulbach spielt“, wie Fontane sich plastisch ausdrückt. Wir sehen immer nicht so sehr den Kritiker von Profession, als vielmehr den temperamentvollen Zuschauer, der gar nicht nur das Literarische oder Schauspielerische, sondern auch allerlei anderes menschlich Anziehende, etwa die hübschen Arme der Paula Konrad oder die Geistesgegenwart, mit der Rosa Poppe sich über ein kleines Brandungslud auf der Bühne hinwegbilft, auf sich wirken läßt. In diesem Sichverlassen auf die Art des persönlichen Eindrucks beruht auch die unbefangene, weitherzige Stellung, die der Mann der sechziger und siebziger Jahre zum Erwachen des neuen Naturalismus angenommen hat. Die Art, wie Fontane die Bestrebungen der „Freien Bühne“ verfolgt, wie er über die „Familie Selide“ von Holz und Schlaf, über Hauptmanns „Friedensfest“ und „Vor Sonnenaufgang“ und über Tolstois „Macht der Finsternis“ urteilt. Der Ton, der ist für ihn entscheidend bei der Frage von Wahrheit und Nichtwahrheit einer künstlerischen Produktion. „Ergreift er mich,“ so sagt er, „ist er so mächtig, daß er mich über Schwächen und Unvollkommenheiten, ja selbst über Adickulismen hinwegsehen läßt, so hat ein Dichter zu mir gesprochen.“ Die Echtheit seiner Persönlichkeit und seines künstlerischen Empfindens, das ist ihm ein ganz sicherer Leitstern. Und damit hat er, auch wenn ihn eine gewisse Rüchternheit etwa Hebbels „Herodes und Mariamme“ ablehnen läßt oder sein märkischer Sinn ihn für die Quizows übermäßig begeistert, doch schließlich das bleibend Wertvolle immer von dem vorübergehenden Wirkungsmächtigen sicher unterschieden, auch wo er mehr einem allgemeinen Eindruck, als einem begründeten kritischen Urteile folgte.

Ein neues literarisches Unternehmen, eine **Renaissancebibliothek** (Verlag von Leonhard Simion Nf. Berlin) hat sich die Aufgabe gestellt, von älteren, wertvollen, künstlerischen Dokumenten Neuausgaben zu veranstalten. Sie hat einen außerordentlich glücklichen Griff getan mit einer von Max Osborn hergestellten Auswahl aus Albrecht Dürers literari-

schen Dokumenten, **Dürers schriftliches Vermächtnis**. Die Sammlung enthält an erster Stelle Dürers Briefe, dann seine poetischen Versuche, das Tagebuch der niederländischen Reise, die Familienchronik und die wesentlichen und bedeutsamsten Stellen aus seinen theoretischen Schriften. Von den Aufzeichnungen werden vielleicht die von treuherzig kräftigem Humor gewürzten Briefe an Willibald Pirkhaimer am meisten zu dem Leser sprechen; sie, sowie auch die Korrespondenz mit Jakob Heller zeigen neben der herzhaften Frische auch die philosophische Tiefe des Meisters. Sie führen dadurch und durch eine eigentümliche Neigung zur Selbstironie in das Weltgefühl jener Zeit hinein, wie es sich in Albrecht Dürer am großartigsten personifiziert. Knappe Anmerkungen, sowie eine Anpassung der Schreibweise an das Verständnis des modernen Lesers dienen dazu, die Schwierigkeiten, die natürlich briefliche Dokumente aus dem 16. Jahrhundert für uns bieten, zu überwinden, und einen wenn auch nicht ganz mühelosen, so doch immerhin leicht zu erlaufenden Genuß des Werkes zu ermöglichen.

Eine andere Publikation aus dem Renaissanceverlag sind **Byrons Tagebücher und Briefe**, die von Eduard Engel übersetzt in einer umgearbeiteten und verdoppelten Neuauflage erschienen sind. Die Übersetzung ist durchweg der Schönheit und dem vornehmen Reiz des Byronschen Stils gerecht geworden und wird sich sicher besonders in dieser neuen, um wichtige Briefe vermehrten Auflage ein deutsches Publikum erringen.

Wer tiefere naturwissenschaftliche Interessen besitzt, sei auf die „**Vorträge über Deszendenztheorie**“ von August Weismann aufmerksam gemacht. (2 Bände. Verlag von Gustav Fischer, Jena). Sie sind zwar, als Zusammenfassung und abschließende Gestaltung der Lebensarbeit eines Gelehrten, fachwissenschaftlich im engeren Sinn. Aber sie könnten doch Gemeingut eines kleineren Kreises von Gebildeten werden — und es wäre zu wünschen, daß sie es würden. Bieten sie doch eine dem tiefer Gebildeten, auch wenn er nicht Fachgelehrter ist, wohlverständliche Darstellung von wissenschaftlichen Errungenschaften, deren Niederschlag in unserer gesamten Weltanschauung und Lebensbetrachtung sehr bedeutend ist, und denen jeder einmal begegnet, — in der abgegriffenen Form, die wissenschaftliche Erkenntnisse durch den Umlauf unter den gebildeten Laien erhalten. Daß auch der Verfasser selbst an eine Verbreitung seines Buches über die Fachkreise hinaus gedacht hat, sagt er im Vorwort, und die Form der Darstellung, die auf Vorträgen an der Freiburger Universität vor einem auch aus Nicht-Fachleuten zusammen-

gesezten Auditorium beruht, bestätigt das ausdrücklich.

Auf das von der Deutschen Verlagsanstalt herausgegebene, von uns schon mehrfach erwähnte große Illustrationswerk „Die Tiere der Erde“ sei als auf ein sehr schätzbares Weihnachtsgeschenk noch einmal hingewiesen. Die drei Bände bieten mehr als 1000 vorzügliche Photographien nach lebenden Tieren.

**Meyers Historisch-Geographischer Kalender 1905** (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien) zeigt die Vorzüge der letzten Jahrgänge: Bilder und Notizen in interessanter Vielseitigkeit und guter Ausstattung. (Preis 1,75 Mark.)

## Belletristik.

„**Gib mir die Hand**“. Roman von Rudolf Straß. Stuttgart und Berlin 1904. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. In unserem Roman ist jetzt die intime psychologische Einzelstudie an der Tagesordnung. Dichtungen auf breitem epischen Hintergrund, auf dem das Einzelschicksal doch nur als Episode erscheint, fehlen fast ganz — mit Ausnahme der aus der Tendenz heraus geborenen Militärromane. Solche Hintergründe kosten Studium. Eben dies gründliche Hintergrundstudium hebt den Straß'schen Roman über eine Fülle anderer hinaus. Die internationale Weltstadt Odeffa mit ihrer jungen Geschichte und ihren alten, an den deutschen Schwarzwaldb geknüpften Erinnerungen, mit der sonnendurchglühten russischen Steppe dahinter, mit ihren Judenverfolgungen, ihrem Arbeiterelend, ihren Handelskrisen, all das steht — nicht mit forcierter naturalistischer Aufdringlichkeit, sondern in künstlerisch beherrschter Gestaltung — hinter den handelnden Personen. Und diese selbst sind von individueller Kraft, nicht einer Typenschachtel entnommen, sondern am eigenen Maß gemessen.

Zwei Novellensammlungen von Per Hallström hat der Inselverlag in Leipzig erscheinen lassen. Die eine „**Verirrte Vögel**“ ist ein Zug von „**Bagabunden des Lebens**“ in allerlei traurigen und grotesken Gestalten, eine Heerschau des Mitleids auf dem großen und grausamen Schauplatz des Kampfes ums Dasein. Die Modernen haben eine Hinneigung zu solcher vom Leben zur Seite gedrängten Hilflosigkeit. Es ist vielleicht die tiefe Symbolik, durch die das Schicksal solcher Armen, die sich dem rätselhaften Leben mit kindlicher Angst und ohnmächtig preisgegeben fühlen, zu dem Weltgefühl des modernen Menschen spricht. In keinem Buche aber umleuchtet diese Gestalten ein so feiner schwermütiger Reiz, wie in diesem. Als ein

Seelenkundiger, dessen Empfinden lehte und äußerste Untertöne noch auffaßt, ja, der in diesen tiefen und leisen Lebensregungen das eigentlich Schicksalsmächtige sieht, zeigt sich Per Hallström auch in der zweiten Sammlung: **Ein geheimes Jdyl und andere Novellen**. Die Titelnovelle und dann die andere „**Dornröschen**“, das ist im eigentlichen Sinn neue Kunst, eine Kunst von feineren Nerven und einer so subtilen Erfassung seelischer Probleme, daß sich unsere Empfänglichkeit erst ordentlich da hineinfinden muß, um alle ihre verschwiegenen Schönheiten wahrzunehmen.

Ein kräftigeres Relief trägt ein neuer Roman von Hans Land: **Artur Imhoff**. Berlin. S. Fischer Verlag. (Preis 4 Mark.) Es ist künstlerisch sicher ein schwieriges Problem, die Geschichte eines moralischen Sieges, eine „**Edelmutsgeschichte**“ trivial gefaßt, dem modernen Empfinden so darzubieten, daß wir nicht einen fatalen Geschmack moralischer Heidenverehrung mitbekommen. Um so größer aber ist die Wirkung, wenn dies Problem gelöst wird. Und Hans Land hat es gelöst. Ein bedeutender Chirurg auf der Höhe seines Mannesalters heiratet ein ganz junges Mädchen, das aus Dankbarkeit, Hilfslosigkeit, kindlicher Freundschaft seine Gattin wird. Sie findet ein junges Blut, mit dem sie ihn verläßt. Und er händigt seine männliche Leidenschaft, seinen herrschaft- und sieggewohnten gewaltigen Willen so, daß er durch seine Kunst dem Geliebten seiner Frau das Leben rettet und sie ziehen läßt. Diese Geschichte wird durch die psychologische Kunst der Charakteristik, auch durch die Komposition, und durch die Kraft der sittlichen Atmosphäre, in die wir von vornherein aufgenommen werden, natürlich und innerlich wahr, und sie entläßt uns mit dem schönen Eindruck von einer menschlichen Kraft, die unter allen Umständen über das Leben zu triumphieren vermag.

Es sei hier noch kurz erwähnt, daß bei S. Fischer, Berlin, ein zweiter Band der deutschen Ausgabe von George Meredith erschienen ist. **Der Egoist**, und bei Bruno Cassirer, Berlin W., eine Übersetzung der **Education sentimentale** von Gustave Flaubert unter dem Titel: **Der Roman eines jungen Mannes**. Da die neuere Übersetzungsliteratur demnächst in einem eigenen Aufsatz an dieser Stelle besprochen werden soll, genüge hier der Hinweis auf die beiden interessanten Publikationen.

„**J. N. N. J.**“ Frohe Botschaft eines armen Sünder's von Peter Kosegger. Leipzig, L. Staackmann. (Preis geb. 4 Mark.) Der Dichter, der schon in seinem Buch „**Mein Himmelreich**“ religiöse Töne angeschlagen hat, gibt hier eine seltsam ergreifende Umdeutung des Lebens Jesu.

Ein armer Sünder, der um der Verwirklichung in ein anarchistsches Komplott willen dem Tode entgegensteht, verlangt nach dem neuen Testament. Da man ihm statt dessen andere Erbauungsbücher gibt, stillt er seine Sehnsucht, indem er in freier Nachdichtung niederschreibt, was ihm als Niederschlag früherer Eindrücke in der Seele geblieben ist. Die Lücken ergänzt er sich, was dem einfachen Bewußtsein nicht eingeht, schiebt er sich frei gestaltend zurecht. Der Dichter hat hier den Volkston getroffen, wie nur je in seinem Leben.

„**Jesseln**“. Roman von Adolf Wilbrandt. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. Menschen in Jesseln der Leidenschaft, der Liebeleidenschaft, das ist das Motiv dieses neuesten Wilbrandt. Ein ungesuchtes Motiv, wenn man so sagen darf, zu dem sich mit Leichtigkeit die Gestaltung findet. Und wenn der Dichter schließlich da, wo diese Leidenschaft gegen menschliche Sitte und Gesetze ihr Recht behauptet, nur den Tod als Ausweg sieht, so erscheint er dabei nicht als Tendenzmacher, sondern als dichterischer Interpret einer ungeschriebenen Weltordnung. Daß sich der Roman unter dem leichteren österreichischen Himmel abspielt, macht die Wucht des sittlichen Moments doppelt fühlbar.

„**Sylvia**“. Roman von Emmi Lewald (Emil Roland). Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (Heftet 3,50 Mark, gebunden 4,50 Mark.) Sylvia gehört zu dem Besten, was uns Emmi Lewald gegeben hat, sowohl in bezug auf die psychologische Entwicklung als auf die Wiedergabe des Milieus. Wie sich die ganz oberflächliche höhere Tochter aus der unglücklichen Ehe mit einem bedeutenden Mann doch genug Innerlichkeit holt, um in ihrer zweiten Ehe mit einem glänzenden Offizier aus sich etwas zu machen, ist eben so gut herausgekommen, wie die Leutnants- und „junge Mädchen“-Atmosphäre, die Bremer „Kinderstage“ und das Berliner Gesellschaftstreiben. Man nimmt den wohltuenden Eindruck mit, den Stoffbeherrschung immer gibt.

„**Krauskopf**“. Roman von Hermann Wette. Zweites Buch. Leipzig, Fr. W. Grunow. (Preis geb. 5,50 Mark.) Krauskopf gehört unter den zahlreichen Romanen, die die psychische Entwicklung eines jungen Menschen zum Gegenstand haben, zu den besten: Im Gegensatz zu Götz Krafft, bei dem auf dem Außern, Sensationellen das Hauptgewicht liegt, spielt sich hier alles innerlich ab. Langsam vorschreitend, vollzieht sich in dem fast mit Jean Paulscher Innigkeit geschauten Knaben die Vorbereitung zur

Loslösung von den Fesseln der „kurzsichtigen Pfaffen der Religion und der Wissenschaft“. An Bedeutung dürfte dieser Band den ersten noch übertreffen.

In guter Ausstattung hat der Verlag J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin: **Ausgewählte Gedichte** von Emanuel Geibel herausgegeben. Die Auswahl ist aus den verschiedenen Sammelbänden mit Takt und Urteil getroffen und gibt einen geschlossenen Eindruck von des Dichters Persönlichkeit.

## Kunstblätter und Sammelwerke.

Unter den vielen zeitgemäßen Unternehmungen, die den Zweck haben, Meisterwerken durch edle und würdige Reproduktionen Eingang auch in bescheidene Wohnungen zu verschaffen, stehen die von der **Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst** (G. m. b. H. Kunstverlag, Berlin W., Eißholzstr. 15) herausgegebenen Kunstblätter an hervorragender Stelle. Die unter Leitung bedeutender Fachmänner auf kunsthistorischem Gebiet stehende Sammlung umfaßt in Kupferdrucken von bisher kaum erreichter Feinheit Klassiker aller Zeitalter. Sie hat jüngst ein sehr interessantes Bild aufgenommen, dem eine besondere Popularität sicher sein wird: die Reproduktion eines Ölgemäldes der **Königin Luise, von Mme Vigée Lebrun**. Das Bild ist nach zwei Pastellen von der Königin





gemalt, die Mme. Lebrun auf der Durchreise von Petersburg nach Paris 1801 in Berlin gezeichnet hatte. Es war lange verschwunden, und erst die Gräfin Brühl, die Palastdame der Kaiserin Friedrich, entdeckte es wieder im Schloß von Freienwalde. Die Fürstin ist im Vorüberschreiten, in reich gesticktem, unter der Brust gegürtetem Festkleide, mit dem Beschauer zugewandtem Kopfe dargestellt. Sie trägt ein kostbares Perlen Halsband und im gelockten, zu einem griechischen Knoten geschürzten Haar ein Diadem, dessen Mittelstück eine Gemme mit dem Bildnis ihres Vatten schmückt. Der Kupferdruck, zu dessen Herstellung die Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst die Erlaubnis erhalten hat, ist an und für sich ein sehr feines vornehm wirkendes Kunstblatt, das den besonderen Charakter Lebrun'scher Kunst, die weiche und liebenswürdige Anmut ihrer Formsprache lebendig wiedergibt. In einer Bildgröße von 62:51 cm (mit Papierrand 105:85 cm) hergestellt, ist es bei dem billigen Preise von 15 M. recht geeignet, ein Zimmerschmuck im deutschen Hause zu werden. Es sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß die Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst einen Verlagskatalog mit 235 Abbildungen herausgegeben hat, der zum Preise von 0,80 Mark zu beziehen ist.

Ein andersartiger Erfolg der Reproduktionskunst ist ein in der Kunstanstalt von Trowitsch & Sohn, Frankfurt a. O., hergestelltes farbiges Blatt der *Madonna della Sedia*. Durch ein außerordentlich sorgfältiges Verfahren der Farbauswahl und Bewertung ist es tatsächlich gelungen, der Farbwirkung des Originals überraschend nahe zu kommen, und damit ist auf einem Felde, auf dem die reproduzierenden Künste bisher noch mehr Aufgaben als Erfolge hatten, auf dem der farbigen Nachahmung, wieder etwas gewonnen. Der Preis von 35 Mark im Passepartout ist für das schöne, wirklich edel wirkende Blatt, das 70 cm im Durchmesser mißt, keineswegs zu hoch. In einem nach Motiven des Palazzo Pitti ausgeführten prächtigen Altgoldrahmen (100×115 cm) kostet das Blatt 100 Mark. Die Firma Trowitsch, deren Reproduktionen nach dem Urteil von Künstlern und Sachverständigen auf der Höhe der von der einschlägigen Technik erreichten Vollkommenheit stehen, haben erste Preise auf den Weltausstellungen von Chicago, Paris und jüngst von St Louis errungen.

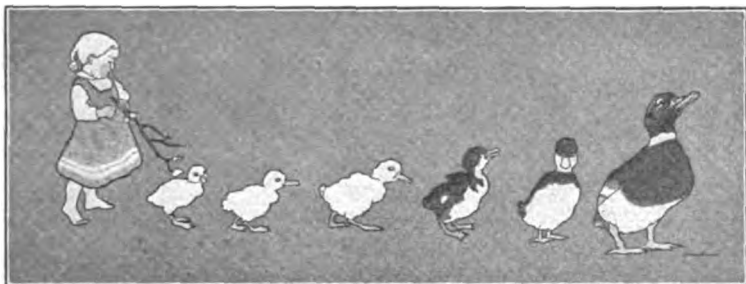
Eine in fortlaufenden Lieferungen (24 à 3 Mark) veröffentlichte Sammlung von Meisterwerken in Kupferdruck-Reproduktionen erscheint im Kunstverlag von Richard Bong, Berlin. Jede Lieferung enthält drei Blätter auf feinstem Kupferdruckpapier in Bildgröße von 26:36 cm (mit weißem Rand 51:38½ cm). Die Sammlung steht unter der

besonderen Leitung des Direktors der Kgl. Gemädegalerie, Geh. Rat Dr Wilhelm Vobe, der auch mit Dr Friß Knapp die den Blättern beigegebenen orientierenden Texte schreibt. Wenn man in Betracht zieht, daß ein Kupferdruck-Kunstblatt in der Größe dieser Publikation bisher mindestens 6 Mark kostete, wird man sich der Billigkeit dieser Blätter besonders erfreuen. Die Auswahl hat bei aller Vielseitigkeit nur das aufgenommen, was auf den Gipfeln unserer künstlerisch schöpferischen Zeitalter entstanden ist; die holländischen Meister und die italienische Renaissance sind am reichsten vertreten. Ganz besonders hervorzuheben ist die Reproduktion der Mona Lisa in der XVII. Lieferung, deren wunderbar verschleierte Ausdruck durch die Weichheit und Tiefe der Schattentöne, die der Kupferdruck hergibt, prachtvoll herauskommt.

Im Zusammenhang hiermit sei auch des an dieser Stelle schon oft erwähnten im Verlag von Spemann (Berlin und Stuttgart) erscheinenden „Museum“ noch ausdrücklich gedacht. In einzelnen Lieferungen zu 1 Mark stellt es einen fortlaufenden, von den besten Lehrern, unseren ersten Kunsthistorikern, erteilten Unterricht zum Verständnis der bildenden Kunst dar. Die ausgezeichneten Abbildungen, denen, wie gesagt, knappe orientierende Texte beigegeben sind, machen auch weniger bekannte, dem Laien ferner liegende Künstler lebendig, und jedem Beschauer und Leser wird das Museum schon eine Fülle des Neuen und Interessanten geboten haben. Die 12. Lieferung des IX. Jahrganges ist französischen Meistern des XV. Jahrhunderts gewidmet, sie bringt interessante Tonreliefs von Luca della Robbia, die 13. Lieferung u. a. Proben von Honoré Daumiers genialen Karikaturen.

Eine beständige Erweiterung und Bervollkommnung erfahren die von den Firmen R. Voigtländer und B. G. Teubner herausgegebenen Künstlersteinezeichnungen. Unter den Neuerscheinungen des erstgenannten Verlages verdient die „*Stürmische Herbstnacht an der Nordsee*“ von J. B. Eissarz hervorgehoben zu werden: ein schmaler braungrauer Streifen Watt mit den Silhouetten von ein paar hastig zum Strand eilenden Fischern, ein Stück der düster graublauen Flut, aus der die weißen Rämme wie phosphoreszierend hervorleuchten. Und darüber der sternklare Nachthimmel, in den eine mächtige Wolkenwand ihre grotesken, sturmzersehten Konturen hineinschiebt. Recht ein Gegenstück dazu ist das „*Südliche Meer*“ von Franz Hoch, unter hellem sonnigen Himmel der weite, weite, nur leise gekräufelte Spiegel, dessen Unendlichkeit durch ein paar winzige weiße Segel, die verloren auf der Fläche schwimmen, stark ausgesprochen wird. Mit den violetten Tönen des

Wassers vereinigen sich die blauen Konturen ferner Riffe und Klippen zu einer echt südlichen Farbensymphonie. Ein Stück deutschen Waldes in seiner ganzen sommerlichen goldgrünen Heimlichkeit gibt das Bild von Rieper „Die Quelle“, während Franz Hoch seine „Ruine“ in der von violetten und



Kinderfriele und Kinderbilder von Gertrud Caspari. „Saniellelel.“

H. Voigtländers Verlag, Leipzig.

braunen Tönen beherrschten Herbststimmung einer Mittelgebirgslandschaft unter kühlen gelben Wolkengebilden phantastisch aufbaut. Alle diese Bilder haben eine Größe von 100 zu 70 cm und kosten pro Blatt 6 Mark. Unter den Blättern des kleineren Formates (75 zu 55 cm, Preis 5 Mark) sei der alte Schäfer an der Tränke von Julius Bergmann erwähnt, ein Bild, das in seiner echt deutschen Innigkeit ein Stück Heimatkunst repräsentiert. Der Verlag von H. Voigtländer hat den farbigen Wandbildern dies Jahr eine ganz besonders gut gelungene Serie von Kinderfriesen und Kinderbildern hinzugefügt. Gertrud Caspari hat sich in der sprechenden Einfachheit der Zeichnung und der kräftigen, leuchtenden Farbgebung der kindlichen Empfänglichkeit aufs glücklichste angepaßt. Dem frischen, urwüchsigen Humor der kleinen, stämmigen Bübchen und Mädchen und der unterschiedlichen Hühner, Enten, Hunde und Katzen, die an den Friesen aufspazieren, wird jeder gern seine Kinderstube aufsuchen. Es sind vier Frieze von 115 zu 41 cm und zwei kleine Bilder von 41 zu 30 cm. Der einzelne Fries kostet 4,50 Mark, alle vier zusammen 16 Mark, das einzelne Bild 2,50 Mark, alle Frieze und Bilder zusammen 20 Mark.



Kinderfriele und Kinderbilder von Gertrud Caspari. „Der Eindringling.“

H. Voigtländers Verlag, Leipzig.

In den Formaten der Künstlersteinezeichnungen hat H. Voigtländer ferner vier Meisterwerke graphischer Kunst erscheinen lassen, vier prachtvolle Vergrößerungen nach Holzschnitten von Adolf Menzel, und zwar: 1. Friedrich der Große; 2. Die Tafelrunde Friedrichs des Großen; 3. Zornborf — Zum Sammeln blasen; 4. Friedrich der Große am Lagerfeuer; Nr 1, 3 und 4 Bildgröße 75 x 55 cm, Nr 2 75 x 51 cm; Papiergröße aller 78 1/2 x 58 1/2 cm. (Preis des Blattes 5 Mark.) Bei der außerordentlichen Feinheit und Gewissenhaftigkeit der Menzelschen Zeichnung ertragen diese Blätter die starke Vergrößerung nicht nur, sie enthüllen sogar in diesen großen Dimensionen die bewunderungswürdige Konsequenz und Ausdrucksfähigkeit der Linien noch in ganz besonderem Maße, und sind so von überraschend markiger Wirkung.

Auch der Verlag von B. G. Teubner hat eine Reihe schöner Neuheiten in der Folge der farbigen Wandbilder herausgegeben. Von ganz besonderer Farbenkraft und Innigkeit der Auffassung sind „Herbst im Land“ von Strich-Chapell und „Sonntagstillle“ von Otto Leiber. Das erste ein Waldtal, in das sich die mit Buchen bestandenen Berghänge wie Kaskaden von flammenden braungelben Blättern hinabsenken, und ein blaßblauer September-

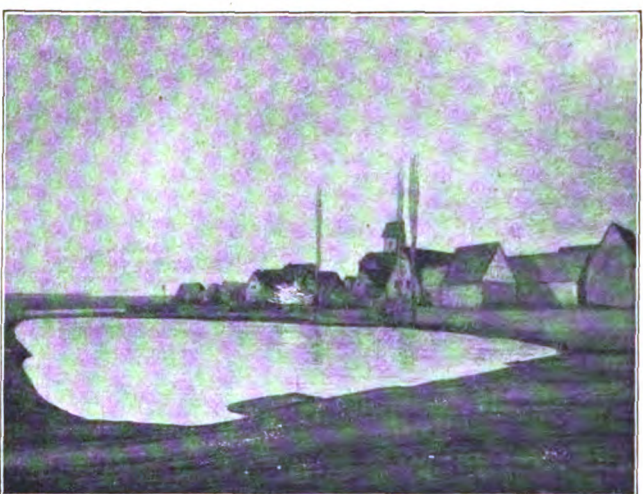
himmel darüber — das zweite ein bescheidenes Dörfchen, auf einem kahlen, fast baumlosen Gelände, ein flacher kleiner Teich im Vordergrund, heller Sonnenschein darüber; vor der Reihe der Häuser spiegelt sich ein einziger schneeweißer Blütenbaum im Teich, während ein paar

hagere Pappeln noch ganz in Vorfrühlings-fahigkeit ins Blaue ragen. Es liegt über dem Bilde eine rührende Primitivität und Anspruchslosigkeit, die gerade das Beseligende dieser Frühlingstimmung so stark und innig hervor-treten läßt. — Durch kräftige Konturen, mit mehr zeichnerischen als malerischen Mitteln wirkt das Bild von Hauelsen „Der Köhler“; ein beliebtes Motiv gibt Eichrodt in dem Bilde der Säemann, indem er aber in die Gestalt mehr Sinnendes und Beschauliches, eine fromme innerliche Hingebung an das heilige Werk hineinlegt. Auf die schon einmal an dieser Stelle angezeigten Bilder von Orlik, Hänfel und Gretel und Rubezahl mit ihrer starken, phantastischen Märchenstimmung sei in dieser Weihnachtsschau noch einmal hin-gewiesen.

Eine hübsche Ausstattung für Schul- und Kinderzimmer sind die von Julius Lohmeyer herausgegebenen „Wandbilder zur Deutschen Götter- und Sagenwelt“ nach Originalen von Woldemar Friedrich, Johannes Gehrts, Heinrich Hofmann und Alexander Zick, mit Texten von Felix und Therese Dahn (Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1904). Die Blätter, deren vornehm idealisierende Art an Kaulbach erinnert, werden sicher ihre Wirkung auf die Jugend ausüben. Das Großartige und Heroenhafte der deutschen Mythe kommt in allen vier Bildern: Wotan auf dem Weltentron, Donar mit dem Ziegengespann, Krimhild an der Leiche Siegfrieds und die Wal-füren zu kräftiger und gewiß für jugendliches Empfinden hinreißender Wirkung. Die Größe der

Bilder ist 64 zu 90 cm. Der Preis des einzelnen Bildes beträgt 6 Mark, aller vier zusammen 20 Mark.

Unter den Sammelwerken der bildenden Kunst, die so billig sind, daß sie als Geschenkände für weiteste Kreise in Betracht kommen und doch zugleich etwas Gediegenes, in sich Abgeschlossenes und wirklich Wertvolles bieten, sind die „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben“ zu nennen, die von der deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart heraus-gegeben werden. Der vierte Band dieser aus-gezeichneten Serie ist Dürer gewidmet. Er gibt in 447 Abbildungen die Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte des Meisters. Eine knappe biographische Einleitung von Dr. Valentin Scherer geht voraus. (Preis in Leinen gebunden 10 M.) Es ist für diese Ausgaben Prinzip gewesen, das Textliche möglichst knapp zu geben, dafür aber die Werke so erschöpfend wie möglich. So schauen wir auch in diesem Band das Lebenswerk des Künstlers in seiner ganzen grandiosen Fülle und Vielfältigkeit, in seinem staunenerregenden Gedankenreichtum und seiner ehrfurchtgebietenden Tiefe. Man sollte meinen, es wäre eine Art Prüffstein für das Echthe und Tiefe einer Generation, ob sie sich in Dürer zu versenken und seinem Wesen nahe zu kommen vermag, durch all die krausen, schroffen und gewaltigen Formen seines Ausdruckes hindurch. Hier ist eine schöne Gelegenheit zu solcher Prüfung gegeben, und unsere Generation würde sich ein ehrendes Zeugnis ausstellen, wenn dies Buch, das alle äußeren Bedingungen so ganz und gar dazu bestimmen, wirklich ein „Hausbuch“ im deutschen Volke der Gegenwart würde.



Otto Leiber: Sonntagsstille.  
Verlag von B. G. Teubner.

„Die Frau in der bildenden Kunst“. Ein Kunstgeschichtliches Hausbuch von Anton Hirsch. Mit 330 in den Text gedruckten Abbildungen und 12 Tafeln. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart. 1905. (Preis 18 Mark.) Ein über 600 Seiten umfassendes, mit schön ausgeführten Ab-bildungen glänzend ausgestattetes Werk, in dem ein außerordentlicher Sammelleiß und große Belesenheit steckt. Es beginnt mit den Anfängen der Kunst im Altertum und sucht von da bis zur Neuzeit in allen Zeitaltern und bei allen Völkern nach der Frau als Objekt der Kunst, der Frau als Kunst-pflegerin und als Künstlerin. Der Zweck des Buches ist, den Stoff und die Tatsachen selbst

zu bieten, ohne kulturpsychologische Reflexionen. Die Ausführungen des Verfassers dienen hauptsächlich der Analyse und Deutung der Bilder, und er zeigt da feine Beobachtung und einen weiten Blick. Und daß ein so großes literarisches Unternehmen sich einmal der bisher doch ziemlich vernachlässigten Forschung über den Anteil der Frau an der Kunst zuwendet, ist mit besonderer Freude zu begrüßen — auch als ein Zeichen der Zeit. Es ist selbstverständlich, daß das Buch besonders bei den Frauen ein interessiertes und dankbares Publikum finden wird.

Eine Art Bildertafelender, der die künstlerische Produktion des letzten Jahres zusammenfaßt, ist der im Verlag von F. Bruckmann N.-G. München erschienene Band: „Die Kunst des Jahres, deutsche Kunstausstellungen 1904“. Der schön ausgestattete Band gibt ohne Text 250 feine Reproduktionen auf Kunstdruckpapier, ein Inhaltsverzeichnis erleichtert das Auffinden der einzelnen Künstler und Bilder. Der Band erfüllt nicht nur, indem er das Wertvolle der Malerei des Jahres zusammenstellt, eine wichtige kunsthistorische Aufgabe, sondern er wird auch dem Laien ein willkommenes Mittel sein, Eindrücke und Erinnerungen festzuhalten und gelegentlich aufzufrischen. (Preis 5 Mark.) Ein ausgezeichnetes, für jeden Kunstliebhaber oder Interessenten hochwillkommenes Hilfsmittel gelegentlicher Orientierung ist das von Wilhelm Spemann im Verlag von W. Spemann, Berlin und Stuttgart, herausgegebene **Kunstlexikon**. Das Buch umfaßt in einem ebenso praktischen als geschmackvollen Einband über 1000 Seiten mit zahllosen trotz des kleinen Formats deutlichen und fein ausgeführten Abbildungen. An der Herstellung des Textes haben bewährte Kunsthistoriker der verschiedensten Spezialgebiete mitgearbeitet. Stichproben zeigen, daß die Auswahl der Stichwörter und der Umfang der Erläuterungen einem praktischen Bedürfnis entspricht, das bis jetzt in der kunstgeschichtlichen Literatur überhaupt nicht befriedigt wurde. Der Preis von 12,50 Mark ist angesichts des gebotenen Materials und der Form, in der es geboten wird, sehr niedrig.

Zur Reformkleid-Bewegung ist ein sehr vielseitiges und gebiegenes Werk von Doris Kiese-wetter und Hermine Steffahn bearbeitet und herausgegeben worden: „Die Deutsche Frauenkleidung“, eine Mappe, die 30 Blätter enthält und



**E. Eichrodt: Der Säemann.**

Verlag von B. G. Teubner.

nur 1,50 Mark kostet. Sie gibt nicht nur sehr geschmackvolle und praktische Modelle von Kleidern, sondern berücksichtigt auch die dekorativen Techniken auf dem Gebiet der Kleiderkunst. Auch als praktische Anleitung ist das Werk sehr zweckmäßig eingerichtet. Klar und übersichtlich angeordnet ist auf einem Doppelblatt jedes Kleid genau in Vorder- und Rückansicht mit Teilansichten und großer deutlicher Schnittübersicht dargestellt. So dürfte diese Mappe ein wirklich ausgezeichnetes Ratgeber für jedes Haus werden, zumal der für das Gebotene billige Preis die Anschaffung leicht macht. Das Werk, das im Verlag von Paul Duack, Berlin erschienen ist, ist direkt durch die Herausgeberinnen unter der Adresse: An „die deutsche Frauenkleidung“, Charlottenburg 2, Mommsenstrasse 3 und durch jede Buchhandlung zu beziehen.

### Kinderbücher.

Unter den Neuerscheinungen, die auf dem Gebiet des Kinderbuchs der Richtung „Tike-Butze“ folgen, ist diesmal „Der Buntseck“, ein Sammelbuch herzhafter Kunst für Ohr und Auge deutscher Kinder“, von Richard Dehmel herausgegeben, zu nennen. (Verlag von Schaffstein & Co. in Köln a. Rh. 1904.) Eine Reihe modernster Dichter, neben Dehmel Peter Hille, Scheerbart, Alfred Nombert, Jakob Wassermann u. a. treten da als Kinderkünstler auf. Nicht immer mit Glück. Man muß daran denken, auf welchem Boden die Naivetät gewachsen ist, die da zur Schau getragen wird. Sie steht nicht auf der Schwelle zum Leben und allen Eindrücken, sondern sie kommt aus einer

Überkultur, die zum Primitiven zurückkehrt, weil sie im Primitiven die höchste Ironie empfindet. Und diese ironische Grundstimmung, die macht viele von den Kinderdichtungen zu Satiren für Erwachsene, aber doch nicht zu herzhafter, ernstgemeinter und ehrlicher Kost für ein Kind. Ich glaube, daß Kinder das empfinden werden, daß in diesen übermütigen Launen Erwachsener ein wenig mit ihnen gespielt wird. Das Gläubige und pedantisch Vertrauensvolle in ihnen wird vor diesen rätselhaften Sprüngen manchmal hilflos stehen. Ganz abgesehen von Geschmacklosigkeiten — wenn z. B. Paula Dehmel ihr kleines Mädchen Betrachtungen darüber anstellen läßt, weshalb ihr die Mutter verbietet, nackt herumzulaufen, und von ganz unkindlicher Symbolik, wenn z. B. in der Sage vom Reichthum der Erde gesagt wird: „Denn die Christen wußten noch nichts vom Reichthum der Erde“, u. dgl. m. Aber diese Bedenken dürfen nicht verdecken, daß in dem Buch auch sehr viel Gutes, wirklich Herzhaftes und künstlerisch Gebiegenes ist, das sicher zu Kinderfinten und Seelen lebhaft sprechen wird. Das Märchen von Richard Dehmel vom alten Wobke z. B. gehört dazu, auch viele von den Versen und Bildern. Vor allem soweit Kreidolf an dem Buch beteiligt ist. Die Bilder von Weiß und von Freyhöflich scheinen mir eine nicht immer geratene Anpassung an das kindliche Sehen und das kindliche Formgefühl. Bei allen Zweifeln, die man Einzelheiten der Sammlung gegenüber nicht unterdrücken kann, bietet sie doch sicher Kräftigeres und Wertvolleres, als die landläufigen flachen Lackbilder-Sammlungen und Bonbonverse.

Eine sehr hübsche Sammlung von Märchen neuerer deutscher Dichter bietet der gleiche Verlag unter dem Titel: „**Neue Märchen für die Jugend**“ ausgewählt von Emil Weber. Die Sammlung gibt in ausgezeichnete Ausstattung — ohne Bilder — eine Auswahl aus Seidel, Trojan, Wildenbruch, Baumbach, Richard Leander u. A., die dem Verständnis größerer Kinder — etwa von 10 Jahren an — angepaßt ist.

In einer Bearbeitung und Auswahl von Wilhelm Spohr hat der Verlag von Schaffstein „**Die schönsten Märchen aus tausend und eine Nacht**“ mit sechs farbigen und zehn Textbildern herausgegeben. Titelblatt und Bilder entsprechen in ihrer bunten Phantastik der Welt, in der Spherezade waltet, der Druck ist groß und schön. Die Ausgabe ist von den uns bekannten eine der hübschesten.

Daselbe gilt von der im gleichen Verlag veröffentlichten Ausgabe von **Gullivers Reisen** mit den Bildern und Bignetten von Grandville. Die Auswahl ist nach Dr. Fr. Kottenkamp

Übersetzung des Originals von Hermann Schaffstein, mit Geschick getroffen.

Eine anspruchloser ausgestattete billige Ausgabe des **Robinson Crusoe** hat Otto Zimmermann, ein Mitglied des Hamburger Jugendschriften-Ausschusses, hergestellt. (Verlag von Otto Spamer in Leipzig.) Der Herausgeber ist zu dem Original zurückgekehrt, und hat mit — allerdings kritischer — Anlehnung an die gute Übersetzung von Karl Altmüller eine wirklich einwandfreie deutsche Reproduktion des Defoeschen Romans geschaffen, die sich von den bisherigen Schulmeister-Ausgaben vorteilhaft abhebt.

Frisch und anmutig sind die Märchen von Hedwig Dan, die unter dem Titel „**Zwanzig neue Märchen**“ in der J. Schnellschen Buchhandlung, Warendorf, erschienen sind. Von einer sehr ansprechenden Zartheit in Empfindung und Darstellung werden sie älteren Kindern, vielleicht auch eher Mädchen als Knaben, sicher zu Herzen sprechen. Die Sammlung ist dem Andenken von Auguste Schmidt gewidmet.

Für die ganz Kleinen ist „**Höckchen Döckchen**“, Verse von Lotte Tille mit Bildern von Paul Brodmüller zu empfehlen (Literarische Anstalt von Rütten & Loening, Frankfurt a. M.). Die Reime sind sehr lieblich und rhythmisch eindrucksvoll. Bei den Bildern ist das Dekorative noch besser als das Bild selbst, immerhin aber reißt sich das Buch in die höhere Ordnung des künstlerischen Bilderbuchs.

Für die ganz Kleinen eignet sich auch „**Familie Langschwanz**“, eine Mäusegeschichte von Ida L. Dehber, ein unzerreißbares Bilderbuch in 14 Bildern. (Verlag von P. Stanikewicz, Buchdruckerei, Berlin, Preis 6 Mark). Die Bilder sind in Zeichnung und Farbe scharf und ausdrucksvoll, in der Auffassung und im Ausdruck sehr lebendig, bei einer Einfachheit, die sie Kindern sicher verständlich machen wird. Mit den beigefügten Versen freilich möge man die Kleinen verschonen, die Mutter sollte den Inhalt lieber zur Erklärung der Bilder erzählen.

Für etwas größere Kinder ist die Sammlung: „**Christkind**“, Bilder und Lieder von Paul Mohr und Karl Gerok, Stuttgart. Verlag von Greiner & Pfeiffer. Weihnachtsschichten in einfachem Volkslied- oder Kirchengesangton sind durch farbige Bilder in der Weise Ludwig Richters illustriert.

Als eine schöne und reiche Auswahl von alten Märchen, Sagen und Schwänken erscheint schon in zweiter Auflage im Verlag von M. Heinsius Nachf. in Leipzig „**Das goldene Märchenbuch**“ herausgegeben von G. Chr. Dieffenbach. Die Illustrationen zu der ausgezeichneten Sammlung

sind von Karl Gehris, sowohl die kleineren im Text stehenden Bildchen, als auch die mit Tusche einfarbig ausgeführten Vollbilder entsprechen an Wert und Wesen dem Guten und Echten, was da mit unsern alten Märchen, Schwänken und Sagen den Kindern geboten wird. Das in hübschem Quartformat geschmackvoll gebundene Buch wird sicher bei den Kindern sehr beliebt werden.

Eine hübsche und reichhaltige Sammlung „**Schöner alter Kinderlieder**“, ebenfalls mit guter illustrativer Ausstattung hat Martin Voelzig im Verlag von E. Nister in Nürnberg erscheinen lassen. (Preis 4,50 Mark.) Alte Reiter- und Wiegenliedchen, Neckreime, Festtagslieder und Sprüche gibt es da in bunter Fülle, eine Sammlung, die recht geeignet ist zum Haustuch zu werden. Daß der Herausgeber auch selbst ein berufener Erzähler für Kinder ist, hat er in einem Buch „**Meister Lampes lustige Streiche und Abenteuer**“ gezeigt, das mit hübschen Bildern von Liebenwein im gleichen Verlage erschienen ist (Preis 3 Mark). Nach bekannten Motiven der Tiergeschichte oder freier Erfindung werden da allerhand hübsche Schwänke mit Humor und Frische erzählt.

„**Ludwig Richter-Buch**“. Für Kinder und Kinderfreunde. 62 Zeichnungen von Ludwig

Richter, mit Geschichten und Reimen von Josephine Siebe. Preis in geschmackvollem Ganzleinenband 3 Mark. Leipzig, Verlag von Georg Wigand. Eine Reihe der schönsten Richterbilder ist hier durch einen Text verbunden worden, der angesichts der Schwierigkeit der Aufgabe als wohl gelungen bezeichnet werden kann. Daß die Geschichten, Märchen und Reime der sinnigen alten Art angehören, ist bei Richters Bildern selbstverständlich; auf Kinder werden zweifellos diese Bilder im Zusammenhang kindlicher Gedankenkreise eine verstärkte Wirkung ausüben.

Zum Schluß sei noch auf eine seit dem Oktober 1904 erscheinende Monatschrift für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes hingewiesen, die unter dem Titel „**Kind und Kunst**“ von Hofrat Alexander Koch in Darmstadt herausgegeben wird. In ihrer großzügigen Anlage und vornehmen Ausstattung scheint sie für alle kunstpädagogischen Bestrebungen ein Mittelpunkt werden zu wollen. Die besten Namen auf dem Gebiet der Kinderkunst finden wir unter den Mitarbeitern. Gleich die ersten Hefte bieten in ihrer Vielseitigkeit Eltern und Pädagogen die mannigfaltigste Anregung. Wir werden an dieser Stelle noch öfter und eingehender über den Inhalt der Hefte berichten.

## Liste neu erschieuener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Aufzählung nicht besprechener Bücher ist nicht möglich.)

- Schmig du Moulin, Muhammad Abil.** Solambul, d. h. die Stadt des Glaubens. Preis 4 Mark. Verlag von Rudolf Uhlig in Leipzig.
- Schwens, Dr. Friedrich.** Gymnasium oder Realschule. Eine Kulturfrage. Preis brosch. 1,50 Mark. Hr. Fronsman's Verlag. (E. Hauff.) 1904.
- Stram, Amalie.** Gebet und Ansehung. Einige von der Verfasserin autorisierte Uebersetzung aus dem Norwesischen von Luise Wolf. Hermann Seemann Nachfolger. Leipzig.

- Springer.** Der Haushalt auf der Grundlage von Nahrungsmitteltafel und Wirtschaftsbuch. Geh. 60 Pf. Verlag von Theodor Neumann, Leipzig.
- Stolle, Hofe.** Das Einmachen und Konservieren der Früchte und Gemüse sowie die Bereitung von Essig, Fruchtjäten und Gelees, Dörrweinen und Likören. IV. Aufl. Preis 50 Pf. Verlag von Wilhelm Weiler in Berlin.
- Tardus, JI.** Seelenlänge. Ein Anmortelentwurf. III. Aufl. Preis brosch. 1 Mark, eleg. gebd. mit Goldschnitt 2 Mark. Verlag „Fürs deutsche Volk“, Kiel.
- Vetter, Benjamin.** Die moderne Weltanschauung und der Mensch. Sechs öffentliche Vorträge. Mit einem Vorwort des Herrn Prof. Dr. Ernst Gaedel in Jena. Mit einem Bildnis des Verfassers. Vierte Auflage. Preis

- 2 Mark, geb. 2,50 Mark. Verlag von Gustav Fischer in Jena 1903.
- Waag, Dr. Albert.** Bedeutungsentwicklung unserer Wortschätze. Auf Grund von Hermann Pauls „Deutschem Wörterbuch“ in den Haupterscheinungen dargestellt. Jahr i. V. 1901. Trad. und Verlag von Moriz Schäuberg.
- Waller, Euf.** Erzählungen. Österreichische Verlagsanstalt Ring, Wien und Leipzig.
- Wid, August.** Neue Menschen. Roman. II. Aufl. Preis 2,50 Mark. Verlag von Hans Friede & Co., Berlin-Steiglig.
- Wiegand, J.** Die Frau in der modernen Literatur. 2. Aufl. Bremen 1903. Verlag von Carl Schünemann.
- Wid, Dr. Leo.** Wie behüten wir unsere Frauen und Mädchen vor nervösen Erkrankungen? Preis 50 Pf. Verlag von Ernst Suhr in Cassel.

Nach Schluß der Redaktion bei uns eingetroffen:

„**Das ABC der Küche**“ von Hedwig Heyl. 7. Auflage. (31.—36. Tausend.) Carl Habel Verlags- Buchhandlung, Berlin SW. 48. Es lag uns daran auf das Neuerscheinen des gediegenen Buches, das ein ganzes Programm bedeutet, noch in der Weihnachtssnummer hinzuweisen. Ein weiteres Eingehen auf den Inhalt dürfte gerade bei unserm Leserkreis längst überflüssig geworden sein.

## Höhere Handelsschule für Mädchen (Cölner Verein weiblicher Angestellter), Cöln am Rhein.

**Aufnahmebedingung:** Die abgeschlossene Bildung der 10klassigen höheren Töchterschule. Aufnahmeprüfung.

**Zweck der Anstalt:** Gründliche theoret. prakt. Ausbildung für **angesehene, gutbezahlte kaufm.** Stellungen, sowie wirtschaftliche und soziale Selbstständigkeit.

**Lehrjahre zweijährig:** a) **Zämtliche** theoret. und praktische **kaufm.** Fächer einsch. Wirtschafts- und Betriebslehre, Geld-, Kredit-, Bankwesen, Handelsgeographie usw., b) **Sprachen**, c) **Allgemeine Fächer:** Aufsatz, deutsche, franz., engl. Stenographie, Kalligraphie, Maschinenzeichnen usw. — Ausw. Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt.

Auskunft, Prospekt und Jahresbericht durch Direktor K i e p e, Klapperhof 28. Sprechstunden: 12—1 Uhr, außer Mittwochs.

Der Direktor.

Das Kuratorium.

**Dr. Ritschers Wasserheilstanzt, Lauterberg (Harz).**  
Sanat. für Nerven-, Frauen-, chr. innere Krankheiten, Erholungsbedürftige, erweitert und neu eingerichtet. S.-R. Dr. Otto Dettmar.

# Schering's Pepsin-Essen

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. C. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdaunungs-  
beschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung**, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen  
und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Syphilis** und ähnlichen  
Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis 1/2 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

**Schering's Grüne Apotheke**, Berlin N.,  
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogeriehandlungen.  
Man verlange ausdrücklich **Schering's Pepsin-Essen**.

**Originalrezept.** — Ge-  
dämpftes Rindfleisch mit  
Kartoffeln. 6 Personen. 3 Stun-  
den. 3 Pfund Rindfleisch (am  
besten sogenanntes Beefsteakfleisch)  
wird in Scheiben geschnitten, in  
eine Kasserolle gelegt und mit  
1 Liter Wasser übergossen, dazu  
fügt man 2—3 Zwiebeln, 2—3 zer-  
schnittene Mohrrüben, etwas  
Pfeffer und Salz und läßt  
alles langsam 1 1/2—2 Stunden  
dämpfen. Unterdessen hat man  
2—3 Pfund Kartoffeln geschält,  
gewaschen und abgetrocknet, legt  
sie zu dem Fleisch, und dämpft  
alles zusammen noch 1—1 1/2 Stun-  
den, d. h. bis die Kartoffeln zu  
zerfallen beginnen. Dann schmeckt  
man das Gericht ab, vollendet es  
mit 10—12 Tropfen Maggi's  
Würze und richtet alles zusammen  
an.

## Auszug aus dem Stellenvermittlungsgesetz des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:  
Frl. J. Rodenader,  
Berlin W. 35, Genthinerstr. 16,  
Gartenhaus I.

1. Für eine höhere Privatschule in  
Mitteldeutschland wird zum 1. April 1905  
eine wissenschaftlich geprüfte oder Ober-  
lehrerin gesucht. Französisch und Englisch  
im Ausland vervollkommnet Bedingung.  
Das Gehalt der Lehrerin beträgt  
1600 Mark steigend bis 1800 Mark; der  
Gehaltsatz der Oberlehrerin ist höher;  
nach dem Probejahr erfolgt Einkauf in  
die Pensionsklasse.

2. Für ein Pensionat in Baden wird  
zum 1. April 1905 eine musikalische,  
wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht.  
Englisch im Ausland vervollkommnet  
Bedingung. 25—27 Stunden wöchentlich.  
Norddeutsche erwünscht. Gehalt 1000 bis  
1200 Mark bei freier Station.

3. Eine Familie in Kuzemburg sucht  
zu sofort eine erfahrene Erzieherin mit  
wissenschaftlichem oder Sprachexamen zum  
Unterricht für 2 Mädchen von 16 und  
18 Jahren. Englisch im Ausland vervoll-  
kommnet Bedingung. Lehrerin aus guter  
Familie bevorzugt. Gehalt nach Abver-  
einkunft.

4. Persönlicher Verhältnisse wegen  
wünscht die jetzige Leiterin ihre blühende  
Privatmädchenschule in einer größeren  
Stadt Schlesiens zu Ostern 1905 unter  
günstigen Bedingungen abzugeben.

**PARIS.** 48. rue Monsieur le  
Prince, près de l'Uni-  
versité. Examen „Alliance Fran-  
caise“ et Certificat de la Sorbonne.  
Pension 130 fr. Vortreffliche Ver-  
pfllegung. **CHAUVEAU**, Vorsteherin.

**Oxford.** School of English for  
Foreign Students.  
Homes in English families are  
provided. For particulars apply to  
**Miss Hacking**, Secretary.  
22. Park Crescent, Oxford.

**PARIS.** Pension pour quelques Dames et  
jeunes Filles studieuses  
voulant suivre les cours mettre Collèges  
du Collège de France, de la Sorbonne, des Lycées, Ecoles  
Académiques Spéciales et de l'Alliance Française.  
Vraie vie famille \* Conversation exclusivement française \* Prix modérés  
**Madame Pasteau**  
48, rue Monsieur-le-Prince Paris (VI<sup>e</sup> arr<sup>t</sup>)

## Kassel. Evang. Fröbel-Seminar (vormals im Comeniushause).

Staatlich konzessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten  
Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Anber-  
gärten, Sorten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die extern  
Hanna Mecke oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: General-sup. Pfeiffer in Kassel.

Sobien erschienen:

## Die Verbesserung der Frauenkleidung eine Notwendigkeit!

Herausgegeben vom Verein zur Ver-  
besserung der Frauenkleidung. Köln.  
Preis 50 Pf. Zu beziehen durch  
den Verein, Köln, Wilsbelplatz 26,  
die Kölner Druckanstalt und alle  
Buchhandlungen.

## Lehrinstitut

für

## Reformschneiderei.

Gründl. Ausbildung im Musterzeichnen,  
Zuschneid., prakt. Arbeit.

## Schnittmusterverkauf.

Anfertigung

einfach, u. eleg. Kostüme, spez. n. außerhalb.

## Üben & Osner.

Berlin W., Genthinerstr. 9, Gartenh. III.

## Töchterpensionat Thale a. Harz.

Wissenschaftliche Fortbildung, Haushalt,  
Musik etc. Prospekte.  
Frau Professor Rohmann.

## Nationalstenographie.

Selbstunterricht in 3 Bänden 81. bis  
100. Tausend. Kl. Lehrs. für 10 Pf.  
Marke. Probebrief gratis. Verlag  
für Nationalstenographie, Liegnitz.

## Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW.,  
Hallestr. 17, 1, dicht am Anhalter  
Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen  
für längere und längere Zeit einen an-  
genehmen Aufenthalt in der Reichs-  
hauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei  
geteiltm. Zimmer 60 M., monatl. bei  
eigenem Zimmer v. 75 M. an. Passanten  
v. 2,50 M. bis 4,50 M. p. Tag Pension.  
Empfohlen d. Herrn Pastor Schmidt,  
SW., Dorfstr. 66 I und Herrn Kaiser  
Pless, SW., Zeltower Str. 21 III.  
Fr. Selma Spranger, Vorsteherin.

## Sprach- u. Handelsinstitut für Damen von Frau Elise Brewitz,

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin.  
Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterkorte.  
Hilb. Medaille. • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • Pension im Hause.

Nebingung zur Übernahme ist, daß die Dame entweder das Vortragsrinnenexamen vor Mai 1894 gemacht, oder neben diesem auch das Oberlehrerinnenexamen bestanden hat.

6. Ein Badeort in Westfalen entbehrt eines kleinen Pensionats, verbunden mit Lehrkursus für einige Kinder. Es wäre einer evangelischen Dame gute Gelegenheit geboten, sich dort eine Lebensstellung zu schaffen, die durchaus angenehm sein könnte. Da einer wissenschaftlich geprüften Lehrerin die Übergabe des Unterrichts einer Familie des Ortes voraussichtlich sofort übergeben werden würde, so scheint dieses Angebot so weit empfehlenswert, daß die Stellenvermittlung des Vereins daselbe hierdurch gerne zur Kenntnis einiger Kolleginnen bringen möchte.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gartenhaus I. Sprechstunden: Wochentags 11—8, Sonnabends 11—1 Uhr.

Dieser Nummer liegen Prospekte von:

**Ferdinand Enke,**  
Verlagsbuchhandlung  
in Stuttgart

und  
**Literarische Anstalt**  
**Rütten & Loening**  
in Frankfurt

bei, die wir der freundlichen Beachtung unserer Leser hiermit angelegentlich empfehlen.



## Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!  
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** Weltausstellung St. Louis 1904.

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

**Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.**

Filialen an allen grösseren Plätzen.

## Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe. \*

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl.  
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.  
Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“.

## Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

Über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu massigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

**Adolf Schustermann,** Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen !  
! : : : : : und Zeitschriften der Welt : : : : : !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

## Neue Bahnen. Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14-tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. [40]  
Leipzig. Moritz Schäfer.

### Bezugs-Bedingungen.

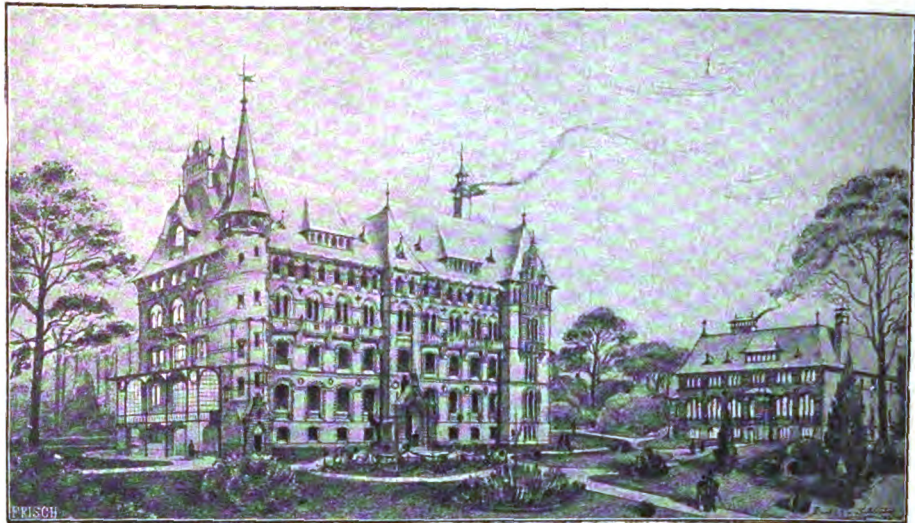
„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.



Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Besichtigung  
der Anstalten  
jeden Dienstag  
für Haus I  
von 10-12 Uhr;  
für Haus II  
von 11-1 Uhr.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

## Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

**Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.**

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect.

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

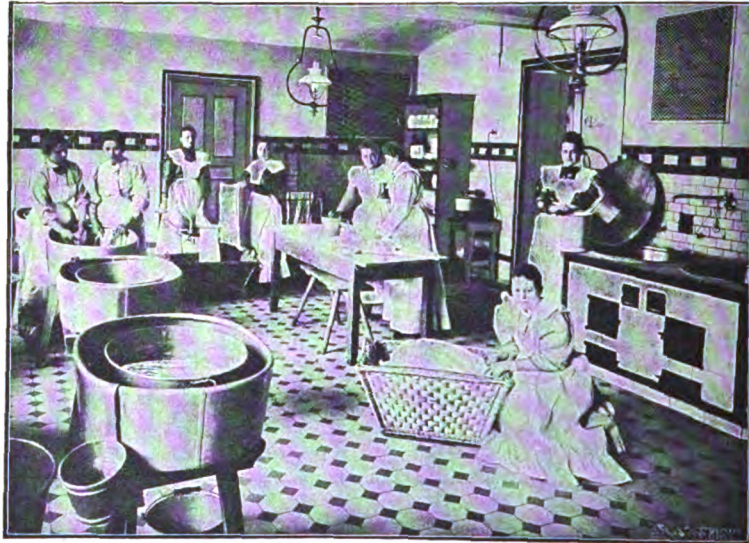
Haus II.  
gegründet 1885:

Seminar-Koch-  
und  
Haushaltungs-  
schule:

Hedwig Heyl:

Curse  
für Koch-  
u. Haushaltungs-  
Lehrerinnen.

Pensionat.



Curse  
in  
allen Zweigen der  
Küche u. Haushaltung  
für  
Töchter  
höherer Stände,  
für  
Bürgertöchter.  
Kochcurse  
für Schulkinder.  
Ausbildung  
zur Stütze der Hausfrau  
und Dienstmädchen.  
Auskunft über Haus II  
erteilt Frä. D. Martin.

Im XVI. Jahrgange erscheint: \* \* Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses \* \*

Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

# Soll und Haben.

Eine Neujahrsbetrachtung zur Frauenbewegung

von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

**J**eder gilt so viel als er wert ist. Alles Umherscharrwenzeln, um die Achtung der Mitmenschen zu erlangen, ist eitel Torheit, aber nicht minder die Furcht, man könnte unverstanden bleiben. Wenn jemand weiß, daß er etwas leisten kann — daß er es besser kann als irgend ein anderer — so hat er damit auch die Bürgschaft, daß jedermann von dieser Tatsache Kenntnis nehmen wird. . . . „Was hat er getan?“ so lautet die göttliche Frage, die Menschen ausforscht und jede falsche Größe stürzt.“

In diesen Worten hat Ralph Emerson eine Binsenwahrheit edel umgeprägt. Sie können als Leitsatz für jedes Einzelleben, aber auch als Motto für jede große Bewegung gelten, sobald man ihre Träger als einen Kollektivkörper faßt. Es ist hier eins jener einfachen ehernen großen Gesetze des geistigen Lebens angedeutet; das Gesetz, nach welchem spezifische Lebensenergien sich schließlich in Handlungen umsetzen müssen, und so sind denn auch Handlungen die einzige Gewähr für ihr Vorhandensein.

Im langen Lauf der Dinge, wohlverstanden. Überblicken wir einen kurzen Zeitraum, so ist das Tat-, das Haben-Konto oft knapp genug. Das Schuld-, das Soll-Konto zeigt desto größere Ziffern, aber schon das Bilanzziehen an sich ist wertvoll; gibt es doch erst einen Maßstab für künftige Schuldentilgung.

So sei denn das erste Blatt im neuen Jahre einer kleinen Bilanz der Frauenbewegung, in erster Linie der deutschen, gewidmet. Was hat sie erreicht? was steht ihr bevor? wie weit hat die Kraft sich in Tat umgesetzt? und welches sind ihre nächsten Aufgaben?

\* \* \*

Das vergangene Jahr hat zufällig Gelegenheit geboten, eine übersichtliche Kenntnis von dem zu nehmen, was die Frauenbewegung in den letzten Jahren geleistet hat. Der in Berlin im Juni abgehaltene Internationale Frauenkongress ließ auf all den Gebieten, auf denen die Bewegung ihren inneren Gesetzen nach umformend einsetzen muß, nicht nur Anfänge, sondern zum Teil schon eine fortgeschrittene Entwicklung erkennen, in der zugleich eine Garantie für die Fortführung gegeben ist. Es hieße an dieser Stelle bereits Gesagtes wiederholen, wenn im einzelnen diese Gebiete hier zur Erörterung kommen sollten; ich darf zu einer Orientierung auf die Aufsätze in der Juli- und Augustnummer der „Frau“ verweisen, sowie auf das in diesen Tagen zur Ausgabe gelangende Kongressbuch. Was aber neben dem Geschehenen mit überzeugender Kraft zur Anschauung kam, das war das Gewordene. An weitaus den meisten Vertreterinnen, die die Frauen der ganzen Kulturwelt nach Berlin entsandt hatten, trat jene Geschlossenheit und ruhige Kraft hervor, die aus der inneren Überzeugung erwächst, für ein großes und erreichbares Ziel zu arbeiten. Wenn mit dem Wort „die neue Frau“ nicht ein so unerträglicher Unfug getrieben würde, wenn es nicht schon längst zur abgeschliffenen Definition eines unreifen Individualismus geworden wäre, so würde man in der Tat versucht sein, den Ausdruck hier anzuwenden. Gibt man sich aber Rechenschaft von dem, was hier hervortrat, so waren es altbekannte Züge, aus dem Familienleben lieb und vertraut, aber ins Geistige und Soziale übertragen, durch intellektuelle Schulung und unter dem Einfluß eines weiteren und tieferen Einblicks in Innen- und Außenleben gemodelt und vertieft. So dürfen wir wohl den Kongress als eine volltönende Antwort auf die Frage betrachten: „Was ist geleistet worden?“ Und auch das hat sich als wahr erwiesen, daß in solcher Leistung die Bürgerschaft gegeben ist, „daß jedermann von dieser Tatsache Kenntnis nehmen wird.“ Jeder natürlich auf seine Weise. Der ehrlich und vorurteilslos Denkende durch offene Anerkennung, der Grobe durch vermehrte Grobheit; wer Ursache zu Mißvergnügen hat oder in seinem Prestige sich geschädigt glaubt, durch dauernde prinzipielle Ablehnung.

Es ist schade, daß die letzten beiden Formen der Anerkennung nicht immer richtig verstanden werden. Sind es doch so natürliche Reaktionen. Mit ein wenig Psychologie kann man verstehen, wie gerade die ruhigen, tatsächlichen Fortschritte der Frauenbewegung Möbiusse und Weininger erzeugen müssen und wie sie sich immer absurder gebärden. (Einer der neuesten empfiehlt in einer Broschüre mit dem geschmackvollen Titel „Altjungfern-Roller“ als Allheilmittel gegen den bedrohlich anwachsenden Feminismus — den Krieg; angesichts der Greuel, die uns alle Tage die Zeitungen melden, wohl ein vollwertiges Urteil über ihn selbst.) — Es ist auch so verständlich, und mit ein wenig Philosophie und Sinn für Humor sogar ergötzlich, wie andererseits die Torheit, durch „Umherschwarzeneln“ die Achtung der Mitmenschen erwerben zu wollen, doppelt ins Kraut schießt, wenn diese Achtung anderen gezollt wird. Aber es wäre wahrlich Zeit, diese Torheit nicht mehr ernst zu nehmen. Und so sollte man denn auch — soweit nicht sachliche Berichtigungen nötig sind — über die Leitartikel der „Frauenbewegung“ zur Tagesordnung übergehen, Artikel, deren Impotenz sich doch am besten durch das selbstgefällige Hin- und Herwenden der selbstgeschaffenen, nichtsagenden Begriffe „Radikal“ und „Gemäßigt“ erweist. Aberdies läßt doch Satzbau und Logik, die Art der Selbsteinschätzung und der Einschätzung anderer mit Sicherheit auf eine Verfasserin schließen, deren Ansichten für die Frauen zu belanglos

sind, als daß sie noch weiter unsere besten Federn in Tätigkeit setzen sollten. Wir können auch diese Art der Quittung über die Leistungen des Kongresses ruhig entgegennehmen und für voll rechnen. Nachdem der Kongress einen befriedigenden Saldo ergeben, können die deutschen Frauen mit ruhigem Ernst, und unbekümmert um alle Trompetenstöße, die nur die Luft erschüttern, aber keine Mauern umwerfen, sich den Aufgaben zuwenden, die die Zukunft stellt. Und ihrer sind nicht wenig. Auf einige der nächstliegenden sei heute kurz hingewiesen.

\* \* \*

Der enge Zusammenhang zwischen Frauenbewegung und Frauenbildung braucht an dieser Stelle nicht mehr betont zu werden. Er hat zu wiederholter Erörterung der Mädchenschulfrage in dieser Zeitschrift geführt. Es gibt nichts, was uns auch in diesem Augenblick näher läge, und zwar in doppelter Beziehung.

Da ist erstens der Kompromißantrag zur Regelung der Schulunterhaltungspflicht, der voraussichtlich nach Neujahr das Preussische Abgeordnetenhaus beschäftigen wird. Die Frage, ob in der Tat die paritätische Schule durch die konfessionelle so gut wie ganz verdrängt werden soll, wird von weiteren Kreisen mit Nachdruck aufgegriffen werden. Einer andren aber ist nur das Interesse der Frauen gewiß: der Frage, ob die Regelung der Vertretung von Lehrerschaft und Gemeinde innerhalb der lokalen Schulverwaltung, eine Regelung, die vermutlich auf Jahrzehnte hinaus diese Verhältnisse festlegen wird, die bisherige Ausschließung der Lehrerinnen und Frauen aus dieser Verwaltung zum Gesetz erheben soll oder nicht.

Wenn nun auch, wie die Debatte über die alberne Petition für die gesetzliche Einführung der Bezeichnung „Frau“ für ältere unverheiratete weibliche Personen bewies, die Herren Abgeordneten für eine Heiterkeitsverhandlung über die Frauenbewegung immer noch zu haben sind, so würden doch nur wenige bewährte Freunde für das theoretische Recht der Frau auf eine Vertretung in den lokalen Schulbehörden eintreten, noch weniger wird die praktische Notwendigkeit wirklich einleuchten. Dazu stehen unsere Abgeordneten der Mädchenschule zu fern. Es ist Sache der Frauen und der Frauenvereine, mit aller Kraft dafür einzutreten, daß der Zustand, nach dem die Frau auf die Erziehung ihres eigenen Geschlechts nicht den geringsten leitenden Einfluß hat, nicht gesetzlich in Permanenz erklärt wird. Petitionen sind ein leidiges, häufig versagendes Mittel, aber doch das einzige, das wir in diesem Fall anwenden können. Man mache sich nur klar, was in Preußen für uns auf dem Spiel steht. Für den Augenblick liegt noch die Möglichkeit vor, bei den einzelnen Gemeinden um Zuziehung von Frauen zur Lokalschulverwaltung vorstellig zu werden. Bei der großen Verschiedenheit der Bestimmungen über die Wählbarkeit für diese Körperschaft liegt bald auf diesem, bald auf jenem Wege eine Möglichkeit, der Frau den so dringend nötigen Einfluß auf die Schule zu sichern. Jetzt sollen durch Gesetzgebung diese Verhältnisse einheitlich geordnet werden. Da erscheint es durchaus nicht ausgeschlossen, daß die gesetzlichen Bestimmungen eine Form erhalten, die die Mitwirkung von Frauen ein für allemal unmöglich macht. Und darum ist im Augenblick ein Vorgehen auf diesem Gebiet so wichtig, daß sich die Aufmerksamkeit der Frauenvereine ganz besonders darauf richten sollte.

Wenn hier etwas vorliegt, was zu sofortiger Stellungnahme drängt, so muß andererseits auch wieder auf das chronische Leiden, auf das wie eine ewige Krankheit sich fortziehende höhere Mädchenschulwesen hingewiesen werden. Die Lage der

Dinge ist bekannt genug. Seit Ende der achtziger Jahre ist der energische Appell der Frauen an Regierungen und Volksvertretungen um Änderung der gänzlich unhaltbaren Bildungsverhältnisse der deutschen Mädchen nicht verstummt. In Preußen insbesondere sind, zunächst im Gegensatz zu den Mädchenschullehrern, dann unter Beteiligung der einsichtigeren Elemente, wieder und wieder Vorschläge zu Änderungen gemacht worden. Sie haben denn schließlich doch die Regierung, die eigentlich die Entwicklung der „noch im Fluß befindlichen“ höheren Mädchenschule nicht zu stören gewillt war, auf den Weg der Reformen gedrängt. Daß dieser Weg endlich betreten werden sollte, war, das sei mit immer reger Dankbarkeit auch hier wiederholt, das Verdienst von Stephan Waegholdt, den uns eine kurze Laune des Glücks nach der langen Nacht des vorhergehenden Regime als Dezenten für das höhere Mädchenschulwesen bescherte. Daß er eine gründliche Reform wollte, wissen wir. Er war im wesentlichen einverstanden mit einem Lehrplan, den die Sektion für höhere Schulen des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins ausgearbeitet und im Entwurf der Dresdener Generalversammlung (1903) vorgelegt hatte. Dieser Lehrplan sieht nach gemeinsamem 7klassigen Unterbau eine Gabelung in zwei Abteilungen vor. Die eine führt in 6jährigem Lehrgang zum Ziel des Realgymnasiums, die andere soll in dem gleichen Zeitraum diejenige Allgemeinbildung geben, die unsere Zeit fordert, und zugleich die Spezialkenntnisse, die die Sonderbestimmung der Frau als Mutter und Erzieherin wünschenswert macht.<sup>1)</sup> Ein gewisser Abschluß ist in dieser Abteilung schon nach dem 10. Schuljahr vorgesehen. Der Plan bietet, wenn man auch in Einzelheiten anderer Meinung sein mag, als Ganzes das Beste, was sich im Augenblick erreichen läßt. Eine Mädchenbildung auf dieser Grundlage konnte befriedigen. Und so sah man dem Inkrafttreten der vom Ministerium bearbeiteten Lehrpläne, von denen man eine annähernde Verwirklichung dieser Gedanken hoffte, mit Ungeduld entgegen.

Inzwischen ist es anders gekommen. Geheimrat Waegholdt wurde durch den Tod jäh aus seiner Laufbahn gerissen. Seine Pläne werden, so wird versichert, die Grundlage der immer noch in Aussicht genommenen Reform bilden. Inwieweit modifiziert durch Interimsarbeiter und Nachfolger, das entzieht sich der Beurteilung. Man wird höchstens, wenn wir einmal vor den veröffentlichten Plänen stehen, aus dem, was fehlt, seine Schlüsse ziehen können — und dürfen. Weisen doch schon jetzt Anzeichen darauf hin, in welchem Geist regiert werden soll. Vor kurzem ist eine höhere Mädchenschule in Kiel abschlägig beschieden worden, als sie um die Erlaubnis nachsuchte, auf der Oberstufe den Unterricht in der Mathematik einführen zu dürfen. Ein Gleiches geschah einer großen städtischen höheren Mädchenschule zu Berlin. Das ist um so seltsamer, als es im Widerspruch steht mit dem, was vom Minister schon vor Jahren im Abgeordnetenhaus als beabsichtigte Reform hingestellt und unter Waegholdt schon verschiedentlich zugelassen worden ist. Um so seltsamer endlich, als in der Oberlehrerinnenprüfung schon seit 1894 Mathematik als ein besonderes Fach vorgesehen ist und Lehrerinnen für dieses Fach so gut wie für die anderen zum Teil auf Staatskosten vorgebildet werden.

Was sollen nun die Frauen dabei tun? Selbstverständlich ist ja jede Einwirkung auf das Detail der behördlichen Verfügungen ausgeschlossen. Ja, da wir uns einer Günst des

<sup>1)</sup> Wer sich gründlicher unterrichten will, kann den Lehrplan gegen Einsendung von 35 Pf. durch die Buchhandlung von Arthur Richter, Tilsit Ostpr., beziehen.

Glücks, wie sie bei der Berufung Waeboldts zum Dezernenten des Mädchenschulwesens obwaltete, schwerlich wieder erfreuen werden, so sehe ich überhaupt die Möglichkeit einer Loslösung des höheren Mädchenschulwesens von den alten Traditionen nur dann, wenn es aus der durch den gleichen Dezernenten gegebenen engen Verquickung mit dem Volksschulwesen gelöst wird. Die höheren Mädchenschulen werden in Preußen sich erst zu wirklich höheren Schulen entwickeln, wenn sie der Ministerialabteilung für höhere Schulen unterstellt werden. Es ist dazu einstweilen keinerlei Günstigkeit vorhanden. Es würde natürlich diese Veränderung der Ressortverhältnisse eine Menge größerer und kleinerer Veränderungen nach sich ziehen, die auch das Finanzministerium nicht unberührt lassen würden. Ich meine aber, es sei wahrhaftig einmal an der Zeit, den preußischen Frauen, deren Opfermut in schweren Zeiten immer so hoch gepriesen wird, zu beweisen, daß man ihnen nicht nur mit dem Munde zurückzahlen will. In Wahrheit haben sie ein gut Teil ihrer geistigen Entwicklung den Verhältnissen zum Opfer gebracht. Zum Dank dafür mißt man ihnen auch heute nur spärlich die Mittel zu, eine Kultur zu erlangen, die ihnen die Teilnahme am geistigen Leben unsrer Zeit, ja, die ihnen auch nur die Durchsetzung des Daseinskampfes erleichtert. Soll das auch fernerhin so bleiben, so möge man uns wenigstens die Geschmacklosigkeit ersparen, den opferfreudigen Frauen der Freiheitskriege und der sparsamen Hausfrau, die dem Mann seine Kultur ermöglicht hat, bei patriotischen Anlässen immer wieder die obligate Huldigung darzubringen. Für Leistung Gegenleistung. Vielleicht würde doch diese Einsicht zu erreichen und der Wille dazu zu erwecken sein, wenn die Unterstellung des höheren Mädchenschulwesens unter die Ministerialabteilung, in die es seiner Bezeichnung und seinem eigentlichen Zweck nach gehört, von den Frauen und Lehrerinnen mit energischer Einheitlichkeit gefordert würde.

\* \* \*

Nicht nur dieser Punkt, sondern noch eine Reihe anderer Forderungen, die zur Erfüllung reif sind und nur ein energisches Anfassen seitens der Frauen verlangen, legen mir eine Betrachtung über unser Vereinsleben nahe. Nach der Anschauung, die ich unmittelbar und durch Lektüre der Vereinsberichte gewonnen habe, hat sich der Mittelpunkt des Vereinslebens nicht unbedenklich verschoben. Sein Mittelpunkt sind vielfach „Vorträge“ geworden; nicht die notwendigen klärenden Berichte, die Beratungen vorhergehen müssen und sie erst fruchtbar machen können, sondern abgerundete Vorträge, zu denen man vielfach Rednerinnen von außen gegen Honorar kommen läßt, die man sich anhört und mehr oder weniger wohlwollend kritisiert. Dann folgt ein gewiß sehr anregendes geselliges Beisammensein, und dann — bleibt alles, wie es gewesen ist. Im Verein aber war es hübsch voll.

Unzweifelhaft ist das eine überaus bequeme und für viele auch gewiß sehr angenehme Art des Vereinsbetriebs. Daß eigentlich die Seele des Vereinslebens gemeinsame Tätigkeit ist, dürfte wohl einmal wieder ins Bewußtsein gerufen werden. Eine Beratung über nächste Ziele und über die Art sie zu erreichen, ist ohne Zweifel bedeutend fruchtbarer als das bloße Hören eines Vortrags. Solche nächste Aufgaben sind auf dem Gebiet des Bildungswesens genannt worden; auf sozialem Gebiet sind ihrer viele und dringende. Aber „Vormündernot und weibliche Vormundschaft“ sprach vor kurzem Fr. Dr. jur. Frieda Duenfing im Berliner Frauenverein; die sich anschließende Beratung ergab eine Fülle von Betätigungsmöglichkeiten, die von

viele anwesenden Vereinsmitgliedern mit Eifer ergriffen wurden.<sup>1)</sup> Das verwandte Gebiet der Jugendfürsorge erfordert weit mehr weibliche Kräfte, als sich zur Zeit zur Verfügung stellen. Für eine genügende Einstellung weiblicher Armen- und Waisenspfleger fehlt es immer noch, wie aus vielen Städten berichtet wird, an geeigneten Kräften, für ihre Vorbildung an den nötigen Veranstaltungen. Die Mäßigkeitsbewegung, die Sittlichkeitsfrage, alles was sich unter dem Begriff Volkshygiene im weitesten Sinne zusammenfassen läßt, verlangt nach Arbeiterinnen. Die Vorarbeiten ferner zu einer wirksamen Propaganda für das Gemeinbewahlrecht der Frau fehlen noch fast ganz. Sie bestehen in erster Linie in einer gründlichen Aufklärung über Wesen und Wert dieses Wahlrechts und in unermüdblicher Einwirkung auf solche Frauen, die bereits in irgend einer Form derartige Rechte besitzen, damit sie diese auch wirklich ausüben. (Ich verweise auf den Artikel „Das Gemeinbewahlrecht der Frau“ von Dr. Elisabeth Gottheimer im Juliheft dieser Zeitschrift). Es wäre ferner bei einiger Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse ein Leichtes, die Frauen zur Ausübung ihres Wahlrechts für die Krankenkassen immer mehr anzuregen und zu erziehen. Auch die Erlangung des kirchlichen Wahlrechts wäre bei allgemeinerer Mäßigkeit der Frauen wohl früher in Aussicht, als es jetzt noch den Anschein hat. All diese Aufgaben dürften für die nächsten Jahre unseren deutschen Frauenvereinen genug zu tun geben. Selbstverständlich ist ihre konkrete Inangriffnahme, die nur zu oft unbequeme Verhandlungen mit achselzuckenden und ironisch lächelnden behördlichen Machthabern zur Voraussetzung hat, etwas sehr viel Unbequemeres und Mühsameres, als Vorträge veranstalten oder unter dem Schutz der Masse sich für vollklingende, im Augenblick absolut nicht durchzuführende „Resolutionen“ zu erklären.

Daß der gekennzeichnete oberflächliche „Betrieb“ der Frauenbewegung mit ihrer Ausdehnung zugenommen hat, bleibt keinem verborgen, der die einschlägigen Verhältnisse einer ernstlichen Prüfung unterzieht. Auch die Ursachen davon liegen klar zu Tage. Es fehlt vielfach an einer selbständigen Vertiefung in die treibenden Gedanken der Bewegung, einer Vertiefung, die notwendig produktiv sein und neue Ansatzpunkte für die Tätigkeit ergeben müßte. Wenn man sich klar darüber wäre, daß Eintritt in einen Frauenverein und Eintritt in die Bewegung durchaus nicht identische Begriffe sind, daß es vielmehr heißt, sich Einsichten verschaffen, sich an dem Studium einschlägiger ernster Schriften zu bilden, sich an praktischer Tätigkeit (zunächst als bescheiden Lernende) zu beteiligen, so würden wir weit mehr lebendige Mitglieder in unseren Vereinen zählen als das zur Zeit der Fall ist. Nur aus Leben kann Leben gezeugt werden. Nur innerste Überzeugung gibt den Opfermut, der sich wirklich mit Blut und Gut (es ist erstaunlich, in Parenthese gesagt, wie wenig „Gut“ unsere reichen Frauen der Bewegung opfern) in den Dienst der Sache stellt. Und nur aus diesem Opfermut wiederum erwächst die Tat, die jeden zwingt, die Kraft anzuerkennen, von der sie ausging. „Jeder gilt so viel als er wert ist,“ — ein Motto für das anbrechende Jahr, das uns nicht entmutigen, aber unsere besten Kräfte wachrufen soll.

<sup>1)</sup> Wir werden demnächst in dieser Zeitschrift Gelegenheit nehmen, die von Fr. Dr. Duensing gegebene Anregung weiteren Kreisen zugänglich zu machen.



## Frauenbilder im modernen französischen Roman.

Von

Anna Brunnemann.

Nachdruck verboten.

Seit Jahrzehnten bereits hat bei den germanischen und slavischen Völkern die Frauenbewegung befruchtend auf die Romanliteratur eingewirkt. Es wurden dadurch alte Probleme in neue Beleuchtung gerückt und zahlreiche neue Konflikte gefunden, die selbst der unmittelbar vorausgegangenen Generation noch fremd waren, denn jeder äußere und innere Fortschritt des Weibes ist mit einer Zahl neuer Freuden und Leiden verbunden. Das Bild der Frau im französischen Roman ist dagegen ein sehr stabiles geblieben und als solches hinreichend bekannt.

Man wird mir sofort Zola entgegenhalten, und ich muß ihm in der Tat nachrühmen, daß er die Frau sehr hoch stellt, ja daß sie für ihn, infolge seines fanatischen Glaubens an das Leben, als die ewig Leben Spendende stark in den Vordergrund tritt und zugleich aus ihrem Instinkt heraus die erste Förderin aller altruistischen und sozialen Empfindungen ist. So dankbar wir Zola für die Stellung sein müssen, die er der Frau eingeräumt hat, können wir doch unmöglich seine großzügigen sozialen Romane als von der Frauenbewegung befruchtet ansehen. Das allzu Triebhafte von Zolas Frauengestalten und Menschen überhaupt, der Mangel jeder feineren Psychologie zeigen, daß der große Schriftsteller zwar die Bedeutung der Frau als Kulturfaktor in seinen gewaltigen Zukunftsbildern erfaßte, aber nur in ihrer elementarsten Form. Von ihrer feineren Entwicklung aus sich selbst heraus oder um ihrer selbst und ihrer künftigen Aufgabe willen ist kaum die Rede, wie ja überhaupt Zola ein Zeichner im Plakatstil ist und Psychologie der Massen und Klassen, nicht Einzelpsychologie treibt.

Aber selbst das den Romanen in viel höherem Maße als uns eigene Verfahren der psychologischen Analyse hat in jüngster Zeit nur wenig von einer neuen Frau erschlossen. Die Methode ist peinlicher, ja geradezu raffiniert geworden; man stellt sich das Objekt der Erforschung mit Recht feiner und vielseitiger vor, man spürt den tieferen Rätseln, den mannigfaltigeren Seelenregungen der modernen Frau nach, um sie in ihrem Nuancenreichtum treuer zu erfassen und darzustellen, nicht aber um neues, auf dem Boden des heutigen Lebens von ihr selbst Ertrungenes zu suchen. Nur was sie für den Mann bedeutet und welche Empfindungen ihr des Mannes Interesse für sie erweckt, erscheint beachtenswert; was sie aus oder für sich selbst ist, nicht.

Selbst weibliche Autoren passen sich durchaus der männlichen Denkungsweise an und sehen nur Mann und Weib, nie ein Weib für sich selbst strebend und das Leben erlebend.



Da begann jener feinsinnige dissequateur de l'âme féminine, Marcel Prévost zum ersten Mal der nach Unabhängigkeit strebenden Frau sein Interesse zuzuwenden und schrieb die bereits vielfach besprochenen Romane: *Les vierges fortes*, (Bd I *Frédérique*, Bd II *Léa*). Unerbittlich hält er darin der Französin von heute ihr wenig schmeichelhaftes Bild vor, indem er den Mut hat auszusprechen: „Jahrhunderte lang war die Französin das Vorbild, das von Philosophen und Erziehern der Menschheit hingestellt wurde. Heute ist sie diskreditiert. Sie nimmt nicht an der großen Bewegung teil, die die Frauen anderer Länder ergriffen hat, und setzt sich hartnäckig vor den alten Herd, ohne gewahr zu werden, daß dort kein Feuer mehr brennt.“

Der konservative Zug, der unseren an Kontrasten so reichen Nachbarn trotz ihres lebhaften Temperamentes eigen ist, prägt sich bei ihr am schärfsten aus. Sie gefällt sich noch in den alten Verhältnissen, allerdings auch, weil sie weit weniger Grund als die Frauen anderer Länder hat, damit unzufrieden zu sein.

Nurz sei nochmals erwähnt, daß Marcel Prévost in seinen Büchern, in denen er die internationale Frauenfrage einem sehr objektiven Studium unterzieht, zwei Frauengestalten zeichnete, die weiche, mit den herkömmlichen, „echt weiblichen“ Zügen ausgestattete *Léa*, die sich nicht auf sich selbst zu stellen vermag, und die trotz des sehr poetischen Kapitels, in dem uns ihre Vereinigung mit dem geliebten Manne als Verschmelzung zweier gleichwertiger Individualitäten hingestellt wird, im Grunde doch wohl die Besiegte bleibt.

In *Frédérique*, ihrer viel selbständiger veranlagten Schwester, sieht Prévost „la jeune fille chaste et forte“, von der er die Erneuerung der Welt erwartet. Er stellt diesen Weibtypus, den er für die Romaninnen als viel schwerer erreichbar erklärt wie für die Frauen nördlicher Länder, ungeheuer hoch: „Le célibat volontaire est ordinairement pour la femme une condition tellement supérieure, une telle aristocratie d'âme, que celles qui peuvent s'y vouer sont des élues“. Nun aber ist ihm seine *Frédérique* sehr wenig gelungen — sie hat sehr viel Gezwungenes, Konstruiertes an sich. Sie, die jede aufkeimende weiche Regung krampfhaft unterdrückt und sich ihrer schämt, steht in stetem inneren Zwiespalt mit sich selbst. Es ist daher etwas Unharmonisches und insolge dessen unsympathisches in dieser „Eve future“, die ihr inneres Gleichgewicht nicht gefunden hat, eine einseitige Selbstbehauptung durchsetzen möchte und gegenteilige, zur Hingabe und Aufopferung drängende Äußerungen ihres Wesens einfach als von untergeordneter Art unterdrückt. Prévost hat nicht die „Eve future“, sondern einen Übergangstypus geschaffen, wie er aus der nordischen Literatur hinreichend bekannt ist.

Dieser „Eve future“ nun abermals Gestalt zu verleihen, hat kürzlich ein sonst recht mittelmäßiger Schriftsteller, Jean Meibrach,<sup>1)</sup> in seinem Roman „La nouvelle beauté“ versucht. Und obwohl das Buch nach der stilistischen, romantischen Seite hin bedauerliche Schwächen aufweist, verdient es doch Beachtung. Meibrach hat sehr viel Stoff, die Frauenfrage betreffend, zusammengetragen; in der zweiten Hälfte des Buches gelingt es ihm sogar uns lebhaft zu fesseln, ja, fortzureißen, da er hochinteressante, brennende Fragen behandelt.

Die Fabel ist folgende:

<sup>1)</sup> Paris, Calman-Lévy, 1904.

Der Maler Marianne wird beauftragt, das Treppenhaus einer Frauenklinik mit Bildern aus dem Leben der Frau auszuschnücken. Er lernt in seiner Auftraggeberin Edith, die Tochter eines einsamen Gelehrten kennen, die unter der Leitung des Vaters Medizin studierte und nun gewillt ist, ihr großes Vermögen und ihre Kräfte durch Gründung eben jener Klinik in den Dienst ihrer leidenden Schwestern zu stellen. In dem ernst strebenden Maler, der zunächst als ganz in der alten Anschauung vom Weibe befangen gezeigt wird, vollzieht sich nun, je mehr er sich in seine Arbeit vertieft und je näher er der ruhig sicheren, zielbewußten Edith tritt, ein Wandel seines Frauenideals. Eng verbunden damit ist sein starkes künstlerisches Ringen, diesem Wandel in seinen Darstellungen vom Weibe Ausdruck zu verleihen und als Krönung seiner Schöpfung „La nouvelle beauté“, den Schönheitstypus des Weibes der Zukunft zu schaffen. Erst als er nach vielen Zweifeln an sich selbst und nach wiederholten Rückschlägen in die atavistische Denkungsweise des Mannes den Wert Ediths voll erkannt und ihre Liebe errungen hat, erblickt vor seinem künstlerischen Auge das Idealbild der neuen Frau.

Obwohl uns nun Reibrach in Bezug auf Edith nicht gerade Neues sagt, ist es ihm doch in weit stärkerem Maße als Prévost gelungen, eine Frauengestalt zu schaffen, die glaubwürdig, sympathisch berührt. Hier haben wir die moderne Frau, die, intelligent, mit gesundem Geist tapfer und im ruhigen Bewußtsein ihrer Kraft ihren Weg geht und ohne Pose, ohne Phrasen mit großartiger Selbstverständlichkeit ihre Anschauungen vertritt und nach ihnen lebt. Auch ist in ihr vollkommene Harmonie: starkes Bewußtsein ihrer freien Individualität, gepaart mit einem warmen Verlangen sich hinzugeben, an ihre leidenden Schwestern zunächst und nach völliger Erkenntnis der verwandten Seele auch an den geliebten Mann. Sehr fesselnd ist auch der zagende, zweifelnde Marianne geschildert, der als ein an den Wert rein körperlicher Schönheit gewöhnter Künstler dahin gelangt, einen weiteren Faktor zur vollen Entfaltung weiblicher Schönheit für notwendig zu erklären: „l'épanouissement du cerveau“, ja, der eine innere Schönheit, die aus dem Auge leuchtet, zuletzt höher anschlägt als die reife, vollendete Harmonie der Formen.

Für die Vierge forte des Marcel Prévost existiert der Mann nicht. Er konnte ihn jedoch nicht völlig ausschließen, und darum hängt er seinem Idealbilde von der Ève future auch einen utopistischen Zukunftstraum an. „Wird,“ fragt er, „in der künftigen Gesellschaft, wenn die befreite Frau dem Manne gleichsteht, eines der beiden Wesen Sieger oder Besiegter sein, weil sie sich lieben werden? Ich habe die Überzeugung, den Glauben, daß die Liebe, weit davon entfernt, eines dem andern zu opfern, ihre gemeinsame Kraft verdoppeln wird.“

Das ist auch Ediths Hoffnung; als sie endlich in die Verbindung mit Marianne einwilligt, erblickt sie für die Zukunft tausend neue Möglichkeiten, ihr Innenleben zu bereichern, ihre Kräfte zu steigern und ihre edle Aufgabe, der Menschheit zu dienen, immer besser zu lösen. Wird sich ihre Hoffnung erfüllen? Für Reibrach scheint diese Frage nicht mehr zu existieren. Und doch ist sie gerade die brennendste, und das Eheproblem das allerschwierigste, verhängnisvollste für die Frauen vom Schlage Ediths. Wie wird sie sich in der Ehe weiter entwickeln? Wir erfahren es nicht. Der Vorhang fällt sofort nach der Verlobungsszene über das von der Liebe magisch erleuchtete Paar — daß dahinter aber die Tragödie eigentlich erst angeht, das wird uns mit keiner Silbe verraten. Und darum lassen Prévost wie Reibrach

unbefriedigt, obwohl sie uns in weit höherem Grade zu interessieren wissen, als die bekannten Schilderer der französischen Frau.

Diesen beiden unmittelbar die Frauenfrage anscheidenden Büchern möchte ich zwei weitere Neuerscheinungen anreihen, die solchen Zielen ganz fern stehen und doch die Frau um ihrer selbst willen zum Gegenstand liebevollster und subtilster Beobachtungen machen und über die Energien Aufschluß geben, die in der französischen Frau schlummern. Zunächst „l'Apprentie“ von Gustave Geffroy<sup>1)</sup>. Der Verfasser, ein Kunstschriftsteller, dem wir ausgezeichnete Aufsätze über hervorragende französische Künstler verdanken, hat darin seine jahrelangen liebevollen Studien der Pariser Volksseele niedergelegt. Seine „Lebensschülerin“, — so wäre der Titel etwa zu übersetzen, — Tochter eines Arbeiters der Pariser Vorstadt Belleville, macht ihre Lehrjahre in der unerbittlich harten Schule ihres Milieus durch. Sie sieht die Brüder im Kommuneaufstand fallen, den Vater aus Kummer darüber im Alkohol Trost suchen und zu Grunde gehen, die ältere, hübsche Schwester die Beute liederlicher Burtschen werden. Allein mit ihrer tapferen Mutter zurückgeblieben, führt sie ein arbeitsames, der Einsamkeit geweihtes Leben, in dem doch alle Tragödien und Komödien der Vorstadteristenzen an ihrer frühreifen, verständnisvollen Seele vorüberziehen. Mit frühzeitigem Ernst schaut sie allem Schweren ins Angesicht, und als sich die Mutter erschöpft und vom Dasein völlig verbraucht zur ewigen Ruhe niederlegt, geht sie mutig und entschlossen der Aufgabe auch ihres bescheidenen Lebens entgegen: „Sie sah, daß sie kein kleines Mädchen mehr war, daß sie eine Frau werden würde und nun auch ihren Teil von den Freuden und Leiden des Lebens auf sich nehmen mußte.“

Plastisch tritt aus diesem schönen Buche die Frau hervor, als die Starke, Tapfere im Leben, der Halt des Mannes, das gesunde Element in dem französischen Volk. Es ist nicht die schweigend duldbende Heilige, die passiv neben dem vornehmen und niederen Courtisanentum steht, das schamlos in ihre Rechte eingreift, und die später von ihren Söhnen als „sainte femme“ vergöttert wird, und darum steht sie uns menschlich so nahe und wir gewinnen sie lieb. „Ob gut oder schlecht verheiratet, fühlen sich diese Frauen für die Ihren verantwortlich und nehmen diese Verantwortung in ihrer ganzen Schwere auf sich. Mit wie viel aufopferndem Tun, mit wie unsäglichen Entbehrungen und wieviel Verzicht auf eigene Annehmlichkeit, mit wie viel Willenskraft, ja ans Wunderbare grenzenden Leistungen versuchten sie nicht ihren Kindern den Eintritt in das Leben zu erleichtern. Solche geheime Existenzen vervielfältigen die Güte und Kraft der Rasse und sichern die künftigen Volksenergien . . . Welch unendliche Schönheit in dieser armen Frau, die sich selbst vergessend lebt; in ihrer Wohnung erzählt ihr ein jedes Ding von ihren Kämpfen, ihren Siegen. So müde und erschöpft sie auch ist, unbewußt erhebt sie das Gefühl, daß sie ihre Arbeit im Leben getan hat! Die Kraft und Schönheit ihres inneren Lebens machen aus diesem mehr dem Instinkte gehorchenden Wesen den Typus einer höheren Menschheit.“

Hier die unbewußte, aktive innere Schönheit der Frauenseele in den niederen Volksschichten. Ihr Gegenstück ist die raffinierte, passive, unfruchtbare Schönheit des Luxusweibes bei den oberen Zehntausend. Auch sie hat ihre Darstellung gefunden, und zwar diesmal in einer Frau, in der bekannten Schauspielerin Georgette Leblanc, der Gattin Maurice Maeterlincks. Schilderungen solcher Frauen weißt der

<sup>1)</sup> Paris, Bibliothèque-Charpentier (Eugène Fasquelle), 1904.

„Parisienismus“ zur Genüge auf, und trotz der sehr interessanten Autorin würde ich dem Buche keinerlei Beachtung schenken, wenn es nicht von sehr neuen, in der französischen Literatur sehr seltenen Gesichtspunkten aus geschrieben wäre, die auf eine große geistige Selbständigkeit der andererseits noch tief im Parisertum wurzelnden Verfasserin hindeuten.

Überraschend neu ist schon die im Vorwort ausgesprochene leitende Idee des Buches: „Ein trauriges Mißtrauen verbindet die Frauen . . . Die Bemühungen, die eine unter ihnen anstellte, ihre unglückliche Freundin zu befreien, die Reden, die sie ihr hielt, die Beispiele, die sie ihr vorführte, die Glücksmöglichkeiten, die sie ihr bot — das wollte ich auf diesen Seiten niederschreiben . . .“

Also zum erstenmale ein warmes Interesse von Frau zu Frau, und, wie das folgende ergeben wird, ein liebevolles Studium der Frau um ihrer selbst willen. Das Buch betitelt sich „La choix de la vie“<sup>1)</sup> und aus den lose aneinandergereihten Betrachtungen einer vornehmen Müßiggängerin ersteht die Fabel: Sie, die Tatenlose, die sich auf dem Lande von dem aufreibenden Leben der Großstadt erholt, begegnet einem bildhübschen Landmädchen und erzieht sich dieses zum Objekt ihrer Erziehungsansichten in Bezug auf die Frau. Annäherung wird gefunden; das Werk beginnt; das höchste leitende Prinzip dabei soll Erziehung durch die Schönheit sein, und zwar zumeist „en dehors de toute préoccupation morale“. Rose, deren äußere Gestalt, deren reine Züge und goldenes Blondhaar tausend Möglichkeiten für eine stilvoll harmonische Entwicklung des Körpers ahnen lassen, die aber infolge ihrer Herkunft diese göttliche Schönheit fortwährend durch häßliche Gesten zerstört, wird nun Gegenstand der liebevollsten Studien und Bemühungen. Ihr äußerer Mensch soll veredelt, ihr innerer immer mehr mit diesem in Einklang gebracht werden. Die kleine Rose ist dankbar, daß sich jemand ihrer annimmt, denn sie führt, von einer egoistischen Verwandten ausgenutzt, ein recht freudearmes Dasein. Sie läßt sich putzen, gibt sich alle nur erdenkliche Mühe, schlechte Gewohnheiten abzulegen und hört die ihr schwer verständlichen Lehren von ästhetischer Kultur mit naiver Andacht an. Ist das wirklich die Lebensnahrung, deren Rose bedarf? Wir sehen, daß hier ein völliger Mißgriff vorliegt; wie Rosens Innenleben der beständig beobachtenden und analysierenden Erzieherin ein Rätsel bleibt, gerade weil sie viel zu kompliziert ist, um das Gesunde, Einfache zu verstehen, weil sie in dem Wesen des jungen Mädchens wenigstens einen Anfaß zu ähnlichen Gefühls- und Nervenregungen sucht, die ihr eigenes Leben beherrschen. Trotz aller Mühe, die sich beide geben, um sich zu verstehen, gehen sie an einander vorüber. Auch die Pariser Eindrücke, die sie ihrem Zögling bietet, bleiben fruchtlos, und schließlich sucht sich die gesunde einfache Natur Rosens ihren eigenen Weg, und sie wird glücklich und zufrieden als Ladenarbeiterin in der Provinz. Recht-schaffene, befriedigende Arbeit in einfacher Umgebung, das war's, was sie brauchte, um die besten Seiten ihres Wesens zu entfalten. Ihre Beschützerin aber kommt zu dem Schluß: „Man kann für die anderen nichts wollen, noch ihnen etwas aufzwingen. Man muß ihnen nur helfen, das Feld vor ihnen und in ihnen frei zu machen.“

Leicht würde es sein, diese absonderliche Fabel ins Lächerliche zu ziehen. Wer dazu versucht ist, denke doch darüber nach, ob nicht sowohl im einleitenden, wie im Schlußwort Tieferes steckt. Und um Tieferes handelt es sich in der Tat, als diese

<sup>1)</sup> Paris, Bibliothèque-Charpentier, 1904.

einfache Fabel es zeigen kann; unendlich viel feiner, als sie es wiedergibt, verschlingen sich die Fäden inneren Erlebens, denn das äußere Geschehen wurde auf das Allernotwendigste beschränkt. Die Erziehungsversuche und psychologischen Beobachtungen werden uns analysiert mit aller feinen Stimmungskunst, wie sie nur der alte Kulturboden und die ästhetisierende Atmosphäre der Pariser Luxuswelt zeitigen konnte. Indem die Schreiberin nun aber vergeblich nach den Komplikationen von Rose's Innenleben sucht, stellt sie, vielleicht ganz unabsichtlich, ihre eigene Seele zur Schau und läßt das gesunde Element in interessanten Gegensatz zu dem krankhaft überfeinerten treten. Sie liefert somit einen unschätzbaren Beitrag zur Psychologie der Pariserin, wie sie einen Besnard oder La Gandera begeistert. Sie will aus Rose „un objet rare, une pierre précieuse“ machen, da ihr dies als eigenes Ideal vorschwebt, denn: „C'est à ne rien faire que la femme fleurit de toutes ses fleurs et les femmes qui ne travaillent pas sont la beauté du monde.“

Offenbart wird hier, und zwar in der subtilsten Weise als Selbstbekenntnis einer verbildeten Eliteseele, wie ein übertriebenes einseitiges Ästhetentum als Ergebnis von Überkultur alle gesunde Lebensauffassung von Grund aus fälschen kann, bis zur völligen Nichtachtung aller wahren Lebenswerte. Dieses Ästhetentum bleibt für die Allgemeinheit ganz unfruchtbar und vermag nur ein paar Luxusgegenstände hervorzubringen.

Das alles — wird man mir entgegen, haben wir bereits genug in der Pariser Literatur gehabt. Was ist nun das Neue, Originelle in dem Buche? Was deutet auf eine Eliteseele? Zunächst, daß sich der Luxusgegenstand als Selbstzweck empfindet und sich nicht nur dazu geschaffen fühlt, von anderen bewundert zu werden, denn, sagt sie zu Rose: „Die schönste Eroberung, die eine Frau machen kann, ist, zu lernen, allein zu sein. Du kannst dir die Seligkeit nicht vorstellen, die ich empfand, als ich zum ersten Male allein war, von allem umgeben, was ich mir durch meine Arbeit erworben hatte.“

Sodann, daß sie sich doch nicht aristokratisch und eifersüchtig in ihrem Ästhetentum abschließt, sondern das Verlangen nach Verständnis, nach einer Hilfe von Frau zu Frau empfindet, um schließlich zur Achtung vor der anderen Individualität zu gelangen.

Ihre tiefer veranlagte Seele aber schreit hier und da aus diesem glänzenden Scheinleben auf. Sie fühlt schmerzlich die große Lüge ihres Daseins, sie begehrt nach Wahrheit: „Aie toujours la hardiesse d'être vraie“ gebietet sie ihrer Schülerin. Sie selbst möchte nur um der Wahrheit ihrer Seele willen begehrt, beurteilt werden. Aber man begehrt nur den Schein, die Lüge vom Weibe, man umgibt es mit Lüge, um ihm diese andererseits wieder roh vorzuwerfen.

„Ich ging in mein sechzehntes Jahr. Einmal, als ich zu einem falschen Verdacht Veranlassung gegeben hatte, hörte ich die Bemerkung: Sie ist kein Kind mehr, sie ist schon eine Frau, denn sie lügt! Welch grausame Worte, solche, die Einfluß auf ein ganzes Leben haben können. Meine Augen öffneten sich immer mehr über die trostlose Feindseligkeit, die ihren Schatten auf das Geschick der reinsten Frauen breitet. Nichts um sie erscheint klar, natürlich; der Zweifel belauert, die Verläumdung zerfeßt sie!“ . . .

Daraus ergibt sich eine erschütternde Tragik für die schöpferische Frau: „Wir werden immer verneint. Haben wir ein Werk geschaffen, so ist das erste Gefühl, das es erweckt, der Zweifel. Man bestreitet uns sein Verdienst. Und doch legten wir darin einen Teil unserer Jugend wieder; oft ist es das Lösegeld für unsere Schmerzen. Sichtbar sind darin unsere Liebe, unser Lächeln wie unsere Tränen. Wissen wir nicht, daß die Frau, so gebildet sie auch sein mag, ihrem Instinkt immer näher bleibt? Während der Mann in der Stille seiner Einbildungskraft schaffen kann, muß sie alles, was sie zur Welt bringt, erleben und erleiden. Sie empfängt und verwirklicht mit ihrem Fleisch und Blut. . . Das Werk einer Frau verneinen heißt ihre Seele, ihr Dasein, jeden Schlag ihres Herzens verneinen!“ . . . Das selbsterfahrene Leid erweckt in ihr tiefes Mitgefühl, und ihm entspringt folgendes Wort scharfer, überaus feiner Gesellschaftskritik: „Fast immer bietet sich uns, wenn wir eine Frau verteidigen, Gelegenheit, auf irgend ein altes Vorurteil einen Todesstreich auszuführen. Doch, aus Furcht, ein veraltetes Prinzip auch nur leicht anzugreifen, verwunden Frauen doppelt die Unschuldigen ihrer Schwestern.“

Wie bestremend wirken dagegen Worte, in denen Georgette Leblanc den Frauen alle selbständige moralische Kraft abspricht: „Das Wesen der Frauen, der selbständigsten wie der schlechtesten ist zu zart und zu kompliziert, als daß es ihnen leicht wird, sich in vollkommener Freiheit im Gleichgewicht zu erhalten. Wenn es uns gelingt, so geschieht es durch Abstraktion, durch beständige Beobachtung an uns selbst, denn die Frau hat niemals wahrhafte moralische Kraft. Nur Hingabe und Güte verleihen uns solche, da unsere Fähigkeit zu lieben keine Grenzen kennt. Unsere Kraft ist alsdann eine Anleihe, die wir in schwierigen Augenblicken und durch ein Wunder an Liebe machen. Ist die Krisis jedoch vorüber, so heißt es bezahlen und mit Zinsen bezahlen.“

Neues und Altes stehen hier in dieser an eigenartigem Milieu gereiften und zu einer gewissen Unabhängigkeit gelangten Frauenseele in stetig fesselndem, stetig neue überraschende Offenbarungen über die Frau zu Tage förderndem Widerstreit, und eine Vertiefung in Georgette Leblancs Beiträge zur Psychologie des Weibes ist zum mindesten interessant, vielleicht sogar lehrreich. —

Zwar würden alle der genannten Bücher den Vergleich mit dem Besten, was in der germanischen Literatur über die Frau gesagt worden ist, nicht aushalten; doch daß es gerade Franzosen sind, die ihr Interesse der selbständigen Frau zuwenden, darauf hinzuweisen, sollte der Zweck dieser Zeilen sein. Denn jedes Bestreben weiblicher Autoren, sich für ihr eigenes Geschlecht um seiner selbst willen zu interessieren, jeder, von männlichen Autoren gezeigte gute Wille, die Frau als ein Wesen, das sich zunächst Selbstzweck ist, oder als einen wichtigen Kulturfaktor zu betrachten, bedeutet hier für die Frauenbewegung einen Schritt vorwärts.



# Wiener Werkstätten.

Von

Johanna Stahl.

Nachdruck verboten.

Im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus zu Berlin gibt es gegenwärtig eine sehenswerte Ausstellung. Die in weiteren Kreisen unsres kunstliebenden Publikums schon geraume Zeit bekannten Wiener Architekten Koloman Moser und Josef Hoffmann haben eine Musterwerkstatt für die künstlerische Ausgestaltung von Wohnungen gegründet und bringen hier die ersten Früchte des jungen Baumes auf den Markt.

Diese Ausstellung künstlerisch durchgeistigter Schmuck- und Gebrauchsgegenstände ist besonders deshalb für Berlin bedeutend und sehenswert, weil sie es ermöglicht, die Eigenart der genannten Künstler und ihres Schaffens zu verstehen. — Begegnete man bisher in den Kunsthandlungen und Magazinen einem seltsamen Wiener Schreibzeug, einer eigenartig strengen und primitiven Blumenvase aus durchbrochenem Kupferblech, oder irgend einem in seiner Nachbarschaft höchst befremdlichen Wiener Kunstgewerblichen Gegenstand, so gab es halb staunendes Bewundern, halb erschrecktes und verneinendes Kopfschütteln. — Wir fühlten uns gepackt, aber im gleichen Augenblick befremdet. Eine rechte Freude an diesen neuen Erscheinungen konnte nicht aufkommen, wenigstens ging es uns so, die wir den größten Teil des Jahres in Berlin zubringen und nur einige Wochen gelegentlich der Badereise etwas andere Kultur, oder Unkultur, zu beobachten Gelegenheit haben.

Freilich unsre chike und wohlhabende Freundin, die mindestens alle Jahre einmal von der Riviera einen kleinen Umweg nach Haus machte, und über Venedig, Abazia, Budapest und Wien nie versäumte den dernier cri von der blauen Donau mit heimzubringen, die konnte sich garnicht fassen vor Entzücken und Begeisterung über den neuen Wiener Tafelaufsatz aus Glas und Nickel, der zur Beleuchtung und — Unterbringung von Pfeffer, Salz und Senf diente. Das bligte und blinkte — und so unpraktisch war es eigentlich auch garnicht, aber zu dem neuen silbernen Renaissance-aufsatz (der Prunkgabe zum Geschäftsjubiläum) paßte es unmöglich! und zum Brotkörbchen mit den minutiös ziselierten Jugendschnörkeln und süßen de Mérode-Köpfchen erst recht nicht. —

Hier aber, im Kunstgewerbehaus finden wir des Ariadne-Knäuel, an dessen Faden es uns vergönnt ist, Schritt für Schritt, durch eigne Anschauung in das wunderbare und doch so klare und natürliche Verhältnis einzudringen, das Zweck und Schmuck zu höchster Harmonie vereinigt. — Hier in der ebenso einfachen wie vornehmen Umrahmung mit der blendend weißen Decke von rauhem Gipsbewurf, mit den schwarzen Politurleisten und den geschliffenen Fajettegläsern, in den ebenso zweckmäßigen wie übersichtlichen Vitrinen und Schränken, auf den Paneelbrettern der langen, gewölbten Halle, hier erst geht uns ein Begriff von der Schönheit auf, die rein und unverfälscht

zur Geltung gebrachtes Material, einfachste Zweckform und gediegene Arbeit in sich vereinigt.

Leuchter, Kästchen, Fruchtschalen u., welche die Kunstgewerbezeichner der Berliner Fabrikanten nicht reich genug mit Schnörkeln und Verzierungen ausstatten können, damit es „nach recht viel aussieht“, lassen Hoffmann und Moser aus schlichtem Kupfer oder Alpakasilber hämmern, und nur hier und da durch geschickt angebrachte Halbedelsteine oder durch Korallen und Bernstein beleben. Diese Verzierungen kosten nicht viel mehr als die Gravierung der neuen Stanze, die wildgewordene Edmannschnörkel und aller Anatomie Hohn sprechende Phantasiaekte in tausend Exemplaren hergestellt, aufweist! Und welcher Unterschied zu Gunsten des neuen kunstgewerblichen Gegenstandes! Nicht so sehr im Preise, als im Geschmack. —

Dieser Zug zum Einfachen, Handwerksmäßigen bedeutet nicht etwa eine Abgabe an die moderne Technik. Im Gegenteil! Aus dem billigen gestanzten Eisenblech, welches bei uns höchstens verwendet wird, um die unschönen Röhren der Dampfheizung zu maskieren, haben die erfindungsreichen Köpfe Effekte und Nußanwendungen gezogen, die unser Erstaunen und unsere Bewunderung erregen müssen. —

Da sind Körbe und Obstbehälter, Blumenvasen und vor allem ein Blumenständer aus diesem Material gefügt und mit widerstandsfähiger, weißer Emaille versehen, welcher an Grazie und Eleganz manchen Blumentisch aus Korbgewebe überbietet, der noch so sehr mit Goldbronze und grünem Zinkeinsatz aufgedonnert zur Schau steht. — In der Mitte ein lustiger Aufbau, der größere Blattpflanzen zu tragen bestimmt ist, an der Seite hier und da angehängt verstellbare kleine Behälter, welche je nach Beleuchtung des Raumes und Beschaffenheit der Topfpflanzen höher und tiefer gerückt werden können, sodas stets Abwechslung herrschen kann. —

Alle Zweige der Technik sind in dieser Ausstellung der Wiener Werkstätten angewendet zu finden, vom Büchereinband bis zum eigenartigen Teeservice aus Steingut mit den flachen Henkeln, welche, dem Material entsprechend, nicht aus einem ovalen Ring wie bei Porzellan, sondern aus einem dreieckigen handlichen Ansatz entwickelt sind. — Vom intarsiengeschmückten Prunkschrank bis zur eigenartigen, vornehmen Bleiverglasung, welche statt lichtraubender, grellfarbiger Opaleszengläser Einlagen von geschliffenen Glasprismen aufweist. Überall ein Geschmack, der seinesgleichen sucht. —

Das Schönste aber, was uns die Wiener bringen, sind jene wunderbaren, farbigen Edelsteine, die in den letzten Jahrzehnten fast ganz aus unseren Schmucksachen verdrängt worden sind durch die Brillanten, deren Wert mehr dem Umfang und Gewicht nach bemessen wird, statt nach dem eigentlichen Zweck des Edelsteins, dem Zweck nämlich des Schmuckes im eigentlichen Sinne.

Wie sehr der Brillant seiner eigentlichen Bestimmung des Schmückens entfremdet ist und wie sehr er zu einem hohlen Prunkstück geworden ist, das nur die Fülle des Geldbeutels andeuten soll, haben Prozesse in letzter Zeit erst dargetan, wo die Brillanten aus fürstlichen Erbstätten sich als gemeine Imitationen erwiesen, die aber so vollkommen ihren Zweck erfüllt hatten, daß selbst Kennern und Fachleuten die Fälschung jahrelang unentdeckt blieb!

So fremd ist uns die Schönheit farbiger, prächtiger Steine geworden, daß wir verwundert einen mattgrünen Bruch mit dunklen Adern, einen hellrosa und graublauen Stein das andere Mal als den rohen Zustand des *Lapulusculi* entdecken müssen, so wie er in der Natur sich findet. Diese wie andere wieder ins rechte Licht gerückte



Steine, vergessene Techniken, wie das Filigran, das der Amerikaner Tiffany längst auch in Verbindung mit Glasflüssen verarbeitet, feiern hier eine Auferstehung, die, wenn auch verschieden von der Kultur eines Lalique, doch eigenartige und bezaubernde Reize aufweisen. —

Viel zu lernen ist in dieser Ausstellung, die keiner versäumen sollte zu besuchen. Besonders aber unsere Frauen, die so wenig Zweckmäßigkeit und Eleganz vom faden Blendwerk des Profitgeschmacks zu unterscheiden wissen. Mit ihrer Aufklärung und Erziehung zur Erkenntnis des Schönen rückt allein unsere ästhetische Kultur vorwärts, denn die Frauen sind es, die den Absatz nichtiger Scheinarbeit in unserer Industrie steigern, aber auch beschränken können. Ihrem Geschmack muß sich wohl oder übel die Fabrikation anpassen. Sie muß noch manche Stufe emporklettern, ehe sie die Kultur erreicht, die das Handwerk einstmals hatte und die Wiener Werkstätten heute benutzen. —



## Stürme in der Stille.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Der Baumeister Ferdinand Mortwig richtete sich so bequem wie möglich in dem alten Verdeckwagen seines Bruders ein, der ihn von der Bahnstation abholte. Ihm stand eine anderthalbstündige Fahrt über Land bevor. Zunächst mußte man das Städtchen mit seinem holprigen Pflaster passieren. Der Wagen hielt, mit einem Rad im Rinnstein, bald nach den ersten Häusern. Etwas Dunkles wurde auf den Bock gehoben, ein vollgestopfter Sack. Dann ging die Fahrt wieder los, um gleich darauf unterbrochen zu werden. Eine Unterhaltung des Kutschers mit einem herrenhaft aussehenden Individuum erfolgte. Man hielt auf dem Markt vor einem Kleiderladen. Darauf wurden wieder ein paar Steine überrumpelt. Der Baumeister nahm die Verzögerungen gelassen hin und hoffte auf ein rascheres Tempo und bessere Luft auf der Chaussee. Es war der düstere Tag nach einem schweren nächtlichen Gewitter, regnerisch und wechselnd in der Temperatur. Nachzüglerwinde wühlten dann und wann durch die dunklen, viel geschüttelten Bäume; an Wolken war ein endloser Vorrat.

Wieder hielt der Wagen. Eine Tortenliste oder so etwas Ähnliches wurde auf den Bock befördert, der bereits so angeschwollen war, daß der Kutscher, der ihn inne hatte, ganz nebensächlich aus sah. Jetzt ratterte es an der Wagentür, sie wurde mit Gewalt aufgerissen, und, wie ein Vogel auf der Fahrt durchs offene Fenster in eine Stube schießt, so flog eine kleine Gestalt in das Wageninnere und auf den Sitz neben den Baumeister. Der Wagen holperte schon wieder.

„Wen haben wir denn hier?“ fragte der Baumeister das rasch atmende Wesen neben sich, das ein Aroma von äußerlicher Rauheit und innerlicher Unruhe und Wildheit um sich verbreitete. „Wilma?“

„Luise. Guten Tag, Onkel.“

Ferdinand Mortwig holte Streichhölzchen aus der Tasche und zündete eins an. „Haben wir denn nun alles, oder kommt noch mehr?“

„Alles!“

Er zündete noch ein Streichhölzchen an. Es war Luise, die mit dem schmalen Gesicht und dem unsicheren Ausdruck in Miene und

Haltung, diejenige von seinen Nichten, die seiner Schwägerin am meisten ähnelte. „Wie geht's denn zu Hause?“ fragte er, sich ein wenig vorbeugend, die Hand an das linke Ohr hehend.

„Na“ — — Luise lachte.

„Alles gesund?“

„Ja, natürlich, bloß Märchen — aber du weißt . . .“

„Die Geschichte mit dem Knie?“

Luise nickte und kam etwas zur Besinnung. Sie holte tief Atem und setzte sich besser zurecht.

Der Onkel strich mit ganz ruhiger Bewegung ein drittes Hölzchen an. „Lernt ihr denn auch fleißig? Ihr habt doch noch eine Erzieherin zu Hause?“

Luise lachte unbändig auf: „Na ja, wir lernen.“

Das dritte Streichholz verlöschte, und es herrschte Dämmerung und Schweigen im Innern des Verdeckwagens. Luise dachte: ich hab' das vorhin gar nicht gewürdigt, das Streichhölzchen anstecken, das war doch etwas! Wenn er es jetzt tun wollte — ich bin so munter, ich würde jetzt ein besseres Gesicht machen, nur lächeln mit dem roten Licht auf den Backen und den Augenlidern und ihn dabei genau betrachten. Er sieht aus wie eine getrocknete Birne, aber die angenehmste getrocknete Birne der Welt. Er ähnelt Vater, nur so fremd, so ruhig, so nachdenklich — so schön!

Jedes saß in seiner Ecke. Des kleinen Mädchens Gedanken umgaben den schweigsamen, apathisch ruhigen Mann, forschten, ob sie ein Spürchen seines Wesens entdecken könnten, das ihr verwandt sei, und zogen sich scheu wie vor etwas Undurchdringlichem, sehr Mächtigen und Vornehmen zurück. Es könnte anders sein, ich bin ihm nicht interessant, stellte sie fest und sah zum Fenster hinaus in die Landschaft, in der sie ausgewachsen war. Aufrehrerisch und düster zeigte sie sich heute, Luises heftigem aber unklarem Schmerzgefühl eine bedeutsame Fülle und Bestätigung gebend.

Ihre Seele fragte den Wind: wie steht es mit mir? Mich schaudert so — es ist mir, als sei ich vereinsamt — ja, ganz allein und das allerunglücklichste Wesen weit und breit.

Das kann doch nicht sein. Der Wind antwortete deutlich und gleichgiltig: es ist ganz gewiß so und kein Entrinnen möglich.

Sagen die Wolken dasselbe? Ja, sie sind mit Trübsal beladen in diesem Mund und ziehen zu besseren Horizonten, sie machen dem Kinde begreiflich, daß es nur mühsam, langsam durch die Anstrengung von ein paar schweißenden kleinen Kutschpferden auf der Chaussee vorwärts kommt und in Vialla enden wird, nirgends sonst, während sie, die himmlischen Wolken, bis hinter den Horizont und weiter ziehen.

Und die armen, kleinen Anwesen im dunklen Land, haben die nicht etwas Tröstliches zu sagen?

Ach nein, im Gegenteil, die sind ganz eingeweicht, grimmig und wehmütig zugleich und allzu aufrichtig. Drehe und winde dich, wie du willst — es nützt nichts, du gehörst nicht zu uns, und wir prophezeien dir nichts Gutes. Drehe und winde dich, wie du willst — es nützt nichts, garnichts. Sei so erstaunt wie du willst, bäume dich auf — es nützt nichts. Auf Leiden kommt es für dich heraus, das ist so — muß so sein. Wie lebst du denn? Was verlangst du sonst noch? Laß uns mit deinem Entsetzen zufrieden, wir sind bitterarm und sogar alt.

In Luise war nur Herzschlag, wie der Körper eines Vögelchens, das eine Hand umspannt, nichts ist als ein klopfendes Herz. Warum soll grade ich leiden? Was habe ich getan? fragt sie erbittert, und als die Draußenwelt mit erbarmungsloser Monotonie bei ihrer Botschaft bleibt, wendet sie sich voll Abscheu vor dieser Zumutung zu dem Menschen an ihrer Seite. Ohne Worte fragt sie: weiß Onkel Ferdinand vielleicht Bescheid darüber? Kann er seine Hand heben und mir irgend einen Weg zeigen, auf dem ich mich davonmachen kann?

Luise errödet heftig, als sie den härtigen, groß ausgewachsenen Mann in der Dämmerung unterscheidet. Davon war ja ihre ganze Angst ausgegangen, daß er sich nicht verwandtschaftlich zeigte und sie nicht mochte! Und zugleich fühlt sie die Anziehung, die er ausübt, und es wird ihr peinlich, hier so nahe neben ihm zu sitzen. Aber Hoffnung und Aussicht zum Glückseln muß es doch noch geben, denkt sie eifrig.

Endlich kamen sie in Bialla an. Da stand die Veranda voll Menschen, Kopf an Kopf. Der Gutsbesitzer Morwitz hatte eine Schar Kinder, Mädchen, Mädchen und nur zwei Knaben, die die Orgelpfeifenreihe von unten beschlossen. Sein Bruder wunderte sich jedesmal, wenn er zu Besuch kam, wie dieser Schwarm auf dem Kleinen, unergiebigem Gut in ziemlicher Verlassenheit bestehen konnte. Er selber hatte nur einen Sohn und ein festes Einkommen. Alle Gedanken und Kräfte, die nicht sein Beruf beanspruchte, verwendete er darauf, seine Familie gut und sorgfältig zu steuern. Scheinbar ging das Räderwerk in Bialla aber ganz von selbst.

„Sieh mal, Ferdinand, solch eine Schleppe wirfst du jetzt immer hinter dir her haben,“ sagte Frau Morwitz scherzend zu ihrem Schwager, als sie zusammen durch den Hausflur gingen. Hinter ihrem Onkel standen die Mädchen. Als er sich umsah, machten sie erzürnte Gesichter. Einige drehten sofort um, die andern gingen nun grade mit und benahmen sich präventiös. Das hatte die Mutter davon! Der Onkel mit seinem Lächeln und milden Blick hatte viel mehr Takt.

„Er macht so, wenn er hören will,“ sagte Luise zu Wilma in der Kinderstube, die Hand rund an das Ohr legend und den Oberkörper biegend.

„Du verhimmlest ihn wohl, da du seine Schwerhörigkeit schön findest?“ fragte Wilma rauh. „Ich möchte nur wissen, ob er uns was mitgebracht hat.“

Beide Mädchen waren hochrot im Gesicht und sahen aneinander vorbei. „Ich hab keinen Sinn dafür, ob er etwas mitgebracht hat oder nicht; ich bin so froh, daß er in Bialla ist,“ sagte Luise voller Freude an ihrem eigenen idealischen Zustand und sprang fort.

Später, als sich die ganze Gesellschaft in des Vaters Wohnzimmer niederließ, nahm sich Luise ein Kinderstühlchen in einen Winkel, so daß sie einen Ausblick auf Onkel Ferdinand hatte, der zurückgelehnt in einem Lehnstuhl saß und mit Vater und Mutter redete. In den Händen hatte sie ein Stückchen Ton, an dem knetete sie wie von ungefähr herum. Es sollte niemand merken, aber sie wollte seinen Kopf modellieren. Onkel Ferdinand erhob sich später,

ging hinaus und kam mit einer Tüte wieder. Mit einer Scherzrede übergab er sie seiner ältesten Nichte. Die dankte und gab sie an die zweitälteste. Luise errötete heftig in ihrem Winkel, der Ton schmolz nahezu unter ihren Fingern. Ihre Regung war es, auf ihren Anteil zu verzichten, aber sie war zu schüchtern, um damit herauszukommen. Schließlich ließ sie sich ihr Teil in die Kleidertasche stopfen und sagte schüchtern, ihr Tonmodell auf dem Rücken verbergend: „Das lohnt doch noch!“

Draußen wetterleuchtete es. Der Wirtschaftler, der eintrat, meldete es. Da mußte Luise dabei sein. Wer nicht ganz genau Bescheid im Garten wußte, dem war nicht zu raten, sich in dies Labyrinth hochturmender Dunkelheiten und weit hingestreckter sahler Ebenen hereinzuwagen. Das unsichere, matte Zucken kreuz und quer über den niedrigen Himmel täuschte über alles. Die Boskette erschienen größer, die Rabatten endlos, die hohen Bäume wie Türme. Da gab es auch Teiche, die aufglänzten und uferlos verliefen, und ganz neue Krümmungen der Wege führten auf viel längeren Strecken um die Rasenplätze.

Diese Scenerie paßte für Luise wunderbar. Ein Chaos in ihr, durchzuckt von Wünschen des Lichts. Ganz so war sie wie der Garten. Gott, einmal mit diesem neu dazu gekommenen Menschen hier gehen, allein mit ihm, seine Hand an dem zu ihr geneigten Ohr, ihm mitteilen, wie es war und in Wahrheit in ihr aussah! Ihm wollte sie alles erzählen, in sein aufgeschlossenes Herz wollte sie einmal ihre Unruhe, ihr schlechtes Gewissen, ihre Wünsche hineintun und sich erleichtern. Kampf und Angst würde aussetzen und gleich darauf die große Seligkeit sie überkommen, daß sie geliebt wurde.

Das Flammen zu Häupten nahm zu, es war wie ein Netz feuriger, unruhiger Schlangen über den Garten gespannt. Auch Luises Erregung und Sehnsucht nahm zu; ein lang angesammelter Vorrat an Spannung entlud sich in ihr. Ihre Seele schäumte über in der Forderung nach Führung, Verständnis. Des Onkels zurückhaltendes, ernstes Wesen, seine Gebärde nach dem Ohr, all dies war eine Andeutung seines wahren Berufes. Ein Erzieher, ein Meister mit dem Tiefblick eines

Engels und dem Herzen eines Weisen; ein Befreier war nach Bialla gekommen. Es war gefährlich für Luise, sich unter die Geschwister zu mischen, die jetzt in der Spielstube Mottia trieben; es war gefährlich, denn sie war so empfindlich und voller Wonne, aller Kleinlichkeit und Niedrigkeit entkleidet, voller Erlebnisse an sich selber und ein wenig erhaben über die Geschwister, in denen nicht das Licht der Sehnsucht und Ahnung wetterleuchtete.

Onkel Ferdinands Bonbons hatten die Mädchen berauscht. Die Möbel zitterten von ihrem Übermut. Und Luise hatte noch nicht einmal davon gegessen. Sie fühlte ihr Teil wie einen Klumpen in ihrer Tasche, wie einen Ballast, und schleuderte es achtlos mitten auf den Tisch.

„Wie die Eingeweide einer Gans sieht es aus!“ schrie Wilma.

„Nehmt es!“ sagte Luise hochatmend, und sie selber holte ein Tischmesser und schnitt den Klumpen in Stücke.

„Du bist wohl ungesund, weil du nicht magst?“ fragte Marie, die den Ton angab in allen äußeren praktischen Dingen und dabei ein frisches aber zuweilen hartes Regiment führte, denn sie war launenhaft und willkürlich.

Die schlaue Betty meinte: „Oder sie hat schon was bekommen. Onkel gab ihr was auf der Fahrt!“

Luise wurde furchtbar verlegen. „Ich mag nichts davon.“

„So sag's doch, wir beneiden dich nicht,“ forderte Marie mit einer Miene auf, die keinen Widerstand zuließ.

Luise lief davon und brach in Tränen aus.

\* \* \*

Die Schulstunden am nächsten Vormittag kamen den Mädchen mehr denn je ungelegen. Man mußte aufgeben zu beobachten, was mit dem Onkel vorgenommen wurde und was er sagte und wie er sich benahm. Er sagte wenig, und man wußte nicht recht, wie groß sein Interesse für alles in Bialla war. Ob es nun Gleichgiltigkeit, Gedankenlosigkeit, vornehme Zurückhaltung oder sonst etwas war, was Ferdinand Mortwigs' Wesen beherrschte, er gefiel. Er gefiel aller Weiblichkeit. Seine unparteiische gelassene Meinung, seine langsame Galanterie und wortfarge Teilnahme, nicht zum mindesten

seine hochgewachsene angenehme Gestalt und der pikante Schnitt seines Gesichts hatten schon in den Herzen der Tanten dieser Mädchen und deren Freundinnen Verheerungen angerichtet. Zuweilen überraschte er durch die Beobachtung von Einzelheiten, da wo es niemand vermutete. Es kam vor, daß er eine feiner Nichten in den Gartenwegen traf und sie ganz gründlich ausfragte, was sie sich von der Zukunft wünschte, ob sie Taschengeld bekäme, welches ihre Lieblingsbeschäftigung sei. Die Antworten fielen dann mehr oder weniger erstaunt und vag aus. Lebensplan, der Begriff von Geld, geregelte Betätigung? das gab es nicht in Bialla, dazu war man hier zu frei, zu urwüchsig. Hier lebte man in den Tag hinein und verabscheute herzlich jeden Zwang. Der Geschickteste und Kühnste hatte die Oberhand, manchmal auch nur einfach der Größte. O ja, sie waren tolle Fräulein! Sie hatten es gerne, wenn der Onkel da stand, eine Hand in der Hosentasche und den Kopf über sie schüttelte. Beim Schaukeln, Wippen, Klettern, dem Umgehen mit Fohlen und Kälbern zeigten sie sich von ihrer ungebundensten Seite. Luise tat tapfer mit. Es war jedoch ein Zwiespalt in ihr, der an ihr zehrte. Ihr Lebenszweck seit dem Aufleuchten der Streichhölzchen im Verdeckwagen war, sich vor dem Onkel auszuzeichnen, ihm zu gefallen, damit es dazu käme, daß er ihr, gerade ihr sein Ohr zuneigte, um sie zu hören. Die Ahnung, daß sie ihren Zweck auf dem Wege, sich jungenshaft und lärmend zu benehmen, nicht erreichen würde, quälte sie unausgesetzt. Aber sie wußte keinen Anfang, um mit ihrer andern Wesensseite herauszutreten, die voller Empfindung, voll Sehnsucht nach allem Zarten und Schönen, voll Ehrgeiz für alles Klare und Gute war. Es war die Not, die sie dazu antrieb, sich so zu geben, wie es der durch die robuste Marie bestimmte Zuschnitt forderte. Luise's Einsicht in die Unhaltbarkeit und Gefährlichkeit der Zustände in Bialla war von heller Art und kam selten zum Schweigen, obgleich sie in dem Strom mittrieb und hohen Genuß fand. Es brodelte und wogte da in der Umfriedigung von Stille und Ode wie in einem Herdenschüssel. Da beherrschte sich ein hochfahrendes, prunkliebendes Wesen nur mühsam, da brannte die

Hier nach geistiger Ausbildung, da schwang sich eine phantastische Einbildungskraft über Dach und Zaun in abenteuerliche Weiten, da schwelte eine früh erwachte Sinnlichkeit, und Gegensätze prasselten aufeinander, als sollte die Vernichtung der feindlichen Art das Ziel sein und dann erst das wahre Gedeihen möglich werden. Die wachen, geistig aktiven Elemente kämpften gegen die geistig trägen, profaischen, als fürchteten sie von diesen begraben zu werden. Da gab es alle Hände voll zu tun, daß sie die gröberen Wesenheiten, die platten Äußerungen, die sich wie Schollen auf sie legten, zur Seite schleuderten, damit ihnen das bißchen Klarheit, die Ahnung vollkommenerer Zustände, das Stückchen Blau weit oben in einer Lücke der grünen Jugendwildnis, in der kein Gärtner waltete, erhalten bliebe. Aber über dem ganzen heillofen Getriebe lag eine bunte gleißende Decke: der Jugendschmelz, die Geschmeidigkeit, die Frische und der Witz aller zusammen, und machte das Bild anziehend.

Onkel Ferdinand sah nur diese äußere Decke und amüsierte sich in seiner stillen Art über das jugendliche Völkchen in der Landfreiheit. Er hatte selber eine normale Jugend hinter sich, die von keinem Kampf des Neuen mit dem Alten wußte. Man nahm dazumal hin, was kam; die Jugend hatte kein Urteil und erlebte nicht den Drang zum Fortschreiten auf allen Gebieten. Eltern und Voreltern standen von Gewändern ummummt, vielfache Schleier vor den Augen, in ihren eingestriedigten Kreisen. Hier in Biassa gab es einige unter der jungen Generation, die von erschreckender Nacktheit waren. Mit bloßen Händen faßten sie in Flammen, erst durch das Brennen überzeugt von deren Wesen, mit ihren Stirnen fühlten sie die Totenkälte des Schnees. Rot und Lust ringsum schien es, sammelte sich gerade hier unter diesem Dach, verloren in der welligen weiten Ebene in einzelnen Gemütern. Raftlos denkend, hochstrebend, heißhungrig, entsetzlich aufrichtig, so waren sie — und wenig glücklich.

Statt zu erschrecken, amüsierten sich Freunde und Verwandte der Eltern; sie sahen nur das, was in ihrem Bereich lag. Sie wußten nicht, was sich in dem langgestreckten Landgarten, dem Seitenhaus, auf Wiesen und gänzlich ein-

samen Äckern, auf Bodenräumen und Treppen, in den Kinderstuben alles abspielte.

Die älteste Schwester, ein eben konfirmiertes Mädchen von seltener Begabung und steilem Wesen liebte es, an schauerlichen Abenden, wo es unter den Bäumen und über den Rasenplätzen düsterte, in weiße Laken gehüllt auf Steingruppen oder auch auf der platten Erde zu sitzen, die Kniee hochgezogen, das Gesicht bis an die Augenbrauen weiß umhüllt, die Wahnsinnige spielend. Aus ihren Zügen sprach dann ein entsetzliches Schicksal, eine so irre Trauer, die sie ganz und gar veränderte. Furchtbar waren die glühenden hellen Augen; der dunkelrote Mund drückte Verstörttheit und Geheimnis so deutlich aus, daß es den unversehens dazugekommenen jüngeren Geschwistern war, als sei die Welt um sie in ein dem Abgrund zustrühendes Chaos verwandelt. Alle Bäume klagten mit über dies unmenschliche Elend, der Wind zog in Seufzern durch die Laubgänge, die Blumen düsteten eine vergebliche Süßigkeit in die schauerlichen Lüfte. Die Kindesmörderin, die wahnsinnige Ophelia, das Gespenst im wirklichen Leben, das in ihren jagenden Herzschlägen pulsierte, die Furcht vor Tod und Nacht, vor Mauern und Verlorensein . . . Sie stürzten davon und wußten, sie würden die Gestalt wiedersehen, und es war ihnen eine Wollust und Befriedigung trotz des Grauens, daß sie ihnen nachzog und ganz hinten am Ende des Gartens am Tannengang mitten in dem Beet aus Immergrün, vielleicht dort, in einer helleren Beleuchtung wieder da sein würde. Dasselbe Gespenst las im Seitenhaus in einer unbewohnten, fast unmoblierten, weiß getünchten Stube den Geschwistern Hamlet, die Räuber und das Rädchen vor. Für einige war dies eher langweilig als aufregend, für andere ein Zubiel bei dem pflichten- und ereignisarmen Leben, welches sie führten.

Es war auch nicht bekannt, daß die zweite Tochter Marie, die noch Stunden bei der Erziehlerin hatte, dieser gänzlich über den Kopf gewachsen war und sie ihrerseits wie ein Schulmädchen behandelte. Marie maß dem aus ärmlichen kleinen Kreisen stammenden schüchternen und wenig begabten Mädchen das Frühstück zu und verbot ihr mehr zu essen, ebenso verbat sie sich Änderungen im Lehrplan, kritisierte

ihr Benehmen und ihre Kleider und gab oder nahm ihr das Ansehen vor den kleineren Kindern nach Gefallen. Das arme rechtschaffene Geschöpf war wie betäubt. Sie tat automatenhaft ihre Pflicht nach dem Lehrplan. Aus ihrer ängstlichen nüchternen Natur heraus ahnte sie noch nicht einmal, wo die Wurzelpunkte all dieser Konflikte und Auswüchse lagen. Sie dankte Gott, wenn Marie ihr den Anschein einer Autorität für den Vormittag gelassen hatte und überlegte sich jeden Abend, ob sie ihren Posten nicht besser aufgeben sollte.

Da war Wilmas abenteuerliches Phantasieleben, ihre zigeunerhafte Unordnung, ihre melancholischen Anwandlungen. Sie lebte nur halb als Mädchen, eigentlich war sie ein Junge, ein Seemann, ein Seeheld, ein Zigeuner, ein Reiter, der in den Tod geht und die Harfe schlägt. Schulstunden, Familienleben am Tisch unter der Hängelampe, Fuß und Kram waren ihr gleichgiltig, das gehörte alles zum „Stroh-tod“. Wenn ihre Eltern Gesellschaften gaben, ging sie absichtlich schäbig angezogen, einen verbogenen Filz auf dem Kopf, einen Knittel in der Hand, draußen in faulendem Laub und triefendem Gestrüpp, über weichen Sturzader und durch überschwemmte Wiesen, wo ihr die Eisstückchen um die Schuhe polkerten. In den trockenern Kiefernsonnungen mit ihrem Pilzgeruch und den scharfen Nadeln, die die engen Zwischenräume sperrten, setzte sie sich platt auf die Erde, den nassen zottigen Hund neben sich, der ihr, mit manchem Seufzer zwar, doch überall hin folgte. So — und dann dichtete sie, den Blick auf das allerletzte Stückchen rosenrote Abendglut gerichtet, fern über den Moorbrüchen. Und wenn es hinter ihr in der Schwärze der Baumnacht knackte, erschrak sie und stürmte wieder heraus auf den Acker mit ihrem halbfertigen Gedicht; in den Augen, die die Sterne suchten, Tränen. Vom Garten aus sah sie in den erleuchteten Saal. Ball-damen und diese sonderbar abstoßenden und unerklärlich wichtigen, schwarzen und soldatischen Herrngestalten mengten sich da in einem wunderlichen Spiel. Sie sah ihre älteste Schwester in einem hellroten Kleid wie eine blonde Panterkatz, so raffig, so glühend, so atemlos an Geist und Forderung, und wußte, daß sie nicht an ihrem Platz in dem Treiben

war, weit eher war sie mit ihrem Sinn hier draußen oder etwa erfüllt von ihren neuesten Ideen, den Wundern assyrischer Feste, den Kriegszügen eines Darius. „Strohtod“, sagte Wilma mit gerunzelten Brauen und wußte nicht, was sie anfangen sollte. Die beiden andern Schwestern hätte sie besser nicht gesehen! Marie mit ihrem Hängezopf und einem vieredigen Ausschnitt in ihrem Sommerkleid, den sie mit Zähigkeit durchgesetzt hatte, mit enggeschnürter Taille, machte sich leider in unangenehmer Weise mausig. Von rückwärts sah man ihr die Wonne an, die sie erlebte, daß sich der Einjährige mit dem roten Kopf mit ihr abgab. Und Betty stand in der Türe zur Eckstube und aß Torte, so nett angezogen wie aus Porzellan. Von einem Gutsbefitzer angerebet, knigte sie. Der Gutsbefitzer war so verächtlich dick und grob. Wahrscheinlich war das Wilmas Band, das sie sich um den Krummkamm gebunden hatte. Nur zu! Betty war heuchlerisch, sie knigte und spielte das artige Kind. Betty war schrecklich. Am liebsten hätte ihr Wilma eins mit ihrem Stoß versetzt. Warum erregten die beiden Schwestern die Fuß und Kram verachtende Wilma zu unerklärlicher böser Feindseligkeit? Der nasse Garten war gar leer, nirgends gab es ein Abenteuer, und sie selber war hier und da ausgestoßen, um jeden Genuß betrogen.

Mit bitterem Gesicht ging Wilma nach der Brücke unten über dem Leitungsgaben, wo zwei Äste bei windigem Wetter so aneinander knarrten, daß es klang, als mederte eine Ziege. Im Wasser spiegelte sich ein grünlicher Glanz neben braunen Finsternissen. Bin ich Gottes Kind oder bin ich nicht Gottes Kind? fragte sich Wilma, über das Geländer gelehnt. Die Äste knarrten. Allerlei Wildes und Wunderliches ging ihr durch den Kopf. Anders, anders wollte sie leben und sich selber werter sein. Und in die Hitze und Trauer mischte sich Neue, schrecklich viel Neue. Etwas ist krank, dachte sie. Wir sind unglücklich dran, wir. Was wird das? Und sie fühlte ihre nassen Schuhe, den zerfetzten Stoß an ihrem Rock, den schiefen Filz, die unordentlichen Haare, Abzeichen ihrer ganzen planlosen Lebensführung. Sie stapfte heim und fand Luise in einer Hinterstube ebenfalls im Alltagskleid über einem Buch.

Luiſe war in vielen Stücken ähnlich wie Wilma, nur hatte ſie eine Neigung zum Sonnigen, Vernünftigen, Mäßigen, wenigſtens im Vergleich zu den zügelloſen anderen Geſchwieſtern. Charakteriſtiſch war für ſie eine ruheloſe Sucht danach, ſich auszubilden und auszuzeichnen. Es konnte vorkommen, daß ſie ein Fremdwort hörte, welches irgend einen Zweig der Wiſſenſchaft bezeichnete oder eins aus einem ferner liegenden Idiom, wie Spaniſch oder Norwegiſch, daß ſie dann über und über erglühte und innerlich vor Pein bebte, daß ſie nicht eindringen, nicht alles, was damit zuſammenhing, erfaffen konnte. Sie wollte ihre Umgebung groß und ſchön ſehen oder, wenn dies der Armut wegen nicht ging, ſtolz und klug. Die Abſichten ſollten klar und edel ſein. Sie bohrte und bohrte daran, aus den Tagen einen Extrakt zu ziehen, der bleibend war. Bei ihren ungeſchickten Verſuchen, ihre Gefinnungen kund zu thun, fand ſie, wie ſie meinte, Mißdeutung oder Hohn auf ihre Klugheit. Himmel, dann ſollte man wenigſtens nicht Kimmel ſtatt Kümmeſagen, ſondern ſich auch in der Eile gut ausdrücken und ihr nie nahe auf den Leib rücken, ſondern ſie reſpektieren, wenn ſie ja auch leider nichts bedeutete, als für ſich ſelbſt eine Plage und ein Wunder!

Zwei Jahre jünger als Luiſe war Betty. Betty brachte der Erzieherin kleine Sträußchen, küßte ſie am Sonntag nach der Andacht und wußte genau Beſcheid in ihrer oberſten Kommodenſchublade und mit ihren Verwandten. Sie half den Stubenmädchen beim Silberputzen und der Wirtin bei den Hühnern. Sie ſammelte immer noch Oblaten. So war Betty, ſehr lieblich, dicklich, voller Mutterwitz, ein wenig ſtark von dem Geſinde beeinflußt, ausgelaffen und ſchlau.

Zuweilen küßten ſich die wild ſtürmenden oder träge laſtenden Wolken um all die jungen Köpfe. Dann ſah der Mutter Anſitz groß, voll, mit dem Ausdruck der rührendſten Ratiſloſigkeit in die Arena. Der kleine Bruder war bei ihr, der kniekranke, gequälte Bruder, der ſo ſanft, ſo liebend, ſo verſtändig war. Die Herzen erbebten bei dieſer Vorſtellung. Neben der Mutter erſchien der Vater in ihren Seelen, aber ferner, gleichgiltiger und nicht ſo zu Neue und Buße aufſtachelnd wie die Mutter.

Die Eltern fuhren jetzt öfters aus und nahmen den anziehenden Onkel mit. Sämtliche Nichten verſpürten jedesmal einen Schmerz darüber, daß ihnen ſein Anblick entzogen wurde.

Eines Abends ſpielte Fräulein zum Tanz auf, als gerade der Wagen fortgerollt war. Aus den vier Ecken des Saales ſchoſſen die Mädchen hervor, und die Fünfte, es war Marie, kam aus dem Erkerzimmer neben dem Saal, den Störenfried, den Bajazzo ſpielend, der alles nachahmte und die Tänzerinnen anrempelte.

Luiſe wollte heute den Aufruhr, in dem ſie ſich befand, durch Anmut beſänftigen, ſo recht fein und innig wollte ſie im Tanz dies Bangen, dies Sehnen, die Beſchaffenheit ihrer tieſten Wünſche darſtellen. Im Spiegel ſah ſie mit halbem Kummer und halber Befriedigung ihre Bewegungen. Der Störenfried hatte es natürlich ganz beſonders auf ſie abgeſehen, die es wagte, ſich ariſtoſtatiſch zu geben und ſich dabei im Spiegel zu beſehen. Mit derbem Spott, der alles karrikirte, was ſie tat, wurde ſie in eine dunkle Ecke verſcheucht, wo ſie ihr Weſen für ſich weitertrieb und noch gelöſter werden konnte im Schutze der Dämmerung und ohne die Kontrolle des Spiegels.

Unverſehens ſtand plötzlich der Onkel in der Thür zu des Vaters Wohnſtube. Da war es, als ob die Mädchen alle Überlegung verließ. Mit den Ausrufen: „Rüpelanz, Rüpelanz“ überboten ſie ſich nun eine die andere in Sprüngen, derben Schwentungen und Taftſtampfen.

Luiſe war ſo heilloſ erſchrocken über des Onkels Erſcheinen, ſo beſchämt, in ihrem zarten, ihr Inneres offenbarenden Gebärdenſpiel belauſcht zu ſein, daß ſie ſich mit in den Strudel ſtürzte. „Rüpelanz!“ ſchrie ſie auch.

„Nun hört mal auf mit dem Lärmen!“ rief der Vater in den Tumult. „Große Mädchen, wenn ihr tolln wollt, geht in die Hinterſtuben.“

Onkel Ferdinand ſagte mit ſeiner belegten Stimme: „Du ſollteſt deine Töchter zum Ballet ſchicken. Dieſe Grazie!“ Und die beiden Männer lachten.

Luiſe kam ſich vor, wie mit der Aute gezüchtigt. Im Spiegel ſah ſie ihr gedemüthigtes,

rotes Gesicht mit den von Schweiß nassen Locken, wandte sich verzweifelt von ihrem armen Ebenbild und schlich davon. Ach, wie das brannte! So kam sie nun gegen ihren Willen aus ihrer Bahn, und der Schein war stets gegen sie! Wer sollte sie kennen lernen, wer sie lieben und verstehen, wer ihr helfen?

Neben dem Bettchen des kleinsten Bruders fand sie ein wenig Kühlung. Das Kind lag und schlief, ein Bilderbuch neben sich auf dem Kopfkissen, angenehm, beinah würdig anzusehen. Es gefiel dem Onkel sicherlich. So wollte sie auch sein, für sich und gut, und wie dieses Kind dafür Liebe und Zärtlichkeit ernten. Aber es war kein Anfang zu finden; sie steckte in ihren jungen Jahren bereits so tief in Wirrsal und Zwiespalt, und wo sie einen Faden aufgriff, da führte er zu Verwirrung. Es war die Hand eines Niesen nötig und das Herz eines Erzengels, um ihr herauszuhelfen.

„Na, wirst du mir auch den Ferdinandchen stören?“ fragte die Kinderfrau mißtrauisch.

„Wie sollte ich ihn stören?“ fragte Luise wund und beleidigt.

„Na, wenn von euch einer ins Gebiet kommt, dann richten sich mir schon die Haare auf.“

„Ach, Frau Annschen!“

„Ja, ja, ich hab das nicht vergessen, daß mir Marie auf der Tour, wo wir den Rabbid holten, einen Vorderzahn einschlug. Und neulich beim Haarmachen hat sich Wilma richtig an mir vergreifen. Ihr seid schon eine Kasselbande.“

Luise stand auf und ging. In der Wohnstube saß jetzt die ganze Familie um die Lampe, der Onkel darunter; die Mutter mit viel Schmuck auf ihrem seidnen Besuchskleid auf dem Sopha. Es war da bei den Nachbarn, zu denen sie geladen waren, ein Todesfall vorgekommen. Man war dem reitenden Boten, der es melden sollte, begegnet. Alte, bunte Tabaksbeutel, Münzen und Naritäten lagen auf dem Tisch. Man war auf Erbschaftsachen und Andenken zu sprechen gekommen. Die Mutter sagte zu ihrem Schwager: „Du bist der einzige von der Verwandtschaft, mit dem ich über eures Vaters Hinterlassenschaft sprechen mag.“

Du bist der einzige! Das klang Luise im Ohr wie eine harmonische Tonfolge. Sie

fühlte eine so heftige Zuneigung für den Onkel, daß von innen heraus ein Beben ihren Körper durchschüttelte. Was hätte sie darum gegeben, neben ihm sitzen und einmal wie zufällig seinen Armel berühren, seinen Blick auffangen zu dürfen! Marie saß neben ihm, auf der andern Seite die Mutter; in der Tafelrunde war überhaupt kein Platz mehr. Nur ansehen aus ihrem Winkel durfte sie die köstliche Erscheinung und ihre Liebe zu ihm auskosten, wenn auch mit der Bitterkeit, daß sie vor seinen Augen ein Kind in der Masse, ein unkanntes, falsch beurteiltes Geschöpf war. Ihre Knetarbeit lag noch versteckt hinter einer Bombe auf dem Kaminsims. Sie fing an zu kneten und zu drücken, aber mit Unbefriedigung, denn das, was den Onkel einzig machte, das war nicht zu fassen. Wie sollte sie die zurückhaltende Noblesse seines Blicks, die rauhe Stimme, die Ruhe seiner Bewegungen, die geheimnisvolle Macht seiner Erscheinung darstellen? Ach nein, da mußte kein Grübeln. Und außerdem schob sich noch immer jemand dazwischen. Auf sie kam nichts von dem Onkel, und er beachtete sie nicht. Entsetzlich! Nein, sie wollte nicht verzagen; er würde schon eines Tages auf sie aufmerksam werden, und dann würde sich alles ändern, ganz von selbst finden. Er würde entdecken, daß gerade Luise so viel litt wie sonst niemand, und wer am allernüchternsten ist, der hat das höchste Recht auf das Herz eines gerechten, starken Menschen.

Seit Onkel Ferdinand in Bialla war, hatten Wilma und Luise ihre besonderen Spiele aufgegeben. Eine Lieblingsbelustigung war es gewesen, von einer erhöht stehenden Ulme aus, die sie erkletterten, ihr ganzes Leben in die Wipfel der Bäume zu verlegen. Sie hatten sich Straßen ausgesonnen, die Geschicklichkeit der Eichelkagen für sich in Anspruch nehmend, die sie durch den ganzen Garten führten. In den Obstbäumen war ihre Speisekammer, im Birkenhain ihr Tanzsaal, in den Kastanien mochten sie schlafen, da sah sie niemand. Ob es anging, daß sie von einem kleinen Fliederbaum zum andern und über die Rosengebüsche hin den großen Rasenplatz durchqueren konnten? Bei Leibe durften sie mit keiner Zehe den Fußboden berühren. O ja, es ging, sogar auf



zweierlei Art, wenn man die Traueresche benutzte und den Caprifolium zart behandelte, der einen so morschen Pfahl umrankte. Durch den gebüsch- und baumreichen Mittelgarten kamen sie mit Leichtigkeit. Hei, auf der Tannenhecke war die Bahn glatt, da fuhren sie mit ausgebreiteten Armen entlang und gerieten so in Schwung, daß sie aufwärts zu den drei alten Tannen schnellten, die mit ihren finsternen, am Stamm herabsinkenden Ästen die Gräber der toten Geschwister bewachten. Dann kamen die Espen und der dichte Hollunder. Von da aus zu den Fichten hinter dem Schafstall und den Pappeln hinter der Scheune führte ein Schlupfpad durch dorniges Gestrüpp. Der Teich gebot Halt. In der alten Sturmweide saßen die Dryaden in dem durchsichtigen, schmalen Blätterwerk und vergnügten sich damit, die glatte Fläche mit den schwanken, langen Ästen zu streicheln. Oder sie hielten Umschau in dem sonnigen, bunten Land hinter dem Teich. In jedem Wegbaum wohnte etwas ihnen Ähnliches, ein Wesen, das sie grüßten, mit dem sie austauschten, was es Herrliches war um dies leichte Vögelleben. Im ferneren Wald aber verbarg sich eine selige Schar, aus jeder Schattentiefe lockte sie, und der Glanz auf den Kronen war ihr Lächeln. Würde der Wind von dorthier kommen, wie sie ihn brauchten? Sie wollten ihn ansehen mit guten Worten, ihm schmeicheln, ihm winken, ihn preisen! Da — es hob sie auf durchsichtiger Schwinge heraus aus der Weide, trug sie im süßen Taumel über das blaue Wasser, die blumige Uferkante, die Kartoffelgärten, zu ihren friedlichen, heimatischen Schlafplätzen, den runden, dichten Kastanien. Von oben herein sanken sie in den heimlichen Schatten, riefen der Grasmücke gut Freund zu und legten sich glücklich hin, um zu ruhen. Diese Lieblingsphantasie, die sie in Wechselreden ausspannen, während ihre Blicke in Baumformen schwelgten und Astgewirr zu durchdringen strebten, gaben sie auf. Einmal erkletterten sie die Ulme, aber es kam zu keiner Vertiefung in ihr Spiel, ihr Sinn war zu sehr von der Erde gefesselt, auf der der Onkel einfach auf zwei Beinen ging; das war jetzt wichtiger als etwas, das sie darüber hob.

Luiſe entdeckte bei dieser Gelegenheit, daß

Wilma in einer ähnlichen Verzauberung wie sie selber war, wahrscheinlich nicht von dieser Erwartung getragen, daß der Anfang eines neuen Lebens mit des Dunkels Besuch verbunden sein müßte, obgleich auch dies möglich war, da sie beide so ähnlich empfanden. Luiſe erschlossen sich neue Schrecknisse. Wenn nun der Onkel Wilma erwählte? Sie mußte rasch zu den drei tragischen Tannen eilen, wo die Gräber lagen. Da lehnte sie und haderte mit ihrem Schicksal, daß ihr nicht dunkle Haare und große Augen gegeben. Wilma würde dem Onkel gefallen. Und dann? Und dann? Fürchtete sie sich nicht jetzt schon vor sich selber, wenn das geschehen sollte? Und als eine Vogelschar schwirrend von ohngefähr in die Wipfel oben hereinbrach, sich flötend setzte und einrichtete, die Flügel ordnete und die Räume der dunklen Äste mit Leben und Munterkeit erfüllte, schmolz ihr Weh, gradeso als zerginge ein Eisklumpen, den eine tückische Hand auf ihr Herz gepreßt hielt, zu mildem Tauwasser. Lust und Entzücken überkam sie an diesem reichen, breiten Leben, das von weit her eine Vogelschar in stille, trauernde Bäume schickte. Ihr Gipselspiel bekam wieder Bedeutung, und Widerstand gegen allzuviel Trauer, und Dunkel flackerte in ihr auf. Selbst wenn Onkel Ferdinand . . . Ohne ihren Gedanken voll auszusprechen, blickte sie in die Höhe, um das schwarz-weiße Vogelvolk zu erspähen. Hier und da hob sich einer aus der Masse, flatterte in geringer Höhe und ließ sich wieder nieder. Und alle fanden Platz; es wurde still und stiller in den beschwerten Ästen.

Man hörte jetzt von den Erwachsenen oft Bab Ems nennen. Da hielten sich in diesem Sommer Onkel Ferdinands leidende Frau und sein kleiner Sohn auf. Der hatte da einen Privatlehrer. Bab Ems! Das klang Luiſe so wie: immer Sommer, Freudigkeit, Beachtung, Glanz. Jeden Abend, ehe sie einschlief, dachte sie lange darüber nach, wie es wäre, wenn sie statt eines Kindes unter vielen, eines Mittelkindes in Bialla, das einzige Mädchen in Bab Ems bei Onkel Ferdinand und Tante Leonie wäre. Das war gerade so, als höbe sie sich aus lauter Seufzern und Wildnis in einen feinen, lachenden Blumengarten. Der Onkel sprach so wunderbar genau von allem, was

den Vetter anging, wie weit er in Sprachen sei, für welche Fächer er Begabung zeigte, daß er ihm Stelzen geschenkt, auf denen er jetzt schon ganz nett gehen könnte. Nur in der Abendluft dürfe er sich nicht damit vergnügen, er erlätete sich so leicht. Sein Lehrer lobte ihn, weil er lerneifrig und anhänglich sei und ziemlich ordentlich mit seinen Sachen. Er hatte eine Stube für sich.

Wenn man nun von ihr so genau sprechen würde! Luise war es, als läge sie in einem Bett von lauter weichem Glanz. Bad Ems! Sie war des Onkels kleine Tochter, er hatte sie geküßt und ihr die Stirn gestreichelt, sie gelobt. Für was gelobt? Ach richtig, sie hatte dem Vetter das Leben gerettet, hatte ihn fest gepackt und gehalten, herausgezogen aus diesem fließenden Wasser, von einem schwankenden Ast raus, an den sie sich mit den Beinen klammerte. Das machte Luise gar nichts. Sie hatte keine Furcht, sie war noch ganz anderes gewöhnt. Zwischen den Torfkaulen und in den Schneeschanzen, beim Baden im Lugasee ging es immer sehr gefährlich zu. Sie tat so etwas gerne. Der fremde kleine Junge war ein Prinz, ihre schöne Tante eine Fee, Bad Ems ein Garten, in dem man sich wirklich von Gipfel zu Gipfel schwingen konnte in heller Sonne. Luise kam in ein Fieber herein, das ihre Träume bunt und stark machte und an ihrem Körper zehrte. Sie verbarg ihre Augen vor den andern, damit sie nicht ausplauderten, daß sie schon halb in Bad Ems lebte. Etwas sündhaft waren diese Wünsche auf jeden Fall, ach, ihr armes Gewissen kam nie zur Ruhe! Wie durfte sie von ihrer Heimat fortstreben, die ihr so viel, so wunderbar viel gab, und von den Geschwistern, von dem kranken Bruder? Auch von dem strebte sie fort. Ja, wäre sie diejenige gewesen, die ihm ihre Liebe hätte beweisen dürfen — aber das konnte sie nicht; Marie nahm das für sich in Anspruch und dann Betty, und sie kam immer zu kurz.

Nach ihren Begriffen lebte Luise bereits seit langer Zeit von dieser Erwartung und dieser Schwärmerei erfüllt; was vorher gewesen war, erschien ihr undeutlich und farblos. Eine runde Woche hatte sich Ferdinand Morwitz in Bialla aufgehalten; da hieß es eines Abends, daß er am nächsten Morgen abreisen müsse. Luise hörte davon, als sie gerade alle bei-

sammen saßen, und sie mitten in ihrer Jagd war, keinen seiner Blicke, keine Miene oder Gebärde zu veräumen. Sie verstand nicht. Noch war er da.

„Morgen sehr früh reist Onkel,“ sagte Wilma finster, als sie neben Luise zu Bett ging. „Wirst du aufsteh'n?“

Luise antwortete nicht. Sie warf sich auf ihre Matratze und faltete die Hände und wartete auf den Glanz, der sie aufnehmen sollte. Erzwang sie es nicht, den Onkel zu bestimmen, wenn sie ihn so in Gedanken anflehte, sie dahin zu versetzen?

Im Biallaer Hause war frühzeitig ein großes Hallo. Sämtliche Kinder waren, ihre Schlaffeligkeit überwindend, aufgestanden und saßen am unteren Ende des Tisches mit der Empfindung, eine außerordentliche Leistung getan zu haben. Das milde regnerische Wetter, in dem sich der grüne Garten dehnte, paßte zu der Reifestimmung, die alle ergriff. Der Pirol war schon munter, und der Finkenschlag wurde laut; wie eine Aufforderung zu neuen Erlebnissen schallte er frisch und fest.

Der Onkel nahm Abschied, von seiner Schwägerin mit einer zurückhaltenden Herzlichkeit; sie, die Mutter von so viel Kindern, die ihr so rasch über den Kopf wuchsen, erfüllte den Mann mit Teilnahme. Dann kamen seine Nichten an die Reihe, an denen er so viel auszusetzen hatte, wenn er auch weit davon entfernt war, dies zu äußern. In der nämlichen Haltung, mit gebücktem Kopf und selbstverständlich mit größter Gelassenheit küßte er eine nach der andern.

Unter den Mädchen, die alle einen scharfen Abschiedschmerz und Unruhe und eine lechzende Ungeduld bei dem Anblick des zur Fahrt bereiten Wagens spürten, war eine, die die Erniedrigung eines Weibes erfuhr, wenn ihr Herz, an einen Mann hingegeben, von diesem mit der Spitze des Stiefels fortgeschoben wird, ohne daß nur der Fuß im Stiefel etwas davon weiß, geschweige das Empfinden seines Gemüts. Zugleich aber mit dieser zum ersten Mal erlittenen Kränkung überkam Luise eine realistische, spottsüchtige Anschauung des Onkels. Gerade als er in seinem langen Regenmantel in den Wagen stieg, sein Gepäck überzählte und seine Handschuhe aus der Tasche zog, er-

schien er ihr wie irgend ein guter netter Herr, der von vielen Dingen eine Ahnung hat, von den feinen, unsichtbaren aber keine. So wie ein Kind beim Spiel auf einen Stuhl schlägt und sagt: dies ist mein Haus, so hatte sie mit Onkel Ferdinand getan. Er war kein Haus und konnte keins sein. Wie komisch, nein, zu komisch! Luise wurde innerlich in dem leeren Raume ihrer Brust, in dem das Herz fehlte, von Lachen bedrängt; ihr Herz, welches von der Stiefelspitze zur Seite geschoben wurde, war dennoch — entsetzlich — dem entzündenden geliebten Onkel gefolgt und lag auf seinen Knien und bewunderte ihn und spiegelte seine besondere magische Anziehungskraft.

So lange Ferdinand Mortwig zu sehen war, glaubte Luise, sie müsse entweder mit ihrem Lachen losbrechen oder zu ihm in den Wagen stürzen und ihm ihre Liebe erklären. Als aber der Wagen fortrollte und unaufhaltsam die barbarische Entfernung zwischen sie und den trat, an dem ihre Glückshoffnung hing, ergriff sie Scheu vor diesem Gelächter, das einmal geäußert, etwas Notwendiges, Schönes und Letztes in ihrem Besitz in lauter spaßige, klägliche Fetzen reißen könnte.

Wie das vorlaute Gefinde verschwindet, wenn die Herrin kommt, so erstarb Spott und Schärfe vor dem Schmerz. Eine Herrin tritt groß auf, und sie soll es auch, sie soll geachtet und gewürdigt werden. Luise wußte sich nicht zu fassen, wußte nicht, wohin unter dieser Herrschaft. Der wuchernde Garten voll Nebelgeriesel, in den grauen Stuben das Gewimmel der Geschwister. Das ganze Getriebe um sie her, welches zu einem Tage erwacht ist, der, verschleiert, träge, zwiespältig, unsicher sein würde — wie immer. Aber dem allen schwebte sie entwurzelt, gleichsam in die Höhe geführt von ihrer Herrin, die mächtiger war als alle andern Antriebe und Gefühle. Im Erkerzimmer bot sich ein Unterschlupf, da war es still und eine Chaiselongue stand da, auf die sich am Tage zu legen eine Art Abenteuer war für sie, ein junges Ding, das nichts kannte als Bewegung und leichtfüßiges Wachsen, dessen Nächte die allerstärkste Bewegung des Traumlebens überreich erfüllte. Der Schmerz warf sie hin auf diese Chaiselongue, die der Mutter gehörte, und die ihr weichlich

vorkam. Ein Fensterflügel stand offen, das Geträufel von der Platane draußen und der Finkenschlag kam herein, zugleich mit der wässrigen Morgenluft. Der Fink forderte unermülich zu Neuem auf. Ach ja, neu war es, was Luise mit voller Hingabe an das, was in ihr stark war, erlebte, neu, wenn auch nicht von der paradiesischen Art, sondern sich wundersein an die früheren Erfahrungen und Erlebnisse ihres Inneren anschließend, diese krönend. Sie hatte davon geträumt, in die Sonne zu kommen und fand sich in der Brandung schauerlich starker, dunkler Wellen, sie hatte an ein Sichausbreiten, Wachsen und Aufblühen gedacht, und es war ein Verlieren, ein Wehklagen, eine hin- und herwerfende Unruhe, ein zu Boden sinken und Schmerzen fühlen. Die einzige Genugthuung war still zu halten, um den Sturm, der sie durchwühlte, zu begreifen. Ob sie vielleicht das Brotmesser holte und zustieß, Schmerz mit Schmerz auslöschend? Ach, mein wehmütiges Leben, warum hänge ich so an dir? fragte sie sich, denn dem Vorschlag ihrer Gedanken folgte kein Aufrufen. Aus ihrem hart umschlossenen, weichen Gemüt hatten sich zwei Tränen losgerungen, die in ihren Augen standen und nicht abließen, durch keine neuen ersetzt. Enden konnte es wohl mit gutem Recht, ihr Leben, das fühlte sie, denn sie sah keine Verwirklichung irgend welcher Hoffnung, irgend eines Traumes von Vollkommenheit und Schönheit vor sich, nach dieser Belehrung, wie das Leben es mit ihr zu halten gedachte. Und gar zu schwach war sie im Wirbel und Zwiespalt, in der Rauheit des Alltags. Trotzdem, der Gedanke an das Brotmesser störte sie in ihrem Erleben und verdunkelte das Licht ihres Schmerzes. Es war doch schön da zu liegen, in eine so herrliche Schmerzensmacht versunken. Auf eine geheimnisvolle Weise half ihr dieser Zustand der Hingabe an ein großes Gefühl, sich selber ein wenig mehr zu verstehen und zu würdigen. Auch das verschmähte liebende Geschöpf ist nicht ganz allein und nicht ohne Anerkennung, von ohngefähr schiebt sich ihm ein Kränzchen aus Immergrün um den Kopf und zeichnet es aus; die Stimmen der Lüfte sind ihm vertrauter, Wolken und Bäume heimischer, seine eigene Seele ist ihm näher gerückt.

Nebenan kam jemand in den Saal. Luise fuhr aus ihrer liegenden Stellung auf. Aber der jemand ging pfeifend ab. Es war Marie. Es sollte so sein, daß das kleinere, aber lichtere Gestirn einmal geschont wurde.

Von der gegenüber liegenden Wand löste sich, als Luise abwartend stand, ihr eigenes Bild aus einem langen Spiegel. Die gemusterte Tapete gab den Hintergrund und ein paar feine Kupferstiche darauf, eine verschwimmende Buntheit, die Gestalt davor aufgerichtet, knabenhaft schmal, das Gesicht wie ein Licht und kühne Haare, die wie eine Schattentwolke über der Stirn standen. Sie durfte so stehen bleiben, die Hand auf dem Herzen. Wie sollte sie dies nennen? Es war gerade so, als hätte ein geistreicher Pinsel Farben, Linien und Ausdruck an ihr von Herbigkeit und Härte zu Weichheit und Beselung umgebildet. Durchsichtiger und heller hatte sie noch keine Stirne gesehen als ihre in diesem Augenblick und ihre hellblauen Augen, von denen noch nie jemand gesagt, daß sie schön seien, strahlten wie Kristalle, die man auf einem andern Stern gefunden. Wie konnte ihre rauhe, mit Kratznarben und Rissen aller Art bedeckte Hand den Eindruck einer arglosen weißen Blume machen? Und ihr blaues Alltagskleid? Es brachte es fertig, die rührende Umhüllung eines wunderbaren Körpers abzugeben. Wie tat das gut, seine eigene Harmonie anzustaunen! Aber nicht nur, daß sie sich eiferfüchtig und dringend stets gewünscht hatte schön zu sein, es war mehr und eine tiefere Befriedigung daran, sich so zu sehen. Ihre Erkenntnis von dem, was Schönheit war, erweiterte sich ahnungsvoll, und das Vorhandensein einer herrlichen Kraft im Menschen, stumm und dumpf Tage und Wochen schlummernd, wurde ihr bewußt; einmal Herr geworden, prägt sie sogar das äußere Bild, das Kleid, die Hand von einer Sekunde zur ändern um. Und wenn das so war, was blieb noch zu fürchten, was konnte sie kränken? War nicht das, was sie an sich selber sah, ein Glied in der Kette vieler Erfahrungen?

Luise lächelte ihrem Spiegelbild zu, Erinnerungen und Träume wogten im Raum und bestärkten sie; wenn man es nur fest-

halten könnte, dieses starke Lebensgefühl, diese Wertschätzung seiner selbst und der Umgebung, wenn dieses Zutrauen doch immer und immer das Herz begeistern wollte!

Jetzt kam Marie wirklich nebenan mit starkem Schritt zur Tür herein. „Kinder!“ rief sie, „das erste Gespann fährt nach der Mühle, wollen wir mit? Bis zu den Stunden sind wir zurück.“

Luise meldete sich aus der Erkerstube und kam herbei, halb befürchtend, halb hoffend, die Schwester würde ihre Verwandlung bemerken. Die sagte nur: „Trägst du eine Sturmfrisur? Oder soll das schön sein?“ „Ja, schön,“ sagte Luise.

Ferdinand Morwitz schrieb und schrieb nicht, ob er in Bad Ems angekommen war. Das Biallaer Ehepaar war bereits ein wenig beunruhigt und noch mehr aufgebracht darüber, als ein Brief anlangte. Nachdem er zierlich und nett seinen Dank für die Gastfreundschaft ausgedrückt hatte, fragte er bei seiner Schwägerin an, ob sie ihm vielleicht Betty zur Miterziehung seines Sohnes nach Bad Ems geben wollte. Sie sei zwar ein Jahr jünger als dieser, aber sein Sohn sei nicht so hervorragend begabt, daß sie nicht mit ihm mitkommen könnte, und er meinte, daß sein Felix im Verkehr mit der frischen, geschäftigen Betty, von der er eine lebhaftere Erinnerung hätte, viel Gutes haben könnte. Sie sollten nicht in allen Fächern gemeinsam unterrichtet werden; da er eine Französin zu engagieren gedächte, würde sich wohl der Lehrplan auch für Betty ordnungsgemäß durchführen lassen.

Die Mutter kam in großer geschmeichelter Erregung, den Brief in der Hand, ins Kinderzimmer, wo die ganze Gesellschaft um den runden Tisch saß. Wilma und Luise zeichneten mit langen Bismarckbleistiften Begebnisse aus ihren selbst gedichteten Märchen. Betty hörte und wurde hochrot, sie machte einen spitzen Mund und ganz runde Augen, rutschte von ihrem Stuhl und sagte eifertig: „Da muß ich aber ein neues Kleid haben, ein kirchrotes, und meine Leibchen sind zerrissen. Auch neue Leibchen muß ich haben!“ Sie sah sich im Kreise der Geschwister um, etwa wie jemand, auf den Gold herabgeschüttet wurde und der

nun die Finger abspreizt und sich über seine eigene Bevorzugung wundert.

„Unsere kleine Betty!“ sagte die Mutter, „die frische geschäftige Betty, so schreibt Onkel Ferdinand.“

Die anderen Geschwister waren totenstill. Betty drehte sich, sprang dann plötzlich kurz in die Höhe, klopfte sich auf ihre feiste kleine Brust und sagte, bereits an den Zustand gewöhnt, mit Gold überschüttet zu sein: „Ich reise nach Bad Ems zu Onkel Ferdinand! Da freue ich mich aber sehr!“

Wilma kostete es eine Anstrengung, ihren Blick von Betty zu lösen; es war aber unter ihrer Würde, so an ihr zu hängen, außerdem verschwamm alles vor ihren Augen. „Luise, du nimmst mir immer die Fleischfarbe weg!“

Luise sah Wilma mit toten Augen an, sie war ganz bleich, ganz schmal und spitz.

Währenddem spann die Mutter das Thema von Betty's Reise weiter aus, Marie und die Älteste beteiligten sich daran. Wilma sagte, als ob sie die ganze Sache nichts angehe: „Ich halt's nicht mehr aus! Mir wird hier dumm im Kopf. Woll'n mal nachsehen, ob es noch regnet.“

Luise ließ sich wie ein Stück Holz abschleppen. Ihnen nach schalt die Mutter, denn sie hatten bei ihrem brüskten Ausbruch ihr Wasserglas umgestoßen und ließen alles liegen.

Die Mädchen rissen die Gartentür auf. Der Regen platschte laut vom Dach auf die Holzdielen der Veranda. So waren sie in das Haus eingesperrt, in dasselbe Haus, in das eine so unerhörte Ungerechtigkeit hereingebrochen war!

„Ist dir schlecht, Luise?“

„Ich verstehe das nicht,“ murmelt Luise.

„Ich verstehe nicht . . .“

„Ja, ja, Betty, das Schaf.“ Wilma nagte mit ihren Zähnen an der Türkante wie ein eingesperrtes Raubtier.

„O mein Gott, ich verstehe es nicht!“ Luise krümmte sich zusammen.

„Was haben wir getan, Wilma?“

„Die frische geschäftige Betty, gerade die, natürlich!“ Wilma stellte einen Fuß in das herabstürzende Wasser. Luise grauste es. Waren sie wirklich die mit Pech besudelten wie im

Märchen, die, die das Brot nicht aus dem Ofen zogen? Aber sie wollten ja Brot aus dem Ofen ziehen, wenn ihnen nur welches gewiesen wurde! Und diese Wut auf Betty! Das fraß an ihrem Lebenskern und machte Wunden für die Ewigkeit! Ansehen konnten sie sich nicht, zwei so schreckliche Scherben und Lumpen wie sie waren. Und vor ihnen der erbarmungslose Regen, der sie einsperrte in den Pfühl einer rasenden Willkür.

Man kam durch das Entree. Betty hoppelte und jauchzte voran, zum Vater die Neuigkeit tragend, die Schwestern ihr nach, Frau Annchen mit Ferdinand auf dem Arm, zum Schluß die Mutter. „Macht doch die Entreetür zu,“ schalt sie. „Ihr werdet naß, und es spritzt auf die Dielen.“ „Ach so,“ sagte Wilma und schlug die Tür zu. „Wenn du es wärst, Luise! du müßtest es sein“ — Wilma weinte.

Und als Luise nicht antwortete, sondern gebückt da stand, entgeistert und hinfällig, schleppte Wilma sie in die dunkle Schlafstube, wo ein Kindersofa stand.

„Nach Bad Ems! Wenn's noch wo anders hin wäre,“ sagte Wilma heiser, ihre Fingerspitzen an den ausgebrochenen Nägeln des Sofas verlegend. „Was soll Betty in Bad Ems —? Und eine Französin!“

Luise lag da, wie ermordet.

„Wir wollen uns Buden im Walde machen und wie Köhler leben,“ schlug Wilma vor. „Wir kommen nur zu den Mahlzeiten und“ — setzte sie widerwillig hinzu — „zu den Unterrichtsstunden. Ob wir hier sind oder nicht, das ist nämlich ganz egal.“

„Wenn ich“ — Luise konnte sich nicht überwinden, Betty's Namen auszusprechen — „wenn ich sie nicht zu sehen brauchte!“

„Wenn Schnee wäre, könnten wir im Schnee sterben, aber so — Strohtod —? es ist schlimm,“ sagte Wilma. Sie fühlte, daß Luise ihren Fuß unklammerte und ihn zitternd an ihre Brust drückte und hielt still.

„Ich will nicht wegen Betty sterben,“ fuhr Luise auf und blieb so atemlos, denn nebenan kam die Gesellschaft mit der strahlenden Betty gerade zurück. „Kirschrot, Schleifen, Eisenbahn, Tante Leonie“ hörte man aus dem Gelärm.

Betty drehte sich eilfertig um; hinter ihr stand Luise. „Gib mir sofort mein Märchen-

buch zurück," sagte sie mit spröder, klangloser Stimme.

„Gleich," sagte Betty und besann sich dann, daß ja Fräulein noch nichts von ihrem Glück wußte.

„Erst das Buch," sagte die mit Pech betorfene Luise, als Betty fortlaufen wollte.

„So laß doch, bitte, Betty jetzt mit deinem Märchenbuch in Ruh," sagte die Mutter ärgerlich. „Immer drängt ihr euch vor!"

Sie warf einen flüchtigen Blick der Abneigung auf die beiden Töchter, die sie so wenig regieren konnte und die sie doch liebte und ein wenig fürchtete.

„So gib doch Luise erst ihr Buch, Betty", sagte die älteste Schwester, die mit größerem Herzen und tieferem Blick alles ahnte. „Luise, hast du heute gezeichnet? Zeig's mir mal. Ist es zu dem isländischen Märchen?" Luise sah sie kalt an, in all ihrer Dunkelheit stand sie wie verhärtet. „Nichts", sagte sie abweisend.

„Ich finde, der gute Onkel hätte sollen Luise zu sich nehmen, die braucht es nötiger, einmal eine andere Art von Unterricht zu bekommen", sagte das große Mädchen voll Mitgefühl. „Kannst du ihm das nicht bringen, Mutter?"

„Weshalb denn?" fuhr die Mutter auf. „Gönnt du es Betty nicht?"

„Er will doch gerade mich," sagte Betty selbstbewußt, ihr Röschchen schwenkend. Sie ging an ihren Schrank und holte Luisens Buch. Mit übermütiger Gebärde reichte sie es ihr hin.

Wilma sprang zur Türe herein. „Regen aufgehört, Mondschein!" rief sie triumphierend. Das Märchenbuch flog in eine Ecke. Mein Gott, es gab vielleicht doch noch ein Weiterleben!

Auf den schwarzen, blanken Dielen der Veranda spiegelte es unsicher hell, der Rasenplatz lag in sahlern, stillem Licht, das Wasser verdunstete in einem aufsteigenden Nebel, mit dem das Mondlicht rang. Die beiden Mädchen kamen wieder zu Kräften und Leben, als sie so frei wie ein paar Bagabunden durch den Garten auf die Landstraße hinausjogen. Hier galten sie sich selber etwas und konnten von allem sprechen. „Das wird immer so sein:

wir haben kein Glück," sagte Wilma, nachdem sie kontrolliert hatte, ob das Wasser im Leitungsraben gestiegen war. „Zu uns nach Bialla wird nie ein Onkel kommen oder sonst wer, der ein Auge für uns hat, nie! Wir haben keine Erzieherin, keinen Onkel, keine Tante, niemanden." „Niemanden?" fragte Luise sich mit schmerzlich durstigen Augen umsehend. Die rauhe, feuchte Bleiche mit den fernen einzelnen Bäumen darauf gab ihr einiges Labfal, ein Plan für einen Feertanz. Wenn man ihn ansah, konnte man aufatmen.

„Niemanden," beharrte Wilma. „Wir müssen ganz für uns sein, auf niemanden gucken, und wenn sie noch so viel Glück haben. Das gehört sich für uns, daß wir nicht hingucken. Wir sind bei dem Mondschein und bei den Bäumen, bei den Schatten, die wie Nebuffe sind. Bücher haben wir und Bleistifte, und denken können wir uns, was wir wollen. Aber sonst haben wir nichts, kein kirschrotes Kleid, kein Glück, kein nichts. Paß auf, wir werden ganz vergessen, so wie wir heut dastehen, werden wir immer dastehen."

„Wir sollen in Garten und Feld, im Mond- und Sonnenschein alles finden, Wilma? Und Bücher? Sonst nichts? Uns wird nichts begegnen und niemand wird uns loben und liebhaben und zu lernen aufgeben? Wir will das nicht in den Kopf, besser, wir gingen gar nicht mehr nach Hause."

„Ich sag dir doch, im Winter wüßten wir, was wir täten," sagte Wilma ärgerlich. „Natürlich ist das eine entsetzliche Aussicht, wie so ein paar Nachtwandlerinnen und Lumpenhunde sollen wir leben und müßten doch eigentlich Prinzessinnen —" Wilma lachte.

„Wenn ich das Glück hätte, was Betty hat, dazu dies Leben in Garten und Feld und Gipselspiel und Bücher und Geschichten, Wilma, wie würde das sein! Wie könnte ich da sein! Wilma, was für eine Luise! Ich kann's gar nicht ausdenken."

„Nein, das ist auch nicht zum ausdenken, denn dann wärst du mehr Betty als Luise."

„Ich weiß eins: wenn das so ist, wie du sagst, daß wir immer so leben werden ohne Glück und niemand sich richtig um uns kümmern wird, dann wird es mir mein Leben lang keine

Ruhe lassen, zu bedenken, wie ich geworden wäre, wenn man mir etwas geboten hätte.“

Luiſe hielt kurzluſtig inne. Dieſes Bild von einer aus innerer Schönheit ſtrahlenden, ganz lebendigen, ſtarken, edlen Luiſe, die ſie ſein könnte, wenn ſie nicht unter dem Unglücksſtern ſtände, bedrängte ſie wie mit Geiſterkraft. Ihr war, als müſſe ſie aus ſich heraus dem Bild entgegen, es zu ſich zwingen, ſich mit ihm verſchmelzen, ihm nacheiſern trotz allem und allem, ihm alle Ehre erweiſen und alle Macht einräumen. Ein Bild ohne Gleichen, das rührte und ehrfürchtig war, weil es ſo wahr und ſchön und groß und doch glücklos ſein mußte, das galt es, aus ſich zu machen. Allen geben, alles beſtrahlen und ſo den Unglücksſtern umwandeln in einen Morgenſtern —

Das war ſchwer, der Schweiſter mitzuteilen, was ſie bewegte. Da gibt es keine Worte, um die Tod und Leben bedeutende Ernſthaftigkeit der Regungen auszudrücken, da fängt ein ſo himmliſcher Ehrgeiz, eine ſo leidenschaftliche Sehnsucht nach Vervollkommnung, ein ſo reiner Eifer für das Höchſte an, daß es wie vermessen klinge, davon zu ſprechen, aus ſeinem ſchlechten, wirren, alltäglichen Leben heraus, mit dieſen ſo kläglich oft beſleckten Lippen! Und im nächſten Augenblick iſt das Ganze wie ein Traum und fortgeſpült von ganz anderen Strömungen, die bunt und heiß und dringend und laut ſind.

„Weinſt du etwa?“ fragte Wilma, „daß ſollteſt du beſſer bleiben laſſen, denn wenn wir ſchon unglücklich ſind, dann müſſen wir wenigſtens ſtark ſein. Und Weinen macht nun ganz ſchlapp. Wir müßten ſo ſtark ſein, daß wir ganz Dianna und alles auf den Kopf ſtellen könnten. Richtig auf den Kopf. So wollen wir, ganz anders wollen wir. Vielleicht ganz einfach mit den Inſtleuten leben?“

„Fang du doch an, ganz allein, ſo wie du

dir denkſt, daß es ſein muß,“ ſagte Luiſe. „Ich will auch anfangen.“

Wilma trampelte auf der Brücke, über die ſie gerade gingen, mit extra ſchweren Schritten. „Es geht doch eben nicht, wir ſind doch ſchwache Mädchen. Anfangen? Womit, wie? Wir ſind doch ganz dumm. Wir können nur mit dem Bleiſtift aufzeichnen, wie wir es wollen und uns vorerzählen, wie es ſchön wäre.“

„Meine Zeichnungen ſind nur leider Dreſſachen,“ meinte Luiſe.

„Aber deine Geſchichten?“

„Die ſind herrlich, ich will keine andern als meine.“

„Glaubſt du, ich will andere? Ich vergeſſe alles, richtig alles, wenn ich auf den Spargelbeeten herumklettere oder mit dem Stock auf dem Felde gehe und mir hundert, hundert Geſchichten einfallen.“

„Wenn nur nicht immer die Unterrichtsſtunden dazwiſchen kämen!“

„Ja, das muß ſo ſein. Schließlich ſtrengen wir uns bei der Eulenspiegelei doch gar nicht an, die iſt doch bloß langweilig.“

Luiſe lachte blißſchnell auf, überſtrahlt von Seligkeit über ihre köſtlichen Reichtümer und von Spott funkelnd auf Fräuleins Scheinweſen. Aber ihr hungerndes, betrübtetes, von Leidenschaft und Sehnsucht verzehrtes Geſicht erſchien raſch wieder. Welche reinere Natur würde nicht dadurch beleidigt, täglich ſtatt Brot eine mühsam zuſammengelleiſtete Atrappe zu erhalten? Wer iſt ſo kampfluſtig, daß er einer täglichen Oppoſition nicht überdrüſſig würde? Und wenn ſich ein erwachſener geliebter Menſch als einſichtslos und landläufig erweiſt, wer kann dieſes in darbender Kinderzeit oberflächlich nehmen? Selbſt die hohen Genüſſe der Freiheit, der Phantaſie, können ſie auf der Baſis eines ſchlechten Gewiſſens freudig ausgekoſtet werden? Wilma und Luiſe vermochten es nicht, und das war zugleich ihre Stärke und ihre Schwäche.



## Zwei weibliche Ehrendoktoren der Universität Heidelberg.

Nachdruck verboten.

Die Universität Heidelberg ernannte kürzlich zwei Engländerinnen, Zwillingsschwwestern, zu Ehrendoktoren der theologischen Fakultät wegen ihrer Verdienste um die Auffindung und Herausgabe alter syrischer Handschriften.

Die Tatsache an sich, die Verleihung des Doktorgrades honoris causa an Frauen, ist heutzutage nicht mehr außergewöhnlich; Heidelberg selber hat schon eine Ehrendoktorin, Karoline Michaelis de Basconcellos ernannt; Lady Blennerhasset ist Ehrendoktor von München; auch die Universität Halle hat weibliche Ehrendoktoren, und Wien verlieh diesen Grad an Marie von Ebner-Eschenbach. Was diesen Fall besonders interessant macht, ist einmal die Fakultät, die diese beiden Schwestern promovierte, — denn in der Theologie haben wir wohl noch keinen weiblichen Ehrendoktor, — dann aber auch die Art der Arbeit, die von ihnen geleistet worden ist, in der Tat eine Arbeit, die ihrer ganzen Art nach einem weiblichen Forscher ihre ganz besonderen Schwierigkeiten bieten mußte.

Mrs. Agnes Smith Lewis und Mrs. Dunlop Gibson erwarben den akademischen Grad dadurch, daß sie in einem Sinai-Kloster, St. Katharinen, eine alte syrische Evangelienhandschrift, und zwar die älteste bisher bekannte in syrischer Sprache, aufgefunden und herausgegeben haben.

Wer einmal einen Bericht über Urkundenforschungen am Sinai gelesen hat, etwa den von Tischendorf, und über die Schwierigkeiten, die aufgefundenen Werke Europäern zugänglich zu machen, der wird sich sagen, daß ganz besondere Energie, Unternehmungslust und Ausdauer dazu gehört, auf diesem Gebiet etwas zu erreichen. Und gerade diese tapfere und energische Inangriffnahme einer Aufgabe, der sich so viel äußere Schwierigkeiten entgegenstellten, doppelte und dreifache dem weiblichen Forscher, das ist etwas, was wir mit ganz besonderer Freude begrüßen.

Die eine der beiden Schwestern, Mrs. Dunlop, hat selbst einen lebendigen und anschaulichen Bericht über die Sinaireisen gegeben, auf denen der Koder gefunden und bearbeitet wurde. Die erste dieser beiden Reisen machten die beiden Schwestern allein im Jahre 1892. Die Anregung zu diesem Unternehmen kam Mrs. Lewis hauptsächlich durch den Fund eines englischen Forschers, der im Jahre 1891 in dem Katharinenkloster die Apologie des Aristides entdeckte.

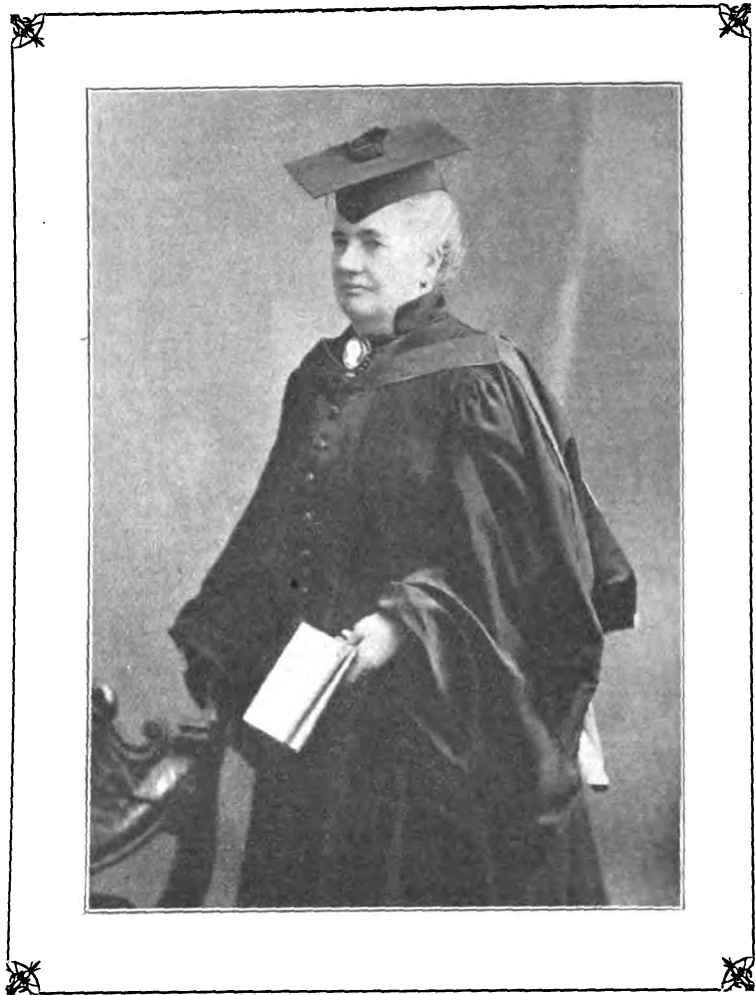
Wander- und Forscherlust hatte die beiden Schwestern schon seit dem Jahre 1868 nach dem Osten gelockt. Mit einer Begleiterin hatten sie zu einer Zeit, da noch keine Reisegesellschaften alle Schwierigkeiten betriebsam aus dem Wege räumten, Ägypten und Palästina besucht. Mrs. Lewis hatte dann auch mit ihrem Gatten, einem Theologen in Cambridge, in den achtziger Jahren mehrere Orientreisen gemacht.

Die beiden Zwillingsschwwestern hatten auch schon seit Jahren Griechisch studiert, waren viel in Griechenland gereist, hatten verschiedentlich griechische Klöster besucht und waren dabei nicht nur mit der Sprache vertraut geworden, sondern hatten auch Beziehungen zu verschiedenen Würdenträgern der griechischen Kirche angeknüpft. Arabische, hebräische und schließlich syrische Sprachstudien führten dann Mrs. Lewis, die sich nach dem Tode ihres Gatten ganz ihrer wissenschaftlichen Arbeit widmete, auf den Wunsch, den Sinai zu besuchen und dort nach syrischen Manuskripten zu forschen. Ihre Schwester war auch nach kurzer Gelehrtenbeise — Mr. Gibson war Romaniist, Übersetzer der Cid-Balladen und des Cervantes — Witwe und teilte ihre Arbeit.

In Cambridge, wo die Schwestern lebten, interessierte man sich auf das Lebhafteste



für ihren Plan und unterstützte sie von allen Seiten. Mr. Harris, der Entdecker der Apologie des Aristides, lehrte sie photographieren, ein anderer bat sie, zwei Handschriften der Septuaginta aus dem 10. Jahrhundert für ihn zu vergleichen; ein Geologe hoffte, daß sie ihm irgend welche seltenen Steine, für die er sich interessierte, mitbringen würden, und unter den gemeinsamen Segenswünschen ihres gelehrten Freundeskreises machten sich die beiden Schwestern im Jahre 1892 auf den Weg.

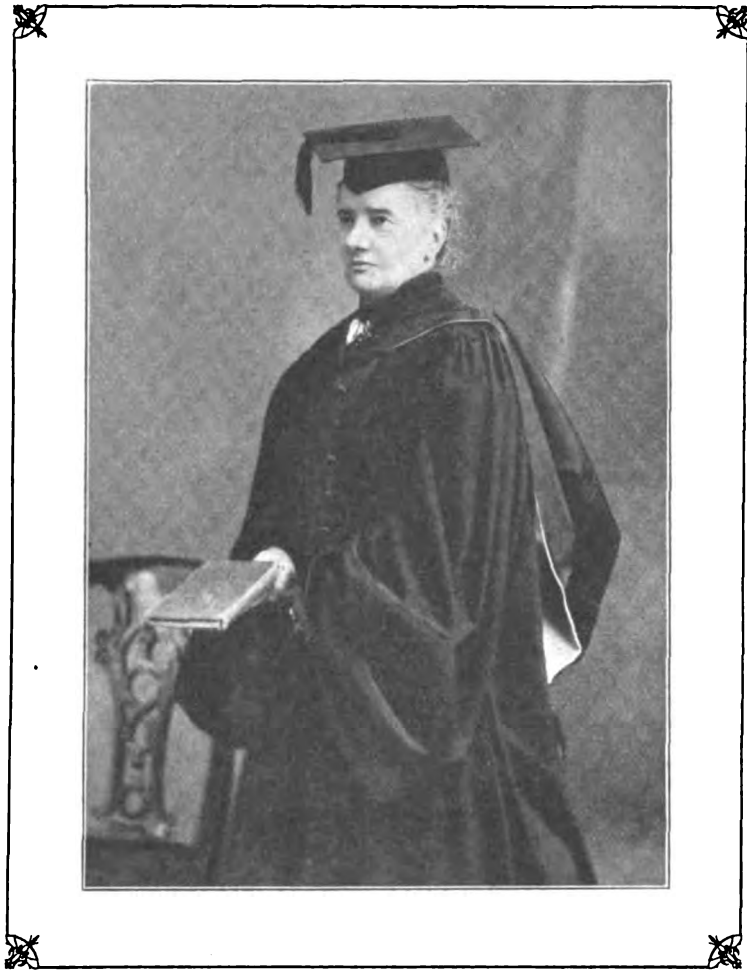


Mrs. Agnes Smith Lewis.

In Kairo wird die Karawane organisiert, die sie auf einem mehrtägigen Wüstenritt nach dem Sinai bringen soll. Besuche bei dem Erzbischof des Sinai, der in Kairo weilt und bei dem Metropoliten von Lybien werden gemacht und haben den Erfolg, daß die beiden Schwestern, mit allen ihnen nötigen Empfehlungen ausgerüstet, auf eine freundliche Aufnahme im Kloster rechnen können.

Und dann geht es tagelang durch die Wüste, von Dase zu Dase, über steinigen Grund ohne Weg und Steg, wo nur hier und da ein Dornenstrauch die Kamele zum

Stehenbleiben und Raschen verführt. Dann und wann führt der Weg an der Küste entlang, und schroffe Klippen, hinter denen sich die Bläue des Meeres erstreckt, unterbrechen die Eintönigkeit. Am neunten Tage endlich ist der Sinai erreicht. Das Kloster liegt in einem engen Tal, überragt auf der einen Seite von den Klippen des Jebel Mousa. Es ist ein Komplex von Gebäuden jeden Zeitalters seit seiner Gründung durch Justinian im 5. Jahrhundert. Der Klostergarten, von festungsartigen Mauern



Mrs. Margaret Dunlop Gibson.

umgeben, ist voll von blühenden Mandelbäumen, aus deren Mitte die schwarzen Zypressen in ausdrucksvollem Kontrast aufragen. Der Bibliothekar ist entzückt, durch die Ankommenen Grüße von Mr. Harris zu erhalten, und hat einen naiven Stolz darüber, Freunde in so fernen Ländern zu besitzen.

Und nun, nachdem draußen die Wohnzelte für die Reisenden aufgeschlagen, geht es an die Arbeit; der Septuagintatext wird verglichen. Ein alter Kodex, ein Palimpsest, dessen obere Schrift syrische Märtyrerlegenden aus dem 8. Jahrhundert aufzeigt und

in den seit Jahrhunderten niemand hineingeschaut, wird Blatt für Blatt photographiert. Von der unteren, ausgemerzten Schriftschicht sind undeutliche Spuren vorhanden, eine Handschrift, die anscheinend noch ein paar Jahrhunderte älter ist als die obere, syrisch, dazwischen Griechisches. Anscheinend ein Evangelientext. Unangenehm ist es nur, daß die Temperatur in den Zelten Nachts unter Null sinkt und in den Fensteröffnungen der Bibliothek kein Glas ist. Man photographiert auch eine Anzahl von Seiten aus dem syrischen Kodex, in dem die Apologie des Aristides gefunden worden war, und arabische Übersetzungen aus dem neuen Testament aus dem 8. und 9. Jahrhundert.

Mit dem Schatz von etwa tausend unentwickelten Photographien wird nun die Rückreise angetreten, und die Sorge, diesen kostbaren lichtscheuen Besitz ungefährdet bis nach Cambridge zu bringen, macht die Reise einigermaßen unruhig. Schließlich aber wird er glücklich in dem heimischen Studierzimmer gelandet. Neue Spannung, während die Films entwickelt werden. Es gelingt aber alles gut, die tausend Photographieen kommen gut heraus, und der Druck danach ist leicht herzustellen. Nun erst kann die genaue Erforschung des Mitgebrachten beginnen. Mrs. Lewis hatte schon am Sinai gesehen, daß die untere Schrift ihres syrischen Manuskriptes eine Evangelien-schrift war in altem Syrisch. Sie zeigte eines Tages einem der Fachgelehrten in Cambridge ihre Photographieen; er interessierte sich lebhaft dafür und bat, sie näher untersuchen zu dürfen — und er fand, daß diese Unterschrift tatsächlich ein Teil einer außerordentlich wichtigen, sehr alten Evangelienhandschrift war, von der Bruchstücke schon mehrere Jahre früher entdeckt worden waren.

Nun erwuchs die Aufgabe, die untere Schrift, die natürlich nach den Photographieen nicht zu entziffern war, an Ort und Stelle genau festzustellen. Drei englische Gelehrte schlossen sich den beiden Schwestern zu einer neuen Reise nach dem Sinai an. Die Verhandlungen mit dem Erzbischof erforderten jetzt wohl mehr Vorsicht und Diplomatie. Man bittet zuerst um die Erlaubnis, die arabischen Manuskripte des Klosters zu kodifizieren, bei einem zweiten Besuch wird um dieselbe Erlaubnis für die syrischen gebeten. Der Erzbischof gibt einen Begleitbrief an das Kloster, der den Mönchen anempfiehlt, den englischen Forschern in jeder Weise behilflich zu sein. Mit dieser Empfehlung nun wird das Katharinenkloster noch einmal aufgesucht. Die Arbeit wird nun genau verteilt; jeder hat einige Stunden des Tages sich mit der Handschrift zu beschäftigen, und es gelingt, die verlöschte Schrift ziemlich wieder zu erkennen, besonders mit Hilfe von Chemikalien, die Mrs. Dunlop nach Erkundigungen auf dem britischen Museum mitgebracht hat. Die wichtige Handschrift war für die europäische Wissenschaft gewonnen. Auch das mühsame Katalogisieren der vorhandenen syrischen und arabischen Manuskripte der Bibliothek wird mit Ausdauer und Unermüdlichkeit bewerkstelligt. Es ist Mrs. Dunlop Gibson, der vor allem die arabischen Schätze der Bibliothek obliegen.

Die beiden Schwestern haben das Sinaitkloster im ganzen fünfmal besucht. Sie haben später auch noch koptische Klöster in Egypten durchforscht — als die ersten Frauen, denen der Zutritt zu einem solchen Kloster gestattet war. Ihre eigentlich bedeutungsvolle, wissenschaftliche Leistung aber ist, daß sie den syrischen Palimpsestoder zugänglich machten. Was ihren eigenen Berichten über ihre Arbeit auch für den Laien Reiz und Frische gibt, das ist der freudige Ernst, mit der sie ihr Leben ganz dem Dienst ihrer Wissenschaft opfern. Für die Frauen ist das ein neues, schönes Zeugnis, daß auch ihrem Geschlecht die tiefe Befriedigung des *vitam impendere vero* nicht versagt ist.



## „Anbetung.“

Von

Elise Elßner.

Nachdruck verboten.

Wenigen modernen Künstlern, die ihre Kunst als die Formenausgießung des Geistes betrachten, ist das restlose Zueinanderschmelzen von Form und geistigem Wesensinhalt geglückt. — Nicht Klinger gehört zu diesen Glücklichen; nicht in seinem „Beethoven“, diesem Zwitterwesen von antikem Gottmenschen und modernem Übermenschentum —, zwei Hälften, die nie ein Ganzes, „geeinte Zwitternatur“ ergeben können; nicht in seinem „Drama“, das uns weder die Idee des Dramas in ihrem ganzen Umfange erschließt, noch durch einen typisch gewählten Einzelvorgang, durch „Ein“ Drama, eine Teilstrecke zu dieser Idee ahnend durchwandern läßt. Auch Rodin blieb dort nicht Sieger, wo der Gedanke die Form gebär. In Michelangeloskem Kraftrausch schuf er in seinem „Denker“ nur die Formenwucht körperlicher Arbeit, rein vitaler Betätigung; nichts vom Charakter des Intellektes strömt in diese plumpen Häuste, diese mit Erdschwere belasteten Glieder; es ist unproduktives Sinnen, nicht die schaffende Gedankenarbeit des „Denkers“, was hier dargestellt ist.

Abseits stehen, als unverwöhnte Lieblinge der Kritik und zu den Wenigen gehörend, zwei Meister: Stephen Sinding und Sascha Schneider. Ihnen ist es mit größerem und endgiltigem Erfolg gelungen, ihre Kunst aus der engen Grenze des rein ästhetischen Dogmas hinüberzuretten zum Symbole. Ihre Kunst ist nicht der unbewußte Kristallisationsprozeß von Impressionen, sondern das bewußte Umschaffen von Reflexionen, die sich in der wesensgleichen Erscheinung verdichten. Vor diese gestellt, macht der Anschauende dann denselben Weg entgegengesetzt, von den letzten Wirkungen ahnungsvoll ausgehend, nachtwandlerisch sicher sich zurücktastend, bis endlich zum Finden der Anfangsursache, dem Atherstoff der Idee.

Nur in weitender Synthese vermögen wir Stephen Sindings Marmorgruppe „Anbetung“ voll zu verstehen; denn es ist keine Liebesscene, die uns rein gegenständiglich oder von einem eng ästhetischen oder auch nur intim menschlichen Standpunkt Befriedigung gewähren könnte, kein bloßer Stimmungsmoment der Leidenschaft, wie etwa „Der Kuß“ von Klimsch.

Der Jüngling, den wir in Rückansicht vor dem jungen Weibe in leidenschaftlich inbrünstiger Anbetung niedergefunken sehen, ist ohne Grazie im eigentlichen Sinne; der bekannte Kritiker eines bekannten Blattes nennt ihn von „gradezu komischer Häßlichkeit“. Das Weib, welches grade aufrecht, mit eng an den Körper geschlossenen Armen auf bekränztem Sige, einer Art von Altar, thront, ist, wie besagter Kritiker meint „steif“, und es erscheint tatsächlich von archaisch gebundenem Leben. Wer also die Erinnerungsreste einer weichlich-fetten Traditionskunst noch mit sich schleppt, wer zum Kunstgenuß prickelnde Genußkunst braucht, wer, wie so mancher Rezensent, sich sehkrant fühlt im Massenkonsum des Schauens, wer unter kritischer Autoritäts-suggestion leidet, der wende den Fuß! Wer aber Organe in sich fühlt, den Schöpfungs-

gedanken des Kunstwerkes noch einmal zu denken, dem ertöne der Ruf: „Stehe hier still, Wanderer! In dem Ziele, das der Künstler sich gesteckt, ist auch dir eine Aufgabe gesetzt worden, auf daß dir seine Offenbarungen zu innern Erfahrungen werden!“

Der Jüngling ohne Grazie; der fast slavisch kriechend kauert und dem Weibe die Kniee küßt, er scheint uns nicht den Begriff edler Männlichkeit und schöner Menschlichkeit zu verkörpern, und unsere getäuschte Erwartung löst hier den überwältigenden Eindruck des Häßlichen aus. Wohlgezielte Absicht des Künstlers! — Das Unharmonische, und darum Anmutlose der Gestalt ist der Ausdruck für die Macht unbeherrschter, ungezügelter Sinnlichkeit, die diese Seele verzehrt.

Der Jüngling, in dessen wild bewegtem Rücken jede Muskel, jeder Nerv sinn- und Leidenschaft=durchbebt zu zucken scheint, er ist der naive, sich seiner selbst kaum bewusste Natur- und Sinnenmensch, aber im Augenblicke des Erwachens zu großen Ahnungen. Auf der Stufe der Ehrfurcht, der Ehrfurcht vor dem Weibtum als dem Symbol dieses Ahnungsvollen, wird er emporzuschreiten aus dumpfer Gebundenheit zu neuem Erkennen und neuem Erleben.

Das Weib vor ihm ist voll Hoheit, voll Würde, die bis zur Majestät gesteigert ist. Einer Würde im Schillerschen Sinn, die ein ethisches Plus vor der Grazie voraus hat, weil sie nicht nur aus dem Gleichmaß beider Wesenshälften, sondern aus dem Überwiegen der sittlichen über die sinnliche Natur hervorgeht. Auch hier sehen wir vollsaftige Natur, aber von zielbewusster Kultur zum Adelsrange erhoben. In dieser Liebesgemeinschaft ist der Mann das reine Naturwesen, das Kind, der Langschläfer auf geistigem Gebiet; das Weib das Große, Starke, Klare, die Wache und die Erweckerin, das „ewig Weibliche“, das den Mann kraft seines Seins zu sich emporzieht zu freier Aussicht auf ungeheure Entwicklungsweiten; und sein naiver, ihm selbst kaum bewusster Dank ist der Anfang zur Abtragung einer Schuld an die starke Gläubigerin seines Werdens.

An dem jungen Weibe regt sich kein Glied. Nicht mit Armen, die dem Manne liebend entgegengestreckt, sich vom Körper lösen, nicht mit hingebender Neigung des Nackens, empfängt sie den Dank. Mit der Selbstgenügsamkeit einer Göttin, mit schlaff an den Seiten herniederhängenden Armen, scheint sie in diesem Augenblick an dem Vorgange sinnlich völlig unbeteiligt; und indem sie mit durchgeistigtem, milde verstehendem Antlitz zu ihm niederschaut, schweift wohl ihr innerer Blick über den Mann hinweg zu künftigen Geschlechtern voll höheren Menschentums, deren Mutter zu sein sie bestimmt scheint; dieser blühend-kraftvolle, willens- und gedankendurchströmte Leib, es ist der Leib der Menschheitsmutter, geistige Embryonenschaft letzter Vollendungsstufen in sich tragend.

Seit der „Sivtina“ ist keine stärkere Apotheose des Weibtums geschaffen worden.

Aber von den Gestalten, die im Einzelnen Wesen und Geschick der Gattung künden, schweift der Blick, in phantastischer Umfassungssehnsucht zum Ganzen dringend, über Plan und Aufbau des Werkes. So sehen wir den architektonischen Stil hervorgewachsen aus tiefer Symbolik. Die Strenge und symmetrische Steifheit und Herbheit, die erhabene Unnahbarkeit der vertikalen Linie, dargestellt in der sitzenden Frau, ist durch die gewundene, lagernde, mehr horizontale Linie des Mannes teilweise paralysiert; es entsteht in dieser schweren, fast dumpfen und erbarmungslosen Gegenwirkung von Last und Kraft der Stileindruck altindischer Tempelhauten oder buddhistischer Götterbilder. Diese Stilsymbolik offenbart des Künstlers Größe, denn auf den dunkeln

Pfaden geheimnisvoller Gedankenverknüpfungen trägt sie uns ins mystische Zauberland des Transzendenten, an die „Grenzen der Menschheit“. Der Dualismus, die Zweieinigkeit, die gleichgewichtige Doppelbetätigung des männlichen und des weiblichen Prinzips ist es, die nach dem Glauben altorientalischer Völker im Naturganzen schaffend wirkt. Isis-Marte ist ihnen die Vertreterin des femininen Weltprinzips, des Rätselhaften, Geistigen, Unfaßbaren, und wie wir Isis-Marte in uralten Darstellungen finden, in völlig unbewegter Haltung, mit eng an den Körper geschlossenen Armen, als Sinnbild innerer, unzugänglicher Verschlossenheit, auf dem Haupte den tiefen Kelch der Lotosblume als Symbol des unergründlich tiefen Weltgeheimnisses, so sehen wir auch dieses Weib in gleicher Haltung, göttlich unnahbar über den Dingen thronen, und vor ihr, noch zuckend von den Konvulsionen der Leidenschaft: die Menschheit, die aus der Tierheit, aus dem wilden Spiel der Instinkte, aus dem tollen Wirbeltanz von „Kraft und Stoff“ sich rettet zu den Füßen der Unbegreiflichen. „Religion“ könnte der Künstler sein Werk auch nennen; eine Genesis aller Religionen, ausgedrückt durch zwei Gestalten.

So, im letzten ätherragenden Geäste der Abstraktion, verzweigen sich diese Bildnerträume mit denen eines anderen Künstlers und gipfeln dort in eins zusammen zu einer einzigen Gedankenkrone.

Ein junges Weib ist einem Schiff oder Gefäß, vielleicht der Pandorabüchse entflohen, mit ausgebreiteten Armen und tiefen Atemzügen bereit, ins Grenzenlose zu entschweben. Das Gefäß, die gesprengte Kerkerhülle zugleich und das Sprungbrett dieses Weibes, wird von einer Schar von Jünglingen getragen, deren kraftvoll schwere Leiber aus dem Dunkel emporzusteigen scheinen. Ihre flammenden Blicke, ihre gestrafften Muskeln, ihre ausgestreckten Arme, sie alle scheinen ihre Sehnsucht zu dem Weibe emporzutragen. Lichtstrahlen steigen ihm zu Seiten kerzengrade empor, flackernde Lohle erfüllt rosa leuchtend den Raum; kommt sie zu vernichten oder zu verwandeln? den Geist aus dem Stoff zu schmelzen? — „Glut“ nennt Sascha Schneider sein Bild, — „Anbetung“ könnte auch er es nennen. Es ist der Kultus der schaffenden Menschheit vor ihren eigenen Traumgebilden der Hoffnung, der Gottesdienst des maskulinen Prinzips des Faßbaren, Sichtbaren vor dem femininen Prinzip des Unfaßbaren, Unsichtbaren; dieser Anbetungsrausch, der Begeisterungsgluten oder Gluten des Fanatismus schafft, Gluten, aus denen Ideen wachsen, jene Sprossen, auf welchen die Menschheit zur Entwicklung emporsteigt.

Gleichartig in den letzten mystischen Vorstellungskonsequenzen, sind doch beide Künstler durchaus entgegengesetzt in dem Sinnbilde ihrer Weltentfaltungsvision.

Stephen Sinding, der Nordländer, machte sich in gehaltener Tiefe asiatisch-buddhistische Vorstellungen zu eigen; der Stil und Aufbau seines Werkes deutet feste, in sich ruhende Kraft, in monumentaler Schwere einen Ewigkeitsgeschmack hinterlassend; die Menschheit, die aus dem Wesensgrunde ihrer eigenen Kräfte still und unmerklich, aber unaufhaltsam der Vollenbung entgegenreift. Sascha Schneider, der Maler, der die Welt in spielenden Lichtern, in flackernder Farbe erblickt, er ist von ganz europäischen Vorstellungen beherrscht; in seinem Gemälde ist alles tragende, emporgeworfene Kraft, Bewegung, heißes Begehren; auch hier das Suchen nach der Isis-Marte, aber nicht auf den Wegen stillen Bescheidens und ehrfürchtigen Meidens, sondern dahineilend — durch Gluten.

## Die Frauenfrage vom Standpunkt eines Sozialethikers.

(Lic. theol. G. Traub.)

Nachdruck verboten.

Die nachstehenden Ausführungen aus dem Buche „Ethik und Kapitalismus“, Grundzüge einer Sozialethik von Lic. theol. G. Traub, das soeben im Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn, herauskommt, erschienen uns für unseren Leserkreis so bedeutungsvoll, daß wir von der freundlichen Erlaubnis des Verlegers zum Abdruck Gebrauch machten. Auf das Buch selbst kommen wir noch weiter zurück. D. Red.

Die Idee des Klassenkampfes hat bedauernden Erfolg in der Spaltung der Frauenbewegung aufzuweisen. Wir haben es heute mit einer proletarischen und einer bürgerlichen Frauenbewegung zu tun.

Zunächst erscheint die proletarische Frauenbewegung einheitlicher und sympathischer. Sympathischer deshalb, weil die proletarische Frau an der Seite ihres proletarischen Mannes kämpft. Es ist geradezu Programm dieser Frauenbewegung, nur im Bund mit der großen Arbeiterbewegung den Kampf aufzunehmen. Auch alle Gründungsversuche von weiblichen Gewerkschaften werden von diesem prinzipiellen Gedanken getragen. Mann und Weib gehen geschlossen vor. Sie kennen als Proletarier nur einen Feind, das Kapital. Sie arbeiten gemeinsam an dessen Sturz, nicht um es zu vernichten, sondern um es zu beherrschen. Deshalb sieht die proletarische Frau in der bürgerlichen Frau nur die Anhängerin einer bestimmten Klasse. Nicht die Frau ist es, mit welcher sie Gemeinschaft haben will, die Klassengenossin allein ist ihrer wert. Die Motive des proletarischen Frauenkampfes sind wirtschaftlicher Natur. Er hat sein Ende erreicht, wenn diese wirtschaftlichen Ursachen aufhören zu wirken. Ist es dem in sich geschlossenen Proletariat gelungen, die Kapitalherrschaft zu beseitigen, dann fängt die goldene Zeit an. Arbeiterin und Arbeiter können sich dann zu Menschen bilden. Freies Menschentum winkt als einheitliches Ziel. Die proletarische Frau will nicht als Frau, d. h. als ein eigenes Geschlecht eine besondere Aufzuspaltung ihres bestimmten Frauenwertes erzielen, sondern wie sie dem Mann eine männliche Vorherrschaft einräumt. Mann und Frau gehen gewissermaßen unter in dem befreienden Menschenideal. In diesem verhältnismäßig einfachen Schema verläuft der Gedankengang der proletarischen Frauenbewegung. Er entspricht dem wirklichen Verhältnis von Mann und Frau in der lohnarbeitenden Welt, das auf beiden Seiten wesentlich die gleichen Bildungselemente aufweist. Der Unterschied der Gedankenwelt zwischen dem Fabrikarbeiter und der Fabrikarbeiterin, dem Kätner und seiner Frau, dem Landarbeiter und der Landarbeiterin ist nicht wesentlich. Sie haben miteinander auf der Schulbank gesessen, wie sie jetzt in der Weberei oder auf dem Feld mit einander arbeiten. Eben dieser Arbeitszusammenhang ist der ausschlaggebende Gesichtspunkt. Die Arbeit der proletarischen Frau entspringt aus der wirtschaftlichen Not. Man ende diese Not und die Frau gewinnt Zeit und Raum, die menschlichen Kulturwerte zu pflegen.

Die moderne Arbeiterin ist mit der Spinnmaschine geboren. 1809 hatte diese schon 66 000 weibliche Arbeitskräfte in den Dienst gestellt. Der mechanische Werkstuhl, die Plattstich-Stickmaschine, die Strickmaschine, die Nähmaschine mußten sich rentieren; gierig griffen sie nach billigen Arbeitskräften. Die Frauen hörten den Ruf. Es

eröffnete sich ihnen die Möglichkeit, die Einkünfte des Hauses zu vermehren, sich selbst etwas zu verdienen. Es ging wie ein Sturm durch die Städte! 1839 zählte man in England unter 419 460 Fabrikarbeitern bereits 242 296 Frauen. Die Frau gehörte nie zu den faulen Teilen des Volkskörpers. Spätere Zeiten werden erst schildern, welche Summe von Arbeitsleistung dem weiblichen Geschlecht zu verdanken ist. Allein die Erwerbsarbeit war zunächst eine häusliche geblieben. Jetzt strömte die Frauenarbeit in das großindustrielle Leben hinein und wurde von dort teilweise wieder in die Hausindustrie zurückgedrängt. Die Frau war aber zur Arbeiterin geworden, ob sie dort oder hier arbeitete. Noch ist die Zunahme der Frauenarbeit in Industrie und Handel im Wachsen; sie vermehrt sich vielleicht rascher, wie die Bevölkerung. Nur die Zahl der Landarbeiterinnen und Diensthöten nimmt erheblich ab. Dabei ist zu beachten, daß Deutschland den größten Prozentsatz verheirateter Arbeiterinnen in der Landwirtschaft, Frankreich dagegen in der Industrie aufweist. Im ganzen ist die Zunahme der verheirateten deutschen Arbeiterinnen in Landwirtschaft und Industrie eine raschere gewesen, als die der ledigen. Von dieser gesamten Entwicklung erwartet die proletarische Frauenbewegung eine Emanzipation der großen Volkzarbeit aus der Gefolgschaft des Kapitals. Daß „das Weib dieses konservativste Element im Völkerverleben zu einem strebenden und denkenden Menschen wird“, das betrachtet die bekannte Darstellerin der proletarischen Frauenfrage, Lily Braun, als die revolutionärste Tatsache. Es bedürfte also nur der Aufklärung und Einsicht in die Verhältnisse, der Zusammenfassung der weiblichen Arbeitskräfte mit den männlichen, um die Neugestaltung des sozialen Lebens herbeizuführen.

Lassen wir diese Gedanken zunächst auf sich beruhen. Wir müssen zuerst erkennen, warum die Frau solche begehrte Arbeitskraft im Industriezeitalter geworden ist. Die Antwort ist einfach und schrecklich zugleich: Weiber sind billiger, wie Männer. Wie erklärt sich diese geringere Entlohnung? Sie kann nicht zusammenhängen mit physischer Minderwertigkeit in der Kraftleistung. Nicht auf physiologische, sondern auf soziale Gründe stützt sich diese Minderbewertung weiblicher Kraft. Die Frauen haben jahrhundertlang im Haus gearbeitet; geldliche Lohnverhältnisse überblickten sie wenig. Sie waren gewöhnt, in abhängigerer Stellung zu leben. Die Einzelhaushalte ließen die Frauen nicht zur Erkenntnis ihrer gemeinsamen Interessen kommen. Vor allem aber hatte keinen öffentlichen Wert, was die Hausarbeit der Frau umschloß. Die Arbeit der Hausfrau wird nicht bezahlt. Dadurch erscheint sie den geldwirtschaftlich rechnenden Menschen überhaupt minderwertig. Es ist auch schwer zu berechnen, was die unsichtige Behandlung der Hauswirtschaft wert ist. Oft zeigt sich der Wert erst bei der traurigen Entdeckung des Verlustes. Diese Gewohnheit, die Hausfrauenarbeit als eine Selbstverständlichkeit, gewissermaßen als eine Art Spiel anzusehen, hat mit dazu beigetragen, die Frauenarbeit als solche zu entwerten. Dazu kommt das andere. Die Wirtschaft des Hauses verringerte sich mit der Zeit. Baden, Buttern, Weben, Spinnen, Kleidenähen, oft Stricken und Waschen rückten allmählich aus dem bescheidenen Raum des Hauses in den öffentlichen Geschäftsbetrieb. Was wurde noch alles in unseren großelterlichen Häusern mit eigener Hand hergestellt, und heute wäre es Zeitvergeudung, wollte man diese Arbeitsprozesse wieder für das Haus zurückerobern. Mit solcher Arbeitsentlastung ging aber keine Vertiefung der eigentlichen Hausarbeit Hand in Hand. Man verlor Arbeit, die das weibliche Geschlecht immerhin wertvoll und unentbehrlich gemacht hatte. Dadurch entging ihm selbst sittliche Widerstandsfähigkeit. Das alte Arbeitsgebiet war wesentlich geschmälert, die Fähigkeit zu neuen Arbeitswerten noch nicht gewonnen. Man verstehe uns recht! Wir sind der festen Überzeugung, daß in der bürgerlichen, wie in der proletarischen Frauenbewegung praktisch die intensive und extensiv Arbeit des Hauses unterschätzt wird. Theoretisch wird sie zwar anerkannt. Aber man stellt nicht genügend in Rechnung, daß die Hausarbeit selbst vertieft, vor allem nach der Erziehungsseite hin unendlich bereichert werden kann und deshalb die Ansprüche an die Arbeitskraft wachsen. Wir denken vergleichsweise an die wirtschaftliche Entwicklung des Landbaus. Seine intensive Kultur wäre dadurch ermöglicht, daß er alle industriellen Nebenberufe abwirft und sich auf die reine Landwirtschaft besinnt.



Ähnlich auch bei der Hausarbeit der verheirateten Frau, die eine Kinderstube besitzt. Die Entlastung der Frauenarbeit durch die öffentlichen Industrien verringert die mütterliche Hausarbeit nur äußerlich. Tatsächlich trägt sie dazu bei, sie in ihren eigentümlichen Sinn und Wert zu vertiefen. Der Wert der Hausarbeit braucht nicht an der Zahl der geputzten Schüsseln und der Masse der Backwaren gemessen zu werden. Er steigt, je eigentümlicher sie die Atmosphäre des Hauses gestaltet. Das bedeutet aber dann wirklich öffentlichen, nicht privaten Wertzuwachs.

Allerdings liegen die Verhältnisse bei der unverheirateten, ev. auch verwitweten und kinderlosen Frau anders. Hier sprechen vor allem die wirtschaftlichen Erwägungen mit. Jede Arbeitsgelegenheit, die das Haus an die Industrie abtrat, verringerte den Lebensraum der weiblichen Arbeitskraft. So traten die Frauen auf den Plan und stellten sich zum Konkurrenzkampf. Sie kämpften nicht nur mit den Männern, deren Löhne sie unterboten; sie kämpften fast noch mehr gegen ihre eigenen Geschlechtsangehörigen. Die moderne Frauenarbeit leidet unter der Frauenarbeit; denn immer wieder findet sich eine hungernde Frau, welche um sich und ihrer Kinder willen die Arbeit noch billiger verspricht. Macht man dem Unternehmer einen moralischen Vorwurf, so beruft er sich auf dieses Massenangebot, das für ihn zur Versuchung wird. Läßt man sich dadurch nicht irre machen und verlangt wenigstens für gleiche Leistung gleichen Lohn, so wird der Unternehmer kühl auf die Tatsache verweisen, daß er es in der weiblichen Arbeitskraft mit ungelerntem Arbeitsmaterial zu tun hat. Es ist ja richtig, daß die Ausbildung der Frauen für ihren Beruf durchschnittlich eine geringere ist, als die der Männer. Die Buchhalterin lernt oft 3 Monate, der junge Kaufmann 3 Jahre. Wo die Frauenarbeit tatsächlich minderwertiges leistet — und das ist ebenso häufig wie bei der Männerarbeit der Fall —, verdient sie auch nur geringen Lohn. Der springende Punkt ist der, daß einige minderwertige Leistung der Frauen sofort als Vorwand für die Rechtfertigung geringerer Entlohnung aller Frauenarbeit verwendet wird. Niemandem fällt es ein, um männlicher Faulheit oder Lässigkeit willen der männlichen Arbeit ihren Wertmaßstab abzusprechen. Die Frauenarbeit muß es sich aber von vornherein gefallen lassen, nicht mit demselben Maßstab der Leistung gemessen zu werden. Sie gilt von vornherein als minderwertiger. Solche Mißachtung der Frauenarbeit beruht auf der Vorherrschaft des männlichen Geschlechts. Der Unternehmer bezahlt schon heute den ungelernten männlichen Arbeiter in spezialisierter Facharbeit oft gleich, ja höher, wie den gelernten Arbeiter. Beim weiblichen Arbeiter hören wir sofort die Berufung auf die ungründliche Fachausbildung. Dieses Messen mit doppeltem Maß hängt von der öffentlichen Wertung des weiblichen Geschlechts ab.

Von hieraus beurteilt ist es unverständlich, warum bürgerliche und proletarische Frauenbewegung einander bekämpfen. Denn beide kämpfen doch für Anerkennung des gleichberechtigten Kulturwerts der Frau für das öffentliche Leben. Wir fällen dieses Urteil nicht von historischem, sondern von logischem Gesichtspunkte aus. In der Geschichte der beiden Bewegungen mögen viele Fehler vorgekommen sein. Es muß offen zugegeben werden, daß die bürgerliche Frauenbewegung, in ihrem gesamten Empfinden wesentlich hat zulernen müssen und oft im einzelnen noch unlernen muß, um die Not der proletarischen Frau zu ihrer eigenen zu machen. Die Atmosphäre in der Kochstube der Heimarbeiterinnen bleibt eine andere wie die in dem Salon der Vorstandsdame. Darin liegt für beide Teile kein Vorwurf. Es soll nur der Ernst betont werden, der zur Verständigung über gemeinsame Fragen notwendig ist. Denn auch die proletarische Frauenbewegung muß die Energie anerkennen, mit welcher auf „bürgerlicher“ Seite gearbeitet wird. Wer die Abschnitte in L. Brauns Buch liest, in welchen sie fein säuberlich den Anteil der bürgerlichen und den der proletarischen Frau an den Verufen von einander scheiden will, der entsetzt sich über diese Zerreißung lebendiger Zusammenhänge. Wohl haben die proletarischen Frauen ein Recht, sich über die „Schmutzkonkurrenz“ mancher „höheren“ Töchter und Frauen zu beklagen, welche ihnen die niedrigen Preise für ihre Heimarbeit noch drücken, weil es diesen nur auf eine Vermehrung des Taschengeldes ankommt. Allein gegen solchen Unfug haben gerade die bürgerlichen Frauen ihre Stimme erhoben. Gewiß wird die Klassenangehörigkeit nie

überwunden; allein sie kann sich dort, wo sie von ethischen Gesichtspunkten getragen wird, nicht in gegensätzlichem Kampf, sondern in reger Unterstützung der mannigfaltigsten gegenseitigen Beziehungen betätigen. Die einzige Frage ist, ob die Frauenbewegung ein selbständiges Ideal aufzustellen im stande ist; ob sie nicht nur den Mut, sondern das Recht hat, jenseits aller Berufsfragen eine gemeinsame Forderung für die Frau als Frau zu erheben.

Die moderne Frauenbewegung hat das getan. Sie traut sich zu, eigentümliche Kulturwerte zu schaffen. Nicht neben der Welt der Männer, sondern in der gemeinsamen Welt will sie sich als Frau mit ihren eigenartigen Werten durchsetzen. Deshalb verlangt sie alles, was zur Ausbildung freier Persönlichkeit dienlich werden kann. Die ihrer Eigenart bewusste selbständige Frauenpersönlichkeit erscheint als Ziel der Entwicklung. In ihr liegt die Bürgschaft einer eigenartigen Darstellung der Kultur, die nicht mehr nur männliche Art, sondern zugleich das Beste des weiblichen Charakters an sich tragen soll. Nicht um Herausbildung eines allgemeinen Menschentums, sondern um bewusste Wiedergeburt der Frauenwerte wird gekämpft. Nur ganze Frauen können ganze Männer verlangen und umgekehrt. Die natürlichen Geschlechtsunterschiede, welche einen verschiedenartigen Aufbau der gesamten Struktur bedingen, sollen nicht verwischt, sondern gerade in ihrer Art gestärkt, auf den Höhepunkt geführt und dadurch zu tiefster Ergänzung und gegenseitiger Bereicherung benützt werden. Die Gleichwertigkeit der Frau im gesamten Kulturleben soll erstrebt werden.

Wie soll sich der Sozialethiker demgegenüber verhalten? Er wird mit Freuden die Bewegung begrüßen. Freilich sind die Ziele begrifflich nicht faßbar genug; sie drücken Werte aus, die erst geschaffen werden müssen. Allein die einzige Tatsache, daß sich die Frauenwelt ansieht, ihren Weg zu suchen, ist einer der bedeutendsten Wendepunkte moderner Sozialgeschichte. Würde es ihr gelingen, die gesamte Frauenwelt zu umspannen und in ihr eine Sehnsucht nach größeren Werten wachzurufen, so müßte man der Bewegung erst recht dankbar sein. Bedingung bleibt, daß Ernst und Nüchternheit die Oberhand behalten. Die Frauenbewegung schleppt noch viel unklares und verschwommenes Gedankenmaterial mit sich. Sie wird sich auf einen langen Weg der Geschichte einrichten müssen, nicht um der bösen Männer willen, sondern um der innerlichen Schwachheit vieler Frauen selbst willen. Deshalb verdienen die führenden Frauen die wärmste Teilnahme der Sozialethik. Wir streiten nicht um Endziele, wir verlangen nur, daß man auf dem Weg der Entwicklung die sittlichen Kräfte nicht außer acht lasse, sondern erst voll entbinde und alles auf die Wirkung nach wachsender Gemeinamkeit hin schäze. Ein großes, was wir von der Frauenbewegung erwarten, ist die sittliche Neugeburt der Männerwelt. Je energischer die Frau ihre Gleichwertigkeit zum Ausdruck bringt, desto schärfer wird die Prüfung der Gleichung selbst ausfallen. Die „Achtung vor der Persönlichkeit“ — das ist der Inhalt der Frauenpredigt, die in verschiedensten Variationen der heutigen Kulturwelt zugerufen wird. Damit ist die sozial-ethische Grundforderung ausgesprochen, von der auch unsere Ausführungen getragen sein möchten.

Erübrigt noch, die einzelnen Wege zu besprechen, die einem neuen Ziel entgegenführen sollen.

Das erste ist die Regelung der Arbeit. Sie muß unter der Parole „Gleiche Leistung, gleicher Lohn“ stehen. Das Wirtschaftsleben krankt an der Ungerechtigkeit, Frauenarbeit a priori schlechter zu bewerten. Wirft man uns ein, daß die Erhöhung des Lohns die Folge hätte, daß niemand mehr Frauen einstellen würde, so kann eine derartige Entwicklung ruhig abgewartet werden. Die Frau wird lernen, sich nicht durch Willigkeit ihrer Ansprüche, sondern durch die Tüchtigkeit ihrer Arbeitsleistung zu empfehlen. Wenn es der deutschen Frau bereits 1895 gegliückt war, den vierten Teil der erwerbenden Stellen unserer Volkswirtschaft in Händen zu halten, so ist ihre wirtschaftliche Macht doch heute schon derart, daß sie nicht ohne weiteres ersetzt werden könnte. Bedenklichere Konsequenzen möchten sich für die Männerarbeit ergeben. Sie würde einem schärferen Konkurrenzkampf ausgesetzt werden. Doch ist die Volks-

wirtschaft selbst dadurch nicht bedroht. Denn der Aufstieg zum höheren Lohn setzt ja immer die größere Leistung voraus. Nur auf Grund von Leistungen wird es den Frauen in den Berufen gelingen, sich zu heben, und den Männern, ihre Kraft zu bewähren. Zudem wachsen die Arbeitsstellen mit der Vergrößerung des Konsums, die durch höheren Lohn ermöglicht würde; die Verdichtung des Arbeitsnetzes nimmt zu und gewährt immer reichlichere Arbeitsgelegenheit, je mehr qualifizierte Arbeit auf dem Boden der Volkswirtschaft erscheint. Zufällige und vorübergehende Verschiebungen innerhalb einer Branche beweisen nichts gegen eine Ausdehnung der Berufsgelegenheiten überhaupt.

Deshalb ist dem Drängen des Frauengeschlechts nach Eröffnung neuer Berufe nichts in den Weg zu legen. Die Berufslosigkeit ist das sittlich verderblichste in der Welt und kein Charakter hält es auf die Dauer aus, arbeitslos zu sein. Wenn die Frauenwelt sich dagegen wehrt, Arbeitslosigkeit als ein Schicksal hinzunehmen, erblicken wir darin einen großen Fortschritt ihres sittlichen Empfindens. Auch muß ihr die Wahl der Berufe grundsätzlich freistehen. Ein Mädchen, das keinen Geschmack an der Krankenpflege hat, handelt nicht „unchristlich“, wenn es einen anderen Beruf ergreift. Eine Diakonisse ist an sich nicht christlicher als eine Ärztin, so wenig wie ein Theologe gegenüber einem Juristen. Es handelt sich nur darum, den Beruf zu wählen, welcher der eigenen Leistungsfähigkeit am meisten entspricht. Daß die Frauen zu gewissen Berufen der Erziehung, der Pflege, der Verwaltung mehr Geschick haben, wie zu andern, ist eine Tatsache. Es bedeutet deshalb eine naturgemäße Einschränkung, wenn sie besonders diesen Berufen sich widmen. Grundsätzlich aber muß das Betriebsfeld für jeden offen stehen. Wir betrachten diese Forderung als sittliche, im Interesse der Ausbildung der Persönlichkeit und des gemeinen Nutzens. Damit ist bereits gesagt, daß wir die Forderung nach neuen Arbeitsfeldern nicht mit der Not begründen. Die wirtschaftliche Not, in welcher Tausende von Frauen vermöge der Bevölkerungsverhältnisse und der Heiratshindernisse sich befinden, ist vorhanden. Sie erklärt die Macht, mit welcher die Forderung auftritt. Sie rechtfertigt auch vorübergehende Maßregeln. Aber sie vermag nie grundsätzlich eine Entscheidung oder ein Bedürfnis als sittliches zu begründen. Darum gewinnen wir die innere sittliche Freiheit, dem Notstand vieler bürgerlichen Frauen abzuhelpen, allein dadurch, daß wir das sittliche Recht jeder Persönlichkeit auf Arbeit anerkennen.

Hier ergibt sich eine gewisse Verschiedenheit der proletarischen und bürgerlichen Frauenbewegung. Jene sieht die Industriearbeit allerdings als Mittel der eigenen Emanzipation, lediglich aber doch nur als Durchgangsstadium an; diese erblickt in der Berufsarbeit der Frau eine bleibende Bereicherung des Frauenlebens und damit einen Beitrag zur Kultur. Dieser Widerspruch wird gewiß in der praktischen Bewegung zu Dissonanzen verführen. Er rührt aber zuletzt nicht aus grundsätzlichen Erwägungen her; vielmehr ist er bedingt durch die augenblickliche wirtschaftliche Notlage, einerseits der Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft in kapitalistischen Unternehmungen, andererseits der Verringerung der Verheiratsbarkeitsziffer. Sehen wir von diesen Mißverhältnissen ab, so muß stets die Frauenbewegung darüber einheitlich denken, daß sie für die Angehörigen ihres Geschlechts das sittliche Recht auf Arbeitsmöglichkeit gerade so in Anspruch nimmt, wie für das männliche Geschlecht. Dazu kommt, daß an zwei Punkten schon jetzt die beiden Bewegungen die Gemeinsamkeit ihres Interesses in dieser Frage praktisch erproben können. Die Eröffnung neuer Berufe bedeutet eine Minderung des Angebots ungelernter Arbeit in den niederen sozialen Schichten. Die Arbeitsgelegenheit verteilt sich, die vermehrten Bildungsmöglichkeiten heben den Wert der weiblichen Arbeitskraft. Dadurch sinkt der Prozentsatz rein ungelernter, also billigster Arbeitskräfte und der Wert der Frauenarbeit als solcher steigt. Dazu kommt, daß beide Bewegungen in allem, was Arbeiterinnenschutz umfaßt, zusammengehen müssen. Denn dadurch hebt sich die Achtung vor der Frau, der Sinn für Selbständigkeit und Recht breitet sich unter den Frauen aus, sie gewinnen ein Verständnis der gemeinsamen Forderungen und einen Einblick in die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge. Das sozialdemokratische Programm aus dem Jahr 1899 betr. Arbeiterinnenschutz umfaßt

die Forderungen, die jeder Sozialethiker wird anerkennen müssen: Absolutes Verbot der Nachtarbeit für Frauen. Verbot der Verwendung von Frauen bei allen Beschäftigungsarten, welche dem weiblichen Organismus besonders schädlich sind. Einführung des gesetzlichen Achtstundentags für die Arbeiterinnen. Freigabe des Sonnabendnachmittags für dieselben. Ausdehnung der Schutzbestimmungen für Schwangere und Wöchnerinnen auf mindestens einen Monat vor und zwei Monate nach der Entbindung. Ausdehnung der gesetzlichen Schutzbestimmungen auf die Hausindustrie. Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren. Sicherung völliger Koalitionsfreiheit für die Arbeiterinnen. Aktives und passives Wahlrecht für die Arbeiterinnen zu den Gewerbegerichten.

Der letztere Punkt enthält eine Forderung von prinzipieller Wichtigkeit. Der Kampf um das politische Wahlrecht erscheint manchem Ethiker als ein gefährliches Stück, mindestens als ein Überspringen der Grenzen rein sozialethischer Erwägung. Grundsätzlich bedeutet es nur eine sittliche Schwäche, ein Ziel zu empfehlen, die Mittel dazu aber verweigern. Es gehört zu den Anormalitäten, die mit der Schätzung des weiblichen Charakters zusammenhängen, daß wir Arbeiterinnen haben ohne Vertretung im Gewerbegericht, Geschäftsinhaberinnen ohne das Recht, die Börse zu besuchen, Lehrerinnen, die nicht volles Recht der Vertretung in der Schulverwaltung besitzen, Armen- und Waisenpflegerinnen ohne Stimmrecht. Die Frage ist nun diskutabel, ob solchen Mißständen allein auf dem Wege des politischen Stimmrechts abgeholfen werden kann, oder ob hierfür andere Wege sicherer und leichter betreten werden mögen. An sich halten wir Forderung des Wahlrechts für notwendig. Die Frauenbewegung hat nur die ungeheure Verpflichtung, ihre Anhänger für solches Wahlrecht reif zu machen. Gerade die „männliche Linie“ der Wahlrechtsverteidiger wird sich dagegen wehren, daß ihre Stellung bedeutend erschwert wird, wenn die Masse der Einwände gegen allgemeines Wahlrecht infolge ungelernter und unreifer politischer Frauenarbeit gesteigert wird.

Trotz alledem wird jene Forderung unumgänglich sein, will die Frauenbewegung Einfluß auf die rechtliche Gestaltung ihrer Lage gewinnen. Das Recht der Frau als Mutter und Ehefrau bedarf einer energischen Fortbildung. Vom Standpunkt erweiterter Persönlichkeitsbedürfnisse muß der Sozialethiker gerade diesen Kampf unterstützen. Wir können hier unmöglich die einzelnen Forderungen betreffend die bürgerliche Gesetzgebung besprechen; genug, daß der Gedanke der Rechtsreform heute von der Frauenbewegung so entschieden vertreten wird. Jede Bewegung des Rechts nach der Gerechtigkeit hin ist ein Stück neuer Lebensgemeinschaft. Allein die grundsätzliche Neuerung darf vom Sozialethiker nicht verschoben werden. Die einzelnen rechtlichen Reformbestrebungen bedeuten stets nur eine Teilreform auf bestimmten Gebieten der Eigentums-, Erwerbs-, Arbeits-, Ehefragen. Gesetz aber, dieselben würden alle auf dem Weg der Gesetzgebung im fortschrittlichsten Sinn erledigt, so würden diese Gesetze doch nur für die Frau, aber ohne Zutun der Frau gegeben werden. Sie stellen Zuwendungen an die Frau dar, aber sie wären keine verantwortlichen Handlungen der Frau, weil sie ja eben von der gesetzgebenden Verantwortlichkeit ausgeschlossen ist. In Arbeiterfragen wird aber jede gesunde und unparteiische Sozialethik anerkennen, daß das, was für die Arbeiter geschieht, durch die Arbeiter unter gesetzlicher Mitverantwortlichkeit zu geschehen hat. Wohltum bedeutet zwischen Persönlichkeiten die feinste Blüte des Handelns; denn zwischen feineren Charakteren gehört zu beidem viel sittliche Kraft, zum Geben wie zum Annehmen. Zwischen Ständen, Berufen, Klassen gibt es keine Wohltaten, sondern Rechte. Jedes Recht setzt Verantwortlichkeit voraus; ihm muß die Pflicht entsprechen. So lange ein Mensch innerhalb einer politischen Gemeinschaft keine politischen Rechte hat, wird er auch nicht als Person gewertet. Es ist denkbar, daß er diese Rechte als einzelner oder als Stand verschert hat. Tatsache ist, daß die gesamte *deminutio capitis* schnell erscheint, wo die Person im Staatswesen ausgelöscht ist. Unsere Frauen werden vom Strafrichter als vollgültige und verantwortliche Personen beurteilt. Das größte Recht der persönlichen verantwortlichen Freiheit, das Recht der Wahl ihres Mannes, erkennt die Gesellschaft wenigstens theoretisch der Frau zu. Allein die Behauptung ihrer

Persönlichkeit im politischen Gemeinwesen ist ihr unterzogen. Das sind Widersprüche, an deren Beseitigung der sozialethisch empfindende Mensch arbeiten muß.

Sollte die Erweiterung der Rechte nur Herrschaftserweiterung bezwecken, dann wäre sie sittlich gerade so zu verwerfen, wie der Wunsch einer Klasse, sich an die Stelle der andern zu setzen und die alte Ungerechtigkeit in neuer Auflage zu betreiben und zu verewigen. Ist jedoch das Verlangen nach Rechtslebenbürtigkeit der Ausdruck wachsenden Verantwortlichkeitsgefühls, so bedeutet es einen ungeheuren sittlichen Fortschritt. Dann wird es sich geltend machen besonders in der Neugeburt der sexuellen Sittlichkeit. Die Ungleichheit der Geschlechter in ihrer vorehelichen Lebenshaltung, die Ausdehnung der Prostitution, die Schäden des Erziehungswesens — es sind Wunden, auf welche die Frauenbewegung zum Nutzen der Ethik und Volkswirtschaft den Finger gelegt hat. Es gebührt ihr dafür der Dank der Tat. Der wirkliche sittliche Wille der Selbstachtung und Verantwortlichkeit für sich und andere bleibt stets derselbe. Wir brauchen keine neue Moral, sondern wirkliche Moral. Die beiden großen Bewegungen der Neuzeit sollen uns helfen: Arbeiterbewegung und Frauenbewegung.



## Von Frauen und über Frauen.

Im Maiheft dieser Zeitschrift erregte unter der Rubrik „von Frauen und über Frauen“ ein Ausspruch Hedwig Dohms meine Aufmerksamkeit und — meinen Widerspruch. Selbst Mutter und kürzlich durch die Lektüre von Ellen Keys „Jahrhundert des Kindes“ tiefer als je davon durchdrungen, wie sehr die Mutterschaft einen ganzen Menschen fordert, möchte ich vor allen Dingen auch Protest gegen den angeblichen „Saisongarakter“ dieses Berufes erheben. Ein einfaches Rechenexempel dürfte dazu genügen. Selbst wenn eine Frau sich 70 Jahre hindurch betätigen kann, so sind die ersten 20–25 Jahre doch wohl durchschnittlich als Lehrzeit anzusehen, als Vorbereitung zu einem Beruf. Denn die Mütterlichkeit als einzigen Daseinszweck zu betrachten hat das heranwachsende weibliche Geschlecht um so weniger Neigung, als die Erfahrung sie ja lehrt, wie viele nicht dazu gelangen, diesen Zweck zu erfüllen, — ihre volle Kraft als so andern Zielen widmen können. Wenn ein Mädchen aber heiratet und Mutter wird, so muß sie das als einen Berufswechsel auffassen; und so wenig einem Manne einfällt, zwei Berufe gleichzeitig ausüben zu wollen, — für ebenso undenkbar sollte es gelten, daß die schwächere Frau dieser doppelten Last gerecht werden kann. Es wird dadurch nur gefördert, was man unserm Geschlecht ohnehin zum Vorwurf macht: die Halbheit! Und wenn eine verheiratete Frau aus Neigung oder Notwendigkeit am früher gewählten Berufe festhält, so soll sie sich wenigstens klar machen, daß sie einen Kompromiß schließt, dessen Kosten das Kind zu tragen hat. Nach dem Laufe der Natur muß eine gesunde Frau erwarten, daß sie mehrfach Mutter wird, und diese Periode, die an die physischen Kräfte so große Anforderungen stellt, erstreckt sich oft über 10–15 Jahre. Von den siebenzig Jahren, die unser Leben, wenn es hoch kommt, währen soll, wäre somit die reichlichere Hälfte ausgefüllt. Nach Hedwig Dohm würde dann allerdings nach wenig mehr als einem Jahrzehnt der Beruf der Mutter vollkommen erschöpft sein, und die Frau auf der Höhe ihres Lebens, mit unverbrauchten Kräften sich nach einem neuen Wirkungskreis umsehen müssen. In Wahrheit aber stellt es sich doch etwas anders! — Gerade dann, wo die verehrte Frau Verfasserin anzunehmen scheint, daß die Tätigkeit der Mutter aufhört, setzt sie meiner Meinung nach erst recht ein. Ich kann mir allenfalls vorstellen, daß eine gewissenhafte Pflegerin in den ersten Jahren des Kindes die Mutter ersetzen kann, aber dem werdenden Menschen in seiner geistigen Entwicklung zur Seite zu stehen, den ganzen Sturm und Drang der ersten Jugend mitzufühlen, und unmerklich den gärenden Most in edlen Wein verwandeln helfen, dazu gehört doch das intuitive Verständnis, die hellseherische Begabung einer Mutter. Und wenn das eine Kind sie nicht mehr braucht, (kommt denn übrigens je dieser Zeitpunkt?) dann wächst das andere in die Jahre hinein, von denen der

Vollmund so einfach und wahr sagt: „Große Kinder — große Sorgen.“ Und gerade diese Sorgen sind ja das Abforbierende des Mutterberufes, nicht das Waschen, Baden, Kleiden und Füttern der Kinder. „Wie der Künstler sein Werk, wie der Gelehrte seine Forschungen,“ sagt Ellen Key — trägt die Mutter, die ihren Beruf erfaßt hat, das Kind mit sich, ob sie zu Hause ist, oder über den Weg geht, ob sie wacht oder schläft. Hier erst setzt die geistige Kraft der Mutter ein! Bis zur Geburt des Kindes war sie ja nur die Trägerin dessen, was die Natur in ihrem Schoße heranreifen ließ, — so aber wird sie selbst zur Bildnerin, vollendet bewußt das Werk der Natur und fühlt sich als Schöpferin der neuen Generation. Daß sie dazu ernstester Arbeit an sich selbst bedarf, daß sie unausgesetzt vorwärts streben muß, um nicht hinter der Zeit ihrer Kinder zurückzubleiben, ist ein Sporn, der oft aus Frauen in reiferen Jahren noch lernbegierige Schüler macht. — Weit aus uninteressanter ist ein anderes Gebiet des Mutterberufes, das überhaupt zu nennen heutzutage fast als *mauvais genre* gilt: der Hausstand! — Die Allermodernsten wollen davon nichts wissen, so kleinlich, so unwürdig den Kräften einer begabten Frau erscheint ihnen die Beschäftigung mit diesen sich täglich erneuernden Fragen des Alltags. Und doch! ist eine gesunde Entwicklung der Kinder auf dem Boden einer geordneten Häuslichkeit nicht am sichersten gewährleistet? Ich glaube, daß gerade dieser Gesichtspunkt es selbst geistig hervorragenden Frauen ermöglicht, sich mit voller Hingabe in wirtschaftliche Pflichten zu vertiefen. Sie wissen eben, daß sie dadurch die Vorbedingung für ihrer Kinder Gedeihen — ein harmonisches Heim — schaffen. So scheint mir der Begriff der Mutter, im weitesten Sinne erfaßt, jeden gleichzeitigen, andern Beruf auszuschließen. Ja, glücklich sogar die Frau, deren geistige und körperliche Kräfte immer ausreichen, um nur alles zu erfüllen, was dieser verantwortlichsste aller Berufe durch zirka dreieinhalbes Jahrzehnt täglich und stündlich von ihr fordert. Wenn sie aber dann in der Mitte oder Ende Fünfzig wirklich noch so viel unverbrauchte Kraft in sich hat, um es als Mißstand zu empfinden, daß sie nur noch passiv als Beraterin, Trösterin, Großmutter und nicht mehr aktiv eingreifen darf, dann könnte sie sich bescheiden im Hinblick auf die vielen, vielen männlichen Leidensgefährten, die z. B. als Offiziere oder Beamte wirklich oft im besten Mannesalter, was Hedwig Dohm ganz zu übersehen scheint, — aus ihrem Berufe ausscheiden müssen. — Nach dreißigjähriger Pause, — wenn sie auch als Mädchen Berufsbildung erhalten hatten, wird wohl wenigen Frauen die Möglichkeit gegeben sein, sich darin von neuem zu betätigen. Daß sie aber die Ansprüche an ihre Mütterlichkeit niedriger faßt, um beruflich daneben in Übung zu bleiben und eventuell mit fünfzig Jahren wieder als freier Berufsmensch leben zu können, das würde meiner Ansicht nach einen höchsten Wert vernichten, um sehr viel minder Wertvolles an die Stelle zu setzen. So stellt sich mir ethisch der Mutterberuf als ein Ganzes dar, der ein volles Menschenleben umfaßt und verbraucht; anders aber allerdings stellt sich die Frage vom wirtschaftlichen Standpunkt. Und da gebe ich der Verfasserin unbedingt zu, wie ich es auch schon eingangs betont habe, daß heut jedes Mädchen und jede Frau beruflich so weit ausgebildet sein sollte, um allein oder neben dem Manne für die Existenz der Familie eintreten zu können. Aber was in vielen, vielen Fällen durch wirtschaftliche Notlage bedingt ist, werde ich für die verheiratete Frau und Mutter nur niemals als einen Kulturfortschritt begrüßen. Als harte Notwendigkeit, der man sich fügt, um statt des häuslichen Behagens genügend Brot zu schaffen, so stellt sich die Berufstätigkeit der verheirateten Frau und Mutter in den weitaus meisten Fällen, nicht nur in der arbeitenden Klasse, dar. Ausnahmen bilden nur jene genialen Frauen voll künstlerischer oder wissenschaftlicher Begabung, die eben darin ihre eigentliche, Lebensbetätigung sehen und denen die Natur meist das Talent der Mütterlichkeit versagt hat. Sie sind viel zu starke Persönlichkeiten, um im Kinde aufgehen zu können. Für sie wird Ehe und Kind nur eine Episode bilden, und sie haben auch das Recht dazu, sich ihrer Sphäre nicht zu entfremden, das Recht, das jede ungewöhnliche Begabung gibt.

Wir ändern aber, wir viel zu vielen, und doch immer noch zu wenige, wenn es sich um das ernste Erfassen des Mutterberufes handelt, wir müssen uns schon damit begnügen, nur — Mutter zu sein.

G. Naumann.



# Die schöne Seilerin.

Von

Max Hochdorf.

Nachdruck verboten.

Die französische Lyrik in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war noch frei von den Ketten, die ihr bald Malherbe und Voileau schmieden sollten. In sie war es hineingeweht von provenzalischer und italischer Sangeslust, die in Rhythmen und Reimen frisch und froh ausströmte und nichts wußte von Verbotten des Enjambement oder Hiatus. Darum liegt über den Poesien dieser Zeit ein Hauch der Anmut und Unmittelbarkeit, der in der klassischen Periode völlig verloren ging. Eine Frau aber hat im Chor der Poeten mitgesungen, deren Stimme hell und lauter klang. Man kann Luise Labé nur zugleich mit den Besten aller Zeiten nennen.

Von den äußeren Umständen ihres Lebens ist wenig bekannt, mehr romantisch Sagenhaftes als geschichtlich Feststehendes. Ihre Werke aber sind auf uns gekommen, ein schwächlicher Band, der 1 Allegorie, 3 Elegien und 24 Sonette enthält. Was sie in diesem kleinen Buch zu sagen hat, genügt, das Bild ihrer Persönlichkeit zu formen. Denn selten hat soviel heißes, pulsendes Leben auf so engem Raum sich offenbart.

Pierre Boeirirot hat das Bild der Luise Labé gestochen, die wahrscheinlich 1525 geboren wurde und im vierzigsten Lebensjahre starb. Blond ist sie gewesen und hochgewachsen. Die Locken ringeln sich auf die Schultern, und ein zartes Band umwindet die Stirn. — Ob sie schön war? Einer ihrer Lobpreiser sagt: „Ihr Gesicht war mehr engelhaft als irdisch, aber es war nichts im Vergleich zu ihrem Geiste, den so viel Keuschheit, so viel Tugend, so viel Poesie und seltenes Wissen erfüllte, als wäre er eigens von Gott geschaffen, um als ein großes Wunder unter den Menschen verehrt zu werden.“

Ihr Vater war Seilermeister, und so hieß sie allgemein die schöne Seilerin; diesen Namen behielt sie Zeit ihres Lebens, da ihr späterer Gatte das gleiche Gewerbe betrieb. 1542 führte der Dauphin durch ihre Vaterstadt ein Heer, das gegen Karl V. marschieren sollte. Sie ist mit ins Feld gezogen, hat in patriotischer Begeisterung am Kampfe teilgenommen und sich den Ehrennamen der „capitaine Louise“ verdient. Die abenteuerliche Geschichte brachte sie jedenfalls um ihre Herzensruhe. Denn das siebzehnjährige Mädchen entflammt in Liebe zu einem Ritter. Wer dieser war, läßt sich nicht erkunden. Möglich, daß das junge, phantastische Blut dem Kronprinzen selbst nachgezogen ist wie das schwärmende Rädchen von Heilbronn dem Grafen Wetter vom Strahl. Der etwas gewagte Ausflug veranlaßte den Vater, schärfer auf sein wanderlustiges Töchterlein zu achten. Es wurde mit dem sehr wohlhabenden, schon stark bejahrten Seilermeister Edmond Ferrin verheiratet. Der Gatte scheint ein bescheidener Mann gewesen zu sein, der an dem Dichterruhm der jungen Frau seine Freude hatte und sonst keine großen Ansprüche stellte. Wenigstens gönnte er ihr jede

Freiheit. Das Haus Perrin wurde ein Zentrum der geistigen und künstlerischen Berühmtheiten von Lyon und dem übrigen Frankreich. Die geistreiche Herrin verstand es vorzüglich, dem „Hotel Rambouillet de Lyon“ vorzustehen.

Natürlich blieb die Verleumdung nicht aus, die von Feinden und Neidern genährt und verbreitet wurde. Die mißgönnerischen Zeitgenossen warfen ihr vor, sie mache die Muse zur Sklavin ihrer Leidenschaften. Calvin war ihr Feind wie allem, was Licht und Heiligkeit atmet. Er schilt einen Presbyter von Lyon, daß er eine niedrige Duhlerin zu Tische lade, die man teils wegen ihrer weiblichen Reize, teils wegen des Handwerks ihres Gatten die schöne Seilerin heiße. Der Advokat Claude Kubys, der umsonst ihre Liebe erringen wollte, hat sich teuflisch an ihr gerächt und noch die Tote in seiner Geschichte Lyons als eine niedrige Courtisane geschmäht. — Sie erbt das ganze Vermögen ihres Gatten, und im Besitze ihrer Freiheit scheint sich Luise ganz einer Liebe hingeeben zu haben, die der junge Gesandtschaftssekretär und Dichter Olivier de Magny in ihr geweckt hatte. Aber die Liebenden wurden schnell getrennt. Sie verlor die Freude am Leben, zog sich auf ihr Landgut bei Lyon zurück und starb dort nach kurzem Leiden.

In diesen engen Rahmen flechten sich die Poesien der Luise Labé, bei denen es nutzlos wäre, nach den persönlichen Ursachen zu forschen, unter denen sie entstanden. Sie sind so kräftig in der Gewalt ihrer Stimmung, so unmittelbar ergreifend, als wären sie modernem Empfinden entsprossen. Man findet in jener Epoche keine geschlossenere Persönlichkeit. Im Grunde singen alle nach hergebrachten Gefühlen, bevölkern ihre Schöpfungen mit den Mythen des Altertums und bewegen sich in Anschauungen und Formen, die sich gegenseitig zum Verwechseln ähneln. Aber Luise Labé gibt in jedem Gedichte ein Stück ihres Lebens. Sehr spärlich schreiten durch ihre Verse die toten Bewohner des Olymps. Wo sie erscheinen, gewinnen sie jedoch Leben und sind mehr als ein abgegriffenes Gleichnis.

In ihrer Jugend, als sie dem Ritter nachtrauerte, an dessen Seite sie gekämpft hat, bevorzugt sie die lose Form der Elegie. Die unglückliche Liebe zu Olivier de Magny hat sie in Sonetten besungen. Aber staunenswert, wie geschmeidig und fügsam diese Form unter ihrer Feder geworden ist. Vom höchsten Jauchzen bis zur tiefsten Niedergeschlagenheit reichen ihre Stimmungen. Aber das Jauchzen ist nur wie ein blitzartiges Aufleuchten. Sogleich wird es gedämpft. Mählich hüllt sie ein Dunkel ein, dicht und unzerreißbar. Ein Ländellied gelingt ihr kaum. Nur einmal durfte sie mit dem Liebsten spielen und sich leicht und flatternd geben.

Gieb Küsse, Küsse, tausend Küsse mir,  
 Von denen einen, die so köstlich munden,  
 Von denen, die in Lieb' und Guld gewunden,  
 Ich zins' sie und geb' für jeden vier. —  
 Du schmollst, mein Schätzchen, küß mich tausend Stunden  
 Und leih' von deinen süßen Küssen mir,  
 Ich geb' dir zehn für einen und nicht vier,  
 So wirst du reich in seligsten Sekunden. —

Bald schluchzt es ihr wieder aus der Seele, und ihre Weise verhallt wie ein Klagecolletton am Ende einer schwer fließenden, traurigen Melodie. Früher hat sie gelacht über die Verliebten, nun ist es ihr selbst gekommen wie ein geheimes Leid, auf leisen, unhörbaren Sohlen schleichend:



Wie konnt' ich lachen und die andren schmähn,  
 Daß sie vor lauter Liebesglut vergehn,  
 Wenn so viel Tränen nur der Liebe galten,  
 Und so viel Seufzer ungehört verhallten. —  
 Da glaubt' ich nicht, es möcht' so schnell und jäh  
 Mich treffen gleiche Not und gleiches Weh. —

Fromm und andachtsvoll hat sie geliebt und weiß, daß sie ohne den Geliebten  
 verdorren muß:

Du bist, nur du, mein Glück und Seligsein,  
 Ich bin ein All mit dir, ein Nichts allein. —

Aber mit ihm wird sie zur Sonne blühen und herrlich werden:

Auf jeglich Wesen fallen Schlaf und Nachten,  
 Wenn aus dem Körper sich die Seele rang,  
 Ich bin dein Leib; voll Duft und Glut und Klang,  
 Als deiner Liebe Gluten mich entsachten. —  
 Ach, laß mich nicht in Ewigkeit verschmachten,  
 Du bleibst zur Rettung schon so überlang,  
 Um meinen Körper ward mir weh und bang,  
 Daß seine Glieder nimmermehr erwachten. —  
 Nun komm, Geliebter, aber sacht und linde,  
 Daß ich mich mählich in das Leben finde, — —  
 Sanft, sanft, Geliebter, lilienweich und zag,  
 Laß deine Schönheit langsam in mich glühen,  
 Daß ich die Wonnen wieder fühlen mag,  
 Wie meine Früchte gnadenvoll erblühen. —

Das zweifelnde Hangen und Bangen der Liebe hat sie erfahren und ihm Klang  
 und Reim gegeben:

Im Leben fühl' ich Tod, im Sterben Glühen,  
 Die Seele wird in Sud und Glut erstarrt,  
 Zu weich mein Sein, zu mild und, ach, zu hart,  
 Nur Leid und Weh, gemischt in Lust und Blühen.  
 Nun weint mein Herz, nun quillt im lichten Sprühen  
 Es wonnereich in düstre Gegenwart,  
 Verweht gleich alles, qualvoll und erstarrt,  
 Kaum herbftlich Schluchzen und nun Frühlingstbühen. —  
 So bin vor Lieb' ich ruhelos und zag,  
 Und will ich tragen schon und nicht mehr sehnen,  
 Erlöst mich aus dem Finstern heller Tag;  
 Wenn ich schon jubeln und psalmieren mag  
 Und nah den Himmel meiner Wünsche wähen,  
 Stößt es zurück mich in die ersten Tränen.

Nach Frieden sehnt sie sich wie die Rose zur Sonne und klagt zum Himmel:

Taglichter Helios, wie voll Glück und Pracht  
 Dein heller Blick zur schönen Freundin fliegt,  
 Wie sich Endymion an Selenen schmiegt,  
 Und Duft und Kuch die Liebenden entsacht.  
 Der Götterbote wandelt in der Nacht,  
 Wenn trunken Mars bei Aphrobiten liegt,  
 Wenn Zeus sich lächelnd im Erinnern wiegt  
 An Tage, die er selig hingebracht. —  
 Mit solcher Ruhesüßigkeit umflücht  
 Seit Ewigem sich alles Himmelslicht. —

Doch wenn sie sehnen und entbehren müßten,  
Der Einklang und der Frieden, ach, wie bald  
Wär' er dahin, erloschen und verhallt;  
Wenn sie von meinen Liebesqualen wüßten.

Und als sie am Ende doch einsam und verwaißt geliebet ist, rafft sie sich zu dem Troste auf:

So lang mein Auge noch in Tränen schwimmt,  
Um fernes Glück voll Wehmut zu bellagen,  
So lang ich seufzen darf und Schluchzend sagen,  
Wie Liebe mich so ganz gefangen nimmt.  
So lang noch meine Hand die Laute stimmt,  
Um deiner Huld sie inbrunstvoll zu schlagen,  
So lang ich dir noch singen darf und sagen,  
Wie Liebe mich so ganz und gar durchglimmt,  
So lang bin ich des Lebens noch nicht müd'. —  
Doch wenn mein Auge leer und ausgeglüht,  
Die Stimme tonlos, alterkrank die Hände,  
Wenn meine Verse sich zu schwach erweisen,  
Um des Geliebten Schönheit zu lobpreisen,  
Dann bet' ich gern um meines Lebens Ende. —

Endlich ermattet sie. Ihre Tränen sind versiegt. Ihre Finger schmiegen sich nicht mehr in die Saiten der Laute. Sie will sterben, wie sie gelobt hat. Aber rein und ungekränkt möchte sie scheiden. Sie erfleht von ihren Schwestern Mitleid und heilige Scheu vor ihrem Unglück:

Wenn ihr einst, Schwestern, diese Lieder findet,  
In denen Weh' mit Tränen sich vereint,  
In denen stille Liebestrauer weint,  
Und leises Schluchzen sich der Brust entwindet,  
Dann denkt, wie jung ich war und scheltet nicht.  
Ich sündigte, doch mein Vergeh'n war Liebe. —  
Ob einer rein von solcher Sünde bliebe?

Nur eines vermag sie noch: ihnen ein besseres Schicksal zu wünschen. Sie geht fort und spricht:

Ihr Schwestern, scheltet nicht, wenn bis zuletzt  
Ich noch geliebt, und Nacht und Qual und Tod  
In meinem wehen Abschiednehmen loht,  
Und Schmerzensstränen dieses Buch geneht. —  
Laßt meinen guten Namen unverletzt,  
Was ich gefehlt, es ist noch jung und rot;  
Ach, spottet nicht ob aller solcher Not  
Und ehrt das Mal, das Liebe sich gesetzt. — —  
Sie kann auch euch mit ihren süßen Sünden  
Und leisen Lockungen so bald entzünden.  
Sie fesselt euch in fliegenden Minuten  
Und gibt nicht nach, eh' ihr vernichtet seid,  
Nehmt euch in acht vor allzu heißem Leid,  
Die Seele nicht aus Liebe zu verbluten. — —



# Erwerbstätigkeit.

## Frauenarbeit im Fernsprechdienst.

Im Bezirk der Kaiserlichen Oberpostdirektion Berlin war seit einigen Jahren keine Neuanmeldung von Gehilfinnen mehr angenommen und bei Bedarf die große Liste der alten Meldungen benutzt worden. Nunmehr sollen im kommenden Jahre wieder Ausbilderinnen im Fernsprechdienst angestellt werden, soweit sie besonders geeignet sind. Erste Voraussetzung ist vollständige Gesundheit. Sie wird durch einen Vertrauensarzt der Post festgestellt. Aussicht auf Einstellung haben in erster Linie Bewerberinnen, die eine höhere Mädchenschule durchgemacht haben. Andere müssen sich einer besonderen Prüfung unterziehen. Die Bewerberinnen müssen aus achtbarer Familie stammen und, falls sie nicht bei den Eltern wohnen, eine angemessene Unterkunft und Familienanschluß bei Verwandten, näheren Bekannten oder in einem Mädchenheim haben. Die Anwärterinnen müssen das 18. Lebensjahr vollendet haben, dürfen aber nicht älter als 30 Jahre sein. Geeignete Frauen werden im Laufe des Winters im Fernsprechdienst ausgebildet. Vom Monat April an werden sie zunächst für die Sommermonate beschäftigt und erhalten ein Tagelohn von 2,25 M. Sie haben Aussicht, bei Bedarf später wieder einberufen und dauernd beschäftigt zu werden.

## Der Frauenbildungsverein zu Kassel

will in seiner Frauenschule auf dem Lande „Auguste Förster-Stiftung“ zu Oberzwehren bei Kassel jungen Mädchen und Frauen Gelegenheit geben zu gründlicher Ausbildung auf drei verschiedenen Arbeitsgebieten: Gartenbau, Hauswirtschaft, Kleintierzucht. Die Unterweisung wird von gebildeten Lehrerinnen in der Art erteilt, daß im Anschluß an die praktische Arbeit die theoretische Belehrung erfolgt. Für jedes Fach finden 6—8 Schülerinnen Aufnahme. Das Erlernete kann entweder auf eigenem Besitze oder im Dienste einer Anstalt oder Familie verwertet werden. Je nach dem angestrebten Ziele wird die Dauer und Folge der Kurse bemessen. Die Lehrzeit in jedem einzelnen Fache dauert ein Jahr, doch können Schülerinnen, die das Erlernete in eigenen Haushalte verwerten wollen, halbjährige

Kurse belegen. Ein gleichzeitiges Arbeiten in verschiedenen Kursen ist nicht statthaft. Am Schlusse der Jahreskurse werden nach bestandener Prüfung Zeugnisse über Befähigung und Leistungen gegeben. Diese Zeugnisse sind von besonderer Wichtigkeit für diejenigen, die entweder innerhalb des gärtnerischen Berufes, oder als Hausbeamtin, oder in der Kleintierzucht erwerbsmäßig tätig sein wollen. Auch für Haushaltslehrerinnen, die in Haushaltsschulen auf dem Lande unterrichten wollen, sind Jahreskurse und Zeugnisse wichtig, da die Prüfungsordnung für Haushaltskunde die speziell ländlichen Fächer, wie Gartenbau und Geflügel- resp. Kleintierzucht, nicht vorsieht. Für solche, die schon ähnliche Anstalten besucht haben und eine Fortbildung auf einem der einschlägigen Gebiete ohne Erwerbzweck erstreben, wird unter ganz bestimmten Bedingungen eine kürzere Lehrzeit eingerichtet, die teils in der Anstalt (z. B. Anzucht im Treibhause, künstliche Brut, Einrichtung von Erbhütten für Hühner), teils in Pomologischen Institute (Obst- und Gemüseverwertung) durchgemacht werden kann.

Die „Auguste Förster-Stiftung“ verfolgt gleichzeitig den Zweck, gebildete Frauen zur Ansiedelung auf dem Lande durch praktische Anleitung zu sozialer Hilfsarbeit heranzuziehen. Zu diesem Zwecke werden für Kinder, junge Mädchen und Frauen aus den umliegenden Dörfern Belehrungen in Handfertigkeit, Stricken, Nähen, Ausbessern, Schneidern, Kochen, Waschen und Bügeln erteilt (hauptsächlich im Winter). Damen mit guten Vorkenntnissen finden als Volontäre hierbei Aufnahme, wenn sie die ernste Absicht haben, sich der sozialen Arbeit auf dem Lande zu widmen und wenn in der Auguste Förster-Stiftung Platz ist.

Nähere Auskunft erteilt die Vorsitzende des Frauenbildungsvereins Kassel Fräulein Auguste Förster.

## Die Preussische Ruhegehaltszuschuss- und Unterstützungskasse für mit Ruhegehaltsberechtigung angestellte Lehrerinnen

blickt wieder auf ein Jahr kräftiger Weiterentwicklung zurück. Sie verfügt über ein Vermögen von ca. 325 000 Mark. Sie zählt 3928 zahlende und 50 empfangende Mitglieder. Die Kasse fordert einen Jahresbeitrag von 12 Mark und zahlt fortlaufende, mit der Entwicklung der Kasse steigende Ruhegehaltszuschüsse an pensionierte Lehrerinnen. Mit dem 35. Lebensjahr hört die Beitrittsberechtigung auf. Nähere Auskunft erteilt Fräulein Thiele, Friedenau b. Berlin, Handjerystr. 38, 11.

# VERSAMMLUNGEN und VEREINE.

## Verein für Mütter- und Kinderheime.

### Aufruf!

In Deutschland werden alljährlich etwa 180 000 uneheliche Kinder geboren!

Was wird aus ihnen und ihren Müttern?

Von den Kindern sterben etwa 60 000 im ersten Lebensjahr!

Unter den in Zwangs- oder Fürsorgeerziehung kommenden verwahrlosten Jugendlichen, sowie unter den jugendlichen Verbrechern befinden sich im Verhältnis etwa 2 1/2 mal soviel unehelich als ehelich Geborene!

Unter den wegen gewerbmäßiger Unzucht zum erstenmal von der Polizei inhaftierten Frauen befinden sich fast zu einem Drittel uneheliche Mütter! — Die aus der Geburt des Kindes entstehende Notlage, oft verbunden mit einem Heraus-schleudern aus der bisherigen bürgerlichen Stellung, wurde der Anstoß zum völligen Hinabgleiten!

Diese wenigen Zahlen sprechen deutlich genug. Sie sind herausgegriffen aus der großen Leidensgeschichte der Opfer gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Mißstände.

Eine laute Massenanklage der Ausgestoßenen ist hörbar geworden, sie haben Anwälte gefunden und allenthalben leimt es zu helfender Tat. Klein an Umfang, aber bedeutsam als Verfechter einer Idee ist vor noch nicht Jahresfrist das „Säuglingsheim“ in Schöneberg ins Leben getreten.

Drei Monate bleibt dort die Mutter mit ihrem Kind zusammen, sie nährt und pflegt es, lernt es lieben. Nach Ablauf der drei Monate wollen sich diese Mütter nicht von ihren Kindern trennen, das Muttergefühl ist in ihnen erwacht, um nichts schwächer als in jenen, die ein Familienleben besitzen. So entstanden, im Anschluß an das Säuglingsheim zwei Mütterheime, in denen die Entlassenen gegen Entrichtung von Pflegegeld und Schlafgeld wohnen können und wo tagsüber, während sie ihrer Arbeit nachgehen, das Kind in bester Obhut bleibt. Auch diese Heime sind gefüllt, es gilt dort immer wieder Platz zu schaffen für die Neukommenden mit den noch kleineren, hilfloseren Kindern. Halbe Arbeit wäre alles, wollte man jene Mütter, die ein Heim und Rückhalt fanden, wieder hinausstößen, sie nötigen, wie es fast unvermeidlich wäre, sich von dem Kinde, das ihr Lebensinhalt ward, zu trennen, wollte man diesen Kindern, denen das Säuglingsheim das Dasein rettete, dennoch das Beste rauben, die Mutterliebe. Das Band soll nicht zerrissen werden! Neue Heime sollen entstehen, in denen arbeitende Mütter

Aufnahme, die Kleinen tagsüber Pflege finden. Da die Inhaftigen in diesen Heimen bezahlen, stellen sie eine Wohlfahrtseinrichtung dar, die nur relativ geringe Zuschüsse und eines nicht allzugroßen Kapitals zur ersten Ausstattung bedarf. Solche Stätten zu begründen und zu leiten ist die Aufgabe unseres neuen „Vereines für Mütter- und Kinderheime“, der am 1. Januar sein erstes Heim eröffnet. Wir sind uns wohl bewußt, daß alle privaten Bestrebungen ohnmächtig sind, die Frage in ihrer Gesamtheit zu lösen. Aber wir wollen Musterstätten schaffen, die auch auf kommunalem Wege in ganz Deutschland Nachahmung finden können. Wir wollen Erfahrungen sammeln und den Beweis führen, daß es nur Hilfe zur rechten Zeit braucht, um die unehelichen Mütter zu willigen, arbeitsamen Erzieherinnen ihrer Kinder, diese Kinder zu ebenbürtigen, vollwertigen Menschen zu machen, wie die andern.

Saat zu Großem kann hier aufgehen. Wenn wir Hilfe finden, wird die Ernte nicht ausbleiben. Helft uns durch Geld, durch eure Arbeitskraft, durch Verbreitung unserer Ideen.

Alle Anfragen und Spenden nimmt die Unterzeichnete entgegen.

Frau A. Westphal, Berlin, Umlandstr. 42, I.  
Erste Vorsitzende.

## Die Sozialen Hilfsgruppen in Hamburg,

Zweigverein der Hamburger Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins (Vorsitzende Frau Otto Traun) haben laut ihrem Jahresbericht eine stetige Zunahme ihrer Arbeitsgebiete erfahren. Annähernd 5500 Kostkinderstellen wurden in den beiden letzten Jahren kontrolliert; das Ergebnis dieser Besuche waren u. a. Anträge auf Konzessionsverweigerungen und Entziehungen in erheblicher Zahl. Die Möglichkeit, daß die Engelmacherin Wiese gleichwohl 5 Kinder, von denen allerdings nur 2 der behördlichen Aufsicht unterstellt gewesen sind, hat verschwinden lassen können, hat zu Erwägungen geführt, wie einmal die Verstöße gegen die Meldepflicht für Kinder möglichst verhindert werden können, und zum andern zu dem Antrage des Senates an die Bürgerschaft, die Mittel zur Besoldung von 6 Kinderpflegerinnen (à 1000 Mark) bereit zu stellen, um die ehrenamtliche Aufsicht, soweit Säuglinge in Betracht kommen, durch eine hauptamtliche zu ersetzen, die dem Waisenhauskollegium ganz zur Verfügung steht; die besoldeten Pflegerinnen unterstehen dem zweiten Arzt des Waisenhauses. Eine Beschleunigung des Verfahrens

soll gleichfalls dadurch erreicht werden. Der Antrag dürfte kaum einem Widerspruche in der Bürgerschaft begegnen. Die Gruppen haben wertvolle Hilfe den verschiedenen Ferien-Wohlfahrtsbestrebungen geleistet (Tageskolonie, Kinderspielplatz), dem Kinderheim auf Sylt und dem wohlthätigen Schulverein; sie haben die Nachpflege und Beaufsichtigung aus Heilstätten kommender Kinder übernommen, sich an den Knaben- und Mädchenhorten, Warteschulen und Krippen, an der Blindenpflege (durch Herstellung von Werken in Blindenkurzschrift für die neugegründete „Zentralbibliothek für die Blinden Deutschlands“) beteiligt sowie an der Haus- und Frauenpflege (260 Fälle), wie Arbeitsbeschaffung, hauswirtschaftliche Anleitung usw. Die monatlichen Kreisversammlungen vermitteln den Austausch der Erfahrungen. Endlich wurden die „öffentlichen Bücherhallen“ die „Sonntäglichen Heimstuben für weibliche Hausangestellte“ unterstützt und Lesegruppen organisiert. Bei diesem umfangreichen Gebiete ist es erklärlich, daß die Zahl der Helferinnen noch nicht ausreicht.

#### Deutscher Lehrerinnenverein in England.

Im vorigen Jahre hatte der Verein ein Preis-ausschreiben für die englischen Schüler seiner Mitglieder erlassen, dessen Zweck war, die englische Jugend, welche bekanntlich an solche Anregung von Kindheit an gewöhnt ist, zum fleißigen Deutschlernen anzuspornen. Der Erfolg, der hierdurch erzielt wurde, war ein wirklich glänzender zu nennen. Am 18. November fand die Preisverteilung statt. 24 junge Mädchen und ein Knabe, die Preise erlangt hatten, waren für die Festlichkeit mit ihren Müttern oder Erzieherinnen erschienen — mehrere Kinder sogar weither vom Lande. Lady Aberdeen, deren Name nun auch in Deutschland weit und breit bekannt ist, hatte sich freundlichst bereit erklärt die Preise zu verteilen, die in silbernen für den Zweck geprägten Schillermedaillen und Büchern bestanden. Frä. Abelman begrüßte Lady Aberdeen mit einigen herzlichen Worten und motivierte die Neueinrichtung der Preisbewerbung, die von jetzt ab alljährlich stattfinden soll. — Nachdem Lady Aberdeen den Betreffenden die Preise überreicht hatte, ergriff sie selbst das Wort und wies darauf hin, daß sie im vergangenen Sommer beim Besuche des Berliner Kongresses als Präsidentin des International Council of Women ganz besonders davon frappiert gewesen sei, wie gut und fließend sich die deutschen Frauen und Mädchen in den Fremdsprachen auszudrücken gewußt hätten. Dies habe außerordentlich zur Erleichterung des Verkehrs mit den Ausländerinnen beigetragen und manchen sonst unvermeidlichen Mißverständnissen vorgebeugt. Sie glaube nicht, daß englische Frauen und Mädchen in gleichem Maße das gleiche Können aufweisen würden. Durch die deutschen Erzieherinnen sei ihnen die Gelegenheit geboten, die deutsche Sprache gründlich zu erlernen, woburd ihre Brauchbarkeit für ihr späteres soziales Leben und Wirken bedeutend erhöht würde. „Wir älteren Frauen“, sagte Lady Aberdeen, „fühlen es sehr, wie viel mehr Gelegenheiten zur Weiterbildung der heutigen Jugend geboten werden, aber wir freuen uns darüber.“

Indem sie den glücklichen Bewerberinnen zum Schluß nochmals herzlich gratulierte, wünschte sie ihnen zu ihrem Weiterstudium ferneren guten Erfolgs.

#### Die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung,

die planmäßig bemüht ist, den besten Besitz des deutschen Schrifttums in den weitesten Kreisen unseres Volkes zu verbreiten, um unseren Dichtern dadurch das schönste und von ihnen selbst am meisten gewünschte Denkmal zu setzen, bedarf zur gründlichen Erledigung der literarischen Vorarbeiten, die in jedem einzelnen Falle notwendig sind, einer Handbibliothek, da es sich als unmöglich erwiesen hat, alle Bücher, die auf kürzere oder längere Zeit gebraucht werden, aus öffentlichen Bibliotheken zu beschaffen, zumal unsere großen Bibliotheken bekanntlich gerade auf dem Gebiete der schönen Literatur recht kümmerlich versorgt zu sein pflegen. Zur Schaffung der Handbibliothek richtet die Stiftung nun an alle ihre Freunde die herzliche Bitte, Bücher, die ihr von Nutzen sein könnten und die vielleicht schon seit längerer Zeit unbenutzt im Bücherschranke stehen, der Stiftung geschenktweise zu überlassen. Es handelt sich insbesondere um literaturgeschichtliche Bücher, um die gesammelten Werke deutscher Dichter (nicht nur der Klassiker), um Anthologien und andere Sammlungen, ferner um Erstdrucke bedeutender Dichterverke, Romane und Novellen der letzten 50 Jahre und endlich um vollständige Bände von Zeitschriften, wie „Deutsche Rundschau“, „Westermanns Monatshefte“ und ähnliche. Für Zuewendungen aller solcher Werke würde die Stiftung sehr dankbar sein. Sollte sie das eine oder andere Werk schon besitzen, so würde sie es auf Wunsch dem Geber zurückstellen, andernfalls aber im eigenen Interesse verwenden.

Die Dichter-Gedächtnisstiftung erläßt ferner einen Aufruf zur Stiftung einer Schillergabe. Sie ist sich bewußt, durch ihre Arbeit in ganz besonderem Maße dem geistigen Erbe Schillers, dem Gebanten der Erziehung des Volkes durch die Kunst, zu dienen. Sie erwartet deshalb, daß gerade das Schillerjahr, das so viele von neuem mit dem Gefühl tiefer innerlicher Verpflichtung gegen den Dichterphilosophen durchdringen wird, ihren Bestrebungen neue Freunde zuführen wird. Wer sich nicht zu einem jährlichen Beitrag verpflichten kann, wird gebeten, durch eine einmalige Spende eine Schillergabe zusammenbringen zu helfen, die zunächst für die Verbreitung schillerischer Werke, dann aber auch für die allgemeinen Zwecke der Stiftung verwertet werden soll.

Auskunft über die Stiftung kann unter der Adresse „Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung, Hamburg-Großborstel“ erbeten werden. Beiträge für die Schillergabe werden von folgenden Stellen entgegengenommen: Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung in Hamburg-Großborstel; Deutsche Bank und ihre sämtlichen Zweiganstalten und Depositentassen für das Konto: Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung; k. k. Postsparkasse, Wien, auf Konto Nr. 859 112 (Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung); Schweizerische Volksbank, Bern, und ihre Depositentassen für das Konto: Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung.



# ZUR FRAUEN- BEWEGUNG.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

## Bildungswesen.

\* An der Berliner Universität sind in diesem Jahr 650 Hörerinnen zugelassen. Davon sind 90 Abiturientinnen und 160 Ausländerinnen. Mit diesen 650 Frauen ist die bis jetzt höchste Semesterfrequenz in Berlin erreicht.

\* Als Assistentin an der Universitätsirren-Klinik des Prof. Nist in Heidelberg wurde Dr med. Olga von Leonowa ernannt. Am Zoologischen Institut und Museum wirkt schon seit mehreren Semestern Dr phil. Clara Hamburger.

\* Weibliche Gymnasiallehrer. Der „Südwest-deutschen Korrespondenz“ zufolge soll sich der badische Kultusminister dahin ausgesprochen haben, daß einer Anstellung von solchen Frauen, die das philologische Staatsexamen bestanden haben, an Gymnasien nichts im Wege stehe. Es wird damit in erster Linie das Mädchengymnasium in Karlsruhe gemeint sein, doch sollen auch die unteren Klassen der Knabengymnasien in Betracht gezogen werden.

\* Eine Resolution zur Mädchenschulreform faßte eine Versammlung der sechs badischen Abteilungen des Vereins „Frauenbildung — Frauenstudium“, die von Frau Hofrat Steinmann-Freiburg geleitet wurde. Fräulein Jungt-Karlsruhe verbreitete sich über die Reformbewegung auf dem Gebiete der höheren Mädchenschule und nahm, wie die Korreferentin Fräulein Schlotmann-Freiburg, entschiedene Stellung gegen die Denkschrift des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen, in der dargelegt wird, daß die zehnjährige höhere Mädchenschule nach wie vor die Stätte allgemeiner höherer Mädchenbildung bleibe, wenn auch eine Umgestaltung des Lehrplans geboten erscheine. Beide Rednerinnen vertraten den Lehrplan einer Reformschule für Mädchen mit 13 aufsteigenden Klassen mit dem Hinweis darauf, daß unsere höheren Mädchenschulen in Anstalten umgewandelt werden müßten, welche dem erweiterten Bildungsbedürfnis

der Gegenwart Rechnung trügen. Eine Resolution in diesem Sinne fand einstimmige Annahme.

\* Eine Realgymnasialklasse für Mädchen ist in Kassel durch die dortige Abteilung des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium eröffnet worden.

\* Die Mitteilung, daß auch die Wiener Universität nur jene Naturantinnen als ordentliche Hörerinnen zuläßt, welche ihr Abiturium mit Auszeichnung bestanden, fand aus der österr. Presse den Weg in alle Frauenblätter des Auslandes. Das Unterrichtsministerium hat nunmehr diese Nachricht als unwahr berichtigt.

\* Zum Frauenstudium in Rußland. Der neue Minister der Volksaufklärung in Rußland, General Glasow, hat sich bei seinem Besuch der Universitäten Dorpat, Kiew und Charkow ablehnend gegen die Errichtung von Hochschulkursen für Frauen ausgesprochen. Die Regierung hat noch bis vor kurzem auf dem entgegengesetzten Standpunkt gestanden, und der jetzige Gehilfe des Ministers, Dr Lufjanow, hat sich noch im vergangenen Jahre in Odessa im Namen des Ministeriums entschieden für die Förderung der höheren Frauenbildung erklärt. Die „Tägliche Rundschau“, der wir diese Notiz entnehmen, bemerkt dazu: „Wie es heißt, soll der plötzliche Umschwung der Gesinnung, mit dem die russische Gesellschaft sehr wenig einverstanden ist, auf den Einfluß einer hohen Dame zurückzuführen sein.“ — Auch ein Kulturbild übrigens!

## Berufliches.

\* Lehrerinnen an Berliner Gemeindeschulen. Im Schuljahr 1903/1904 sind von 137 neuen Stellen an Berliner Gemeindeschulen nur 11 (!) mit Lehrerinnen besetzt worden. Die Lehrerinnen haben jetzt zirkä 35% aller Stellen inne. Das scheint den maßgebenden Behörden schon zu viel zu sein, trotzdem das Prinzip, die Mädchen-erziehung in die Hand der Frauen zu legen, damit noch weit von seiner Durchführung ist.

\* Zur **Pflichtfortbildungsschule für weibliche Angestellte in Berlin**. Die Berliner Stadtverordneten genehmigten in einer Sitzung vom 24. Februar alle Vorlagen, welche die Einrichtung von unentgeltlichen Pflichtfortbildungsschulen in Berlin zum Zweck haben, auf Grund der Anträge des vorbereitenden Ausschusses. Die Stadtverordneten ersuchten dann um eine Vorlage, die den Frauen, nach Maßgabe der Gewerbeordnung, die Wohltat der obligatorischen Fortbildungsschule zuteil werden läßt.

\* Die **Frauenarbeit im russischen Eisenbahndienst** ist in den letzten Jahren sehr ausgedehnt worden. Nach den neuesten Ausweisen arbeiten an den 25 Staatsbahnen nicht weniger als 22 000 Frauen auf den verschiedensten Gebieten, sogar als — Wächterinnen. Das Gehalt ist verhältnismäßig sehr niedrig und beläuft sich durchschnittlich nur auf 130—135 Rubel jährlich. Die Buchhalterinnen bekommen 450 Rubel, die Bahnwächterinnen nur etwa 40 Rubel jährlich neben freier Dienstwohnung und geringen sonstigen Zuwendungen.

### Soziale Fürsorge.

\* **Zwölf Waisenspfegerinnen** sind den Bezirkswoisenträten von Spandau zugeordnet worden. Eine neue Arbeit eröffnet sich der ständigen „Kommission zur Einführung von Frauen in die städtische Armen- und Waisenspflege“ in der Beaufsichtigung der Haltekinder, die ihr dadurch übertragen worden ist, daß ihr auf Antrag des Stadtarztes von der Polizeibehörde die Liste dieser in Familienpflege gegebenen Kinder ausgeliefert wurde. Bisher standen letztere nur unter Aufsicht des Stadtarztes und der Polizei.

\* Eine **Rechtshilfsstelle für Frauen** wird inachen ins Leben treten.

### Die rechtliche Stellung der Frau.

\* Für das **Frauenstimmrecht in Ungarn** wird demnächst der Abgeordnete Heutaller einen Beschlußantrag einreichen, den laut Parteibeschluss die ganze Unabhängigkeitspartei unterstützen wird. Heutaller betont seit 25 Jahren die Notwendigkeit des Frauenstimmrechtes und ergreift die Gelegenheit, da die Ausdehnung des Wahlrechtes — das in Ungarn nur einem ganz beschränkten Kreise zusteht (von 20 Millionen Einwohnern nicht einmal 1 Million) — auf die Tagesordnung kommt, seine Forderung auch auf parlamentarischem Boden zu erheben. Für jene, die glauben könnten, in einem Land wie Ungarn, wo die Frauenbewegung noch ganz in den Anfängen steckt, sei eine solche Forderung ein sprunghafter Schritt, möchte ich be-

merken, daß sie eben nicht aus der Entwicklung unserer Frauenbewegung hervorgeht, sondern aus dem Geist der ungarischen Verfassung, die viele Jahrhunderte hindurch Frauen politische Rechte gewährt hat, welche ihnen erst im Revolutionsjahr, bei der parlamentarischen Reform genommen wurden. (Neues Frauenleben.)

\* Zum **kommunalen Wahlrecht der Frauen in Norwegen**. In den Städten Norwegens haben am 6. Dezember die Kommunalwahlen stattgefunden, die wieder einen interessanten Beitrag zur Verschiebung der Machtverhältnisse in den norwegischen Stadtverwaltungen liefern. Es zeigt sich auch diesmal wieder mit aller Deutlichkeit, daß der Stern der Radikalen wie in der Politik so auch im Kommunalwesen im Sinken ist, denn die radikale Partei, die bis 1898 in der 64 Mitglieder starken Kommunalvertretung von Christiania die Mehrheit hatte, aber 1901 auf 16 Mann zurückging, verfügt nummehr nur über 11 Mitglieder. Die Rechte küßte einige Plätze ein, behauptet aber immer noch mit 45 Mitgliedern die Herrschaft. Einen großen Zuwachs in der Kommunalvertretung erfuhren wieder die Sozialdemokraten, deren Zahl von 14 auf 22 stieg. Auch aus anderen Städten wird ein Erfolg der Rechten und der Sozialdemokratie gemeldet. Die bemerkenswerteste Erscheinung bei den norwegischen Kommunalwahlen ist jedoch die Teilnahme der Frauen. In einigen Wahlkreisen stimmten mindestens ebenso viele Frauen wie Männer. Mitunter erschienen Arbeiterfrauen mit Kindern an der Hand an der Wahlurne. Offenbar kommt die Teilnahme der Frauen an den Kommunalwahlen hauptsächlich der Rechten und der Sozialdemokratie zu gute, weil die Wirtschaftspolitik der Radikalen den Kommunen eine so hohe Steuerlast auferlegt hat, daß sich jetzt eine unaufhaltbare Reaktion bemerkbar macht. — Wir geben diese Mitteilung der „Vossischen Zeitung“ vorläufig ohne Kommentar, hoffen aber in der nächsten Nummer eingehend und zwar von authentischer Seite über den Einfluß des Frauenwahlrechtes auf den diesjährigen Wahlausfall berichten zu können.

### Personalmeldungen.

\* Im November feierte Fräulein Rosa Paqvallen in Helsingfors den 40. Jahrestag ihres Eintritts in den Postdienst. Sie ist in Wiborg, Kurnes, Lavastehus und Lahtis tätig gewesen, ehe sie 1888 die Stellung als Expediente in Helsingfors erhielt, die sie jetzt noch inne hat. Trotz ihrer anstrengenden Wirksamkeit ist sie noch heute im 64. Lebensjahre von großer körperlicher

und geistiger Frische. Da Fräulein Paqvalén allgemein beliebt ist, wurden ihr an ihrem Jubiläum zahlreiche Ehrungen zu teil.

\* **Magdalene Thoresen**, der bekannten dänischen Schriftstellerin, der Schwiegermutter Ibsens, ist von Freunden ein Denkmal gesetzt, das man kürzlich enthüllte. Der Stein trägt ein Porträtmedaillon der Verstorbenen, gearbeitet von Professor Saabye. Am Grabe sprachen Professor Ric. Bøgh sowie im Namen des dänischen Frauenbundes Emma Gad, und eine Tochter Magdalene Thoresens dankte.

### Eingelandt.

\* Ich habe in einem Artikel des Oktoberheftes der „Frau“ gegen Ausführungen von Dr Michels auf der Konferenz sozialistischer Frauen polemisiert, die besagten, daß durch die Anwesenheit sozialistischer Frauen das Gewissen der bürgerlichen Frauen geschärft worden wäre. Dr Michels hat mir nunmehr mitgeteilt, daß ich seine Worte anders aufgefaßt habe, als sie gemeint waren. Er habe an der Loyalität, dem guten Willen, dem ruhigen Gewissen der bürgerlichen Frauen (wenigstens in ihrer Majorität) nie gezweifelt. Er berechtigt mich ausdrücklich zu der Erklärung, daß es ihm sogar sympathisch aufgefallen sei, daß die bürgerlichen Frauen auf dem Kongreß — den Zeitungsberichten nach zu schließen — die Abgabe der Sozialistinnen, am Kongresse teilzunehmen, nicht, wie es doch nahe gelegen hätte und menschlich begreiflich gewesen wäre, polemisch ausgenutzt und die sozialistische Frauenbewegung vor dem zu einem großen Teile nicht kontrollfähigen Publikum angegriffen haben. Was er mit seinen Worten über das Schärfen des Gewissens der bürgerlichen Frauen im Falle der offiziellen Anwesenheit von Sozialistinnen auf dem Kongreß hat ausdrücken wollen, ist seine Über-

zeugung, daß erstere — nicht aus Berechnung, aber instinktiv — in diesem Falle eine Reihe von Handlungen auf dem Kongreß (die bekannten Besuche, die hohen Eintrittspreise, die dem Kongreß einen plutokratischen Beigeschmack verliehen u. a.), die nach seiner Ansicht als „unsoziale“ Handlungen zu werten seien, voraussichtlich unterlassen haben würden.

Ich muß allerdings hinzufügen, daß diese nähere Darlegung des Herrn Dr Michels mich nicht überzeugt hat, daß ich nach wie vor den Standpunkt vertrete, daß es den bürgerlichen Frauen an der nötigen Gewissenhaftigkeit (sowohl persönlicher wie sozialer, die m. E. nicht zu scheiden sind) nicht gefehlt habe.

Alice Salomon.

### Totenichau.

\* Am 15. Oktober starb in Södertelje Dr Anna Stecksén. Der Tod der hochbegabten jungen Ärztin hat in weiten Kreisen Schwedens aufrichtige Teilnahme hervorgerufen. Die erst Einunddreißigjährige, eine Tochter des Generalmajors Stecksén, ist ein Opfer ihres Berufs geworden. Sie erlag, wie die Stockholmer Zeitung Idun berichtet, einer Bakterienkrankheit, die sie sich bei bakteriologischen Untersuchungen zugezogen hatte. Anna Stecksén war die erste Frau, die in Schweden zum Doktor der Medizin promoviert wurde und zwar im Jahre 1900, nachdem sie in Upsala, Stockholm, Tübingen und Paris studiert und die verschiedenen Examen in Stockholm bestanden hatte. Es spricht für die Trefflichkeit ihrer Leistungen und die Höhe der auf sie gesetzten Erwartungen, daß ihr zwei größere Stipendien (das eine vom Fredrika Bremer-Verein) verliehen worden waren, um ihrem Wunsche gemäß ihre Studien noch fortzusetzen; da ergriff sie das tödliche Uebel, das sie langsam hinwegnahm.

## ➤ Bücherschau. ➤

### Zur Frauenfrage.

„**Vom Frauenstimmrecht**“ insbesondere in kirchlichen Angelegenheiten, von A. Locher, Regierungsrat in Zürich. Zürich. Drell Fuchsli 1903. (Pr. 0,80 M.) Die Broschüre erscheint als Separat-Abdruck aus dem Schweizerischen Zentralblatt für Staats- und Gemeindeverwaltung. Sie bespricht im Anschluß an die bekannte Eingabe der Union für Frauenbestrebungen an den Kantonsrat von Zürich, betreffend das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten, die Lage des Frauenstimmrechts auf allen Gebieten der Selbstverwaltung in der Schweiz. Von besonderem Interesse für die gerade in Deutschland sehr leb-

hafte Agitation für das Frauenwahlrecht für die Schuldeputationen sind seine Mitteilungen über den Stand dieser Verhältnisse in der Schweiz. Seine prinzipielle Stellung zu der Frage spricht der Verfasser mit folgenden Worten aus: „Je mehr das weibliche Geschlecht von dem Besuch der Bildungsanstalten, die bisher nur vom männlichen Geschlecht benutzt worden sind, Gebrauch macht, je mehr die Teilnahme des weiblichen Geschlechts am Erwerbsleben wächst und damit die Zahl der in unabhängiger Stellung lebenden Frauen zunimmt, je mehr unter dem Einfluß der zur Wahrung ihrer zivilrechtlichen Stellung zusammen tretenden Frauen die in der Gesetzgebung festgelegten privatrechtlichen Beschränkungen des weib-



lichen Geschlechts schwinden, und je mehr auch aus sozialpolitischen Gründen die politische Gleichberechtigung der Frau als eine Forderung der Berechtigung anerkannt wird, um so sicherer wird die Zeit der sogenannten Emanzipation kommen." Der Verfasser fordert also eine Weiterentwicklung des Frauenstimmrechts nicht von Allgemeinen theoretischen Erwägungen aus, sondern als eine Konsequenz der historischen Entwicklung, durch welche die Frau in immer weiterem Maße in das öffentliche Leben hineingetrieben worden ist. Und als ein Anhänger einer solchen schrittweise sich vollziehenden Erweiterung der öffentlichen Rechte der Frauen ist er der Ansicht, daß die Beteiligung der Frauen an der Verwaltung von Kirche und Schule die erste Etappe auf dem Wege zur politischen Gleichberechtigung sein müsse.

**„Frauenrecht und Logik“** von Karl Federn. Verlag Renaissance, Schmargendorf-Berlin. (Preis 0,20 Mark.) Die kleine Broschüre bietet eine gut geschriebene Zusammenfassung des feministischen Programms. Der Verfasser steht, wie alle modernen Vertreter der Frauenbewegung, auf dem Standpunkt, die festliche Verschiedenheit der Geschlechter als Grundlage aller feministischen Forderungen zu betrachten. Als Übersetzer des bekannten Buches von Carpenter „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden“ und des Buches über die freie Ehe von Jacques Mésnil dürfte er in Frauenkreisen wohl schon bekannt sein.

**„Der Mädchenhandel und seine Bekämpfung“**, von Dr. Joseph Schrank, Präsident der österreichischen Liga zur Bekämpfung des Mädchenhandels. Wien 1904. (Im Selbstverlag des Verfassers.) Das umfangreiche, zirka 250 Seiten umfassende Buch beruht auf sorgfältigen theoretischen Studien und reichen praktischen Erfahrungen und Untersuchungen. Der Verfasser gibt zuerst eine Darstellung über die Ausdehnung und den Betrieb des Mädchenhandels im allgemeinen und zwar sowohl über den Handel nach dem Orient, nach Indien, Ostasien und Südamerika, wie auch nach Rußland, nach der Schweiz, Holland und Belgien. Er berichtet in dem zweiten umfangreicheren Teil seines Buches über die bisher inszenierten Bestrebungen, den Mädchenhandel zu bekämpfen und beleuchtet die Aufgabe der Regierungen und öffentlichen Körperschaften einerseits, die Arbeit und die Arbeitsmethoden von Vereinen und Privaten andererseits. Ein reichhaltiges Literaturverzeichnis gibt nicht nur über die Studien des Verfassers selbst Nachricht, sondern es ermöglicht auch dem Leser, sich über irgend ein Spezialgebiet noch näher zu unterrichten. Was die Anschauungen des Verfassers betrifft, so vertritt er im Gegensatz zu den Frauenvereinen, die immer wieder darauf aufmerksam machen, daß sich der Mädchenhandel nur im Zusammenhange mit dem Bordellwesen und der Reglementierung bekämpfen lasse, den Standpunkt, daß die Bekämpfung des Mädchenhandels von diesen Verhältnissen abzuheben und sich ausschließlich auf ihre eigene Aufgabe im engsten Sinne zu beschränken habe.

**„Frauenführer“**. Auskunftsbuch über Vereine, Ausbildungsgelegenheiten und Wohlfahrtsinstitutionen in Berlin. Dritte Auflage. Verlag von Karl Habel, Berlin SW. 1904. Das Handbuch

gibt über die bestehenden besonders für Frauen in betracht kommenden Wohlfahrtsinstitutionen, Vereine, Berufsausbildungsanstalten usw. zuverlässige und dem gegenwärtigen Stand entsprechende Auskunft. Dadurch, daß bisher in kurzer Folge neue Auflagen erschienen sind, war es möglich, auf jedem Gebiet die neuesten Informationen zu verwerten, und der Verlag hat es nicht daran fehlen lassen, sich diese Informationen zu verschaffen.

**„Mutterschaft und Mütter“**. Kulturgeschichtliche Studie von Adele Crepaz. Leipzig, Verlag von Otto Wigand 1905. Die Verfasserin hat die Stellung der Mutter bei den Natur- und Kulturvölkern untersucht, oder besser gesagt, sie hat allerlei interessantes kulturhistorisches Material zu ihrem Thema zusammengetragen. Als eine tiefgründige, in weite soziologische und geistige Zusammenhänge eindringende Arbeit kann das Buch nicht gelten, aber hier und da in historischen Zeugnissen von der Wertung der Mutter, von ihrer sozialen Stellung sowohl als der Erfassung und Erfüllung des Mutterberufes durch hervorragende Frauen zu blättern, gibt es reichliche Gelegenheit.

**„Zur Reform des Strafrechts“** von Dr. jur. Marie Raschke Verlag der Frauenrundschau, Berlin SW. 11. (Preis 0,80 Mark.) Die Broschüre enthält zwei auf gewissenhaftem Studium beruhende Abhandlungen. Die erste bespricht die strafrechtliche Behandlung der Kinder und Jugendlichen, die zweite die der vermindert Zurechnungsfähigen. Die beiden Arbeiten seien all denen empfohlen, die sich für die z. B. bestehenden modernen, im Prinzip durch den Namen des Professors von Böttz bezeichneten Gedanken auf dem Gebiete der Kriminalistik interessieren.

**„Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen“**. Von Bogumil Golsz. 6. Aufl. Mit dem Porträt und einer biographischen Skizze des Verfassers von Dr. Erich Janke. Berlin, Otto Janke. (Preis 2 Mark, geb. 3 Mark.) Bogumil Golsz gehört noch ganz in die Zeit hinein, in der „die Frauen“ lediglich als Massenbegriff figurierten. Sein Buch hat heute nur noch historischen Wert, ist aber da von nicht zu verachtender Bedeutung. „Nur der Mann kann das Weib unterrichten“, ist einer der Grundsätze des Verfassers; was er im einzelnen darüber und über andere Eigenschaften der Frauen zu sagen weiß, ist nicht sowohl ein Urteil über die Frau als über den Mann der damaligen Zeit.

**„Weihnachtsbuch“** von Hedwig Weis. Zu beziehen durch Beyer & Sohn, Kunsthandlung, Leipzig. Die enge Verbindung des schmückenden Elements mit einer ganz neuen und höchst persönlichen Durchdringung der alten Bildstoffe, vortragen in zartfarbig ahnenden Schattentönen und verschwimmenden Konturen, gibt dem Buch seine Eigenart unter den modernen Künstlerillustrationen. Der Verkündigungengel als Handmotiv: Ein strenger Knabe, fest auftretend, mit zurückgenommenem Arm und vorgebeugtem Kopf — also mit Auge und Mund sprechend, während in den alten Darstellungen die vorgestreckte Hand die Botschaft brachte. Solcher künstlerischen Neu-

inspirationen gibt es mehr in diesen Blättern. Sie sind begleitet, umkränzt, eingeholt von Tannen, Rosen und Lichterfolgen. Titel, Vorsatzpapier und Einband vereinigen sich innigst mit dem Bildschmuck durch das gleiche Ausdrucksmittel eines ahnenden, zugleich weich und stark fühlenden Impressionismus. Eine Bereicherung der Arten von Buchillustration, die neuerdings fast ausschließlich von der Linie beherrscht war. Wo sich aber eine freimalerische Phantasie der Druckseite bemächtigte, da fehlte es an Rhythmus, um sich mit dem gegebenen Papierformat und den Typengruppen voller Gefälligkeit auseinander zu setzen. Hedwig Weiß aber bringt die Figuren- und Fleckenskomplexe in so fest abgemessenem Gleichgewicht auf das Papier, fügt die beiden zusammengehörigen Seiten — jedesmal das Paar, das man auf einmal sieht — in ein so bestimmtes Verhältnis, daß das Auge auch von dieser scheinbaren Freiheit eine wohlthätige Beruhigung erfährt. Sie rührt immer von der willigen Befolgung eines Gesetzes her. Die andeutende Vortragsweise macht, daß man nur Ornamente zu sehen glaubt, so lange man die Weihnachtslieder liest und daß bei näherer Beschäftigung das starke Leben der Gestalten überrascht. Das alles ist traumhaft weich und instinktiv gemacht; ich vermute, die Künstlerin wäre erstaunt, wenn sie hörte, man wolle Absicht und bewußte Rechnung in diesem Werkchen finden. Sie widmet es denen, die im Unbewußten leben, den künstlerischen Naturen, den Müttern und ihren Kindern.

A. L. P.

„**Exzentrische Novellen**“ von Hermann Bang. S. Fischer Verlag, Berlin 1905. (Preis geb. 4 Mark, geb. 5 Mark.) In die Welt des Circus, zu Akrobaten und Löwenbändigern — und dann wieder in das Seelenleben eines Kellners; in das stille Heim alter Stiftsdamen, die einen Garbekleutnant bemuttern und scheitern sehen müssen; zu einem Wunderkinde, das mit zwanzig Jahren vor dem Lebensruin steht, und dann wieder zu einer armen, kleinen Hobeit, die nur von fern einmal ahnt, was Leben heißt — so geht es treppauf, treppab, und überall ist der Dichter mit intimster Kenntnis zu Hause. All diese außerhalb der gewöhnlichen Welt stehenden Existenzen sind mit feltamer Sehrgabe geschaut, ihr Nervenleben ist mit einer unheimlichen Exaktheit bloßgelegt, die an die Kunst des sezierenden Anatomen erinnert. Verstärkt wird der Eindruck durch die absolute Enthaltsamkeit, die sich der Dichter seinem Objekt gegenüber auferlegt; nicht die leiseste Spur einer unmittelbaren inneren Beteiligung ist stehen geblieben. Die Bilder, die dem Bande beigegeben sind, muten im ersten Augenblick kindlich an — wie ein Stammeln der Zeichenkunst. Und ist der Band durchlesen, so meint man, daß zu den exzentrischen Novellen keine andere Kunst als diese exzentrische passen würde. Die Leser der „Frau“, denen die Novelle „Ihre Hobeit“ (Oktoberheft 1902) bekannt ist, werden sich die Kenntnis der übrigen Erzählungen kaum entgehen lassen.

„**Aus einem Arbeiterleben**“. Skizzen von Carl Fischer. Jena und Leipzig, Eugen Diederichs. (Preis geheftet 1,80 Mark, gebunden 2,50 Mark.) Die Skizzen sind einzelne Reststücke der Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters, die im Novemberheft 1903 in einem

ausführlichen Artikel besprochen worden sind. Sie konnten aus Raummangel in jenem größeren Werke nicht mehr verwendet werden, stehen aber an Wert den „Denkwürdigkeiten“ in keiner Weise nach. Die Kapitel „Eine Ausgemiesene“, „Beim Bau des Stahlwerks“ und besonders der kleine, schriftstellerische Erstling des Verfassers „Meisterstand“ dürften sogar zu dem Eigenartigsten gehören, was dieser seltsame „Meister“ geschrieben hat. Auch hier, wie in dem ersten Buche, wieder nichts Erotisches; nur einmal die Andeutung, er sei in Bezug auf seinen Anzug „schrecklich ehrgeizig“ geworden, und „das war ganz allein von einem Mädchen hergekommen.“ Wir geben der Hoffnung, die Paul Göhre im Vorwort ausspricht, diese Skizzen möchten „im Interesse ihres Verfassers“ ebensoviele Leser finden wie die vorhergehenden Bücher, auch hier Ausdruck.

„**Frauen**“. Novellen von Helene Christaller; Jugendheim, Suevia-Verlag, 1904. Die Novellen geben Bilder und Einblicke aus dem Leben der modernen Frau, der Frau, die um die Ehrlichkeit ihres inneren Lebens zu ringen hat, die mit schärferen Augen und regerem Gewissen in die sozialen Verhältnisse, die sie umgeben, hineinschaut. Aber sie sprechen zugleich auch von dem urewigen, an keine Zeit und keine Entwicklung gebundenen Wesen des Weibes, das sich in bedingungsloser Liebe dem Geliebten hingibt, einer Liebe, die stärker ist, als der Tod. Und doch ist die Stellung der Verfasserin selbst zu solcher Hingabe und solchem Opfer nicht die, die man noch vor Jahrzehnten zum Frauenschicksal hatte. Besonders die erste der Novellen zeigt mit tiefem, schonungslosen Ernst die Härte und Grausamkeit, mit der Egoismus und Gedankenlosigkeit das Opfer eines solchen Frauenlebens fordert und hinnimmt. Die Verfasserin ist unserem Leserkreis nicht unbekannt, einzelne Novellen dieser Sammlung sind zum erstenmal in der „Frau“ erschienen. Gewiß wird mancher Leser die alte Bekanntschaft gern erneuern und ergänzen.

„**Das böse Prinzgeßchen**“, ein Märchenspiel für Kinder in drei Aufzügen von Gabriele Reuter. Begleitende Musik von Max Marschall. S. Fischer Verlag, 1905. Gabriele Reuter hat mit seinem Empfinden den Märchentön in diesem Spiel von dem bösen Prinzgeßchen erfaßt, den Ton, der wie kein anderer zu Kindern spricht und Kinder fesselt. Die Geschichte vom bösen Prinzgeßchen, das von seiner Selbstsucht und seinem Hochmut durch Hexen und Feen bekehrt wird und schließlich durch eine Tat der Aufopferung und Selbstlosigkeit den Prinzen erlöst und selbst in Gnaden wieder aufgenommen wird, erinnert an die reizende kleine Kindergeschichte, die Marie von Ebner-Eschenbach uns im vorigen Jahre geschenkt hat. Die Sprache ist so fein bei ihrer Einfachheit und Schlichtheit, das Hineinragen der Natur und aller mit Märchen verknüpften Phantastievorstellungen gibt eine so lebendige und stark empfundene Stimmung, daß man wohl das Kind beneiden kann, dem edle Kunst eine solche Wunderwelt reiner Einbrüche erschließt. Das Märchenspiel wird hoffentlich die leeren und albernsten Ausstattungstücke, mit denen man zu Weihnachten an unseren Bühnen den Geschmack der Kinder zu verderben und ihre Phantasie zu überreizen gewohnt ist, aus dem Felde schlagen.

„**Similde Hegewalt**“. Roman von Franz Adam Beyerlein. 1.—25. Tausend. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin NW. 52. (Preis geb. Mark 3,50, geb. 5 Mark.) Der neue Roman von Beyerlein ist bekanntlich wieder ein großer buchhändlerischer Erfolg. Man kann das verstehen. Die Technik besonders des ersten Teils ist überaus geschickt, die Situationen sind so spannend, daß man über Unwahrscheinlichkeiten, die ein „Ich“-Roman leicht mit sich bringt, hinwegsieht. Die Sprache ist knapp und angemessen; heikle Themen sind mit großer Dezentz behandelt, die Charaktere sind gut durchgeführt und interessieren durchweg. Der zweite Teil fällt dagegen etwas ab, wie zweite Teile das oft zu tun pflegen. Immerhin ist darin die unerbittliche Konsequenz aus den Prämissen scharf und richtig gezogen. Legt man nun freilich einen höheren Maßstab an das Buch an, fragt man sich, was bleibt uns aus der Lektüre an dauerndem Besitz, so versagt es. Es gehört zu den Büchern, die man gern durchliest, aber nicht durchlebt.

„**Auf neuen Wegen**“. Roman von Klaus Rittland. Dresden, Carl Reißner. „Auf neuen Wegen“ ist ein Tendenzroman. Er will beweisen, daß man nicht zugleich Frau und Mutter und Ärztin und wissenschaftliche Arbeiterin sein kann. Aus dieser Tendenz heraus kommt ihm so mancher Zug, der nicht typisch ist, so manche — wenn auch niemals geschmacklose — kleine Übertreibung. Daß ein Frauenschicksal der hier geschilderten Art nicht so zu verlaufen braucht, wie es hier verläuft, davon kann manche gesunde Existenz ein Zeugnis ablegen, dem sich auch die nicht verschließen können, die prinzipiell gegen eine Verbindung von Beruf und Mutterchaft sind. Von der Tendenz aber abgesehen haben wir es mit einer Erzählung zu tun, die gut geschrieben ist und von Anfang bis zu Ende das Interesse zu fesseln weiß, auch fein beobachtete Züge in Fülle bringt, so daß man nicht nur annehme, sondern auch gewinnreiche Stunden dabei verbringen kann.

„**König Haß**“. Roman von Luise Westkirch. Berlin W. 50., Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ebbod. (Preis geheftet 3,50 Mark, gebunden 4,50 Mark.) Luise Westkirch hat das Leben des kleinen Bürgerstandes, dem die Personen ihrer neuesten Erzählung angehören, eingehend beobachtet. So gelingt es ihr, die seelische Unbeholfenheit, die für das Tun und Lassen der „kleinen Leute“ so oft verhängnisvoll wird, zu glaubhafter Darstellung zu bringen. Das Märchen vom „König Haß“ ist sehr geschickt in die Geschichte der jahrelangen Feindschaft zweier Männer verwoben, die diese innere Dumpfheit zu keiner ruhigen Prüfung, keiner Objektivität mehr kommen läßt. Auch der Hintergrund der Erzählung ist mit gewohnter Treue skizziert.

„**Schiller**“. Sein Leben und seine Werke. In zwei Bänden. Erster Band. Mit einer Photogravüre (Schiller im 27. Lebensjahre, von Anton Graff). 1. und 2. Auflage (1.—6. Tausend). München, C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. (Preis gebunden 6 Mark.) Es ist ein schöner Optimismus, mit dem Berger an seine Aufgabe herangeht, der heutigen Generation die

neue Eroberung des Schillerschen Erbes zu ermöglichen. Auch wer seinen Glauben an eine bevorstehende oder schon aktuelle Schiller-Renaissance nicht zu teilen vermag, wird Ursache haben, sich dieses Optimismus zu freuen. Er stellt die Stimmung dar, aus der heraus allein eine Darstellung des Schillerschen Idealismus zu überzeugender Wirkung gelangen kann. Ihm verdanken wir, das zeigt schon der vorliegende Band, ein tüchtiges Buch, das auf Grund fleißiger und eingehender Studien zu einer wirklichen Rekonstruktion des Schillerschen Entwicklungsganges gelangt. Der Band schließt mit der Berufung nach Jena ab. Der zweite Band, der das Werk zu Ende führen soll, wird voraussichtlich im Lauf des nächsten Jahres erscheinen.

„**Peter Rosegger**“, ein Charakterbild von Theodor Kappstein. Stuttgart 1904, Verlag von Greiner & Pfeiffer. In schöner Ausstattung gibt Theodor Kappstein das Lebensbild des Mannes, der, wie kaum ein anderer, bei uns populär geworden ist, der Volkstümlichkeit, Schlichtheit und Frische des Empfindens mit der gedanklichen Tiefe vereinigt, die ihn zu einem deutschen Kulturkämpfer des 19. Jahrhunderts gemacht hat. Die populär und lebendig geschriebene Biographie gibt dem Bild Roseggers, das seine Schriften in dem mit ihm vertrauten Leser nach und nach haben entstehen lassen, seinen Lebenshintergrund. Nichts von den aufwühlenden geistigen Kämpfen der Gegenwart bleibt seinem wachen und tiefen Geist erspart; zu den mannigfachen Problemen unseres inneren und sozialen Lebens hat er sich eine Stellung gesucht. Den Sinn des Lebens, um den der „Gottsucher“ seines größten Romans sich mühte, der alternde Dichter selbst hat ihn in seinem letzten Romane eines armen Sünderers gefunden: das ist das Evangelium der Liebe, der tiefen, ehrfürchtvollen, inneren Hingabe an die Welt und das Leben und an alle, die von uns zu fordern haben. Insofern ist die Dichterpersönlichkeit Roseggers für unsere Zeit schon eine abgeschlossene, mag auch der noch lebensfrische Künstler und noch mancherlei schenken. Einer abgeschlossenen Persönlichkeit gegenüber aber kann die biographische Darstellung ihre Aufgabe noch bei Lebzeiten des Künstlers erfüllen. Sie kommt damit zugleich einem Bedürfnis des Leserkreises entgegen, das vielleicht dann besonders lebhaft ist, wenn der Dichter selbst noch zu seinen Freunden spricht. Manches, was er zu sagen hat, wird aus diesen biographischen Zusammenhängen heraus deutlicher und lebendiger. So ist es ein Dienst am Dichter und am Leser.

„**Karoline von Humboldt in ihren Briefen an Alexander von Hennenkampff**“ nebst einer Charakteristik beider als Einleitung und einem Anhang von Albrecht Stauffer. Berlin 1904, Ernst Siegfried Mittler und Sohn. In dem vorliegenden Buche ist das neu veröffentlichte Briefmaterial ganz entschieden das Wertvollste. Die Charakteristik der Karoline von Humboldt und ihres Freundes, die der Verfasser hinzufügt, hat, so klar er sich vielleicht über das Wesen dieser einzigen Frau gewesen ist, nach Anlage und künstlerischer Form etwas Schwerfälliges und hilft so dem Geschauten nicht zu reiner Verkörperung. Wir sehen die Aufgabe der Charakteristik darin, uns

das Gesamtbild eines Menschen von einem Punkt aus auf Grund einer großen und tiefen Anschauung seines Wesens zu entwerfen; hier ist dieses Bild mosaikartig in verschiedene Teile zerlegt, die man im Leben und in der Wirklichkeit nicht trennen kann. Es wird da in einem Kapitel von Karolinen's Gesamtwesen gesprochen, in einem folgenden von ihrem Liebesvermögen, dann von ihrer Auffassung der Liebe und der Bestimmung der Frau, von ihrer Weltanschauung, dann über die Stufen ihrer inneren Entwicklung. Eine Einteilung, bei der, wie gesagt, ein lebendiges Gesamtbild nicht herauskommt, so treffend auch die Einzelbeobachtungen zuweilen sind, und so gewissenhaft sich der Verfasser in ihr Leben und ihren Gedankenaustausch mit ihren Freunden hineingearbeitet hat.

„**Was Grotmöder vertellt**“. Neue Folge. Ostholsteinische Volksmärchen, gesammelt von Wilhelm Wigger. Mit Bildern von Bernhard Winter. 1. bis 8. Tausend. Ausgewählt von den Prüfungsausschüssen für Jugendschriften zu Altona, Hamburg und Kiel und dem plattdeutschen Provinzialverband für Schleswig-Holstein. Verlegt bei Eugen Diebrichs, Jena 1905. Das kleine Bändchen enthält echtes Märchengut. Manches davon ist auch in hochdeutscher Uebersetzung bekannt, anderes wieder ganz lokal. Ein kleines Wörterverzeichnis der spezifisch ostholsteinischen Ausdrücke macht jedem die Lektüre zugänglich.

„**Paul Heyse, Romane**“. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen à 40 Pfg. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin. Von der neuen wohlfeilen Ausgabe von Paul Heyse's Romane, die im Cotta'schen Verlage erscheint, sind uns neuerdings die Lieferungen 8—14 zugegangen. Sie enthalten den zweiten Band der „Italienischen Romane“ (Auserstanden, Die Stückerin von Treviso, Beppo der Sternseher, Romulusentel, Die Heze vom Korso, Die Kaiserin von Spinetta, Die Frau Marchesa, Das Mädchen von Treppi). Die Vorzüge Heyse'scher Erzählungskunst treten auch in diesem Bande, in dem der Dichter äußerst fesselnde Bilder aus dem italienischen Leben bietet, glänzend zu Tage.

„**Der Krieg von 1859. Bismarck und die öffentliche Meinung in Deutschland**“. Von Annie Mittelstaedt, Dr. phil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. Die Arbeit soll nach der Absicht der Verfasserin „auf Grund des publizistischen Materials ein Stimmungsbild des Jahres 1859, seines so vielfach schwankenden und wechselnden politischen Empfindens, seiner Zwiespältigkeit und Verworrenheit geben, die nicht nur in der tief erregten öffentlichen Meinung und im Schoß der Parteien, sondern auch innerhalb der von diesen Faktoren zum großen Teil abhängigen Regierung herrschte.“ Es scheint uns, daß die Arbeit, die in ihrem ersten Drittel der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg als Dissertationschrift vorgelegt hat, ihrer Aufgabe durchaus gerecht geworden ist. Das ungeheure Material ist — und darin bestand ja die größte Schwierigkeit — in einer Weise bewältigt und ineinander gearbeitet, daß in der Tat ein volles Stimmungsbild herauskommt. Wir dürfen

uns dieser tüchtigen historisch-politischen Arbeit aus weiblicher Feder in jeder Beziehung freuen, umsomehr, als ja gerade für diese Art von Arbeit den Frauen Interesse und Fähigkeit abgesprochen zu werden pflegt.

„**Friedrich Hebbels sämtliche Werke**“. Herausgegeben und mit einer literarisch-biographischen Einleitung versehen von Adolf Bartels. Ein Band von 1056 Seiten Legiton-Ditav. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (Preis geb. 4 Mark.) Die Deutsche Verlagsanstalt hat sich durch diese unglaublich billige Hebbel-Ausgabe ein großes Verdienst erworben. Die Textkorrektur ist mit der größten Sorgfalt durch den bekannten Vorkämpfer Hebbels, Adolf Bartels, besorgt worden. Die Ausgabe übertrifft an Vollständigkeit noch die übrigen durch die „Selbstbiographie von 1852“ und den Aufsatz über „Theodor Körner und Heinrich von Kleist“, den die noch lebende Witwe des Dichters, Frau Christine Hebbel in Wien, dafür freigab. Dem stattlichen, geschmackvoll ausgestatteten Leinenband ist ein Bildnis des Dichters nach Joseph Kriehuber beigegeben. — So wird denn der Dichter hoffentlich vielen bekannt werden, denen er bisher nicht zugänglich war.

„**Didaktische Reflexionen**“, von Professor Dr. Gaudig. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 1904. Das Buch enthält lose aneinander gefügte Erörterungen über Schulerziehung, die aus der Praxis der Mädchenschule gewonnen sind und deshalb auch vorzugsweise ihren Wert für die Mädchenschule haben. Das Schöne und Erfrischende an dem Buche ist, daß der Verfasser sich den Aufgaben der Schule in bezug auf Unterricht und Erziehung gewissermaßen wieder Auge in Auge gegenüberstellt, ohne die verschiedenen Brillen, die unsere pädagogische Wissenschaft im Laufe ihrer Entwicklung dem Lehrer für die Betrachtung seiner Aufgabe geschliffen hat. Und so kommen allerdings hier und da Reflexionen im eigentlichen Sinne heraus. Aber vielleicht sind wir gerade jetzt mit unserem Schulwesen auf einem Standpunkt, bei dem alles Fruchtbare und wirklich Lebendige das Odium der Reflexion auf sich nehmen muß. Das Buch richtet sich zwar in erster Linie an Lehrer und Lehrerinnen und beschäftigt sich vorzugsweise mit den Aufgaben der Schulerziehung, aber es bietet so viel feine psychologische Beobachtungen von allgemeinerer Bedeutung, daß es für alle, die mit Kindern zu tun haben, Wert und Interesse hat.

Unter den Kalendern wird „**Spermanns Kunst-Kalender**“ auch für 1905 wieder eine große Reihe von Freunden finden. Es ist ein anmutiger Tagesanfang, einen künstlerischen Eindruck in sich aufzunehmen, ehe man an das Unbehagen der Zeitungslektüre geht. Über Ausstattung und Auswahl der einzelnen Kalenderblätter etwas zu sagen, erübrigt sich nach der in den früheren Jahrgängen glänzend bestandenen Probe heute schon. „**Damen-Kalender**“ 1905. Schreibkalender, Gesichtskalender, Anthologie. 44. Jahrgang. Berlin, R. v. Decker's Verlag, G. Schenk. (Preis 3 Mark.) Der diesjährige, in der üblichen feinen Ausstattung erschienene Kalender bringt das Bild des Prinzen Oskar von Preußen.

„Pantheon-Ausgabe“ (S. Fischer, Verlag, Berlin). Band 13/14. Schillers Gedichte. In Leder geb. 3 Mark. Die vorzüglich ausgestattete, gegen die üblichen Sammlungen stark vermehrte Ausgabe der Gedichte Schillers ist als ein vornehmer Beitrag zur Ehrung des Dichters im Gedächtnisjahr seines Todes anzusehen. Als besonderer Schmuck dient diesem neuen Bande der Pantheon-Ausgabe die Beigabe einer Anzahl von Kunstblättern: Bildnisse Schillers aus verschiedenen Altersstufen, Silber von Charlotte von Kalb, Charlotte von Lengefeld, Schillers Geburtshaus, sowie ein Faksimile von Schillers Handschrift. Eine Einleitung von Richard Weisfeld, dem bekanntesten Forscher über Goethes Lyrik, gibt einen knappen, klaren Abriss der Entwicklung Schillers als Lyriker.

„Aus unseren vier Wänden“ von Laura Frost. Berlin, C. A. Schwesche & Sohn 1904. Das Buch gibt Gedanken und Erfahrungen einer Mutter über Erziehung und über den Verkehr mit Kindern. Erfahrungen, wie sie jede in ihrem Kreise und auf ihre Weise machen wird, und Gedanken und Meinungen, denen vielleicht hier und da widersprochen werden wird, wie allen Ansichten, die aus dem konkreten, praktischen Leben hervorgegangen sind. Aber sie regen zum Nachdenken und zur Aufmerksamkeit an und erfüllen damit auf einem Gebiet, auf dem sich nichts verallgemeinern läßt, ihre Aufgabe aufs beste. Die Betrachtungen, die in einzelne Kapitel, z. B. über körperliche Strafen, über das Lügen, über die Erziehung zur Selbständigkeit usw. geteilt sind, sind in einfacher und lebendiger Weise geschrieben und werden auch deshalb sich bei einem weiten Publikum leicht einführen.

„Dante Alighieris Göttliche Komödie“. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philaletes. (König Johann von Sachsen.) Fünfter unveränderter Abdruck der berechtigten Ausgabe von 1865—66. Wohlfeile Ausgabe in einem Bande mit drei Bildnissen, einem Plan von Florenz, drei Karten und vier Grundrissen auf Doppeltafeln. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. (Preis geb. 6 Mark.) Die Philaletes-Ausgabe von Dantes Göttlicher Komödie erschien zum erstenmal vor zwei Menschenaltern. Trotzdem ist sie noch heute für jeden, der Dante wirklich zum Studium macht, unentbehrlich durch die Genauigkeit der Übersetzung und die Reichhaltigkeit der Anmerkungen. Bekanntlich opferte König Johann den Reim, um mit möglichster wörtlicher Treue den Inhalt des Wertes wiedergeben zu können. Barmhagen von Ense schrieb darüber an Geheimrat von Miltz: „Das schöne Unternehmen dieser Übersetzung ist mit so reicher Kenntnis und edlem Sinn ausgeführt, die Sprache so rein und ungezwungen, der Ausdruck dem Urbilde so gemäß und dabei für das Verständnis so klar und für das Gefühl so belebt erhalten, daß, wenn alle diese Vorzüge, deren Verein sich in demselben Grade bei den Mitbewerbern nicht nachweisen läßt, zumeist der Aufopferung des Reims zu verdanken wären, man ohne Bedenken in dieses denn doch schwere Opfer willigen müßte.“ — Es ist überaus dankbar zu begrüßen, daß die Verlagsabhandlung durch diese wohlfeile Ausgabe das Werk nunmehr weiten Kreisen zugänglich gemacht hat.

„Moderne Essays“. Herausgegeben von Dr. Hans Landsberg. Verlag von Gose & Zehlfass, Berlin. In der Folge dieser Sammlung erschien: „Eduard Mörike“ und „Ibsen“ von dem Herausgeber selbst, „Maurice Maeterlinck“ von Dr. Felix Poppenberg und „Ellen Key“ von Elisabeth Keményi. Die Sammlung zeigt uns den modernen Essay nicht im eigentlichen Sinne als Instrument der Kritik, der literarischen oder künstlerischen, sondern mehr als ein Gespräch irgend eines eindrucksfähigen Menschen mit einem Publikum oder mit sich selbst, die Spiegelung literarischer Erscheinungen in einem Subjekt, einer einzelnen Persönlichkeit. Unter den vier erwähnten Aufsätzen ragt der von Felix Poppenberg hervor, sowohl was die Feinheit des Empfindens und der Auffassung, als auch was die Eindrucksfähigkeit und den Nuancenreichtum der Sprache betrifft. Je mehr wir eingesehen haben, daß es eine wesentliche Aufgabe der Kritik sein soll, das Kunstwerk zu beschreiben, von dem Wesen seiner künstlerischen Wirkung Rechenschaft zu geben, um so höher werden die Ansprüche an die Fähigkeit des Kritikers, den feinen Dingen, die er beobachtet, durch seine Sprache nahe kommen zu können. Gerade diese Fähigkeit zeigt Poppenberg in eminentem Grade. — Wenn es die künstlerischen Qualitäten sind, die diesen Essay einer besonderen Erwähnung wert machen, so interessiert in dem Aufsatz über Ellen Key vorzugsweise der Inhalt. Ein Essay über eine Essayistin! Natürlich handelt es sich vorzugsweise um eine Beleuchtung ihrer Ansichten. Es spricht eine Jüngerin und zwar eine orthodoxe Jüngerin. Ob es nicht ein Mißbrauch des Wortes ist, Ellen Key als eine „große Philosophin“ zu bezeichnen, darüber wollen wir nicht rechten. Aber über die Art muß ein Wort gesagt werden, mit der die Verfasserin die Polemik gegen die soziale Frauenbewegung führt. Sie stattet nämlich ihren Gegner zuerst mit allerlei imaginären Eigenschaften aus, um ihn nachher desto leichter angreifen und bekämpfen zu können. Dieser Feminismus, der immer noch nur die Männerrechte und Männerpflichten für die Frau verlangt und für den sie als Frau und als Mutter erst in zweiter Linie oder gar nicht existiert, dieser Feminismus existiert jetzt doch mehr in der Vorstellung als in der Wirklichkeit. Die soziale Frauenbewegung ist heutzutage mit wenigen Ausnahmen auch auf dem Boden angelangt, das besondere Weibliche in der Frau als das wirklich Wertvolle zu betrachten, und einzusehen, daß soziale Reform gerade dies zur Geltung zu bringen habe. Die moderne Frauenbewegung hat gar keinen Grund mehr, sich in einem so fundamentalen Gegensatz zu Ellen Key zu fühlen, wie es mehr vielleicht als sie selbst ihre Jünger immer wieder behaupten.

Der Verlagskatalog von Eugen Diederichs in Jena zeigt uns die Unternehmungen dieser Firma in einem anderen als rein buchhändlerischen Sinne. Der Verleger geht von einem ganz bestimmten Kulturprogramm aus; alle seine Unternehmungen haben den Zweck, Persönlichkeiten, die im Sinne Goethes „Befreier“ der Menschen sind, zu breiter Wirkung und kultureller Geltung zu verhelfen, eine geistige Bewegung in Fluß zu bringen, die von künstlerischem Geiste getragen, eine tiefere Lebensauffassung und einen kräftigeren Lebensglauben in der Menschheit erwecken soll. Der Verlag stellt

nicht umsonst den von der Morgensonne bestrahlten Säemann, der mit freudigem Mute über die Scholle schreitet, als Symbol seines Wollens an die Spitze. Wie der Katalog zeigt, stellt er sich auf allen Gebieten tatsächlich in den Dienst der Kräfte, die heute an der Erschaffung einer edleren geistigen Zukunft arbeiten, oder zu arbeiten berufen sind. Der Buchhandel hat in diesem Fall die ihm zukommende Kulturaufgabe in weitestem und vornehmstem Sinn erfasst. Möchte auch das Lesepublikum die Voraussetzungen erfüllen, die dabei auf sein Teil fallen.

Das im Novemberheft angezeigte Werk von Anna Pierra Regius über „**Modelksammlungen aus schwedischen Arbeitsbüchern für Kinder**“ ist nunmehr deutsch im Verlag von Gustav Fischer, Jena, erschienen.

„**Reyers Großes Konversations-Lexikon**“. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbenbrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Auch der soeben erschienene achte Band des großen

Wertes ist reich an Wissen aller Art, das dem Leser aber in seiner knappen, eindringlichen Form, in der praktischen Anordnung und durch die ausgezeichnete Illustrierung sehr leicht zugänglich gemacht wird. Als kulturgeschichtlich interessant und praktisch wertvoll nennen wir u. a. den Artikel „Großbritannien“, der mit großer Vielseitigkeit über wirtschaftliche Dinge, über Staatseinrichtungen, über die Geographie des Landes, über Kirche und Schule, über die Finanzwirtschaft Auskunft gibt. Die Aufgabe, die geographischen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen und bei aller Kürze das Anregende und Anschauliche im Stil zu bewahren, ist trefflich geglückt. Sehr gut nach Ausführung und bildlicher Ausstattung ist auch der Artikel: „Goethe“. Neben Goethe verdienen die Artikel über „Gleim“, „Gottsched“, den „Göttinger Dichterbund“, „Gutzkow“, „Grillparzer“, „Hauff“, „Grimm“, „Hauptmann“, „Haedel“ und andere Geisteshebel Beachtung. In das philosophische Gebiet schlagen die Artikel „Gott“, „Gnostiker“. Auf die hochinteressanten naturwissenschaftlichen Artikel aller Art, die zum großen Teil reich illustriert sind, sei nur im ganzen hingewiesen, ebenso auf die für das tägliche Leben des Einzelnen wichtigen Belehrungen über „Grundsteuer“, „Handelsrecht“, „Handelspolitik“ usw. Das Lexikon erfüllt seine Aufgabe, ein Bildungsmittel im Sinne der modernen Vielseitigkeit des Lebens zu sein, in bester Weise.

Im Verlag von Ernst Wunderlich in Leipzig erschienen die nachfolgenden Schriften, die wir der Kenntnisnahme der Lehrerinnen aus unserem Leserkreis besonders empfehlen.

„**Hans Christian Andersen und seine Märchen**“. Von Guido Höller. (Monographien zur Jugendschriftenfrage. Herausgegeben von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften.) Preis 60 Pfg.

„**Stoffe für den Anschauungsunterricht**“. Beobachtungen der Kinder in methodischen Einheiten, dargestellt von Alwin Eichler, Lehrer in Leipzig. Preis 1,60 Mark, gut gebunden 2 Mark.

„**Leichtfassliche Interpretationslehre und ihre Anwendung in der Praxis**“ auf Grund zahlreicher, methodisch geordneter Beispiele. Von G. Döll, Rektor in Camburg (Saale). Preis 80 Pfg.

**Zifferntafel „Unerschöpflich“**. Hunderte von Übungen, Hunderttausende von Aufgaben auf einem Karton von 200 qcm. Für Kopf- und Tafel-, Zahlen- und Zifferrechnen etc. Von Max Wagner, Lehrer in Leipzig. Preis 60 Pfg.

„**Theorie und Praxis der Heimatkunde**“. Hilfsbuch für den heimatischen Unterricht auf

# Comenius-Seminar

Bonn a. Rh.

G. m. b. H.

**Lehrerinnen-Bildungsanstalt mit Internat, Übungsschule und Kindergarten.**

**Dreijähriger Kursus** zur Vorbereitung auf die Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Mädchenschulen nach staatlich genehmigtem Reformlehrplan.

**Zweijähriger Kursus** zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen.

Beginn der nächsten Kurse: Ostern 1905.

Prospekte und nähere Auskunft durch die Vorsteherin

Fräulein Helene L. Klostermann, Riesstr. 1.

## Höhere Handelsschule für Mädchen

(Cölner Verein weiblicher Angestellter),

Cöln am Rhein.

**Aufnahmebedingung:** Die abgeschlossene Bildung der 10klassigen höheren Mädchenschule Aufnahmeprüfung.

**Zweck der Anstalt:** Gründliche theoret.-prakt. Ausbildung für **angesehene, gutbesoldete kaufm. Stellen**, sowie wirtschaftliche und soziale Selbstständigkeit.

**Lehrjahrgang** zweijährig: a) **Cämtliche** theoret. und praktische **kaufm.**

**Fächer** einschl. Wirtschafts- und Betriebslehre, Gelds., Kredit-, Bankwesen, Handelsgeographie usw., b) **Sprachen**, c) **Allgemeine Fächer:** Aufsatz, deutsche, franz., engl. Stenographie, Kalligraphie, Maschinenschreiben usw. — Ausw. Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt.

Auskunft, Prospekt und Jahresbericht durch Direktor **Kiepe**, Klapperhof 28. Sprechstunden: 12—1 Uhr, außer Mittwochs.

Der Direktor.

Das Kuratorium.

## Dr. Ritschers Wasserheilanstalt, Lauterberg (Harz).

Sanat. für Nerven-, Frauen-, chr. lanere Krankheiten, Erholungsbedürftige, erweitert und neu eingerichtet. S.-R. Dr. Otto Dettmar.

# Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. C. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung**, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Synergie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis  $\frac{1}{2}$  Fl. 3 W.,  $\frac{1}{4}$  Fl. 1,50 W.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N.,  
Chaussee-Strasse 19.  
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.  
Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

allen Klassenstufen. Herausgegeben von Max Jochen, Schuldirektor in Cairnsdorf. Mit 6 Tafeln und einer Heimattarte, nebst heimattunlichem Lesebuch. Preis 2 Mark, gut gebunden 2,50 Mark.

Ganz besonders weisen wir hin auf die neue Auflage der „Tiergeschichten“. Für die Jugend ausgewählt vom Hamburger Jugendschriftenausschuß. 21. bis 30. Tausend; gut kart. 60 Pfg.

## Liste neu erschieener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochenen Bücher ist nicht möglich.)

**Bartesch, Hermine.** Die Spizennäherci. Mit 86 Abbildungen.

**Bresch, Richard,** Sekretär der theosophischen Zweigloge Leipzig und Schriftleiter des Mahan. Theosophische Grundbegriffe in drei Vorträgen.

**Blum, Anna.** Ohne Heimat! Roman. Leipzig 1905. Verlag von C. Pöhl.

**Clar, Hermine.** Das AB des Hausweizens. Stuttgart. Schwabacherische Verlagshandlung.

**Engelken, Anna.** Haus-Ramboret. Eschen, M. von. Banlungen einer Seele. Roman. Leipzig 1905. Verlag von C. Pöhl.

**Fuchs, Hanns.** Die Frau von heute und die Liebe. Vier Einakter. Leipzig 1904. Walthers Hofmann, Verlag.

**Grettleins praktische Hausbibliothek.** Leipzig, Konrad Grettleins Verlag. Jede Nummer in elegantem Leinenband 1 Mark.

**Harber, Agnes.** Irdische und himmlische Liebe. Roman. Leipzig 1905. Verlag von C. Pöhl.

**Heerwart, Eleonore.** Die Mutter als Kindergärtnerin. Mit 183 Abbildungen.

**Hirschberg, Gertrud.** 17 Tage Irrenhaus! Selbsterlebtes. Deutschen Juristen und Ärzten in gemeinnütziger Absicht gewidmet. Berlin 1904. Hermann Walthers, Verlagshandlung. G. m. b. H.

**Zukussburger, Dr. Otto.** Zur sozialen Bedeutung der Geisteskrankheiten. Ein allgemeiner verständlicher Auffatz. Preis 20 Pf. Berlin 1903. Verlag von Ostarr. Kofelovskt.

**Morris, Dr. Max.** Clemens Brentanos Leben und Werke. Mit 2 Bildnissen Brentanos und einem Brief nach der Handschrift. Sonderabdruck aus „Clemens Brentanos ausgewählten Werken“ in vier Bänden. Herausgegeben von Max Morris. Leipzig 1904. Max Hoffes Verlag.

## The Study of English in Oxford.

The Vacation Course in St. Hilda's Hall commences July 4th, ends August 1th. The lectures are by University lecturers. Classes in Conversation, and in English Literature are held daily. For all details

Apply Mrs. **Burch.** Norham Hall, Norham Road, Oxford.

## PARIS. Pension pour quelques Dames et jeunes Filles studieuses

voulant suivre les cours mettre Collèges du Collège de France, de la Sorbonne, des Lycées, Écoles Académiques Spéciales et de l'Alliance Française.

Vraie vie famille \* Conversation exclusivement française \* Prix modérés

**Madame Pasteau**

48, rue Monsieur-le-Prince

Paris (VI<sup>e</sup> arrt)

## Kassel. Evang. Fröbel-Seminar

(vormals im Comeniushause).

Staatlich konfessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsebern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: **Generalsup. Pfeiffer** in Kassel.

## Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einzahlung von 2,20 Mark.

## Lehrinstitut

für

## Reform Schneiderei.

Gründl. Ausbildung im Mustereichnen, Zuschneid., prakt. Arbeit.

## Schnittmusterverkauf.

Anfertigung

einfach u. eleg. Kostüme, spez. n. außerhalb.

## Üben & Osner.

Berlin W., Genthinerstr. 9, Gartenh. III.

## Töchterpensionat Chale a. Harz.

Wissenschaftliche Fortbildung, Haushalt, Musik u. Prospekt.

Frau Professor **Lohmann.**

## Nationalstenographie.

Selbstunterricht in 3 Briefen 8r. bis 100. Tausend. Kl. Lehrg. für 10 Pf. Marke. Probeprospekt gratis. Verlag für Nationalstenographie, Liegnitz.

## Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Halleschesstr. 17, 1, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen angenehmen Aufenthalt in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionpreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer 75 Mk. an. Passanten 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen d. Herrn Pastor **Schmidt**, SW., Yorkstr. 66 I und Herrn Pastor **Pleiss**, SW., Zeltower Str. 21 III. Fr. **Helma Spranger**, Vorsteherin.

## Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,**

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin, Wirtschjahr-, Halbjahr- und Jahresturse. \* Musterkatalog. **Titel-Medaille.** \* Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. \* Pension im Hause.

**Ausgang aus dem  
Stellungsvermittlungsbüro  
des Allgemeinen Deutschen  
Lehrerinnenvereins.**

Zentralleitung:  
Hrl. J. Kobenader,  
Berlin W. 35, Genthinerstr. 16,  
Gartenhaus I.

1. Eine Pastorenfamilie in Ostpreußen sucht zu sofort eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin zum Unterricht für 2 Knaben von 11 und 9 Jahren und 1 Mädchen von 7½ Jahren. Latein Bedingung. Muß erwünscht. Gehalt 800 Mark.

2. Eine gräfliche Familie in Mitteldeutschland sucht zu sofort eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin mit sehr guten musikalischen Kenntnissen zum Unterricht für 4 Mädchen. Gehalt 1600 bis 2000 Mark.

3. Für eine Taubstummenanstalt in Westfalen wird zum 1. April 1905 eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Taubstummenlehrerin zur Vertretung für ein Jahr gesucht. Gehalt 1800 Mark, eventuell später feste Anstellung.

4. Eine sächsische Gutsbesitzerfamilie in Posen sucht zum 1. April 1905 eine musikalische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin zum Unterricht für einen Knaben von 11 und ein Zwillingenpaar von 8 Jahren. Latein (Seria-Venjum) Bedingung. Gehalt 1200 bis 1300 Mark.

5. Für eine städtische Bürgerschule in Mitteldeutschland wird zu sofort eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht zur Vertretung für ½ Jahr, eventuell könnte die Stelle dauernd werden. Provisorisches Gehalt 850 Mark, steigend bis 2250 Mark und Pensionsberechtigung.

6. Für eine Volksschule in Mitteldeutschland werden zu sofort, respektive zum 1. April 1905 zwei Lehrerinnen mit Volksschuleexamen gesucht. Gehalt 900 Mark, Alterszulagen 100 Mark, Betriebsentschädigung 160 Mark.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Befragungen erbeten an die Zentrale der Stellungsvermittlung: Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gartenhaus I. Sprechstunden: Wochentags 11—3, Sonnabends 11—1 Uhr.



## Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!  
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** Weltausstellung St. Louis 1904.

Fluentgeleitlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

**Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.**

Filialen an allen grösseren Plätzen.

## Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe. \*

Schulgeld 81 Mk. Jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. Jährl.  
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.  
Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“.

## Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu massigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

**Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.**

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen !  
: : : : : und Zeitschriften der Welt : : : : :

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

## Neue Bahnen. Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Das Blatt erscheint 14-tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. [40]

Motiv Schäfer.

## Bezugs-Bedingungen.

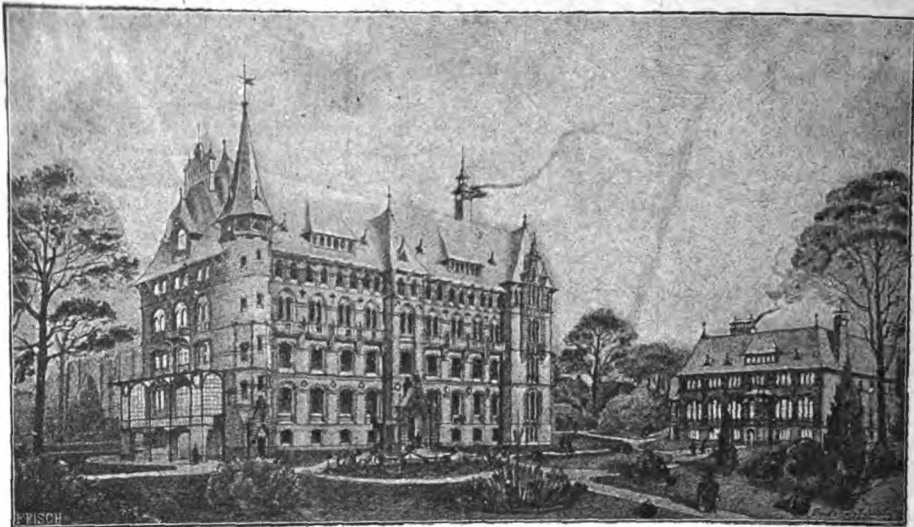
„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

|| Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt. ||



Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Besichtigung  
der Anstalten  
jeden Dienstag  
für Haus I  
von 10—12 Uhr;  
für Haus II  
von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

## Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar - Koch- und Haushaltungs - Schule: **Hedwig Heyl**: Course für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

### PENSIONAT.

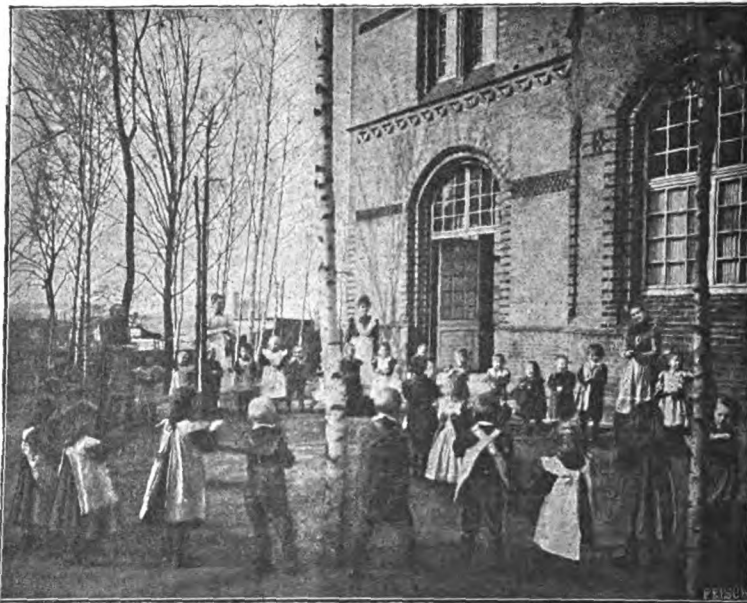
Course in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

### Kochcourse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

→ Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin. →

Haus I.  
gegründet 1870:  
Seminar  
für  
Kindergärtnerinnen  
und  
Kinderpflegerinnen.  
Cursus  
für  
junge Mädchen  
zur Einführung in den  
häuslichen Beruf.  
Course  
zur  
Vorbereitung  
für  
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:  
**Victoria-Mädchen-  
heim.**  
Kinderhort.  
Arbeitsschule.  
Elementarklasse,  
Vermittlungsklasse,  
Kindergarten,  
Säuglingspflege,  
Kinderspeisung  
laut Specialprospect  
→  
Anfragen  
für Haus I sind zu richten  
an Frau Clara Richter.

Im XVI. Jahrgange erscheint: \* \* Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses \* \*  
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals  
und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland  
2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Berantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

# Vormündernot und weibliche Vormundschaft.

Bon

Dr jur. Frieda Duenfing,

Geschäftsführerin der Zentralstelle für Jugendfürsorge.

Nachdruck verboten.

**D**ie Vormundschaft über Minderjährige soll ein Ersatz der elterlichen Schutzgewalt sein. Wo diese fehlt, sich nicht schirmend über das Kind, den heranwachsenden jungen Menschen breiten kann, sei es, weil sie mit dem Tode der Eltern erlosch, sei es, weil sie morsch oder gar als Angriffswaffe gegen das Kind gebraucht, sündigen Elternhänden entwunden werden mußte, — da tritt die Vormundschaft ein. Da wird ein Dritter berufen, Erzieher, Beschützer und Vertreter — Vormund des Kindes zu sein.

Nicht allein der Tod der elterlichen Gewalthaber, die Erklärung ihres Todes bei Verschollenheit und die Unehelichkeit der Geburt veranlassen eine Bevormundung, sondern auch noch andere Umstände. Einige davon seien nun erwähnt, um die Vorstellung des Lesers von der Ausdehnung des Gebiets der Vormundschaft über das Gewöhnliche hinaus etwas zu erweitern. — Eine Vormundschaft wird auch nötig, wenn der Vater wegen eines an dem Kinde begangenen Verbrechens zu Zuchthaus oder Gefängnis von mindestens 6 Monaten verurteilt wird und damit die elterliche Gewalt verwirkt, die Ehe aber nicht geschieden ist. (§§ 1681 und 1684). Ferner dann, wenn dem Inhaber der elterlichen Gewalt diese vom Vormundschaftsgericht völlig entzogen wird, weil er das geistige oder leibliche Wohl des Kindes dadurch gefährdete, daß er das Recht der Sorge für die Person des Kindes mißbrauchte, das Kind vernachlässigte oder sich eines ehrlosen oder unsittlichen Verhaltens schuldig machte, außerdem sich unwürdig erwies, für das Vermögen des Kindes zu sorgen (§§ 1666, auch

1666 mit 1667.) Ferner dann, wenn die Gewalt beider Eltern ruht, — der Vater ist z. B. geisteskrank, die Mutter für mehrere Jahre Strafgefangene, oder die Gewalt des einen Elternteils ruht, und der andere ist verstorben. Ferner dann, wenn die Mutter nach des Vaters Tode eine neue Ehe eingeht (§ 1697). Endlich sei hier noch die Auffindung eines Minderjährigen erwähnt, dessen Familienstand nicht zu ermitteln ist. Bis auf den vorletzten, Gründe traurigsten Inhalts, Umstände schwersten Schicksals.

Eine Abart der Vormundschaft über Minderjährige und zwar eine wichtige ist die Pflugschaft für Minderjährige. Sie ist eine Vormundschaft im kleinen, sie beherrscht nicht das gesamte rechtliche Interessengebiet des Minderjährigen wie die Vormundschaft, sondern nur einen Ausschnitt aus demselben, nur „bestimmte einzelne Angelegenheiten“, wie das Gesetz sagt. Für die übrigen bleibt dabei die Sorge des Gewalthabers oder Vormunds intakt. Daher tritt ein Pfleger stets neben diesen — meistens gegen sie auf. Wenn hinsichtlich gewisser Angelegenheiten des Minderjährigen das Interesse des Gewalthabers oder Vormunds einerseits und das des Kindes andererseits kollidieren, sich widerstreiten; wenn Gewalthaber oder Vormund verhindert sind diese Angelegenheiten des Minderjährigen zu besorgen, oder wenn sie ihrer Pflicht der Sorge überhaupt nicht oder mangelhaft nachkommen, das Recht der Sorge mißbrauchen oder sich eines ehrlosen oder unsittlichen, die sittliche Entwicklung des Minderjährigen gefährdenden Verhaltens schuldig machen: so muß ein Unparteiischer, ein Dritter als Pfleger für die bedrohten Rechtsgüter des Kindes ernannt werden. Die Sorge wird vom Vormundschaftsgericht dem ursprünglichen Träger entzogen und einem neu dazu Berufenen übertragen. — So ist ein Pflugschaftsfall vorhanden, wenn Vater und Kind in einer Vermögensgemeinschaft sich befinden, welche gelöst werden soll, also etwa, wenn sie sich wegen des Nachlasses der verstorbenen Frau und Mutter auseinandersetzen wollen; so, wenn die Vertretung vor Gericht vom Vater nicht wahrgenommen werden kann, weil er gegnerische Partei ist, er hat beispielsweise das Züchtigungsrecht überschritten; so, wenn sich geschiedene Eheleute darüber streiten, wem von beiden die Sorge für ein Kind zu übertragen ist oder endlich, wenn dem Vater oder der Mutter als Inhaberin der elterlichen Gewalt die Sorge für die Person des Kindes durch das Vormundschaftsgericht entzogen werden soll. Kurzum — für das gerichtliche Verfahren, in welchem sich der Inhaber der elterlichen Gewalt und das Kind als wirkliche oder behauptete Gegner gegenüberstehen, ist dem Kinde ein Beschützer und Vertreter, ein Pfleger zu bestellen. Die Aufgabe dieser Pfleger für das Verfahren ist eine schwierige, oft delikate, stets ungemein bedeutungsvolle. Soll doch der Pfleger hier Anwalt wehrloser Kinder gegenüber gewissenlosen, beschränkten, eigennütigen Eltern oder Erziehern sein, hängt doch von dem, was er über die betreffenden Familienverhältnisse erforscht und dem Richter als Material beschafft, zum großen Teil der Beschluß bzw. das Urteil, und damit Wohl und Wehe des Kindes ab.

Neben der Pflugschaft für das Verfahren ist hier die Pflugschaft für die Person des Kindes, auch Erziehungspflugschaft genannt, von großer Bedeutung. Werden dem Inhaber der elterlichen Gewalt die Erziehungsrechte entzogen, so werden sie einem Dritten, einem Erziehungspfleger übertragen, der sie nun autoritativ wie der ursprüngliche Gewalthaber ausübt, beschränkt nur durch die vormundschaftsgerichtliche Aufsicht. Diese Art der Pflugschaft ist nicht nur im Hinblick auf das einzelne Kind, sondern auch im Hinblick auf allgemeine soziale Verhältnisse von Wichtigkeit. Ist ja die Erziehungs-

pflegschaft neben der Anwendung des Fürsorgeerziehungsgesetzes das bedeutendste gesetzliche Mittel, um der Verwahrlosung Minderjähriger entgegenzutreten; ja, bei der jetzigen gewöhnlichen Handhabung jenes Gesetzes ist es für die Kinder, die durch Verschulden der Eltern der Verwahrlosung zutreiben, das wichtigere vielleicht, da es zeitlich eher angewendet wird, also vorbeugender wirken kann. Es ist leicht einzusehen, daß der Erfolg dieses Mittels ganz und gar von dem Pfliegermaterial abhängt.

Die Erziehungsbeistandschaft, eine zweite Abart der Vormundschaft, soll die Mutter, welche die elterliche Gewalt ausübt, — die Witwe — in dieser Ausübung unterstützen und überwachen. Der Vater kann die Bestellung eines Beistands vor seinem Tode anordnen; die Mutter selbst kann jederzeit die Bestellung eines Beistands vom Vormundschaftsgericht erbitten; das Vormundschaftsgericht kann aus besonderen Gründen eine Beistandschaft im Interesse des Kindes anordnen, wenn die Mutter z. B. das Wohl des Kindes oder sein Vermögen gefährdet. Auch dieses Amt erfordert viel Energie und Takt, besonders wenn es dem letztgenannten Zwecke dienen soll.

\* \* \*

Nicht leicht ist die Aufgabe des Vormunds! Wenn das Bürgerliche Gesetzbuch von ihm kurz sagt: Er hat das Recht und die Pflicht für die Person und das Vermögen des Minderjährigen zu sorgen, insbesondere ihn zu vertreten — so umfaßt die Vorschrift damit außerordentlich viel. Sie auferlegt dem Vormund in Ansehung der Person des Minderjährigen Pflichten, so zahlreich wie alle die Situationen eines jungen, sich entwickelnden Lebens, die das Eingreifen eines Erwachsenen erfordern. Und im Hinblick auf das Vermögen fordert diese Norm im Zusammenhalt mit allgemeinen Rechtsgrundsätzen, daß er das Vermögen des Minderjährigen wie ein guter Hausvater verwalte und alle Ereignisse und Wechselfälle, die das Vermögen berühren, im Interesse des Kindes benutze.

Die Erfüllung der aus diesen beiden Pflichtenkomplexen sich ergebenden Einzelpflichten kann nach den tatsächlichen Umständen manchen Schwierigkeiten begegnen:

Der Vormund soll für die Unterbringung des Mündels sorgen, also, wenn er sich nicht in einem angemessenen Aufenthalt befindet, ihn in einen solchen verpflanzen. Reicht dazu nicht das Mündelvermögen aus, so muß er sich der öffentlichen Armenpflege zur Erfüllung dieser Aufgabe bedienen.

Der Vormund soll das Kind erziehen. Dazu wird genügen, — ist aber auch erforderlich — daß er die Erziehung durch andere beaufsichtigt und den Mündel zur Benutzung der angebotenen Bildungsgelegenheiten, vor allem der Schule anhält.

Der Vormund soll das Kind bei der Berufswahl beraten und ihn dabei vor Gefährdung behüten; etwaige Lehr-, Dienst- oder Arbeitsverträge für ihn abschließen.

Er soll ihn gesetzlich vertreten bei Abschluß von Rechtsgeschäften, bei Konkursen, die das Mündelvermögen berühren, und vor Gericht.

Diese Obliegenheiten können bei der Führung der einzelnen Vormundschaft sich glatt und einfach abwickeln lassen, sie brauchen auch durchaus nicht sämtlich vorzunehmen zu sein — gar manche Vormundschaft verläuft entsprechend dem Leben des Mündels inhaltlos an Ereignissen mit fühlbar werdenden oder gar unangenehm fühlbar werdenden Rechtsfolgen —; allein das Umgekehrte von all diesem kann vorkommen und den ganzen Inhalt der schwierigen Aufgaben einer Vormundschaft dem Träger offenbaren.

Daß die Verwaltung des Mündelvermögens mühselig und schwerfällig wird durch die Vorschriften über die jährliche Rechnungslegung, über die Einholung der obervormundschaftlichen Genehmigung bei Anlegung von Mündelgeldern und Abhebung derselben, bei Verfügung über gewisse Wertpapiere, bei Abschluß zahlreicher Arten von Rechtsgeschäften, — darüber haben die Leser wohl schon Klagen hören oder selbst zu Klagen gehabt.

Für die Empfindung vieler wird dies Amt nicht leichter durch die obervormundschaftliche Beaufsichtigung und die disziplinierte Unterworfenheit des Vormunds unter das Vormundschaftsgericht.

Ziehen wir noch in Betracht, daß die Vormundschaft ein Ehrenamt ist, grundsätzlich unentgeltlich geführt wird, daß der Vormund sich begnügen muß, in seiner Arbeit „zu betrachten den Gotteslohn, den man ungezweifelt in solcher Weise verdient“, wie eine alte Vormundschaftsordnung treuherzig sagt, so können wir uns in Anbetracht der menschlichen Durchschnittsnatur und des schweren Daseinskampfes der meisten Menschen nicht darüber wundern, daß eine allgemeine Abneigung gegen die Übernahme des Amtes herrscht, daß der Gesetzgeber es für nötig erachtet hat, die Übernahme für eine Pflicht jedes Deutschen zu erklären und daß endlich es nur wenige wirklich treue, gewissenhaft arbeitende Vormünder gibt, zumal bei vermögenslosen Vormundschaften, die nichts einbringen, weder Honorar noch Anerkennung.

Das Gesagte gilt — mutatis mutandis — von dem Pfleger ebenfalls, der ja auf seinem beschränkteren Gebiet die Aufgaben und die Stellung des Vormundes hat.

\* \* \*

Von einer wirklichen Vormündernot kann man jedoch nicht sprechen, wenn es sich um Bevormundung innerhalb der besitzenden oder gebildeten Kreise handelt. Verschiedene Gründe verhindern dies. Wo es sich um reiche Mündel, um große Vermögen handelt, da wird gewöhnlich schon vor dem Ableben des Gewalthabers von diesem Fürsorge für die Vormundschaft getroffen und zwar in solcher Weise, daß der letztwillig benannte Vormund oder die letztwillig benannten gerne die Vormundschaft übernehmen wegen der dafür gewährten Gegenleistungen. Bei letztwilliger Benennung tritt auch der Umstand erleichternd ein, daß der letztwillig Benannte durch den Testator von verschiedenen lästigen Pflichten, die dem behördlich „ausgewählten“ nicht erlassen werden, befreit werden kann.

Sollte hier eine letztwillige Benennung aber nicht stattgefunden haben, so hat das Vormundschaftsgericht das Mittel in der Hand, dem ausgewählten Vormunde durch Zubilligung eines Honorars aus dem Mündelvermögen die Übernahme der Vormundschaft schmackhaft zu machen.

Auch bei geringem Mündelvermögen, ja selbst bei vermögenslosen Vormundschaften aus diesen Kreisen wird die Vormundfrage gewöhnlich nicht peinlich. Es wird wohl immer möglich sein, jemanden aus dem Kreise der Verwandten oder Freunde zu finden, der aus Pietät oder Anstandsgesühl nicht nein sagen mag und der dann auch, von Verwandten oder Bekannten im Auge behalten, die Vormundschaft ordentlich führt.

Das Bedürfnis nach Pflegeschäften, insbesondere zum Schutz des Kindes gegen die Eltern, tritt in diesen Kreisen überhaupt weniger auf.

Hier also kann man nicht von einem Notstande, entspringend aus dem Mangel geeigneter Vormünder oder Pfleger reden. Eine wirkliche Vormündernot herrscht dagegen in den niedrigen besitzlosen Schichten; sie besteht insbesondere für das Proletariat der großen und größten Städte. Da sind die, die keine guten Freunde und getreuen Nachbarn haben, die Wurzellosen, die Fremdlinge, die Hingeschwemmten, die für die Zeit ihres Aufenthalts nur Gegenstand der Neugierde oder des Klatsches ihrer Umwelt werden. Gar manche Witwe, die im Hinterhause dem Tode entgegen sieht, gar mancher Arbeiter, der im Spital stirbt, weiß nicht, wem er's zumuten oder wem er's zutrauen soll, Beschützer seiner hinterbliebenen Kinder zu werden. Hier in diesen Schichten ist ein Mutterboden der Unheilichen, der zum Verderben, zum Verkommen Prädestinierten, die eines guten Vormundes oft mehr bedürften als die Verwaisten.

Hier kommen in Menge die Fälle vor, in denen das Kind zwar noch Vater oder Mutter hat, aber in ihnen nicht Beschützer und Pfleger, sondern Feinde, Verführer, Verderber oder Gleichgültige, ihrer Pflichten gegen das Kind Überdrüssige; hier finden wir die armen Kinder, die von Vater und Mutter verlassen sind; die noch ärmeren, an denen der Vater ein Verbrechen begeht; die heranwachsenden Mädchen, die Geld ins Haus schaffen müssen um „jeden“ Preis; die Kleinen, die zwischen getrennt lebenden, sich verfluchenden und verwünschenden Eltern hin- und hergerissen werden, und bei dem einen Teil noch mehr gefährdet sind als bei dem anderen — kurzum, die zahllosen Fälle, die eine Pflegschaft oder auch Vormundschaft zum Schutz des Kindes gegen den Inhaber der elterlichen Gewalt verlangen.

Hier sind die unberatener Frauen, die nach dem Tode ihres Mannes in bedrängtesten Verhältnissen zurückbleiben, nicht wissen, wie sie ihre Kinder durchbringen sollen, nicht vermögen, der Verwilderung und Verwahrlosung ihrer Kinder entgegenzutreten.

Ein dunkles heulendes Meer von Not unergründlich, unermesslich — Kindernot, Not der verlassenen Frau und Witwe, des in die Gasse geworfenen jungen Mädchens, des zur Bestie, zum Unhold verrohten jungen Burschen!

Dieser Not gegenüber steht ein Mangel an Personen, die für die Vormundschaft oder Pflegschaft aufgestellt werden können. Keiner will Vormund oder Pfleger sein — wennschon hier durch Wegfall der Vermögensverwaltung ein großer Teil von Mühe mit entfällt —; jeder sträubt sich dagegen, sucht einen Ablehnungsgrund nach dem andern hervor; der Gemeindewaisenrat ist oft in höchster Verlegenheit — die jährlichen Versammlungen derselben erzählen davon ergötzliche Geschichten —, muß eine förmliche Jagd nach Personen machen und findet oft erst nach Wochen jemanden, dessen Gegenstände nichtig sind oder der aus Gefälligkeit gegen den Waisenrat oder in Verpflichtung gegen einen zuvor angegangenen Kandidaten die Vormundschaft übernimmt, sie sich vielleicht zu eine bereits geführten als zweite noch aufhängen läßt — das letzte nicht zu Gunsten der Führung beider. Und nicht gar so selten ereignet es sich, daß ein Kind sich bereits leise wieder entfernt hat aus der unholden Menschengesellschaft, ehe es gelingt, ihm einen Beschützer für den Beginn seiner irdischen Laufbahn zu bestellen.

Ob der Gefundene auch „geeignet“ ist — im weiteren und tieferen Sinne als dem gesetzlichen — das ist eine Frage, die bei dem Mangel an Vormündern überhaupt erst in zweiter Linie steht. Man ist froh, überhaupt jemanden zu haben und erwartet

nicht viel. Ein guter, pflichttreuer Vormund ist hier eine Seltenheit; Vormünder, die sich um ihre Mündel nicht kümmern, ihre Berichte mit stereotypen Phrasen abmachen, die der Meinung sind, wenn der Mündel nicht zu ihnen oder die Polizei wegen des Mündels nicht zu ihnen kommt, daß dann wohl alles mit dem Mündel „in Ordnung“ sei, sind ganz gewöhnlich, und solche, die ihre Mündel nie gesehen, sind auch nicht allzu selten.

Dieser Not gegenüber arbeiten Behörden, denen jeder neue Tag die alte Erfahrung zu erneuern scheint, daß es hiergegen keine wesentliche Abhilfe gibt. Da sind vielleicht Gemeindewaisenträte und Vormundschaftsrichter, die, von unauslöschlicher Menschenliebe erfüllt, immer wieder alles versuchen, um wirklich geeignete Vormünder und Pfleger ausfindig zu machen und die bereits eingestellten zur Erfüllung ihrer Pflicht anzuspornen und anzuhalten. Das aber sind doch die wenigsten, die meisten — und sie dünken sich gewiß die philosophischsten — erfüllen das Gesetz äußerlich nach Vorschrift und wissen im übrigen, daß damit so gut wie nichts zur Steuerung der großen, schweren Not geschieht.

Voll furchtbarer, bohrender, vernichtender Kraft, von folgenschwerster, unerbittlicher Wirklichkeit — so ist die Not. Papieren, nominell, leere Formeln, leere Namen — so ist die Hilfe.

Was soll daraus werden? Eine soziale Frage, die immer dringender wird, immer grossender von unten herauf klingt.

Man hat in einigen städtischen Kommunen Deutschlands versucht, der Vormündernot wenigstens für die unehelichen Kinder mit Hilfe der sogenannten Generalvormundschaft Herr zu werden, indem man sämtliche Uneheliche der Vormundschaft einer städtischen Behörde unterstellte.

Diese Einrichtung verdient unbedingten Beifall, wenn sie innerhalb eines Systems der allgemeinen städtischen Kinderpflege erscheint, wie dies bei dem Leipziger oder Taubeschen System der Fall ist, also ergänzt und unterstützt durch die Mitarbeit von besonderen Ziehkinderärzten und besoldeten weiblichen Pflegerinnen — als ein einheitliches, organisches Zusammenwirken des verwaltungsbehördlich-juristischen, des ärztlichen und des weiblich-mütterlichen Elements. Leider ist die uneingeschränkte Einführung dieses Systems den Kommunen Preußens unmöglich gemacht durch die Vorschrift des preussischen Ausführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch, welche besagt, daß eine solche kommunal-behördliche Generalvormundschaft nur für diejenigen Minderjährigen eingerichtet werden kann, die im Wege der öffentlichen Armenpflege unterstützt werden. Das aber ist nur ein Teil — allerdings der fürsorgebedürftigste — der Unehelichen. Es besteht also vorläufig in dieser Hinsicht keine Aussicht auf wirklich durchgreifende Einschränkung der Vormündernot.

\* \* \*

Wenn wir nun die Frage erheben: Was kann denn geschehen, um den Mangel an geeigneten Vormündern und Pflegern abzustellen? so bietet sich sofort die folgende sehr einfache Überlegung: Da unter den Männern die genügende Anzahl geeigneter Vormünder und Pfleger für arme hinterbliebene, verlassene, uneheliche oder gefährdete Kinder sich nicht findet, so ist es notwendig, daß die weibliche Vormundschaft hier die männliche ergänze, und daß dieses schwere, aber sozial wichtige öffentliche Amt mehr und mehr von Frauen übernommen werde.

Diese Lösung unserer Frage erscheint so einleuchtend, daß nichts einleuchtender sein kann.

Ob nun freilich die Beteiligung der Frau an Vormundschaft und Pfllegschaft im Stande sein wird, den aus dem Mangel geeigneter Vormünder und Pfleger für arme Kinder entstehenden sozialen Notstand wirksam zu bekämpfen, läßt sich nicht vorher sagen; es wird davon abhängen, ob sich genügend zahlreiche und genügend tüchtige Frauen dazu bereit stellen.

Genügend viele! Die Frauen der unteren und untersten Schichten kommen nicht in Frage. Sie sind viel zu überbürdet und angespannt im Ringen des Erwerbsskampfes, in häuslicher Plackerei und in Kinderfürsorge; sie sind auch vielfach zu unbehilflich und würden den Aufgaben der Vormundschaft und Pfllegschaft nicht gewachsen sein, sich dadurch viel zu sehr beschwert fühlen. Die Frauen der besser gestellten Kreise sind es, die hier berufen sind. An sie wendet sich diese Not, Abhilfe heischend. Und die Antwort auf diesen Ruf wird dereinst die Geschichte der sozialpolitischen Epoche auf ihr Konto schreiben, hoffen wir, nicht auf die Debetseite. Da die Not groß ist, groß die Zahl armer Minderjähriger, die der Bevormundung, der Pfllegschaft bedürfen, deren Interesse eine Erziehungsbeistandschaft für die Mutter verlangt, so richtet sich an jede Frau der besseren Stände die Mahnung: Hilf! und jede dieser Frauen muß mit sich zu Räte gehen, ob ihre privaten Pflichten wirklich so schwer oder so zahlreich sind, daß sie die Erfüllung dieser Staatsbürgerpflicht von sich weisen muß.

Genügend tüchtige Frauen! Ein Unschätzbares bringt die Frau mit für dieses Amt, ihre Mütterlichkeit! Daraus quillt die Liebe zum Kinde, der Drang, das Schwache, Hilfslose zu pflegen, das sich Entfaltende zu beschirmen; das eigentümliche Verständnis für die richtigen Entwicklungsbedingungen; bei den größeren und edleren Frauennaturen das tiefe, drängende Mitleid mit allem, was in seiner Entwicklung gehemmt ist und als höchster Wunsch der: die Persönlichkeit des Kindes nach einem Ideale zu bilden und zu entwickeln — der ureigenste Schöpferdrang der Frau. — In dem wunderbaren Boden der Mütterlichkeit, dem wahrsten Stück Natur, das die immer weiter sich entfernende Menschheit noch besitzt, wurzelt aber auch die geistige Anschauungsweise der Frau, die im Individuum erkennen will und erkennt. Sie sieht in dem Einzelnen — zumal wenn dieser Einzelne ein Kind ist — nicht einen aus der großen Menge, der dem Blicke und dem Gefühle in ihr verschwindet und untergeht, dessen Schicksal nicht ins Gewicht fällt, in Anbetracht der Gattungs- und Klassenfragen. Ihr ist der Einzelne eine ganze Welt oder besser gesagt, das Zentrum einer ganzen Welt von Erscheinungen, die an ihm erst ins Leben treten. „Was liegt an dem einen mehr oder weniger“. Dieses Wort kann eine Frau nicht sprechen, es ist undenkbar. — Sie, deren Geist oft müde abgelenkt von den Gattungs- und Klassenschicksalen, sie lernt in dem Einzelnen und mittelt feiner, die Klasse oder die Gattung, die er vertritt, schnell und eindringend verstehen. Und fehlt ihr dieser Zugang, so bleibt sie teilnahmslos im tiefsten Innern draußen vor dem Gebiete dieser Fragen. Vermag eine so geartete Natur nicht auch einem fremden Kinde fremder Schichten eine hingebende und verständnisvolle Beschützerin und Erzieherin zu sein? Und wird sie in diesem Beruf nicht reiche, interessante Entdeckungen machen, nicht geistige Schätze sammeln, nicht dieserhalb mit Lust und Liebe dieses Amt erfüllen?

Begünstigend tritt noch hinzu ihre Gabe schneller Wahrnehmung, ihr leichtes Kombinieren auf der Grundlage konkreter Verhältnisse, das schnelle Erraten verborgener



menschlischer Beziehungen — Gaben, die sie in Verbindung mit den zuvor genannten besonders zur Übernahme gesetzlicher Pfliegschaften befähigen, wo es so oft gilt, das persönliche und sachliche Milieu eines Kindes schnell zu verstehen und zu beurteilen.

Anderer Eigenschaften stehen der Frau wieder im Wege: ihre tatsächliche Unerfahrenheit im öffentlichen Verkehr und die damit zusammenhängende Neigung zu Bedenklichkeiten, ihre Behördenscheu, ihr Mangel an Selbstvertrauen im öffentlichen Verkehr.

Um etwaigen Verlegenheiten, die der Frau aus dieser Unerfahrenheit erwachsen können, zu begegnen, ist in Berlin kürzlich eine Einrichtung getroffen worden, die hier kurz dargestellt werden soll. Es ist durch die Bemühungen der Schreiberin dieser Zeilen ein Verband für weibliche Vormundschaft entstanden, der seinen Mitgliedern (etwa 70—80 Frauen) unentgeltlich Unterweisung und Beratung bietet in allen für die Vormundschaft wichtigen Fragen, es finden Kurse statt über die gesetzlichen Rechte und Pflichten des Vormunds und Pflegers, sowie über Armenpflege; es sind ständige Beratungsstellen eingerichtet und zwar eine solche für Klagesachen und den Verkehr mit den Behörden, sowie eine für etwa nötig werdende armenpflegerische Schritte, es soll für eine Vertretung abwesender Vormünderinnen gesorgt werden; in den Sitzungen endlich sollen Fragen behandelt werden, die den Mitgliedern in der Praxis sich als schwierig erwiesen haben oder solche, auf deren Behandlung uns Behörden aufmerksam machen. Es besteht der weitere Plan, diesen Verband, vorausgesetzt daß gewisse Umstände es erlauben, der Zentralstelle für Jugendfürsorge in Berlin anzugliedern, als Kommission für weibliche Vormundschaft, als eine ständige Arbeitsstelle, von der aus die Idee der weiblichen Vormundschaft weiter bearbeitet und die in ihr liegenden Aufgaben betrieben werden sollen.

Ähnliches müßte mit Hilfe von Frauenvereinen in anderen Kommunen gegründet werden. Bei diesen Unternehmungen wird das Hauptgewicht zu legen sein, einerseits auf gehörige Unterweisung der Frauen und Schaffung eines dauernden Rückhalts für sie durch ständige Beratungsstellen, andererseits auf gutes Einvernehmen mit den betreffenden Behörden: Vormundschaftsgericht und Gemeindevorstand. — Gelingt es diesen Plan zu realisieren, würden Behörden und Frauen hier zusammen arbeiten in aller Offenheit, ohne gegenseitiges Mißtrauen, so ist keine Frage, daß damit der wachsenden Vormünder- und Pflegernot in wirksamster Weise begegnet wäre und die Jugendfürsorge einen wichtigen Schritt vorwärts getan hätte!

\* \* \*

Wird nun aber die Frau der besseren Kreise diese Aufgabe als die ihre wirklich erkennen? und sich ihr willig unterziehen?

Auf welchem politischen oder religiösen Standpunkt die Frau stehe, ob eine konservative oder freisinnige, eine orthodoxe oder freireligiöse Frau diese Aufgabe ins Auge fasse, sie muß sich ihr darstellen als Pflicht.

Und wie viele Überlegungen sind es, die ihr diese Pflicht noch besonders ans Herz legen!

Möchte die Frau doch daran denken, was ihr Geschlecht von ihr fordert! sie soll Mutter sein; wenn sie keine eigenen Kinder hat, Mutter über fremde Kinder. Erfreut sie sich aber eigener, so möge sie sich fragen, ob sie nicht von ihrer Mütterlichkeit auch

fremden Kindern noch abgeben kann, eingedenk des schönen Wortes: amour d'une mère . . . pain merveilleux, qu'un Dieu partage et multiplie!

Was die Wohltätigkeit in großen Städten oder Fabrikzentren so elend macht, nämlich der Umstand, daß man einem nicht vorstellbaren Massenelend gegenübersteht, von dem der einzelne sich nicht ablöst, daß man nicht unmittelbar wirken kann, sondern durch verstreute Gaben an Vereine, das lastet nicht auf dieser Art des Wohltuns. Diese Art schafft unter dem Segen und im Lohne individuellster unmittelbarer persönlicher Teilnahme. Das gesamte Leben des Bündels soll und kann die Sorge des Vormunds durchdringen, und eine solche Sorge kann auf den Anblick, den Genuß eines Erfolges hoffen.

Und weiter! Es ist wahrhaftig nicht nur Wohltätigkeit, was die Frau in der Führung einer Vormundschaft oder Pflegschaft betreibt. Es liegt noch etwas anderes darin, reich an Konsequenzen und von großen Konsequenzen.

Es bedeutet die Übernahme und die Verwaltung eines öffentlichen Amtes! Zeige die Frau, indem sie es willig und gern übernimmt und mit Eifer ausfüllt, daß sie sich auch als Staatsbürgerin empfindet und würdig ist anderer öffentlicher Ämter.

Mache sie den Frauen Ehre, die mitgearbeitet und gekämpft haben, daß der Gesetzgeber sie allgemein zu diesem Amte zuließ, die damals immer hinwiesen auf die deutsche Frau, die dieses Vertrauens dreimal wert sei!

Und weiter! Die Übernahme dieser Pflicht wird der Frau — wenigstens in den großen Städten und dicht bevölkerten Industriemittelpunkten — ein Weg der Entdeckungen sein, ein Weg der Erkenntnisse! — Das Leben, das zwischen Arbeitsstelle und Schlafstelle in ewig unabänderlichem Tempo hin- und wiederschlägt, ist dieser Frau im ganzen wenig bekannt — es ist das Leben der meisten unserer Brüder. Und das Leben, das unheilvoll zwischen Kneipe und Schlafstelle, Gefängnis und Spelunke, Freudenhaus und Strafanstalt pendelt, ist ihr fast gar nicht wirklich bekannt — das Leben vieler, die auch unsere Brüder und Schwestern sind. In die wenig bekannte Schicht wird sie tiefer eindringen in dem Leben eines sich entwickelnden Kindes dieser Schicht; die fast unbekannt wird sie kennen lernen. Sie wird einen Einblick erhalten in die Arbeits- und Erwerbsverhältnisse dieser Kreise, ihre Isolation von den Quellen unseres geistigen und unseres Empfindungslebens; sie wird Verhältnisse kennen lernen, aus denen das Verbrechen entstehen muß; sie wird unser Rechtsleben nach verschiedenen Richtungen hin kennen lernen; sie wird Betrachtungen anzustellen haben über Schuld und Strafe; und im Laufe der Erfahrungen wird es ihr sein, als siele eine Binde nach der andern — bis sie, wenn sie es wagt, der Wirklichkeit in ihr furchtbar ernstes und doch Lösung andeutendes Antlitz sieht. Sie wird ergriffen werden von dem Problem unserer gewaltig ringenden Zeit: der möglichsten Ausgleichung der schroffen, grausamen wirtschaftlichen Gegensätze. Und von diesem Problem einmal ergriffen, wird sie erst Kind ihrer Zeit sein, das teilnimmt an ihren Ängsten, Qualen und Anstrengungen, aber auch an ihren Hoffnungen.

Das aber ist auch ein Gotteslohn, der ja dem Pfleger und Vormund des armen Kindes versprochen ist.



# Maternita.

Von

**Else Meinradus.**

Nachdruck verboten.

**E**s hat einmal ein junger Held seine Arme über die leuchtende, lachende Welt ausgestreckt und aus der Fülle seiner Lebensbegeisterung aufgerufen: „Herr, schaffe mir Raum in meiner engen Brust!“ Und dieser Eine schöpfte aus dem heißen Lebensdrang des eigenen Herzens die Offenbarung, daß der Reichtum und die Spannkraft des Gefühls und nichts anderes den Dichter machen. Er empfand das eigentlich Produktive, Keimkräftige als eine elementare, ungestaltete, ungeteilte Kraft; aus irgend einem dunkeltiefen Urgrund steigt sie auf, unfassbar, wie das Leben selbst. Und wer sie besitzt, dem singt die Welt in neuen Klängen, dem leuchtet sie in nie gesehenen Farben. Wie man dieses große, unbestimmte, urlebendige Gefühl nennt, ist ganz gleich:

Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,  
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,  
Nenn' es dann, wie du willst,  
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!  
Ich habe keinen Namen  
Dafür! Gefühl ist alles;  
Name ist Schall und Rauch,  
Umnebelnd Himmelsglut.

Ich habe keinen Namen dafür — was sich dem Manne als Groß, oder Andacht oder Schaffensrausch offenbart, das Weib kennt es noch in anderer Gestalt: Maternita.

Das Muttergefühl als eine Lebensgewalt, die sich die ganze Seele auf und ab unterwirft, all ihr Sehnen und Denken, ihr Glück und ihren Schmerz, eine Lebensgewalt, die hinaufsteigt in die Sinne, die wir der Welt öffnen und die lösend und verwandelnd hinabtaut in die Tiefen, in denen unsere Lebenswerte, unsere Weltanschauungen geschaffen werden, das ist der Inhalt der Gedichtsammlung „Maternita“ von Uda Negri, die soeben in deutscher Übersetzung von Hedwig Jahn, der anerkannten feinen Interpretin der italienischen Dichterin, erschienen ist.<sup>1)</sup>

Das Buch umschließt, man darf es kühnlich sagen, etwas, was es in der Weltliteratur bisher noch nicht gab. Was Uda Negri in einem ihrer Lieder in etwas anderem Sinne sagt, „ein Wort gibt's, das noch niemand sprach auf Erden,“ das gilt von ihrem Buch. Nie ist die Mutter in der Dichtung so zu Wort gekommen. Hier und da wohl einmal ein Klang aus Mutterglück oder Mutterleid, ein einzelner schwacher

<sup>1)</sup> Verlag von F. Fontane u. Co. Berlin 1905. (Pr. 3 M.)

Laut in der großen Symphonie männlicher Dichtung und männlicher Kunst. Kinderstuben- und Wiegenpoesie, die, ob man's vielleicht auch heute nicht mehr weiß, von Müttern geschaffen wurde. Aber niemals ist, so wie hier, das Muttersein in der ganzen Fülle und dem tiefsten Sinn seiner Ereignisse mit Herzblut abgeschrieben worden.

Noch nie hat eine Künstlerin sich so tief wie Ida Negri in das Erlebnis der Mutterschaft versenkt, so inbrünstig alles Denken, Sinnen und Wollen, alle Lebensschönheit und allen Lebensschmerz in die Maternita eingeschlossen. Mit solcher Kraft erfüllt, bricht sich das Gefühl der Mutter eine neue Bahn ins Leben hinein; es wird auch da draußen zu einer Macht, die sprechen darf: Siehe, ich mache alles neu. Nicht nur für sich, sondern auch für die Welt.

Die Seele betend wacht;  
sie lauscht dem Lebenswalten,  
das schläft, noch ungestalten,  
in meines Schoßes Nacht.

Ich ruhe still; doch gleich  
dem Erdreich in der Sonne. — —

So lauscht die Mutter in heiliger Stille dem Geheimnis des Werdens in sich, an dessen Pforte ihre Seele dichter vorüberstreitet, als die irgend eines Menschen. Sie fühlt es durch ihr Blut ziehen wie eine süße, nie empfundene Gewalt, die ihr die Hände schon löst zu „leisem, liebkoendem Regen“. Und in diesem lauschenden Versunkensein scheint es sich ihr aus dem Weben der Stille zu lösen wie ein zarter Laut.

Er ist's. — Aus verborgenstem Ruh'n  
der Träume erwacht er, und ruft mich, und spricht — — —

Nun hält sie geheime Zwiesprache mit dem Kind, dessen Leben in ihrer Hand liegt, das sie vielleicht zu unsäglichem Leid mit ihrem Blute nährt.

Fürchtet sie nicht, daß es ihr einst das Herz brechen wird mit dem Vorwurfschrei: zu schwer ist mir die Kreuzeslast des Lebens, zu groß in dem heiligen Kampf die Schar der Gefallenen? Sie sucht eine Antwort auf diese Frage:

„O mein Sohn, es duften die Au'n  
von Beilschen, und flatternd ziehen Falter durchs Land,  
und schön ist's, vom einsamen Wegesrand  
die leuchtende Sonne zu schau'n.“

Aber dieser Trost reicht nicht zu; denn wenigen ist es beschieden, vom einsamen Wegesrand die leuchtende Sonne zu schauen. Tränen und Blut und Qual sind größer und mächtiger als die Sonne. Sie weiß eine andere Antwort. Auch der Kampf ist schön und lebenswert. Sie selbst wird ihm Schwert und Panzer anlegen.

„Die heilige Schlacht braucht den tapferen Mann,  
du fällst vielleicht, doch nicht allein.

In dein düsteres Herz stets aufs neu  
sag' ich Worte des Glaubens für Seele und Geist;  
und ob mir das Kleid und der Fuß auch zerreißt,  
dein Kreuz helf' ich tragen dir treu.“

Dem nichts, keine Träne und keine Not, wiegt die Herrlichkeit des Lebens auf.  
 „Wenn dich Liebe umflieht, erblühe der Sonne, erglühe dem Licht.“ Diese unaussprechliche Größe und Heiligkeit des Lebens selbst, wer kann sie besser verstehen als die Mutter, der sie sich im eigenen Schoß offenbart?

Doch der du Kräfte reich  
 einaugst aus meinem Blute,  
 das Böse und das Gute  
 von mir empfängst zugleich,

machtvoller Same, brich  
 das Erdreich, hoch geschwollen.  
 Gemeinsam segnen wollen  
 das Leben du und ich.

Es ist, als ob die Dichterin in ein still leuchtendes Feuer schaut, dessen Glut und Kraft sie kündet. Zuweilen aber steigt es aus den flackernden Flammen wie Gestalten. Das eigne Erlebnis, in das sie versunken ist, weitet sich ihr zum Menschheits-Muttergeschick und entfaltet seine Möglichkeiten. Wie sie für sich die Empfindung dieser engsten Gemeinschaft mit dem Ungeborenen ausschöpft, steigt der Dichterin die Gestalt der Mutter auf, die stirbt, ehe sie ihr Kind geboren hat. Die schönen Terzinen des Gedichtes „Beisammen“ geben dieser Gestalt eine ergreifende Wirklichkeit.

Die tote lächelt. — Himmelsruhe zeigt  
 ihr Antlitz, und ein träumerischer Friede  
 umspielt die Lippe auch, die ewig schweigt.

Die Hände, die so fromm gefaltet ruh'n  
 auf ihrem Schoße, der zum Grab geworden  
 dem Sohn, sie sagen: Mir gehört er nun. —

— Sein erstes Wort hab' ich allein gehört;  
 ich nur verstand es, und es weiß sonst keiner,  
 was er allein mir sagte, ungestört.

Wie meine Seele ihm das Leben gab,  
 ist er mit mir den gleichen Tod gestorben,  
 dort unten sind beisammen wir im Grab.

Wer weiß? . . . . Vielleicht war ihm bestimmt das Los,  
 entfernt von mir vom Wege abzuirren.  
 Was ist das Leben dem, der mutterlos? . . . .

Wer weiß? . . . . Vielleicht hätt' einsam und besiegt  
 die kalte Welt kein Mitleid ihm geweiht . . . .  
 . . . . O besser, Kind, so eng an mich geschmiegt,  
 vereint entschwinden in der Ewigkeit.

Für Uda Negri ist die Mütterlichkeit eine tiefe Leidenschaft, urgewaltig, wie Gros selbst, ja, gewaltiger. Sie umschließt alles, wonach das Weib sich sehnt und was ihr lebenswert dünkt, und wird ihr das Kind genommen, so ist die Sehnsucht stark genug, auch sie dem Leben zu entreißen. Die Liebe zum Gatten, so stark und schmerzlich sie ist, vermag sie nicht zu halten:

„und wenn ich noch zögere, sich,  
so ist's, weil ich denke noch immer  
an den armen Papa, den nun nimmer,  
ach nimmer . . . — Ich komme, Nini. —“

In der Hand, um sich vor Gott damit zu rechtfertigen, ein Lächeln ihres Kindes, das er ihr genommen, so ist sie dem Unbezwinglichen in ihrer Seele gefolgt.

Und wie aus der Mutterschaft unsägliches Leid emporblüht, blassen Lotosblumen gleich, wie sie zur leidenschaftlichen Hingabe in den Tod ruft, so feiert in der Seligkeit, die sie umschließt, das Leben seine seligsten Triumphe. In leuchtenden Farben, Rot in Gold, stellt *Ada Negri* diese Seligkeit hin.

Erinn're dich, erinn're dich, o Seele,  
der Zeit, des Orts, des Traums, des Zitterns auch.  
Erinn're dich des Kleides,  
des roten, das ich trug, — des morgendlichen garten  
Zwitscherns der Schwalben, leise wie ein Hauch,  
der lichten Luft,  
der Stimme meines Töchterchens im Garten.

Erinn're dich, erinn're dich, o Seele.

— Mama! . . . ihr helles Silberstimmchen Klang.  
Und wie durch Zauber waren  
die Mandeln, Pfirsiche von Blüten übergossen,  
die zitternd leicht ein sanfter Windhauch schwang.  
Erinn're dich,  
wie ich mir Flügel spürt am Herzen sprossen.  
Mein Wesen war in der Unendlichkeit  
der Wonne ganz versunken,  
Atom im Sonnenglanz, Laubwerk am Zweig,  
ein Leben in der ew'gen Seligkeit;  
ach; niemals wohl  
war ird'sche Fröhlichkeit so tief und reich.

Das Gefühl dieser Süße des Lebens, in dem alle Fasern des Seins vibrieren, seine Macht siegt nicht nur über Schwäche und Feigheit und gibt neuen Lebensmut für diese Zeit, es überdauert den Menschen, in dem es jetzt wohnt, es reicht mit mystischer Gewalt in neue Konen hinüber, in denen die Mutter einst zu irgend einem neuen Leben aus dem Schoß des Alls wieder erwacht:

Sie wird im Lenz von einer Trunkenheit  
von Freude einst erfaßt;  
und weiß den Grund nicht, sagt wohl zitternd dann:  
— Wo, wie empfand ich diese Süßigkeit  
schon eines Tags? . . .  
In welchem fremden Garten wohl, und wann? . . .

Es ist ein eigenes Erlebnis, dessen Wonne *Ada Negri* in diesem Liede ausgesprochen hat. Der Abschnitt ihrer Sammlung, den sie „Freuden“ überschreibt, reißt lauter solche Momente intensiven Mutter-Erlebens, kleine Bilder, kindisch bedeutungslos vielleicht, die aber für die Mutter Schicksalswert haben. Und in allen

der starke Pulsschlag eines Gefühls, das die Dimensionen des kleinen augenblicklichen Geschehens bedeutungsvoll weitet.

Die Wollen lösten sich, und plötzlich goß  
der Regen nieder. — Drüben an dem Feld  
sah ich die Kleine stehn, vom Bliz erhellt,  
ihr braunes Lockenhaar die rosige Stirn umfloß.

Die Arme streckt' ich aus; und auf mich los  
lief durch den Guß die Kleine, lachend und durchnäßt;  
sie warf sich mir ans Herz, und zärtlich, fest  
barg ich ihr zitternd Körperchen im Schoß . . . .

. . . . Es flieh'n die Tage, — und man stirbt dahin.  
Wohl andern Stürmen wirst du, rauß und schwer,  
die Stirn einst bieten, — doch es wird nicht mehr  
die Mutter da sein, dich ans Herz zu ziehn.

Dieses Gefühl des Mutterglückes, die heilige Freude an der kristallreinen Schönheit des Kindes möchte Glanz und Licht verbreiten über die ganze Welt, sie möchte, daß alles rein und glücklich sei, um der Größe und Seligkeit dieser einen Tatsache, des Kindes willen. Davon spricht Ada Negri in dem anmutig fröhlichen Liede „Kleines Haus“. Das Haus, in dem ihr Kind der Welt die Augen öffnet, soll wie ein Tempel des Friedens und der Freude sein:

Schwank wie ein Nest, breit aus die Zweige frei  
gleich einem Rosenbusch. Und wenn der Abend kehrt  
nach frohem Tag, verein' um deinen Herd  
Gestalten fromm, beglückt und ohne Neid'.

Früh morgens sei'n die Fenster aufgetan,  
das Licht ersehnd und die frische Luft;  
die Schwalbe grüßend, die, vom Morgenduft  
berauscht, im Himmelsglanze steigt hinan;

und mit der Sonne strahle Freude aus,  
begrüßend neu der Menschheit Kraft und Trieb,  
und Liebe, Liebe mit dem Brot uns gieb,  
du Kleines, schlichtes, brüderliches Haus;

Aus jedem Eckchen kling' als Echo zart  
ein Lächeln, ein Geschichtchen froh heraus;  
an Holbes nur erinn're, Kleines Haus,  
in dem mein Töchterchen geboren ward.

Das Lebensgefühl der Mutter ist nicht so klein und so begrenzt, um im Kreise des eigenen Erlebnisses aufzuflammen und zu vergluten. Es leuchtet weit hinaus in die Welt; es macht die Augen hell für das Leid und das Glück der Mutter, wo es auch gelitten oder genossen wird. Und es wandelt sich in abgründiges Mitleid für alle, denen die Welt ihr Weibschicksal verkümmert, in den Staub zieht oder mit tiefstem Herzeleid heimzahlt. Dieses Mitleid umfaßt die Frau, die sich, schon von den Flammen des Mutterleides durchzuckt, vom Webstuhl nach Hause schleppt, um im eifigen Nord an ihrer Tür zusammenzubrechen, und die drei Tage, nachdem sie unter unennbaren Qualen ihr totes Kind zur Welt gebracht, zerstört wieder zurück zum

Webstuhl geht. Es umfaßt die schier endlose Reihe derer, die ihren Lebensweg im Takte des Trauergefanges dahinschreiten:

„Das Kind empfangen freudlos wir, verzagt,  
das Mütter träumend schau'n in Lilienpracht.

Im Schoße trugen wir die Kreatur  
mit Mühsal, Hunger, Angst und Sorge nur,

in Kammern ohne Lust, hoch unterm Dach,  
im Reisfeld, wo Malaria lauernd lag;

in Fluren, wo voll grauser Majestät  
die Pellagra mit irrem Auge geht,

an Orten voller Sklaverei und Not,  
wo wir um Kraft und Mut gefleht zu Gott

und uns erliegend nur ein Flehn durchbebt:  
nimm uns das Kind, o Gott, noch eh' es lebt!“

Dieses abgrundtiefe Muttererbarmen umschließt nicht allein diese Mütter, sondern auch die Scharen der Kinder, die aus krankem Mutterschoße verblaßtes Blut empfangen und derer beim Eintritt ins Leben die Ketten warten, die ihre Mütter getragen. Mütterliches Erbarmen hat den packenden künstlerischen Ausdruck in jenem Gedichte über das ausgesetzte Kind geprägt. Mit scheuem Blick legt es die Mutter Nachts auf das Pflaster nieder unter die rote Laterne, die sich einer blutenden Wunde gleich aus dem Dämmer der Gasse hebt. Sein Wimmern, „der Klage des Vögelchens gleich, das dem Neste entsank“, macht den vorüberziehenden Wind weinen, und wie erstarrt in staunendem Entsetzen schauen die schweigenden Mauern auf das zitternde kleine Leben nieder. Gibt es ein grausames Gesetz, das das Herz der Welt, die Mütterlichkeit, in eiserne Fesseln schlägt, in die Fesseln von Hunger und Schande? Die Nacht zieht vorüber, von nie geweinten Tränen erfüllt; die Sterne verlöschen, und bleich kommt der Tag.

Im Staube liegt gleich einem Lumpen, so nackt und allein  
der Fremdling, der kleine; hell leuchtet die Sonne darauf.  
Nicht Mutter, nicht Haus und nicht Kreuz, wie ein Schatten so leicht und so fein,  
nimm du, Lumpensammler, ihn auf. — —

Das ist das Unerträglichste von allen Qualen, die Menschen sich unter einander auf dieser Welt bereiten, daß Freude und Reinheit nicht einmal mehr an den Quellen des Lebens wohnen darf. Deshalb aber wird auch hier, an dieser Stelle, die Kraft zur Erneuerung der Welt sich entzünden; die Liebe, das Muttergefühl ist diese Kraft. Der mater inviolata, die dem sterbenden, fieberkranken Kinde im Hospital in frommer Lüge Mutterzärtlichkeit spendet, erwacht mit dieser ersten Erfüllung urewiger unauflöslicher Instinkte ein neues Leben.

Ein fremder Schmerz durchzuckt sie; wellengleich  
strömt Liebe in das streng verschloß'ne Reich  
des Lebens ihr; ein grünlich rauschend Meer  
strahlt ihr durch off'ne goldne Pforten her.  
Und in der Wogen Flut, die näher spült,  
sie zitternd, sterbend sich vergehen fühlt.



Die starke, glückliche Mutter ist es, die jener heiligen Kindheit der Armut auch Mutter sein wird und muß, so spricht die Dichterin es in dem wundervollen, Ersilia Majno gewidmeten Gedicht „Heilige Kindheit“ aus.

Mutter für dich auch; denn unser geheiligter Schoß,  
dem selbst zu schaffen der Schöpfer bestimmte als Loß,  
so viele Macht in der fruchtbaren Wonne enthält,  
daß in ihm Platz genug ist für die ganze Liebe der Welt.

Die Mutter hat ein tieferes, inbrünstigeres Gefühl für die Heiligkeit des Lebens; daraus kommt ihr nicht nur die Fülle jener sozialen Liebe, die Ada Negri zu einer Kämpferin für die Freiheit des Proletariats gemacht hat. Es kommt ihr auch aus dem Schmerz und der Wonne eines einzigen Erlebnisses eine neue Weltanschauung, die, ihrer selbst gewiß, aus dem Leben geboren, wie nur irgend eine, die Werte umwertet. An den Schauern, die den Leib der Mutter durchwehen, an dem Martyrium der Geburt, der Seligkeit, die sie empfindet, daran wird der Wert des Menschen deutlich; dadurch wird gerichtet, was Leben zerstört, statt Leben zu geben. Brüder sind die Menschen um des willen, was ihre Mutter um sie gelitten.

Um's Schaukeln jener Wiege, das dich einst  
einschlüßerte, um deiner Mutter Küsse,  
Wenn wirklich Muttergärtlichkeit und süße  
Schlaflieder dich einst sanft zur Ruh gebracht;  
um karge Freuden und um vieles Leid,  
um Träume, Hoffnungen, der Gruft geweiht,  
um kleine Tote, tief im Herzensgrund;  
um jenen Drang nach Lebensfreudigkeit,  
die heil'ge Sehnsucht nach Unsterblichkeit,  
die stets die Menschen in die Zukunft drängt;  
in deines und in meines Glaubens Namen  
— Gott schütze, Bruder dich, — so sei es, Amen.

Brüder sind die Menschen durch diese „Religion vom Mutterschoß, der sie für Sonne und Sturm erschaffen mit Schmerzen“. Brüder sind sie im Namen der Mutter, die in aller Welt, jetzt und immer wieder, mit ihrer Seligkeit und ihrem Leid das Evangelium des Lebens verkündet.

So wird die Mutter zur Priesterin. Auf den Altar, auf dem seit Jahrtausenden die Menschen aufgerichtet, worin sie den Wert und Sinn des Daseins sehen, hebt sie mit ehrfürchtigen Händen hoch über das alles die Macht des heiligen, schöpferischen Lebens selbst — gleich Urnen der Liebe.



# Miles Erziehung.

Novelle

von

Ilse Franke.

Nachdruck verboten.

Auf der stillen Vorstadtstraße spielten die Kinder.

Sie hatten sich bei den Händen gefaßt und drehten sich im Kreise, daß die Schürzen und Röcke flogen. Mit ihren hellen, flachen Stimmen schmetterten sie ihren Gesang:

„Dreimal um Kessel,  
Ich weiß nicht, was da sang.  
Da sang ein wadres Mädchen,  
Das da sang.  
Ach, Mädchen, du mein liebes Kind,  
Daß hinter mir ein Schleier hing.  
Und wenn der Schleier in Stücke reißt,  
Dann fall'n wir alle um den Kreis.“

Aber eine Stimme war dabei, die brummte falsch und viel zu tief dazwischen, und die gehörte natürlich Mile Süßenguth.

„Es Mile singt all wieder falsch,“ sagte Mädchen Ahrens. Sein Vater hatte einen Flaschenbierhandel, und wenn man Bier holen wollte, dann tauchte der dicke, große Herr Ahrens allemal schwitzend und keuchend aus einem schwarzen Loch in der Diele auf und hatte soviel Flaschen in beiden Armen, wie eigentlich kein Mensch tragen konnte. Dann sagte er mit seiner brummigen Freundlichkeit: „Schön Wetter,“ oder „Hundewetter,“ je nach dem. Aber nebenbei war er Bläser in der Stadtkapelle, und der schwarzlockige Mädchen hatte das feine Gehör geerbt und war des Kantors Stütze im Kinderkirchenchor.

„Mile, laß doch das Brummen nach, oder halt dein Schnabel.“

Mile machte ein beleidigtes Gesicht, denn das Singen war ihr wunder Punkt. Sie hatte im Osterzeugnis eine Bier bekommen,

und ihr Vater hatte sie dafür geprügelt. Sie hatte das als eine schreiende Ungerechtigkeit empfunden und sich nur immer ganz verwirrt gefragt: „Was kann ich denn toll dazu?“

Sie sah Mädchen bitterböse an.

„So wie du kann ich lange noch singen, Mädchen. Spiel dich man nich auf.“

Mädchen Ahrens lachte, daß man seine schönen, weißen Zähne sehen konnte. Seine Mutter war eine „Französische“ gewesen, von ihr hatte er das leichte, fröhliche Wesen und den „Rehr mich nicht dran.“

„Bist doch ein ganzen, richtigen Dölmel, Mile!“

„Selber Dölmel!“ gab Mile gereizt zurück.

„Mein Vater spielt aber doch die Geige in der Schule,“ trumpfte sie. „Etsch!“ und sie streckte ihm die Zunge heraus, so lang sie konnte.

„Und mein Vater ist Bläser in der Stadtkapelle,“ sagte Mädchen mit ruhigem Stolz. „Etsch!“

Er streckte ihr aber nicht die Zunge heraus, sondern zwinkerte sie mit gutmütigem, überlegenem Spott an aus seinen schwarzblanken Augen, die wie reife Kirschen waren.

Mile riß sich aus dem Kreise los.

„Ich spiele nich mehr mit,“ sagte sie trotzig.

„Ich bin ihne Mädchen Ahrens bitter — bitter — bitterböse und werde ihne nie, nie, nie wieder gut.“

Sie stellte sich an einen dünnen Ahornbaum, der übervoll war von grüngelben, süßduftenden Blütenbüscheln und sah mit krauser Stirn den andern Kindern zu. Die kümmerten sich nicht um Mile und ließen sie stehen, denn

sie mochten sie nicht besonders gern leiden, weil sie so oft muckte.

Mile zog ihren großen Hut tief ins Gesicht, denn die Nachmittagssonne, die auf dem schwarzweißen Kies des Fußweges flimmerte, tat ihren kranken Augen weh.

Mile war ein rundes, blaßes kleines Wesen, das ganz niedlich gewesen wäre, wenn es nicht immer so mürrisch ausgesehen hätte. Sie hatte ein Paar winzige blonde Böpfe, die steif von ihrem runden Kopf abstanden und mit roten Schleifen gebunden waren.

Mile wünschte glühend, daß die anderen sie auffordern möchten, wieder mitzuspielen. Sie war zwar entschlossen, „nein“ zu sagen, aber sie hätte es doch für ihr Leben gern getan. Lili Börge hatte wohl den sehnsüchtigen Ausdruck ihres Gesichtes verstanden, denn sie hatte ein feines, mitleidiges Seelchen.

„Nach doch mit, Mile, zu doch!“ bat sie und nickte ihr über die Schulter hin zu.

„Fällt mir garnich ein,“ sagte Mile grollend, zwischen Trotz und Verlangen hin und her gerissen. „Er Ludchen ist mir viel zu frech, und überhaupt —“ sie biß sich trotzig in die Lippen und scharrte mit dem derben Stiefelchen im Kies.

„Daß sie doch, wenn sie nich will,“ sagte Grete Töpferwien und wandte Mile den Rücken. „Wir laufen ihr nich nach.“

Da stand sie wie eine Ausgestoßene und war voll Groll und Bitterkeit und kratzte in ihrem dumpfen Kinderschmerz an der grünlichen Rinde des Ahornbaumes.

Die andern Kinder waren des Spieles müde und berieten etwas andres.

„Es kamen drei Weisen aus Mohrenland“ ..

„Och nee!“

„Herren und Damen.“

„Das ist so dumm.“

„Seht Ihr meine Füßchen“ . . .

„Ich habe keine Lust mehr zu so was.“

„Denn laßt uns doch Kriegen spielen oder Klappfüsel oder Hinkelott.“

„Da wird man so müde von.“

„Bielleicht sind noch Veilchen im Graben. Ich habe bei Steinbeißers unter der Brücke weiße gefunden.“

„Ach ja! ach ja!“

Das war ein Gedanke.

Sie stoben auseinander, sprangen in den Graben auf der andren Wegseite und krabbelten im dürrn Gras herum, in dem der Hufslattich seine goldgelben Köpfschen reckte.

Die Straße war ganz still, denn die Kinder waren verstummt. Nur ein langer Möbelwagen mit einem schlafenden Kutscher und zwei schweren, dampfenden Pferden arbeitete sich mühselig vorwärts, und ein klappriger Planwagen mit einem mageren Schimmel folgte ihm. Aus den Gärten dufteten Hyazinthen und Veilchen. Ein kühler, reiner Frühlingswind trieb die weißen Federwolken vor sich her. Hinterm Hainberg rüstete sich die Sonne zum Untergang.

Mile war zögernd herangefommen und setzte sich auf den Brückenstein, der an Sonnenwalds Gartentor führte.

Sie wäre so gern mit Lili Börge gegangen. Wie nett war die. Und wie gut war Frau Doktor Börge. Heute morgen hatte sie Mile zu sich hereingerufen und zu ihr gesagt: „Du armes Kind, deine Augen sind ja ganz schlimm und verklebt. Komm, ich will sie dir ein bißchen auswaschen.“

Und sie hatte ein Leinenläppchen geholt und ein Schälchen mit lauer Milch und hatte Mile die kranken Augen ganz sanft damit gewaschen, und das hatte dem Kinde so gut getan. Es hatte zwar nur ganz kurz und rauß „danke“ gesagt, aber sein Herz war von Dankbarkeit zum Überströmen voll gewesen, und auf den Schmantfuchen, den ihm Frau Börge beim Weggehen noch geschenkt hatte, war eine große Träne gefallen.

Frau Süßenguth hatte das noch niemals getan. Sie war immer müde und abgehext mit ihren sieben kleinen Kindern und konnte sich um die große Mile nicht mehr kümmern. Sie setzte ihr nur den runden Schäferhut auf und sagte: „Guck nicht so in die Sonne, Mile, daß die Augen erst mal besser werden,“ und schickte sie auf die Straße, denn sie konnte das Gefrabbel von all den Kindern nicht um sich vertragen.

Mile war also den ganzen Tag sich selbst überlassen, und es war niemand da, der das Gute in ihr hätte wecken können. Wie ein kleines Unkraut wuchs sie auf, und so war ihr Unterscheidungsvermögen von gut und böse nicht sonderlich entwickelt, und das war

am Ende kein Wunder. Sie konnte freilich die zehn Gebote ohne Stottern hersagen, aber das bedeutete ihr nicht viel. Sie war sich nicht bewußt, die Ehe gebrochen, noch ihres Nächsten Weib, Knecht, Magd oder Vieh begehrt zu haben.

Nur das siebente Gebot verstand sie. Merkwürdig gut verstand sie das. Aber gerade deshalb dachte sie nicht gern daran . . .

Als der Vater zum ersten Male diesen unseligen Gang bei Mile entdeckte, hatte er sie geschlagen, daß das Stöckchen auf ihrem Rücken zerbrochen war. Sie hatte nichts Schlimmeres getan, als wie es viele andere Kinder auch machten: sie hatte ein Stückerl Kreide aus dem schwarzen Behälter an der großen Schultafel genommen, um Hinkelötte und Kreise fürs Bohnen- und Knippelspielen ziehen zu können.

Herr Süßenguth hatte die Gewohnheit, gleich zuzuschlagen, ohne vorher lange zu prüfen. Er war Lehrer an der Volksschule und hatte das so in der Übung. Mile empfand auch große Angst vor ihm, besonders wenn er Hefte korrigierte. Der arme Vater war nervös und abgearbeitet und nach seinen Schulstunden viel zu müde und stumpf, um an dem Leben seiner Familie teilnehmen zu können. Nur wenn es galt, mit dem Stod Ruhe und Ordnung zu schaffen, dann war er immer da und nahm es tiefemst mit dieser Seite seiner Vaterpflichten.

Mile hatte es mittlerweile gelernt, ihre kleinen Unredlichkeiten vor ihm zu verbergen. Seit der bösen Geschichte mit der gestüppsten Kreide hatte sie sich nicht wieder ertappen lassen. In der dunklen Ecke hinter dem Kleiderschrank im Wohnzimmer waren ihre Schätze sicher vor seinen Augen.

Und sie hatten sich seitdem immer vermehrt.

Wie ging das nur zu? Mile wußte das selbst nicht zu sagen. Da war eine dunkle Macht, die stärker war als sie. Sie sah etwas, was einem anderen Kinde gehörte. Ohne Besinnen, nur von einem unwiderstehlichen Triebe gedrängt, griff sie danach und ließ es in ihre Tasche gleiten. Sie empfand danach ein elendes, unreines Gefühl, das ihr die Brust zusammenschürte, und da war nicht ein Funken von Freude über den

errungenen Besitz. Scheu trug sie ihn in die dunkle Schrankdecke und zitterte in beständiger Angst vor Entdeckung. Sobald sich jemand dem Schrank näherte, fing ihr Herz an zu klopfen und sie wurde rot und blaß wie eine ertappte Sünderin.

Keiner ahnte, wie das Kind litt, wie inbrünstig und doch unbewußt es nach einer Stütze verlangte, nach einem liebevollen und starken Herzen, das Licht in seine verworrenen Begriffe von Recht und Unrecht bringen konnte. Süßenguths hatten wohl noch nichts davon gehört, daß es auch moralische Kinderkrankheiten gibt, die schlimmer sind wie Masern und Windpocken. Wenigstens merkten sie nichts davon, wie schwer und hilflos ihr armes kleines Mädchen mit dem dunklen Leben kämpfte.

\* \* \*

Die Sonne war untergegangen, und am Hainberg war der Himmel rot wie mit Blut besprengt. Es war kalt geworden, und die Kinder froren und waren müde vom Rücken. Sie hatten nur drei Weilchen gefunden, es hatte kaum der Mühe gelohnt, aber sie waren doch glücklich. Und nun sehnten sie sich nach ihrem Abendbrot.

Ludchen Ahrens brachte seine beiden Weilchen Lili Borge. „Da, Lili, du sollst sie haben.“ Seine schwarzen Augen blickten stolz und verschämt.

„Danke,“ sagte Lili mit ihrem lieben Lächeln. „Ich will sie in Wasser tun.“

Da kam auch Wilhelm Sanders heran. „Meins auch, Lili. Siehste, nu hast du all Stücker drei und kannst sie in deine kleine Puppenvase einstecken.“

„D danke,“ sagte Lili mit leuchtenden Augen und nestelte an ihrer Kittelschürze.

„Ach,“ sagte sie dann traurig, „meine kleine, grüne Bruskelanne ist weg. Die muß ich ersten verloren haben. Helfst doch mit suchen, zu doch!“

Da blickten sich alle und bogen das Gras auseinander und hoben die Steine auf und krochen unter den Brückenstein, wo es feucht und dunkel war, und wo die Spinnen dicke Netze gezogen hatten.

Auch Mile Süßenguth war aufgesprungen. Sie hatte einen feuerroten Kopf und suchte am

eifrigsten. „Wo kann sie denn man sein?“ fragte sie und wühlte die Erde auf, als wäre die kleine Gießkanne darin vergraben.

Da verschob sich ihre große, schwarze Lüsterschürze ein wenig, und aus dem perlgestickten Umhängetaschen, das sie darunter trug, sah die kleine, grüne Brause hervor.

Lili entdeckte sie zuerst.

Sie wurde blutrot und wandte den Kopf zur anderen Seite, als hätte sie nichts gesehen.

„Mile hat sie mir genommen. O, wie böß,“ dachte sie mit einem brennenden Schmerz in ihrem Kindergemüt. „Stehlen ist doch Sünde.“

Sie strich sich die kurzen, blonden Haare aus der Stirn und seufzte auf. „Laßt das Suchen bleiben,“ sagte sie mit zuckenden Lippen. „Wir finden sie heut doch nicht mehr. Es wird dunkel.“

Ludchen Ahrens zog seine Weste glatt und ließ seine lebhaften Augen umherfliegen wie ein Paar schwarze Vögel.

Plötzlich stuzte er und rief:

„O wanne, es Mile hat die Bruselanne gestippt! Mile, du ollen Stehldieb!“

„I gitt, i gitte-gitt, Mile!“ riefen alle Kinder. „Zipp, zipp, zipp, schäm dich was! Du kommst in die Hölle!“

Mile stand da wie mit Blut übergossen, schlug die Augen nieder und lautete an ihrem Schürzengipfel.

Lili stand ihr regungslos gegenüber. Sie war ganz blaß geworden. Ihre blauen Augen schimmerten naß. Sie sah von einem zum andern.

„Laßt es Mile gehen,“ sagte sie etwas tonlos. „Tut ihr nichts.“

Da legte Mile den Arm über die Augen und schluchzte plötzlich auf.

„Ich wills nich wiederun,“ stammelte sie erstickt.

Lili sah mit trautigen Augen über die Gärten hin und sagte nichts.

„Da, hier hast du sie wieder,“ und Mile streckte ihr mit einem ganz scheuen Lächeln die kleine Kanne hin, und die Tränen liefen ihr noch über die runden Backen.

Aber Lili schüttelte langsam den Kopf, daß die glatten, blonden Haare ihr um die Ohren flogen. In ihrem feinen, länglichen Gesichtchen war ein Zug von hilflosem Schmerz und von

jener unwillkürlichen Verachtung, die ein reiner Mensch empfindet, wenn ihn etwas Unreines berührt.

Mile fühlte es, daß sie verachtet wurde, wo sie grenzenlos verehrte.

Das überwältigte sie so, daß sie die Arme sinken ließ und ohne ein Wort, nur leise und kraftlos vor sich hin weinend, nach Hause schlich. — —

Die Kinder umringten Lili.

„Es Mile is ein ollen, ekligen Panzen, ni — ich?“ sagte Ludchen Ahrens und spuckte aus in kräftiger Entrüstung.

„Arm ist sie,“ sagte Lili nachdenklich.

Die Kinder sahen sie groß und ein wenig scheu an. Sie empfanden vor Lili etwas wie Ehrfurcht, wie man es vor einem Wesen höherer Art empfindet. Eine unsichtbare Scheidewand stand zwischen ihr und ihnen. — —

Mile suchte ihre Mutter. Sie konnte allein nicht mehr mit ihren Kummernissen fertig werden. Die Lebensfluten waren ihr über dem Kopf zusammengeschlagen. —

Die Mutter saß in der Küche am weißgeschauerten Tisch, blaß, abgehärt, und hatte das kleinste Brüderchen an der Brust. Zufrieden trank es, und auf seinen blonden Härchen lag ein roter Schein vom Herdfeuer.

Mile drängte sich mit ihrem übervollen Herzen an die Mutter und griff nach ihrer rauhen Hand und streichelte sie scheu.

„Mutter,“ sagte sie und sah sie flehend an. In diesem Blick lag ihr ganzes ratloses Kinderleid.

Die Mutter schob sie von sich.

„Mile, ich habe doch keine Zeit. Geh mir aus dem Wege. Kind, du machst mich nervös.“

Berschüchtert senkte Mile die Augen und versteckte ihr Händchen, das zärtlich gestreichelt hatte, hinter ihrem Rücken. Sie schämte sich plötzlich.

„Ich wollte nur meine Milch,“ sagte sie verstockt, mit zusammengebißnen Zähnen. Alle Weichheit war aus dem Kindergesicht verschwunden.

„Bitte sagt man,“ sagte Frau Sühenguth in dem Gefühl, daß sie sich um Miles Erziehung kümmern müsse, und daß dies eine gute Gelegenheit sei, erzieherisch auf das Kind einzuwirken.

Dann legte sie das Brüderchen in seinen Korb, nahm den Milchtopf aus der Grube und goß Mile den weißblauen Emaillebecher voll.

„Trink fix und dann laß mich in Frieden, Mile.“

Hastig trank das Kind seine Milch, auf dem Küchenstuhl knieend.

„Schlurf nicht so,“ ermahnte Frau Süßenguth wieder, während sie des Brüderchens Waschwasser zurecht machte.

Mile wischte sich mit dem Schürzenärmel den Milchbart ab und ging aus der Küche in dem Bewußtsein, weder bei ihrer Mutter noch irgendwo Verständnis zu finden.

Das Wohnzimmer war leer. Die kleinen Geschwister spielten im Garten. Neben an saß der Vater und korrigierte Hefte. Von Zeit zu Zeit hustete er.

Mile kramte in der dunklen Schrankdecke, wo sie die fremden Schätze aufbewahrt hatte. Sie betastete sie und zog sie hervor. Das Zimmer war fast ganz dämmerig, aber sie konnte noch alles erkennen.

Da war eine blaue Puppenwiegenbede mit einer Häkelspitze, die Lili gehörte, dann ein Mützchen mit rosa Schleifen, eine kleine Saugflasche, ein Bogen Abziehbilder, ein Badeengel und ein Hauchblatt, auf dem der Herr Jesus in Gold gemalt war.

O wie das alles in Miles Händen brannte! Wie die Scham sie durchglühte! Trotzdem sie ganz allein im Zimmer war, fühlte sie, wie sie rot geworden war.

Aber ihr Entschluß stand fest. Sie wollte Lili alles wiederbringen und nie, nie wieder etwas nehmen, was einem anderen gehörte.

Sie nahm die Sachen in ihre Schürze und schlich sich aus dem Hause, hinten durch den Garten, wo die hohen Bohnenstangen sie verbargen. Mit klopfendem Herzen kroch sie durch das Loch in der Hecke in den Nachbargarten, der Lilis Vater gehörte.

Sie wollte die Sachen in die hölzerne Laube tragen. Da lagen sie geschützt, und morgen würde Lili sie schon finden. Sie würde gewiß erraten, von wem sie kämen, und sie würde ihre Reue sehen und vielleicht auch wieder gut mit ihr werden. Denn daß Lili ihr böse war, das war das Schlimmste von allem.

Sie hatte alles fein säuberlich auf dem gelben Gartentisch ausgebreitet und wollte eben wieder davonhuschen, da sah sie eine kleine Gestalt am Eingange der Laube stehen.

Lili hatte sie erkannt trotz der halben Dunkelheit, als sie das Gartengerät zusammenräumte.

„Was willst du hier, Mile?“ fragte sie ein wenig scharf. „Hier ist nichts, was du mitnehmen kannst.“

Das tat Mile so weh, daß ihr die Tränen in die Augen schossen.

„Ich wollte dir wiederbringen, was ich dir weggenommen habe, Lili.“

„Behalt es nur, Mile, ich mag es nicht wieder haben,“ sagte Lili mit klarer, fester Stimme.

Mile seufzte tief auf. Wie schwer war dies alles, wie grenzenlos elend und zerschlagen fühlte sich das verwahrloste Kinderherz.

Sie trat aus der Laube heraus. Ein gelber Lichtschein, der aus einem Flursfenster fiel, huschte über ihr betrübtet, bittendes Gesichtchen.

„Lili, sei doch gut. Nimm es wieder, bitte, bitte, nimm es wieder. Du mußt es nehmen, Lili. Ich will es ja nie, nie wieder tun.“

Dies innige, angstvolle Flehen aus dem Grunde eines Kinderherzens, das auf der Scheide zwischen gut und böse nach Rettung verlangt, ging Lili nah.

Sie streckte Mile die Hand hin.

„Du hast es wohl nicht so schlimm gemeint, Mile.“

„Nein,“ sagte die, „nein, Lili.“

Hand in Hand gingen die beiden kleinen Mädchen durch den Garten.

Plötzlich stuzte Mile und ließ Lilis Hand los.

„Da kommt deine Mutter, Lili. Sie war so gut zu mir, und ich bin so schlecht gewesen. Ich schäme mich so, Lili.“

„Ach was, Mile, Mutter beißt dich nicht.“

Und sie faßte die Widerstrebende bei der Hand und zog sie in den Lichtkreis einer Laterne.

Als Frau Börge die beiden kleinen Mädchen erkannte, kniete sie lächelnd auf dem Kiesweg nieder und breitete ihre Arme weit aus, und Lili und Mile liefen schnurstracks hinein, und

sie umschlang jedes Kind mit einem Arm und drückte es innig an sich.

Da hatte Mile zum erstenmale einen Ort gefunden, wo sie ihre Kummernisse ungestört ausweinen konnte, und wo ihr mit dem Glauben an eine wundermächtige Güte die Erkenntnis von gut und böse aufgegangen war.

Als Mile an diesem Abend heim ging, war es klar und friedlich in ihrem Kinderherzen. Und der Mond schaute lächelnd herab und hüllte die kleine, runde Gestalt, die so leichtfüßig dahinhüpfte, ganz in fließendes Silber, und es war, als wenn er sich über das gerettete Schäflein freute.



## Englische Frauenkünste.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Englisches Kunstgewerbe gibt bei Wertheim ein vom Lyceum-Club inszeniertes dekoratives Gastspiel. Geführt von Walter Crane und Ashbee erscheint hier eine Gruppe künstlerisch geschmackvoller und technisch sicherer Frauen mit Arbeiten aus allen Gebieten, mit Möbeln, Schmucksachen, Gerät, Kostümen, Bucheinbänden, Glasfenstern, ornamentalen Zeichnungen. Beachtenswert erscheinen vor allem die Vitrinen des Schmucks und des Metallgeräts. Hier entfalten sich die herben und feinen Reize der Ashbee-Art und ihrer verständnis- und kunstreichen Nachfolgerinnen.

Von den Londoner Arts- und Craft-Ausstellungen und von den Auslesen bei Hirschwald und Keller & Reiner kennt man die Ashbeesche Metallbehandlung. Sie ist strenge Flächenkunst. Sie betont und entwickelt die Schönheit des Materials als das Bedeutsamste eines Stückes. Dem Silber besonders entlockt sie aparte Nuancen. Becher und Schalen werden wuchtig aufgebaut, häufig auf kräftigen Kugelfüßen. Und die Wandungen in mattweichem, hellgrauem Ton werden mit dem Hammer bearbeitet. Nicht mit den wuchtigen Schlägen, mit denen Ashbeeschem Kupfergerät verästetes Narbenmuster eingeprägt wird, sondern mit leisem, rhytmischem Klopfen. Unter dieser Bearbeitung erhält die Metallfläche, ohne daß sich eine ausgesprochene Musterung bildet, eine gewisse belebte Struktur: leicht geädert, wellig, als wären Vibrationen über diese Silber-Epidermis gegangen.

Dagegen wirkte jede gegossene Form kalt, hart, stumpf und leblos. Es gibt ein feinschmeckerisches Gefühl, mit den Augen diesem fast unmerklichen, diskreten Flächenpiel zu folgen, und für die Fingerspitzen ist es, wie die Franzosen von feinhäutiger Keramik sagen „caressant à toucher“.

Mit sicherem Takt wird solchen Geräten noch weiterer steigender Schmud gewonnen. Zu dem formalen Dekor kommt ein koloristischer. In den blassen Silberschimmer werden gleich Augen Cabochons von Halbedelsteinen gesetzt. An alte Kirchengefäße erinnert das, aber während bei ihnen der Gesichtspunkt des Pompes und des Prunkes bestimmend ist, merkt man, daß Ashbee nur aus den künstlerischen Absichten,

feinen Flächen eine Illuminierung, eine Belichtung zu geben, diese Dekorierung wählte. Und voll und sicherstimmend ist die Wirkung, wenn auf der Fußplatte eines Kelches ein Kranz rotstimmender Steine im silbernen Felde leuchtet, oder wenn der Deckel eines Schau-Pokals sich nach der Mitte aufwärts rundet und zu einer violettstimmenden Knospe erblüht.

Solche koloristischen Neigungen erfüllen noch stärker die Emailen. Sie sind ein Lieblingsmittel Ashbees und auch sie strömen tiefes, brennendes Leuchten aus; eine verhaltene Glut wogt in ihnen, gegen die Juwelenseuer kalt ist. Von solcher Emailkunst kann man gerade in dieser Ausstellung schöne Proben sehen. Ovale und runde Dosen, Kaffeeten und viereckige Box für Zigaretten, die an ihren Laibungen jene vorher charakterisierte vibrierende, weich federnde Bewegung zeigen, tragen oben auf den Schlußklappen Emailzierat. Darstellerisch ist es ein Schiff auf den Wellen, eine Waldlandschaft, ein Adler. Aber diese Emailmalerei ist natürlich nicht stofflich gemeint, sie ist farbige Instrumentation. Das mastenreiche Segelschiff in schwimmenden an Alt-Delft erinnernden blauen Tönen; die Waldstimmung grün-braun-golden voll flammender Sonnenuntergangsglut, der Adler in seinem heraldischen changierenden Gefiederfächerspiel — sie alle geben einen rauschenden Farbenakkord, der seine klingenden Wellen über die Silberfläche strömen läßt, gleich Meerleuchten.

Im Schmuck, den Halsketten und Ringen bevorzugt Ashbee das Musikale, ja man könnte sagen, das Ethnographische. An Stücke aus Volkstrachtenmuseen wird man manchmal erinnert, an altes Bauern-Schatzzeug norwegischen Stammes. Massig sind die Silberschließen, die Kettengehänge, die figürlich geschnittenen Fausringe.

In den hier ausgestellten Schmucksachen aus der Gruppe, die Ashbee nahe steht, überwiegt ein zarteres Element. Material ist Silber, Steine und Email. Bemerkenswert sind manche Halsketten, in denen die schön geschnittenen Glieder von besonders ausgefuchten, interessant und wechselnd gefleckten Halbedelsteinen unterbrochen werden, und die als Schlußstück einen Anhänger in Emailkoloristik tragen. Diese Gattung, die durch die vielen Darmstadt-Nachahmungen etwas kompromittiert ist, trägt in der englischen Ausgabe doch ein so besonderes Gesicht, die Abstimmung der Töne ist so geschmackrein, daß sie fesselt und Anerkennung fordert. Für die Zerrbilder und die Mißverständnisse der „Gegenbeispiele“ kann sie nicht.

Koloristische Qualitäten haben auch die Knöpfe mit Emaildekor. Wie überlaufen wirken sie in ihren flüssigen welligen Tönen.

Das Zeichnerische an manchen Stücken verdient noch Beachtung. Eine zweizinkige Haarnadel ist z. B. so geführt, daß die Zinken sich an oberen Enden überkreuzen, und daß aus jedem sich organisch ein Ansatz verzweigter Äste als Schmuckstück entwickelt, in denen rote Granaten blühen.

Unter den Künstlerinnen, die Ashbeesche Wege gehen und auf ihnen zu eigenen Persönlichkeitsresultaten gelangen, ist Miß Connell hervorragend.

Ihre Gefäße zeigen eine großzügige selbständig erwachsene Architektur, und die Treibkunst, mit denen die Wandungen geschmückt wurden, ist von hoher Vollendung. Miß Connells Spezialität sind Theebüchsen in runder, ovaler und viereckiger Form. Sie haben etwas Wuchtiges in ihrem Gefüge, man denkt an die Körper altholländischer Laternen. Auf einer solchen Büchse sind in weichem Relief Elefanten herausgetrieben, und in der tiefen grauen Tönung wirkt dieser Flächendekor außerordentlich ornamental.



Eine andere Vorrat ist eine Komposition aus Glas und Silber. Das eigentliche Gefäß aus grünem Glas wird vom Silber-Untersatz und Deckel gehalten und zwischen den beiden Grundflächen spinnen sich nun über die grüne Glaswandung fein gegliederte Silberranken, die nach oben in Trauben ausgehen, und diese Früchte bilden als oberer Abschluß einen Kranz, durch dessen schimmernde Maschen das Grün hindurchleuchtet. Und der Deckel ist so gegliedert, daß in freier Linienentwicklung aus seiner Mitte ein Fruchtknollen aufwächst, der als Griff dient.

Feinen Takt der Durchbrucharbeit zeigt auch ein silberner Teller mit reichem Filigran-Ornament an seinem Rand, und von altmeisterlicher Fülle und sicherer Kraft ist die Silberschale mit ihrem getriebenen Frucht- und Blütenkranz, üppig wie das Gehänge eines della Robbia-Frieses.

Den Affbee-Emailen ebenbürtig sind die beiden gerahmten Emailplatten der Miß Hartwey: Ornamentale Frauenbilder. Diese Gestalten, die eine auf einer Blumenwiese, die andere mit einer Frucht in der Hand, von fern an Bellinis Allegorien erinnernd, sind von einer trunkenen Fülle des Kolorits. Von feurigem Schmelz triefen diese Farben, aus tiefem Grunde glüht es magisch auf, und wie in eigene Blut gehüllt liegt es da, ein erstarrter Farbensaß. Verwandt solcher koloristischen Richtung sind auch Ida Keys Glasfenster.

\* \* \*

Viel Kultur zeigt die Buchkunst dieser englischen Frauen, deren Proben eine willkommene Ergänzung zu der großen augenblicklich im Lichthof des Kunstgewerbemuseums stattfindenden Buchausstellung bieten. Diese Einbände sind gleich stilficher, ob sie die reichen Ausdrucksmittel des Leders und Pergaments oder die ganz schlichten des anspruchlosen Pappbandes mit aufgesetztem Etikett wählen.

Musterhaft erscheint die Behandlung der Deckel- und Rückenflächen, die Komposition der sparsamen Goldlinien, der Gitterornamente à petit fer und das gelungen in diesen Dekor eingeordnete Sahbild des Titels, das mit seinen aparten Lettern selbst wieder zum Ornament wird.

Besondere Reize weist neben den Marocco-Ganzlederbinden, die in saftigem Rot und Grün erscheinen und die im Regal eine herrliche Bücherwand abgeben, der Pergamentband auf. Er hat etwas Improvisatorisches, Artistisches gegenüber der abgeschlossenen restlosen Vollkommenheit jener Lederbände. Mappenartig wirkt er; mit Bändern wird er zugebunden; die unregelmäßig gefleckte, von der Natur willkürlich gelb und bräunlich marmorierte Fläche ist ein wundervoller Grund für farbige und goldene Gepräge. In einer der Vitrinen steht eine solche erlesene Pergamentdecke zur Schau, auf der byzantinische Heiligenfiguren gepreßt sind in punktierten Goldlinien, in der graziösen Stichelzierschrift, die Aubray, Beardsley liebt. Die Heiligenscheine sind wie Diademe von Lalique und durch ihr mattgoldenes Zackenwerk leuchtet das Gelb des Pergaments gleich altem Elfenbein.

Wir können heut übrigens diese Künste neidlos sehen, denn nach den Jahren völliger Vernachlässigung und den mißverstandenen Anfängen überladener Ausstattung, sind wir in Deutschland auf gutem Weg in der Buchbehandlung, und in der Vielseitigkeit, gleich sicher das Kostbare wie das Schlichte zu verwalten, stehen wir hinter England nicht zurück. Das beweist die erlesene Bibliophilie, die Melchior Lechter in den von

ihm inszenierten Büchern pflegt, und die der Insel-Bücherei, des Diederichschen, Fischerschen, Bardschen und Cassirerschen Verlages. Und diese Namen sind noch nicht erschöpfend für die mannigfachen liebevollen Bemühungen um das Buch in Deutschland.

\* \* \*

Doch zurück zur englischen Kolonie.

Es gibt in ihr auch ödere Strecken und manchmal ein Niveau, das in der Berliner Frauentunstaussstellung vom vorigen Jahre der Vorschau für St. Louis nicht möglich gewesen wäre. Sehr gleichgültig sind z. B. die Möbel. Die Stühlchen für ein Kinderzimmer mit dem Tisch, der Wiege und einem Kastenschränk, haben nichts, was für uns bemerkenswert oder lehrreich wäre, der Schränk mit seiner hellgrün gestrichenen aufgesetzten steifen Füllung in dem dunklen Eichengrund ist in seiner Farbe sogar durchaus Gegenbeispiel.

Der Faullenzersstuhl von Mary Hart benutzt die langen tiefen Streckungen amerikanischer Rockingchairs. Von ihnen lernte sie das Zweckmäßige im Bau, das was selbständig dazu getan ward, die harte geschnitzte Holzrückenlehne macht den ganzen Stuhl unmöglich.

Eine zweifelhafte Schönheit ist auch Stella Sleigh's Eckchränkchen. In Anlehnung an Bailli Scott und die Schotten vereinigt es die primitive Wirkung naturfarbenen Eichenholzes mit Luxus-Intarsien aus Perlmutter. Sie schmücken die Tür mit einem knieenden Ritter. Das ist nun wirklich nur ein äußerliches Auspuzen, ein Ornament, das der „nötigen Beziehung“ entbehrt. Das Schränkchen scheint nur dazu gemacht, um den Vorwand für eine Intarsiaproduktion zu liefern, und an sich ist es ein Verlegenheitsmöbel. Wir lieben die Wand in einer gewissen Zusammenhangsgliederung. Wenn wir eine Ecke haben, dann bauen wir sie von unten auf aus, mit einem Regal oder einer Sofarundung, aber solche Ecke unten tot und leer zu lassen und dann oben einen in seiner Flachheit außerdem schwer vertwendbaren Kasten in der Luft anzubringen, scheint recht sinn- und formlos, selbst wenn der Kasten ritterschaftlich ist.

Wenig Vergnügen machen auch die etwas bunten, märchentanten-, redseligen Applikationen nach Walter Crane'schen Legenden- und Sagenmotiven.

Mühe und Arbeit und großer Materialwert steckt in einem mächtigen Paravent, doppelseitig in Leder geschnitten, schwer gerahmt mit Metallecken. Übertragener Foliantenstil ist das, treuflässig, aber ohne jeden Persönlichkeitsreiz in diesem Archaismus.

Auch die Schaukästen für die Frauentracht enthalten nichts unbedingt Bestechendes. Unsere deutschen Entwürfe von Elisabeth von Hahn z. B. und Else Dppler scheinen reiner und ruhiger im Geschmack als die fatal an Maskerade mahnenden Buntheiten dieses englischen Imports.

Durch ihr Detail aber fällt hier Jessie Höffel auf. Von ihr sind Einzelstücke, Seidenflächen mit landschaftlichem Bignettenwert in Stickerei dekoriert worden, das hohen Reiz hat. Blütenbäume von zartem Filigran-Arwerk der zierlichen Stämme, weiß überrieselt, malt sie mit der Nadel in meergrünem Grund, und die Grazie der Handschrift erinnert an Vogeler's und Karl Walfers subtile haarfeine Federzüge.



## Das Frauenstimmrecht und die Kommunalwahlen in Norwegen.<sup>1)</sup>

Nachdruck verboten.

Sehr verehrtes Fräulein Lange!

Die fragen, ob es wahr sei, daß die Ausübung des Frauenstimmrechts bei den letzten Kommunalwahlen in Norwegen den Stimmen der Sozialdemokratie und der äußersten Rechten zu einem Zuwachs verholfen habe, während der Liberalismus dabei schlecht gefahren sei. Vielleicht sieht es so aus für solche, die nur eine oberflächliche Kenntnis unserer politischen Verhältnisse haben. In Wirklichkeit ist es aber nicht der Fall. Ich will einen Versuch machen, Ihnen die jetzige Situation, so weit möglich, in aller Kürze klar zu legen, muß dabei aber etwas zurückgreifen.

Das kommunale Frauenstimmrecht in Norwegen datiert vom 29. Mai 1901. Die Arbeit für das Frauenstimmrecht hat aber schon im Jahre 1885 mit der Gründung des Frauenstimmrechtsvereins angefangen.

Bis 1896 waren bei uns die Bedingungen für die Ausübung des staatsbürgerlichen und kommunalen Stimmrechts dieselben. Und im Namen der Gerechtigkeit forderten die Frauen das Stimmrecht unter denselben Bedingungen wie die Männer. Das Stimmrecht war damals durch Censur begrenzt. Die liberale Partei führte aber seit Jahren einen energischen Kampf für allgemeines Stimmrecht, und da die Verknüpfung des staatsbürgerlichen mit dem kommunalen Stimmrecht als ein Hindernis für die Durchführung des allgemeinen Stimmrechts angesehen wurde, setzte man alle Kräfte ein, um das kommunale vom staatsbürgerlichen Stimmrecht zu trennen.

Die liberale Partei hatte in den neunziger Jahren die Macht in unserem Storting (Reichstag) und konnte daher 1896 die Trennung des kommunalen vom staatsbürgerlichen Stimmrecht durchführen. Gleichzeitig wurde der Censur so heruntersetzt, daß alle Männer, die 50 Ore (= ca. 55 Pfg.) Steuer bezahlten, auch kommunales Stimmrecht erhielten.

Der Frauenstimmrechtsverein stellte nun einen Antrag auf kommunales Stimmrecht für Frauen unter denselben Bedingungen wie für Männer. Das war im März 1896. Bedenken Sie, daß die liberale Partei die Majorität im Storting hatte: — die Frauen gingen leer aus. Nur die Hälfte der liberalen Stortingmänner stimmten für kommunales Stimmrecht für Frauen, während im Jahre 1893 58 Re-

<sup>1)</sup> Durch unsere deutsche Presse ging, wie wir in der letzten Nummer berichteten, vor einigen Wochen die Mitteilung, daß das kommunale Frauenstimmrecht in Norwegen eine immer deutlicher hervortretende Schwächung des Liberalismus zu Gunsten der Sozialdemokratie und der Konservativen zur Folge gehabt habe. Wir haben die Freude, unsern Lesern diesmal eine Klarlegung der tatsächlichen Verhältnisse durch die Vorsitzende des norwegischen Vereins für Frauenstimmrecht, Frä. Anne Hølsen, bieten zu können.

präsentanten für das Frauenstimmrecht nach den damals geltenden Bedingungen gestimmt hatten. In der Stellung des Liberalismus zum Frauenstimmrecht war also ein Rückgang festzustellen, und die Frauen fühlten sich im höchsten Grade von der liberalen Partei enttäuscht.

Indessen hat der Frauenstimmrechtsverein schon seit 1897 eine neue Taktik gewählt, der zufolge außer dem prinzipialen Antrag auf gleiches Stimmrecht für Mann und Frau auch subsidiäre Anträge gestellt wurden in der Absicht — wenn nicht alles auf einmal erreicht werden könnte, doch schrittweise eine Erweiterung des Frauenstimmrechts zu ermöglichen.

Auch diese Änderung der Taktik war anfangs ohne Erfolg. Im Jahre 1898 wurde allgemeines staatsbürgerliches Stimmrecht für Männer durch Änderung der Konstitution im Storting durchgesetzt. Die Frauen dagegen erfuhren fortwährend nur Ablehnung ihrer Anträge.

Doch die Frauen ließen sich nicht abschrecken. Wieder wurden Anträge gestellt. Da kam die Antwort: Die Frauen müßten warten, bis in der nächsten Zeit das Kommunalverwaltungs-Gesetz revidiert würde, dann würden sie wahrscheinlich kommunales Stimmrecht erhalten, und dieses müsse doch der erste Schritt sein. Glücklicherweise sind ja wir Frauen immer mit einer ganz großen Portion Geduld ausgestattet. Wir warteten geduldig.

Aber — es ist eine alte Geschichte, doch wird sie ewig neu — die Männer sind nicht mit der gleichen Portion Geduld versehen. Das zeigten sie im Jahre 1901. Ganz plötzlich im Januar dieses Jahres kam ein von zehn radikalen Herren Stortingsrepräsentanten gestellter Antrag, der die sofortige Einführung des allgemeinen kommunalen Stimmrechts für Männer forderte. Von den Frauen war gar nicht die Rede. Auch nicht von der Gesetzesrevision.

So etwas ließ man sich aber nicht gefallen.

Der Frauenstimmrechtsverein protestierte gegen den Antrag der zehn Herren und forderte, daß dieser Antrag nur in Verbindung mit den Anträgen auf Frauenstimmrecht zur Verhandlung käme. Öffentliche Protestversammlungen von Frauen wurden veranstaltet, und vom ganzen Lande liefen Proteste ein. Etwas wurde denn auch dadurch erreicht.

Als die Anträge zur Verhandlung kamen, wurde erstens der Antrag auf allgemeines Stimmrecht für Männer mit 49 Stimmen durchgesetzt. Danach wurde über den Antrag auf Frauenstimmrecht mit Censur abgestimmt; dieser erhielt 68 Stimmen.

Wie verhielten sich nun die Parteien zu diesen Anträgen? Für allgemeines Stimmrecht stimmte nur die liberale Partei, für Frauenstimmrecht liberale und konservative Repräsentanten; nur 7 konservative und 10 liberale stimmten dagegen.

Tatsächlich kann die liberale Partei sich also nicht das Verdienst zusprechen, sie habe den Frauen zum kommunalen Stimmrecht verholfen.

Gewiß waren es einzelne freisinnige Männer der liberalen Partei, welche unsere Sache im Storting verteidigt haben, und von den Konservativen haben wir fast gar keine Unterstützung gehabt; als Partei aber haben die Liberalen uns Frauen sehr oft enttäuscht, und immer mehr, je fester sie sich im Besitz der Macht fühlten. Besondere Dankbarkeit der liberalen Partei gegenüber kann man daher von den Frauen auch nicht verlangen.

Im ganzen genommen darf man wohl sagen, daß die liberale Partei schon in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts im Rückgange war. Zum Beispiel hatte die konservative Partei schon vor dem Jahre 1901, das heißt vor der ersten Ausübung des Frauenstimmrechts, im Stadtrate der Hauptstadt sich die Majorität erobert. Diese Stellung hat die Partei später behalten.

Weiter kann festgestellt werden: Im Storting ist die konservative Partei auch in der Mehrzahl, trotzdem die Frauen das staatsbürgerliche Stimmrecht nicht ausüben.

Und jetzt zurück zu Ihrer Frage: Wahr ist es, die Liberalen als Partei können sich nicht den anderen zwei großen Parteien — den Konservativen und den Sozialdemokraten — gegenüber behaupten. Die Schuld daran muß man aber bei der Partei selbst suchen; man darf nicht die Schuld auf die Frauen schieben.

Meiner Meinung nach hat das Frauenstimmrecht keine Verrückung der Parteiverhältnisse zur Folge gehabt. Das Wachstum des Sozialismus ist in ganz anderen Verhältnissen begründet, ebenso der Sieg des Konservatismus.

Unter anderem hat — mit Recht oder Unrecht — der Stand der Finanzen, sowohl der Staatsfinanzen wie der Finanzen der einzelnen Kommunalverwaltungen, die Aktien der liberalen Partei bei den Wählern in sehr niedrigen Kurs gesetzt. Die Wähler hoffen jetzt von der konservativen Partei eine Besserung in Form einer Erleichterung der Steuern, von den Sozialdemokraten erwarten andere, wie wir wissen, ein goldenes Zeitalter. Mögen ihre Hoffnungen nicht getäuscht werden!

Wir Frauen Norwegens haben indessen im Kampf für das Stimmrecht gelernt, daß wir uns nie den Parteien anvertrauen dürfen. Eine Partei läßt unsere Sache fallen, sobald es für die Parteipolitik opportun ist. Nur zuweilen pflegt eine Partei die Begünstigung unserer Sache als politischen Schachzug anderen Parteien gegenüber zu benutzen.

Der Verlauf der jetzt abgeschlossenen Kommunalwahlen hat weiter bestätigt, daß die Frauen sich gar nicht den jetzigen Parteien anschließen sollten. Was haben z. B. die Frauen der Hauptstadt von den Parteien erlangt? Die Konservativen haben jetzt im großen Stadtrat 47 Repräsentanten, davon sind zwei Frauen, die Liberalen sind durch 11 Männer repräsentiert und keine Frau, die Sozialdemokraten haben 23 Repräsentanten, davon eine Frau. Unter 84 Repräsentanten drei Frauen. Diese Zahl spricht deutlich genug. In kleineren Städten stellt es sich indessen für die Frauen oft besser. Der Grund ist wahrscheinlich, daß die Parteien dort einander weniger schroff gegenüberstehen.

Schon im Jahre 1901 hat der Frauenstimmrechtsverein diese Meinung vertreten, leider vergebens. Die Frauen im großen und ganzen gingen damals mit den betreffenden Parteien. So auch im letzten Herbst.

Eine gute Seite hat der schlechte Erfolg der letzten Wahlen aber doch ziemlich sicher gehabt. Er hat nun den Frauen die Augen geöffnet für die Behandlung, die ihnen von den Parteien zuteil geworden ist. Und zu hoffen ist es, daß die Frauen in ihrer berechtigten Indignation sich jetzt enger zusammenschließen, ohne sich den Parteien anzuvertrauen, denn durch Schaden wird man ja klug.

Freilich ist der Liberalismus als Partei bei den letzten Wahlen schlecht gefahren. Aber nur als Partei. Die liberalen Ideen sind bei uns in Norwegen noch zu Hause, und haben gewiß nichts von den norwegischen Frauen zu fürchten. Wo ständen wir norwegischen Frauen in diesem Augenblicke ohne diese Ideen! Und den Männern,

die diese Ideen hoch gehalten und zu verwirklichen versucht haben, denen sind wir dankbar, den Parteien aber nicht.

Kristiania, den 2. Januar 1905.

Hochachtungsvoll

Anne Høllen,

Vorsitzende des Frauenstimmrechtsvereins.

## Die französische Mode und wir.

von

Else Dypler-Legband.

Nachdruck verboten.

Für eine neue Frauentracht ist bisher zumeist aus hygienischen und praktischen Gründen gekämpft worden. Neben den Ärzten, die heute wohl schon in überwiegender Mehrzahl für eine korsettlose, die edlen Organe des Körpers nicht wider-natürlich einschnürende Kleidung eintreten, haben besonders all diejenigen, denen in jeder Hinsicht soziale Fürsorge am Herzen liegt, für eine schlichte, den Bedürfnissen unbehinderter Arbeit entsprechende Kleidung plädiert.

Zum Teil mit diesen Gründen übereinstimmend, zum Teil ihnen widersprechend oder solche primären Forderungen weit hinter sich lassend, haben sodann die Künstler der neuen Bewegung sich angenommen. Ihr Streben galt und wird einzig dem ästhetischen Prinzip gelten können, selbst auf die Gefahr hin, daß sie manche Konzessionen verlangen, die jene Fürsprecher einer reformierten Frauentracht nicht leichten Herzens geben.

So scheint der Kreis denn also geschlossen, innerhalb dessen eine jede Betrachtung dieser wichtigen Frage möglich ist. Und dennoch blieb meines Erachtens ein Kardinalpunkt unerörtert, ein Thema, das in letzter Hinsicht den ganzen Widerstand so weiter Kreise gegen jede Reformierung der Frauentracht in sich schließt. Ich meine die diktatorische Stellung der französischen Mode, gegen die wir Stellung nehmen. Mit welchen Gründen dürfen wir sie ablehnen, von jenen hygienischen und praktischen Erwägungen abgesehen, die ihre leidenschaftlichen Vertreter längst gefunden haben?

Es ist nicht möglich, über das Wesen der Pariser Mode zu urteilen, ohne Paris und seine Frauen zu kennen, die Heimat dieser faszinierenden Macht, die alle Welt gefangen nimmt. Ich selbst empfand die Notwendigkeit, als ich die Leitung eines Ateliers für künstlerische Frauenkleidung im Hause Wertheim übernahm, und reiste deshalb im Juni 1904 nach Paris. Ich wollte vorurteilslos das Wesen der französischen Mode verstehen lernen, die Toiletten und das ganze Modetreiben in der Woche des Grand Prix beobachten, die Frauen auf der Straße, im Wagen, im Theater betrachten und die großen Weltfirmen wie Paquin, Douffet, Worth im einzelnen studieren. Dann mußte ich ja ins klare darüber kommen, worin das große Geheimnis jener welterobernden Toiletten, d. h. der Pariser Mode liegt. Meine Erwartungen waren um so größer, als mir von den verschiedensten Seiten prophezeit wurde, der Pariser Aufenthalt würde mich belehren und eines besseren belehren, ich würde, mit

einem Pariser Korsett bewaffnet, von der ganzen reformatorischen Bewegung unserer Kleidung nichts mehr wissen wollen.

Mein erster Eindruck war denn auch der, daß ich völlig verblüfft wurde. Ich ließ kritiklos das Schöne auf mich wirken. Hier trat nicht eine einzelne Frau, sondern die Frau schlechthin ganz anders geartet mir entgegen. Hier war es die Menge, die eine Einheit war. Hier fielen mir vorerst nicht einzelne Kleider auf, ja nicht einmal das Kleid einer einzelnen, sondern die ganze Erscheinung der Pariserinnen, dieser unglaublich-organische Zusammenhang von Kostüm und Körper. Es schien mir, als ob all die Frauen dort in ihre Kleider hineingewachsen seien, als ob sie ihre Hüte nicht aufsetzten, sondern das Haar an den Hüten befestigten. Da waren Stoff und Form und Farbe so übereinstimmend mit Form und Farben der Trägerin, daß sie wie aus einem Guß erschienen. Und so kam, wie gesagt, durch die raffinierte und doch diskrete Verwendung des Materials mehr die Erscheinung als Ganzes zur Geltung, nicht das Modellkleid. Und der große Unterschied zwischen der Pariserin und der Deutschen wurde mir klar: Die Französin zieht sich an, die Deutsche zieht sich was an.

Wie wußten sich all diese Frauen zur Geltung zu bringen, die da an diesem wunderbaren Sommertage durchs Bois hinaus zum Rennplatz in Auteuil fuhren, angestaunt und bewundert von vielem Volk, das sich unter den Bäumen auf den Rasenplätzen rechts und links des Weges gemüthlich niedergelassen hatte. Wie freute sich dieses Volk als passiv Teilnehmender über die Eleganz, den Reichtum und die Schönheit der vorbeisauenden Frauen, so, als ob es selbst mit dazu beigetragen hätte. Kein höhnisches beleidigendes Wort, das nachgerufen wurde, kein Belachen einer besonders raffiniert gekleideten Gestalt.

Und draußen auf dem Rennplatz erreichte meine Bewunderung durch die Fülle der Erscheinungen den Höhepunkt. Mit welcher Grazie steigen die Französinnen aus dem Wagen, wie rafften sie dabei die Kleider, um in reizender Koketterie Schuhe, Strümpfe und vor allem die Unterröcke zur Geltung zu bringen, Unterröcke, wahre Wunder an Farben, und zwar Unterröcke, die nicht etwa die Demimonde allein als eigentümliches Erkennungszeichen trägt. Diese Jupons mußten einfach gezeigt werden, und sie wurden es, ohne daß auch nur im entferntesten die Zweifel auftauchten, die wir hier in Deutschland über Trägerinnen eines besonders auffallenden Unterrockes oft genug äußern hören. Mit welcher Grazie begrüßten sich die Bekannten, wie standen diese Gruppen von Frauen zusammen, jede eigenartig, jede anders, und doch wieder alle, ob jung oder alt, schön oder häßlich, die Töchter einer Rasse, einer ganz besonders gearteten Rasse, deren Eigentümlichkeit nicht zum mindesten in eben dieser Frauenkleidung sich geradezu verblüffend offenbart. Mit welcher einzig existierenden Anmut gingen sie über den Rasen, um den mutmaßlichen Sieger im Rennen in Augenschein zu nehmen. Hier kam der Rhythmus der Bewegungen, der all diese Frauen durchpflust, am wunderbarsten zur Geltung; jeder Muskel schien daran Teil zu nehmen und besonders die Beweglichkeit der Hüften war ungehindert. Und merkwürdigerweise hatte ich bei diesen geschmürten Frauen nicht so sehr das wehe Gefühl, das mir bei uns eine Korsettragende Frau immer einflößt, als ob sie nämlich nicht frei atmen könne, als ob nur Kopf, Arme und Beine ihr gehorchten und als ob bei jeder etwas stärkeren Beugung der Hüften die Fischbeinstäbe brechen müßten.

Nun ging das Rennen vor sich, auf den Tribünen entstand ein Gemurmel, die

Unruhe wuchs, laute Zurufe erschollen — alles Außerungen, wie wir sie auch in Deutschland bei jedem Rennen sehen können. Dann aber kam das, was diese Frauen für sich hatten. Sie alle, die bis dahin in grazioser Lässigkeit im Wagen geseßen, die in so leicht bewegtem Rhythmus über den Rasen geschritten waren, gestikulierten und tobten, riefen und applaudierten, die richtigen Mänaden! Da brach das Temperament eines anderen Volkes durch, eines Volkes, das in anderem Lande, unter anderem Klima, mit anderer Weltanschauung lebt. Und dieser Augenblick riß mich aus meiner absichtlichen Kritiklosigkeit, mit der ich bis dahin alles auf mich hatte wirken lassen. Nun sah ich an einem deutlichen Beispiel mit eigenen Augen Unterschiede. Und dieser Kontrast der Rassen kam mir in den folgenden Tagen immer stärker bei den verschiedensten Gelegenheiten zum Bewußtsein bei den anderen Rennen, der Auf- und Abfahrt, bei den Rendezvous in dem entzückenden Ar ménonville, dann Abends in den Theatern, bei Dinern usw. Alles atmete Freude, Sorglosigkeit, Lebenslust. Ein leichter Sinn herrscht da überall. Und die Frau regiert, um sie dreht sich alles, während die Männer nur als schwarze Folie neben diesen Gestalten erscheinen.

Ich kann hier nicht im einzelnen die tiefgreifenden Unterschiede zwischen der Französin und der Deutschen aufzählen. Aber ich muß sie dennoch in den Grundzügen wenigstens berühren, um die sonderbare Tatsache zu beleuchten, daß eine so und so geartete Frau blindlings die für eine ganz anders geartete Frau geschaffene Kleidung übernimmt. Die Französin lebt in anderer Gefühlswelt als die Deutsche. Sie ist leichteren Sinnes, und Liebe und Freude spielen in ihrem Leben die dominierende Rolle. Und gerade die eigentümlichen Nuancen, deren dort der Begriff Liebe fähig ist, prägen sich deutlich in der ganzen Anlage und in dem raffinierten Zuschnitt der Kleidung aus. Wort und Begriff der *Demimonde* sind bezeichnenderweise aus Frankreich zu uns gebracht worden. Was aber haben diese Frauen, die in Pariser Schneiderateliers den Ton mit angeben, mit unseren deutschen Frauen zu tun, was überhaupt die Pariserin? Ihr Leben spielt sich weit mehr in der Öffentlichkeit ab, dann aber nicht in der Form eines ernstesten Berufes, sondern eben in der Verwendung all der Gaben, die ihnen als echten Erbstöchtern zu Gebote stehen. Ihnen ist alles mehr ein Theaterpiel; sie repräsentieren gern. Und der Familiensinn, wie wir ihn kennen, fehlt den meisten Französinen. Sie überlassen die Erziehung ihrer Kinder, wenn sie es irgend können, bezahlten Leuten, und nehmen sich der Kinder erst an, wenn diese selbst imstande sind, eine Rolle zu spielen. Gewiß hat die moderne Frauenbewegung auch dort schon manches geändert, aber trotzdem bleiben die alten Grundunterschiede bestehen. Wir brauchen ja nur an das französische Theater und an französische Romane zu denken, um im Spiegelbilde vorherrschende Züge zu sehen. Wir haben in Deutschland gerade in jüngster Zeit eine Reihe von Frauen — ich nenne nur Gabriele Reuter, Clara Viebig u. a., — die große soziale Probleme an Stelle der ewigen erotischen Probleme zu lösen unternehmen, und wir haben seit 20 bis 30 Jahren die von England und Skandinavien hereingebrachte Bewegung, die der Persönlichkeit der Frau zum Recht verholfen hat und die, ihr größere Fähigkeiten zutrauend, auch größere Anforderungen stellt. In Frankreich dagegen überwiegt noch immer die erotische Betrachtung und Stellung des Weibes. Die Geliebte des Mannes sieht in aller Öffentlichkeit da. Sie will dabei natürlich schön sein und will in der Kleidung ihren körperlichen Reizen möglichst deutlichen und sie steigern den Ausdruck geben. Nur hier liegt ja die Psychologie der Korsettracht.



Wie anders ist da (natürlich auch nur wieder im großen und ganzen betrachtet) die deutsche Frau! Ich sage: wie anders und nicht etwa: wie viel besser oder wie viel schlechter. Denn es kommt bei unserer Frage ja nicht auf einen Wert, sondern nur auf den großen Wesensunterschied an. Die deutsche Frau ist mehr die Kameradin ihres Mannes, und selbst die Erzieherin ihrer Kinder. Sie hat im wesentlichen ihr Reich im Hause und eine wahre Angst, aufzufallen. Und wie sie in ihrem Wesen treuer, schwerer, ernster ist, so ist sie es auch in ihrer ganzen Erscheinung. Das Leichte, Zierliche des französischen Typus, das der Pariser Korsettkleidung auf halbem Wege entgegen kommt, muß hier derberen Elementen weichen. Die deutschen Frauen sind zumeist nicht grazios und verderben sich oft die Möglichkeit dazu durch die Angst, man könne sie für affektiert halten. Und so gehen die Unterschiede auf jedem Gebiet bis ins Kleinste hinein, Unterschiede, die wirklich nicht hier konstruiert sind, sondern die auf intellektuellem und ethischem Gebiete sowie rein äußerlich in der Figur sich zeigen. —

Und nun frage ich: ein und derselbe Kleiderschnitt soll zwei so verschiedene Menschenrassen kleiden? Und ihr deutschen, ich will lieber sagen, ihr denkenden Frauen, laßt euch von den Parichern gedankenlos anhängen, was für jene gemacht wird? Was für euch übrig bleibt und für den Export nach Deutschland gut befunden wird? Und jetzt, wo wir Frauen in Deutschland seit einigen Jahrzehnten anfangen, aus unserer passiven Stellung aufzuwachen, seit wir uns unserer Kräfte bewußt werden, seit in ehelichem Ringen der Ernst unserer Arbeit auf Gebieten — die nicht nur das Haus und die Familie betreffen — anerkannt wird, sollte da nicht das innere Bedürfnis berechtigt sein, uns unserer Persönlichkeit entsprechend zu kleiden? Wir wollen auch mit unsern Kleidern verwachsen sein und nicht bis ins Kleinste das nachbeten, was uns aus Paris an Kleiderrezepten verschrieben wird.

Von wem denn aber verschrieben wird? Von den Konfektionären, die sich aus aller Welt hauptsächlich in der Woche des Grand prix dort treffen und mit ernsten Mienen die Launen der neuesten Pariser Mode studieren. Dem Eingeweihten ist es ja kein Geheimnis, daß jedes große Pariser Modehaus seine lebenden Modelle zum Rennen schickt, um für seine neuen Ideen Propaganda zu machen. Und da wird dann nun eifrig kopiert und abgeguckt, ob der Armel oben oder unten weiter wird, ob man den Rock antraust oder rund schneidet, ob man Paletots mit langen oder kurzen Schößen trägt, ob die Taffete karriert oder gepunktet sind, ob man braun oder grau als Modefarben proklamiert, ob die Hüte mit hohem Kopf oder flach und breit getragen werden usw. All diese Außerlichkeiten, aber nur sie, kommen dann zu uns nach Deutschland, um hier mit der Präention des einzig Möglichen und Geschmackvollen aufzutreten. Ob das wirklich die Schönheiten einer neuen Pariser Mode-Idee sind, und vor allem, ob uns diese gewaltsame Aufoktroierung der Mode zusagt, danach fragen die Konfektionäre nicht.

Und hat eine Frau das entsprechende Toilettengeld, dann läßt sie sich voller Stolz ihr Kleid von einem deutschen Schneider nach einem Pariser Modell arbeiten, und gehört sie zu den ganz Glücklichen, dann kauft sie sich ein wirkliches Pariser Modellkleid, und zwar gewöhnlich ein Jahr später als es in Paris Mode war. Sie zieht dieses Modellkleid gedankenlos an und denkt nicht daran, daß es in Paris gar nicht für sie ausgedacht wurde.

Nun aber wäre es töricht, das Kind mit dem Bade ausschütten zu wollen. Diese Pariser Mode, die sich die ganze Welt hat erobern können, muß doch etwas

an sich haben, was ihren Sieg erklärt. Sollten wir, in dem berechtigten Wunsche, uns selbst unsere Kleidung zu schaffen und fremde Auswüchse abzulehnen, so gar nichts von ihr lernen können? Nationaler Chauvinismus darf wirklich hier nicht das Extrem herausbeschwören. Suchen wir also aus den Erfahrungen, die wir dort an Ort und Stelle sammeln können, zu lernen, suchen wir in unsere reformierte Kleidung vor allem etwas von dem Geschmack, dem Chik, dem Formgefühl der Pariserinnen hineinzubringen. Denn eine persönliche Kleidung, die jeder fremd hereingetragenen Modelaune kühn und sicher entgegentreten will, darf nie und nimmer darauf verzichten, reizvoll und schön zu sein. Das, möchte ich, wäre der erste Grundsatz aller Führerinnen auf diesem Gebiete. Die Kleidung, die unserm Wesen, unserm Körper entspricht, soll uns schön machen, schön in unsern eigenen Augen und schön in den Augen der — Männer.

Das ist ein Wunsch, der sich mit den hygienischen und praktischen Gründen wohl verträgt, der aber erfüllt sein will, wenn unser ganzer Kampf Aussicht auf Erfolg haben soll.

Nun wird man mir schließlich entgegen können, daß viele die bisherige Kleidung nicht aufgeben wollen, ohne einen glücklichen Ersatz dafür zu haben. Vielleicht gibt es viele deutsche Frauen, die im stillen schon auf unserer Seite sind, die in dem Grundprinzip der französischen Kleidung und in der ewigen Einfuhr neuester bizarrer Modelaunen etwas Fremdes und auf die Dauer nicht Erträgliches erblicken, aber sie bleiben einstweilen bei der Pariser Kleidung in der Besorgnis, bei uns nichts Besseres dafür einzutauschen. Nun ja, ich gestehe selbst gern, daß wir noch in den ersten Anfängen stecken und daß unser Stand um so schwerer ist, als es gilt, ohne Tradition neu anzufangen, während gerade die Pariser Mode in den Grundformen ihrer Kleider nicht Neues zu lösen hat, sondern mehr auf die Variierung des Einzelnen unablässig bedacht ist.

Aufgaben lassen sich aber nur lösen, wenn sie schwer und kühn gestellt sind. Und wir brauchen dazu tüchtige Schneiderinnen, die mit den guten Pariser Schneidern hinsichtlich des Technischen konkurrieren können, wir brauchen Künstler, die als obersten Leitsatz das Schöne in Farben, Formen und im Stoff betonen, wir brauchen aber auch williges Entgegenkommen des Publikums, brauchen Anregung und offene Augen. Es ist traurig, was sich in der Allgemeinheit für ein Bild von der Reformkleidung festgesetzt hat, wie die ganze Bewegung diskreditiert ist! Manchen paßt ein Entsetzen vor dem Reformkleid, das ihm nichts als ein flatternder schlecht sitzender Sack aus billigen Stoffen scheint, und das der Trägerin die letzte Möglichkeit von Grazie und Eleganz nimmt. Diese Art Kleider verdamme ich mit derselben Entrüstung wie wohl die meisten, die sie je gesehen haben. Das muß auf jeden Fall anders werden! Leider ist es nun eine bekannte traurige Erscheinung, daß die feindlichen Elemente immer gerade die häßlichsten und angreifbarsten Objekte heraussuchen, um damit die ganze Bewegung zu brandmarken.

Es läßt sich indessen nicht leugnen, daß selbst die größten Angreifer unserer Idee schon Reformkleider gesehen haben, die ohne weiteres als schön und kleidsam befunden wurden. Und wir selbst würden nicht diesen schweren Kampf weiter führen wollen, wenn wir nicht doch schon Erfolge erzielt hätten. Freilich, solche Kleider werden dann oft mit den Worten abgetan: „ja, das sind ja aber auch keine Reformkleider, das lasse ich mir schon gefallen!“ Und doch sind es welche, nur eben nicht solche, die

mifstraten sind. An dieses Beste allein sollte sich aber jeder halten, der noch zweifelt. Denn dieses Beste spricht allein die Möglichkeit einer Reform und ihre glückliche Lösung aus. Und sollte sich jeder mit uns freuen, daß schon ein Fortschritt sichtbar ist, daß die unendliche Mühe der vielen Arbeiter auf diesem Gebiete nicht umsonst war und daß diese Kleider oft genau so reizvoll und kleidsam sind wie ein Pariser Modellkleid.

Nur eins müssen all diejenigen, Männer und Frauen, die uns noch feindlich gegenüberstehen, lernen: das ist die Freude an der natürlichen Körperlinie der Frau. Entgegen der deformierten Körperlinie der Korsettkleidung ist für die Reformkleidung das Hervortreten und leise Betonen der natürlichen Körperlinie eine Grundbedingung. Zu dieser Freude strebt unsere ganze Zeit wieder hin, und die Augen lernen wieder die weichen, sanft sich überschneidenden Formen eines Frauenkörpers und dessen leichte, ungehinderte Beweglichkeit als schön empfinden.

Wie diese Schönheitslinie übrigens im Lauf der Jahrtausende immer wechselnd ihren Ausdruck gefunden hat, wie die Frauengestalt, die wir heute in unsern Kleidern wieder sehen wollen, Jahrtausende lang als etwas Selbstverständliches gegolten hat, wie komisch ein Auflehnen gegen unsere Forderungen sich demgegenüber ausnimmt, das ließe sich im einzelnen aus der Kostümgeschichte aller Zeiten nachweisen.



## Übersetzungsliteratur.

Von

Edgar Alfred Regener.

Nachdruck verboten.

Unter den Erscheinungen unseres Büchermarktes nimmt die Übersetzungsliteratur immer mehr einen Achtung gebietenden Platz ein. Nicht, daß es in früheren Jahren keine Arbeiten gegeben hätte, die uns die geistige Kultur eines fremden Landes aufzuschließen bestrebt waren; nicht, daß es keine Schriftsteller und Künstler gegeben hätte, die auch für die künstlerischen Erzeugnisse einer anderen Nation, eines anderen Stammes empfänglich in der Aufnahme und ihrer Ausdeutung gewesen wären — aber der Kreis der dafür Interessierten ging über eine Gemeinschaft von literarischen Feinschmeckern und Fachgelehrten nicht hinaus. Das, was an ausländischen schöngeistigen Bekenntnissen die Menge verlockte, danach zu greifen, war ein geheimnisvolles Tuscheln und ein bedeutsames Augenzwinkern, das allerlei köstliche und pikante Sinnesfingel versprach. So war das Durchschnitts-Niveau der Übersetzungsware ein außerordentlich niedriges in bezug auf ästhetische Werte, und ihre Fülle dehnte sich in einer Weise aus, daß das wirklich Gute unter dem Anprall jenes Massenandranges von vornherein bei Seite gedrückt wurde. Mehrere Faktoren mußten gleichzeitig wirken, um eine Änderung dieser Zustände herbeizuführen. Es war eine stille, fast unbeachtete Minierarbeit, die Schritt für Schritt an Boden gewann. Ein friedliches Regen der Völkerkräfte und kulturvoller Annäherungs-, auch Ausgleichsbestrebungen zwischen den Mächten, das Steigen gegenseitiger Achtung und gewinnender Anerkennung auf Gebieten, wo politische Fragen fern gehalten wurden und die Köpfe sich nicht verwirren konnten, soziale Bestrebungen, bei denen die Errungenschaften und Einrichtungen des Nachbarn nutzbringend geprüft, geschätzt und nachgeahmt werden konnten, der lebhaftere Austausch von Produkten des Handels und Verkehrs, ein gewisser Ehrgeiz, das Volk, mit dem

auf diesen Wegen Beziehungen geknüpft waren, auch in den Schöpfungen seiner Geisteskultur, in den Äußerungen seines modernen Empfindens zu beobachten und es in diesen Regungen zu einem Studium zu machen, das sind wohl alles Triebfedern gewesen, eine erhöhte und auswählende Tätigkeit in der Übersetzungsliteratur zu entfalten.

Große Epochen der deutschen Literaturgeschichte hatten mit folgerichtiger Strenge zugleich die Literatur der fremden Nationen in ihren Bannkreis gezogen und waren bereite Käufer und Ausleger für fremde Schönheiten, fremde Kunst und fremde Philosopheme geworden. Die Ebben eines gewissen, eben überwundenen Tiefstandes unserer schöngestigen Kultur sollen auch jetzt wieder durch ein reicheres Kunstmateriale für die Gegenwart vergessen gemacht werden. Das Wort von der Renaissance geht nur zu leicht von Mund zu Mund, so gern man den Glauben an eine solche Bejahung unterstützen möchte. Was wir für eine Renaissance halten, sind nur Anregungen der mannigfachsten und verschiedensten Art, die wir durch unsere Kulturverbindungen aus England, Amerika, Frankreich übernommen haben und nun bestrebt sind, mit unseren eigenen Bedürfnissen zu vereinen. Aber selbständiges, neugeborenes Leben ist es für uns noch nicht. Und dies macht sich vor allem in der Kunst und Literatur bemerkbar. Wäre Liebermann zu denken ohne Manet und Millet und Israëls? Sehen wir nicht in den Dichtercharakteren Dehmel, Schlaf u. a. jene traumhaften Nachwirkungen Baudelaires und Verlaines? Was ruft der Name Kustin in uns wach! Unser Willenstil, der sich so unausgeglichen z. B. in der Kolonie Grunewald zeigt, holt sich noch immer die Anregungen vom englischen Landhausbau. Und unsere vielgepriesene Buchkunst? Morris und Crane sind auch für uns noch immer die Schöpfer.

Selten findet man so allseitige Gelegenheit, die Einwirkungen des Auslandes auf Deutschlands geistige Entwicklung zu beobachten, wie in den gegenwärtigen Jahren. Es ist immer mit Dank zu begrüßen, wenn wir diese Kräfte in ihrer Unmittelbarkeit, ich möchte sagen Auge und Auge, in unserem Vaterland selbst kennen lernen. Für die bildende Kunst treten die Kunstsalons, auch die Kunstzeitschriften ein, da es nicht möglich ist, die betreffenden Meister an Ort und Stelle kennen zu lernen. Was hier die Kunstsalons ausüben, übernimmt in gleicher Aufgabe für die Literatur der Übersetzer und der Verleger. Der Übersetzer: denn es gilt ja möglichst vielen, auch den der fremden Sprache Unkundigen, Einblick in das Schaffen und Werden bestimmter großer Ideen- und Anschauungsphären für Stil, Stoffe, Behandlung zu gewähren. Von Fall zu Fall Analysen zu geben und Untersuchungen über den Wirkungskreis des Einzelnen anzustellen, ist hier nicht möglich und muß Einzel-Aufsätze zugewiesen werden, wenn wir in den folgenden Zeilen Dichterporträts in Silhouetten geben wollen, Porträts von Schriftstellern und Künstlern fremder Nationen, deren Einfluß auf unsere Literatur noch lebendig ist oder deren Einfluß sich erst in kleinen Anzeichen bemerkbar macht.

Als Paul Bourget<sup>1)</sup> im Jahre 1883 seine in der Nouvelle Revue unter dem Titel „Psychologische Abhandlungen über zeitgenössische Schriftsteller“ veröffentlichten Aufsätze über Charles Baudelaire, Ernest Renan, Gustave Flaubert, Hippolyte Taine, Stendhal (Henri Beyle) zu einem Buche zusammenstellte, wies er in seiner Vorrede noch einmal darauf hin, daß er nicht beabsichtigt hätte, eine Kritik zu geben. Er wollte ihr künstlerisches Verfahren nur insoweit analysieren, als es eine Offenbarung sei. Wenn es sein Streben war, „einige Beobachtungen zu Papier zu bringen, welche dem Geschichtschreiber des sittlichen Lebens während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur Unterlage dienen könnten“, dann wird es mein Streben sein, mit kurzen festen Strichen den Eindruck wiederzugeben, den die behandelten Schriftsteller als Eigenart, als Individualität auf mich machten. Bourget sieht jeden Schriftsteller als Repräsentation einer latent im Zeitgeist liegenden Kraft, als Verdichtung eines Weltanschauungsproblems, das als einzelnes Steinchen sich dem Mosaikmuster der Zeitstruktur einfügt. Daher kommt es auch, daß er in seinen Aufsätzen für allgemein

<sup>1)</sup> Paul Bourget, Psychologische Abhandlungen über zeitgenössische Schriftsteller. Übersetzt von A. Köhler. Verlag J. C. C. Brunns, Minden, geb. 3, gebd. 4 Mark.

gültige Fragen eine Erklärung sucht, Erkenntnisse belehrend weitergeben, gewissermaßen aufklärend wirken möchte. Auf seinem Wege, dem Dichter nahe zu kommen, macht er plötzlich halt, bedenkt, daß im Augenblick prinzipielle Erörterungen unumgänglich nötig sind, verliert sich darin und kehrt dann erst wieder zu seinem Thema zurück. Den Zeitgenossen wären die Erklärungen gleichgültig, aber Bourget schreibt bewußt für die Nachwelt, er muß also Kommentare seiner eigenen Urteilsfähigkeit geben. So benützt er bei Baudelaire die Gelegenheit, über die Theorie der Dekadenz, bei Flaubert über den Romantismus zu sprechen, ruhig, ohne Leidenschaft, die Worte fest und sicher wählend, unbeirrbar. Dabei ist er fähig, sich in den verschlungenen Wegen und Irrwegen der Dichter mit reicher Liebe umzutun, mit seinem Verständnis und einer schöpferischen Gerechtigkeit, bei der er sich nur selten in den Vordergrund drängt; dies ist nur dann der Fall, wenn er dozieren muß. Dabei arbeitet er die großen Gesichtspunkte, in deren Dienst der Künstler sein Schaffen stellte, mit hartnäckiger Prägnanz heraus, so daß das Persönlichste des Einzelnen in Klarheit zu Tage tritt. Er sieht in dem geschriebenen Wort mehr als in allem anderen den Offenbarer der Kultur-elemente, die von lokalen und traditionellen Einflüssen getragen werden und denen er selbst viel verdankt. Und daher hat man bei seinen Aufsätzen stets das Gefühl, als ob er in ihnen dem Künstler mit Dank begegnet, dessen Werke grade den Gegenstand seiner Zeilen bilden. Eine bizarre Selbstgefälligkeit im Urteilsprägen, wie sie eine ganze Kritiker-gemeinschaft bei uns jetzt betreibt, ist ihm in seinen Abhandlungen nicht eigen, dazu besitzt er zu viel gesundes Kunstempfinden, das sich auch in seinem Stil ausprägt. Er stellt Flaubert nicht umsonst neben Sallust und Titus Livius, was die Behandlung der Sprache anbelangt, denn er achtet in ihm seinen Meister, überhaupt den Meister des französischen Stils.

Es ist schwer, grade diese Erkenntnis nun in einer Übersetzung Flauberts<sup>1)</sup> suchen zu wollen. Diesen Genuß gewährt uns nur das Original. Flaubert verlangte von jedem Satz, er solle so gebildet sein, daß man ihn laut rezitieren könne. Er fuhr dann fort: „die schlecht gebildeten Sätze vertragen diese Proben nicht; sie bedrücken die Brust, hindern das Schlagen des Herzens und stehen so außerhalb aller Lebensbedingungen“. Was für den Romantier das Wort bedeutete, gibt Bourget selbst an, wenn er schreibt: „Da Idee und Wort dem Wesen nach eins sind, und Denken Sprechen heißt, liegt in jedem Wort des Wortschatzes das Ergebnis einer langen organischen Arbeit des Gehirns“. Darum ist eine Übersetzung seiner Romane ein äußerst schwieriges Unternehmen und man muß, um Flaubert als Stilisten würdigen zu wollen, immer zum Originaltext seine Zuflucht nehmen. Die Art seiner Darstellung wird man auch so erkennen. Er, der von der größten Sehnsucht zu Höhem und Bedeutendem getrieben wird, dessen Seele sich bäumt vor Lust und Begehren nach allem Schönen, dessen Ideale nach den Sternen weisen, er, der Träume gestalten will und Phantome einfängt, sieht sich im Augenblick der Fesselung dieser treibenden Kräfte eng von der Wirklichkeit und ihrer Unzulänglichkeit umschlossen, daß er aufschreien möchte vor Wahnsinn und Schmerz. So wächst auch aus der Seele seiner Helden und Heldinnen dieser krasse Gegensatz zwischen dem erträumten Ziel und der erreichten Realität. Sein Suchen stellt bei allem die Frage „Warum?“ und darin wird sein Glücksempfinden bitter, sein Verlust verhaßt. Er gewährt das Bild eines Wanderers, den Schönheit auf die Gipfel der Berge lockt, der sich den Weg hinaufmüht, um dann zu erkennen, daß es doch zwecklos war. Der Pessimist, ja, der Nihilist verläugnet sich in Flaubert nie, mag eine

<sup>1)</sup> Gustave Flaubert, Die Schule der Empfindsamkeit. Geschichte eines jungen Mannes. Deutsch von Luise Wolf, J. C. C. Bruns Verlag, Minden. — Zu gleicher Zeit ist bei Bruno Cassirer, Berlin, gleichfalls eine Übersetzung dieses Romans erschienen. Hugo von Hoffmannsthal gibt in der Einleitung das Bekenntnis, was der Roman seinem persönlichen Empfinden ist, und gibt ein paar Bemerkungen über den seelischen Gehalt des Werkes. Was er noch besonders hervorhebt, ist die Vortrefflichkeit der Übersetzung, die von Alfred Gold und Alphonse Neumann herrührt. Ich stehe nicht an, dieser Ausgabe den Vorzug vor der Bruns'schen zu geben, denn sie ist entstanden in dem Schwierigsteiten Flaubert'schen Stiles und ist in dem Versuch, ihn zu überwinden, den Feinheiten des Originals am nächsten gekommen.

Erkenntnis im Gewinn ihn noch so begeistern, am Ende ist sie doch nur schal. Auf diesem Grundgedanken baut sich die Gestaltung seiner Romanfiguren auf, die in dem gleichen Wahn befangen sind und an gleichen Konflikt ihre Seele wund scheuern. Vielleicht liegt hierin auch die Deutung dafür, daß Flauberts Schilderung der äußeren Erscheinungswelt der Darstellung der inneren Welt an Kraft und greifbarer Sinnlichkeit überlegen ist: die Beschreibung und Beseelung des Äußeren in der Natur ist für ihn ja kampffrei. Darum konnten sich seine Sinne so vorurteilsfrei an Klang und Farbe berauschen und gewannen darin die Entschädigung für den hoffnungslosen Kampf seines seelischen Ringens, das immer ein Zwiespalt war und blieb zwischen Denken und Fühlen.

War für Flaubert das Wort das Mittel plastischen Ausdrucks, formalen Ebenmaßes, so gilt es Baudelaire<sup>1)</sup> als das wichtigste Moment seiner Kunst, Stimmung zu sein. Ich will damit nicht sagen, daß sein Können ein Wortdunst, eine Wortmache sei, sondern möchte es so verstanden sehen, daß Baudelaire kein Wort nach der Überlieferung und im Geist dieser Überlieferung gebraucht, vielmehr jedem Wortwert eine individuelle Note, einen persönlichen Unterton gewährt, sodaß jede Satzformel eine nur ihm eigenste Suggestionkraft besitzt. Seine Seelenkunst bedarf auch einer ganz duktigen, fast körperlosen Sprache. Sein Sinnen geht auf Entdeckungen neuer psychischer Vorgänge, deren Kompliziertheit bisher noch nicht Mittelpunkt einer künstlerischen Deutung war. Für ihn ist die Impression alles. Dezwegen müssen seine Farben anders, lebhafter, wahrer, überzeugender, subtiler gemischt und aufgetragen werden, denn jeder Pinselstrich, jeder Pinseltupfen ist das Festhalten einer Augenblicksschwingung seelischer Erregung. Er ist von einer Sensibilität, von einer fast satanischen Feinfühligkeit und Feinnervigkeit, die ihn hinabtauchen läßt in ein Reich, das unter der Schwelle des Bewußtseins mit so seltsam geisterhaften Bewegungen und Reaktionen für die Wirklichkeit sein Vorhandensein dartum will. Jeder Eindruck steigert sich bei ihm zu einem Schmerz, zu einem so überwältigenden Erleben, daß er unterliegen muß, um doch wieder mit eigenartiger, wollüstiger Grausamkeit diesen Zustand der Niederlage zu sezieren und ihn künstlerisch zu verarbeiten. Kämpfe und Spannungen, die nur Abstinenz oder Schnaps auslösen konnten zu einem dumpfen, ergebnislosen Nirwana. Dabei mied er alle Lustbarkeiten der Reichen, deren hohler Trubel ihn nicht fesselte. Im Gegenteil, ihn als Künstler zog unwiderstehlich alles an, was schwach, zerrüttet, betrübt oder verwaist war. Hier hatte er Probleme, die er bei seiner Seelen-Einsamkeit auszukosten vermochte. Er wußte seine Einsamkeit zu beleben und verstand es ebenso, in einem geschäftigen Gedränge für sich zu sein. In dem „Confiteor“ des Künstlers heißt es: „Einsamkeit, Schweigen, unvergleichliche Keuschheit des Athers! ein kleines zitterndes Segel am Horizonte, das in seiner Winzigkeit und seiner Vereinsamung recht meines unheilbaren Daseins Abbild ist, die eintönige Melodie des Wogenschlages — alle Dinge ringsher, sie denken durch mich, oder ich, ich denke durch sie, denn in den Tiefen der Träume verliert sich das „Ich“ so leicht; sie denken, so sage ich wohl, — doch denken sie in Tönen und in Farben — ohne Syllogismen, ohne Deduktionen.“ In dieser Weise stellt sich Baudelaire, dessen Dichtungen auf die deutschen Schriftsteller überraschend tief eingewirkt haben, zu allem, was belebt oder leblos ihn umgibt. Überaus fein sind seine Naturempfindungen und neu in der Formulierung ihres Ausdrucks. Die Natur war ihm noch die einzige Trösterin, wenn der Dämon Weib, dessen willenloser, von Begierde gepreßter Sklave er zeitlebens war, ihm Besinnung, Selbstachtung, Kraft, Ehre und Ruhe raubte und ihn wie ein jagbares Wild hegte. Sie beruhigte seine Sinne, so schwer sie seinen Körper auch mit Krankheit schlug. Als Dichter und als Philosoph suchte er jedes Stück ihres Wesens zu erfassen und umjubelte ihre Keuschheit und Keuschheit um so mehr, als sie ihm als Mensch fehlten. „Um die furchtbare Last der ‚Zeit‘ nicht zu empfinden, die dir die Schultern zerbricht, dich zu Boden drückt, mußt du dich immer berauschen — unablässig. Jedoch womit? —

<sup>1)</sup> Charles Baudelaire's Werke. Bd. I. Dichtungen in Prosa und Novellen. Übersetzt von Margarete Bruns, mit Einleitung von Max Bruns. Verlag J. C. C. Bruns, Minden.

Mit Wein, mit Poesie, mit Tugend; ganz je nach deiner Art: Berausche dich nur!“ Das sein Bekenntnis. Er besiegte die furchtbare Last der Zeit mit Alkohol.

Die Franzosen sind in der Philosophie der Liebe ausgesuchte Realisten mit teuflischem Raffinement. Oder wie es der Münchener Künstler-Pädagoge Lothar von Kunowski an einer Stelle seines mehrbändigen Werkes „Durch Kunst zum Leben“ ausspricht: Cyniker der Liebe. Ihnen ist das Weib der Spielball und das Begehren, sie stellen ihm nach in dem gleichen Maße, wie sie es verachten, sie lecken nach ihm und gehen an ihm zu Grunde. Der sinnliche Reiz gibt bei ihnen den Ausschlag. Baudelaire hat die Abgründe dieser Leidenschaften durchgemessen, und so hart das Schicksal ihn traf, er konnte sich aus diesen Fängen nicht lösen. Ein Teufel der Lust jagt auch durch die Arbeiten Barbey's d'Aurevilly<sup>1)</sup>. Er ist ein Felicien Kops des Federhalters. Wie Baudelaire seine Liebeshymnen zu vergeistigen strebt, so ist es das Bemühen von Barbey d'Aurevilly, das Fleischliche triumphieren zu lassen und zu zeigen, wie tief der Mensch noch als Tier sich gerade in den Ereignissen benehmen muß, die die Folgen seelischer Erregungen sind. So steht bei ihm als oberstes Gesetz die Lust; ihre Befriedigung, die Mittel ihres Anreizens, die Form ihrer Auferung, der Damm ihrer Lockungen und die Folgen ihrer Auslösung sind ihm der Gegenstand seiner Begabung. Seine Zeilen sprühen eine Glut, vor der man erschrickt und die sich lähmend auf den Leser legt, daß er sich ihrer Wucht nicht entziehen kann. Etwas Grausiges liegt in dieser tierischen Bestimmung des Menschen und in dieser Darstellung seines Triblebens. —

Es läßt sich kein größerer Gegensatz konstruieren, als wenn ich diesen vollblütigen, durch und durch leidenschaftlichen, sensiblen Franzosen die Silhouetten einiger englischer Schriftsteller entgegenstelle. Dort Empfinden, Vibrieren und Zittern der leisesten Nervenkomplexe, hier robuste, schwere Energiemengen, wo kluges Denken sich mit poetischem Fühlen paart. Dort der Charakter in der Knechtschaft eines Triebes, in der die Innenwelt teils ganz aufgeht, teils in dem Zwiespalt einer Befreiung liegt, hier der Charakter als Ganzes, eine Einseitigkeit, ein Wechselspiel mit allen Anlagen eines Menschenkinde's, bis das Leben selbst die Entscheidung trifft; dort der Kampf des Menschen mit der Liebe, hier mit dem Leben. Dabei ist der Stil der Engländer ruhiger, konkreter, faßlicher in der Sinnlichkeit seiner Formen; er ist immer Herr der Schilderung und des Vorganges. Das ist bei George Meredith der Fall, genau wie bei den phantastischen Romanen von H. G. Wells. Nur einer steht mit seinem Empfinden mehr auf Seiten der Franzosen: Oscar Wilde.

Das Beste, was über Oscar Wilde<sup>2)</sup> in Deutschland geschrieben worden ist, stammt aus der Feder Carl Hagemann's.<sup>3)</sup> Mit lebendigem Interesse für das eigenartige Talent des Dichters geschrieben, erkennt Hagemann die Schwächen seiner Begabung nicht im mindesten. Er wird ihm gerecht in den Formen seiner Kunst: seiner Essays, seiner Romane, seiner Theaterstücke, immer bestrebt in Parallelen mit anderen Künstlern und Kunstformen von dem englischen Dichter in Anerkennung wie im Tadel ein möglichst genaues Bild seiner Persönlichkeit zu geben. Ich kann um so mehr auf das Buch als auf ein gutes aufmerksam machen, da ich in meinem Studium des englischen Schriftstellers zu anderen Ergebnissen gelangt bin, aber die Vorzüge der Hagemannschen Arbeit trotzdem — vielleicht grade deswegen — vollauf zu würdigen weiß. In Oscar Wildes Schaffen steht ein Werk abseits von dem, was seine Feder sonst geschrieben, seine Zunge sonst erzählt hat: Salome. Hier ist er Dichter, schaffender, aufbauender

<sup>1)</sup> Barbey d'Aurevilly. Die Besessenen. Novellen. Deutsch von Hedda Möller-Bruck. — Eine alte Geliebte. Roman in zwei Bänden. Deutsch von Hedda Möller-Bruck. Verlag von J. C. C. Brunß, Minden i. W., geh. 3 und 5 Mark.

<sup>2)</sup> Oscar Wilde, Das Bildnis des Mr. W. S., Lord Arthur Saviles Verbrechen. Deutsch von Felix Paul Greve. — Das Bildnis des Dorian Gray. Deutsch von Felix Paul Greve. — Fingerzeige (Intentions). Deutsch von Felix Paul Greve. — Apologia pro Oscar Wilde. Deutsch von Felix Paul Greve. — Robert Harborough Sherard, Oscar Wilde, die Geschichte einer unglücklichen Freundschaft. Mit Porträts und Facsimiles. Deutsch von Hermann Freiherrn von Teschenberg. Alles im Verlag von J. C. C. Brunß, Minden.

<sup>3)</sup> Dr. Carl Hagemann, Wilde-Brevier, geb. 2,50 Mark. — Oscar Wilde, Studien zur modernen Weltliteratur. 3 Mark. Beides im Verlag von J. C. C. Brunß, Minden.

Meister einer bis ins Kleinste wirksamen Stimmungspoesie. Hier gelingt es ihm auch, in dem Aufbau der dramatischen Episode den Geist einer Zeitepoche, eines Zerfalles von Sitten, Gesetz, Recht, Wahrheit und Macht als fühlbare Kraft, als gestaltendes und waltendes Schicksal auftragen zu lassen. In diesem Werke ist Wilde der Schüler der Franzosen, für Frankreichs größte Tragödin Sarah Bernhardt ward das Stück ja auch geschrieben. Seine sonstigen Arbeiten sind mit ihren Tendenzen zusammengefaßt in dem Urteil: Triumph der Lüge. Wilde ist der Plauderer, der mit dem Wort jongliert und mit dem Wort Eindruck erzielen will, der in Paradoxen redet und dessen ganzes Wesen ein einziges Paradoxon war. Er ist der Boulevarddandy, der das Leben und den Müßiggang zu einer Kunst ausbilden wollte, wodurch der Müßiggang natürlich das nicht mehr sein konnte, was das Wort besagt. Seine Kunst hat das Leuchten eines Spiegels, nicht den stillen Glanz des Silbers. Schaut man dem Spiegel auf die Rückseite, dann erkennt man seinen erborgten Zauber. Der Spiegel ist nur immer um eines anderen Willen da und ist, ohne Spiegelung, eine Scherbe. Oscar Wilde lebte nur im Gespräch, war Künstler nur im Gespräch; seine Bücher sind launige Gespräche, seine Theaterstücke blinkende Wortpuppen mit Gut und Stiefeln. Der Spiegel wird blind, wenn er nicht benutzt wird, wenn er nicht in Verbindung mit Menschen bleibt. Oscar Wilde war fertig, als er seine zweijährige Haft verbüßt hatte, er war für sich und seine Seele tot, schon in dem Augenblick, da er den Urteilspruch vernahm. Oscar Wilde kokettiert mit sich und seiner Kunst, mit seinen Freunden und seinen Feinden wie ein alter Lebemann mit seinem Taschenspiegel. Er ist geistvoller Plagiator in der Kunst wie im Leben. Der englische Schriftstellerdandy kennt nur die Augenblicksschönheit, wie er den Augenblick überhaupt nur verehrt. Seine Ausdrucksweise ist blendend und überraschend und es gefällt ihm, die Gesellschaft durch Wortspiele zu verblüffen, Wortspiele, in denen er sich berauscht und in denen er nur des Nausches willen gegen alles die Wichtigkeitserklärung schleudert, was die Gesellschaft als Sprach- und Wesensüberlieferung kennt. In seiner Kunst hält sich Nein und Ja die Wage, positiv und negativ streiten um die Herrschaft. Hätte das Positive den Sieg errungen, wäre er ein großer Künstler geworden, hätte das Nein gewonnen, hätte man in ihm einen Juvenal der modernen Sprach- und Gesellschaftsnorm begrüßen können. So ist sein Talent zwischen den beiden Zielen hängen geblieben: ein Triumph der Lüge.

War Wilde ein Phantast des Wortes, ein Phantast der Wahrheit, so ist H. G. Wells<sup>1)</sup> ein Phantast der Tat. Er ist ein Entdecker, ein Pfadfinder der Zukunft, der seinen Menschen die eigentümlichsten Geschenke macht. Er ist Naturforscher, Arzt, Mathematiker, der für alle realen Wissenschaften mit Begeisterung eintritt und die Errungenschaften aller wissenschaftlichen Disziplinen und Erfindungen der Gegenwart über das bisher Erreichte hinausführt. Bald züchtet er Tiermenschen der verschiedensten Arten, um sie zu vivisektorisches Zwecken zu benutzen; bald läßt er mit Herakleophorbia Riesenkinder aufwachsen und schildert die Möglichkeiten ihrer Existenz innerhalb der Menschen von normaler Körperlänge oder er besteigt die Zeitmaschine, mit der er in die Vergangenheit und Zukunft fahren kann. Nur wer die Menschheit und ihre Erfolge liebt, kann solche phantastischen Träume erfassen. Es ist kein Spott, der in seinen Zeilen aufklingt, und es hat nie den Anschein, als ob er durch seine Werke dem Menschengeschlechte seine augenfällige Kleinheit zeigen wolle. Wenn er einem unermüdblichen Flechtenforscher lauscht, der über das Werk eines anderen unermüdblichen Flechtenforschers redet, oder wenn er irgend einen wunderlichen, scheuen, mißgestalteten, grauköpfigen, selbstgefälligen, kleinen Entdecker großer Entdeckungen sieht, dann mag er wohl auf Augenblicke die Geringsheit des Menschen erkennen, aber er sieht doch zugleich in jenen Episoden das geheime Forschen und Suchen nach einer kleinen und kleinsten Wahrheit und Weisheit, in dem ein jeder für eine große Idee,

<sup>1)</sup> H. G. Wells, Die Riesen kommen!! broschiert 4,25 Mark; gebunden 5,25 Mark. Dr. Moreaus Insel, broschiert 2,50 Mark; gebunden 3,25 Mark. Die Zeitmaschine, broschiert 2,25 Mark; gebunden 3 Mark. Verlag von J. C. C. Bruns, Minden i. W.



In seinem Teil an einer großen Welterlösung arbeitet. Vermessen wir uns aber, göttliche Rechte und Macht zu besitzen, die Natur und Erde zu meistern, dann zeigt das Schicksal seine Herrschaft und zerstört, was der Geist des Menschen erfonnen. So bleibt in keinem seiner bisher verdeutschten Romane die Reaktion am Schluß aus. Die Gewalt, die die Wissenschaft nicht besitzt und nach der sie strebt, gehört allein der Phantasie: sie ist frei, ist souverän, ist göttlich. Wells ist ihr mit seinem ganzen Wesen ergeben. In seinem Roman „Die Riesen kommen“ heißt es S. 162: „Gar keine Phantasie ist Brutalität; eine niedrige Phantasie ist Lust und Feigheit; aber eine edle Phantasie ist Gott, der wieder auf der Erde wandelt.“

Wells Phantasie ist edel, kennt aber keine Grenzen. Merediths<sup>1)</sup> Phantasie ist gleichfalls edel, wird aber durch das Spiel des Lebens gezähmt. Wells durfte gebieten und ließ für die Riesenfinder Riesenhäuser bauen. Meredith gehorcht dem Leben und seine Menschen strecken ihre Glieder unter das Dach, das sie sich selbst errichtet auf dem Wege, auf dem sie vom Kind zum Manne — und jeden Augenblick zum Menschen reifen. Denn dieser Künstler will Menschenschicksale formen, die im Getriebe der Gegenwart stehen, umstürmt von allem, was die Zeit in Atem und Bewegung hält; Schicksale, hart und schwer, dort vom Sohne ertrogt, hier vom Vater dem Sohne bereitet. Haß und Liebe zwischen Mann und Weib, Jüngling und Jungfrau, Vater und Sohn, Freund und Freund sind mit der ganzen Fülle ihrer untergründigen Beziehungen und Heimlichkeiten, mit der Zähigkeit ihrer Gefühlsmomente, mit der Wucht und dem Stolz ihrer menschlichen Schwächen und Berechnungen voller Leben und Sicherheit in den reichsten seelischen Analysen geschildert. Es sind Romane, deren Charaktere Wirklichkeitsmenschen mit jener Offenheit des Allzumenschlichen sind, die verwirren kann, da sie uns nicht felten selbst trifft. Auch dort, wo die Gegensätze der Naturen und der Weltanschauungen aufeinander plagen, ist jede Übertreibung, jede künstliche, unnatürliche und gemeine Steigerung vermieden. Wir empfinden den Menschen auch in seinen Verkehrtheiten menschlich wahr und in seinen Handlungen psychologisch auf das feinste motiviert. Dabei sind seine Dichtungen tief, wollen nicht um der Unterhaltung, sondern um einer inneren Bereicherung, einer ethischen Selbstklärung willen gelesen sein. Was sie sagen, ist nicht für die Minute gesprochen, will vielmehr fruchtbar werden in dem Verkehr des Alltages mit festtäglicher Sonne, die überreiche Schönheiten weckt. Nennen wir die Dichtungen Erziehungsromane, dann sind sie von einer Wahrheit, Innigkeit und Tiefe selbst dort, wo die romantischen Neigungen Merediths etwas zu starke Konturen in die Entwicklung der einzelnen Charaktere hineinarbeiten. Aber den Kinderzonen ruht der Duft rosenüberstreuter Morgenröte, die noch nichts von den Stürmen und Prüfungen weiß, die zur Mittagstunde über dem Manne stehen. „Prüfungen“ ist das Wort, das allein für die Charakterisierung dieser Dichtungen den vollsten Klang hat; sie gewinnen erschütternden Ausdruck im Richard Feverel. Meredith gibt Lebensschicksale von bezauberndem Reiz in der Gewalt ihrer Tragödie, in dem Pathos ihrer Leidenschaft und der Kraft ihrer Unerbittlichkeiten. So fest ich überzeugt bin, daß der Einfluß Wildes auf unsere Literaturjugend verderblich ist, da sie dem Ernst des Strebens um eines eiteln Scheines willen entführt wird, so gewiß halte ich die Kunst Merediths für jeden, der ihr nahe tritt, gewinnbringend. Meredith wird bald geliebt sein von vielen, und unsere Kunst des Romans mag getrost von ihm lernen.

<sup>1)</sup> George Meredith, Richard Feverels Prüfungen — Harry Richmonds Abenteuer. Beide Romane, verdeutscht von F. B. Greve, bei F. C. C. Bruns, Minden. — Der Verlag von S. Fischer, Berlin, hat neben Richard Feverel jetzt den Roman „Der Egoist“ herausgegeben. Julie Sottek hat beide Werke übersetzt. Greve behandelte die Übersetzung mit der interessierten Spannung, die der englische Roman auf ihn als Leser ausübte; Julie Sottek trat zu Meredith wie zu dem Geliebten ihrer Seele, der sie zur Künstlerin nachempfindend schuf. Sie gab uns so in ihren Arbeiten einen im besten Sinne deutschen Meredith, was wir ihr nicht vergessen wollen.



# Tragödie.

Von

Cyriel Buysse.

Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen.

Nachdruck verboten.

**H** heute ist mir wieder eine so traurige Erinnerung in den Sinn gekommen.

Das Ereignis, das damit zusammenhängt, datiert schon einige Jahre zurück, aber der Eindruck war so stark, daß noch nichts davon in meinem Geist verlöscht ist.

Es war an einem glühend heißen Sommertage in Castle-Garden.

Castle-Garden . . .! Dies eine Wort bedeutet für den, der den Ort kennt, ein schauerliches Drama menschlichen Schmerzes und Elends . . .

Im äußersten Süden von New-York, ganz an der letzten Spitze der Manhattan-Insel, liegt ein niedriger, schmutzig-roter Gebäude-Komplex, aus dessen Mitte eine Art runder, breiter Kuppel mit einem Zinddach, ähnlich der Rotunde eines Zirkus, aufragt.

Die Wogen der Bai, die unablässig durch das rastlose Hin- und Herfahren unzähliger Dampfer jeder Größe aufgewühlt werden, flitschen Tag und Nacht an die mit tiefendem Seegras bedeckten Quaimauern. Vor dem Eingang dieses Gefängnisses des Elends liegt Battery-Park: ein großer runder Rasenplatz, bepflanzt mit vereinzelt Bäumen, durch einige Blumenbeete geschmückt und in der Mitte durchschnitten von dem langen schwarzen Eisenbau der dort endigenden Hochbahn. Hier und da schlängeln sich helle Asphaltwege hindurch, an deren Rande, auf unbequemen eisernen Bänken, vereinzelt Spaziergänger sitzen und nachdenken, lesen oder schlummern, das durch die leichte Brise erfrischte Antlitz dem Ocean zugewandt. Castle-Garden, das seit einigen Jahren mit einem menschenwürdigeren Platz vertauscht worden ist, war damals noch der Ort, wo die Einwanderer landeten.

Ich hatte einen Empfehlungsbrief an einen Zollbeamten, der im Bureau für Einwanderung angestellt war, einen Schweden namens Waldorf. Er empfing mich auf freundlichste Weise und tat sein Bestes, mir alles zu zeigen, was für mich von Interesse war. Es war ein kleines, blondes Kerlchen von einigen dreißig Jahren, mit lebhaften blauen Augen. Ungewöhnlich behende und geschmeidig in seinen Bewegungen schwirrte er, von Geschäftigkeit erfüllt, umher, beantwortete zu gleicher Zeit zehn verschiedene Fragen, stürzte sich mitten ins lärmendste Getöse, um einen Befehl zu erteilen, und wandte sich gleichzeitig mit einem Wort der Erklärung lächelnd mir wieder zu, unaufhörlich von der tollen Lebensenergie, der unerhörten amerikanischen „hurry“, von der kein Vergleich, kein Beispiel in unseren europäischen Verhältnissen einen Begriff geben kann, durchgerüttelt und geschüttelt.

„All right! Sie kommen gerade recht,“ rief er mir als Willkommensgruß zu. „Sie werden die Auswanderer der ‚Columbia‘ ausschiffen sehen, es sind über zwölfhundert. Inzwischen haben Sie ein Viertelstündchen Zeit, um das, was uns als Bestand übrig bleibt, zu sehen und zu studieren.“

Und sofort sprang er eine dunkle, feuchtglitschige Treppe in die Höhe. Ich folgte ihm, kam atemlos auf einen Vorplatz, wo er meiner schon wartete. Wir standen vor einer Tür, hinter der sich ein dumpfes, ununterbrochenes Gefumme hören ließ. Er stieß diese Türe auf.

Wüster Lärm und eine betäubend schlechte Luft schlugen uns entgegen. Wir traten ein.

Es war ein ungeheuer großer runder Saal — das Innere des zirkusförmigen Turmes — mit schmutzigen kahlen Wänden, nur knapp durch hochgestellte, viereckig längliche Klappfensterchen erhellt; eine Art Höhle, die vor

Lärm und Bewegung dröhnte und aus der uns ein unbergflich ekelhafter Gestank entgegenschlug, der richtige Zwischenbedgestank, ein Gemisch von verdorbenem Seewasser und schlecht gewordenen Desinfektionsmitteln, womit die Tausende und Abertausende täglich ankommender Auswanderer dies scheußliche Gebäude mehr wie durchtränkt hatten. Hölzerne Schranken wie die, hinter denen in den Schlachthäusern das Vieh untergebracht wird, teilten den Saal in zahlreiche Abteile. In der Mitte, auf einem breiten viereckigen Podium von etwa zwei Fuß Höhe und von einer Balustrade umgeben, wimmelten um hohe Schreibpulte und hohe Schreibessel herum zahlreiche Polizisten und Angestellte: das Bureau.

Und hinter den anderen Holzgittern, gerade wie Herden Schlachtwieh in Hürden, waren menschliche Wesen. Hier ein unsagbares Gewimmel: Männer, Frauen, Kinder, bunt durcheinander, schmutzig, halbnaakt, in Lumpen. Dort ganz flach auf der Erde liegende Haufen, Haufen regungsloser, fast leblos ausgestreckter Gestalten mit abgekehrten Gesichtern und dunklen, unter dicken wirren schwarzen Haarmassen fieberhaft glänzenden Augen. Einige benahmten sich lärmend, aufgereggt, fluchten und geberdeten sich wütend; andere lachten, spotteten, warfen freche Blicke umher und kräuselten verächtlich die Oberlippe über den böshast glänzenden Zähnen. Es waren junge schöne Frauen darunter, mit mattbleicher Farbe unter der schmutzigen Haut, mit prachtvoller Figur und königlicher Haltung; dann wieder sah man alte runzlige Gesichter, gelb wie vertrocknete Quitten, mit gekrümmten Fingern und dem spitzen Maul einer Ratte oder eines Steinmarders. Ich sah ein kleines schwarzes Männchen, ganz allein in seinem Abteil, wie ein wildes Tier im isolierten Käfig, in gebückter, regungsloser Haltung auf einem Holzblock neben dem Gitter des Stakets sitzen. Er hatte mich weder gesehen noch kommen hören, aber durch den dunklen Schatten, den meine Gestalt über seinen Verschlag warf, gestört, hob er eben den Kopf, und durch die Holzlatten gewahrte ich ein scheußliches Angesicht, eine wahre Schimpanfenphysiognomie mit platter Nase und einem Bart, der fast bis an die Augen reichte: runde, rot umränderte Augen, die

funkelnd zu mir empor schielten, mit einem unbergflichen Ausdruck von Haß und Schreck.

Das war der Lagerbestand, wie der kleine Schwede es echt amerikanisch nannte. Es waren die Kranken, die Mißgestalteten, die Krüppel, die Verbrecher. Besonders aber die, die von allen Mitteln entblößt und andere, die mit dem Gesetz in Konflikt geraten, mit Arbeitskontrakten nach Amerika gekommen waren. Mit einem Worte solche, denen der freie Zugang ins Land der Millionäre verweigert wurde und die nun hier in Verworfenheit und Leiden, in einer schaudererregenden Atmosphäre von Verbrechen und Elend warteten, bis die Obrigkeit über ihr Schicksal Verfügung traf.

Langsam, das Herz zusammengepreßt vor Abscheu und Mitleid, das Taschentuch an den Mund gedrückt, um die Ubelkeit und den Ekel zu bezwingen, schritt ich durch die schmalen Gänge zwischen den Abteilungsstaketen durch, blieb hier und da stehen, schaute zwischen den Latten auf dies schwarze ekelhafte Gewimmel, aus dem beständig ein anhaltendes dumpfes Gemurmel hervordrang, ab und zu von einem Schrei, einem Fluch, einem Hohngelächter übertönt. Der Schwede, der einen Moment frei war, hatte sich wieder zu mir gesellt und gab mir kurze, rasche Erläuterungen. Und sobald die Unglücklichen ihn erkannten, kamen sie herbei wie gefangene Bestien, die sich gierig an den Stäben ihres Käfigs festkrallen, wenn der Wärter sich mit dem Futter naht, und drängen einander fort, um mit ihm sprechen zu können. Einzelne streckten stöhnend, das Haupt auf eine Seite geneigt, die Hand aus, mit flehendem Blick, wie Bettler, die um ein Almosen bitten; andere ballten die Faust nach ihm, brummten Verwünschungen und funkelten ihn mit haßerfüllten, rachfüchtigen Blicken an. Alle aber hatten ihm das eine oder andere zu sagen. Meistens langatmige, verwickelte Geschichten; düstere unzusammenhängende Klagen, die sie in allen möglichen Sprachen rasch vortrugen, während sie uns hinter dem Lattenwerk der Umzäunungen Schritt für Schritt folgten.

Er begnügte sich, immer heiter und lebhaft, ihnen durch ein wohlwollendes Lächeln, durch ein beruhigendes Kopfnicken und manchmal durch kurze Worte zu antworten, ohne aber

je stehen zu bleiben, ohne sich einmal über die Beleidigungen ergürnen oder durch das Fluchen rühren zu lassen . . . gleichgiltig geworden durch das tägliche Anschauen all dieses Glends, gewöhnt an die aufreizende Hartnäckigkeit all dieser fortwährend wiederholten Klagen und Bervünschungen.

Und plötzlich, als wir am entlegensten Ende des Saales angelangt waren, sprang er auf eine Bank und guckte durch eins der hohen Klappenfenster, die Aussicht auf das Meer hatten. Er stieß einen Schrei aus, sprang hastig wieder hinunter und rief, mich beim Arm packend:

„Mein Gott! da landet ja schon der erste Lichter der ‚Columbia‘. Hurry up! Kommen Sie rasch ins Bureau, Sie sollen die Auswanderer ausschiffen sehen!“

Das unvergeßliche Schauspiel . . .!

Zohlend, in kompakten Massen, der Fußboden unter ihrem anhaltenden Getrappel dröhnend, kamen sie auf einer unsichtbaren Treppe, als stiegen sie direkt aus dem Meere empor, im Hintergrunde des Riesensaales zum Vorschein, in einer lärmenden, ununterbrochenen Flut. Es war ein verblüffendes, betäubendes Durcheinander der buntesten Kleidertrachten und Typen — die Volkstypen und Kostüme des ganzen alten Europas, ja selbst eines Theils von Asien. Frische, weißhäutige irische Frauen, mit großen, grün und schwarz karierten Plaids über ihren Lumpen; braun verbrannte Italiener, mit ihren malerischen, von der Sonne verschoffenen Kleidern, ihre durchlöchernten Mäntel wie auf dem Theater zur Schau tragend; blonde Russen mit spitzen Astrachanmützen; dicke ungarische Frauen mit buntgestickten Schürzen und überflüssigen Zieraten von Flittergold, mit kurzen Röcken und hohen starken Männerstiefeln. Gelblich-klasse polnische Juden, deren krumme Nasen ihr Antlitz konverg machten; schöne, sehr schöne Mädchen aus Seeland, frisch wie Kirschchen und Milch, in ihren weißen Häubchen mit Spitzensflügeln und ihrem bunten, über der Brust gekreuzten Halstuch, das ihren Hals ein wenig entblößte. Eine Art Verblüfftheit ließ sie alle beim Eintreten eine Weile still stehen, wie verloren, die Augen noch erfüllt vom Widerschein der Wogen, durch die

greuliche Dämmerung geblendet, die an reine Seeluft gewöhnten Lungen fast erstickend in dem Uebelkeit erregenden Dunst dieses schrecklichen Saales, bis sie, vorwärts getrieben von den Zollbeamten und Polizisten, beladen mit Paketen, Koffern, Arbeitsgeräten, in die schmalen Gänge hineindrangen, zwischen den eingezäunten Abteilungen, hinter denen die aufgestörten Gefangenen, lauter lärmend, wie wilde Tiere schreiend, ein Geheul hören ließen wie bei einem Aufstande.

So kamen sie zum Bureau. Dort an beiden Seiten durch einen eisernen Drehbaum zurückgehalten, wurden sie von den Einwanderungsagenten befragt:

„Ihr Name? Alter? Aus welchem Lande? Wo gehen Sie hin? Was für einen Beruf oder Handwerk? Nicht durch Kontrakt gebunden? Besitzen Sie Geld? Wieviel?“

Diese rasch, in den verschiedensten Sprachen gestellten Fragen, wechselten in dem ohrenzerreißenden Lärm mit den erteilten Antworten ab. Dann Inarrte der Drehbaum, und der Einwanderer, der den Forderungen des amerikanischen Gesetzes Genüge getan, schritt freudestrahlenden Antlitzes frei durch nach dem Ausgang, wo Freunde und Verwandte ihn erwarteten.

Manchmal aber blieb der Drehbaum fest geschlossen, und der Einwanderer wurde nicht durchgelassen. Ein kurzes lebhaftes Gespräch in englischer Sprache entspann sich zwischen Zollbeamten und Polizei; Papiere, Register wurden befragt! man winkte dem Unglücklichen, der verstört wartete, ins Bureau zu kommen. Und gleich darauf, meist nach einem sehr kurzen Wortwechsel, führte ein riesiger Polizist ihn nach einem der Abteile hinter dem Staket zu dem übrigen Lagerbestande.

Aufs höchste gefesselt und bewegt, hielt ich mich dicht an dem linken Drehbaum neben dem kleinen Schweden. Er schien sich förmlich zu vervielfältigen, hüpfte bald nach rechts, bald nach links, bebend vor Geschäftigkeit und Aufmerksamkeit, jeden Augenblick ein umfangreiches Papierkonvolut: die Akten der Einwanderer, die angehalten werden mußten, zu Rate ziehend. Und wie er da so aufgeweckt und lebhaft da stand, hätte man meinen können, daß er diese Niesenarbeit zu seinem besonderen Ver-

gnügen verrichtete. Von Zeit zu Zeit, zwischen zwei Fragen, riß er Witze mit seinen Kollegen; und so oft ein hübsches Mädchen, dessen Papiere in Ordnung waren, an die Reihe kam, hielt er sie einen Augenblick an, um sie unters Rinn zu fassen und ihr scherzend, mit behaglicher Dreistigkeit und einem sinnlichen Aufflammen des Blickes zuzurufen: „O, Sie, Sie können ruhig sein. Wenn man so aussieht und den Verstand hat, sich zur Geltung zu bringen, braucht man sich in diesem Lande vor keiner materiellen Sorge zu fürchten.“ Dann drehte er sich zu mir um und sagte der fortgehenden hübschen Passagierin schalkhaft nachblinzeln:

„Was für eine Komödie, was für 'ne Posse ist doch das Leben! Das ist eine, die ihr ganzes Vermögen auf dem Rücken trägt und mit ein bißchen Glück kann sie übers Jahr Millionärin sein. O! ich kenne diesen Einwandererthypus sehr gut! Passen Sie nur darauf besonders auf! Sie wissen nur zu gut, wie gar zu bereitwillig das amerikanische Gesetz die Frau beschützt, und wagt man es, sich ein wenig zu weit mit ihr einzulassen, so heißt's: Heiraten oder Entschädigung zahlen. Und welche Entschädigung! Mein Gott, es ist geradezu unglaublich, was für Summen sie oft bei den reichen Amerikanern erpressen!“

Doch ab und zu wurde sein lustiges, lebhaftes Antlitz einen Augenblick sehr ernst; er lauschte regungslos, die Augenbrauen zusammengezogen, mit angestrengter Aufmerksamkeit auf die dumpfen Antworten eines Unglücklichen. Dann, nachdem er langsam den Kopf geschüttelt, schmalzte er wie bei einem verzweifeltsten Fall mitteilidig mit der Zunge, und halb zu mir gewandt, murmelte er unter dem Geräusch im Saale:

„Sehen Sie mal, hören Sie mal; das ist keine Komödie, das ist Tragödie . . .“

Er schien höchst vergnügt über die zwei von ihm gefundenen Schlagwörter: „Komödie, Tragödie,“ die übrigens die beiden Seiten des sich vor uns abspielenden Schauspiels, die humoristische wie die beklagenswerte, ganz richtig zusammenfaßten. Und jeden Augenblick wiederholte er sie mit einer Art kindischer Eitelkeit, die kurzen Szenen, die sich so rasch

abspielten, abwechselnd dadurch kennzeichnend. Aber bald war es nicht mehr schwer festzustellen, mit welcher unheilvoller Kraft die Tragödie den Sieg über die Komödie davontrug. Die komischen Bemerkungen des kleinen Schweden waren recht überflüssig, denn wie viele gingen nicht vorüber, deren Papiere wohl in Ordnung waren, deren ängstliche, entstellte Gesichter aber doch äußerste Verzweiflung verrieten! Tragödie, mein Herr Waldorf, diese totenbleiche Frau da, mit den großen tiefstliegenden Augen, die Sie ohne Bemerkung passieren ließen, ein Kind auf dem Arm und ein anderes an der Hand, und die außerhalb der Balustrade stehen bleibt, sich in einem Schwindelanfall an einen Pfahl lehnt, um zu husten: einen hohlen, trocknen, rasselnden Husten, gräßlich anzuhören! Tragödie auch der andere dort, der junge Mann, der soeben vorüberschritt, mit glänzenden Augen und einem Lächeln auf den Lippen, wie wenn er seinem Glück entgegen ginge und dem der Zollbeamte beim Aufrufen seines Namens ein Telegramm einhändig. Sehen Sie doch! . . . er wird totenbleich . . . er schwankt . . . er preßt die Hände an seine Schläfen, als hätte er einen Schlag erhalten. Ich laufe hin, erkundige mich; es handelt sich um seine Frau, Herr Waldorf, seine Frau, die mit den Kindern auf einem früheren Schiffe, wo er keinen Platz mehr finden konnte, abreiste und am Tage nach ihrer Ankunft in New-York im Spital am Typhus gestorben ist; Tragödie der ganze endlose Zug hungrierer Geschöpfe, ausgemergelter Gestalten, bitterer Armut! Tragödie, all die schmutzigen Lumpen, all die zerrissenen Kleider, all das Handwerkszeug, das auf den gebeugten Schultern wiegt und drückt wie Kreuze, wie Folterwerkzeuge! Tragödie, der abschreckende, verpestete Saal, dröhnend vom Getrappel all der zahllosen Füße, widerhallend von Geschrei, Schluchzen und Verwünschungen! Tragödie, das Meer, das dies scheußliche Gebäude umgibt, und dessen nahende Flut bereits dumpf an die Grundmauern andonnert, wie eine finstere Drohung der Natur selber gegen die Unterdrückten des Menschengeschlechts. Nein, nein, Herr Waldorf, seien Sie nicht mehr wichtig, nicht mehr geistreich; nirgends gewahre ich hier Komödie; ich sehe nichts als Tragödie, düstere verhängnis schwere Tragödie . . . !

## II.

Und was hat mir diese so tief traurige Erinnerung wieder ins Gedächtnis gerufen?

Wir wohnten im Sommer auf dem Lande. Ein abgelegenes Ortchen, verloren in Feldern, inmitten der reichen vlämischen Felder ein kleines, weißes Züvel zwischen üppigstem Grün, das aus den vier offenen Fenstern des einzigen Stockes wie mit bewundernden Augen nach der entzückenden Umgebung zu schauen scheint. Es war grün, grün, man sah nichts als grün; nur am äußersten Ende des Obstgartens lag ein Bauernhäuschen, ein Gütchen mit Wirtschaft, das am Rande der Landstraße stand und dessen Mieter — halb Aufseher, halb Gärtner — unser Eigentum während unserer Abwesenheit in Acht nahm.

Er hieß Adams, war ein Mann in den Fünzigern, mit gutmütigem, runden, blühenden Antlitz, immer heiter und zufrieden, und so höflich, so dienstbereit, daß wir ihm schon allein aus diesem Grunde zugetan waren. Seine Frau, mit gelblich-blasser Farbe, rundem Mund und großen, schwarzen Augen, arbeitete von früh bis spät; der Sohn, ein lang aufgeschossener, magerer, achtzehnjähriger Jüngling, halb seinem Vater; die Tochter, die zu Hause überflüssig war, hatte sich als Dienstmädchen in der Stadt vermietet.

Mit ihrer Tüchtigkeit und ihrem unermüdlichen Arbeiten hatten sie sich ein nettes Sümmechen erspart. Die Wirtschaft und das Gütchen brachten zwar nicht viel ein, aber sie besaßen noch eine andere Hilfsquelle. Sie kauften im Sommer allerlei Sorten Obst von den Bauern der Umgegend und beschickten damit den Londoner Markt.

Das war eine Zeit ungewöhnlich harter Arbeit. Schon vor zwei Uhr Morgens waren sie auf, und nach einem kurzen, aus einer Tasse schwarzen Kaffees und einer Roggenbrot-schnitte bestehenden Frühstück machten sich Vater und Sohn auf den Weg. Mit Tagesanbruch waren sie schon auf diesem oder jenem entlegenen Bauernhof und stiegen in die Bäume, um das Obst zu pflücken. So arbeiteten sie den ganzen Tag durch bis zum Einbruch der Nacht. Vor Ermüdung wurden ihnen die Beine steif; manchmal konnten sie vor heftigem Schmerz im Nacken den Kopf

nicht mehr bewegen. Häufig mußten sie in einem Schwindelanfall einen Moment die Augen schließen und sich mit beiden Händen krampfhaft an den Zweigen festhalten, um nicht hinunter zu stürzen. Ihre Mahlzeiten nahmen sie auf dem Hof ein, wo sie das Obst brachen, stets an der gemeinschaftlichen Tafel der Bauern und des Gefindes, und am Abend brachte der Wagen des Bauern ihnen das Obst in großen Weidenkörben nach Hause. Noch andere Wagen, Karren und Körbe kamen an, alle beladen, ja überladen mit Früchten, und nun begann das Wiegen. Nach dem Wiegen das Sortieren, das Verpacken in kleinere Körbe und Kisten. Dann das Versenden mit Wagen nach der nächsten Bahnstation. Selten kam es dazu, daß sie schon vor elf Uhr zu Bett gingen, um am folgenden Morgen vor zwei schon wieder aufzustehen.

Und das ging so, mit kleinen Pausen, den ganzen Sommer durch. Erst waren es die Kirschen, dann die Frühbirnen, hierauf die Vogelkirschen und Pflaumen, endlich die große, wochenlang dauernde Ernte der Herbstbirnen und der Apfel. Dann wurden sie oft vor übermäßiger Erschöpfung krank und verloren in ein paar Wochen zwanzig bis dreißig Pfund an ihrem Körpergewicht. Aber sie verdienten ein wenig Geld, einige hundert Franken, manchmal gar tausend, und das macht alles wieder gut. Es gab auch wohl Jahre, in denen sie nichts verdienten, ja sogar Verlust hatten: das hing von dem mehr oder weniger glücklichen Einschlagen ihrer Spekulation ab; denn ein bißchen spekulieren mußte man ja. Die Obstgärten wurden gewöhnlich in Pausch und Bogen verkauft, nach der Blüte, wenn die Früchte anzusehen anfangen und ungefähr eine Idee von der Ernte gaben. Wenn nicht, dann kam ein Konkurrent, der einem das Gras vor den Füßen wegmähte.

Was nun den Verkauf betraf, so war der das Unbekannte! Das Obst wanderte in die Fremde, nach England, nach dem Riesenmarkt Londons, den sich schlichte, einfache Menschen wie einen unerfülllichen Bielfraß vorstellen, der sie durch eine Laune reich machen, aber auch durch eine Laune ruinieren konnte. Es war da ein Agent, ein Herr, den sie nie gesehen hatten, der alles übernahm, was man ihm

fanbte und dann Abrechnung und Geld einschickte: eine Abrechnung, der sie blindlings trauen, eine Summe, die sie ohne Widerspruch in Zahlung nehmen mußten. Ach, viel lieber würden sie auf andere Weise unterhandelt haben, viel lieber hätten sie doch mindestens wissen mögen, an wen sie verkauften, um nicht so, gewissermaßen an Händen und Füßen gebunden, der Willkür einer unpersönlichen Macht, den Launen eines unbekanntenen und allgewaltigen Vielstrafes überliefert zu werden. Aber das war unmöglich. In Flandern gab es nicht, wie in Frankreich, Apfelweinfabriken; die überflüssigen Früchte mußten wohl oder übel ins Ausland verkauft werden. Und da gibts nur einen ernstest débouché: London.

London — der Vielstraf — diktiert seine Bedingungen, und der kleine Händler unserer Gebiete nimmt sie, der Not gehorchend, flüchtig an.

Nun war in diesem Jahr die Obstblüte, vom herrlichsten Wetter begünstigt, ganz ungewöhnlich reich und massenhaft ausgefallen. Adams und sein Sohn sahen auf ihren Wegen durch die sonnenbeglänzten Felder an allen Seiten die Dächer der Bauernhöfe unter der weiß und rosa Blütenpracht der Obstgärten verschwinden; und bei dem Anblick dieses Blütenmeeres von einrr Art Schreck erfüllt, sagten sie zu einander:

„Wir wollen sehr vorsichtig sein und nur ganz niedrige Preise bieten.“

Und sie boten ungewöhnlich niedrige Preise, die die Bauern von der Hand wiesen. Doch allmählich auch geängstigt durch dies vielversprechende Übermaß, überlegten sie, diskutierten die gebotenen Preise, versuchten etwas mehr zu erhalten und schlossen schließlich den Kauf ab. In wenigen Wochen kaufte Adams auf diese Weise seinen ganzen Vorrat ein.

Und jeden Tag sprach er, wenn sie durch die bezaubernd schönen Felder heimkehrten, zu seinem Sohne:

„'s is wahr, die Blüt is ungewöhnlich schön und reich gewesen und 's Obst hat sein angefeht, aber laß mal noch 'n Nachtfrost kommen oder 'n Sturm, oder Hagelschlag, und du wirst das junge Obst wie tote Fliegen fallen seh'n, zu Tausenden und Abertausenden von jedem Baum. Wenn das passiert, wenn 's Obst zur Lieferzeit nur den ge-

wöhnlichen Preis kriegt, machen wir 'n Vermögen. Und schlimmsten Falls, wenn 's 'ne überreiche Ernte gibt, wird uns doch wohl noch 'n gewöhnliches Jahr übrig bleiben. Unter unseren Preis kann der Markt ja nicht sinken. Und auf alle Fälle war 's doch der Mühe wert, es zu wagen; es reut mich auch nicht, daß ich 's getan hab!“

Der Frühling verging, der Sommer kam. Es gab keine Nachtfrost, keinen Sturm, keinen Hagel. Die Früchte wuchsen und reiften in nie gesehener Pracht und Fülle. Es kribbelte und wibbelte davon; überall in den Obstgärten mußte man die zu schwer belasteten Zweige stützen. Die Kirschbäume waren wie eine große rote aufrechtstehende runde Dolbe! die Pflaumenbäume schimmerten schwarz; die von Früchten ganz gelben Birnbäume hatten fast keine Blätter mehr.

Und wie in jedem Jahr fing das Pflücken bei den Kirschen an. Anfangs ging es noch ganz gut. Der monatelang der Kirschen entwöhnte Vielstraf zeigte eine riesige Gsult. Er wollte immer mehr und mehr davon haben, schien unersättlich, und er bewies seine Dankbarkeit durch schöne klingende Münze, durch herrliche Fünfrankstücke, die nicht alle, nein, bewahre, nicht alle, in die Truben der Bauern fielen. Adam durfte ein Teil, ein gut Teil davon einsacken. Aber nach und nach wurde der Vielstraf müde und unangenehm. Er bekrittelt die Masse, die Qualitäten, und er bezahlte auch weniger, jeden Tag weniger, bis er endlich brutal ausrief:

„Nun ist's genug mit den Kirschen! Jetzt was anderes! . . .“

Genug mit den Kirschen! . . . Und Adams hatte noch so viele zu pflücken! Adams und sein Sohn, die noch unaufhörlich neue Bäume vornahmen; Bäume, die Morgens so rot waren wie Päonien und Abends kaum ein wenig blasser schienen! . . . Er bat den Vielstraf, er bot sie ihm zum Einkaufspreis an; er bot sie ihm mit Verlust an. Vergebens, der Vielstraf weigerte sich, er war übersättigt. Adams mußte den Rest der Kirschen anderswo auf den Markt bringen und zu einem Spottpreise verkaufen lassen.

Dann kamen die Vogelkirschen und Pflaumen an die Reihe. Mit den weniger massenhaften Vogelkirschen ging es noch, aber die Pflaumen! . . .

Etwa acht Tage lang probierte der Vielfraß sie; dann wollte er nichts mehr davon wissen, gleichviel zu welchem Preise. Adams mußte sie, wie die Kirfchen, mit Verlust los schlagen.

Aber erst mit den Birnen fing das wahre Elend an. Es gab einen solchen Überfluß davon, sie hatten in solchem Übermaß gewuchert, daß man nicht mehr wußte, wohin damit. Und Tag aus, Tag ein, verzweifelt in den Baumästen schuftend, sah Adams sich in diesem üppigen Reichtum der Natur verarmen. Die Preise sanken, sanken; der eigensinnige, von Ekel erfaßte Vielfraß wurde wie ein bössartiges, mißtrauisches Tier, von abscheulicher Undankbarkeit, wütend sogar über die Toleranz, mit der er bedient wurde. Bald deckte der Verkaufspreis kaum noch die Arbeitsunkosten; und der Tag kam, an dem er selbst die nicht mehr deckte. Da stellten Adams und sein Sohn ihre anstrengende Arbeit ein und ließen das Obst auf den Bäumen verfaulen. Der Reichtum der Natur hatte sie ruiniert.

\* \* \*

Da habe ich die unglücklichen Leute ihren letzten Cent bezahlen sehen . . .

Den Vater hab' ich vor einem Tischchen sitzen und mit zitternden Händen die Fünfrantstückchen aufzählen sehen, die die Bauern einstrichen und in ihre Taschen steckten, während der Sohn, krank von übermäßigem Arbeiten, in Fieberschauern am Ofen saß, und die Mutter, totenbleich, die Augen vor Entsetzen und Verfürtheit weit aufgerissen, seufzend ohne Zweck und Ziel in ihrem ruinierten Häuschen hin und her lief. Sie gaben alles hin, was sie besaßen; und doch standen sie, trotz alledem, eines Morgens vor Gläubigern, die sie nicht mehr zu befriedigen imstande waren . . .

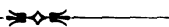
Nieder geschlagen, ganz vernichtet haben sie um einige Tage Frist gebeten, die ihnen auch gewährt wurde. Und bald darauf sind sie zu mir gekommen. Sie haben mir einen Entschluß mitgeteilt, für Leute ihres Alters einen so traurigen Entschluß; und in tiefster Betrübniß, einsehend, daß das allein ihre letzte Zuflucht war, habe ich mein Bestes getan, um ihnen zu helfen. Ich habe auf dem ersten nach New-York abgehenden Dampfer Plätze für sie genommen, hab' sie bis nach Antwerpen begleitet, sie abreißen sehen . . .

Ach, auswandern in diesem Alter, sein Vaterland verlassen ohne Hoffnung auf Wiederkehr, zu einer Zeit, wo das ganze Wesen, das ganze Leben mit all seinen vergangenen Freuden und Erinnerungen in dem bescheidenen Geburtsort so stark und innig festgewurzelt ist . . .!

Sie sahen so traurig aus, so unglücklich, so verloren im Gemüth der Auswanderer auf dem Riesenschiff! Der Vater, beide Hände auf die Verschanzung gelegt, grüßte mich bis zum letzten Augenblick mit dem demüthigen, innigen Gruß des armen Teufels, der noch durch alles Unglück seine Dankbarkeit für eine erwiesene Wohlthat bezeugen will. Die Mutter, Mund und Augen vor Angst weit aufgerissen, drehte den Kopf mit Gebärden des Entsetzens bald nach rechts, bald nach links, um die Masten, die Schornsteine, die Dock, den ganzen schütternden Riesenkoloss des überwältigenden Schiffes anzustaunen, und Emil, der neben seinem Vater an der Verschanzung lehnte, regungslos und hager, beide Hände aufgestützt, weinte und bemühte sich doch noch, mir durch seine bitteren Tränen zuzulächeln . . .

Ach, Herr Waldorf, wenn Sie noch in Diensten der Einwanderungsbehörden stehen, dort in dem neuen Gefängnis des Elends, das man auf einer der kleinen Inseln der Bucht von New York erbaut hat und das, wie man sagt, nicht so scheulich sein soll wie das von Castle Garden, wo aber dennoch stets derselbe Zug der Armut und menschlichen Schmerzes vorüberdefilieren wird; ach! ich bitte Sie, wenn dies große Schiff an Ihrem Quai landen wird, wenn Sie unter dieser bellagenswerten Schar einen Mann mit gutmütigem Antlitz bemerken, der sich Ihnen höflich, mit der Müze in der Hand nähert, von einer Frau mit verängstigten Augen und einem schüchternen Jüngling begleitet . . . ach, mein Herr Waldorf, ich bitte Sie, seien Sie diesmal nicht witzig, machen Sie keine gleichgiltigen Bemerkungen, es ist keine „Komödie“, die zu Ihnen kommt . . .

Lassen Sie sie ruhig ziehen, Herr Waldorf, „ihre Papiere sind in Ordnung“, und was das Abriß betrifft, das wird Ihnen vielleicht weniger Interesse einflößen. Das Abriß ist Tragödie, mein Herr Waldorf . . . Tragödie . . . düstere Tragödie.





# Helen Kellers Selbstbiographie.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

**M**ark Twain liebt die Paradoxe. Unter diesem Gesichtspunkt hat man seinen Ausspruch aufzufassen, Napoleon und Helen Keller seien die beiden interessantesten Charaktere des neunzehnten Jahrhunderts. Denn zu dieser Nebeneinanderstellung fehlt jedes Vergleichsmoment. Was in Napoleon hervortritt, ist eine gottlob seltene individuelle Monstrenatur; was in Helen Keller so erstaunlich wirkt, ist der Einblick in bisher ungeahnte Hilfsquellen, die die menschliche Natur selbst da noch gewährt, wo sie die Werkzeuge, mit denen wir die Welt erobern, Gesicht, Gehör und Sprache versagt hat. Nur eine beneidenswert zähe Lebensenergie dürfte sie außerdem von gut begabten Vollsinigen unterscheiden. Was aber dieser Lebensenergie den richtigen Weg gewiesen und diese unglückliche taubstumme Blinde zu einem glücklichen und großdenkenden Menschen gemacht hat, das ist die nimmer müde Liebe ihrer Lehrerin, Miß Anne Mansfield Sullivan. In der Geschichte menschlicher Liebeswerke muß sie an hervorragender Stelle genannt werden.

Schon häufig ist über Helen Kellers seltsame Entwicklung in psychologischen und anderen einschlagenden Fach-Zeitschriften berichtet worden. Jetzt wird der Allgemeinheit Einblick in ein Leben gewährt, das abseits von allem Gewohnten, ja von allem für möglich Gehaltene verläuft. Und was noch unglaublicher ist, diese Geschichte ihres Lebens ist von Helen Keller selbst geschrieben.<sup>1)</sup> Man ist außer Stande, auch nur die Möglichkeit dazu zu verstehen, wenn man nicht von dem Buche selbst eingehende Kenntnis nimmt. Diese lohnende Lektüre soll denn auch durch die nachfolgenden Hinweise nicht erspart, es soll vielmehr nur dazu angeregt werden. Der deutschen Ausgabe geht in einem verkleinerten Faksimile eine Widmung voran, die die auch im Verlauf des Buchs mehrfach hervorgehobene enge Beziehung der Verfasserin zu deutscher Geistesarbeit betont: „In dieser Ausgabe meiner ‚Lebensgeschichte‘ grüße ich meine Freunde im deutschen Vaterlande. Gern möchte ich glauben, daß mein Buch etwas Vergnügen gäbe, um die große geistige Freude einigermaßen zu vergelten, die ich dem Lande Schillers und Goethes schuldig bin. Helen Keller.“

Helen Keller wurde am 27. Juni 1880 in Tuscombua, einer kleinen Stadt im nördlichen Alabama, als ein kräftiges, gesundes Kind geboren. Im neunzehnten Monat ihres Lebens wurde sie durch eine akute Unterleibs- und Gehirnentzündung des Gesichtes und Gehörs und damit auch der Sprache beraubt. „Nach und nach,“ schreibt sie, „gewöhnte ich mich an die mich umgebende Stille und Dunkelheit und vergaß, daß ich jemals ein anderes Los gehabt hatte, bis sie kam — meine Lehrerin —, die

<sup>1)</sup> Die Geschichte meines Lebens. Von Helen Keller. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. Deutsch von P. Seliger. Autorisiert. 10. Auflage. Stuttgart, Verlag von Robert Luz.

meinen Geist befreite. Aber während der ersten neunzehn Monate meines Lebens hatte ich einen Schimmer von breiten, grünen Feldern, einem strahlenden Himmel, Bäumen und Blumen erhascht, den die nachfolgende Dunkelheit nicht ganz verlöschen konnte. Haben wir einmal gesehen, so ist der Tag unser, und was der Tag gezeigt hat.“

Wenn so in der Erwachsenen eine Erinnerung an frühes Licht auftaucht, so war sie natürlich dem Kinde ganz verschlossen. Helen wuchs bei ihrem überaus regen Geist als eine kleine Plage ihrer Umgebung auf, die glaubte, dem unglücklichen Kinde alles durchgehen lassen zu müssen. Da kommt, im siebenten Jahre ihres Lebens, Miß Sullivan zu ihr. Mit tiefster Bewegung berichtet Helen: „Licht, gebt mir Licht! lautete der wortlose Aufschrei meiner Seele, und das Licht der Liebe erhellte bereits in dieser Stunde meinen Pfad.“

Von diesem Augenblick an ist das Kind geborgen. Welche unfägliche Geduld zu diesem Vergungswerk gehörte, was es erforderte, der blinden Taubstummen die Schleier von der Welt zu heben, ist nur auf Grund der eingehenden Kenntniznahme des Buches zu beurteilen und vieles, vieles muß noch zwischen den Zeilen gelesen werden.

Das einzige Mittel, dem Kinde Sinnesindrücke zu übertragen, war das Tastgefühl. Aber welcher Weg von dem Buchstabieren mittelst des Fingeralphabets in die Hand bis zu der Erkenntnis, daß das Buchstabieren Namen von Gegenständen vermitteln solle! Welcher Weg von den einfachen Dingnamen zu Eigenschaftsworten, Tätigkeitsbegriffen, Abstrakten! Und von da geht der Weg weiter zum Erlernen der Blindenschrift, zum Sprechenlernen, zum Studium. Helen Keller macht den ganzen Bildungsgang amerikanischer Mädchen durch Vorbereitungsklassen und College durch. Sie drückt sich fließend und korrekt aus, sie fängt an zu schreiben und verfaßt die Geschichte ihres eigenen Lebens. Immer wieder liegt die Haupterklärung für alle diese Wunder in der nimmer müden Liebe von Miß Sullivan, die sie durch Klassen und College begleitet, ihr die Vorlesungen in die Hand buchstabiert, die aber auch ein pädagogisches Genie bei der ganzen Erziehung ihrer Schülerin verrät, wie wir es unseren normal begabten Kindern dringend wünschen möchten. Ihr erster Grundsatz ist ja, Helen zu behandeln wie ein normales Kind. Einige ihrer Lehrgrundsätze verdienen gerade im Hinblick darauf die weiteste Beachtung.

Dem allerersten und wichtigsten gibt sie in den Worten Ausdruck: „Es ist ein Genuß, die rasche Entwicklung von Helens Geist zu beobachten. Ich zweifle daran, ob irgend ein Lehrer jemals eine Aufgabe vor sich hatte, die sein Interesse so ausschließlich in Anspruch nahm. Es muß mir bei meiner Geburt ein glücklicher Stern geleuchtet haben, und ich beginne jetzt seinen wohlthätigen Einfluß zu empfinden.“ Wer etwas Ähnliches nicht von seiner Klasse zu sagen vermag, sollte herausbleiben.

„Bei meinem Unterricht habe ich kein bestimmtes System zu Grunde gelegt. Ich habe die spontanen Geistesregungen meiner Schülerin beobachtet und versucht, die mir dadurch gegebenen Winke zu befolgen.“ Glückliche Vollstimmigen, wenn sie das in der Schule empfinden dürften!

„Während Helens ganzer Erziehung habe ich unverrückbar daran festgehalten, daß sie verstehen kann, was sie zu wissen wünscht.

„Meines Erachtens ist es widersinnig, zum Zwecke des Erlernens der Sprache ‚Konversation‘ zu treiben. Dies wirkt auf Schüler und Lehrer gleich verdummend und geisttötend. Das Sprechen soll natürlich vor sich gehen und dem Gedanken- austausch dienen. Hat das Kind aus sich selbst nichts mitzuteilen, so erscheint es

nicht der Mühe wert, von ihm zu verlangen, es solle abgerissene trockene Sätze über ‚die Kage‘, ‚den Vogel‘, ‚einen Hund‘ an die Wandtafel schreiben oder mit seinen Fingern abbuchstabieren. Es ist von Anfang an mein Bestreben gewesen, mit Helen persönlich zu sprechen und sie anzuhalten, mir nur das zu erzählen, was sie wirklich interessiert, und Fragen nur zu dem Zweck zu stellen, um zu erfahren, was sie wirklich zu wissen wünscht.“

„Während der ersten beiden Jahre ihrer geistigen Entwicklung hielt ich Helen sehr selten zum Schreiben an. Um schreiben zu können, muß man einen Stoff haben, über den man schreibt, und dies erfordert wiederum einige geistige Vorbereitung. Das Gedächtnis muß einen Vorrat von Vorstellungen haben, und der Geist muß durch Wissen bereichert sein, bevor das Schreiben eine naturgemäße und angenehme Arbeit wird. Unsere Kinder werden, glaube ich, nur zu häufig zum Schreiben angehalten, ehe sie etwas zu sagen haben. Man lehre sie denken, lesen und aussprechen, was sie meinen, und sie werden schreiben, weil sie nicht anders können.“

„Ebenso lehre ich Helen kleine Gedichte und Verschen. Sie prägen ihrem Gedächtnis Gedanken in schöner Form ein. Auch glaube ich, daß sie die Entwicklung aller Anlagen des Kindes fördern, weil sie die Phantasie anregen. Natürlich lasse ich mich nicht darauf ein, alles zu erklären. Wenn ich es täte, würde kein Raum für das freie Spiel der Phantasie bleiben. Zuweit gehende Erläuterungen lenken die Aufmerksamkeit des Kindes auf Wörter und Sätze, sodaß es ihm unmöglich wird, den Gedankengang im ganzen aufzufassen.“

Vielleicht sind diese Worte der Taubstummenlehrerin geeignet, zum Nachdenken über die Ursachen der so häufig bald nach Schulanfang eintretenden geistigen Dumpfheit und Stumpfheit unserer vollsinnigen Kinder anzuregen.

Es ist aber noch etwas anderes, als die ungeheure pädagogische Leistung, das uns an dem Lebenswerk der Miß Sullivan so tief ergreift. Helen Keller hat das selbst in einem bedeutungsvollen Augenblick für sie selbst und viele andere ausgesprochen. Auf der Weltausstellung von St. Louis war es, auf dem Kongreß der Blinden- und Taubstummenlehrer, bei dem auch viele Blinde und Taubstumme anwesend waren. Ringsherum die gewaltigen Zeugnisse eines Siegeszuges menschlicher Kraft und menschlichen Könnens, Trophäen eines Kampfes, in dem nur der Starke sich durchsetzt. Aber größer als das alles, sagte die Taubblinde leise zu all den Tauben und Blinden um sie herum, größer als das alles ist, was der Mensch geleistet hat, um seinen Mitmenschen aus der geistigen Dunkelheit zu ziehen. Stolzer ist das Zeugnis dieses Kongresses, der zeigt, daß „on his triumphant way man has not forgotten his weaker brother“ — daß der Mensch auf seinem Triumphzuge seinen schwächeren Bruder nicht vergessen hat. Ihre leisen Worte wiederholte der Präsident der Ausstellung David H. Francis mit weithin hallender Stimme, ein Taubstummenlehrer sprach sie in der Zeichensprache der Taubstummen nach, und zwei Taubblinden wurden sie von ihren Lehrern in die Hand getastet. Aus dieser Szene, der mächtigsten vielleicht des an Schauspielen aller Art so reichen Kongresses spricht der Geist, der Miß Sullivans Werk befehlte: der Glaube, daß die Lebensarbeit einer feinsten Intelligenz nicht verschwendet ist an die Aufgabe, einem einzelnen armen Menschenkind ein wenig Licht und Glück in seine Finsternis zu bringen.



## Die bayerischen Frauenvereine an die liberalen Parteien.

Nachdruck verboten.

Auf Anregung des Vereins für Fraueninteressen in München haben eine Anzahl fortschrittlicher bayerischer Frauenvereine anlässlich der bevorstehenden Neuwahlen für den Landtag an die bayerischen liberalen Parteien — Nationalliberalen, Süddeutsche Volkspartei, Jungliberalen und Nationalsozialen folgendes Anschreiben gerichtet:

„Die Zeit der Vorbereitung für die Neuwahlen zum Landtage rückt heran, deshalb erlaubt sich der unterzeichnete Verein an die bayerischen liberalen Parteien die Bitte zu richten:

Es möchten einige der drängendsten Forderungen der Frauenbewegung ins Wahlprogramm aufgenommen und deren Befürwortung den Abgeordneten der Partei zur Pflicht gemacht werden.

Die Sozialdemokratie erkennt die Rechte der Frauen seit Jahren an; die in der letzten Zeit entstandene katholische Frauenbewegung erfährt Unterstützung aus Zentrumskreisen; es dürfte an der Zeit sein, daß auch die liberalen Parteien unseren Bestrebungen ein ernstlicheres und eingehenderes Interesse zuwenden.

Bereits hat das Gefühl, daß wir von liberaler Seite noch auf lange Zeit hinaus keine wirkliche Unterstützung zu hoffen haben, eine ganze Anzahl tüchtiger Kräfte aus der bürgerlichen Frauenbewegung hinaus und ins Lager der prinzipiellen Opposition getrieben. Sie haben sich der Sozialdemokratie angeschlossen als derjenigen politischen Partei, die den Frauen volle Gerechtigkeit bietet, und helfen nun mit Eifer und Erfolg, die sozialistische Weltanschauung ins Familien- und Volksleben hineinzutragen.

Wir bürgerlichen Frauen aber halten an der Überzeugung fest, daß der Geist unserer Bewegung dem liberalen Geiste wesensverwandt ist. Die Zeit muß kommen, wo der Liberalismus es auch klar erkennt, daß er als berufener Vorkämpfer für bürgerliche Freiheit und vernünftigen Fortschritt die wirtschaftlichen Interessen, die Bildungsbestrebungen und die Rechtsansprüche der Frauen nicht länger übersehen und überhören darf; wo er ferner erkennt, daß der Erfolg unserer Bemühung, die große Masse der Frauen aus Unbildung, Unselbständigkeit und politischer Verständnislosigkeit aufzurütteln, in erster Linie ihm selbst zu gute kommt!

Wir hegen insbesondere zum bayerischen Liberalismus das Vertrauen, daß er versteht, welche wertvolle, ja unerläßliche Förderung seiner eigenen Kulturbestrebungen die Aufgeklärtheit und geistige Reife in Frauenkreisen bedeutet, um die wir kämpfen!

Wir hoffen deshalb keine Fehlbitte zu tun, wenn wir den Wunsch aussprechen, es möchte uns in der Erfüllung des oben ausgesprochenen Ersuchens ein sichtbares Zeichen des Einverständnisses gegeben werden, den organisierten bayerischen Frauen zur Ermutigung, den liberalen Parteien der andern deutschen Bundesstaaten zum Beispiel!

\* \* \*

In der Erwägung, daß es die Gewährung unseres Antrages wesentlich erschweren würde, wenn wir die Vertretung von weitergehenden Forderungen verlangten, für welche in Wählerkreisen noch wenig Sympathie zu erwarten ist; in Erwägung ferner, daß uns zunächst nur darum zu tun sein muß, unsere Interessen überhaupt einmal von der liberalen Volksvertretung als der Beachtung wert anerkannt zu sehen, beschränken wir uns darauf, drei Punkte unseres Programms darzulegen, deren Verechtigung so leicht niemand mehr ernstlich bestreiten wird:

1. Änderung des § 15 des bayerischen Vereinsgesetzes, wonach Frauen nicht Mitglieder politischer Vereine sein dürfen.
2. Änderung des Art. 23 Abs. III des bayerischen Armengesetzes, der die Anstellung weiblicher Armenpfleger verhindert.
3. Zeitgemäße Reform des weiblichen Unterrichts; staatliche Fürsorge für die höhere Mädchenschule und Unterstützung des Fortbildungs- und Fachschulwesens für Mädchen.

ad 1. Ein Paragraph, der „Frauenspersonen und Minderjährige“ zusammen nennt, wird im Gesetzbuch eines modernen Kulturstaates immer mehr zu einer Ungeheuerlichkeit. Wir empfinden es als eine unerträgliche Zurücksetzung, daß die Tausende von wirtschaftlich selbständigen Frauen, von Familienmüttern, die große Hauswesen leiten, politisch auf eine Stufe mit Unmündigen gestellt werden. Auch die mildeste Praxis kann uns mit dem Vorhandensein eines solchen Grundgesetzes nicht ausöhnen. Wir werden nicht aufhören, auf seine Eliminierung zu dringen, und ersuchen die liberalen Herren Abgeordneten, bei einem Eintreten für Koalitionsfreiheit auch des Anspruchs der Frauen nachdrücklichst zu gedenken.

ad 2. Eine im Jahre 1903 an den Landtag ergangene Petition um Änderung des bayerischen Armengesetzes ist vom Petitionsausschuß mit dem Bemerkten zurückgewiesen worden, „daß zur Entfaltung einer segensreichen Wirksamkeit auf dem Gebiete der Wohltätigkeit durch Frauen die amtliche Eigenschaft nicht als Bedürfnis zu erachten ist.“ (!)

Auch mit dieser Antwort können wir uns nicht zufrieden geben und werden unser Gesuch wiederholen.

Der gesetzliche Ausschluß der Frauen von der gemeindlichen Armenpflege findet sich nur in Bayern; in den anderen deutschen Staaten besteht dieses Hindernis nicht, und schon sind in einer ganzen Reihe von Städten (Kassel, Bonn, Bremen, Köln, Danzig, Dessau, Dortmund, Berlin, Mannheim, Ulm, Posen usw.) Frauen als Armenpflegerinnen tätig.

Organisierte, gemeindliche Armenpflege ist etwas anderes als private Wohltätigkeit, und die Frauenbewegung erhebt den Anspruch auf das bürgerliche Ehrenamt der Armenpflegerin zunächst von dem Gesichtspunkte aus, daß der Frau das Recht der Mitarbeit und der Mitverwaltung in denjenigen Sparten des Gemeindefinanzhaushalts zustehen muß, wo Familien- und Fraueninteressen direkt in Frage kommen. Weibliche Armenpfleger nicht zulassen zu wollen, erscheint uns so ungerechtfertigter, als die seit mehreren Jahren auf unser Ersuchen angestellten gemeindlichen Waisenpflegerinnen sich in so hohem Grade bewährt haben, daß man ihre Zahl zu vermehren beschloß.

Wir bitten die liberalen Herren Abgeordneten, Sorge tragen zu wollen, daß eine erneute Eingabe an den Landtag nicht wieder eine solche Abfertigung erfährt.

ad 3. Daß die sogenannte „höhere Mädchenbildung“ in Bayern mehr als in anderen deutschen Bundesstaaten hinter den Anforderungen der Zeit zurückgeblieben ist, wird nachgerade von den maßgebenden Behörden selbst zugestanden. Während man anderswo in Lehrplänen und Methoden längst den modernen Bedürfnissen Rechnung zu tragen bestrebt ist, hält man in Bayern in geradezu unglaublichem Maße an dem alten System der ungenügenden Scheinbildung fest, die die Tochter „aus guter Familie“ mit einiger Gewandtheit im Französischen und Englischen und mit der Gewöhnung sich jedes eigenen selbständigen Denkens zu enthalten, auf den Lebensweg schickt.

Der bayerische Staat sorgt für die Weiterbildung der Mädchen nach der Volksschule nur in dem rein formalen Sinne, daß er auf die Erfüllung der gesetzlich vorgeschriebenen Schulzeit hält. Um das „Wie“ kümmert er sich nicht. Es gibt nicht eine einzige staatliche Mädchenschule, nicht einmal ein staatliches Lehrerinnenfeminar.

Wir haben nur gemeindliche höhere Töchterchulen (in München, einer Halbmillionenstadt, eine einzige!) und auch diese befinden sich überwiegend unter

Klösterlicher Leitung. Der ganze übrige Unterricht wird in geistlichen und weltlichen Instituten erteilt, über welche der Staat sein Aufsichtsrecht wenig oder garnicht ausübt.

Jede Anstalt verfährt bei Aufstellung ihrer Lehrziele durchaus willkürlich; es besteht keinerlei Gleichartigkeit der Lehrpläne. Muß ein Mädchen aus zwingenden Gründen (Wegzug der Eltern u. s. w.) aus einer Schule in die andere übergehen, so entsteht in ihrem Bildungsgang Unterbrechung und Zusammenhangslosigkeit. Die Lebensweise in diesen Instituten ist vielfach ein Hohn auf die heutigen Ansichten über Hygiene, über körperliche und geistige Gesundheit. Aber in so weiten Kreisen diese Zustände auch bekannt sind, die Behörden scheinen es nicht für nötig zu halten, einzugreifen.

Der Staat unterstützt die Gemeinden in ihrem Bestreben, aus Sparsamkeit geistliche Lehrkräfte vorzuziehen und die weltlichen Lehrerinnen immer mehr durch Klosterfrauen zu ersetzen. Ohne die Tüchtigkeit und pflichtgetreue Hingebung der letzteren im geringsten anzutasten, dürfen wir doch wohl darauf hinweisen, daß naturgemäß das Vorherrschende der klösterlichen Lehrkräfte an bayerischen Mädchenschulen in hohem Grade dazu beiträgt, die beklagenswerte Rückständigkeit im Unterricht zu erhalten.

Der heutige Töchter- und Institutsunterricht ist überall in Bayern — mit Ausnahme weniger großer Städte — nach einer wie nach der andern Seite unzureichend: er vermittelt einerseits keine gründliche allgemeine, modernen Forderungen entsprechende Durchbildung, bietet anderseits aber auch keinerlei Vorbereitung zu irgend einer beruflichen Tätigkeit.

Schon das ist eine unermessliche Benachteiligung der weiblichen Jugend gegenüber den Knaben, daß mit dem 16. Jahre jede weitere Bildungsmöglichkeit abgeschnitten ist.

Wir verlangen vom Staate, daß er dem tief darniederliegenden Mädchenschulwesen in Bayern eine volle Aufmerksamkeit zuwende; wir verlangen ferner, daß bei allen in Aussicht genommenen Reformen weibliche Lehrkräfte zur Mitberatung herangezogen werden; und endlich, daß staatliche Mittel aufgeboten werden, um mustergültige Anstalten zu schaffen oder schaffen zu helfen, sowohl auf dem Gebiete des höheren (auch gymnasialen) Unterrichts, als auf dem des Fortbildungs- und Fachschulwesens, der wirtschaftlichen, gewerblichen und künstlerischen Ausbildung für Haus und Beruf.

Die bayerische Frauenbewegung ist entschlossen, mit allen Kräften auf Beseitigung der flüchtig skizzierten Uebelstände, unter deren schädlicher Wirkung eine Generation nach der anderen leiden muß, zu dringen, und sie erwartet hierbei gerade von seiten der liberalen bayerischen Männer eine kräftige Förderung und wirksame Unterstützung!

Die Frauen haben heute noch nicht das Recht, eigene Vertreter in die Landtage zu wählen. Obgleich sie die Hälfte des Volkes bilden und als Hausfrauen, Gattinnen und Mütter wie als Erwerbstätige an allen Zuständen des Volkslebens aufs unmittelbarste beteiligt sind, ist die Volksvertretung doch zunächst für sie nicht da.

Das moderne Prinzip der selbsttätigen Mitwirkung der Volksangehörigen bei Regierung und Verwaltung hat seither weder im Staat noch in der Gemeinde Anwendung auf die Frauen gefunden. Sie sind von jeder Beratung und Beschlußfassung über ihre eigenen Angelegenheiten ausgeschlossen, so z. B. von der Schulverwaltung, die den zahlreichen tüchtigen Lehrerinnen — wenigstens den weltlichen — bis jetzt keinerlei Einfluß auf die Gestaltung des Mädchenschulunterrichts einräumt.

Es wäre ein wichtiger Schritt zur allmählichen Herbeiführung einer gerechteren und natürlicheren Auffassung vom Wesen einer Volksgesamtheit, wenn die Herren Abgeordneten anfangen wollten, sich auch als Träger der Interessen des weiblichen Teils der Nation anzusehen.

Wir wiederholen die dringende Bitte an die liberalen Parteien unseres bayerischen Landes, in ihren Wahlversammlungen der Frauenbewegung zu gedenken und die Berücksichtigung ihrer Forderungen als integrierenden Bestandteil einer wahrhaft liberalen Staats- und Gemeindepolitik anzuerkennen!"



Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

## Bildungswesen.

\* Von den 60 an der Berliner Universität studierenden deutschen Abiturientinnen ist eine Eingabe um Erlangung der Immatrikulation an den Kultusminister abgegangen, nachdem bereits die 14 Bonner Abiturientinnen eine ebensolche Eingabe eingereicht hatten und auch von den Breslauer Abiturientinnen in gleicher Weise petitioniert worden ist. Die Hallenser und Königsberger Abiturientinnen beabsichtigen, in kürzester Frist nachzufolgen.

\* Auf Grund einer nationalökonomischen Abhandlung über „Ziegelhausen und Petersthal, zwei Wälscherdörfer“, promovierte an der Universität Heidelberg Frä. Luise Kleemann. Die Arbeit, die besonders wegen der sozialen Organisation dieser ganz auf Frauenarbeit gestellten Dörfer allgemein interessant ist, wird in den „Volkswirtschaftlichen Abhandlungen der badischen Hochschule“ erscheinen.

\* Zur Coeducation in Deutschland. In kleinen Städten kommt man immer mehr zu der Einsicht, daß es zweckmäßig ist, für Knaben und Mädchen nur eine gemeinsame höhere Schule zu unterhalten, statt eine schwach besuchte und darum kostbare Knabenschule und eine meist dürftig organisierte sogenannte „höhere“ Mädchenschule. In Delmenhorst in Oldenburg hat man beschlossen, diese Mädchenschule eingehen zu lassen und die Mädchen in die mit Einjährigen-Berechtigung ausgestattete Realschule zu übernehmen. Ähnliche Pläne hat man in Barel erwogen. Abriß hat sich auch ein hervorragender preussischer Schulmann, nämlich Geheimrat Dr. Adolf Matthias in der „Deutschen Monatschrift“ vom Jan. 1905 zu Gunsten dieser Einrichtung ausgesprochen: „Auch die Frage an die Zukunft liegt nicht ganz fern, ob kleinere Städte nicht auf den Gedanken kommen werden, durch gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen bis zu einem geeigneten

Lebensalter sich lieber eine lebensfähige höhere Schule für beide Geschlechter zu gründen, als zwei Schulen für Knaben und Mädchen, die beide nicht leben und nicht sterben können.“

\* Etwas zur Töchtereschulpädagogik. Es gibt eine metrische Uebersetzung der Nibelungen von Herrn Professor Dr. Kamp für den Schulgebrauch. Der Herr Verfasser hat es für nötig gehalten, von dieser Uebersetzung zwei Ausgaben zu machen — eine für Knabenschulen und eine für Mädchenschulen. Die in usum puellarum frisierte läßt zartfühlend folgende Strophe aus, die den Knaben nicht vor-enthalten wird:

„Ob sie auch einander gefoßt die weiße Hand,  
In Minne zart sie drückend, ist mir nicht bekannt.  
Doch mag ich nimmer glauben, daß sie das nicht gewagt.  
Zwei minnevollen Herzen wär' mit Unrecht das verlagt.“

In der Szene vor dem Münster, die sich zwischen Brünhild und Kriemhild abspielt, kommt folgende Strophe vor.

„Jurid gab ihr Frau Kriemhild in heller Jornesglut:  
O hättest du geschwiegen! Fürwahr, das wär dir gut!  
Als Königin nicht prunkte, ist der ein Eigenhob,  
dem du zu traurem Rosen dich willig haßt erzeigt und hold!“

Für die Töchtereschulen sind die beiden Verse also modifiziert:

„Als Königin nicht prunkte, ist der ein Eigenmann,  
der dich bezwang im Ringen, dir Preis und Ehre abgewann!“

\* Die Universität Wien steht vor der Entscheidung darüber, ob sie Frauen zur Ausübung der akademischen Lehrtätigkeit zulassen soll. Fräulein Dr. Elise Richter in Wien, die nach Erwerbung des Reifezeugnisses ordnungsmäßig ihre Studien gemacht und den Dokortitel erworben hat, ist um die Zulassung als Privatdozent für ihr Hauptfach, die romanische Philologie, eingekommen.

\* Der Verein für erweiterte Frauenbildung in Wien hat an den Reichsrat eine sehr umfassende und sorgfältig begründete Petition gerichtet: Der Reichsrat wolle beschließen, daß für das Mädchen-Obergymnasium des Vereins in Wien eine

jährliche Subvention von 40 000 Kronen in den Unterrichtetat eingesetzt werde. Interessant ist in der 13 eng bedruckte Folienseiten umfassenden Begründung, die eine wertvolle Darstellung der österreichischen Frauenbildungsverhältnisse enthält, die Zusammenstellung der staatlichen Aufwendungen für das gesamte weibliche Bildungswesen.

	Im Ganzen	Für Frauen	Anmerkung
Titel 14. Mittelschulen	23 437 212	—	
Titel 15. Studienbibliotheken . . .	—	—	
Titel 16. Gewerbliches Bildungswesen . . .	9 511 467	951 147	im Höchstbetrag von 10 %
Titel 17. Kommerzielles Bildungswesen . . .	589 200	47 136	im Höchstbetrag von 8 %
Titel 18. Ebezial-Lehranstalten . . .	431 392	138 315	Hebammenschulen
Titel 19. Volksschulen § 1—10 Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalten, Kindergärtnerinnen- und Arbeitslehrerinnenkurse . . .	5 700 036	1 326 300	für Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Arbeitslehrerinnen
Titel 20. Stiftungen und Beiträge . . .	799 816	203 955	
Summa . . .	40 469 123	2 666 853	

Der Staat verwendet also für Frauenbildung 1/10 des Gesamtetats; die Aufwendungen für die höhere Mädchenbildung sind in dem Titel „Stiftungen und Beiträge“ aufgeführt, und dadurch nicht als feste, dauernde Posten, sondern als gelegentlich dem Parlament abgerungene Subventionen gekennzeichnet. Man sieht, die Verhältnisse sind ganz ähnlich wie bei uns in Preußen.

### Soziale Fürsorge.

\* Ein **Arbeitsnachweis für Dienstboten in Berlin** soll in dem städtischen Arbeitsnachweisgebäude in der Gormannstraße geschaffen werden. Zur Verwirklichung des Gedankens hat sich ein Komitee aus Berliner Damen bereits gebildet, das einen Arbeitsnachweisverein begründen wird, dem jede Dame beitreten kann. Die Vermittlung erfolgt für die Mädchen kostenlos, während die Herrschaft nach abgeschlossenem Engagement 1 Mark zu entrichten hat. Zweifelhafte Elemente, namentlich auch solche Mädchen, welche allzu häufig die Stellung wechseln, werden von dem städtischen Arbeitsnachweise ausgeschlossen. Auch werden die Damen des Komitees, von welchen stets mehrere beim Arbeitsnachweis zugegen sein werden,

Erkundigungen über die Stellung suchenden Mädchen einziehen, so weit dies eben möglich ist. Die Vermittlung beschränkt sich auf die Nachmittagsstunden, da Vormittags das städtische Arbeitsnachweisgebäude anderweit in Anspruch genommen ist. Es ist dringend zu wünschen, daß durch diese Einrichtung der privaten Stellenvermittlung mit ihren gerade in Berlin für Dienstboten und Arbeitgeber gleich unangenehmen Auswüchsen der Boden entzogen wird. Wie z. B. durch das Vermittlungswesen der Stellenwechsel begünstigt wird, zeigt eine Zuschrift, die kürzlich die Kreuzzeitung von einer ihrer Leserinnen bekam:

„Als mein Hausmädchen sich verheiraten wollte, suchte ich eine Gefindevermieterin auf, um mir Eriaz zu verschaffen, und begann mein Anliegen: „Können Sie mir vielleicht ein gutes Hausmädchen empfehlen, meine, die ich 14 Jahre hatte, verheiratet sich.“ Darauf bekam ich die Antwort: „Ach nein, für solche Herrschaften haben wir keine Mädchen.“ Auf mein Zureden, daß sich das Mädchen so gut mit meiner Köchin vertragen hätte, die auch schon länger als 14 Jahre bei mir wäre, bekam ich die abweisende Antwort: „Für solche Herrschaften haben wir keine Mädchen: die neue soll sich dann wohl von der alten Köchin kommandieren lassen?“

\* **Sechs besoldete Waisenfürsorgenden**, von denen jede 200 Kinder zu beaufsichtigen hat, stellte die Stadt Hamburg zum 1. Januar 1905 an. Das Gehalt der Damen beträgt 1000 Mark. Sie sollen in den betreffenden Bezirken wohnen und erhalten Abonnement der Straßenbahnen.

\* Ein **Käuferinnenverein** hat sich in Paris gebildet mit folgendem Programm:

1. Nie eine Bestellung machen, bevor man sich klar geworden ist, daß sie auf keinen Fall Nacht- oder Sonntagsarbeit erfordert; 2. keine Bestellungen im letzten Augenblick aufgeben; 3. alle Lieferungen nach 7 Uhr Abends und am Sonntag verweigern und 4. seine Rechnungen regelmäßig und pünktlich bezahlen.

Es wäre dringend zu wünschen, daß dieses Beispiel bei uns Nachahmung fände, oder daß wenigstens jede Frau sich diese einfachsten Grundsätze der Konsumentenmoral zur Gewissenspflicht machte.

### Berufliches.

\* **Beschäftigung von Frauen im Eisenbahndienst.** In Ergänzung eines früheren Erlasses hat der Minister der öffentlichen Arbeiten in Preußen bestimmt, daß vor der Einstellung einer weiblichen Arbeitskraft in den Fahrkartenausgabe-, Telegraphen- und Güterabfertigungsdienst grundsätzlich eine Vorprüfung abzunehmen ist, und zwar auch dann, wenn es sich nur um die Einstellung einer Aus- helferin handelt.



Von der Abnahme einer Vorprüfung kann ausnahmsweise nur dann abgesehen werden, wenn die Bewerberin über den erfolgreichen Besuch der ersten Klasse einer höheren Töchterschule oder einer Handels- oder Fortbildungsschule gute Zeugnisse beibringt. Wenn auch nichts dagegen einzuwenden ist, daß die Angehörigen von Eisenbahnbeamten und Arbeitern bei der Vormerkung und Einstellung weiblicher Arbeitskräfte berücksichtigt werden, so sind doch nur solche Bewerberinnen zuzulassen, welche die erforderliche gute Vorbildung in vollem Maße besitzen. Auch sind die eingestellten Arbeitskräfte alsbald wieder zu entlassen, wenn sich bei der praktischen Beschäftigung herausstellt, daß sie den zu stellenden dienstlichen Anforderungen nicht völlig zu genügen vermögen. Nur durch sorgfältige Befolgung dieser Grundsätze kann es gelingen, ein gut verwendbares weibliches Personal heranzubilden. Bei vorhandener besonders guter Vorbildung ist es den Eisenbahndirektionen unbenommen, die sofortige Einstellung außerhalb der Reihenfolge der Vormerkungen zu verfügen.

\* Die weiblichen Innungsmitglieder sind in manchen der Innungen Berlins ziemlich zahlreich. Die letzte Aufstellung hierüber, die der neueste Bericht der Gewerbe-Deputation (für 1903/04) veröffentlicht, zeigt in den 44 freien Innungen unter 11 648 Mitgliedern nur 609 weibliche, aber in den 18 Zwangsinnungen unter 17 105 Mitgliedern 2319 weibliche. In vielen Innungen finden sich weibliche Mitglieder nur vereinzelt oder gar nicht, in anderen begegnet man ihnen dafür um so häufiger. Von den freien Innungen führt die Schlosserinnung unter 785 Mitgliedern 125 weibliche auf, die Innung der Weber und Wirter unter 851 Mitgliedern 243. Verhältnismäßig noch zahlreicher sind die Frauen in einigen kleinen Innungen. Die Innung der Handschuhmacher und Bandagisten hat unter nur 102 Mitgliedern 31 weibliche, die Nagelschmiedeinung unter nur 49 Mitgliedern 27 weibliche. Bei den Zwangsinnungen fällt naturgemäß die Schneiderinnung durch ihre große Zahl weiblicher Mitglieder auf; sie hat unter 5541 Mitgliedern 2105 weibliche. Unter den übrigen steht obenan die Schlosserinnung, die unter 2610 Mitgliedern 90 weibliche hat.

\* Die weiblichen Angestellten und die Kaufmannsgerichte. Die weiblichen Angestellten bemühen sich jetzt aller Orten, wenigstens die Beteiligung weiblicher Sachverständiger an den Kaufmannsgerichten in den Ortsstatuten der einzelnen Städte zu erreichen. In Königsberg ist auf Antrag des dortigen Vereins in das Ortsstatut folgender Paragraph aufgenommen: „Weibliche

Sachverständige sind tunlichst in all den Streitfällen zuzuziehen, in denen eine Partei der Gruppe der weiblichen Angestellten angehört.“ Der Verein beabsichtigt, dem Vorsitzenden des Gerichts eine Liste von weiblichen Sachverständigen einzureichen und hofft dadurch, den Interessen der Angestellten innerhalb der leider bestehenden Grenzen wenigstens einigermaßen zur Geltung zu verhelfen. Weniger glücklich war der Berliner Hilfsverein. Der Ausschuß der Berliner Stadtverordnetenversammlung hat alle Anträge abgelehnt, die sich auf eine Beteiligung der Frauen an den Kaufmannsgerichten, falls diese als Einigungsamt oder als begutachtende Behörde zu fungieren haben, bezogen. Man begnügte sich mit folgender Resolution: „Der Ausschuß erkennt in der Bestimmung des § 44 Absatz 6 des Ortsstatuts für das Kaufmannsgericht — wonach Frauen als Beisitzer oder Vertrauenspersonen nicht hinzugezogen werden dürfen — einen Mangel, dem schleunigst abzuhelfen der Ausschuß den Magistrat dringend ersucht.“

Gegen diesen Beschluß wurde in einer zahlreichen besuchten Protestversammlung des Berliner kaufmännischen Verbandes für weibliche Angestellte folgende Erklärung angenommen:

„Die versammelten Handlungsgehilfinnen und Handlungsgehilfen erheben Widerspruch gegen den vom Magistrat im Ortsstatut für das Kaufmannsgericht ausdrücklich vorgeschlagenen Ausschluß der Frauen als Vertrauensleute bei Anrufung des Kaufmannsgerichts als Einigungsamt; sie halten diesen Ausschluß gesetzlich nicht für geboten und erachten eine solche Bestimmung als eine absichtsvolle Rechtslosklärung der weiblichen Handlungsgehilfinnen. Die Versammlung steht vielmehr auf dem Standpunkt, daß den Frauen das Recht gegeben werden muß, falls sie gezwungen sind, das Kaufmannsgericht als Einigungsamt anzurufen, ihre Vertrauensleute aus dem eigenen Geschlecht zu wählen, ebenso wie das Ortsstatut notwendigerweise eine Bestimmung enthalten müßte, daß in Streitigkeiten, in denen spezielle Fraueninteressen in Frage kommen, das Gericht tunlichst weibliche Sachverständige zu vernehmen hat. An die Stadtverordneten richtet daher die Versammlung die Bitte, dem Ortsstatut eine Fassung zu geben, die die Wünsche der Handlungsgehilfinnen berücksichtigt.“

\* Das theologische Amtsegamen abzulegen wird zukünftig in Dänemark Frauen gestattet sein, und ebenso an der theologischen Fakultät der Landesuniversität die für Männer bestehenden akademischen Würden zu erwerben. Während den Frauen der Zugang zum Universitätsstudium schon lange gewährt war, bestand nämlich eine Verordnung aus dem Jahre 1875, wonach die Damen, die Theologie studierten, ihr Studium mit einer besonderen „Religionsprüfung“ abzuschließen hatten, die niemals näher bestimmt worden ist und auch

nicht zur Anwendung gelangte. Die Aufhebung dieser Verordnung stellt auch auf diesem Gebiete die Frauen den Männern gleich. Allerdings ist damit noch nicht gesagt, daß Frauen mit dem theologischen Amtsgewissen Anspruch auf Anstellung in kirchlichen Ämtern erheben können. Wenn aber erst eine Anzahl von Frauen die vorgeschriebenen Staatsexamen abgelegt haben wird, wird die Regierung ihnen auch nicht mehr den Zugang zu den Kirchenämtern verwehren können.

### Arbeiterinnenfrage.

\* Die Frauenarbeit in den Fabriken hat im Jahre 1903 nach der amtlichen Statistik wieder eine wesentliche Zunahme erfahren. Es wurden in Deutschland 899 338 erwachsene Fabrikarbeiterinnen gezählt gegen 860 087 im Jahre 1902 und 847 987 im Jahre 1901, so daß die Zahl im Jahre 1903 um 39 251 oder 4,6 v. H. gestiegen ist. Darunter befanden sich 328 535 (1902 314 624) Arbeiterinnen im Alter von 16 bis 21 Jahren und 570 803 (545 463) über 21 Jahre alte. Die Steigerung betrug bei ersteren 4,4, bei letzteren 4,6 v. H., war also ziemlich gleichmäßig. Die meisten Fabrikarbeiterinnen beschäftigt von den einzelnen Industrien die Textilindustrie mit 374 824 (1902 363 763), also etwa 42 v. H. der Gesamtzahl; dann folgen die Industrie der Nahrungs- und Genussmittel mit 127 863 (126 905), die Industrie der Bekleidung und Reinigung mit 110 021 (99 789) und die Industrie der Steine und Erden mit 58 020 (55 966). Rechnet man die jugendlichen Fabrikarbeiterinnen den erwachsenen hinzu, so waren im Jahre 1903 in den Fabriken Deutschlands 1 009 041 Arbeiterinnen tätig gegen 961 316 im Jahre 1902. — Es braucht kaum gesagt zu werden, daß mit der Zahl der Arbeiterinnen auch die Bedeutung und Dringlichkeit der lange gewünschten Schutzbestimmungen wächst — vor allem des Zehnstundentages!

\* Frauenarbeit in Osterreich. Nach der Berufszählung vom 31. Dezember 1900, die jetzt verarbeitet vorliegt, waren von allen Berufstätigen (mit Ausnahme der Dienenden) 57 % Männer und 43 % Frauen.

### Die rechtliche Stellung der Frau.

\* Zum kommunalen Frauenwahlrecht in Dänemark. Der ursprüngliche Entwurf zur Erweiterung des kommunalen Wahlrechts sah bekanntlich auch die Gewährung desselben an Frauen vor, eine Bestimmung, die indessen während der Behandlung der Vorlage in der Kammer in Wegfall kam.

Der Bund dänischer Frauenvereine ersuchte darum kürzlich in einer Eingabe an den Minister des Innern, das Wahlrecht der Frauen nicht mit der Frage der Aufhebung des privilegierten Wahlrechts zu verknüpfen, sondern in einem besonderen Gesetz als Ergänzung des jetzigen Wahlrechts durchzuführen. Sowohl verheiratete wie unverheiratete Frauen erheben Anspruch darauf, an der Verwaltung der Kommune teilzunehmen.

\* Zum Frauenwahlrecht in Schweden. Bemerkenswert ist es, wie der Gedanke, die Frauen als politisch mit den Männern gleichberechtigte Mitbürger anzusehen, im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte bei den Mitgliedern der Zweiten Kammer mehr und mehr Verständnis gefunden hat. Bereits im Jahre 1884 hatte ein Abgeordneter, Redakteur Vorp, in der Zweiten Kammer eine Resolution für politisches Wahlrecht und Wählbarkeit der Frauen eingebracht. 44 Mitglieder der Zweiten Kammer stimmten dem Vorschlag zu; in der Ersten Kammer wurde er ohne Vertierung abgelehnt. Der Gedanke kam damals weiten Kreisen der Bevölkerung lächerlich vor, bildete einen willkommenen Stoff für die Witzblätter, und fast die gesamte Presse behandelte die Frage als einen Scherz. Dann hörte man jahrelang nichts mehr von der Angelegenheit. Aber im Jahre 1902 brachte der Abgeordnete Karl Lindhagen (jetzt Bürgermeister von Stockholm) in der Zweiten Kammer den Antrag ein, an die Regierung ein Schreiben über das politische Wahlrecht der Frauen zu richten, und 66 Abgeordnete stimmten dafür. Wohl wurde der Antrag von der Ersten Kammer auch diesmal ohne Vertierung abgelehnt, die Witzleuten über die Angelegenheit hatten jedoch aufgehört. Im Reichstage von 1904 brachte Lindhagen von neuem einen Vorschlag ein, die Regierung aufzufordern, die Frage zu erwägen und eventuell Vorschläge zur Einführung des Frauenwahlrechts zu machen. Der Vorschlag wurde von 30 Mitgliedern der Zweiten Kammer unterstützt. Der Konstitutionsausschuß, der sich mit der Sache befaßte, erklärte, daß „die Frage des Frauenwahlrechts ernstlich erwogen zu werden verdient“, und nicht weniger als 93 Stimmen wurden für Lindhagens Vorschlag abgegeben, 115 dagegen. Die Debatte über diesen Vorschlag bildete einen Teil der großen, allgemeinen Wahlrechtsdebatten dieses Reichstages, und wenn man auch annehmen kann, daß ein Teil derer, die für Lindhagens Vorschlag stimmten, im Frauenwahlrecht vielleicht eine von den sogenannten „Garantien“ gegen die Wirkungen der Wahlrechtsreform erblickten, so ist doch der Fortschritt des Gedankens der politischen Gleichberechtigung der Frau unverkennbar.

## Personalnachrichten.

\* **Selma Lagerlöf** erhielt die große goldene Medaille der Schwedischen Akademie, — als erste Frau, der diese Auszeichnung zu Teil wurde.

\* **Susan B. Anthony**, von deren Äußerungen über die deutschen Frauen die Zeitungen allerlei Fabeln erzählten, schrieb kürzlich an die Herausgeberin dieser Zeitschrift zu dieser Sache einen Brief, der allgemeines Interesse haben dürfte:

Rochester, 13. Dezember 1904.

Meine liebe Freundin!

„Es ist lange her, daß ich in Berlin von Ihnen Abschied nahm. Eine endlose Zeit scheint vergangen, seit ich an der glänzenden Versammlung des International Council teilnahm. Seit meiner Rückkehr bin ich zweimal in Kansas gewesen — 1500 Meilen entfernt. Das erste Mal gingen meine Schwester und ich kurz nach unserer Rückkehr hin, um meinen Bruder zu besuchen, der achtzig Jahre alt war und sehr elend. Wir blieben 14 Tage in Leavenworth und kamen dann zurück; aber genau vier Wochen nach unserer Rückkehr wurden wir wiedergelerufen, um seiner Beerdigung beizuwohnen. So sind wir recht viel unterwegs gewesen, seit wir Sie verließen, und nun sind nur wir beide noch übrig von einer Familie von sieben. Mary wird im April 78 Jahre, und ich werde am 15. Februar 85; so wird nach menschlicher Berechnung unsere Zeit auf Erden nicht mehr lang sein.“

Nach längeren Mitteilungen persönlicher Art kommt Miss Anthony auf die Zeitungsgerüchte, die ihr geringschätzige Äußerungen über Deutschland und die deutschen Männer und Frauen zugeschrieben hatten, und denen sie bereits auf das entschiedenste entgegengetreten ist. Sie bemerkt darüber:

„Ich bin erstaunt, daß man in Deutschland so erregt über Dinge ist, die ich über die deutschen Männer und Frauen gesagt haben soll. Ich habe mich schon auf das entschiedenste dagegen verwahrt. Ich erinnere mich nicht irgend welches

Interviews mit irgend welchem Berichterstatter, das irgendwie in das hätte verdreht werden können, was ich gesagt haben soll (could have been tortured into what they say I said). Ich hoffe, die Angelegenheit ist jetzt erledigt. Es ist eine Schande wert, daß ein Zeitungskorrespondent entweder solche Dinge frei erfindet oder etwas, das man gesagt hat, so verdreht, daß die Wirkung einer Versammlung dadurch beeinträchtigt werden kann. Denn man könnte denken, daß die mir zugeschriebenen Aussprüche die Meinung aller Amerikanerinnen über die deutschen Frauen wiedergäben. Ich weiß, Sie werden sich erinnern, wie begeistert ich über die Fortschritte der deutschen Frauen war. Ich hätte nie zu träumen gewagt, daß wir so herzlich aufgenommen würden, wie es in Berlin der Fall war. Frau Depl war bewundernswert in ihren Arrangements für den Council; sie waren geradezu vollkommen. Und nun hoffe ich von Ihnen zu hören, daß dieser Sturm in der Zeitschrift über das, was irgend ein Reporter sagte, daß ich gesagt hätte, vergessen ist.

Wir arbeiten weiter in dem Stil, wie er hier zu Lande üblich ist. Unser Vorgehen, unserem Kongreß und unserer Gesetzgebung gegenüber ist von dem Ihrigen so verschieden, daß ich auf nähere Darlegungen verzichten muß. Wenn Miss Shaw, Mrs. Catt, Mrs. Harper, Mrs. Sewall und alle die Freundinnen, die mit mir in Berlin waren, heute Morgen hier wären, würden sie Ihnen viel Liebes senden, aber wir sind Hunderte von Meilen auseinander.

In der Hoffnung, bald von Ihnen zu hören, daß Sie und alle Freunde wohl sind, ausrichtig die Ihre.

Susan B. Anthony.“

## Totenfchau.

In London starb die Pionierin des Kindergartens in England, Frau **Micaelis**. Sie ist seit 1875 in England tätig gewesen und leitete zuletzt das Fröbel Educational Institute in West-Kensington, die Zentrale der ganzen Fröbelschen Arbeit in England.

## Bücherschau.

„**Marbacher Schillerbuch**“. Zur hundertsten Wiederkehr von Schillers Todesstag herausgegeben vom Schwäbischen Schillerverein. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1905. (Preis geb. 7,50 Mark.) Von den Veröffentlichungen des Schwäbischen Schillervereins (herausgegeben im Auftrag des Vorstandes von Otto Günther) ist das Marbacher Schillerbuch die erste. Es ist eine reich ausgestattete, würdige Festschrift, die allerdings nicht Schiller allein gewidmet ist, sondern zugleich seinen Stammesgenossen Wieland, Schubart und Hölberlin. Aus dem reichen und interessanten Inhalt sei nur einiges besonders hervorgehoben. Zu Eingang des Bandes bringt Erich Schmidt seinen Beitrag „zu der Säcularfeier, die an den kurzen Erdenlauf das

lebendigste Fortwirken geknüpft sieht“ in einem Brief von Wilhelm von Humboldt an Frau von Staël über Schillers Tod. Der Brief ist an demselben Tage geschrieben, an dem Humboldt Schillers Tod erfuhr und dadurch von ergreifendster Unmittelbarkeit. Ein Artikel von Alexander von Gleichen-Rußwurm über das Schillermuseum zu Schloß Greifenstein bringt eine Menge interessanter Familienbilder, wie denn überhaupt der Band ein reiches Material an neuen oder doch zum erstenmal gut wiedergegebenen Bildnissen zur Schillerliteratur bietet. Otto Harnack gibt einen Aufsatz über Schiller und Herder, Ludwig Geiger über Schiller und Diderot. Aus Schillers Familienkreis dürften besonders die Artikel über Luise von Lengefeld (von Fritz Jonas), aus dem Nachlaß von

Karoline von Holzogen (von Ernst Müller) und Schillers Witwe, aus ihrem Briefwechsel mit Johann Friedrich Cotta (von Dr. Julius Peterfen) hervorzubeheben sein. Hölderlin ist berücksichtigt durch einen Abschnitt aus Fr. Bischofs Vorträgen über neuere deutsche Poesie, die demnächst erscheinen werden, Wieland durch eine Anzahl von Briefen, die Bernhard Seuffert mit Erläuterungen aus dem Schillermuseum zu Marbach mitteilt.

„Aus der Jugendzeit“. Erinnerungen von Dr. D. Robert Vosse, weil. kgl. preuß. Staatsminister. Mit einer Silhouette. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Von „Jugenderinnerungen“ darf man verlangen, daß sie nicht nur a conto eines bekannten Namens auf Leser rechnen, sondern um eines in ihnen selbst liegenden Interesses willen. Die Erinnerungen Vosses halten dieser Probe stand. Es ist ein sehr interessantes Kulturbild aus den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, vielfach typisch in Bezug auf den Entwicklungsgang eines studierenden Sohnes aus dem Bürgerstand und doch wieder mit so viel individuellen Zügen, daß man zur Teilnahme gerade an diesem Einzelleben kommt. Das Zuständliche der kleinen Stadt — Vosse stammt aus Luedlinburg — kommt lebendig heraus; nächst dem möchte die Schilderung des Heidelberger Universitätslebens aus der Zeit, wo Kuno Fischer sich eben als Privatdozent habilitierte, wo Häusser und Hettner ihre Anziehungskraft übten, besonders interessieren. Die Darstellung reicht bis zum Jahre 1853. Aber die Zeit von 1853 bis zur Übersiedlung nach Berlin im Herbst 1876, wo die schon früher vollendeten Aufzeichnungen wieder einsetzen, folgt am Schluß des Bandes zur Feststellung des Zusammenhanges eine kurze, auf Tagebuchblätter sich gründende Darstellung.

„Briefe Hermann und Gisela Grimms an die Geschwister Ringseis“. Herausgegeben und mit verbindendem, erläuterndem Text versehen von Bettina Ringseis. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. (Preis geb. 1,50 Mark; geb. 2,50 Mark.) Wenn auch Hermann Grimm in diesen Briefen einmal selbst von sich sagt: „Ich gebe nur lauter abgeknapelte Knöchelchen, die der Leser erst, wie das Marseneden im Märchen, in ein seidenes Tuch sammeln und wieder lebendig werden lassen muß,“ so dürfte doch mancher sich dieser Knöchelchen freuen. Grimm bleibt eben Grimm auch in den kleinsten Fragmenten.

„Paul Utes Frau“. Roman von Victor von Kohlenegg. Buchschmuck von Seect. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. (Preis gebestet 6 Mark, gebunden 7,50 Mark.) Es ist der uralte Stoff: „Das ewig neue, bange Lied vom alten König und der jungen Königin,“ das Lied, das all anfaßt, in seiner heimlich-sündigen Süße.“ Aber durchgeführt, wie es selten gelingt. Wie Georg Siebelind in die Ehe zwischen dem innerlich und äußerlich vornehmen Georg Ute und seiner ein Vierteljahrhundert jüngeren Gattin tritt, wie sich langsam, langsam, scheinbar gegen den Willen der beiden Jungen das Geschick erfüllt, das alles ist mit der Feinheit und absoluten Sicherheit des Dichters gezeichnet. Und das Nachher, das Hin und Wieder in Herz und Gewissen, die Seelennot, die dann doch schließlich zum Leben drängt, zu der Erkenntnis: „Wir machen mit allem unsern

Frieden, auch mit unserer Schuld“ — das bringt erst die Vollenbung, bei der den meisten die Hand erlahmt. Und bei der schwierigen psychologischen Studie eine einfache äußere Entwicklung, ein Berliner Milieu, dem sie nichts Besonderes zu verdanken hat.

„Aus einem stillen Hause“ und andere Geschichten für besinnliche Leute von E. Müllenhoff. — „Feldblumen“ von Adalbert Stifter. Leipzig. C. F. Amelang's Verlag. In zwei kleinen hübsch ausgestatteten Bändchen gibt der Verlag eine Probe von dem Geist einer schon dahingegangenen Generation. Aber Stifiers Feldblumen noch etwas zu sagen, ist kaum notwendig. Die kleinen Novellen aus einem stillen Hause erinnern in ihrem Ton etwa an Theodor Storm oder auch an Andersen. Es sind feine kleine Beobachtungen eines Dichters, dessen Blick durch die anspruchslose Außerlichkeit alltäglicher Ereignisse hindurchblickt und auf dem Grunde die Lebensregungen des Innerlichen und Bedeutsamen erkennt und der dichterische Kraft genug besitzt, um auch den Leser zu zwingen, in dem Gewand alltäglicher Geschehnisse jenes tief Menschliche wieder zu erkennen.

„Alexander in Babylon“. Roman von Jakob Wassermann. Berlin, S. Fischers Verlag. — Seit Georg Ebers hat die deutsche Romanliteratur sich kaum wieder dem Orient zugewendet. Der es diesmal getan hat, bringt die Kraft der Phantasie mit, durch die das historisch treu wiedergegebene Milieu mit Stimmungsglut und mit dem Pulsschlag eines gewaltigen Lebens erfüllt wird. Der Roman von Jakob Wassermann ist der Roman eines Übermenschen. Sein Objekt ist die Größe Alexanders, der es vermocht hat, Tausende und Millionen aus allem loszureißen, was ihrem Leben sonst Richtung und Inhalt gab, dem diese Massen entwurzelt, gefesselt, traditionslos und über sich selbst unklar folgen als dem einzigen, was sie noch als bezwingende Kraft, als Leitstern über sich sehen, dem einzigen, um deswillen es wert ist zu leben. Die eigenartige Psychologie, die sich aus diesem Verhältnis des großen Menschen zu der ihm gehörenden Schaar der andern ergibt, ist in ihren dämonischen Zügen mit exquisitem künstlerischen Takt erfasst und mit raffinierten Effekten dargestellt. Wir sehen in die Welt des Romans hinein, wie in eine Flut von purpurlohenden Flammen, geblendet und doch im Zauberkreis eines aus besonderen Elementen gemischten Lebens magisch gefesselt.

„Die Prinzessin von Danalien“. Ein Märchen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, W. 50; Kontordia Deutsche Verlagsanstalt. In seiner Ausstattung mit einem ihrem Charakter verständnisvoll angepassten Buchschmuck von Hanns Anter zeigt die kleine Erzählung die Kunst der Marie Ebner von ihrer, man möchte sagen, mütterlich liebewürdigen Seite. In der leichten Form eines Märchens, die dem schönen Humor und der weiten Beobachtung der Marie Ebner zu reicher Entfaltung verhilft, hüllt sie doch tiefe Erkenntnisse und menschliche Konflikte von einer feinen Tragik ein. Nicht in irgend welcher ungeraten und gewaltsamen Allegorie gibt sie das Innerliche ihres Märchens, sondern die Ereignisse, die sie berichtet, sind Symbol in jenem tiefen goethischen

Sinne, rein erfasste Typen menschlicher Zustände und menschlichen Glücks und Leidens. Es ist erstaunlich, mit welcher Frische die Greisin immer wieder ihre Gestalten sieht und ihnen zum Leben, zu einem vollen menschlichen Dasein verhelfen kann!

„**Aus jungen und alten Tagen**“, Erinnerungen von Ludwig Pietsch. Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. (Preis geb. 5 Mark.) Von den Erinnerungen des Berliner Journalisten par excellence, der vor kurzem seinen 80. Geburtstag feierte, ist das Kapitel „Epigonen der Romantiker“ von ganz besonderem Reiz. Es schildert das Leben des jungen Studenten, der mit gleichgesinnten Genossen zu Anfang der vierziger Jahre in dem „wanzgenfreundlichen Stübchen der Behrenstraße“ wohnte, wo diese letzten Nachzügler der Romantik ohne Alkohol sich berauschen, berauschen an Shakespeare, den auswendig zu können, unter ihnen zum guten Ton gehört. Es gibt nicht leicht eine Schilderung, die schärfer den Gegensatz zwischen damals und heute zum Bewußtsein brächte.

„**Marlene**“. Von Fritz Rassow. Leipzig, Inselverlag. (Preis brosch. 3 Mark.) Ob die kleine Erzählung als ein Programm gedacht ist? In der Tat stellt sie es dar. In Marlene lebt die tiefe Sehnsucht des Weibes nach geistiger Kameradschaft mit dem Manne, — dem Manne, der ihren Körper nimmt und die Seelengemeinschaft verschmäht. Sie geht daran zu Grunde. Und daraus erwächst ihm die Offenbarung, die die Sterbende ihm in Märchentönen kund gegeben. In langen, mühsamem Ringen steigt der Mann empor. „Da stand er auf dem Gipfel des Berges und sah das Weib vor sich, das er niemals vergessen hatte. ‚Jetzt sind unsere Seelen eins‘, sagt das Weib und umfängt ihn und küßt ihn. Denn sein Tagewort ist getan. Und sie ruhen sich beide und blicken weit über den Wald des Lebens, über die Lande hinaus, bis zum Meere, auf dem die Schifferboote in den Hasen zurückerfahren. Denn das Tagewort ist getan. Da verhüllte eine Wolke Mann und Weib und ihre Sehnsucht war still.“

„**Blütengeheimnisse**“. Eine Blütenbiologie in Einzelbildern von Georg Worgitzky. Mit 25 Abbildungen im Text. Buchschmuck von J. V. Ciffarz. B. G. Teubner, Leipzig. (Preis geb. 3 Mark.) Die Blütenbiologie ist noch eine junge Wissenschaft. Insbesondere die Lebensbeziehungen zwischen Blumen und den sie aufsuchenden Insekten haben erst vor reichlich hundert Jahren ihren ersten Entdecker und Beschreiber in Christian Konrad Sprengel gefunden. Erst Darwin mußte aber auf den verkannten Entdecker wieder die Aufmerksamkeit lenken. Ein deutscher Forscher, Hermann Müller, hat dann die junge Wissenschaft wesentlich gefördert. Heute ist ihr das Interesse aller Gebildeten gewiß, und damit auch dem vorliegenden Buch, das den Versuch macht, „dem Fernerstehenden durch den Stachelzaun wissenschaftlicher Benennung und Anordnung hindurch den Zugang zu jener Zauberwelt der Blumen und ihrer leichtbeschwingten Gäste zu eröffnen.“ Die hier gegebenen 24 Einzelbilder aus der einheimischen Flora sind nach lebendem Material bearbeitet und wollen auch an lebendem Pflanzen nachuntersucht sein. Zu dieser interessanten Nachuntersuchung an der Hand des Büchleins können wir dringend raten.

„**Götter Kraft**“. Die Geschichte einer Jugend von Edward Stillebauer. II. Im Strom der Welt. Berlin, Verlag von Rich. Bong (Preis 4 Mark.) War der erste Teil des Buches ein mit groben Mitteln entworfenes, im derben Malaktstil auf Dugendgeschmack berechnetes Zeitbild, dem aber doch bei allen künstlerischen Mängeln zuweilen die Frische des Erlebnisses kulturhistorisches Interesse gab, so tritt in diesem Band der Mangel an künstlerischer Absicht sowohl als künstlerischem Können noch peinlicher hervor. Auch der Mangel an Innerlichkeit und Tiefe, der das sensationelle äußere Geschehen oft an die Stelle innerer Erlebnisse schiebt. Das Buch hat keine Spur von Stil, in keiner Hinsicht Trockene literarhistorische Berichte etwa über das deutsche Theater in den achtziger Jahren wechseln mit Sensationsstücken wie aus der Kriminalrubrik einer Tageszeitung — dazwischen die innere Entwicklung des Helden in langausgesponnenen Reflexionen: eine höchst unerfreuliche Mischung von Wahrheit und Dichtung, Geschichte und Erfindung, die um ihres Tatsachenmaterials willen vielleicht einmal den Wert eines Dokuments — unter Abzug der aus der Subjektivität des Verfassers hervorgehenden Färbung — haben wird, als Kunstwert aber nicht zählt.

„**Bücher der Weisheit und Schönheit**“, herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Verlag von Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart. Das Unternehmen geht von dem Gedanken aus, daß man dem Laien, den breiten Schichten des Volkes einen leichteren Weg auf die Höhen geistigen Genießens zeigen müsse, als den eines streng den historischen Erscheinungen folgenden Studiums, einen Weg, der gewissermaßen der Luftlinie folgt, statt mühsam über Schluchten und Geröll emporzuklimmen. Denn die großen Geisteswerke haben nicht nur einen historischen Wert, den der erkennt, der sich durch das Vorhergegangene mühsam zu ihnen hin arbeitet, sondern auch einen absoluten, den jeder verstehen kann und aus dem jeder schöpfen sollte. Man hat also versucht, Auszüge aus solchen Werken zu geben, die dies bleibend Wertvolle und Lebendige ausgedehnt von allem historischen Ballast darbieten. Die uns vorliegenden Bände, deren jeder hübsch ausgestattet, gebunden nur 2,50 M. kostet, tragen folgende Titel: Die Heilige Schrift, Kant, Abraham a Santa Clara, Bogumil Volk, Montesquieu, Maxim Gorki. Natürlich kommen bei dieser Behandlung Dichter, wie Bogumil Volk und Maxim Gorki, am besten weg, — sie bedürfen freilich auch der Popularisierung durch solche Auswahl am meisten. Auch Montesquieu und der Wiener Prediger präsentieren sich gut. Bei Kant ist die Aufgabe schwierig gewesen — doch ist sie, so weit das möglich war, gelöst. Ob eine Auswahl aus der Bibel sich einbürgern wird, bleibt abzuwarten. Im ganzen ist das Unternehmen — es sollen fortgesetzt in jedem Jahr 12 Bände erscheinen — sicher glücklich inszeniert und kann ein erfreuliches Stück Volkserziehungsbearbeit leisten.

„**Die Landjugend**“. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Söhren. Mit vielen Bildern. 9. Jahrgang, Berlin SW. 11. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 1905. Der deutsche Verein

für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege, der sich die Aufgabe gestellt hat, in der Landjugend Liebe und Anhänglichkeit an die ländliche Heimat und Verständnis für die Natur zu erwecken, hat seinen Bestrebungen in diesem Buch für Kinder einen glücklichen Ausdruck gegeben. Das Buch dürfte mit seinen hübschen Tiergeschichten und Erzählungen aus dem ländlichen Leben auch den Stadtkindern allerlei zu sagen haben.

„Der verlorene Sohn“. Roman von Th. H. Hall Caine. 2 Bände. Verlag von G. A. Ludwig Degener, Leipzig. (Preis brosch. 6 Mark.) Hall Caine gehört in Amerika zu den beliebtesten Erzählern. Seine Einbürgerung wird, wie der buchhändlerische Erfolg zeigt, auch auf dem alten Kontinent gelingen. Für die breiten Schichten des Volkes bedeutet das, gegen die Sensationslektüre gerechnet, gewiß einen Vorteil; Kreise, die etwa die Buddenbrooks oder Jörn Uhl mit ihren komplizierten psychologischen Voraussetzungen wirklich zu genießen vermögen, werden dabei nicht ihre Rechnung finden. Hall Caine versteht es auch in diesem Roman, eine überaus spannende Handlung zu schaffen, wobei er etwas unwahrscheinliche Voraussetzungen nicht scheut. Der Kampf zweier Brüder um die gleiche Frau und die sich daraus ergebenden romanhaften Verwicklungen spielen sich auf dem Boden Islands ab. Der „verlorene Sohn“, den Verbrechen und Scham dann ins Ausland treiben, kehrt dahin auch zuletzt zurück und findet unter Gletschern und Geysern den Tod. Die moralische Tendenz wird dann etwas sehr handgreiflich am Schluß des Buches publiziert.

„Deutscher Camera-Almanach 1905“. Ein Jahrbuch für Amateurphotographen. Unter Mit-

wirkung bewährter Praktiker herausgegeben von Fritz Loescher. Mit 131 Abbildungen und einer Gravüre. Verlag Gustav Schmidt, Berlin W. 10. (Preis 3,50 Mark, geb. 4 Mark.) Photographische Jahrbücher dieser Art sind in Amerika und England längst in großen Auflagen verbreitet, während es in Deutschland bisher an einem Almanach größeren Stils gefehlt hat. So wird der vorliegende fraglos von der deutschen Amateurtwelt freudig begrüßt werden, umso mehr, als er Vorzügliches bietet. In seinem illustrierten Teil gibt er einen Überblick über das photographische Schaffen der Gegenwart. Neben den zahlreich vertretenen Deutschen und Österreichern treten Franzosen, Belgier und Engländer in einzelnen hervorragenden Leistungen auf. Der Text bringt viel Informatives über die neuesten Fortschritte der photographischen Kunst; wir erwähnen nur: „Die Komposition in der Momentphotographie“ und: „Der Weg von der Aufnahme zum Bilde.“ Eine Besichtigungstabelle und ein Kalendarium sind dem Bande vorangebracht.

„Der hohe Schein“. Roman von Ludwig Ganghofer. Illustriert von Hugo Engl. Zwei Bände. Stuttgart, Adolf Bong & Co. (Preis 8 Mark.) Der Ganghofersche Roman muß als Volksbuch gefaßt werden, für das naive Empfinden berechnet, das vor allem Gesehnisse will, nach der ursprünglichen Volkethik geordnet, der das Gute belohnt und das Böse bestraft werden muß. Unter diesem Gesichtspunkt verläuft das Leben einer Anzahl mehr typisch als individuell gezeichneter Persönlichkeiten am Fuße des „Hohen Schein“. Das anmutig gezeichnete landschaftliche Hintergrundsabbild ist nicht übel durch die Englischen Illustrationen wiedergegeben.

## Kleine Mitteilungen.

In L. Schmigkes Verlag (R. Appellius) Berlin SW. 12 wird Mitte Februar ein kleines illustriertes Schillerbuch erscheinen unter dem Titel „Schiller und die Seinen“. Das Buch, das in erster Linie für die Schüler und Schülerinnen oberer Schulklassen bestimmt ist, wird drei Artikel enthalten: „Schiller im Familien- und Freundeskreis“ von Professor Dr. Wyckgram; „Schiller und seine Schwester Christophine“ von Helene Lange; „Schiller und Lotte“ von Dr. Gertrud Bäumer. Das kleine Buch wird, um ihm eine tunlichst weite Verbreitung zu sichern, zu sehr billigem Preis erscheinen.

Die Firma Singer hat auf der Weltausstellung von St. Louis mehr als 200 Maschinen für die verschiedensten Arten von Näharbeiten ausgestellt. Von Gunmi- und Leder-Treibriemen bis auf Handschuhe und die rühmlich bekannten Stidereien war für jede

Eine junge Dame Ende der 20er, die soziale Interessen hat und sich schon mehrfach in der Art betätigt hat, der englischen Sprache mächtig sucht eine Stellung bei einer Dame als Sekretärin und Wirtschafterin, um dieser in ihren sozialen Bestrebungen zur Seite zu stehen, gegen freie Station oder Gehalt nach Abereinommen. Referenzen zur Verfügung. Offerten unter J. 1336 an Wtlh. Scheller, Annoncen-Expedition in Bremen.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

## Robert Owen.

Sein Leben und seine Bedeutung für die Gegenwart.

Mit einem Bildniss Robert Owens.

Von

Helene Simon.

Preis: brosch. 7 Mark, geb. 8 Mark.

Erfahrene Erzieherin (England.) sucht Stelle in einer Familie. Besitzt ausgez. Zeugnisse f. Englisch, Latein, Französ., Klavier (keine Vorspielerrin), Handarbeit. R. Marshall, 25 St. Giles, Oxford.

## Lehrinstitut

für

## Reformkleiderei.

Gründl. Ausbildung im Musterzeichnen, Zuschneid., prakt. Arbeit.

## Schnittmusterverkauf.

Anfertigung

einfach. u. eleg. Kostüme, spez. n. außerhalb.

## Üben & Osner.

Berlin W., Genthinerstr. 9, Gartenh. III.

## Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Ballhofstr. 17, 1, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere oder längere Zeit einen angenehmen Aufenthalt in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 75 Mk. an. Pensionanten v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen v. Herrn Pastor Schmidt, SW., Yorstr. 66 I und Herrn Pastor Pleiss, SW., Teltower Str. 21 III. Fr. Selma Spranger, Vorsteherin.

# Schering's Malzertrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Konvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc.

**Malz-Extrakt mit Eisen** gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Untarmut (Mischsucht) etc. verordnet werden. *Bl. W. 1 u. 2.*

**Malz-Extrakt mit Kalk** wird mit großem Erfolge gegen Nschittis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. *Bl. W. 1.-.*

**Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 10.**  
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.





Nährarbeit ein maschinelles Herstellungsverfahren ermöglicht. Die Prüfung zwecks Prämiiierung wurde durch das internationale Preisgericht von 14 Gruppen-Abteilungen in vier der großen Ausstellungs-Departements bewerkstelligt. Das Resultat bestand in der Verleihung von „Sieben Grands Prix“ und „Sieben goldenen Medaillen“, wobei zu bemerken ist, daß die Berichte von mehreren Preisrichter-Gruppen noch ausstehen.

**Auszug aus dem  
Stellenvermittlungszettel  
des Allgemeinen deutschen  
Lehrerinnenvereins.**

Zentralleitung:  
Hr. J. Rodenader,  
Berlin W. 35, Genthinerstr. 16,  
Gartenhaus I.

1. Für eine städtische höhere Mädchenschule in Hannover wird zum 1. April 1906 eine technische Lehrerin für die Fächer Zeichnen, Handarbeit, Turnen gesucht. 28 Stunden wöchentlich. Gehalt 800 Mark, steigend bis 1700 Mark und 800 Mark Mietsentschädigung.
2. Eine Rittergutsbesitzer-Familie in Schlesien sucht zu sofort eine musikalische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin zum Unterricht für 6 Kinder in 4 Abteilungen. F. A. C. Z. Gehalt 900—1400 Mark.
3. Für eine höhere Privat-Mädchenschule, verbunden mit Seminar, wird zum 1. April 1906 eine wissenschaftlich geprüfte, eventuell auch Oberlehrerin, gesucht für die Oberstufe und Seminar. Englisch und Französisch, im Ausland vervollkommen, Bedingung. Gehalt nach Vereinbarung.
4. Für eine höhere Privatschule in Norddeutschland wird zum 1. April 1906 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht für den Unterricht auf der Oberstufe. Befähigung zum Zeichenunterricht auf der Mittelstufe erwünscht. Französisch, im Ausland vervollkommen, Bedingung. Norddeutsche bevorzugt. Gehalt 1200 Mark.
5. Für eine höhere Privat-Mädchenschule in der Nähe Berlins wird zum 1. April 1906 eine technische Lehrerin für Zeichnen, Handarbeit und Turnen gesucht. Gehalt 1100 Mark. Mietsentschädigung 288 1/3 Mark.
6. Eine adlige Familie in Baden sucht zu sofort eventuell erst zum 1. April 1906 eine musikalische Erzieherin

## Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit fünf englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England.  Prospekte durch den Vorstand, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis einschließlich aller honorare und Vorträge 24 Mark wöchentlich in geteiltem, 30 Mark in Privatzimmer.   

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

## Comenius-Seminar

Bonn a. Rh. G. m. b. H.

Lehrerinnen-Bildungsanstalt mit Internat,  
Übungsschule und Kindergarten.

**Dreijähriger Kursus** zur Vorbereitung auf die Lehrinnenprüfung für mittlere und höhere Mädchenschulen nach staatlich genehmigtem Reformlehrplan.

**Zweijähriger Kursus** zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen.

Beginn der nächsten Kurse: Ostern 1905.

Prospekte und nähere Auskunft durch die Vorsteherin

Fräulein Helene L. Klostermann, Riessstr. 1.

## Höhere Handelsschule für Mädchen

(Cölner Verein weiblicher Angestellter),  
Cöln am Rhein.

**Aufnahmebedingung:** Die abgeschlossene Bildung der 10klassigen höheren Töcherschule. Aufnahmeprüfung.

**Zweck der Anstalt:** Gründliche theoret.-prakt. Ausbildung für angehende, gutbesoldete kaufm. Stellen, sowie wirtschaftliche und soziale Selbständigkeit.

**Lehrjahrgang zweijährig:** a) **Cämtliche** theoret. und praktische Kaufm. Fächer einschl. Wirtschaftsk- und Betriebslehre, Gelds., Kredit, Bankwesen, Handelsgeographie usw., b) **Sprachen**, c) **Allgemeine Fächer:** Aufsatz, deutsche, franz., engl. Stenographie, Kalligraphie, Maschinenschriften usw. — Ausw. Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt.

Auskunft, Prospekt und Jahresbericht durch Direktor R i c h t e r, Klapperhof 28. Sprechstunden: 12—1 Uhr, außer Mittwochs.

Der Direktor.

Das Kuratorium.

**Dr. Ritschers Wasserheilanstalt, Lauterberg (Karz).**  
Sanat. für Nerven-, Frauen-, chr. innere Krankheiten, Erholungsbefürftige, erweitert und neu eingerichtet. S.-R. Dr. Otto Beitmar.

im Alter von 26—35 Jahren, welche die Sprachen im Ausland vervollkommen und Interesse für Sport (Tan., Tennis usw.) hat. 30 Stunden wöchentlich. Pflcht besändig. Gehalt 1200 bis 1500 Mark bei freier Station.

7. Für eine höhere Privatschule in der Wart wird zum 1. April 1906 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. 30 Stunden wöchentlich. Gehalt 1000 Mark bei freier möblierter Wohnung und Feuerung.

8. Eine Familie in Sachsen sucht zum 1. April 1905 eine musikalische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin zum Unterricht für 3 Mädchen von 12 Jahren in allen Fächern, auch Englisch, Französisch und Handarbeit. F. A. E. Gehalt 700—800 Mark.

9. Für eine Privatschule in Oberschlesien wird zum 1. April 1905 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht zum Unterricht in allen Fächern. Gehalt 1050—1230 Mark, Zulage nach 2 Jahren.

10. Für eine höhere Privatschule in Mitteldeutschland wird zum 1. April 1905 eine Oberlehrerin für die Fächer Geschichte und Deutsch gesucht. Stundenzahl und Gehalt nach Vereinbarung.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Werbungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 36, Genthinerstr. 16, Gartenhaus I. Sprechstunden: Wochentags 11—3, Sonnabends 11—1 Uhr.

**Töchterpensionat Chale a. Harz.**

Wissenschaftliche Fortbildung, Gauspalt, Musik etc. Prospekte.

Frau Professor Lohmann.

**Nationalstenographie.**

Selbstunterricht in 3 Bänden St. bis 100 Tausend. Kl. Lehrg. für 10 Pf.-Marke. Probestreif gratis. Verlag für Nationalstenographie, Liegnitz.



**Singer Nähmaschinen**

Einfache Handhabung!  
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** Weltausstellung St. Louis 1904.

Unvergleichlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

**Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.**

Filialen an allen grösseren Plätzen.

**Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.**

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl.  
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.  
Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“.

**Sprach- u. Handelsinstitut für Damen**

von Frau **Elise Brewitz,**

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin.

vierteljährs-, Halbjährs- und Jahreskurse. • Musterkонтor.

Pflb. Medaillen. • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • Pension im Hause.

**Zeitungs-Nachrichten**

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementpreisen sofort nach Erscheinen

**Adolf Schustermann,** Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen !  
! : : : : : und Zeitschriften der Welt : : : : : !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

**Bezugsbedingungen.**

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstrasse 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstrasse 34—35 zu adressieren.

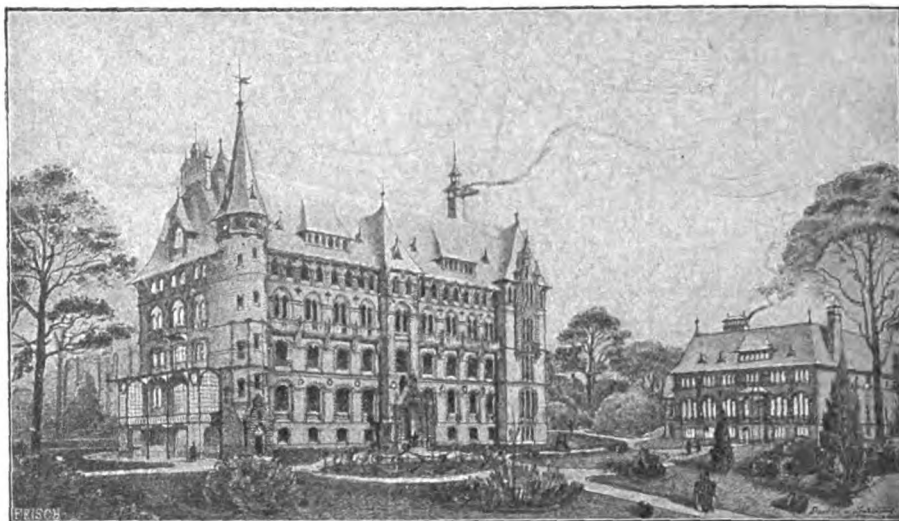
**Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.**



# Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Besichtigung  
der Anstalten  
jeden Dienstag  
für Haus I  
von 10—12 Uhr;  
für Haus II  
von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

**Pestalozzi-Fröbelhaus.**

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

— — —  
**Haus I. gegründet 1870:**

**Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.**  
**Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.**  
Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

**Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.**

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect.

*Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.*

**Haus II.**  
gegründet 1885:  
**Seminar-Koch-  
und  
Haushaltungsschule:**  
**Hedwig Heyl:**  
Curse  
für Koch-  
u. Haushaltungs-  
Lehrerinnen.  
**Pensionat.**



**Curse**  
in  
allen Zweigen der  
Küche u. Haushaltung  
für  
**Töchter  
höherer Stände,  
für  
Bürgertöchter.**  
**Kochcurse  
für Schulkinder.**  
Ausbildung  
zur Stütze der Haushalte  
und Dienstmädchen.  
Auskunft über Haus II  
erteilt Fri. D. Martin.

Im XVI. Jahrgange erscheint: \* \* **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** \* \*  
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals  
und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland  
2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: *Helene Lange*, Berlin. — Verlag: *W. Moeser Buchhandlung*, Berlin S. — Druck: *W. Moeser Buchdruckerei*, Berlin 4

12. Jahrg. Heft 6

März 1905

# DIE FRAU

Herausgegeben  
von  
Helene Lange.

Verlag:  
W. Hofser Buchhandlung.  
Berlin S.

## Was bedeutet in der deutschen Frauenbewegung „jüngere“ und „ältere“ Richtung?

von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

**E**s liegt in der Natur jeder großen und lebendigen Bewegung, daß ihre Ideale sich im Laufe der Zeit verändern. Solchen Wandlungen können verschiedene Ursachen zu grunde liegen. Man lernt seine Ziele immer klarer erkennen und ins Auge fassen, wird sich der Richtung jenes Willens, der zuerst fast instinkartig Geltung verlangte, immer deutlicher bewußt, lernt die Mittel, die zum Ziel führen, immer richtiger erkennen und abschätzen. Oder auch die Verhältnisse selbst ändern sich; was vom Gesichtspunkte bestimmter Prinzipien aus zuerst praktisch richtig und notwendig erschien, kann durch den Wandel der Verhältnisse, gerade von demselben Prinzip aus beurteilt, zum Unrecht werden. Das Wort, daß Wohltat Plage wird, hat sich schon oft genug bewahrheitet.

Von einer älteren und einer jüngeren Richtung spricht man auch in der Frauenbewegung, und speziell in der deutschen Frauenbewegung hat man diese beiden harmlosen, an sich nur Entwicklungsstufen bezeichnenden Begriffe zu Parteiworten im eigentlichen Sinne geprägt. Ob man freilich mit diesen Parteibezeichnungen und dem Inhalt, den man ihnen gegeben hat, wirklich den Gegensatz von alt und jung in der Frauenbewegung richtig getroffen hat, das scheint zweifelhaft. Eine nähere Untersuchung der Frage: was bedeutet ältere und jüngere Richtung in der deutschen Frauenbewegung? ergibt vielmehr, daß die eigentliche Fortbildung der feministischen

Gedanken, das tatsächlich Moderne in ihr durchaus nicht zusammenfällt mit dem Programm der sogenannten „jüngeren Richtung“, ja daß gerade bei ihr sich vielfach die Merkmale einer überwundenen Entwicklungsphase erhalten haben. Um das zu erkennen, vergegenwärtigen wir uns die Entwicklungslinie, an der die Geschichte der Frauenbewegung entlang führt.

Die Frauenbewegung hat in Deutschland wie in den meisten anderen Kulturländern den Schauplatz unserer sozialen Kämpfe im Gefolge jener individualistischen Theorien von den Menschenrechten beschritten, die von der Philosophie des 18. Jahrhunderts aufgestellt worden waren. Man schuf sich einen abstrakten Begriff vom Menschen, leitete daraus bestimmte sittliche Ansprüche ab und verlangte, daß diese Ansprüche, deren Befriedigung den Inbegriff der Menschenwürde ausmachte, jedem menschlichen Wesen, jedem Träger der göttlichen Vernunft gesichert würden. Von diesem Gesichtspunkte aus legte man an die gesellschaftliche Ordnung Kritik; alle Menschen sind als Träger jenes göttlichen Funkens gleich, zu bestimmten Grundrechten kraft ihrer sittlichen Würde berechtigt. Mit unausweichlicher Logik ergab sich dann, daß auch die Frau unter diesen Begriff Mensch falle, daß auch sie folglich das Banner der Menschenrechte erheben könne, ja zu erheben verpflichtet sei. Eine ganz selbstverständliche und unanfechtbare Konsequenz in der Tat, wenn man das abstrakt Sittliche als den einzigen Faktor für die Organisation der menschlichen Gesellschaft betrachtete, und wenn man nicht, wie der englische Empiriker Burke, der Ansicht war, daß die staatliche Ordnung nicht nur mit der menschlichen Vernunft zu rechnen habe, sondern mit der menschlichen Natur, in der die Vernunft nur ein kleiner Teil sei.

Aus diesen Theorien haben die Programme des Feminismus lange Zeit hindurch ihre einzelnen Forderungen abgeleitet; es handelt sich um weiter nichts, als darum, für die Frau jene sittliche Forderung der freien Persönlichkeit innerhalb der sozialen Ordnung in vollem, unverkürztem Maße zu verwirklichen, ganz abgesehen davon, ob der einzelnen Frau durch die Erfüllung dieser Forderungen tatsächlich und im eigentlichen Sinne genügt würde, ob die Sphäre ihrer Wirksamkeit dadurch erweitert, ob ihre Kräfte dadurch gehoben und veredelt und an die Stellen geleitet würden, von denen aus sie der Kultur am meisten zu gute kommen. Das alles sind Rücksichten, die nach dem Glauben dieses absoluten Idealismus entweder neben dem Besitz jener höchsten Menschen-güter der Freiheit und Gleichheit nichts bedeuten oder aber durch den Gewinn dieser ideellen Güter ganz von selbst mit erworben werden.

Als nun um die Mitte des 19. Jahrhunderts das Geschick der Frauen unter das Zeichen der wirtschaftlichen Frauenfrage trat, da maß man diese Verhältnisse, die zunächst den Frauen der bürgerlichen Kreise bewußt wurden, an dem Maßstabe jenes humanen Individualismus, jener Menschenrechte, den die geistige Kultur der Zeit darbot. Die Frauen der bürgerlichen Schichten sahen sich durch die wirtschaftlichen Zustände immer mehr in der ihnen gehörenden Sphäre eingengt, sahen, daß aus den Leistungen in Haus und Familie nicht mehr für alle der Inhalt eines Menschenlebens und nicht mehr das volle materielle Äquivalent dafür gedeckt werden konnte. Die Frauen suchten die Abhilfe auf dem Wege, den ihre Weltanschauung ihnen zeigte; sie sahen in der materiellen Not, in die sie gerieten, nur einen Beweis dafür, daß man ohne den Besitz der Menschenrechte sozial nicht bestehen könne, und sie versuchten die Anschauung durchzusetzen, daß die Frau auch außerhalb der Familie ein volles, unbeschränktes Recht auf Arbeit besitzen, daß sie weiterhin, um in ihrer wirtschaftlichen

Existenz sowohl als ihrer sozialen Geltung gesichert zu sein, auch das Recht der Mitbestimmung in der staatlichen Gemeinschaft ausüben müsse. Soziale Abhängigkeit war durch die Staatstheorien der Zeit als etwas mit dem sittlichen Selbstbewußtsein schlechtthin Unvereinbares gebrandmarkt. Bei den Frauen kam nun die wirtschaftliche Not dazu und zeigte ihnen die Folgen ihrer sozialen Abhängigkeit greifbar und praktisch, während man sie vorher nur auf ideellem Gebiete gesucht hatte. Die Forderung jener Zeit: gebt uns die Arena der Arbeit frei, war zugleich eine praktische, wirtschaftliche und eine sozial-ethische.

Die Frau hat alles, was sie braucht, wenn sie nur in allen Gebieten ihres Lebens die formale Rechtsgleichheit mit dem Manne besitzt: das ist das Programm der Frauenbewegung in seiner ersten und gewissermaßen primitivsten Formulierung. An diesen Gedanken hat nun nicht nur die tatsächliche Entwicklung Korrektur geübt; er ist auch vom Bewußtsein der Vertreterinnen der Frauenbewegung selbst weiter gebildet worden.

Zunächst haben die konkreten Verhältnisse Korrektur geübt. Man hat gesehen, daß es mit dem Recht auf Arbeit nicht allein getan sei. Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Tausende von Fabrikarbeiterinnen, die freilich ökonomisch selbständig waren, ob die tatsächlich einen erfreulichen Fortschritt innerhalb der sozialen Ordnung darstellten. Ob dieses Recht auf Arbeit, das die große Gebieterin Not ihnen geschenkt hatte, sie wirklich in stand setzte, sich menschlich freier zu bewegen, ob es ihnen eine größere Fülle von Möglichkeiten gewährleistete, den Bedürfnissen ihrer eigenen Natur zu folgen, ob es ihnen half, der Gesellschaft nützlicher zu werden, als sie es vorher waren, ob die abstrakte Freiheit, die sie in Beziehung auf die soziale Ordnung besaßen, tatsächlich Freiheit für die einzelne bedeutete. Und nun begann man zu lernen. Man begann darauf aufmerksam zu werden, daß diese Frauen ihrem Hause und ihren Kindern entzogen würden, daß sie Tausenden von gesundheitlichen Gefahren ausgesetzt, daß sie für die mannigfaltige, vielfach abwechselnde, persönlich lebendige Arbeit im Hause eine eintönige, mechanische, von aller Persönlichkeit und Innerlichkeit gänzlichst gelöste Fabrikarbeit eingetauscht hatten. Und man lernte zu fragen: ist nun für diese Schichten das Programm „gebt die Arena der Arbeit frei“ genügend, um ihrer Not zu helfen, und dient die Erfüllung dieses Programms dazu, die Kultur der Gesamtheit zu veredeln?

Und man lernte weiter. Hatte man früher die unabhängige Erwerbsarbeit der Frau innerhalb der volkswirtschaftlichen Produktion gewissermaßen als etwas ethisch Wünschenswerteres hingestellt eben um dieses ideellen Momentes, um der wirtschaftlichen Selbständigkeit willen, so lernte man nun fragen, wird es der Mehrzahl der Frauen möglich sein, Mutterschaft und Beruf zu vereinigen, und wenn das nicht möglich ist, wie weit sollen wir wünschen, daß die Frau als Berufsarbeiterin auf die Mutterschaft verzichtet? Einst erschien die Berufsarbeiterin als die Vertreterin des Fortschrittes; man mußte eben aus dem Dilemma einer bestimmten Zeit heraus verlangen, daß die Frau nicht ausschließlich innerhalb der Hauswirtschaft ihr Tätigkeitsfeld fand. In der begreiflichen Übertreibung, mit der solche eben erst aufgestellten Ideale vertreten zu werden pflegen, erhob man den Wert der wirtschaftlichen Selbständigkeit über alles andere. Nun lernt man unterscheiden. Man lernt die Arbeit der Frauen nicht nur unter dem Gesichtspunkt ihres sittlichen Wertes für sie selbst, nicht nur als Grundlage persönlicher Selbstbestimmung betrachten, sondern in bezug auf ihre Qualität und ihren

kulturellen Nutzen für die Gesamtheit. Und man lernt erkennen, daß die Bedeutung der Frauenleistung, das was sie der Gesamtheit an wirklichen Werten schenkt, in ihrer Eigenart, in dem liegt, was sie als Frau ist und gibt. Und nun biegt sich die ganze Theorie von der Gleichberechtigung um. War sie zuerst ein absolutes ethisches Dogma, so wird sie jetzt gewissermaßen ein Entwicklungsgesetz, d. h. verlangte man sie erst um ihrer selbst willen, abgesehen von ihrer konkreten Wirkung auf die Kultur, so gilt sie jetzt nur, weil und insofern als sie die Güter erzeugen hilft, welche die Frau der Gesamtkultur schenken kann.

Es ist möglich, ja sicher, daß der Frau, die anders ist als der Mann, auch in vieler Hinsicht eine andere Arbeits- und Lebenssphäre entspricht, nur muß man es ihr überlassen, diese Sphäre zu suchen. Schränkt sie sich dabei auf Haus und Familie ein, gut! so handelt sie unter Umständen damit mehr im Sinne der Frauenbewegung, als wenn sie in irgend einen männlichen Beruf geht. Denn es handelt sich eben darum, die Kräfte der Frau dahin zu leiten, wo sie sich am mannigfaltigsten und vollsten auswirken. Nicht um formale Gleichberechtigung als letztes Ziel, sondern um die gleich lebendige, gleich volle und reiche Wirkung aller weiblichen Werte auf die Kultur, um ein reicheres Einströmen spezifisch weiblicher Kräfte in die Gesamtanschauung der Welt. Es handelt sich nicht um die Verwirklichung irgend einer abstrakten Forderung, sondern um persönliche Lebenserfüllung und den Reichtum der Möglichkeiten dazu.

Damit nun erweitert sich das Gebiet der Aufgaben, die in den Rahmen der Frauenbewegung fallen. Ganz allgemein galt im Sinne der älteren Richtung nur das als ein Erfolg, was die öffentlichen Rechte der Frau erweiterte, man konnte damals die Reihe der Forderungen, die zu erstreben war, Punkt für Punkt aus dem Grundgedanken heraus entwickeln, man konnte den Fortschritt der Bewegung an der Erfüllung solcher Forderungen messen. Die Leistungen der Frauen galten im Sinne des älteren Feminismus nur insofern etwas, als sie die Verwirklichung dieser Rechte näher brachten oder als sie zum Beweismaterial für die Behauptung der intellektuellen Vollwertigkeit der Frau dienten. Der modernen Auffassung hat sich das Verhältnis von Leistungen und sozialen Rechten geradezu umgedreht. Es hieß ursprünglich, durch Leistungen beweisen, daß man auf Rechte Anspruch hatte; jetzt heißt es umgekehrt, Rechte nur insofern und in der Form, als tatsächlich dadurch Kräfte gelöst, Leistungen herbeigeführt werden. Das Ziel ist innerhalb der älteren Richtung die soziale Gleichberechtigung; das Ziel ist im modernen Bewußtsein eine volle Entfaltung der weiblichen Kultur, der diese Gleichberechtigung allerdings in vieler Hinsicht den Weg ebnet, die sie aber doch keineswegs allein schaffen kann. Jedenfalls hat irgend ein neues Recht für die Frauen nur dann überhaupt irgend welchen Wert, wenn es denen, die es besitzen, zu voller Auswirkung ihrer weiblichen Eigenart innerhalb der Gesamtkultur verhilft. Früher war die Sache unendlich viel einfacher. Man kämpfte für die Gleichberechtigung, die unter allen Umständen das summum bonum war. Jetzt heißt es nicht nur, die Forderungen abstrakt aufstellen und um ihrer absoluten ethischen Gültigkeit willen für sie eintreten, sondern es heißt, sie in Beziehung setzen zu der tatsächlichen konkreten Gestaltung der Verhältnisse, um bis in die letzten praktischen Einzelheiten hinein beurteilen zu können, ob diese abstrakte Gerechtigkeit nicht, wie z. B. in den Arbeiterinnenschutzgesetzen, praktisch und konkret eine Ungerechtigkeit werden kann, eine Hemmung der eigentlichen weiblichen Wirksamkeit oder ein Heraustreiben

aus der ihr gemäßen Bahn. Jetzt stellt jede weibliche Leistung, liege sie nun auf dem Gebiete der Kunst oder der sozialen Arbeit oder der Erziehung, liege sie in der einfachsten persönlichsten Beziehung einer Mutter zu ihren Kindern oder einer Frau zu ihrem Gatten, eine Verstärkung der Frauenbewegung dar, weil sie den Strom weiblichen Wesens innerhalb der Kultur anschwellen macht und zum Steigen bringt.

Die Möglichkeiten zu voller Lebenserfüllung fordert die moderne Auffassung der Frauenfrage für die Frau. Und weil diese Lebenserfüllung für die meisten Frauen von der Mutterschaft untrennbar ist, so muß ihr auch dafür Raum geschaffen werden. Hatte man früher den Frauen, die durch die wirtschaftlichen Verhältnisse nicht zu Ehe und Mutterschaft gelangen konnten, andere Ziele gezeigt und deren Gleichwertigkeit betont, so stellt man jetzt die Forderung weiter und sagt, die Gesellschaft hat daran zu arbeiten, daß die Frau wieder zu Ehe und Mutterschaft gelangen kann. Aus diesem Gedankengange heraus sind alle die neuen Theorien über Ehe und Mutterschaft entsprungen, die, so grenzenlos unreif sie sein, so durchaus sie die Richtung verfehlen mögen, immerhin Symptome einer Fortentwicklung des alten Gedankenbestandes darstellen. Aus diesen neuen Gesichtspunkten heraus hat überhaupt das Problem der Liebe und Ehe innerhalb der Frauenbewegung seine neuen Accente und seine größere Bedeutung bekommen. Im Sinne der älteren Richtung handelt es sich dabei ganz einfach um die Forderung der gleichen Moral für beide Geschlechter; innerhalb des modernen Empfindens und des modernen Gedankenganges handelt es sich um etwas unendlich viel Feineres und Tieferes. Man hat gesehen, daß das Liebesverlangen der Frau anders ist als das des Mannes, geistiger, abhängiger von individuellen, seelischen Werten, und man fragt nun: wer gibt dem menschlichen Liebesleben seine Gesetze, der Mann oder die Frau? Dem modernen Bewußtsein ist das das Empfindliche, daß im menschlichen Liebesleben die Ansprüche der Frau durch die des Mannes verzwangelt werden, empfindlich nicht um irgend welcher abstrakten sozialen Ideale willen, sondern weil die Frau in so unendlich vielen Fällen auf der Höhe ihrer Lebenserfüllung um das Edelste und Feinste ihres Glücksverlangens gebracht wird, weil diese Herrschaft des männlichen Willens über die Gestaltung von Liebe und Ehe für die Frau ein schmerzhaftes Vernichten stärkster und innerlichster Lebensinstinkte ist.

Und so erweitert sich dem modernen Empfinden die Frauenbewegung von einer rein politischen, einer Partei- oder Interessenbewegung zu einer Kulturbewegung im weitesten Sinne. Entscheidend für ihren Fortschritt ist nur der Zuwachs an tatsächlicher, persönlicher, lebendiger Kraft, und nur dann kann es ihr wichtig sein, ob die Gesetzparagraphen den Forderungen der Gleichheit und Gerechtigkeit genügen, wenn dadurch solche persönlichen Kräfte entfesselt, frei gemacht, zu reicherm Wirken geführt werden. Tausende und Millionen äußerlich um irgend eine theoretische Forderung zu sammeln, kann an sich nicht viel bedeuten; aber jede einzelne Leistung ist unerseßlicher und unbestreitbarer Gewinn.

Man erkennt leicht, welche Rolle innerhalb dieser neuen und weiteren Auffassung der eindrucksvollen äußeren Inszenierung der Frauenbewegung zufällt. Selbstverständlich sind diese Mittel äußerer Agitation, gemeinsamer Kundgebungen, direkter Pressionen auf Verwaltung und Gesetzgebung geboten. Ihr Wert mißt sich ab nach dem Erfolg, der unter jeweils herrschenden Verhältnissen von ihnen erwartet werden kann. Erfolg aber hier im tieferen Sinne gefaßt; nicht nur als Sensation und Effekt schlechthin,

sondern als ein Zuwachs an wirklicher Kraft und wirklichem Einfluß. In einer Zeit, in der die Massen, die Majoritäten eine so große Rolle spielen und an dem Zustandekommen der öffentlichen Meinung einen so großen Anteil haben, in einem Volkaleben, das im guten und im schlechten Sinn immer mehr demokratisch wird, in einer Zeit schließlich, die an Lärm gewöhnt ist wie noch nie eine, müssen wir diese Mittel anwenden. Weil die Frauenbewegung mit einem Teil ihrer Bestrebungen auf eine Umgestaltung der sozialen Ordnung angewiesen ist, hat sie einen politischen Machtkampf zu führen und die Mittel zu benutzen, die ihr da zum Siege helfen. Niemand, der die Ziele der Bewegung versteht, wird diese Notwendigkeit in Abrede stellen. Aber in der größeren oder geringeren Wertschätzung dieser Agitationsmittel liegt nicht der prinzipielle, tiefgehende Gegensatz, den man als ältere und jüngere Richtung bezeichnen dürfte. Ein solcher Unterschied in der Wahl der Agitationsmittel mag bestehen, die eigentlichen Tiefen der Probleme, um die es sich handelt, werden dadurch garnicht berührt.

\* \* \*

Und damit kommen wir zu der Frage: Wie deckt sich nun das, was man innerhalb der deutschen Frauenbewegung äußerlich als ältere und jüngere Richtung bezeichnet, mit den klargelegten beiden Entwicklungsphasen der Frauenbewegung? Den Namen „jüngere Richtung“ haben innerhalb der deutschen Frauenbewegung sich eine Gruppe von Frauen beigelegt, die in dem Verband fortschrittlicher Frauenvereine ihr Zentrum sehen. Was ist der Inhalt des Programms, um das man sich da schart? Sehen wir genauer zu, so wird es klar, daß diese jüngere Richtung eigentlich im Sinne der gekennzeichneten Entwicklung die ältere ist; denn sie repräsentiert die primitivere, naivere Formulierung des Feminismus, wie sie der ersten Periode der Frauenbewegung angehört. Mit dem einzigen Unterschied, daß sie diese Gedanken lauter und schärfer ausgesprochen und mit stärkeren Mitteln in politische Bewegung umgesetzt hat. Hier ein beliebiges Beispiel einer Formulierung, wie das Organ der „jüngeren Richtung“ die „Frauenbewegung“ fast in jeder Nummer eine versucht: „Die Radikalen stellen als Ausgangspunkt all ihrer Arbeiten das Recht der Frau auf, Bürgerin des Staates zu sein; von diesem Gesichtspunkt aus muß ihr Vorgehen, muß ihr Kampf, kurz alles, was sie an Mitteln und Wegen vorschlagen, betrachtet werden. Sie haben erkannt, daß nur dann ein Fortschritt in der Menschheit zu ermöglichen ist, wenn die Frauen zur Verantwortlichkeit im öffentlichen und Staatsleben herangezogen werden, wenn sie mitbestimmend auf die ausschlaggebende Macht in der Entwicklung des Staatslebens wirken können, auf die Gesetzgebung, wenn die Frau als gleichberechtigter Teil in allen Ressorts derselben und in den dazu vorhandenen Einrichtungen angesehen wird.“ Daß die Mitarbeit der Frau in Gesetzgebung und Verwaltung eine Bedingung der weiblicheren Kultur ist, die wir erstreben, gehört auch zur modernen Auffassung der Frauenbewegung. Aber ein abstraktes Recht der Frau als Ausgangspunkt wählen und die Verwirklichung dieses Rechts als eigentliches, letztes, einziges Ziel zu setzen, das ist eben die alte Formel des 18. Jahrhunderts.

Sehen wir von dem ab, was in der üblichen Unterscheidung von älterer und jüngerer Richtung nichts als Phrase ist, so stoßen wir immer auf solche oder ähnliche Thesen. Instrukтив sind auch die Sätze, auf die Dr Käthe Schirmacher in einem

reichlich oberflächlichen kleinen Buch über „die moderne Frauenbewegung“ den Inhalt der Frauenbewegung bringt, Forderungen, die in ihrer Formulierung zum ersten eiserne Bestand des emanzipatorischen Programms gehören und von der modernen Weiterbildung des Programms nichts ahnen lassen. Es ist eben die alte Melodie von den Menschenrechten, die da — mit etwas weniger Schwung und etwas mehr Geräusch — vorgetragen wird. Es ist der Geist des ältesten Liberalismus, der sich in jenen Kundgebungen noch einmal recht breit auf den Thron setzt, während „die Füße derer, die ihn hinaustragen sollen,“ schon vor der Tür sind.

Nun beruht dies Hantieren mit den alten Waffen ja nicht auf einer klaren Auseinandersetzung mit den neuen Gedankengängen und einer bewußten Wahl jenes Standpunktes, der in der historischen Entwicklung der Frauenbewegung der ältere ist. Es ist vielmehr oft nur eine flachere und naivere Auffassung der Aufgaben und Ziele des Feminismus, die hier zu Wort kommt, eine plattere Anwendung seiner Grundgedanken, eine undeutlichere und verschwommenere Vorstellung von sozialpolitischen Entwicklungsmöglichkeiten, ein geringerer Respekt vor den gegebenen Tatsachen — und eine gewisse Kaltblütigkeit gegen die Gefahr, sich zu blamieren. „Radikal“ sein, das heißt einfach, auf jeden gegebenen Fall nach dem Rezept *vivat justitia pereat mundus* das Gleichberechtigungsdogma anzuwenden. Da richteten zum Beispiel die Berliner Frauenvereine eine Petition an den Berliner Magistrat um Einführung der obligatorischen Fortbildungsschule für die weiblichen kaufmännischen Angestellten. Die radikalen Frauenvereine wünschten gemeinsamen Unterricht, weil sie prinzipiell der Koedukation huldigen und — *pereat mundus!* — auf ihrem Prinzip beharren müssen, denn wofür nennt man sich radikal? Die anderen Vereine schlossen sich diesem Petition nicht an, weil man anderorts die Erfahrung gemacht hat, daß es unmöglich ist, auf eine nicht koedukative Volksschule eine Fortbildungsschule mit gemeinsamem Unterricht zu bauen, und weil sie der Ansicht waren, daß die Fortbildungsschule nicht der geeignetste Ort sei, das Experiment des gemeinsamen Unterrichts der Geschlechter zu beginnen. Die „Frauenbewegung“ freilich kommentierte diese Stellungnahme mit folgender Bemerkung, „Wohl ertönte das Schlagwort, im Prinzip stimmen wir zu, aber‘ . . . das Prinzip in die Tat umzusetzen, dazu fehlte es an Mut. Wir erhielten also wieder einmal die Lehre, daß uns eine große Kluft auch in der Erziehungs- und Unterrichtsfrage trennt, — die Gemäßigten proklamieren wohl Prinzipien, die Radikalen wollen sie in die Tat umsetzen.“ — Wieso mehr Mut dazu gehört, in einem einzelnen Fall theoretisch für gemeinsamen Unterricht zu sein, — wenn man den Versuch nicht selbst zu machen hat, — als dagegen, ist nicht ersichtlich. Übrigens ist aus demselben Artikel der „Frauenbewegung“ ein anderer Passus für die Erkenntnis des Wortes „Die Radikalen“ lehrreich. Es heißt da am Schluß zusammenfassend:

„Was uns von den Gemäßigten in dieser so wesentlichen Frage trennt, ist also folgendes: die Radikalen stehen auf dem Standpunkt, daß die höhere Mädchenschule in ihrer jetzigen Gestalt eine überlebte Institution ist, Glückwörtchen an ihr auszuüben wäre vergeblich, völlige Umkehr der Erziehung der Mädchen und des Unterrichts daher geboten. Die Gemäßigten hoffen noch auf die Möglichkeit einer Reorganisation, wir nicht mehr.“ Das klingt ja ganz pathetisch, ist aber als Aktionsprogramm vollkommen ohne Sinn. Denn was heißt „völlige Umkehr“, bei der man an die Möglichkeit der „Reorganisation“ nicht glaubt? Man müßte denn einen Bastillensturm auf die Mädchenschulen inszenieren und die befreiten Gefangenen im Triumph in die Knabenschulen



hinübergeleiten. „Radikal fein“ heißt nach diesen Proben, es für vornehmer und fortschrittlicher halten, wenn man nur von den Zielen spricht, und nie von den Wegen, auf denen man sie erreicht.

Wie stellt sich aber diese sogenannte „jüngere Richtung“ zu dem, was wirklich jung und neu in der Frauenbewegung ist? In Nr. 14 des letzten Jahrgangs der „Frauenbewegung“ ist ein Leitartikel über das Buch von Ellen Key „Über Liebe und Ehe“. Ubrigens als litterarische Leistung eine Zumutung, die ich mir als Leser der „Frauenbewegung“ nicht gefallen lassen würde. Wie denn überhaupt das Deutsch der „jüngeren Richtung“, wenigstens soweit sie in den Leitartikeln der Frauenbewegung das Wort ergreift, zum Händeringen ist. Dieser Artikel hätte ja nun Gelegenheit gegeben, zu dem neuen Feminismus Stellung zu nehmen, obgleich ich damit durchaus nicht sagen will, daß Ellen Key diese moderne Auffassung in einer abschließenden, einwandfreien Form vertritt. Wie wird diese Gelegenheit benutzt? „Wir treffen hier mit der Verfasserin zusammen, da wir auf dem Standpunkt stehen, daß es ein Ewigweibliches gibt, daß aber einerseits dieses Ewigweibliche noch nicht zum Durchbruch gekommen ist, daß es andererseits unter diesem Begriff tausendfache Nuancen gibt und je mehr diese Nuancen in die Erscheinung treten, desto mehr dürften eigenartige Persönlichkeiten zur Entwicklung kommen“ — — ??? —. Dieser lichtvolle Satz versucht als einziger eine Stellungnahme zu den Prinzipien der Ellen Key auszudrücken, alles andere bezieht sich nur auf einzelne Punkte ihres Lebensprogramms — etwa die Ehescheidung — oder gibt eine auch nicht gerade sehr präzise und sachliche Kritik: „So hoch wir es anschlagen, daß Theorien aufgestellt werden, damit die Frauwelt sich zum abstrakten und objektiven Denken entschließt, um so mehr mußten wir oftmals bedauern, daß eine so begabte Schriftstellerin wie Ellen Key sich weder mit den Theorien noch mit den Prinzipien der Frauenbewegung ernst und gründlich beschäftigt hat. So ging Ellen Key von sehr falschen Voraussetzungen aus und kam infolgedessen zu unhaltbaren Schlüssen. Wir erinnern nur an ihr Werk Mißbrauchte Frauenkraft, in welcher reaktionäre, ja die reaktionärsten Ansichten über die Frauenbewegung enthalten sind und überdies noch die ungerechtesten Angriffe gegen die Frauenrechtlerinnen aufweist.“ (Das Deutsch dieses letzten Satzes ist nicht etwa auf Versehen des Setzers zurückzuführen.) Alles übrige ist ein ganz vages und verwaschenes Herumreden über die Probleme der Frauenbewegung im allgemeinen, und im besonderen über die Rückständigkeit, Kleinlichkeit und Unwissenheit aller ihrer Vertreterinnen, mit Ausnahme derer, die sich unter das mysteriöse „Wir“ dieser gediegenen Leitartikel summieren.

Und dabei komme ich auf eine Frage, die ich mir schon oft vorgelegt habe. Ist es wirklich im Sinne der Frauen, die sich zu jener „jüngeren Richtung“ zählen, daß der Gegensatz zwischen ihnen und den sogenannten „Gemäßigten“ durch eine kindische, bei dem geistigen Niveau dieser Artikel geradezu lächerlich wirkende Herabsetzung der anderen künstlich offen gehalten wird? Schon diese Inanspruchnahme der „sozialpolitischen Gesichtspunkte“ für die jüngere Richtung! Zu den „Gemäßigten“ gehören Frauen wie Alice Salomon, Dr Elisabeth Jaffe-Richthofen, die als erste Frau in den Vorstand der national-sozialen Partei in Baden gewählt ist, und viele andere auf sozialpolitischem Gebiet anerkannt tüchtige Arbeiterinnen. Angesichts dieser Tatsache ist eine Auseinandersetzung wie die folgende doch einfach lächerlich: „Die Alten glauben durch

gemeinnützige Arbeit mit einem Stich ins Sozialpolitische die Bewegung zum Ziele zu führen, die Radikalen erklären, nur vom sozialpolitischen und politischen Standpunkt aus die in der Bewegung liegenden Probleme zur Lösung bringen zu können. Es ist also ein scharfer Gegensatz vorhanden, und man tut besser, die Radikalen hinsichtlich ihrer Haltung kurzweg als die politischen Frauen zu bezeichnen.“

Und sind überhaupt diese Leitartikel im Sinne der urteilsfähigen und tüchtigen Arbeiterinnen, die sich zur jüngeren Richtung rechnen? Sehen sie die Unklarheit, die für unsere ganze Sache geradezu beschämende gespreizte Unfähigkeit dieser Kundgebungen nicht? Und wenn sie eine Spur von Urteil und eine Spur von wahren Interesse an der Frauensache haben, warum lassen sie Erörterungen dieser Qualität, die als ungezeichnete Leitartikel mehr als irgend welche sonstigen Beiträge in ihrem Organ als Kundgebungen der Partei wirken, in die Welt?

Denn diese Artikel sind geradezu ein Paradigma zu dem Wort: „Der große Moment findet ein kleines Geschlecht.“ Wir stehen in einem Zeitpunkt unserer Bewegung, da ihr eine Fülle neuer Probleme gestellt werden, da sie sich einer Welt von neuen Ansprüchen, einem Strom neuen Lebensverlangens gegenüber sieht. Sie braucht all ihre Kräfte, um dieses Neue dem Alten anzuschließen, um zu suchen, wie das sich stärker empfindende Frauentum in den modernen Frauen mit dem früher erwachten Bewußtsein ihres Menschentums in Einklang zu bringen ist, so daß eins das andere stützt und entfaltet. Es gibt Anzeichen genug dafür, wie großen Gefahren der geistig-sittliche Gehalt unserer Bewegung in diesem Ansturm neuer, und nicht immer reiner Lebensinstinkte ausgesetzt ist. Gerade diese Probleme können nicht nur von „den politischen Frauen“ gelöst werden, sie fordern auch andere Kräfte. Je mehr wir von der Fülle und Vielseitigkeit unserer Aufgaben durchdrungen sind, um so weniger können wir einen Weg als den alleinseligmachenden und allein „fortschrittlichen“ betrachten, um so mehr müßten wir die Mitarbeit aller für wertvoll halten, solcher, die ihr Geschmaç und ihre Begabung auf das Wirken in die Breite weist, solcher, die der inneren Verarbeitung unserer Probleme dienen, solcher, die unsere Ziele nur in ihrer persönlichen Lebenserfüllung verwirklichen — wer kann sie aufzählen! Und je stärker unter diesen allen das Gefühl der Gemeinsamkeit ihrer Ziele ist, das Gefühl, durcheinander gestützt zu werden, um so mehr wird auch tatsächlich die einheitliche Kraft dieser mannigfachen Leistungen sein.

Darum meine ich hätten gerade die „Jungen“ in der sogenannten jüngeren Richtung sowohl als die „Jungen“ in der älteren ein Interesse daran, daß die Kraft und das Augenmerk nicht von dem Großen auf das Kleine abgezogen wird, von dem wirklichen Werden in unserer Bewegung auf vorübergehende, im Kern unwesentliche Gegensätze, daß der schöne und reine Wille, an der Zukunft zu arbeiten, sich nicht ernüchtert und angewidert von einer im Kleinlichen erstickenden Gegenwart abwendet, daß wir nicht von gegenstandslos gewordenen Meinungsverschiedenheiten künstlich immer wieder die Asche fortblasen, sondern unsere Zukunft unter die Weisheit des Goethewortes stellen:

Dich stört nicht im Innern  
In lebendiger Zeit  
Unnützes Erinnern  
Und vergeblicher Streit.



## Zum sozialen Frieden.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

**R**ein menschliche Gefühle, Liebe und Freundschaft, sind zeitlos und unveränderlich; aber die Art, sie fruchtbar zu äußern, ist zu allen Zeiten verschieden.“ Wer die Mittel, die noch vor wenigen Jahrzehnten angebracht waren, um den Bedürftigen zu helfen, heut noch anwenden will, der darf sich nicht wundern, wenn seine Versuche erfolglos bleiben. Unsere Zeit weist den Besitzenden neue Wege; sie legt ihnen die Verpflichtung auf, zunächst Verständnis für die Bedürfnisse anderer Volksklassen zu suchen, ehe sie die Kluft überbrücken können, die arm und reich nur allzuweit von einander trennt.

Zu den sympathischsten Versuchen, die Besitzenden von dieser ihrer Pflicht zu überzeugen, eine Überbrückung von Klassengegensätzen herbeizuführen, gehört die Gründung des Hamburger Volksheims, das nach dreijährigem Bestehen in diesen Tagen ein eigenes Haus bezogen hat, und damit den Beweis erbringt, daß seine Bemühungen Interesse und Verständnis gefunden haben. Das Hamburger Volksheim ist die erste deutsche Einrichtung, die nach Art der Londoner Toynbee-Hall ein Zentrum geschaffen hat, das zur „Herstellung persönlicher Beziehungen und gegenseitigen Vertrauens Reich und Arm zusammenführen soll und dadurch den Gebildeten und Wohlhabenden Gelegenheit geben will, das Arbeiterleben und seine Bedürfnisse durch eigene Anschauung kennen zu lernen und zur Verbesserung beider beizutragen.“

Die Erfahrungen, die im Hamburger Volksheim in den ersten drei Jahren seines Bestehens gemacht worden sind, dürften für weitere Kreise von Interesse sein und manche Anregung zu sozialem Tun vermitteln. Der Grundgedanke bei der Einrichtung war „hinein ins Arbeiterviertel“. Es sollte eine Stätte geschaffen werden, wo Angehörige der besitzenden Stände mit den Arbeitern freundschaftlich verkehren können, damit beide Teile sich kennen und schätzen lernen. Nur gegenseitiges Vertrauen kann der Grundstein einer gesunden sozialen Entwicklung sein; und unsere ganzen sozialen und politischen Verhältnisse franken heut an dem Mangel solchen Vertrauens, weil es den Besitzenden wie den Nichtbesitzenden an einer Kenntnis der gegenseitigen Anschauungen und Bedürfnisse vollständig fehlt. Wohl finden sich auf dem Gebiet der Armenpflege die verschiedenen Bevölkerungsschichten gelegentlich zusammen, aber hierbei tritt der Besitzende als Gebender dem Bedürftigen gegenüber. Die Entwicklung von Vertrauen ist dabei erschwert, und der Besitzende erhält nur Kenntnis von Ausnahmehedingungen, nicht von den natürlichen Zuständen des Volkslebens. Darum sollte im Volksheim der Besitzende lediglich seine besser geschulte Intelligenz und seine Persönlichkeit zur Verfügung des Arbeiters stellen; er sollte sich bewußt sein, daß auch er vom Arbeiter zu lernen hat; und der Arbeiter sollte empfinden, daß man ihm in ehrlicher Absicht die Hand bietet, ohne ihn in politischer oder religiöser Beziehung beeinflussen zu wollen.

Die Veranstaltungen, die diesem Zweck dienen, und die fast alle von freiwilligen Mitarbeitern geleitet werden, sind Vortragsabende, Sonntagsunterhaltungen, Lehrlingsvereine, Klubs, eine Auskunftsstelle. Die Eindrücke, die auf diesen

einzelnen Gebieten von den Mitarbeitern gewonnen werden, sind wertvolle Erkenntnis-  
mittel für die Psychologie der Arbeiterklasse.<sup>1)</sup> Aber sie zeigen außerdem, wie unendlich  
schwer es für den Besizenden geworden ist, die Bedürfnisse der Arbeiterwelt zu ver-  
stehen, wie er erst vollständig umlernen, all seine Ansichten über die Arbeiterklasse  
ändern muß, ehe er helfen kann. Sehr hübsch ist gerade diese Schwierigkeit der  
sozialen Arbeit in dem letzten Bericht des Volksheim gekennzeichnet. Die Aufgaben  
der Mitarbeiter sind in Form eines Briefes an einen Kapitalisten zusammen-  
gefaßt, der eine Antwort auf den Vorwurf enthält, die Besizenden könnten sich nicht  
ungezwungen unter den Arbeitern bewegen, da sie von diesen ja doch nur als das  
Unrecht in persona betrachtet würden. „Hier zeigt sich,“ so schreibt der Herausgeber  
des Berichts, „wie sehr eine an sich begreifliche Empfindung irre führen kann. Und  
wo liegt Ihr Irrtum, besser gesagt: der Irrtum Ihres Standes? In der unglücklichen  
Gewöhnung, die Arbeiterschaft als eine in sich unterschiedslose Masse, erfüllt von einer  
gleichen feindlichen Stimmung, zu betrachten. So wird Ihnen die Klassenparole  
zum Ausdruck der Empfindungen des einzelnen Arbeiters. Dann freilich  
wären wir auf dem falschen Wege und dürften dem Reichen am allerwenigsten zumuten,  
uns zu helfen. Und weiter: wie erklärt sich dieser Irrtum überhaupt? Man soll die  
Gründe nicht weit suchen; es gibt nur einen einzigen und naheliegenden. Ich meine  
den Mangel an Anschauung über das tatsächliche Arbeiterleben. Sie glauben den  
Arbeiter sehr wohl zu kennen, und es wiegt gewiß viel, wenn Sie auf Ihren nun  
jahrzehntelangen beruflichen Verkehr mit hunderten von Arbeitern hinweisen. Zumal  
ich weiß, daß Sie sich nicht nur beruflich als Unternehmer, sondern auch als Mensch  
um deren Wohl und Wehe kümmerten. Und doch stammt der größte Teil Ihrer  
Resignation aus den Mißerfolgen gerade dieser Ihrer Herzensabsichten. Hier, lieber  
Freund, haben wir eigentlich die gegenwärtige Tragödie Ihres Standes! Es ist nicht  
so sehr der Interessentkonflikt als die Unmöglichkeit der persönlichen An-  
näherung zwischen Arbeitgeber und -nehmer innerhalb des Bereiches der  
großen Betriebe, innerhalb des beruflichen Verkehrs überhaupt. Das alte Werkstatt-  
verhältnis zu Großvaters Zeiten sorgte, daß die Fäden persönlicher Beziehungen zwischen  
Menschen verschiedenen Standes nicht abrissen. Heute, wo zwischen beiden Teilen  
Widerspruch besteht in der Auffassung ihrer Rolle und Bedeutung im Arbeitsprozeß,  
heute müssen wir die Fäden anderswo wiederum aufspinnen. Es ist vielleicht  
eine beklagenswerte Zeiterscheinung (aber eine, mit der wir unbedingt rechnen müssen),  
daß da, wo sich die Angehörigen verschiedener Stände beruflich begegnen, die rein  
persönliche Annäherung zwischen Hoch und Niedrig unfählich schwer, mühsam, ja  
beinahe unmöglich geworden ist. Wir stehen vor einer tiefgehenden Veränderung der  
Stimmungen und Empfindungen, der Anschauungsweise breiter Bevölkerungsschichten,  
einer Veränderung, die wir um des sozialen Friedens willen verstehen lernen müssen.  
Gerade Ihr beruflicher Verkehr mit Arbeitern hat — so paradox es klingen mag —  
verhindert, daß Sie je das Arbeiterleben aus der richtigen Perspektive sehen,  
denn es fehlte hier für die persönliche Annäherung die unter den veränderten Ver-  
hältnissen wichtigste Voraussetzung: das Gefühl gegenseitiger Unabhängigkeit, die  
Empfindung, menschlich sozusagen auf gleicher Höhe zu stehen.“ Dieses Gefühl kann sich  
nur entwickeln, wenn die Gebildeten sich davon überzeugen, daß sie selbst im Verkehr  
mit Arbeitern unendlich viel lernen und empfangen können.

Zu diesem Zweck nun haben sich die regelmäßigen Vorträge, die im Volksheim  
veranstaltet werden, als ein ausgezeichnetes Hilfsmittel erwiesen. Man hat davon  
abgesehen, regelmäßige Kurse einzurichten, sondern einmal wöchentlich das ganze Jahr  
hindurch Einzelvorträge aus den verschiedensten Gebieten des Wissens geboten. Im  
allgemeinen reichte die Aufnahmefähigkeit der Arbeiter nicht hin, um Kurse angebracht  
erscheinen zu lassen; auch steht die Unregelmäßigkeit der Beschäftigung, Über-  
stunden u. dgl. dabei im Wege. Vor allem aber konnten auf diese Weise nicht  
genügend Beziehungen zwischen den Rednern und Hörern geknüpft werden; eine zwang-

<sup>1)</sup> Vgl. die drei Jahresberichte des „Volksheim“.

lose Aussprache ließ sich nach Einzelvorträgen besser herbeiführen. Die Debatten waren aber auch für die Redner ein wertvolles Kontrollmittel, das ihnen oft bewies, wie wenig sie sich in der Auffassung, in der Stellung, die sie zum Stoff hatten, der Aufnahmefähigkeit des Publikums anzupassen wußten. Die Ansichten der Arbeiter, die in den Debatten zu Tage traten, entsprachen häufig absolut nicht dem Bild, das man sich in besitzenden Kreisen von der Gedankenwelt der Arbeiter zu machen pflegt. In vielen Dingen zeigte sich der Durchschnittsarbeiter geradezu reaktionär. „Unsere radikalen Frauenrechtlerinnen würden wohl entsetzt sein über die ‚Rückständigkeit‘ der Ansichten, die Mann und Frau in diesen Kreisen vom Familien- und Eheleben haben. Der Arbeiter schämt sich fast, wenn seine Frau miterwerben muß; er sieht in der Betätigung des Weibes außerhalb des heimischen Kreises kein Frauenrecht, sondern eine Frauennot. Er illustriert sich Babels Buch von der Frau mit idyllischen Bildern von Ludwig Richter.“ Den Erziehungsfragen gegenüber verläßt sich der Mann vollständig auf die Tüchtigkeit der Frau. Bei Vorträgen über „Elternhaus und Schule“ und über „Großstadtfinder“ beteiligten sich die weiblichen Zuhörer sehr lebhaft, während die Männer sich hilflos mit abgegriffenen Schlagworten durchsanden. Auch sonst wird in den Berichten hervorgehoben, daß Frauen und Mädchen häufig besonders vernünftig und sachlich in den Diskussionen gesprochen haben.

Sehr erfolgreich haben sich die Sonntagsonterhaltungen gestaltet, in denen man gleichfalls bemüht war, durch Heranziehung zahlreicher Helfer und Helferinnen ein persönliches Verhältnis zu den Arbeiterfamilien herzustellen. Man versuchte, wie das auch bei anderen Volksunterhaltungsbestrebungen jetzt häufig geschieht, die Werke nur eines Künstlers für das Programm eines Abends zu wählen. Um aber diese Veranstaltungen möglichst fruchtbringend zu gestalten, sind die Aufgaben des Leiters eines solchen Abends in einer eigenartigen Weise vertieft worden. Er soll Vermittler zwischen dem Kunstwerk und dem Publikum werden, sich nicht darauf beschränken, für das äußere Arrangement der Unterhaltung zu sorgen und höchstens noch einige einleitende Worte zu sagen, sondern er soll jeden einzelnen Teil des Programms erläutern, so daß der innere Zusammenhang hervortritt, daß das Verständnis für den Künstler und sein Werk vorbereitet und gefördert wird.

Eine in Deutschland noch viel zu wenig beachtete Arbeit, die Veranstaltung von Bilderausstellungen, ist vom Volksheim mit großem Erfolg, aber, wie aus dem Bericht hervorgeht, auch mit außerordentlichem Geschick ins Werk gesetzt worden. Es sind meist Reproduktionen, beispielsweise eine Kollektion des Hirschsches Verlages, ausgestellt worden; die Bilder sind dabei zum Selbstkostenpreis, der zwischen 40 Pf. und 1,50 Mark schwankte, verkauft worden und fanden einen außerordentlichen Absatz. Auch hier zeigte sich wieder, wie stark ausgeprägt Ansichten und Geschmack in der Arbeiterwelt sind. Gewöhnlich fand die Landschaft mehr Liebhaber als das Portrait; gar nicht geschätzt wurden humoristische Motive: „sie sind zum Lachen, aber nicht zum Hinhängen“, sagte ein Besucher. Ganz allgemein besteht eine unverkennbare Neigung für das Sentimentale. Für alles, was sich zu weit vom „richtigen Leben“ entfernte, war kein Verständnis vorhanden; Böcklins Fabelwelt fand beispielsweise direkt Ablehnung.

Anders als man erwartet hatte, gestaltete sich die Tätigkeit der Auskunftsstelle. Hier sollte den Arbeitern in allen Angelegenheiten des Lebens Auskunft und Rat erteilt werden, und man erwartete, daß sich hauptsächlich Anfragen über Unterstützungs- und Armenangelegenheiten einstellen würden. Jedoch sind diese Anfragen nur ganz vereinzelt vorgekommen, während Arbeiter-Versicherungsfragen, Fragen des bürgerlichen Rechts, des Strafrechts, Mietsfachen u. dgl. sehr häufig waren. Dabei ist charakteristisch, daß die meisten Besucher der Auskunftsstelle Frauen sind, trotzdem es sich im großen und ganzen bei den Auskünften um die Sorgen der Männer handelt. „Allerdings gibt es,“ so sagt der Bericht, „in puncto Sorgen im Arbeiterleben wenig Reservate für Frau und Mann oder Familienmitglieder. Die Frau jedoch faßt schneller, feiner und leichter die kommende Gefahr ins Auge; ihr fehlt der seltsame Gleichmut des Arbeiters, die Dinge auf sich zukommen zu lassen bis

zum letzten Ende; auch vertraut sie mehr auf ihre natürliche Beredsamkeit. Wenn Ehepaare bei uns eintreten, ist meist die Frau die Sprecherin und der Mann nur Zeuge. Wir gewinnen auch sonst den Eindruck, daß von der „Entrechtung des Weibes“ im Arbeiterleben nicht gesprochen werden kann. Sie hat alle wichtigen Verträge des täglichen Lebens zu schließen, und während der Arbeitszeit des Mannes tagsüber geht ihre „Schlüsselgewalt“ weit über die gesetzlich gedachten Grenzen hinaus. Wo gar die doppelte Last des Haushaltens und Miterwerbens auf ihre Schultern fällt, finden wir eine Art „Mutterrecht“, wie es Historiker und Juristen in der grauen Vorzeit immer noch vergebens suchen. Im Arbeiterleben hat das Pflichtengebiet der Frau unaufhörlich zugenommen. Ihr Sorgenkreis schließt außer der engen Wohnung, Treppe, Hof und Straße in sich. Nirgends ist Kindererziehung so sehr Reservatrecht der Frau als im Arbeiterleben, und wir werden von Vätern in Erziehungsfragen sehr selten um Rat gefragt. Geringer sind es die schönsten Erfahrungen aus unserer Praxis, wenn Mütter um ihrer Kinder willen unseren Rat suchen.“

Für die Richtung, die die moderne Wohlfahrtspflege einschlagen sollte, haben sich auch aus der Arbeit in der Auskunftsstelle bestimmte Erfahrungen festlegen lassen, die zwar nur für Hamburg angeführt werden, die aber von allgemeiner Gültigkeit sein dürften. Es hat sich gezeigt, daß in Hamburg viele Einrichtungen zur Fürsorge für alte Frauen getroffen sind; dem gegenüber aber steht ein Mangel an Mitteln zur Wiederherstellung junger und arbeitsfähiger Existenzen. Die Jugendfürsorgebestrebungen liegen noch ganz in den Anfängen; und viel junge und frische Volkskraft versickert in ungelernten Berufen, weil Einsichtslosigkeit oder Armut die Eltern veranlaßt, die Kinder in solche Berufe zu führen. Es ist denn auch vom Volksheim eine rege Tätigkeit entfaltet worden, um Jugendvereine (Sehrlingsvereine, Gehilfsvereine, einen Mädchenbund) zu gründen. Hier bietet sich Gelegenheit, durch Helfer das Charakteristische der Volksheimbewegung besonders zu betonen. Junge Leute und junge Mädchen von 14—17 Jahren werden von den Helfern und Helferinnen bei regelmäßigen Zusammenkünften zu Spiel, Unterhaltung und Sport angeregt, in geistiger und sittlicher Beziehung beeinflusst. Im Mädchenbund hatte man ursprünglich Mädchen jeden Alters gemeinsam versammelt, dann aber eine jüngere Gruppe von der älteren abgezweigt, um dem Wunsch der Älteren nach ernster geistiger Anregung, ebenso wie dem Verlangen der Jüngeren nach Spiel und Geselligkeit nachkommen zu können. Für die Älteren werden regelmäßige Vorträge über Geschichte und Literatur gehalten; an den Vereinsabenden für jüngere Mädchen werden Bewegungsspiele, Tanz, Brett- und Gesellschaftsspiele vorgezogen. Auch die Musik wird gepflegt, Vorträge werden gehalten, Anleitung in Handarbeiten erteilt. Die jungen Mädchen nehmen im allgemeinen regelmäßig an den Veranstaltungen teil; nur weisen die Helferinnen darauf hin, daß namentlich in den großen Konfektionsgeschäften, sowie bei Schneiderinnen und Putzmakerinnen eine Verkürzung der Arbeitszeit und eine Beschränkung der Überstundenarbeit schon aus gesundheitlichen Rücksichten dringend nötig wären.

Wenn man die gesamte Arbeit des Volksheims betrachtet, kann man wohl die Frage aufwerfen, ob nicht alle die Einrichtungen, wie sie vom Volksheim geschaffen worden sind, anderwärts — wohl isolierter — aber vielleicht in größerem Umfange, jedenfalls aber in ähnlicher Art schon seit langem vorhanden sind. Und so sind denn auch tatsächlich die Leiter des Volksheims sehr oft gefragt worden, worin denn die Eigenart oder der besondere Wert ihrer Veranstaltungen ruht, was denn eigentlich durch die Volksheimarbeit erreicht worden ist. Die Antwort darauf ist nicht schwer. Sicherlich hat das Volksheim durch die Schaffung eines Zentrums für soziale Arbeit, um das sich die Tätigkeit aller Helfer gruppiert, persönliche Beziehungen zwischen den verschiedenen Gesellschaftskreisen schaffen können, die bei anderen Bestrebungen zur Hebung des Volkswohls nur in viel geringerem Umfange herbeigeführt werden können. Nicht in den Konzerten, in den Vorträgen und Auskünften, die dort geboten werden, sondern in der persönlichen Art und Weise, wie diese Dinge geboten werden, darin liegt die Bedeutung der Arbeit; darin liegt die Möglichkeit, eine neue soziale Kultur zu schaffen. Es ist charakteristisch dafür, wie gering das Ver-

ständnis für den tiefsten Inhalt dieser Arbeit in weiten Kreisen noch ist, daß meist nur nach den Erfolgen des Volksheims bei der Arbeiterschaft gefragt wird, während die Mitarbeiter die Wertschätzung der imponderablen Wirkung in ihren eigenen Personen nicht minder betonen möchten. Gewiß können und sollen die verschiedenen Klassen nicht von einander assimiliert werden, aber jeder sollte den anderen an seinem Platz richtig werten und schätzen lernen, und dazu kann eine von so modernem Geist getragene soziale Arbeit nur beitragen.

Wir sind in Preußen-Deutschland gewohnt, soziale Not durch staatliche Einrichtungen und Gesetze zu bessern; und nur wer die Augen mutwillig verschließt, kann die großen materiellen Vorteile, kann die Aufwärtsentwicklung unterschätzen, die unser Volksleben durch die Tätigkeit des Staates gewonnen hat. Aber neben aller äußeren Kultur, die wir anstreben, sollten wir nicht vergessen, daß eine Nation außer materiellen Fortschritten auch ideelle Güter braucht, die nicht durch Gesetze, die nicht von oben gegeben werden können, sondern die allein durch den verständnisvollen Willen der einzelnen Menschen erhalten bleiben oder neu geschaffen werden können.



## Eine Biographie von Ellen Key.<sup>1)</sup>

Von

Marie Rastow.

Nachdruck verboten.

Während einer langen Reihe von Jahren ist Ellen Keys Name ein Gegenstand des Streits gewesen, nicht nur in der Presse, sondern auch im Familienkreise. Freunde haben sich entzweit um dieses Namens willen. Und weshalb? Deshalb, weil Ellen Key durch ihr unerschrockenes Hervortreten dazu beigetragen hat, den Standpunkt in so vielen Fragen klarzustellen. Die Diskussion über fast alle wichtigen Verhältnisse der Menschen untereinander ist angebahnt worden, weil sie sich bei irgend einer Gelegenheit darüber ausgesprochen hat, doch niemals nur gelegentlich, sondern immer erst nachdem ihre stillen Beobachtungen in ihr gereift und zur Klarheit gekommen waren. Sie hat nicht beitragen wollen zur Verlängerung der heimlichen Feindschaft zwischen den verschiedenen Lagern in der Gesellschaft, zwischen den streitenden Meinungen, zwischen den Repräsentanten des Alten und des Neuen. Wahrheit und Ehrlichkeit hat sie fördern wollen. Sie hat die Luft reinigen wollen von den schwülen Dämpfen der Heuchelei und des Scheins. Offenen Kampf hat sie hervorgerufen, und der Kampf ist so heftig, daß man sich nicht Zeit zum Überlegen nimmt, sondern zuhaut, oft in die Luft; und um den Streit über die von ihr ausgesprochenen Ansichten schnell zu Ende zu führen, haben sich ihre Gegner nicht gescheut, ihre Person anzutasten.“

<sup>1)</sup> „Ellen Key“. En Lifsbild af Louise-Nyström-Hamilton. Wahlström & Widstrands Förlag. Stockholm. Deutsche Ausgabe: Ellen Key. Ein Lebensbild. Verlag von E. Haberland. Leipzig-Neuditz.

So beginnt Louise Nyström-Hamilton<sup>1)</sup> die schwedische Ausgabe ihres kürzlich erschienenen Lebensbildes von Ellen Key. Es ist ihr „Gewissenssache“ den Verklümdungen entgegenzutreten, die vornehmlich in der schwedischen Heimat auf die geniale Schriftstellerin, die ihr seit fast dreißig Jahren bekannt ist, gehäuft worden sind. Nicht mit ihrer literarischen, sondern mit ihrer menschlichen Bedeutung will sich die Biographin beschäftigen, die weder Wortführerin einer Partei noch Anhängerin sans phrase aller von Ellen Key verfochtenen Ansichten ist. Sie erwähnt ausdrücklich die eigene konservativere Richtung und sagt, daß sie oft gebebt habe „bei einem so rücksichtslosen Freiheitsbegehren und bei der kühnen Sprache, die Ellen Key sich stellenweise gestattet habe, hingerissen von einem — wenn es sich um Ideen handle — glühenden Temperament.“ Und von dem letzten, vielumstrittenen Buch „Über Liebe und Ehe“ sagt Frau Nyström: „Es hat heftigere Stürme, als irgend eins ihrer früheren Werke geweckt, und seine Mängel sind auch für mich erkennbar, aber dieselben haben meine Auffassung des eigentlichen Lebensnervs in Ellen Keys schriftstellerischer Arbeit nicht verändert. Jeder, der den guten Willen dazu hat, muß einsehen, daß sie an ihrer idealen Anschauung des Verhältnisses zwischen Mann und Frau unerschütterlich festhält. . . Aber nach meiner Ansicht hat sie ihrem Buch dadurch geschadet, daß sie in demselben mit scheinbarem Verständnis einige widrige Anomalien erwähnt, die ihrem eigenen Idealismus fremd sind — dem ihrer Natur und dem ihrer Ansichten — und hier liegt die Gefahr. Denn wenn dieses Buch auf der einen Seite den Starken stärker machen kann, so kann es auf der andern Seite zweifelsohne den Schwachen schwächer machen.“ — Dies mag genügen, um zu zeigen, daß es sich nicht um kritiklose Bewunderung, sondern um objektive Darstellung in der geistvoll und fesselnd geschriebenen Biographie handelt, die von der Verfasserin bescheiden nur als eine Vorstudie für spätere eingehendere Schilderungen bezeichnet wird.

In Deutschland, wo „Das Jahrhundert des Kindes“ bereits seine achte Auflage erlebt hat, wird Frau Louise Nyströms Buch — es ist von mäßigem Umfang und mit einer Anzahl Bildern geziert — um so mehr auf Interesse rechnen können, als über Ellen Keys Lebensgang hier fast nichts bekannt ist. Ja, man hat sich das Charakterbild der ungewöhnlichen Frau aus ihren Schriften häufig falsch konstruiert. So wird es viele überraschen zu erfahren, daß diese mutige Verfechterin ihrer Ideen ursprünglich ein ungewöhnlich schüchternes Naturell hatte, dem der Schritt in die Öffentlichkeit große Überwindung gekostet hat, und daß sie sich zu Initiative und Tatkraft erst erziehen mußte, denn ihr innerstes Wesen strebte danach, „sich in seine eigene Welt der Natur, Bücher, Gefühle und Träume zu versenken.“ Ihr Jugendleben hatte diese Anlage genährt. Ellen Key wuchs auf dem Lande in der schönsten Gegend von Småland in Südschweden auf. In der Giebelstube, in der das junge Mädchen seinen Drang nach Wissen stillte, vernahm es das Rauschen der alten Bäume im elterlichen Park und dem anstoßenden Walde und das Plätschern der Wellen des Sees Maren, der das Gut Sundsholm teilweise umspült. Es war ein Ort zu romantischem Träumen, und auch alte Familiensagen, wie in Selma Lagerlöfs

<sup>1)</sup> Frau Louise Nyström, aus der freiherrlich Hamiltonschen Familie in Narike, die hier zum ersten Mal als selbständige Schriftstellerin auftritt, ist bereits eine ältere Dame und in Schweden als Mitarbeiterin an den sozialen Bestrebungen ihres Gatten, des Dr August Nyström, und als Übersetzerin positivistischer Werke bekannt.



Jugendheimat, gab es hier, von jenem Mac Key, der, aus einem Clan des schottischen Hochlands stammend, in Schweden eingewandert war, nachdem er im dreißigjährigen Kriege tapfer unter Gustav Adolf gekämpft hatte, und von manchem ungewöhnlichen Nachkommen. Es war ein streitbares Geschlecht — sein Wappen zeigt eine Faust, die einen Dolch umschließt — das hier auf skandinavischen Boden verpflanzt wurde, und dessen schottisch-keltisches Blut sich wieder und wieder mit dem der vornehmsten schwedischen Familien vermischte. Auch Ellen Keys Mutter war eine geborene Gräfin Poffe und Tochter eines der größten Magnaten des südlichen Schweden. Aber gegen aristokratische Vorurteile hat Ellen Key nicht anzukämpfen gehabt, ebensowenig gegen anderen häuslichen Zwang, wie einst Fredrika Bremer. Wenn sie für eine freie Entfaltung der Individualität streitet, so tritt sie nur für das ein, was ihr selbst zuteil geworden ist. Ihre Eltern waren „freisinnig in des Wortes schönster Bedeutung,“ wie die Biographie sagt. Der Vater viele Jahre lang ein angesehenener liberaler Abgeordneter in der zweiten Kammer, die Mutter voll gemeinnützigster sozialer Interessen. „Nie hörte ich von ihnen etwas anderes“ schreibt Ellen Key selbst, „als Achtung vor dem Menschenwert, der Freiheit, dem Fortschritt, der Arbeit.“ Beide Eltern regten die Tochter zur Verwertung ihrer reichen Gaben an, die sich ohne systematische Schulung bei häuslichem Unterricht frei entfalteten. Es ist fabelhaft, was das frühreife Mädchen, das sich mit knapp zehn Jahren schon mit Wonne in „Hermann und Dorothea“ und Runebergs Dichtungen vertiefte, alles las. Ihre Leidenschaft für die Bücher war so groß, daß sie später meinte, sie hätte ein „Verbrechen“ begehen können, um welche zu erlangen. Glücklicherweise war das in Sundsholm nicht nötig. Glücklicherweise aber führten das Landleben und die angeborene Liebe zur Natur die Heranwachsende auch viel ins Freie, und das Schwimmen, Rudern, Reiten und Herumwandern mit den jüngeren Geschwistern machten ihre Entwicklung erst zu einer harmonischen. Auf ihre Neigung zum Träumen und zur Einsamkeit ist schon hingewiesen worden, sie ist ihr treu geblieben im Leben und hat sie nicht zu einem Großstadtmenschen werden lassen. Mit welchen Dichteraugen sie in solchen Stunden die Natur betrachtet, davon zeugt, um nur ein Beispiel zu geben, die Schilderung der Hochsommernächte in Norrland in ihrem Essay „Schönheit“, die mir immer wie ein prachtvolles Gedicht in Prosa erschienen ist.

Von Ellen Keys frühen religiösen Zweifeln wissen wir schon aus dem „Jahrhundert des Kindes“. Während ihrer Konfirmationsvorbereitungszeit kämpfte sie sich doch, wie wir hier erfahren, zu einem christlichen Standpunkte durch. Aber ein furchtbares Erlebnis in ihrem siebzehnten Jahre — zwei junge weibliche Verwandte ertranken beim Baden vor ihren Augen und sie war nahe daran, das Schicksal derselben zu teilen — brachte eine große Umwälzung in ihr hervor und war der Anlaß zu ihrem nach jahrelangem Ringen vollendeten Bruch mit den christlichen Glaubensüberzeugungen. Die Biographin geht auf Ellen Keys jetzigen ethischen Standpunkt nicht näher ein. Sehr klar kann man ihn aus ihrer jüngsten kleinen Schrift „En österrisk diktare“<sup>1)</sup> entnehmen, wo sie einen Augenblick den Vorhang von dem eigenen Allerheiligsten hinwegzieht. Sie ist selbst eine der „neuen Seelen“, von denen sie dort sagt, „daß sie weder von der Religion noch von der Philosophie, weder von positiven noch verborgenen Wissenschaften Antwort auf die Rätsel des Daseins erwarten, sondern

<sup>1)</sup> „En österrisk diktare“ (R. M. Rist:) Ord och Bild. Stockholm 1904.

einzig von dem Lebendigen, von der fortschreitenden Entwicklung der Menschheit“. Die Frömmigkeit dieser Menschen ist „Lebensfrömmigkeit“, sie kennen keinen andern Erlösungsplan als durch das Leben, das „an und für sich Glück ist, trotz allem, auch wenn man für sein eigen Teil fast nur gelitten hat“. Gott vergleicht sie dem verborgenen Schatz im Acker, von dem das Evangelium erzählt. „Der Acker ist die Erde. Der Schatz ist der Gott, den wir aus dem Erdenleben emporheben.“

Doch ich kehre zu Ellen Keys äußerem Leben zurück, in dem in ihrem 30. Jahre eine große Veränderung vor sich ging. Von der traurigen Veranlassung derselben sagt sie in einigen autobiographischen Notizen, die Frau Nyström verwendet hat: „Zu jener Zeit trat die landwirtschaftliche Krise ein, und mein Vater war einer der ersten, die sie in unserer Gegend traf. Sein öffentliches Leben hatte sein ganzes Interesse und seine Mittel, weit mehr als sie gestatteten, in Anspruch genommen. Ich sah nun ein, daß die Zukunft mir nicht meine persönlichen Träume von einer Volkshochschule in der Heimat verwirklichen werde, sondern daß ich dort, wo ich meinen Unterhalt verdienen könne, arbeiten müsse.“ So trat die im Wohlstand Aufgewachsene unvermittelt in die Reihen der für ihre Existenz arbeitenden Frauen. Sie übernahm Neujahr 1880 eine Stelle als Lehrerin an einer höhern Mädchenschule in Stockholm. — Schwer entbehrte sie das glückliche Familienleben, das geistige Zusammenarbeiten mit dem Vater, dessen Sekretär sie gewesen und der sie schon früh zu eigenen schriftstellerischen Versuchen aufgemuntert hatte, die Reisen ins Ausland, die Fortführung ihrer stillen sozialen Anfänge, die in einer weiblichen Hochschule hatten gipfeln sollen. Aber nicht entbehrte sie, auch nicht in den ersten Jahren der Selbständigkeit, in denen sie sich schwer durchschlagen mußte, den Luxus des Lebens, ich meine jenen konventionellen Luxus, der mit echter Schönheit nichts zu tun hat. Auch nachdem sie ihn sich in späterer Zeit hätte gestatten können, fuhr sie fort im vierten Stock zu wohnen und dritter Klasse zu reisen, um gemeinnützige Zwecke fördern zu können.

Die Tätigkeit, zu der ihr Pflichtgefühl sie getrieben hatte, wurde Ellen Key bald zum beglückenden Lebensinhalt. Die Schule, an der sie, durch alle Klassen, lange Jahre gewirkt hat, war von der ihr nahestehenden, im schwedischen Schulwesen eine Rolle spielenden Anna Whitlock ins Leben gerufen worden und wird noch von ihr geleitet. Ellen Key hatte sich mit ihr wie mit Julia Kjellberg, der späteren Gattin des Sozialisten von Vollmar, bei Gelegenheit von Vortragskursen für Damen befreundet, die sie während mehrerer Winter, in denen die Familie Key den Vater zur Hauptstadt begleitete, besucht hatte. — Wenn auch nicht in herkömmlicher Weise vorgebildet, war Ellen Key doch nicht ganz Neuling im Unterrichten. Ihre kluge Mutter hatte ihr schon früh, als sie der Tochter Abneigung gegen weibliche Handarbeiten und häusliche Beschäftigung erkannte, den Unterricht einer jüngeren Schwester anvertraut und sie von jenen Dingen befreit. Ihre große Liebe zu Kindern, ihre angeborene Mütterlichkeit gewannen Ellen Key die Herzen ihrer Schülerinnen, und das Bedeutende und Hinreißende ihrer Persönlichkeit fesselte die Geister. Daß sie, wie eine frühere Schülerin erzählt, bei passender Gelegenheit „das gewöhnliche Schulprogramm überschritt“ und „mit Worten, flammend von Wärme und Innerlichkeit, von der Pflicht der werdenden Frau sich zu sammeln und zu konzentrieren für die hohe ihrer wartende Aufgabe“ sprach, überrascht uns von der Verfasserin des Jahrhunderts des Kindes nicht, ebensowenig, daß sie nicht für eine strenge Disziplin war und von aufgezwungenen Kenntnissen nicht viel hielt.

Den gleichen Erfolg, den sie in der Schule fand, erntete Ellen Key in den Vortragskursen über geschichtliche und literarische Stoffe, die sie bald neben jener übernahm. Ursprünglich nur für junge Mädchen bestimmt, wurden sie später von Damen aller Altersstufen und teilweise aus der höchsten Gesellschaft besucht.

Immer weiter zog die bedeutende Frau ihre Kreise. Im Herbst 1883 hielt sie ihre Antrittsvorlesung im Arbetareinstitutet, einer Art Volkshochschule, die Dr Nyström, der Gatte der Biographin, ins Leben gerufen hatte. Wovon Ellen Key seit ihrer Kindheit geträumt hatte, zur Bildung der arbeitenden Klassen beizutragen, hier wurde es Ereignis. In einem entlegenen Stadtteil Stockholms, wo in einer engen Gasse damals eine Filiale dieses Instituts war, sprach sie über schwedische Kulturgeschichte, nicht ohne Befangenheit, vor fünfzehn Zuhörern. Als sie nach zwanzig Jahren diese mit der ihr eigenen Beharrlichkeit durchgeführte Tätigkeit aufgab, wollte schon lange, lange das größte Auditorium, in dem fast 500 Menschen Platz haben, die Zahl ihrer Hörer nicht fassen. „Nicht Gelehrsamkeit und vielseitige Kenntnisse sind es gewesen“, sagte sie bei dem auf beiden Seiten sehr bewegten Abschied, „was ich gestrebt habe, euch zu geben, mein Ziel war ein anderes. Ich wollte euch für das Leben lehren, wollte euch lehren, reicher zu leben durch die Literatur und die Stimme des Lebens in der Dichtung zu verstehen“.

Noch eine staunenswerte Fülle einzelner öffentlicher Vorträge, deren Ertrag zu den verschiedensten guten Zwecken bestimmt war, hielt die Unermüdlige, eine immer tiefere Bedeutung für das Geistesleben des Nordens gewinnend. Sie behandelte die mannigfaltigsten Stoffe. Da spricht sie, um einige blind herauszugreifen, über „das kommunale Stimmrecht der Frau“ und über „das Kunstgewerbe zur Zeit der Renaissance,“ über „italienische Madonnen“ und über „die Frau und die körperliche Arbeit,“ über „Napoleon und Madame de Staël“ und über „Individualismus und Sozialismus,“ über Almqvist, Goethe, Ibsen. Sie behandelt Krapotkins Ideen und die der Vertha von Suttner, Ehegesetze und Erziehungsfragen, die viel besprochene „mißbrauchte Frauenkraft“ nicht zu vergessen. Fast sämtliche ihrer veröffentlichten Schriften sind aus Vorträgen herausgewachsen. Eine kritische Behandlung derselben liegt außerhalb des Rahmens der Biographie, und interessante Streiflichter, die auf sie fallen, zu berücksichtigen, würde mich hier zu weit führen. Nur das eine sei gesagt, daß der polemische Zug zuerst in Ellen Keys Vorträgen erschien, als eine reaktionäre Bewegung in Schweden sich veralteter Gesetzesparagrafen bediente, um die geistige Freiheit anzutasten. „Wie Reaktionen entstehen“ und „Über Rede- und Druckfreiheit“ waren die ersten Speere, die die nordische Walküre 1889 schleuderte.

Bald sprach Ellen Key in Frauenklubs oder Arbeitervereinen, bald in Akademie- oder Universitätskälten in den verschiedensten Städten Schwedens. In den neunziger Jahren mehrten sich die Aufforderungen von auswärts, und sie redete häufig in Dänemark, Norwegen und Finland, ja 1901 in Wien, denn sie ist des Deutschen mächtig. Gerade jetzt hat sie mehrere Male in Berlin gesprochen.

Aus dem einst so schüchternen jungen Mädchen ist eine berühmte, gefeierte Rednerin geworden, aber sie ist sich gleich geblieben in der Anspruchslosigkeit ihres Auftretens. Ihrer vornehmen Einfachheit, dem nach innen Gewandten ihres Wesens ist jede Art von Aplomb und gesuchter Rhetorik fremd. Trotz ihres nicht glänzenden Organs nennt Professor Levertin, der bekannte Literarhistoriker und Kritiker in Stockholm, sie „eine geborene Rednerin“. In dem, was er als das Liebenswerteste

und Charakteristische an ihr hervorhebt, in ihrem reinen, edlen Willen, ihrem Mut, der frischen und impulsiven Ehrlichkeit ihrer Persönlichkeit und der großen Wärme ihrer Natur, ruht wohl das Geheimnis ihrer starken, zündenden Wirkung auf ihre Hörer. Levertin verschweigt nicht, daß es nicht schwer sei, einem Menschen von ihrem Temperament und ihrer begeisterungsvollen Ausdrucksweise Widersprüche und Übertreibungen nachzuweisen, aber nie werde die kühle Kritik den Eindruck ihres lebenssprühenden, von der Natur mit einer solchen Fruchtbarkeit der Ideen, Stimmungen und Einfälle bedachten Wesens beeinträchtigen können. Auch bei uns zwingt die große Anregerin die Menschen in ihren Bann. Wohl wird die Theoretikerin in ihr immer Opponenten in Deutschland finden, aber der Menschenfreundin Ellen Key, die mit glühendem Erbarmen alles Unterdrückte und Schwache umfaßt, fliegen alle Herzen zu. So groß die Kluft zwischen ihr und Tolstoi ist, die beiden treffen sich, wie in dem Zorn über alle Ungerechtigkeit, so in dem großen Mitleid.

Welchen gehässigen Angriffen Ellen Key in Schweden ausgesetzt ist, wurde bereits erwähnt. Als zur literarischen und religiösen Linken gehörend, war sie dort manchen Kreisen längst verdächtig, daß nun aber eine Frau — und gar eine unverheiratete — sich mit Ehefragen und Ähnlichem in der Weise, wie die Schriftstellerin in ihren letzten Werken getan, beschäftigen könne aus rein menschlichem Interesse, ohne durch persönliche Erfahrungen und Erlebnisse dazu veranlaßt worden zu sein, das erschien vielen unwahrscheinlich, ja unglaublich. Trotzdem ihr arbeits- und aufopferungsvolles Leben — ich habe die praktische Seite ihrer sozialen Tätigkeit hier gar nicht berühren können — offen vor aller Welt liegt und es unbegreiflich scheint, wie man die herbe Reinheit, die aus ihren Schriften spricht, verkennen kann, so witterten ihre Gegner doch häßliche Dinge. Ja, aus der Tatsache, daß eine Ellen Key verehrende Schülerin sie in ihren Briefen „lilla mor“ (Mütterchen) genannt hatte, was von neugierigen Besucherinnen in den offen daliegenden Briefen gelesen und weiter erzählt worden war, wurden von jenen häßliche Schlüsse gezogen. Die Entrüstung ihrer Biographin ist begreiflich.

Fern liegt Ellen Key jeder Versuch einer Abwehr, fern jede Entmutigung, so empfindlich ihr die Verleumdungen sind. Nachdem die Arbeitslast und die Zahl der an sie gestellten Ansprüche in Stockholm eine auch für ihre Kraft zu große geworden war, lebt sie seit einigen Jahren in der Familie ihres verheirateten Bruders. Ihre Sehnsucht nach Ruhe zu weiteren schriftstellerischen Arbeiten findet dort auf dem Lande ihr Genüge.

Was Ellen Key von dem „neuen Menschen“ sagt: „Voll und warm erfährt er allen Reichtum des Lebens; groß und still beugt er sich unter die Notwendigkeit; frisch und freimütig wirkt er für die Zukunft;“ das könnte man als Unterschrift unter ihr Porträt setzen, wie es uns hier von Louise Nyström-Hamilton treu nach dem Leben gezeichnet worden ist. Seine Betrachtung wird Frauen aller Richtungen zur Freude gereichen.



# Divellierarbeit der Zeit.

Von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

I.  
 Dort, wo die Ostsee ihren breiten Fuß überall ins Land setzt, hier eine Insel abtrennt, Buchten und Bodden bildet, dort eine schmale Landzunge umarmt und sie, je nach Laune, als Halbinsel präsentiert oder mit kräftiger Überschwemmung zu Inselchen zerreißt; hauste noch in den dreißiger Jahren des verfloffenen Jahrhunderts ein Völkchen, in Tracht, Dialekt, Moral und Gerechtfame verschieden von den Bewohnern des Mutterlandes Rügen, ganz auf sich selbst gestellt. Kein Tourist verirrte sich damals und vielleicht zwanzig Jahre später noch dahin. Ein meilenbreiter Heidestreifen schob sich zwischen die beiden Kirchspiele, die mehrere Dörfer umfaßten, und die übrige Welt, und jenseits jenes braunen Streifens stockte der Fuß der Kultur.

„Die Poken!“ sagte man auf den umliegenden Halbinseln, auch wohl: „steinpöttig as'n Pok!“ und damit war die trostige Eigenart und Abgeschlossenheit der Bewohner des Landstriches, den die Ostsee von drei Seiten umspülte und lang und schmal in ihre feuchten Arme gezogen, gekennzeichnet und gerichtet. Auch die einzelnen Dörfer umplätscherten die See, und diese nicht immer harmlosen Binnengewässer besuhr man mit festgebauten kleinen Ruderbooten, wenn die Landwege unbequem waren oder Überschwemmungen den Verkehr von Dorf zu Dorf zu Fuß unmöglich machten.

Die Landestracht bestand bei den Männern in kurzer, weiter, grober, hebener Leintwandhose (Bür), aus der lange, betroddele Strümpfe hervorkamen, die in derben, ausgeschnittenen Lederstiefeln, Holzpantoffeln oder kniehohen Transtiefeln — je nach Bedarf — endeten. Ferner aus einer kurzen, schwarzen, wollenen Jacke mit großen Hornknöpfen, einer bunt-

gestreiften Weste und buntem Halstuch. Kopfbedeckung: Zupfmütze fürs Haus, Südwester (eine geölte, wasserdichte Lebertappe) für Wasserfahrten bei Sturm, niedriger Hut zum Kirchgang. Statt der weißen dann auch schwarze, leinene Bür.

Die Frauen trugen kurze, dunkle, wollene Röcke über einem mit Hebe ausgestopften Hüftenwulst, kurze, weitausgeschnittene Jacken, darunter Nieder mit blankem Brustlaß; den Hals umhüllt mit großem, grellfarbigem Tuch; auf dem Kopfe eine spitze, dickwattierte Mütze (Hüll), von der ein Bündel breiter, schwarzer Schleifen in den Nacken fiel und die das Gesicht fest einrahmte, auch vom Haar nur eine zierlich geklebte Locke mitten auf der Stirn freigab. Als Fußbekleidung Schuhe, Pantoffeln und hohe Stiefel wie die Männer.

Zum Kirchgang wurde die Jacke über dem Brustlaß geschlossen und der Strohhut (Kiepe mit breitem, schwarzem Band für jede Jahreszeit) vor dem Gottesdienste im Küsterhause abgelegt. Das Gesangbuch, mit weißem, hohlsaumverzieren Taschentuch umwickelt, in beiden Händen ehrfürchtig getragen. (Das Taschentuch war nur zu diesem Zweck bekannt, schneuzen tat man sich mit den Fingern.) Weder Mann noch Frau trug die Kirchenkleidung bei irgend einer anderen Gelegenheit.

Zum Abendmahl, das einmal im Jahre, gewöhnlich im Frühling, genommen wurde, zum Kirchgang nach Wochenbetten und zum Begräbnis des Mannes legten die Frauen ein kurzes, schwarzes, reich mit Seide durchsticktes Tuchmäntelchen um die Schultern und saßen quer neben der Bank auf einem niedrigen, vierbeinigen Schemel (Hülter).

Außer den Bändern und Tüchern, die man von Händlern einkaufte, die mit ihren Waren-

lasten im Frühjahr und Herbst auch bis auf diese Halbinsel vorbrangen, ward alles, was Mann, Frau und Kind trugen, aus eigenemachten Stoffen gefertigt. Die Wolle hierzu lieferte die eigene Schafherde; das Leinen ward gewonnen aus selbstgebaurem Flachs und Hans. In jedem Hause stand mindestens ein Spinnrad, und die Hausfrau durfte es nicht viel still stehen lassen, sollte nicht Kleidungs-mangel in der Familie eintreten. Ein Webstuhl fand sich nicht überall, dafür aber ein Weber (gleichzeitig Fischer) von Beruf, in jedem Dorfe.

Die Ortschaften Groß-Rediz, Tesson und Klein-Rediz gehörten zu demselben Kirchspiel. Sie lagen auf der äußersten Spitze der Halbinsel und waren jeder Kultur wohl am feindlichsten gesinnt. Das Kirchdorf Groß-Rediz war das größte, und Bauer Dummrats Gehöft lag mitten darin. Trat man unter dem tief überhängenden Strohdach des wind-schiefen Lehmhauses, der das Wohnhaus der Herrschaft, Dienerschaft, sämtlichen Geflügels und eines Teils des Viehs vorstellte, hervor, so übersah man einen unregelmäßigen Knüppel-damm, einen großen Düngerhaufen und eine lange Scheune ebenfalls mit Lehmwänden. Ackergeräte lagen umher, die Schweinskoben entsandten ihre sauren Düste, eine Entenschär plätscherte im Puhel, und ein ausdauernder Herbstregen fiffelte eben über alles hin. Wären Stimmungen bekannt gewesen, hätten trübe aufkommen müssen; aber dafür gab's hier keine Berechtigung. Doch ließen sie sich hinter jener wackligen, grauen Tür, die sich rechts vom Hauseingang auf der langen Dähl (Diele) zeigte, durchaus nicht ganz abweisen.

Aus der Bettstatt, dort hinten in der Ecke der niedrigen Stube, kamen in kurzen Zwischen-pausen tiefe Seufzer. Die prallgestopften Federkissen mit den bretharten, schweren Bezügen lasteten arg auf dem müden, kranken Leib der Bäuerin. Das Zwölfte hielt sie im Arm, ein knendliches (zartes), mageres Ding, und neun liefen umher, denn einige hatte der liebe Gott sich bald wieder geholt. Aber ein knappes Jahr lag nur zwischen den meisten Geburten.

Mubder Hoffstellern, die von Amtswegen allen Erdenbürgern auf der Halbinsel zum

Eintritt in das Dasein zu verhelfen hatte — vorausgesetzt, daß sie es „vorkommen“ konnte und nicht den ominösen Sack mit dem noch ominöseren Stuhl erst über die Lehmschwelle zerrte, wenn schon ein dünnes Stimmchen ihr aus dem Ehebetto entgegenwimmerte — hatte auch mißbilligend den Kopf geschüttelt: Gott, ja! — — bei Priesters war kein Ein, un bei Kösters wären's kum noch to tellen, und Gottes Wege waren wunderbar; aber diese hier lag oft am Fieber und hatte den kurzen Fuß.

Na, abgegangen war es ja soweit gut; und sie hatte ihr bißchen Verdienst dabei. Die Alte packte ihre Gerätschaften ein und schnürte zu. Dann griff sie zum Speck und Brot, sich für die lange Fahrt ins nächste Quartier und zu neuem, schwerem Tun zu stärken. Zwischen jedem Happen, der vom Daumen und Klappmesser seinen Weg zwischen die Zahnstumpfen ging, schimpfte sie den Bauern kräftig aus. Der hielt den zottigen Kopf gesenkt, ließ die haarigen Fäuste zwischen den Knien baumeln, stand endlich auf, rechte sich, gähnte ausgiebig und schlurte zur Tür hinaus.

Hoffstellern schickte sich an, ihm zu folgen. Sie strich mit der harten, warmen Hand — es war Oktober, so recht in der hildesten Kartoffelbubbelzeit — noch einmal über die glühende Wange der Wächnerin, schob die dicke Hüll ein wenig aus der heißen Stirn, ermahnte zum „Reinstillliegen“ und versprach wedder intolieren, wenn sie Dampfch un Kliesotisch in Tesson soweit in Ordnung habe. Dann schrie sie durchs Fenster über den Hof nach dem Fuhrwerk und humpelte ab.

Unter der grauen Kalkdecke burrtten einige guternährte Fliegen summend umeinander, vom Türpfosten her tönte bedächtiges Tick-tack aus einem grellbuntbemalten, von Fliegen fleißig punktierten Gehäuse und hinter dem großen, backsteinernen Ofen hervor ein gemütliches Schnurren. Mießing, die Schwarzweißgefleckte, säuberte Maul und Psoten energisch. Sie hatte zwar nichts mit Scheunen und Ställen zu tun, doch bot ihr Revier, das Stube, Dähl und Kammern umfaßte, Arbeit genug. Zuweilen hob sie laufend den glänzenden Kopf und ließ den grünen Blick mißtrauisch über

die Stube gehen. Das zarte, sanfte Schnuden des Neugeborenen aus dem großen Bette verwirrte sie. Sonst kein Laut in dem dumpfen Raum.

Der Bäuerin ward himmelangst. Die ungetwohnte Stille und die unabweisbare Notwendigkeit, hier still liegen zu müssen, peinigte sie. Draußen hing das Schwein am Haken. Daß sie sich so verrechnen konnte! — Eine zwei, drei Tage noch — und alles wäre in Tubben und Töpfen gewesen. Meriken, die Älteste, war zu jung, und die Außenbirn hatte zu viel mit dem Vieh zu tun, auch zu viel wild Wasser im Kopf. Von der Kinderbirn konnte man erst recht nichts verlangen. Die Flohmen würden sie zu dick schneiden und die Grämen verbrennen lassen. Und denn den ganzen Winter nichts aufs Brot . . . trocken stehende Rüh und sechzehn Mann am Tisch. — Na, ganz so viel nicht wegen der Gähren. „O jeh, o jeh! — — Böh! — — wat'ne Hitt.“ — —

Wie es wohl mit dem Klingbeutel wurde! — — Ein Glück, daß sie ihr Kirchenzeug noch hatte verwahren können. Der Rock lag fest eingefältelt und stramm mit Bindfaden umschnürt in der Lade, die Hüll daneben, in jeder Schleiße ein Hebeppropfen, der Kirchenmantel noch in seinen Kniffen vom letzten Abendmahl. Sie sah sich schon sitzen, quer in der Bank, auf dem hölzernen, vierbeinigen Hüker, der für ihre Breite so unbequem war und dessen Härte sie förmlich fühlte, den feinen Mantel um die Schultern, den sauber gekniffen Rocksaum um sich herum auf den Steinsfliesen. Ach, wäre es nur erst so weit! — — Aber daß Jakob einen harten Taler in den Klingbeutel geben würde, glaubte sie nicht; beim zwölften! — nee. — Weniger wie zehn Silbergroschen konnte sie aber nicht gut opfern beim Rundgang um den Altar. Die andern Frauen legten sowieso man Kupferpfennige hin. Dazu würde Jakob auch nichts sagen; wenn er sich auch nicht mehr freute und nicht die Ehre davon hatte wie sie. Wenn so der Küster die Kirchentür vor ihr aufmachen mußte, ehe er zum Hauptgesang einsetzte, das Gesangbuch in der Hand, und den ganzen Zug Dorf Frauen, sie voran, zwischen den Bankreihen hindurch und um den Altar

herum leiten — immer singend — bis zu ihrem Platz, und alle aus den andern Dörfern zusahen — ja! ja! — — Und nachher der Pastor von der Kanzel: Meine Geliebten in dem Herrn! Lasset uns beten für eine christliche Ehefrau aus Groß-Reditz, die heute ihren fröhlichen Kirchgang feiert . . . Ja! ja! — —

Sie wiegte den heißen Kopf hin und her, winselte leise und verbiß tapfer den grimmigen Schmerz der Nachtwehen. Ausgehalten mußte er werden. Sie hatte gesehen, daß Jakob stillschweigend seine Unnerbüzen ausgestreift und sie zu Füßen in ihr Bett gestopft, dann drei Strohhalm aus dem Bettstroh gezogen und sie kreuzweis gelegt, mehr ließ sich nicht dabei tun. Aber mit jedem Male ward es schlimmer.

Bauer Dummrat trat unter die Tür und mit seinem harten, schlurrenden Schritt durch die ganze Stube bis ans Bett. Er hatte das Öllämpchen mitgebracht und leuchtete der Kranken ins fiebernde Antlitz.

„Mudder, häst du Weißdug?“

„Naug.“

Der Mann seufzte. Er sah gequält und betrübt aus und suchte nach einem Trostworte, das er nicht fand. Seine schwere Hand tastete an dem rotgestreiften Kopfkissen herum, und ganz sacht fuhr sein knorriger Zeigefinger über das winzige, krebssrote Gesichtchen des Säuglings. „N' lütt Dirn! —“ meinte er zärtlich, Frau Trine antwortete nicht. Sie war sich nicht ganz klar über ihr Gefühl, doch schien es ihr eben jetzt, als müsse sie den Mann irgendwie strafen. Als sie ihn nun mit der Lampe an den Tisch treten sah und sich die große Bibel vom Bort herablangten, drückte sie ihr Kindchen fester an sich. Und allmählich kam Ruhe über die Leidende. Der ermattete Körper streckte sich, die heißen Augenlider sanken langsam herab, sie schlief.

Jäh fuhr Jakob Dummrat von der Ofenbank in die Höhe. So wie er da war, hatte er sich, von Müdigkeit überwältigt, hingeworfen. Das Lager mit der Frau zu teilen, ging doch nicht in den ersten Tagen, und in die Kammer zu den Kindern zu kriechen war auch nicht nach seinem Sinn. Jetzt war ihm steif an allen Gliedern und kalt bis ins Mark. Und da! — — was machte Trine denn? — —

Ihre Hände griffen in die Luft, als suchten sie nach einem Halt, das Deckbett hing plump und schwer über den Rand der Bettstatt, und dem weitgeöffneten Munde entquollen gurgelnde Laute. Zitternd schlich der Mann auf den groben wollenen Strümpfen an das Lager der Kranken.

„Trining! waf upp! du brömst! —“

„Trining! hör! dat Lütting schriegt! — —“

Mit bebenden Händen nahm er es heraus. Das weiche Körperchen kam ihm so erbarmenswert vor, ganz lose hielt er es und wiegte es unbeholfen hin und her. „Trining! Trining!“ — — Behutsam schob er das Kleine wieder unter das Kissen, sah ratlos in das dunkelgerötete Gesicht seines Weibes und stürzte in die Kammer zu den Kindern.

Eine gute Stunde später war die ganze Stube gefüllt mit wehlagenden Weibern aus dem Dorf. Hans-Kork, der Knecht, strängte draußen die Mähren an, sagte noch einmal an die Brusttasche nach der breiten Schnapsflasche — vier stramme Meilen bis Bergen zum Doktor sind überhaupt kein Vergnügen bei Nacht und Nebel, ohne Weg und Steg! — nahm die kurze Peise zwischen die Zähne, die Bügel in die Fäuste und ratterte durchs Hofstör.

Gegen Morgen kam Pastor Häslar. Der Küster hatte das große, schwarze Tuch mit den silbernen Abendmahlsgeräten gleich mitgebracht. Er stellte sie jetzt auf dem Brettische zurecht, und sie leuchteten allen Anwesenden gar feierlich entgegen. Jakob Dummratt saß, das Gesicht in den großen, harten Händen, stumm und brütend auf dem strohgeflochtenen Stuhl neben dem Tische. Heidemanssch, die Leichenkleiderin und Inliggersch des Gemeinde-Katens, am Ende des Dorfes, mußte ihn verb anstoßen, damit er dem Herrn Pastor die Ehre ertwies. Der nahm nun die schwierige Bauernfaust mit dem permanenten Viehgeruch fest in seine beiden Hände. „Nicht verzagen, Dummratt! Der alte Gott lebt noch, er wird alles zum Bessern wenden.“ Dann wandte er sich seiner Frau zu. „Sind hier nicht reichlich viel Leute, Magdalene? —“ Die Pastorin zuckte die Achseln. Sie hatte den praktischen Teil der Seelsorge als Ressort, und die zwanzigjährige Erfahrung wuchtete

oft stark auf Takt und Erbarmen. „Wen sollte man 'rauscheiden, Edward?“ flüsterte sie. „Du weißt, wie sie sind.“

Da klinkte die Tür und Hospstellern polterte auf ihren groben Lederschuhen breit und wichtig über den Lehmfußboden. Gleich war sie am Bett und überfah unbekümmert um alle die Angelegenheit.

„Rut! — —“ schrie sie über die Schulter in den Haufen hinein. „Fiel! sauber dien Swien, 't ward Tib. Schöne! Dien Melk-emmer lurt upp di. Meriken kann heit Water maken, un jih gaht nah Hus.“

Sie schob und stieß rechts und links.

„Nehmen's nich äwel, Herr Paster, öwers dit geht hier nich. Ik hew Hans-Kork drapen, dicht vör Lobb, un hew em ümkiehren laten. Dat mit'n Dokter durt doch to lang.“ Sie trat näher an das Pastorenpaar heran und tuschelte mit ihnen. Laut wollte sie es nicht sagen, obgleich es einerlei war, vorbei war's hier doch. Aber Sterbende sind manchmal noch hellhörig. Den ganzen Weg nach Tesson und wieder nach Lobb, ihrem Wohnsitz, hatte jemand hinter ihr gesehen und mit Stuhl und Instrumenten gerasselt. Wohl neunmal hatte sie den Sack zurecht geschoben, immer wieder stand er piel im Stroh — da wußte sie Bescheid. Und als sie den Dummrattschen Knecht ansahren sah, sagte sie nur noch „Jesus, Christus, Gottes Sohn! un noch kein viertig Johr old.“

Aber nachsehen gehörte sich; auch schon wegen des Lütten. Darum war sie nun hier.

Ein Rundblick durch die Stube überzeugte sie von der verhältnismäßigen Leere derselben. Am Ofen stand noch Heidemanssch, als von Rechtswegen, und neben der Tür eine kleine bucklige Gestalt. Die winkte Hospstellern näher zu sich heran.

„Wat meinen 'S, Fru Pastern, Corlin kann dat Lütting mitnehmen bet dat sei ünner de Ird is, nahsten ward de Bur ehr woll hernähmen.“

„Gemach, Frau Hospstellern,“ begann der Pastor mit ernster Stimme. „Gott der Herr . . .“

„Nehmens nich äwel, Herr Paster, dit weit ik besser. Laten 'S ehr man stilling inslapan, denn wenn wi ehr wedder hoch



kriegen, denn so kümmt sei noch to Besinnis, un wotau? — Dat Nachtmahl hätt sei jo man verleben Sündag kregen und de poor Dag nig as Weihdag habb; mihr kann de leitw Gott von kein Fru verlangen.“

Da faltete Pastor Häzler die Hände und betete mit halber Stimme und so heilig-andächtig, wie nicht allemal im Amt und Ornat, das Vaterunser. Frau Magdalene, Heidtmannsch und Corlin weinten still. Der Bauer stöhnte leise von der Ofenbank her; er hatte auch die Fäuste ineinandergekrampft, aber seine kleinen, von Wind und Wetter rot gebeizten Augen hingen nur in angstvoller Frage an dem Betenden.

Hoffstellern aber nahm den schlafenden Säugling von der Seite der Sterbenden, puffelte an ihm herum und übergab ihn, als das Amen verhallt war, an die kleine Dorf-näherin. „Dor, mien Dirning, un paß gaut upp. Lütt Rinner hätt unſ' Herrgott leitw; wenn du ehr gaut deißt, dat's jüst so väl as beden un singen.“

\* \* \*

Die einzige Stube des Bauernhauses war ganz ausgefüllt mit lehnlosen Bänken und Tischen, die aus Tonnen und darüber gelegten Brettern zusammengestellt waren. Aus allen Häusern hatte man hierzu beigetragen. Die große, rotangestrichene Bettstatt mit den hochaufgetürmten Kissen nahm sich sonderbar in der einen Ecke aus. Aber sie war festgenagelt und blieb stehen, wo sie stand, mochte kommen, was da wollte.

Hier sollten auch nur die Vornehmen sitzen, der Herr Pastor und die Frau Pastern, der Küster und die Verwandten. Auf der langen Dähl würde man Sitzplätze für die übrigen Dorfleute herrichten, sobald die Leiche fortgetragen war. Sie stand jetzt ziemlich nahe an der geöffneten Haustür, durch die die Dähl ihr ganzes Licht empfing. Und ganz offen und frei. Die Augen mit Dreipfennigstücken bedeckt, die krummen, bläulichen Hände ineinander gefaltet, ein derber Strauß von Buxbaum- und Papierblumen dazwischen geschoben. Von den Spähnen, die der Dorftischler sorgsam zu sammeln hatte nach Fertigstellung des Sarges — es gab ein Unglück,

wenn ein solcher Spahn vertwehte — war der Toten ein Bett bereitet; eigengemachtes Leinen bedeckte es und verhüllte auch den Körper. Doch liefen rings um den Sarg dünne, baumwollene Spitzen mit langen Zacken, denn Dummrat konnte es leisten. Heidtmannsch hatte die breitesten eingekauft, die Krämer Pisch in Müllhagen in seinem Schubkasten herausfinden konnte. Aber der lange Strumpfschacht, der bis oben hinauf mit Louisdor, Dukaten und harten Talern gefüllt war und unter dem Ofen eingegraben, brauchte deshalb noch lange nicht hervorgeholt zu werden. Auch nicht wegen der Köst (Reichenseier). Im Bettstroh lag ein leinener Beutel, grau und klebrig, seit Urgroßvaterszeiten im Dienst, der hatte es in sich. Wickelte Babber Dummrat das Sackband ab, hatte er nicht tief zu langen. War alles vorbei, würde er wohl ins Wand-schapp gestellt werden müssen. Die Hüterin des Schazes, die sich nie ihr Bettstroh von fremder Hand aufrühren ließ, schlief dann auf dem Kirchhof. Doch war es nur wegen der Ordnung. Diebe gab es hierzulande nicht. Wenn nun nachher eine junge Dirn über das Ganze ging und keinen ordentlichen Sinn dafür hatte und zur Zeit der Obsternte die Beerennuddel dicht neben dem Gelde anlegte — das gehörte sich doch nicht. Es war ja Raum genug im Bettstroh, aber zu Köppen das Geld, zu Fäuten das Obst. (Birnen und Apfel wurden so zum Nachreifen aufbewahrt.)

Gestern war noch manch einer an das Totenlager getreten, den Leibespein mit einem letzten Anliegen an die Verklärte hertrieb. Heidtmannsch hatte stumm mit der Totenhand über alle Gebreite gestrichen — fragen war vollständig ausgeschlossen, sollte die Wirkung eintreten, hatte auch keinen Zweck, sie kannte die Kundschaft. Als aber ein kleines Dirnchen, weinend vor Angst, von der Mutter an den Sarg geschoben ward, hätte ihre Kenntnis sie bald im Stich gelassen. Schnell gefaßt, besah sie beide Hände der Kleinen — dicht besetzt mit Warzen, also. —

Heute wurde nichts mehr an der Toten gerührt. Wer kam, betete still sein Vaterunser. Die Frauen unter Tränen, die Männer mit ernstern Gesichtern. Da nahte auch schon der Herr Pastor im Ornat, die Rede zu halten.

Sie war kurz und unpersönlich. Trine Dummrat hatte ihre Pflicht als Gattin und Mutter erfüllt, was war davon groß zu sagen. Aber Gottes Wort kam voll zu seinem Recht in den allvertrauten Wendungen und allbekannten Bibelsprüchen und in dem salbungsvollen Tonsfall, der den Redner über sich selbst erhebt und die Zuhörer zur vollen Andacht zwingt. So mußte es sein. Im benachbarten Kirchspiel hatte ein junger Prediger aus Rutbus in Vertretung des Amtsbruders einmal von der Kanzel bei einem ähnlichen Sterbefalle vom „Hinscheiden in der Blüte der Jahre“ gesprochen. Die Trauerversammlung hatte daran herumgegrübelt. Und einige Erleuchtete waren zu dem Schluß gekommen, dat verleben Woch Michel Kliesow in Merikendörp (Mariendorf) sien Säg of an't Jür krepirt wär, un de söß Fartens of woll tum Deubel güngen. — So was war schlimm, gehörte aber doch nicht auf die Kanzel!

Hier am Sarge der jungen Bäuerin fiel kein aufregendes Wort. Der liebe Gott hatte sie heimgesucht, fort von ihren zehn Kindern, er mußte wissen, warum. Und Jakob Dummrat hatte nicht danach zu fragen. Ihm rollten dicke Tränen über die unrasierten Wangen. Mit dem haarigen Handrücken wischte er sie ab, ließ den schwimmenden Blick hinter dem plumpen, schwarzblänkernden Kasten, der auf den breiten Schultern der Nachbarn zur niederen Tür hinausschwankte, hergehen, legte die Häuste zusammen und folgte gesenkten Hauptes.

Auf dem Kirchhof ward der Sarg noch einmal geöffnet. Der Herbstwind strich über das bleiche Antlitz, raschelte in Burbaum und Papierblumen, blähte die zackigen Spitzen und vertehrte die vorgeschriebenen Geleittworte des Geistlichen. Eine Frau nahm mit vorsichtiger Hand die Kupfermünzen von den Augenlidern der Toten und steckte sie seitwärts in den Sarg (damit die Abgeschiedene die Aberfahrt ins Jenseits bezahlen könne.) Der Deckel ward mit Hammer und Nägeln festgeklopft. Weit hin tönten die Hammerschläge über den Kirchhof bis ins Dorf hinein. Die Glocken setzten mit dünnem Klang ein. Dampf polterten die ersten Erdschollen auf den Sargdeckel — dann Erde, zur Erde, sanfter, ruhiger —

endlich von den sinken Händen junger Burschen der Hügel gewölbt. Als Spaten und Schaufel kreuzweis darüber lagen, nahm Frau Pastor die schluchzenden Kinder — acht an der Zahl — zu sich und führte sie in die Kirche. Gleich hinter ihrem Manne her, der nun den eigentlichen Trauergottesdienst mit Gebet, Gesang und Predigt abzuhalten hatte.

Die Köst war ausgiebig. Dicht an dicht saßen die Leidtragenden und schmausten. Die Syrupskümme leerten sich überraschend schnell, die Stuten (Semmelbrot, das in den Syrup eingestüpft wurde) lagen bergeshoch auf den splittrigen Brettertischen. Grogdämpfe erfüllten Stube und Dähl. Der schwälende Dof unter dem großen Hängefessel sah seinen Rauch an der offenen Haustür umkehren: Dunst und Nebel überall, ein heiteres Aufzwingeln unmöglich.

Hier und dort besprachen Weiber flüsternd die innere Angelegenheit des Trauerhauses. Verändern (wieder verheiraten) mußte der Bauer sich wieder — all die lütten Göhren! aber mit wem?! — Sonst lag tiefe Stille über der Versammlung — ein echtes Totenmahl, ernst und feierlich — auch dichter Dualm, in dem die kleinen Flämmchen der offenen Öllampen leise hin und her wehten. Als die Branntweinsflasche noch von Mund zu Mund gegangen war und die kurzen Pfeifen schon zwischen den Bärten baumelten, erinnerte sich jeder seines Viehs zu Hause, gab dem Bauern die Hand und trollte sich zu Fuß oder Boot.

Heidtmannsch geleitete die Angeseheneren bis an die Tür. Die war in allen Häusern mitten durchgeschnitten, mit Krampen versehen und einem Katzenloch unten an der Schwelle. Heidtmannsch schloß die untere Hälfte, krampte zu und lehnte sich zur Aussprache zurecht. Sie war keine eigentliche Totenfrau — „ih, Gott bewohr! —“ kein Mensch konnte ihr das nachsagen. Fischer war ihr Mann gewesen und auf See geblieben, jedes Kind im Dorfe wußte es. Aber einer muß doch zu so was sein, und seinen Nebenmenschen beizustehn in Not und Trübsal ist doch keine Schand. Daß sie ihr nachher ihr Feld 'n bißchen überpflügten und 'n paar Saattartoffeln abgaben, wenn sie zu kurz gekommen war über Winter, oder 'n bißchen Kleie fürs Schwein, na, das war doch weiter nicht schlimm und ging aus 'm großen

Sack. Wer würde denn auch noch ran gehen! Viele grästen sich vor Leichen — so mall! sterben muß ein jeder.

Das war nun wahr: wenn sie's Webber-lamen (Umgehen) kriegten — immer zuerst bei ihr. Als wenn sie was hätte dafür können. Aber viel machte sie sich nicht mehr daraus. „Dat ward'n allens gewendt.“ Sie konnte ganz gut das weiße Laken umhaben und im Dorf herumgeistern, so am Oltjohrsabend zum Spijöt — was sich so leicht keiner traute, und 'n bißchen Jug mußte doch sein.

Hier war nun voranzusehen, was kommen würde.

„De irsten drei Dag ward sei woll still-liggen — sei hätt to väl uthollen; man nahsten kümmt sei. Sei höll dägern (außerordentlich) väl von de Göhren. Dat Lütting hätt Korlin. Ik will ehr noch Wischeid seggen. Sei kann sich dägern verfiern, wenn Dummratsch sich öwer de Weig bögt det Nachts. Sei is so wat nicht gewendt. Un upp 'n Buren ward sei ok woll passen. Sei hätt de jungen Dirns in'n Hus.“

Den Weibern lief es eifig die kräftigen Rücken herunter. Sie schauerten zusammen und steckten die Hände unter die breiten Schürzen. Die Männer traten von einem Fuß auf den andern und spuckten vor sich hin.

Heidmannsch aber schnob in die umgedrehte Schürze — es war frisch hier so in der Tür — sah befriedigt hinter den Abgehenden her und schlurrt die lange dämmerige Dähl entlang bis zur Stube. Sie wollte noch ein bißchen mit aufräumen helfen und sich 'n paar Resten sichern.

Die Dähl hatte noch ihre Bänke und Brettertische vom Schmaus; aber auch den Buchsbaum- und Leichengeruch. Hans-Korl, der Knecht, und Fieken, die Außendirn, waren schon bei der Hand, hier Ordnung zu machen. Einstweilen hatten sie scharf nach der Tür hingehorcht. Die Katze hatte den ganzen Tag im Hause herummiaut, immer etwas entfernt von den ihr heute unverständlichen Hausgenossen. Jetzt schien es ihr an der Zeit, sich und den leeren Futternapf in Erinnerung zu bringen. Unhörbar näherte sie sich Heidmannsch und strich mit dem haarigen Schwänzchen schmeichelnd und nachdrücklich

unter dem kurzen Rock entlang über die wollenen Strümpfe.

„Huuuch!! — —“ Heidmannsch sprang hoch. Ein gellendes Gekreisch der Dirne antwortete. Der Knecht fluchte, und der Bauer steckte den Kopf durch die Türriße. „Wat 's los?“

„Oh, doch man so. Wie heto uns dägern verfiert — — de oll mall Ratt. —“

In dieser Nacht schlief Fieken bei Meriken. Hans-Korl schleppte sein Bund Stroh und sein muffiges Oberbett aus der Bucht neben dem Pferdehalm in den Stall selbst, zwischen Liesch und Lott, die er mit kräftigem „Hüh“ ein wenig auseinander schob, und Heidmannsch war bei Korlin eingetrochen.

Der Bauer aber saß lange im Dunkeln. Was um ihn war, kannte er, wozu Licht? — was in ihm war, machte kein Ölämpchen hell. All die lütten Göhren! — und all das liebe Vieh! — und lauter fremde Leute damang, und die Meriken erst sösteihn Johr. Wäre sie wenigstens säbenteihn gewesen! Die denn kamen, die Zwälfschen (Zwillinge) Martin und Peter, mußten in die Rinnerlehr laufen und manchmal sogar noch einen Tag in der Woche in die Schule. Das Lesen wollte noch immer nicht. „D, jeh! oh, jeh! — Trining! Trining! — —“

Die Kinder in der Kammer schnarchten, die Uhr tickte im Wandgehäuse, die Kühe in ihren Ständen auf der Achterdahl schnauften und klirrten mit den Ketten.

„Trining! — Trining! —“ Mochte sie kommen! — daß sie ganz weg sein konnte — er sagte es nicht.

Von dem leeren Bett leuchtete das weiße Laken, das man für heute darüber gedeckt. Der Bauer sah unverwandt auf den hellen Fleck. Der fing endlich an sich zu bewegen und langsam sich loszulösen von der Wand. Jetzt stand er steil in der Stube, und es war, als krampfte sich eine krumme, bläuliche Hand um ihn und führe ihn vorwärts.

Unter dem zottigen, rotgelben Haar des Bauern sammelte sich der Angstschweiß, er glitt in großen Tropfen an den hageren, stoppligen Wangen herunter. Jäh erhob sich der Entsetzte und tappte, immer scheu hinter sich sehend, zur Tür hinaus.

Die stockfinstere Dähl nahm den Flüchtigen auf, der jetzt laut und hastig zu beten begann: „Vater unser, der du büst in'n Himmel. —“ Was rumorte da? — kam der Späuf ihm nach? Ein Stöhnen, Klirren, Rasseln — „nee, nee — um Gott's Willen! — zu uns, zu uns komme, komme dein Reich. — — — Id häw, häw mien Schepel Preisterkurn ümmer hüpen meten. —“ Er torkelte auf dem unebenen Lehmboden und griff zur Seite, berührte ein an die Wand gelehntes Ackergerät, das zu Erde polterte, und stand still. Das bekannte Geräusch gab ihm die Besinnung zurück: „Dat 's 'n Schüffel (Schaufel), dat 's 'n Schüffel — —“ beruhigte er sich. Aber Finsternis und Ode entwickelten gleich wieder ihre Schrecken, und um keinen Preis wäre der Verängstigte in die Stube zurückgekehrt. So tappte er vorwärts, immer betend: „Geheiligt werde, werde dein Name, Name — id bin mien, mien Natwer nich eins öwer de Scheid gahn — — dein, dein Wille geschehe, geschehe — woar is de Rahmerböhr? — Dor! — Gott dem Herrn sei dusendmal Dank! dusendmal! —“ Er fühlte Stroh unter den Füßen und seine vorgestreckte Hand berührte die feuchte, warme Schnauze einer Kuh. Hier war's gut. Weshalb die Böhren alle munter machen. Hier war er geborgen. Seine Hand glitt über den Rücken des Tieres; dies mußte die Bleß sein, die stand vornean — — ja woll, da waren ja auch die andern — — dort links das Trampeln kam aus dem Bullenstall, und hier rechts mußte das Strohsack sein. Er zerrte einen Arm voll heraus, warf ihn an die Erde und sich darauf. Die Bleß beschnüffelte den Gast, das tat ihm wohl: „Ligg man stilling: wi will'n nu slapen, kümning, kümning.“ Er lehnte seinen Kopf dicht an das läuende Tier, und nun, so gesichert, kam ihm wieder der Mut: „Dumm Tüg! ol't Wietwergeklähn! wat kann id dorbör? — Dat 's all' Gott's Will. Anner hebben noch väl mihr Böhren. Sei wär'n knendlich Fru; dorvon is't. —“ Er seufzte tief: „Id habbd ehr giern bihöll'n. Wat schall nu warden! — Vaterunser, der du büst in'n Himmel . . .“ Es lag sich weich auf dem Strohbund, der warme Körper des Tieres hob und senkte sich unter seinem Kopfe, das Beten verlor sich zu einem Gemurmel.

Als das Morgengrauen sich mühsam durch das kleine Loch in der Lehmwand dicht unter dem Dache stahl, schlurrie der verschlafene Knecht an den Viehställen der Dähl entlang, stierte den schnarchenden Bauern an und greinte vor sich hin: „Züh, züh! na, hei is ja od de Nächst dortau; man hüt Nacht habbd sei em noch in Frieden laten künnt.“

## II.

Frau Pastor saß mit dem Gatten auf dem Ledersopha vor dem runden Tische; sie löffelten emsig die Mehlsuppe. Im blankgeputzten Messingleuchter schwälte ein Lichtstumpf, den der „Schieber“ so hoch trug, daß er wohl oder übel sein Letztes hergeben mußte. Frau Pastor ermunterte mit der Lichtpußschere wieder und wieder zum Fleiß, doch sank das Flämmchen nach gehorsamem Aufklatern in trübseelige Resignation zurück.

„Alles wird schlechter in der Welt,“ klagte Frau Pastor ärgerlich, „dies soll nun ein Licht sein! — liegt es am Talg oder am Docht? wenn man nur dahinter käme! Beim Ziehen giebt man sich die erdenklichste Mühe, und nachher hat man die Bescherung.“

Der Pastor brockte gemächlich das Brot in die Suppe. „Es leuchtet uns ja, liebe Frau, und hell genug, daß wir alle Gottesgaben auf unserm Tisch unterscheiden können.“

„Und wenn nun gar der Vorrat nicht reicht! Der Talgklumpen schien mir klein in diesem Herbst; ich habe meine Kammerecke garnicht ordentlich voll hängen — du weißt: so ein bei ein am Bindfaden, damit sie trocknen — sollten die Bauern schlecht gewogen haben?“

Der Pastor lachte sorglos und fröhlich: „So brennen wir unser Öllämpchen und rücken näher aneinander, das tut so wie so gut im Winter. Tu das Flämmchen aus, Magdalena, ich kann nicht gut solch langsames Erlöschen sehen; es erinnert . . . ja! ja! — Die Sonne ist ja schon aufgestanden — es muß sieben Uhr sein — die großen Pappeln wollen sie nur noch nicht durch die Fenster lassen.“

Frau Pastor langte den besuchten Daumen über den Tisch; ein schwaches Zischen, und Suppentumm und Brotlaib lagen im grauen Dämmerlicht.

„Gehst du heute zur Bibelstunde?“

„Ja.“

„Hier im Ort oder über Land?“

„Nach Tesson. Ich habe dort auch eine Schwerfranke.“

„O! — aber es ist wohl Schultsch. Gott ja! Jeder hat das Leben lieb und wenn er noch so alt ist. Ich mag die Alte gern, sie hat was Drolliges trotz ihrer Jahre; aber abergläubisch zum Entsetzen! —“

Der Pastor zuckte die Achseln: „Was willst du, liebe Frau? — Sie ist eine gottesfürchtige Frau. Glaube und Aberglaube liegen in ihr so nahe beisammen, daß man, tastet man ihr den einen an, Gefahr läuft, ihr den andern ins Schwanken zu bringen. Nicht alle Menschen dürfen mit demselben Maß gemessen werden; unser Herrgott sieht ins Herz. Der Schwiegersohn war bei mir; er meint, es stünde schlimm um die alte Frau. Ich denke mir, es kann jeden Augenblick nach dem Abendmahl geschickt werden.“

„Na, wenn sie denn nur warten wollten, bis du da bist. Zweimal den Weg zu machen, is doch nich zu verlangen. Wir sind im November.“

„Es ist ja noch kein Frostwetter.“

„Aber nicht Weg noch Steg mehr. Hör', wie der Wind heult. — Ich will dir nur schnell noch 'n Flicken auf den dicken Rock setzen, den kannst du über den schwarzen ziehen. Und Tilbe soll deine Stiefel einschmieren.“

Geschäftig eilte die Pastorin hinaus. Häsler sah ihr lächelnd nach. Der Tag beginnt erst und hat zwölf Stunden; aber so ist sie nun einmal. Vor der Andacht liebe ich das aber nicht.

„Magdalene! rufe die Leute, wir wollen beten. Stell' dein Nähförschen nur einstweilen zur Seite. In der Schrift steht: Bete und arbeite“, rief er die Wiedereintretende an. „In meinem Hause möchte ich dies Gebot buchstäblich befolgt wissen.“

„Du hast Recht, Edward.“

Ein Weilchen später standen Knecht und Dirn unweit der Stubentür mit gefalteten Händen. Der Pastor saß am Spinett und intonierte die Melodie: Wach' auf mein Herz und singe. Dann schwankten die vier Stimmen durch die dämmerige Stube:

Als Nacht und dunkle Schatten  
Mich ganz umgeben hatten,  
Hat Satan mein begehret,  
Gott aber hat's gewehret.

Ja, Vater, als er suchte,  
Daß er mich fressen möchte,  
Lag ich in deinem Schoße,  
Dein Flügel mich umschloße.

Du sprachst: ruh nur in Frieden.  
Wir bleiben ungeschieden,  
Mein Kind, laß dir nicht grauen,  
Du sollst die Sonne schauen.

Mit Segen mich beschützte.  
Dein Herz sei meine Hütte,  
Dein Wort sei meine Speise,  
Bis ich gen Himmel reise.

Und niemand hatte ein Gesangbuch nötig, weder an diesem noch an einem andern Morgen, auf welche Nummer die Wahl des Hausherrn auch fallen möchte. Das war gut. Denn ablesen hätte viel Zeit beansprucht. Eine kurze Ansprache an die Hausgenossen, betreffend allgemeine Pflichten und besondere gegen Gott und den Nächsten beendete die Andacht. Und schon unter dem Zusammenfalten des Gebetbuchs erhielten Knecht und Dirn die Anweisung ihrer Tagesarbeit.

Flink ging nun die Nadel durch den Stoff. In kaum einer Stunde hing der Vielgesichtete am Ofenhaken, daneben warteten die hohen Getranten. Es war besser so. Sie rochen ja ein bißchen, aber das Leder hielt sich weicher in der Wärme. Und ein paar Soden Torf mußte man schon einlegen, so ungern man wollte — es war zu frisch draußen.

Gegen drei Uhr nachmittags hastete ein Bote über den Pfarrhof. Die Studierstubentür knarrte, und der Pastor fuhr vom Kanapee in die Höhe.

„Je, Herr Paster, 't geht to End.“

„O, o! — war der Doktor da?“

„Ne. Mit Fuhrtoar is nich mihr dörs-tofamen; de Wag weih't üm.“

„D, o! — hm! — Geh Er nur zum Rüster, Kliesow, ich bin gleich bereit.“

„Abjühs, Herr Paster.“

Eine halbe Stunde später stieg Häsler, von der Gattin eingehüllt in den langen Wollshawl, die Pudelmütze über den Ohren, durch den

tiefen Lehm. Ruster Werner hinter ihm, Amtsgewand und Talar im Bündel verpackt in der einen, den Knotenstock in der andern Hand.

Bauer Tiez stand am Heckenzaun seines Ausbaugehöftes, sah sorgenvoll über die bläulichen Wiesen hin und auf die Wetterfahne des Scheunendaches.

„'n Dag, Herr Paster! Schüll wi woll hoch Water kriegen?“

„D nein, Tiez, mich dünkt, der Wind flaut schon ab.“

„Ne. Hei gehtümmer bet upp Ost-Nordost.“

„So wollen wir das Beste hoffen. Gott wird uns gnädig sein. Guten Abend.“

Der Bauer kraute den dichten Haarschopf unter der Zipselmütze. Befriedigt sah er hinter seinem Seelsorger her. „Hei is doch vernünftig un jöcht dat leitw Weib nich bi dit Webber dörch den deipen Schiet,“ sagte er zu seinem Weib, das, die verklammten Hände unter der dicken Schürze, am Zaun lehnte.

„Dat wär doch to dull!üm dies Johrstied de Währen schinden.“

Recht hatten sie, und Pastor Häsler wäre der letzte gewesen, der das bezweifelt hätte. Wie hätten seine beiden Füchse den schweren Ackerwagen wohl über diese Bülgen (einzelne Rasenstücke, die das Wasser auseinandergerissen), durch diese Gräben bringen sollen! Und nun erst die alten Braunen, die schon seinem Vorgänger im Amte gebient hatten. Wie wohl tat den mürrischen Gliedern die Ruhe im warmen Stall. Man kam doch auch ganz gut vorwärts, nahm man den dicken Warprock und etwas Ausdauer dazu.

„Wie steht's, Werner?“ wandte er sich an den Nachleuchenden. „Keine Lust mehr?“

„Et jeht noch, Herr Paster.“

„Ja, ja, wenn man nur verständig ist,“ lächelte er.

Werner hörte nichts. Ein Windstoß fuhr eben zwischen ihm und seinem Vorgesetzten durch und mahnte zum Festhalten der Pudelmütze. Der Pastor aber spann seinen Gedankensaden ab: Damals! — als er sich noch in die nettgebauten Stulp- und Schaftstiefel des Meisters Pohl in Bergen, dessen Wahlspruch war: Man nichümmer glic vor't ewige Läbend! — verliebte — — lang ist 's her.

Und Magdalene, die allzeit Praktische, warnte: das ist nichts. Und darauf sein stillgehalten, wenn Jochen Fäls mit dem Löschpapierstreifen in der pechigen Faust zum Maßnehmen hinhockte. Grau die Lehmbiele, grau das Gesicht; jede Kunzel fest eingeräuchert von der unentwegt qualmenden Tabakspfeife. Grau das ganze Stübchen, dessen Decke mit der Hand zu erreichen und dessen Ecken von Spinnweben wegen abgerundet, grau das Leder und wie dick. Jochen spannt es mit aller Gewalt über das kräftige Knie, in grauleinener weiter Bür, um es vorläufig aus der Rolle zu zwingen. „Dat hölt, Herr Paster! Sei verbruken de Sohlen nich mihr. Un wat Fru Pastern ehr Stävel sünd, dormit blietw id 'n beting ünner't Knie so ein, twei Toll. — Man, bi hoch Water is dat denn nig.“ Und nun das Papierstreifen eingerissen hier — hier — und hier. Die steifen Finger, die doch Dreschflegel und Mistforke zu packen gewohnt sind, halten es mühsam. „Hoho! — —“ ein bißchen daneben. „Dat treckt sich hen. Man jo nich to kort; 'n beting Strohhürt in'n Winter dor bi in.“ Na, noch war es nicht nötig. Aber die zwei paar Strümpfe, auf die Magdalene so fest bestanden hatte, taten schon gut. Wo willst du sonst in den Stiefeln hin, Edward! hatte sie gesagt und wieder Recht gehabt. Es ging sich so schon schwer. Aber der Lehmweg hörte ja auch gleich auf und damit das Festhacken. Da waren schon die Dünen — ein bißchen bergan jetzt — ah! — — Schön doch! solch Meer im Jorn.

Er stand einen Augenblick still und legte die Hand auf den Rücken. Der Nordost nahm ihn sich sofort vor, peitschte mit den langen Rodschößen, blähte die festen Biberbeinkleider und zerrte die Haarsträhnen unter der Pudelmütze hervor. Aber Pastor Häsler war nun einmal im Schauen, er hielt stand. Ließ den Blick hinschweifen über die enbloße Wasserfläche, auf der die Greißwalder Die wie ein grauer, kolossaler Stein zu schwimmen schien. Armes Inselchen! Wohl jetzt schon abgeschnitten von allem Verkehr mit Menschen. Ohne Kirche und Seelsorger. Und ihre Toten im Felsenkeller aufbewahrend, bis Wind und Wetter gestatten, sie nach Greißwald zu überführen in geweihte Erde. Aber nicht ohne Gott. Feste Stein-

massen um die Insel. Hoch hinauf lecken die Wellen, doch nicht hinüber. Hinter Felsen ducken sich die wenigen Häuschen, und das strahlende Licht des Leuchtturmes erhellt die steinigen Wege von einem zum andern. Es warnt aber auch weit übers Meer die Schiffer: Hütet euch! Die Klippen, die uns schützen, können euch zur Gefahr werden. Wollt und könnt ihr aber landen, euch flüchten in sicheren Schuß — wir geben gern von unsrer Armut.

Langsam löste er den Blick, wandte sich der Landseite zu und überschaute die sahlen Wiesen bis hinüber nach Tessoiw und dem eng zusammengedrängten Klein-Rediz. Wasser auch hier überall. Blinkend in breiten, kreuz und quer sich hinziehenden Gräben, die, durch steten Zufluß aus der See gespeist, teilweise schon breit übertraten; schäumend und rauschend in der Klein-Rediz'schen Bucht, die sich um diese Zeit herum über die schmale, trennende Landzunge hinweg gern mit dem Greißwalder Bodden vermählte.

Dahin käme ich wohl kaum noch zu Fuß, dachte der Pastor.

„Diese vielen Möven! — sehen Sie doch, Werner!“

„Das taugt nich, Herr Pastor, wenn die so schreien.“

„Werner!!“

Der Alte zuckte die mageren Schultern. „Is noch immer indrapen,“ murzte er vor sich hin.

Im Schulzengehöft rüstete man schon die Stube zur Bibelstunde. Die Wandernden aber schritten einstweilen durch das ganze Dorf und lehrten in dem Fischerhäuschen am Binnenstrande ein. Mudder Schultsch erwartete sehnsüchtig die letzte Labe. Sie hatte den Salzfluß am Fuß seit vierzig Jahren, nun war sie hoch in den Achtzigern und das Loch hatte sich geschlossen. Und nun war's aus. Die Weiber sagten es ihr unumwunden. So was durfte nicht zuheilen. Pastor Häslar wollte noch Hoffnung machen; aber die Kranke hatte keine Lust mehr, das Herkommen zu verkehren.

„Ick will 't Nachtmahl hebben, Herr Paster; wenn 't Loch to is, möt 'n dod bliwen. Sei sünd all dod bliwen.“

Und sie bekam ihren Willen mit dem einen

und nach wenigen Tagen auch mit dem andern.

In der heißen Stube des Schulzen Kliesow wartete das halbe Dorf. Bald lag die große Bibel neben der Ollampe, und des Pastors ruhige, feste Stimme versuchte lesend und erklärend sich zu behaupten zwischen all dem Husten und Schnäuzen, das die Jahreszeit so mit sich brachte. Als alle sich erbaut hatten, noch einen Gesang miteinander gesungen und ein Vaterunser gebetet, drückten sie ihrem Seelsorger fest die Hand und gingen sogleich an ihre Werktagsarbeit.

Auf dem Rückwege rastete der Pastor wieder auf der Höhe der Düne. Tief atmete er die herbe, salzige Luft, ließ die ernstesten Einbrücke in sich ausklingen und hielt eine stumme Andacht. Küster Werner gönnte unterdessen den müden Beinen auf dem harten, spärlichen Gras etwas Ruhe. Besorgt sah er um sich. Tiefe Schatten lagen schon über der Gegend, und der Weg war weit. Endlich schritt sein Pastor fürbaß. Da raffte er sein Bündel auf und trottete hinterher, kopfschüttelnd. Denn was solche Minuten zeitigten im Hirn und Herzen des geistig einsamen Mannes, war ihm zwiefach verborgen. Es kam aber allen zugute, wollte der Kampf mit hausentweisem Unverstand und Aberglauben die Geduld brachlegen und Zorn und Eifer aussprühen lassen. „Herr, sie wissen nicht, was sie tun.“ Und weiter geackert, gesäet — gehofft auf fernliegende, karge Ernte.

Denn eins hielt Hirten und Herde fest zusammen, der Glaube. Noch war er da; kein unfruchtbares Grübeln beirrte die biden Insulanerköpfe. Mochte der Himmel seine schweren, dunklen Wollenmassen über das Pokenland hängen, oder mit Donner und Blitz Mensch und Vieh zittern machen, sein helles, blendendes Sonnenlicht oder weiche, milde Abendshatten über Felder, Wiesen, Strand und Meer breiten, immer saß der liebe Gott hinter einer Wolke und ordnete an.

Stieg der Fischer-Alteste als letzter in das tanzende Boot, nahm er den Südwester vom Kopfe, sah fromm hinauf und sprach: „In Gott's Namen! —“ Hatte der Bauer auf und ab das Feld mit Samen bestreut und ließ nun die leere Leinenschürze fallen, fuhr

seine Hand an die Zipselmütze: „In Gott's Namen! —“ Stand die Kuh vor dem Kalben, wanderte ein Fünfsilbergroschenstück in den Klingbeutel; Gott würde es schon sehen. Und mit kreuzweis über die Stallschwelle hingeworfenen Mistforken ward dem Teufel das Handwerk gelegt. Das war ein gar Mächtiger. Viel List war nötig, seinen Anschlägen, die Mensch und Vieh tückisch bedrohten, entgegenzuarbeiten. Überall hochte er herum, sogar auf der Kanzel, und die hehre Lichtgestalt des Herrgotts wirkte neben dem Scheußlichen um so erhabener. Das wußte Pastor Häsler und ließ sich nicht beirren, wenn — sparsam genug, aber doch zuweilen — Anordnungen des Konsistoriums dahin zielten, Satans Machtbefugnis ein wenig einzuschränken. Der erfahrene Seelsorger lächelte dann. Was wußten die Herren am grünen Tisch von seiner Kirche und Gemeinde! und du, mein Herrgott, vergib mir — aber behalten muß ich den Höllenfürsten; hier muß es bleiben, wie es ist. Da waren Hagelschauer, die ganze Schläge verwüsteten, Rog- und Klauenseuche in den Ställen, verängstete Seehunde, die durch Neze und Neusen jagten und Fang und Gespinnst in die See zurückschleuderten. Wie da erklären, vermitteln, ablenken!? — auf Gedankenarbeit ließ sich ein Polenschädel nicht ein. Trost und Hoffnung zog aber in die gedrückten Herzen der Schwerverbetroffenen, stimmte Küster Werner an:

Wend' ab des Satans List und Wut  
Durch deiner Engel Schar;  
So bin ich unter deiner Hut,  
Und bringt mir nichts Gefahr.  
Ich fühle zwar der Sünden Schuld,  
Die mich bei dir verklagt,  
Doch ist mein Herz durch Jesu Huld  
Getrost und unverzagt.

Und die Predigt leitete dann sacht hinüber aus dem Zeitlichen in das Ewige.

Mit erhobener Lampe ging Frau Pastor im Flur dem Gatten entgegen. Aber mit dem fuhr gleich der Nordost ins Haus und direkt zur offenen Küchentür wieder hinaus in den Garten.

„Mein Gott, Edward! — so! nun ist es

dunkel — — wo bleibst du bloß! es ist stod-rabenfinster; ich bin halb tot vor Angst.“

„Kindling!“

So wie sie da war, nahm er sie in seine Arme.

„Die Lampe! die Lampe!“

„Sie brennt ja nicht mehr.“

Dicht aneinander geschmiegt tasteten sie sich bis zur Tür der Studierstube. Durch das Schlüsselloch fiel ein schwacher Lichtschein. „Ah! — —“ Mit Behagen sog der Pastor die warme Luft ein. „Ein schirmendes Dach, friebliche vier Wände, ein liebes Wort zum Willkommen. Lenchen! der Herr ist uns gnädig.“

„Edward! Edward! daß ich dich wieder habe! Immer diese Angst, wenn du über Land bist.“

Sie streichelte an ihm herum. „Puh! wie naß! — Hat es denn geregnet? Komm aus den feuchten Sachen. Und dann die warme Suppe, sie steht im Rühr.“

Sie standen vor dem runden Tische. Die Milchsuppe mit den gelben Eierklümperchen dampfte appetitlich, Butter und Brot wartete daneben.

„Komm, Herr Jesu, sei unser Gast, segne, was du uns bescheret hast. Amen!“

„Und nun erzähle. Waren viele da? und worüber sprachst du? Wird Schultsch durchkommen? die Jahre sind da . . .“

Pastor Häsler lächelte und berichtigte. Die Löffel klapperten auf den irdenen Tellern, im braunen Kachelofen knackten die Holzscheite.

„Es ist mir immer eine Freude, wenn ich unter ihnen stehe. All die andächtigen Augen, die an meinen Lippen hängen. Man merkt, sie dürsten nach Gottes Wort. Es ist doch des Bauern einzige Geistespeise.“

Er sann vor sich hin. „Gib mir das Brot, Lenchen — und deine Hand. Ich werde das Gesuch ans Konsistorium um Versehung nicht absenden. Mag es im Pulte liegen bleiben und mich immer an eine Zeit erinnern, die mich kleinmütig fand.“

„Aber, Edward! — du mit deinen Kenntnissen — — immer hier sitzen in dieser Einöde!“

Er sah sie lange an. „Wir wollen morgen einmal zusammen hinausgehen auf die Dünen; dort . . .“



„Morgen geht es nicht. Ich habe die große Herbstwäsche angefezt. Eine Unmasse Zeug — es ist schon alles eingeweicht. Man muß das klare Wetter noch benutzen, unser Trockenboden . . .“

Er lächelte. „Also ein andermal. Aber du bist mir nicht böse, mein liebes Weib, daß ich deinen Herzenswunsch nicht erfülle — jetzt nicht — und nie — so mir Gott hilft. Ich fühle, daß ich meinen Bauern nötig bin — mehr noch als meinen Fischern und Tagelöhnern, denn die laufen mit. Aber die Erben und Eingeseffenen haben ihren Stolz. Ein neuer Seelenhirte kommt mit neuen Ansprüchen, Ansichten. Sie lieben das Alte und hassen den, der es antastet. Und sie lieben und hassen stark, denn sie sind sparsam mit Gefühlen. Der Mund aber, der ihnen das Wort des Herrn von Kanzel und Altar verkündet, muß verständlich zu ihnen reden, er muß ihnen der lautere und wahrhaftigste sein.“

„Ja, und doch sind sie oft bodig und reden gegen an.“

„Meine liebe Magdalene, es gibt manchen in unserer Gemeinde, von dem wir beide noch lernen könnten. Hättest du vorgestern an dem Sterbebette des jungen Fischers gestanden, der doch im Frühling so schwer bei dem Sturme verunglückte, du hättest wieder einmal gesehen, was wahre Gottesfurcht für Trost bietet. Ich habe dem armen Dulder noch die Augen zugebrückt. Und wie würdig und ergeben trug die Mutter den Verlust.“

„Ich weiß nicht, Edward, ob es nicht eben so gut gewesen wäre, wenn der Doktor garnicht dabei gekommen wäre. Sie hätten sich es dann auf ihre Art geheilt, die Hofstellern hat doch gute Mittel.“

„Aber Kind!“

„Se, du sagst es woll; aber gequält hat er ihn doch viel. — Wann ist Begräbnis? Sie warten wohl bis Sonntag wegen der Folge. Die Leiche hält sich bei dem Wetter jetzt auch ganz gut länger.“

Der Pastor nickte, wuschte den glattrasierten Mund mit der hedeneu Tischdecke und faltete die Hände.

„Wir danken dir, Herr unser Gott, denn du bist freundlich und deine Güte währet ewiglich. Amen.“

Sie küßten sich. Der Pastor hob den Kopf seines Weibes in die Höhe und sah in die hellen, guten Augen. „Nicht wahr, Lenchen, wir haben einander?“

„Ja, Edward.“

### III.

Zwischen Tessow und Lobb überragte ein Hügel die umliegenden Dünen. Dornestrüpp und Distelgruppen bekrönten ihn, hielten den herantweichenden Sand gern fest und nahmen Niedgras und Strandblume schützend in ihre Mitte. Noch jetzt — es war wieder einmal tief im Herbst — grünte dies Stückchen Erde oasenhaft zwischen den zerwühlten Halmen, die sich stellenweise ganz vereinsamt dem gänzlichen Verfall entgegenquälten.

Hier gesellte sich an einem stürmischen Nachmittage langsam Mann zu Mann. Dort drüben in der Richtung der Greifswalder-Die kreuzte eine Schonerbarke. Durch kam sie wohl kaum bei diesem Wetter.

„De Wind kunträr — de See in Bülgen — kein Düwel helpt em dörch't Fohrtwater.“ Michel Binz sprach es aus, was alle dachten — hofften.

Immer mehr Leute kamen. Die Klein-Redizschen hatten die Tessowschen im Drümpel stehen sehen dort oben auf der hohen Düne. Weshalb sich nicht auch ran machen? — man konnte doch nicht wissen . . .

Scheele Blide empfingen sie, und der Priem ward scharf im Munde herumgeworfen und wütend im hohen Bogen in den Sand gepfeffert. Denn dies war Tessowscher Strand.

„Nee! bloiz bet an de Wisch. Wi hebben dat utpeilt.“

„De Peil steiht bet tortig. De Lobber Käuh gahn ümmer noch achter 'n Busch.“

„Wat hebben Zih mit'n Peil to dauhn? — Zuch Wischen hebben all'n End bi't Klein-Redizsch' Steg.“

Drohend reckten sich schon die Fäuste. Da kamen aber die Lobber den Strand entlang in Wasserstiefeln und Südwestern, ganz und gar gerüstet zum „Bergen.“ Sie hatten hier entschiedene Anrechte, und die Klein-Redizschen fühlten die Übermacht und zogen sich einstweilen tiefer in die Dünen zurück.

Das Schiff kämpfte dort hinten am Horizont auf hoher See mit Wind und Wogen, An hundert Augen sahen vom sichern Lande aus dem zu, nicht eben mit Behagen, doch mit einem gleichgiltigen Mitleid. Was sollte man denn tun? — Hinausfahren wäre Wahnsinn gewesen. Das dort mußte seine Gefahr stehen. Ging der Wind um, war Rettung möglich.

„Hei dritot denn vör de Wind bet dat de Griefstwalder Loots ran is,“ meinte Michel Binz. Zog die borstige Oberlippe von den tabakgebräunten Zähnen und lugte scharf auf die Wetterfahne des Groß-Redtischen Kirchturms. „Man bi dies Johrstied steiht hei meist upp Nurdost fast.“

Alle hofften es.

„Verleben Johr güng de Schwed dor buten tum Düwel — 't wär od in Nowembermond.“

„Je! — —“

„Von 'ne Die kümmt em kein Hülp. So drad as de Boot rut geiht, sleit sei vull.“

„Je! — —“

Stunden vergingen. Man zog die Pudelmützen und Südwestler tiefer über die Ohren, versenkte die verklammten Fäuste in die warmen Bügentaschen, trampelte hin und her und brach ein neues Stück Priem von der Rolle.

Die See wälzte die breiten, dunkelgrauen Wogen heran und ließ sie klatschend branden. Hoch sprühte der Gischt über den Strand an den Dünen hinauf. Wolke hing sich an Wolke, immer tiefer, dräuender, das Meer schwarz färbend und schräge Regengüsse in die breiten Schaumköpfe peitschend.

Von der Schonerbarke sah man nichts mehr. Dunst und Nässe überall. Der Horizont verschwommen, verwischt. Kampf und Klagen eines Häufleins Menschen, zwischen schütternden Planzen, mit Todesgefahr, entzogen den lauernden Blicken eines andern Häufleins, das den Gewinn witterte.

Durch das Brausen des Sturms, das Klatschen der brandenden Wellen ab und an eine ungehaltene Stimme:

„Kümmt hei vör de Die vörbi, dritot hei an de pommer sch' Sied.“

„Dat wär de Düwel.“

„Krützen nußt em nich! 't weicht so stief.“

„Je! — —“

Ein breiter Buckel nach dem andern drehte sich der See zu. Warten nützte nichts. Die Nacht sank herab über Meer, Strand, Dünen und Wiesen. Der Heimweg war weit, ging durch Gräben, über Bülgeln und Stege.

Verdrießlich ging man auseinander.

Die Klein-Redtischen — die seetüchtigsten von den Insulanern, weil fast ständig im Boot wegen der Lage des Dorfes — hatten das Langwierige der Angelegenheit längst übersehen und saßen schon im Warmen und Trocknen. Die Groß-Redtischen rührten sich um so was nicht. Sie bebauten ihren Acker und besorgten ihr Vieh; fischten ein bißchen im Binnenwasser, gemächlich die Dardel (Blechfisch mit Haken und Köder daran) hinter dem Boot herziehend, oder blühten den Aal in klaren Sommernächten. An der Spitze des Bootes war eine eiserne Schaufel befestigt, pech- oder teergetränktes Holz schwälte darauf. Beim Scheitern des Feuerchens sah man durch das klare Wasser bis auf den Grund, wo der Aal sich im Sand oder Seetang einzumuddeln liebte für die Nachtruhe. Mit einer Aalharke ward der Fisch aufgespießt und ins Boot gezogen, das langsam durch die Buchten fuhr.

Die Seefischerei war ein anderer Schnack. Wer die Ostsee kannte mit all ihrem Tief und Flach wie sein eigenes Bett, der brauchte sich nicht vorbeireden lassen. Die vom Binnenstrand ahnten nichts, die vom Butenstrand wußten Bescheid.

Ging so ein Fischer in Olzeug und Südwestler und Stiefeln bis unter dem Bauch „zu Boot,“ war von ihm selbst nicht viel zu sehen, und manche Sturzsee konnte den breiten Buckel herunterfließen, ehe es ihn rührte. Doch wußte er genau, daß er keine Seetonne unbeachtet lassen durfte, keine Minute hindämmern. Immer scharf aufgepaßt auf Kurs und Wind, wollte er sich und sein Fahrzeug wieder heimbringen. Der Mann im Boot war ein anderer Kerl als der hinter dem Ofen oder auf dem Felde hinter dem Pflug. Gesprochen wurde nicht viel darüber; das war doch alles selbstverständlich. Wasser hatte doch keine Balken.

Am nächsten Morgen sahen See und Himmel aus, als wären sie es gar nicht gewesen.

Einer fand sich nach dem andern ein auf der Düne, suchte das Meer ab und überzeugte sich von dem klaren Horizont, an dem vom Brack nicht die Spur. Für diesmal war's also nichts. Wenn der Wind nicht wieder umging und doch noch Strandgut antrieb. Denn daß der Schoner glücklich in den Greifswalder oder Stralsunder Hafen binnen gekommen wäre, glaubte niemand. Aber daß die Pommern nun den Raub bergen konnten, war ein ganz verbeuveltes Pech. Na, den Dezember durch konnte noch viel passieren, wenn der Frost nicht zu früh einsetzte. Mancher Kapitän strebte noch in den Hafen zur Winterruhe und nach Weib und Kind, und — kamen sie auch oft wer weiß wie weit her — die Ostsee hatte ihre Rücken. Kurz vor dem Bestimmungsort — 'n bißchen dakiges (neblig) Wetter oder 'n steifer Nordost, und untergegangen mit Mann und Maus.

Vorläufig man wieder Nege flicken und Schwemmer schnitzen, und sobald passender Wind, hinausfahren in die See und die Reusen aufstellen zum Fischfang. Jetzt war dazu noch gute Zeit. Wenn der Fang lohnte, hatten die Weiber es hild (eilig). Sie erwarteten die Boote am Strande und halfen mit auseinandertheilen. Auf allen Höfen lagen nachher Hausen von Fischeingeweiden (Rüt), aus allen Haustüren quoll der Rauch. Und es war gut, daß der Wind eigentlich nie schlafen ging. Doch er schaffte es nicht. Eine fremde Nase hätte sich arg beleidigt gefühlt.

Aber wie alles in der Welt, war auch dies ein Übergang. Hingen erst alle Fische am Spitt (lange Stangen, die man durch die Köpfe steckte) zum Dörren oder im Wiehm (Rauchfang) zum Räuchern, wurde der Geruch schon nahrhafter. Hatten dann Katzen und Hunde den Rütthausen wieder und wieder durchwühlt, ihn hübsch verbreitert und sich das Brauchbare angeeignet, beförderte ihn wohl die Forke eines besonders Reinlichen in die Dunggrube. Oder er blieb, wo er war, und die Krähen gingen etwas später schlafen und sahen nach, was zu machen war, wenn um Haus und Hof Stille eingetreten.

Viele Mahlzeiten aber hingen bereit. Denn Vadder Brandt aus Teflow ging mit seinem langen Messer erst um Weihnachten durch die

Dörfer, die Hauschweine zu schlachten. Und mancher Mund sollte bis dahin noch gesättigt werden.

Ein langer, trockener Mann, der alte Brandt. Weiße Haare hingen von einem spitzen Kopfe lang um eingefallene, grau-bestoppelte Wangen. Ein mildes, ruhiges Auge leuchtete unter den borstigen, weißen Braunen. Überflüssiges sprach er nie. Betrat er den Hof, schritt er gleich zur Tat. Den Koben geöffnet, das Tier herausgezogen, es mit kurzem, festem Ruck niedergezwungen: „Weiter! Jochen! holt fast! —“ und mit einem sichern Schnitt vom Leben zum Tode gebracht. Nicht etwa für Geld — um die Mabberei nicht zu sehen an solch armer Kreatur, die doch ran mußte. Einen Schluck Branntwein und einen Händedruck nahm er mit auf den Weg und sagte für beides sein treuherziges Schöndank.

Auf jeder Dähl hing dann hoch von einer Leiter herunter das aufgebrochne Schwein zum Auskühlen. Das Flohmenstück war schön breit herausgekehrt, je mehr davon, je stolzer der Besitzer. In jeder Küche brodelte bald der Wurstkessel. Die Hausfrau schimpfte, die Dirnen ließen die Röcke fliegen, die Knechte trabten. Vadder so und so wartete aber am liebsten auf der Ofenbank, bis der fettige Dampf aus der hochgefüllten Schüssel ihm direkt in die stumpfe Nase zog. Dann schob er die Zipselmütze nach hinten, langte gemächlich in die Westentasche und lockerte das Klappmeh in der Scheide.

Tage gehörten dazu, ein Schwein regelrecht an die Seite zu bringen. War jedes Stück im Salztubben, im Topf und im Wiehm, klärte sich die Laune der Hausfrau. Das Spinnrad kam wieder aus dem Winkel hervor, die Hühner glucksten unter dem Ofen und Mieß und Karo vergaßen, wie ein Holzpantoffel zu treten verstand. Die fatten Männer priemten, rauchten und dösten. Draußen ruhte jede Arbeit, nur das Vieh verlangte sein Recht. Auf einem Lattengerüst lag Brot an Brot für die nächsten Monate; Kartoffeln, Wurzeln, Rüben und Runkeln, in hohen Hausen durch Stroh und Erde vor dem Erfrieren geschützt, warteten in einer Ecke der Dähl des Abholens, und ein vernünftiges

Huhn, das warmen Familienanschluß zu schäßen verstand, legte ab und an ein Ei.

An was denken? — — —

Immer kürzere Zeit verweilte der Tag in den niedrigen Stübchen, immer länger wurde die Schubstunn (Dämmerstunde), in der man gern ein Schläfchen machte. Und glühte das Öllämpchen endlich noch für ein Stündchen auf, so nahmen die Weiber das Spinnrad unter den Tritt; die Männer breiteten die Fischneze um sich herum, suchten nach Löchern und flickten, pechten und teerten, wo's sein mußte.

Die Uhr tickte, der Ofen dunstete, die Lampe schwälte. Ein Junger kniff und stubbste — eine Dirne kreischte — ein Alter fluchte. Ringsherum Gähnen, lang und laut, daß die Kinnbäden krachten. — — „Gu'nn Nacht! — —“

Die Kammertüren klinkten, das Bettstroh raschelte. Bauer und Bäuerin wälzten sich zurecht. Schnarchen und Stöhnen hier und dort und harte Lungenarbeit.

Draußen segte der Nordost um die lockeren Strohdächer, zwang die frierenden Zweige an Baum und Busch zur Demut, hörte mit scharfem Atem die Erde und deckte die Sturmflügel breit und herrisch über das Meer: ruhe aus! — Großen und Schäumen erstarben langsam, ein Spiegel formte sich, weit, gläsern, blinkend, sich Zoll um Zoll verdickend und Welle auf Welle abflachend zum frieblichen Gurgeln unter sicherer Decke. Die gleißte unter hellem Himmelslicht. Da rieselte es sachte herab aus unermeßlichen Höhen, eilig, weich, feucht und leicht, Flöckchen um Flöckchen, die ganze Luft durchtanzend und sich lagern aufeinander, aufeinander. — Ein letztes Erschauern hier und dort, ein matter Kampf, und was da lebt und webt, ergibt sich. Fester formte sich die weiße Decke, des Frostes kalte, harte Hand glättete darüber hin; und spähend folgte das Menschenauge:

„Dat höllt! man los! — —“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Verfasserin von „Jane Eyre“.

Ein Gedenkblatt zur fünfzigsten Wiederkehr ihres Todestages. (31. März.)

Von

Dr. Franz Mewes.

Nachdruck verboten.

Vor etwa fünf Jahren brachte mir eine Freundin unseres Hauses einen alten, stockfleckigen Band der Tauchnitz-Edition, den sie in einem dunklen Winkel ihrer kleinen Bibliothek aufgestöbert hatte. Das Buch war, wie sie mir gestand, vor langen Jahren einmal der Gegenstand ihrer Bewunderung, ja Begeisterung gewesen. Jetzt aber schien sie in dieser Passion so etwas wie eine Jugendeselei zu sehen, eine Empfindung, die, meiner damaligen Meinung nach, der klugen und gebildeten Frau wohl anstand. Denn nach dem, was ich von dem Werke zu wissen glaubte, war es ein Sensationsroman ohne tieferen Gehalt und Wert. Dieses Vorurteil schmolz wie Schnee unter der Sonne, als ich das Buch las. Die Kraft und Fülle des Ausdrucks, die meisterhafte Sicherheit in der Wiedergabe des Beobachteten und die wunderbar packende Darstellung des innerlich Geschautes und Erlebten überraschten mich höchlichst; ich war einem seltenen und originellen Dichtergeiste begegnet, dessen Äußerungen weiter nachzugehen sich wohl der Mühe lohnen mußte.

„Jane Eyre: An Autobiography. By Currer Bell.“ So lautete der Titel des Buches. Viele kennen es nur als Quelle des allbekannten Birch-Pfeifferschen Schauspiels: „Die Waise von Lowood“. Einst hat die Kunst ausgezeichnete Darstellerinnen, vor allem der unvergeßlichen Hedwig Niemann-Raabe, diesen Staub übergoldet; jetzt ist das Stück wohl endgültig von den angesehenen Bühnen — wenigstens

in der Reichshauptstadt — verschwunden und lockt nur noch an der Peripherie hin und wieder, namentlich an Sonntagnachmittagen, eine für Rührungen und Sensationen empfängliche Menge in die Tempel Thaliens. Mit Currer Bells Roman hat der Theaterchmarren kaum noch etwas gemein. Wenn ihm auch die gute Wirkung nicht abgesprochen werden soll, viele zum Lesen des Originals angeregt zu haben, so sind doch gewiß auch nicht wenige eben durch das Stück davon abgeschreckt worden. Ich wenigstens möchte glauben, daß die verhältnismäßig geringe literarische Wertschätzung, die Currer Bell im allgemeinen in Deutschland genießt, zum Teil auf Rechnung der Verbirchpfeifferung von „Jane Eyre“ zu setzen ist. Zu einem anderen Teil werden daran freilich auch die schauderhaften Bearbeitungen schuld sein, die für teures Geld als Übersetzungen des Romans verkauft wurden<sup>1)</sup>. Jedenfalls ist heutzutage die Zahl derjenigen, die „Jane Eyre“ gelesen haben und zu würdigen verstehen, nicht übermäßig groß. Wie viele aber wissen etwas von den übrigen Schriften Currer Bells? Wer hat „Shirley“ gelesen? Wer kennt „Billette“<sup>2)</sup>, diese ergreifende Elegie einer einsam ringenden Frauenseele?

Am 31. März sind fünfzig Jahre verflossen, daß sich das Grab über Currer Bell schloß. Es wäre an der Zeit, daß eine Schriftstellerin, die ihre Landsleute zu den großen Meistern der englischen Prosaichtung zählen, auch in Deutschland etwas besser bekannt würde. Hierzu beizutragen ist der Zweck der folgenden Zeilen. Es soll keine kritische Analyse ihrer Werke geboten werden; die Aufgabe ist, in mäßiger Ausführlichkeit die Fragen zu beantworten: wer war, wie lebte und was schuf Currer Bell?

Es ist im Spätsommer 1821. Aus dem grauen, steinernen Hause gegenüber der Kirche, die von der Höhe des grauen, steinigen Tuchmacherdorfes Haworth in Yorkshire (West-Riding) herniederblickt, tritt eine Kinderschar, fünf Mädchen und ein Knabe, im Alter von zwei bis acht Jahren. Hand in Hand trippeln sie davon, die jüngsten sorglich behütet von den größeren. Wohin geht die Wanderung? Hinunter in das Dorf? Die enge, holprige Straße hinab, wo kein Blümchen das Kinderherz erfreut? Nein, aufwärts zum Moore, zur weiten, duftigen Heide, die sich in purpurner Majestät hinter dem Dorfe emporzieht, dem herrlichen, aber auch dem einzigen Schmuck dieses abgelegenen, trübseligen Bergnestes, einem Schmuck zudem, den es nur in wenigen Wochen des Spätsommers und Herbstes zur Schau stellt, während des kalten, bleiernen, stürmischen Winters aber mit einem weiten Schneemantel überdeckt.

Die sechs Kleinen sind die Kinder des Ortsgeistlichen, eines Irländers, der längst seinen ursprünglichen Namen Brunty mit dem wohlklingenderen Brontë vertauscht hat. Er ist wohl jetzt in seinem Studierzimmer mit einer Berufsarbeit, vielleicht auch mit der Abfassung einer moralischen Dichtung beschäftigt, deren er mehrere in Vers und Prosa veröffentlicht hat. Oder er brütet über einem Zeitungsblatt, denn Patrick Brontë ist ein eifriger Politiker, der aus seiner stramm toryistischen Gesinnung kein Hehl macht. Und die Mutter? Sie liegt drinnen auf dem Siechbette und harret still und geduldig dem Ende entgegen, das nicht mehr fern sein kann. Kein freundlicher Stern hatte dem zarten, sanften, nicht mehr ganz jugendlichen Mädchen geleuchtet, als es dem stattlichen und energischen, aber auch eigentwilligen und exzentrischen Manne die Hand reichte und aus ihrer Heimat an der sonnigen Küste von Cornwall nach dem rauhen Yorkshire übersiedelte. Zuerst lebten die Gatten in Hartshead, einem kleinen, hübsch gelegenen Dorfe östlich von Halifax. Dort wurden die beiden ältesten Töchter Maria (1813) und Elisabeth (1814) geboren. Dann siedelte die Familie nach Thornton über, das zum Sprengel Bradford gehört wie Haworth und an öder Lage ihm nichts nachgibt. Rasch hintereinander folgten hier die vier andern Kinder: Charlotte (21. April 1816), Patrick Branwell (1817), Emily (1818) und Anne (1819). Dann wurde aufs neue das Hausgerät aufgepackt, und als die schon kränkelnde Frau im Februar 1820 den steilen Hügel nach Haworth hinauffuhr und, vor dem düstern Pfarrhause angelangt, den Blick

<sup>1)</sup> Sie sind leider noch immer nicht abgetan wie die erst im vorigen Jahre erschienene Gendelsche Ausgabe beweist. Dagegen bietet Kellam eine vollständige Übersetzung.

<sup>2)</sup> Sämtliche Romane von Currer Bell sind in der Tauchnitz-Ausgabe erschienen.

über den angrenzenden baumlosen Friedhof und das weite Schneefeld dahinten schweifen ließ, da mögen wohl trübe Gedanken durch ihre Seele gezogen sein. Schon im September 1821 trug man sie zur Gruft in der Kirche zu Hawarth. Achtundzwanzig Jahre nach ihrem Tode gab Brontë seiner inzwischen berühmt gewordenen Tochter eines Tages die vergilbten Briefe der Mutter in die Hand. „Es war seltsam“, erzählt jene, „iezt zum erstenmale die Äußerungen eines Geistes zu lesen, von dem mein eigener entsprang, und höchst seltsam, und traurig und süß zugleich, diesen Geist von wahrhaft schöner, reiner und hoher Art zu finden. Sie (die Briefe) wurden an Papa geschrieben, bevor sie verheiratet waren. Es ist eine Redlichkeit, eine Feinheit, eine Beständigkeit, eine Bescheidenheit, eine Klugheit, eine Güte in ihnen, die unbeschreiblich sind. Ich wollte, sie hätte gelebt, und ich hätte sie gekannt.“

Ein Jahr lang blieben die mutterlosen Waisen der Obhut von Dienstboten überlassen. Dann zog eine ältere, unverheiratete Schwester der Frau Brontë ins Haus, um ihrem Schwager die Wirtschaft zu führen. Frä. Branwell war eine ehrenwerte und gewissenhafte Dame, aber die Mutter hat sie den Kleinen nicht ersetzt; sie konnte eben nicht geben, was sie nicht besaß. Sie beschränkte sich darauf, die Kinder in häuslichen Verrichtungen zu unterweisen, vorzüglich im Nähen, das ihr als die Krone aller weiblichen Fertigkeiten galt.

Was den Kleinen an geistiger Anregung geboten wurde, ging von ihrem Vater aus. Die älteste, Maria, ein ungewöhnlich begabtes Kind, dürfte nicht nur der Mutter, sondern auch dem Vater am nächsten gestanden, die erste und ausgiebigste Unterweisung in Religion, Schreiben und Lesen von ihm empfangen und ihm dann beim Unterrichten der Geschwister wesentliche Hilfe geleistet haben. Denn allzuviel scheint sich Mr. Brontë nicht mit seinen Kindern abgegeben zu haben; nur dem Sohne erteilte er später regelrechten Unterricht. Aber es waren helle Köpfe, diese Kleinen Brontës. Sobald sie nur einmal die Buchstaben unterscheiden konnten, sogten sie geistige Nahrung aus jedem Blatt bedruckten Papiers, das sie erwischten. In einem Alter, wo anderen Kindern eine Zeitung nur als lästiger Mitbewerber um die Aufmerksamkeit der Eltern erscheint, fing diese kleine Rotte schon an, sich um die Tagesereignisse zu kümmern und hohe Politik zu treiben. In ihrer Abgeschlossenheit — denn der Umgang mit den Dorfkindern war ihnen nicht gestattet — und unter dem Drucke der häuslichen Verhältnisse lernten sie eigentliche, fröhliche Kinderspiele niemals kennen. Aber sie hingen an einander wie die Kletten und scheinen anderen Verkehr garnicht begehrt zu haben.

Im Sommer 1824 brachte Mr. Brontë die beiden ältesten Mädchen, Maria und Elisabeth, und ein paar Monate später auch die zwei folgenden, Charlotte und Emily, nach Cowan Bridge, einem Dörfchen zwischen Leeds und Kendal, wo nicht lange vorher eine billige Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für Predigertöchter errichtet worden war. Wer „Jane Eyre“ gelesen hat, weiß, wie es in diesem Kinderheim zuging. Denn Lowood ist Cowan Bridge. Die Schatten mögen hier und da noch etwas vertieft sein, im wesentlichen ist die Zeichnung richtig. Der pietistische Schulthyrann, die milde Miß Temple und die gräuliche Miß Scatcherd sind Porträts. In der rührenden Gestalt der Helen Burns aber hat treues schwesterliches Gedenken der frühverstorbenen Maria Brontë ein Denkmal gesetzt. Unter den elenden Lebensbedingungen von Cowan Bridge kam der Schwindfuchtskeim, der in dem armen Kinde schlummerte, zu reizend schneller Entwicklung. Maria starb einige Tage, nachdem der Vater sie heimgeholt hatte, im Frühling 1825, und wenige Monate später folgte ihr die Schwester Elisabeth ins Grab nach. Die beiden andern kehrten zwar nach den großen Sommerferien noch einmal in die Anstalt zurück, aber glücklicherweise nur auf wenige Wochen, sonst würden sie wohl denselben Weg gegangen sein, wie ihre älteren Schwestern.

So war denn die nunmehr neunjährige Charlotte an die Spitze der kleinen Schar berufen, und sie trat in der Fürsorge um die jüngeren Geschwister treulich in die Fußstapfen Marias. An wohlwollender Aufsicht fehlte es den Kindern übrigens nicht, denn neben der Tante waltete jetzt noch eine andere weibliche Autorität im Hause: Tabby, eine ältere Frau aus dem Dorfe, die in dreißig Jahre langem Dienst aufsgingste mit der Familie verwuchs. Die Hannah in „Jane Eyre“ trägt deutlich ihre

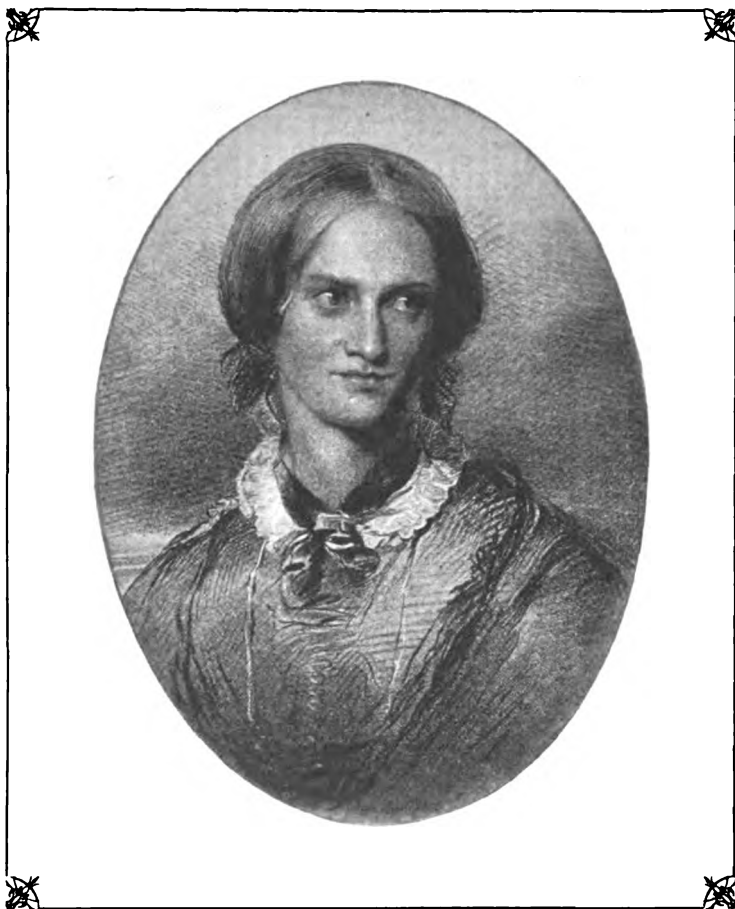
Züge. Manchen Winterabend sahen die vier Kinder bei ihr in der Küche, während der Sturm draußen über das Moor tobte und an der Türe rüttelte. Tabby war mit Land und Leuten genau vertraut und wußte manches zu berichten aus alter Zeit, da es noch keine Fabriken in der Gegend gab und die Elfen ungestört am Bachestrande ihr Wesen treiben konnten. Aber die kleinen Brontës ließen sich nicht nur Geschichten erzählen, nein, sie erfanden selbst welche; sie verfaßten Romane, Dramen und Gedichte und ließen allmonatlich nach dem Muster der ins Haus kommenden Monatschriften (Blackwood u. a.) ein „Magazin“ erscheinen, das außer ihnen selbst kein sterbliches Wesen zu sehen bekam. Mit 14 Jahren hatte Charlotte schon 21 Bände von je 60—100 Seiten in allerkleinster Schrift produziert. Selten dürfte sich der Drang zu schriftstellerischer Betätigung so frühe und so ungestüm geltend gemacht haben, wie bei diesen Kindern in der einsamen Pfarre am Heiderande. Treffend hat eine Freundin Charlottes sie und ihre Geschwister mit Kartoffeln verglichen, die im Keller austreiben.

Im Jahre 1831 wurde Charlotte wieder auf eine Schule gebracht. Die Anstalt führte den Namen Roe Head und lag etwa vier deutsche Meilen von Haworth in anmutiger Gegend an der Straße von Leeds nach Huddersfield. Sie gehörte einem Fräulein Wooley, die hier einer geringen Anzahl von Schülerinnen wohlwollende Pflege und tüchtigen Unterricht zu teil werden ließ. Als die kleine, unschöne Pfarrerstochter in diesen Kreis kam, erregte sie durch ihre altmodische Kleidung und durch ihre seltsamen Kopfbewegungen, die auf hochgradiger Kurzsichtigkeit beruhten, die Laclust der Mädchen. Man fand sie auch sehr unwissend, denn mit der Geographie war sie nur wenig befannt, und von Grammatik hatte sie keine Ahnung. Dagegen setzte sie die anderen durch ihre literarischen Kenntnisse und ihr kritisches Urteil über Gemälde, Stiche und Holzschnitte in Erstaunen. Sie war selber eine geschickte Zeichnerin, wie ihre Jane Eyre auch; Kunstzeugnisse wie Naturerscheinungen zeigten ihr Dinge, die keine ihrer Mitschülerinnen sah. Von unbezwinglicher Lernbegier und tief durchdrungen von der Notwendigkeit nützlicher Kenntnisse, betrachtete sie doch schon als fünfzehnjähriges Mädchen die Verfeinerung des Geschmacks und die Bildung des Gemütes als das Hauptziel geistiger Vervollkommnung. Ein Mangel an körperlicher Gewandtheit, der auch mit ihrem schlechten Gesicht zusammenhing, schloß sie von den Spielen der Mädchen aus. Um so mehr begehrte man ihre Gesellschaft des Abends, denn sie war eine unübertreffliche Geschichtenerzählerin, und begierig hörten die anderen ihr zu, wenn sie im Schlaßsaal in den Betten lagen. Zum Einschlafen war es just nicht, was sie da hören ließ; den Zuhörerinnen klapperten vor Grauen die Zähne, und einmal verfiel sogar eine von ihnen in Schreckkrämpfe. Mit der Zeit errang sich Charlotte die Gunst und Zuneigung ihrer Gefährtinnen in solchem Maße, daß die Mädchen gegen Fräulein Wooley förmlich revoltierten, als sie der pflichteifrigen Schülerin eine schlechte Note gegeben hatte.

Nach anderthalbjährigem Aufenthalte in Roe Head heimgekehrt, wurde Charlotte die Lehrerin ihrer beiden Schwestern. Drei Jahre ruhigen Lebens im Vaterhause folgten. Unterricht und häusliche Tätigkeit füllten die größte Zeit des Tages aus; mit Lesen, Zeichnen und Spaziergängen auf der Heide wurden die Mußestunden hingebacht. Gelegentlich kam auch durch einen Besuch von oder bei ihrer Schulfreundin Ellen Nussey, die einige Meilen von Haworth entfernt lebte, etwas Abwechslung in die Einförmigkeit dieses Daseins. Charlottes Briefe an Ellen Nussey, die von der Empfängerin sorglich aufbewahrt worden sind, gewähren wichtige Einblicke in ihr Leben und bilden, da die Korrespondenz erst mit dem Tode Charlottes ihr Ende fand, eine Hauptquelle für ihre Biographen.

Diese Jahre von 1832 bis 1835 können die glücklichsten in Charlottes Leben genannt werden, denn die äußere Ruhe und den inneren Frieden dieser Zeit hat sie nie wieder erreicht. An das neunzehnjährige Mädchen trat die Sorge um die Zukunft um so dringlicher heran, als die Brontës mit dem Plan umgingen, den Sohn des Hauses auf die Kunstakademie in London zu schicken, was bei den beschränkten Mitteln der Familie nur unter schweren Opfern hätte durchgeführt werden können. Charlotte war, als die älteste, „die nächste dazu“, ihre Opferwilligkeit zu beweisen, und so ging sie denn Ende Juli 1835 nach Roe Head zurück, um ihrer ehemaligen Lehrerin und

nunmehrigen Freundin, Fräulein Wooler, beim Unterricht zur Seite zu stehen. Mit ihr ging, als Schülerin, ihre Schwester Emily. Man kann nicht über Charlotte Brontë schreiben und Emily Brontë nur mit einer Zeile abtun. Ihre geniale Eigenart wurde von der berühmteren Schwester willig, ja fast mit einem Gefühl der Inferiorität anerkannt. Eine hohe, edige Gestalt, ragte sie schon körperlich über die kleine, zierliche Charlotte empor; in ihrem ganzen Wesen aber äußerte sich „eine Würde, eine Höhe“,



Charlotte Brontë.

Nach einer Photographie des Richmond'schen Porträts von Herrn J. J. Stead.

die die Vertraulichkeit entfernte oder einschränkte. Die allen drei Schwestern eigene Zurückhaltung und Scheu vor dem Umgang mit Fremden erschien in Emily zu abweisender Schroffheit gesteigert, die sich in unerschütterlicher Einsilbigkeit oder auch völliger Schweigsamkeit und Gleichgültigkeit kundtat. Am liebsten streifte sie allein mit ihren Hunden über die Heide. An der Heide hing ihr Herz, und nur daheim fühlte sie sich wohl. So war auch ihr Aufenthalt in Roe Head nur von kurzer Dauer; schon nach einem Vierteljahr hatte ihre Gesundheit unter dem Einflusse des Heimwehs so gelitten, daß sie nach Hause geschickt werden mußte. Nach Jahr und Tag machte sie wiederum den Versuch, außerhalb Haworths zu leben; sie ging als



Lehrerin nach Halifax, aber schon nach einigen Monaten harten Frondienstes kehrte sie nach Haworth zurück, um es nur noch einmal in Begleitung ihrer älteren Schwester auf längere Zeit zu verlassen.

Auch Charlotte mußte ihre Tätigkeit bei Miß Wooler nach anderthalb Jahren wieder aufgeben. Zwar hatte sich ihre Stellung durchaus freundlich gestaltet, aber das Unterrichten vom Morgen bis zum Abend wurde ihr mehr und mehr zur Qual. Ihre Briefe aus dieser Zeit geben von schweren inneren Kämpfen Zeugnis. Die Weihnachtssferien 1836 brachten ihr im Aufenthalte daheim noch einmal Erfrischung. Damals sandte sie von Haworth aus einige Gedichte an Southey und bat ihn um seinen Rat. Die Antwort des poeta laureatus lautete freundlich anerkennend, aber abmahnend. Mit tapferem Entschluß suchte sich die Enttäuschte wieder in ihre Lage zu finden. Aber das öde Einerlei und die ungestillte Sehnsucht nach Freiheit und Aufschwung zehrten an ihrer Gesundheit, und als nun gar Miß Wooler die Schule nach einem weniger hoch und luftig gelegenen Orte verlegte, wurde Charlottes Zustand so bedenklich, daß schleunige Rückkehr ins Vaterhaus geboten war.

Hier erholte sie sich rasch wieder im trauten Umgange mit den Schwestern und im gelegentlichen Zusammensein mit ihren Freundinnen Ellen Nussey und Mary Taylor, gleichfalls einer Mitschülerin von Roe Head. In dieser Zeit machte ihr Ellens Bruder, ein junger Geistlicher, einen Heiratsantrag. Sie war dem Manne gewogen, aber ihr Temperament paßte nicht zu dem seinigen, und sie fühlte, wie sie an Ellen schrieb, nicht jene starke Zuneigung zu ihm, die sie willig gemacht hätte, für ihn zu sterben. So wies sie ihn ab. Man glaubt, daß dieser erste Bewerber das Urbild des St. John in „Jane Eyre“ gewesen sei.

Statt als Pfarrersfrau in ein eigenes Heim und gesicherte Verhältnisse ging Charlotte als Gouvernante in das Haus eines reichen Yorkshirer Fabrikbesizers. Ihr Los war das typische in dieser Stellung, das will sagen, es war leid- und mühevoll. „Ich sehe klarer als je zuvor“, schreibt sie Juni 1839, „daß eine Gouvernante kein Dasein hat, als kein vernünftiges lebendes Wesen betrachtet wird, außer in Verbindung mit den beschwerlichen Pflichten, die sie zu erfüllen hat.“ Die Qual dauerte nur einige Monate, und schon im Juli genoß sie wieder die alte Freiheit daheim, ja im September machte sie mit Ellen einen vierzehntägigen Ausflug an die See, von dem sie mit starken neuen Eindrücken heimkehrte.

Während Anna seit dem April 1839 fortdauernd „den Kelch des Lebens, wie er für die Menschenklasse mit dem Namen Gouvernanten gemischt ist“ zu schlürfen hatte, verließ Charlotte erst im März 1841 wieder das Haus, um von neuem ihr Glück in einer solchen Stellung zu versuchen. Sie traf es diesmal besser, aber zurechtzufinden vermochte sie sich in dem Berufe dennoch nicht. Er stellte an sie die Anforderung, alle ihre Gedanken beständig in eine Richtung zu zwingen, die von ihrem natürlichen Wege weit ablag. Dazu kam, daß weder Charlotte noch ihre Schwestern die rechte Neigung und Befähigung für den Umgang mit Kindern hatten. „Die kleinen Brontës“, sagt Mrs. Gastell<sup>1)</sup>, „waren mütterlos aufgewachsen, und da sie nichts von der Fröhlichkeit und Lust der Kindheit wußten, da sie ihrerseits niemals Liebesungen oder zärtliche Aufmerksamkeiten erfahren hatten, so kannten sie auch nicht die eigentliche Natur des Kindes und verstanden nicht, seine gewinnenden Eigenschaften hervorjuloden.“ Hiermit hängt es zusammen, daß die Kinder in Charlottes Romanen wenig Kindlichkeit besitzen. Es fehlte, wie ein Schriftsteller geistvoll bemerkt, an ihrem kleinen, aber Wunder erschließenden Bunde der winzige Schlüssel, der das Herz des Kindes öffnet.

Indessen, der Lehrberuf schien nun einmal den Schwestern die einzige Möglichkeit zu standesgemäßem Broterwerb zu bieten. Ihr Streben war nur darauf gerichtet, ihn selbständig und gemeinsam auszuüben: sie wollten eine Schule errichten. Aber hierzu war die Ausbildung, die sie genossen hatten, nicht ausreichend. Namentlich wurde eine völlige Beherrschung des Französischen erfordert, und die ließ sich in

<sup>1)</sup> Mrs. Gastell, The Life of Charlotte Brontë. Am empfehlenswertesten die neue Haworth-Edition mit Anmerkungen von Clement Shorter (London, Smith, Elder u. Co. 1900).

Haworth nicht gewinnen. Das sah auch die Tante, Miß Brantwell, ein, nachdem sie einmal für die Unterstützung des Schulplanes gewonnen war. Sie gab aus ihrem kleinen Vermögen eine Summe her, die ausreichte, um zweien der Mädchen einen halbjährigen Aufenthalt im Auslande zu ermöglichen, und im Februar 1842 finden wir die beiden ältesten Schwestern (Anna war in ihrer Gouvernantenstellung geblieben) im Schulpensionat der Frau Héger in der Rue d'Isabelle in Brüssel wieder, wie sie unter einer Schar von etwa hundert meist viel jüngeren Schülerinnen, größtenteils aus Belgien, eifrig bemüht sind, so viel Wissensstoff in sich aufzunehmen, wie ihnen nur irgend geboten wird. Den französischen Unterricht erhielten sie von Herrn Héger, einem temperamentvollen und energischen Manne, der als Professor an dem königlichen Gymnasium (Athénée), das an das Pensionat stieß, eine angesehenere Stellung bekleidete. Er erkannte rasch, daß seine neuen Schülerinnen nicht gewöhnlichen Schlages waren, und wählte daher für sie ein anderes Unterrichtsverfahren, als er bei der großen Masse anwandte. Die Eigenart seines Wesens machte auf Charlotte starken Eindruck; Emily blieb davon unbeflußt, wenn sie auch der Schwester an Lerneifer nichts nachgab. Ihre Haltung gegen Fremde erfuhr auch hier in Brüssel nicht die geringste Änderung; sie wechselte kaum jemals ein Wort mit irgendwem, und selbst in den wenigen englischen Familien, die den Schwestern an Feiertagen Aufnahme boten, pflegte sie in völligem Schweigen zu verharren. Freilich vermochte auch Charlotte, so freundlich sie jedermann auf Anreden und Fragen antwortete, ihre Schüchternheit in diesen Kreisen nicht abzulegen. Die größte Freude bereitete ihr der Umgang mit ihrer Freundin Mary Taylor und deren jüngerer Schwester Martha, die sich in einem anderen Pensionat in Brüssel befanden.

Die Absicht der Schwestern, mit Beginn der großen Herbstferien nach Hause zurückzukehren, kam nicht zur Ausführung, da ihnen die Hégers für ein weiteres halbes Jahr freien Aufenthalt anboten, wofür Charlotte englischen und Emily musikalischen Unterricht geben sollte. Aber schon im Oktober wurden sie durch den plötzlichen Tod ihrer Tante nach Haworth zurückberufen. Von hier kehrte Emily nicht in die Rue d'Isabelle zurück; sie blieb in ihrem geliebten Heidedorf. Charlotte aber trat im Januar 1843 als Lehrerin der englischen Sprache gegen ein Jahresgehalt von 16 Pfund Sterling in das Hégersche Pensionat wieder ein. Neben ihrer Unterrichtstätigkeit verfolgte sie ihre eigenen Studien, unter denen jetzt die Beschäftigung mit dem Deutschen in die erste Reihe trat.

Dieser zweite Aufenthalt in der belgischen Hauptstadt sollte das innere Leben Charlottes und damit ihr späteres dichterisches Schaffen aufs tiefste beeinflussen. Die Verhältnisse in Brüssel hatten sich für sie wesentlich geändert. Nicht nur Emily war ihr entzogen; auch Mary hatte die Stadt verlassen, und ihre Schwester Martha ruhte auf einem Brüsseler Kirchhofe. Aller Verkehr nach außen hin hörte auf. Ihre Umgebung im Pensionat aber war ihr tief zuwider. Die belgischen Mädchen nennt sie kalt, selbstfüchtig, animalisch und unbedeutend; die Lehrerinnen waren ihr nicht sympathischer, und Frau Hégers früheres Wohlwollen gegen sie hatte sich in äußerste Kälte verwandelt, woran zum Teil der Unterschied der Religion, zum Teil aber, wie es scheint, Eifersucht die Schuld trug. War doch der Professor der einzige, zu dem das einsame Mädchen Vertrauen und Verehrung fühlte, und der, so wenig sie auch in der letzten Zeit mit ihm zusammentraf, sich unerschütterlich als „ihr wahrer, gütiger, selbstloser Freund“ bewies. Sie hat noch einige Zeit nach ihrer Heimkehr mit ihm in Briefwechsel gestanden, bis dieser Korrespondenz, in der Charlotte ebensowenig wie in ihrem persönlichen Verhalten in Brüssel jemals zartere Empfindungen gegen Héger verriet (was sie wirklich fühlte, wissen wir nicht), der Argwohn seiner Frau ein Ende machte.

Noch wurde Charlotte in dieser trüben Brüsseler Periode durch ihre Tätigkeit und das Leben und Treiben um sie herum vor dem inneren Zusammenbruch bewahrt. Die fürchterlichsten Seelenqualen aber hatte sie während der langen Herbstferien zu erdulden, als sie mit einer französischen Lehrerin, die ihr besonderen Widerwillen einflößte, in dem großen, verödeten Gebäude allein blieb. Stundenlang, ja Tage hindurch irrte sie in den Straßen und in der Umgebung Brüssels umher, und wenn

sie dann des Abends, durch Anstrengung und Nahrungsmangel erschöpft, in das gefürchtete Haus in der Rue d'Isabelle zurückkehren mußte und ihr Bett an dem Ende des langen, totenstillen Schlafsaales aufsuchte, wartete ihrer eine schlaflose Nacht, in der die Bilder, die sie bei Tage verfolgten, mit verdoppelter Stärke vor ihre Seele traten und ihr Körper von Fieberschauern geschüttelt wurde. Wer einen tiefen Blick tun will in den Seelenzustand der Vereinsamen während dieser schlimmen Zeit, der nehme ihren letzten Roman „Villette“ zur Hand. In ihn müssen sich auch diejenigen wenden, die ein wenig mehr von dem erfahren möchten, was Charlottes Gedanken und Empfindungen während ihres Lebens in Brüssel beschäftigte. Noch heute streiten sich ihre Biographen darüber, was sie mit folgender Äußerung gemeint habe, die sie einige Jahre später zu ihrer Freundin tat: „Ich kehrte nach Tantes Tode gegen mein Gewissen nach Brüssel zurück, getrieben von einer Regung, die unwiderstehlich schien. Ich wurde für meine selbstsüchtige Torheit durch gänzliche Entziehung des Glückes und Seelenfriedens auf mehr als zwei Jahre bestraft.“ Daß ein Wandel in ihr vorgegangen war, zeigen auch folgende Worte, die sie einige Tage vor ihrer Rückkehr nach Haworth an Ellen schrieb: „Ich habe Dir natürlich viel zu erzählen, und Du hast mir gewiß auch viel zu erzählen, — Dinge, die keine von uns dem Papier anvertrauen möchte . . . Ich weiß nicht, ob Du fühlst wie ich, aber es gibt jetzt Zeiten, wo es mir scheint, als ob alle meine Gedanken und Gefühle, ausgenommen einige wenige Freundschaften und Neigungen, anders geworden seien als sie früher waren. Etwas in mir, das Enthusiasmus war, ist bezwungen und gebrochen. Ich habe weniger Illusionen. Wonach ich jetzt verlange, ist rüstiges Schaffen — ein Ziel im Leben. Haworth scheint solch einsamer, stiller Fleck, abseits, verborgen vor der Welt. Ich betrachte mich nicht mehr als jung; werde ich doch bald 28 Jahre alt sein, und ich sollte, scheint mir, arbeiten und der rauhen Wirklichkeit der Welt trogen wie andere Leute auch.“

Daß die Blütezeit ihres Lebens vorübergehen werde, ohne daß sie etwas geschafft habe, dieser Gedanke quälte sie unaufhörlich. Nach ihrer Heimkehr, die um die Wende des Jahres 1843 erfolgte, suchte sie zunächst den Schulplan zu verwirklichen. Für ein paar Pflinglinge konnte im Pfarrhause zunächst Platz geschafft werden; war erst einmal der Anfang gemacht, so reichte das kleine Erbteil, das die Tante den Schwestern hinterlassen hatte, aus, um die erforderlichen Erweiterungen vorzunehmen. Aber alle Bemühungen um Pensionärinnen waren vergeblich, wohl zum Teil wegen der einsamen und unfreundlichen Lage des Ortes. Im Grunde ihres Herzens waren die Schwestern über diesen Fehlschlag vielleicht gar nicht unzufrieden. Denn abgesehen von ihrer geringen Neigung zu pädagogischer Tätigkeit, mußten sie sich sagen, daß ihr Haus kaum noch ein geeigneter Ort zur Aufnahme und Erziehung von Kindern war, seit der moralische Niedergang ihres Bruders Brantwell es häufig zu einer Stätte der Angst und Aufregung machte. Brantwell Brontë war nicht das am wenigsten begabte Mitglied der Familie. Er dichtete, er malte, er trieb Musik, aber er neigte auch schon früh zu einem regellosen Leben. Eine Zeitlang versuchte er sich außerhalb Haworths als Porträtmaler und trat in Verkehr mit Künstlern und Schriftstellern. Dann war er bei einer Eisenbahngesellschaft angestellt. Zuletzt wurde er Hauslehrer in derselben Familie, bei der seine Schwester Anna als Gouvernante lebte. Hier verliebte er sich leidenschaftlich in die viel ältere Gattin seines Brotagers. Diese unglückliche Neigung führte zu seiner Entlassung und zu seinem völligen Zusammenbruch. Seit Mitte 1845 lebte er, dem Opium und dem Alkohol verfallen, fast beständig im Vaterhause zu Haworth. Einst die Freude, der Stolz, die Hoffnung der Schwestern, wurde er ihre Sorge, ihre Schmach, ihre Verzweiflung. Erst nach drei Jahren erlöste ihn der Tod von einem Leben, das ihm längst zur Last geworden war.

Zu dem Kummer um den Bruder gesellte sich noch die Sorge um den Vater, der durch den grauen Star das Sehvermögen fast ganz eingebüßt hatte und vieler Aufwartung bedurfte. In treuer Kindespflicht stand ihm Charlotte zur Seite, doch fortwährend nagte der Gedanke an ihrem Innern, wie ihr Leben hinschwinde, ohne daß sie ihre Kräfte geübt und sich eine Aussicht für die Zukunft eröffnet habe.

\*

\*

\*

Aber noch dasselbe Jahr, das für Branwell den Anfang vom Ende bezeichnete, sollte für seine Schwestern den Beginn des Aufschwunges bringen. „Eines Tages im Herbst 1845,“ so berichtet Charlotte, „stieß ich zufällig auf einen Manuskriptband Gedichte in der Handschrift meiner Schwester Emily. Natürlich war ich nicht überrascht, da ich wußte, daß sie Verse schreiben konnte und wirklich schrieb. Ich sah ihn durch, und etwas mehr als Überraschung ergriff mich, — eine tiefe Überzeugung, daß dies keine gewöhnlichen Ergüsse waren, und daß sie durchaus nicht den Gedichten glichen, wie sie Frauen meistens schreiben. Ich fand sie straff und gedrängt, kraftvoll und natürlich. Für mein Ohr hatten sie eine eigene Musik: wild, melancholisch und erhebend.“ Bei Emilys verschlossenem Charakter kostete es Mühe, sie mit der Entdeckung auszuföhnen. Inzwischen holte auch Anna einige selbstverfaßte Gedichte hervor, und Charlotte teilte ihre eigenen mit. Die Schwestern kamen überein, auf ihre Kosten eine Auswahl dieser Poesien drucken zu lassen und damit den Schritt in die Öffentlichkeit zu tun, auf den längst ihre geheimen Hoffnungen gerichtet waren. Das Duodezbandchen erschien im Frühling 1846 unter dem Titel: Poëms by Currer, Ellis and Acton Bell. Diese Pseudonyme, die von den wirklichen Namen der Verfasserinnen die Anfangsbuchstaben enthielten, hatten den Vorzug, nichts über ihr Geschlecht zu verraten; sie konnten sowohl Männern wie Frauen angehören.

Das Buch blieb fast völlig unbemerkt. Vierzehn Jahre später sagt Charlotte von ihm: „Es ist kaum bekannt, und alles, was davon bekannt zu werden verdient, sind die Gedichte von Ellis Bell.“ Soweit Emilys Vorrang in Frage kommt, ist dies Urteil ohne Zweifel richtig. Ihre Gedichte übertreffen die ihrer Schwestern an Kraft, Tiefe und Originalität. Aber was die andern beiflügelten, verdient nicht, in Wusch und Bogen verworfen zu werden. Jede legte ihr eigenes charakteristisches Empfindungsleben in diese Dichtungen, und es finden sich darunter einzelne, die den Leser im Innersten ergreifen und rühren. Wer dem Schicksal dieser merkwürdigen Frauen Beachtung schenkt, wird ihre Gedichte nicht entbehren wollen, die in ihrer schlichten Natürlichkeit und Innigkeit zu dem Charakterbilde der Verfasserinnen manchen Pinselstrich hinzufügen.

Der Mißerfolg entmutigte die Schwestern nicht. Jede von ihnen hatte, schon ehe die Gedichte erschienen, einen Roman zu schreiben begonnen. Diese Arbeit hielten sie nicht vor einander geheim. Im Gegenteil, sie beratschlagten miteinander über den Plan und die Personen ihrer Erzählungen. Schon in früheren Jahren hatten sie die Gewohnheit gehabt, des Abends nach neun Uhr, wenn die übrigen Angehörigen des Haushalts zur Ruhe gegangen waren, in dem Wohnzimmer auf und ab zu schreiten und ihre Pläne für die Zukunft zu erörtern. Jetzt wurden diese stillen Stunden zur Besprechung ihrer Schriften verwendet. Ein- oder zweimal in der Woche las jede der andern vor, was sie geschrieben hatte, und hörte, was sie darüber sagten. Wie allerdings Charlotte später Mrs. Gaskell erzählte, wurde sie durch die Bemerkungen der andern selten zur Änderung ihrer Arbeit veranlaßt, so überzeugt war sie, die Wirklichkeit geschildert zu haben. Aber das Lesen und Zuhören übte auf sie alle einen starken und anregenden Einfluß, indem es sie dem Druck der täglichen Sorgen entzog. An einem solchen Abende tadelte Charlotte einmal ihre Schwestern, daß sie meinten, ihre Heldinnen müßten schön sein, um Interesse zu erwecken. „Ich will euch beweisen, daß ihr Unrecht habt,“ sagte sie. „Ich will euch eine Heldin zeigen, die so unschön und so klein ist wie ich und die doch ebenso interessant sein soll wie eine der eurigen.“ So entstand Jane Eyre, „aber“ fügte sie hinzu, als sie diesen Vorfall erzählte, „sie ist nicht ich, alles andere als das.“

Vorläufig handelte es sich jedoch noch nicht um das Werk, das sie berühmt machen sollte, sondern um einen kleinen Roman „The Professor“. Das Buch ist erst nach ihrem Tode gedruckt worden; denn alle Bemühungen, einen Verleger dafür zu finden, waren vergeblich. Während die Romane ihrer Schwestern, Emilys „Wuthering Heights“ und Annes „Agnes Grey“ nach mehrfach wiederholten Versuchen endlich, wenn auch unter sehr ungünstigen Bedingungen, angenommen wurden, wanderte „The Professor“ über ein Jahr lang zwischen Haworth und

London hin und her, ohne auch nur bei einem einzigen Verleger Anerkennung, geschweige denn Annahme zu finden. Die Erklärung findet sich in folgenden Bemerkungen über den Plan des Werkes, die Charlotte später niedergeschrieben hat: „Ich sagte mir, daß mein Held sich den Weg durch das Leben bahnen sollte, so wie ich wirkliche, lebende Menschen sich den ibrigen hatte bahnen sehen; daß er niemals einen Schilling erlangen sollte, den er nicht verdient hätte; daß nicht plötzliche Glückswechsel ihn in einem Augenblick zu Reichtum und hoher Stellung emporheben sollten; . . . . daß er sogar nicht ein schönes Mädchen oder eine Dame von Rang heiraten sollte. Als Adams Sohn sollte er auch Adams Schicksal teilen und während seines Lebens einen gemischten und mäßigen Becher der Freude leeren. In der Folge fand ich aber, daß die Verleger im allgemeinen dieses System kaum billigten, sondern etwas Phantasie-reicheres und Poetischeres wünschten, etwas, das einer hochgespannten Einbildungskraft, einem Geschmack für Pathos, zarteren, erhabeneren, unweltlichen Empfindungen mehr entsprach.“

Es zeugt für die Selbständigkeit der Dichterin, daß sie in ihrem Werk Ideen zu verwirklichen strebte, die sich nicht im Zuge der gewöhnlichen Geschmacksrichtung bewegten. Ihre Erzählung fesselt, wie alle ihre Schriften, durch die Energie des Ausdrucks, die Treue der Beobachtung und die Schärfe der Charakteristik; doch ist nicht zu leugnen, daß das Interesse an dem Schicksal ihres jugendlichen (für sein Alter gar zu vernünftigen) Helden gegen das Ende hin bedeutend abnimmt. Wenn sie, um ihn dem gewünschten Ziele zuzuführen, schließlich eine Lebensrettung zu Hilfe nimmt, so zeugt das von einem gewissen Mangel an Erfindungskraft, zumal sie durch die Anwendung dieses Motivs ihrem Programm, keine ungewöhnlichen Schicksalsfälle einzuführen, einigermaßen untreu wird. Wir können heute ganz zufrieden sein, daß das Werk damals nicht gedruckt wurde; denn wäre es an die Öffentlichkeit getreten, so würde ihr letzter Roman „Villette“, in dem dasselbe Milieu, aber in weit vollendetere Ausführung geschildert ist, wahrscheinlich nie geschrieben worden sein.

Im August 1846 reiste Mr. Brontë in Charlottes Begleitung nach Manchester, um sich einer Staroperation zu unterziehen. Dort, inmitten der fremden Umgebung, unter der drückenden Sorge um den Vater und das bittere Gefühl des neuen Mißerfolges im Herzen, begann sie ein neues Werk zu gestalten. In jenen unruhigen August- und Septembertagen wurden die ersten Seiten von „Jane Eyre“ geschrieben. Sie hat fast genau ein Jahr daran gearbeitet, freilich mit manchen Unterbrechungen. Denn ihr dichterisches Schaffen stand in hohem Grade unter dem Einfluß ihrer Stimmung. Manchmal vergingen Wochen oder sogar Monate, ehe sie fühlte, daß sie ihrem Werke etwas hinzuzufügen habe. Dann erwachte sie eines Morgens, und plötzlich lag der Fortgang ihrer Erzählung klar und deutlich vor ihr. Zu andern Zeiten war sie wieder so im Banne ihrer Phantasie, daß sie wochenlang hintereinander arbeiten konnte. So hat sie die in Thornfield spielenden Szenen von „Jane Eyre“ innerhalb dreier Wochen niedergeschrieben.

Mittlerweile versuchte sie immer wieder, dem „Professor“ eine Unterkunft zu verschaffen. Zum letzten Male kam das Manuskript im August 1847 an sie zurück, zwar wiederum abgelehnt, aber diesmal unter Beifügung einer verständnisvollen Beurteilung und der Aufforderung, ein größeres Werk von reichem und fesselnderem Inhalt einzusenden. Schon gegen Ende desselben Monats hatten die einsichtigen Herren des Verlages, Smith and Elder in London, das Manuskript von „Jane Eyre“ in Händen. Der Roman wurde sofort angenommen, gedruckt und erschien kaum acht Wochen später, am 16. Oktober 1847.

Der Erfolg war ungeheuer. Die erste Auflage ging so rasch weg, daß schon im Januar 1848 eine neue veranstaltet werden mußte. Man las das Buch nicht, man verschlang es; man saß die Nacht darüber auf und sprach am Tage von „Jane Eyre“. „Wie gut erinnere ich mich,“ sagt Thackeray, „mit welchem Entzücken und Staunen und Vergnügen ich „Jane Eyre“ las, das mir ein Autor, dessen Name und Geschlecht mir damals beide unbekannt waren, geschickt hatte, und wie ich, trotzdem mein eigenes Werk drängte, die einmal zur Hand genommenen Bände nicht wegzulegen vermochte, bis ich sie durchgelesen hatte.“ „Mein eigenes Werk,“ — das war kein

geringeres als „Vanity Fair“. Der berühmte Roman, der damals in Lieferungen erschien und sich die allgemeine Aufmerksamkeit nur langsam errang, wurde durch das Werk des „unbekannten Autors“, völlig in den Hintergrund gedrängt. Ja, seltsam genug, Currer Bell spannte sich vor Thackerays Wagen, indem sie ihm in der Vorrede zur zweiten Auflage von „Jane Eyre“ eine glänzende Huldbildung darbrachte und dadurch den endlichen Erfolg seines Werkes vorbereiten half.<sup>1)</sup>

Unter den Männern von Bedeutung, die sich an „Jane Eyre“ begeisterten, war auch G. H. Lewes, der Goethe-Biograph und Freund George Eliots, der fast genau ein Jahr jünger war als Charlotte Brontë. Er schrieb in „Fraser's Magazine“ eine lobende Kritik und machte „Currer Bell“ brieflich auf einige Mängel des Romans aufmerksam, warnte sie u. a. vor dem Melodramatischen. Sie antwortete mit ungefähr denselben Worten, die oben zur Erklärung des Mißerfolges des „Professor“ mitgeteilt worden sind. Zwei Monate später schrieb sie an ihn: „Wenn ich jemals ein zweites Buch schreiben sollte, so denke ich nichts von dem anzubringen, was Sie ‚Melodrama‘ nennen; ich denke es, aber ich bin nicht sicher.“

Man darf aber ja nicht glauben, daß den Blätterwald der Zeitungen und Zeitschriften ob des Erscheinens von Currer Bells Roman ein einziger Beifallsturm durchtoste. Mancherlei Unreißes in der Schilderung wie im Dialog bot Handhaben zu ungünstiger Kritik. Vor allem aber hatte sie durch die scharfe Betonung des Rechtes der Persönlichkeit gegenüber kleinlicher und selbstgerechter Tyrannei, durch die leidenschaftliche Energie und Vorurteilslosigkeit, mit der sie die Stellung des Weibes zum Manne behandelte, dem Konventionalismus zu kühn ins Gesicht geschlagen, um nicht die Masse der Zionswächter in Aufregung zu bringen. Diese Leute nannten das Buch unmoralisch, roh und heidnisch; in ihren Kreisen gab man Ellen Nussey, als sie einmal verlauten ließ, sie glaube die Verfasserin zu kennen, den Rat, dies ja für sich zu behalten. Das Widerlichste und Böartigste von dieser Sorte Kritik leistete ein (von einer Frau verfaßter) Artikel der „Quarterly Review“, der in der abscheulichen Behauptung gipfelte: Wenn eine Frau „Jane Eyre“ geschrieben habe, so müsse es eine sein, die aus irgend einer triftigen Ursache längst die Gesellschaft ihres Geschlechtes verwirkt habe. Zur Zeit, als dieser Wespensitch verübt wurde (Dezember 1849), war Charlotte, wie wir noch sehen werden, von anderem, schwerem Herzeleid bedrückt; so ging ihr das Gift weniger ins Blut, als es sonst wohl geschehen wäre. Sie hat sich aber später doch in ihrer Art an der Angreiferin gerächt. An einer Stelle der Kritik war von der Heldin des Romans gesagt: „Sie hat im vollsten Maße die schlimmste Sünde unserer gefallenen Natur, die Sünde des Stolzes, geerbt.“ Diese Worte hat Charlotte in ihrem zweiten Romane „Shirley“ einer selbstfüchtigen und kaltherzigen Aristokratin in den Mund gelegt und so für alle Zeiten festgenagelt.

Wenn ungünstige Besprechungen, wie die der „Quarterly Review“ auch ihren Einfluß auf gleichgestimmte Seelen nicht verfehlten, so scheinen sie doch der Verbreitung des Buches nicht wesentlichen Eintrag getan zu haben. Vor Charlottens Blicken hatte sich durch den Erfolg ihres Werkes die Zukunft mit einem Schlage aufgehellert; die bange Frage der vergangenen Jahre: „Was soll werden?“ hatte eine Beantwortung gefunden, die ihre höchsten Hoffnungen erfüllte. Aber dennoch stand es nicht erfreulich im Pfarrhause zu Haworth. Zwar der alte Brontë hatte sein Augenlicht wiedergewonnen. Aber da war der unglückselige Branwell, der seine Angehörigen beständig in Atem erhielt; da war Anna, die von jeher eine zarte Gesundheit gehabt hatte und von dem Würgengel der Familie, der Schwindsucht, bereits gezeichnet war. Auch ihre Schwestern hatten von der Influenza, die im Dorfe herrschte, zu leiden. Dennoch arbeiteten Charlotte und Anna schon wieder an neuen Werken. Im Dezember 1847 waren „Wuthering Heights“ und „Agnes Grey“ endlich erschienen. Niemals wurde, um mit Augustine Birrell<sup>2)</sup> zu reden, ein ungleicheres Paar zusammengespannt, wie

<sup>1)</sup> Man findet diese Vorrede u. a. in der Tauchnitzschen Ausgabe von „Jane Eyre“.

<sup>2)</sup> Augustine Birrell, Life of Charlotte Brontë (London, Walter Scott).

diese beiden Romane. „Agnes Grey“ ist eine schlichte, von guter Beobachtung zeugende Erzählung, in der Anna Brontë die Leiden ihrer eigenen Gouvernantenzeit geschildert hat. Emilys Roman dagegen trägt das Wahrzeichen des Genius. Die trefflichste Charakteristik dieses merkwürdigen, aus einer wilden, düsteren Phantasie herausgeborenen Werkes hat Charlotte in der Vorrede zur zweiten Auflage des Romans gegeben. „Wuthering Heights“, sagt sie, „wurde in einer wilden Werkstätte mit einfachen Werkzeugen aus grobem Stoffe gehauen. Der Bildner fand einen Granitblock auf einsamer Heide; wie er darauf starrte, wurde ihm deutlich, es könne sich ein Haupt, wild, düster, unheimlich, aus der Klippe hervorlocken lassen; eine Gestalt, die wenigstens mit einem Element der Größe geformt wäre, — mit Kraft. Er arbeitete mit rohem Meißel und nach keinem anderen Vorbilde als der Vision seiner Gedanken. Mit Zeit und Mühe nahm die Klippe menschliche Gestalt an; und da steht sie nun, riesig, finster und dräuend, halb Statue, halb Fels; in ersterem Sinne schrecklich und gespenstisch; im letzterem fast schön, denn ihre Färbung ist von warmem Grün, und Heidemoss bekleidet sie; und Heidekraut mit seinen Blütenglocken und seinem balsamischen Duft wächst treulich dicht an des Riesen Fuß.“

Die geniale Eigenart des Romans ist in England längst anerkannt, aber bei seinem Erscheinen machte er wenig Eindruck. Es schadete ihm anscheinend, daß man ihn vielfach für ein Erstlingswerk Currer Bells hielt, das nun, nachdem der Verfasser oder die Verfasserin (denn noch kannte niemand das Geheimnis der Autorschaft) berühmt geworden war, auch den Weg in die Öffentlichkeit gefunden hatte. Dasselbe Schicksal erfuhr Annas „Agnes Grey“. Unter Berücksichtigung der Annahme, die Currer Bell und Ellis Bell zu einer Person verschmolz, ließe sich übrigens verstehen, daß man über das Geschlecht des Schöpfers von „Jane Eyre“ überhaupt je im Zweifel gewesen ist; denn Sprache, Charakter und die ganze titanische Kraft von „Wuthering Heights“ schien die Möglichkeit, der Roman sei von einer Frau geschrieben, ganz auszuschließen.<sup>1)</sup> Steht man aber hiervon ab, so erscheint es erstaunlich, daß „Jane Eyre“ von irgend einem urteilsfähigen Kritiker einem Manne zugeschrieben werden konnte. „Wenn es jemals eines Weibes Weib gab“, sagt Birrell treffend, „so war es Jane Eyre, und was Rochester betrifft — so sehr er ein Mann ist in jedem Knochen seines Körpers —, er ist doch ein Mann, den ein Weib geschildert hat.“

Das ist gewiß auch damals schon von der Mehrzahl der Leser herausgeföhlt worden. Immerhin hätten in den ersten drei Vierteljahren nach dem Erscheinen von „Jane Eyre“ selbst die Verleger dieses und der beiden anderen Romane weder über den wahren Namen, noch selbst über das Geschlecht von Currer, Ellis und Acton Bell sichere Auskunft geben können. Im Juli 1848 aber wurden die Schwestern durch das Vorgehen von Emilys und Annas Verleger, der die Voraussetzung der Identität der drei Verfasser zu Gunsten des Absatzes von Annas neuem Roman „The Tenant of Wildfell Hall“ auszunutzen suchte und dadurch bei Smith und Elder Mißtrauen erregte, veranlaßt, sich diesen gegenüber zu demaskieren. Charlotte und Anna fuhren nach London, und Mr. Smith nebst seinem „Leser“, Mr. Williams, dem eigentlichen Entdecker Currer Bells, gerieten in nicht geringes Erstaunen, als sie in den beiden blassen, unscheinbaren, einfach gekleideten Mädchen die verkörperten Currer und Acton Bell vor sich sahen. Die Brontës wurden in der Familie des Buchhändlers freundlich aufgenommen, lehnten aber, da sie unbekannt bleiben wollten, eine Einführung in andere Kreise ab und kehrten, nachdem sie drei Tage in London verweilt und die Oper, die Kunstausstellung, die Nationalgalerie besucht hatten, mit Büchern beladen, aber matt und abgESPANNT von den ungewohnten Erregungen, in ihr stilles Heimatdorf zurück. (Schluß folgt.)

<sup>1)</sup> Tatsächlich hat Francis A. Leyland (The Brontë Family. London 1886) nachzuweisen gesucht, daß Plan und erster Teil von „Wuthering Heights“ von Branwell Brontë herrühren.



## Eine Dichterin der Armen.

von

Teopoldine Kulka.

Nachdruck verboten.

Wir haben in allen Ländern Schriftstellerinnen in Fülle, schlechte, gute und ausgezeichnete, aber der Dichterinnen sind wenige und jede, welches auch ihre Sprache sei, bedeutet ein seltenes, köstliches Geschenk für die Welt. Darum will ich von der Polin Marya Konopnicka sprechen. In ihrer polnischen Heimat ist sie so berühmt, daß ihr fünfundzwanzigjähriges Dichterjubiläum, das vor zwei Jahren gefeiert wurde, sich zu einem Volksfest gestaltete, bei dem man ihr in der Kirche huldigte, bei dem der weltberühmte Sienkiewicz die Festrede hielt und man ihr als Festgabe ein schönes Landgut bot, um sie noch inniger an die Heimat zu fesseln. In deutscher Sprache lag bis vor kurzem nichts von ihren Werken vor und was bis heute zu uns gedrungen ist, das sind nicht ihre großen lyrisch-epischen Dichtungen und Gesänge, sondern nur eine Handvoll kleiner Prosaskizzen, die ihre Landsmännin Nina Hoffmann übersetzt hat und von denen einige in der Wiener „Arbeiter-Zeitung“, die Mehrzahl in der Wiener Zeitschrift „Neues Frauenleben“ gedruckt wurden; sie werden demnächst auch in Buchform erscheinen.

Diese kleinen Prosaskizzen aber sind es, um derentwillen ich sie eine Dichterin nannte. Was sie darin schildert, sind kleine Leute aus ihrem Volk, die kleinsten, demütigsten, allerverlässensten unter ihnen. Es ist ein Zug unserer Zeit, daß die Helden ihrer Literatur selten Helden des Handelns, sondern meist Helden des Leidens sind, daß es darum nicht die freiesten, sondern die geknechteten Stände sind, aus denen diese Helden hervorgehen. Sie haben keine glänzenden Tugenden und keine großen Worte, sie sind still und ertragen das Leben. Von dieser Art sind auch die Gestalten der Konopnicka. Da ist beispielsweise die alte „Baniafowa“<sup>1)</sup>. Wie alt sie ist? „Werden wohl immer schon achtzig Jahre sein, vielleicht achtzig oder noch mehr. Was soll ich denn meine Jahre zählen, bitte zu Gnaden, der Herr Jesus zählt sie schon ohne mich.“ Sie ist nach der Hauptstadt gekommen, um bei ihren Kindern zu sterben. Nur zum Sterben ist sie hergekommen, aber der Tod will nicht kommen. Sie lebt und lebt nun schon ein paar Jahre hier und weil sie lebt, muß sie auch eine Aufenthaltskarte haben und für die ist kein Geld da. Sie muß zur Polizei und ihre Verteidigungsrede dort lautet: „Ich weiß, gnädiger Kommissar, daß es für mich schon längst Zeit ist zu sterben! Was ist aber zu tun, wenn ich ein so hartes Leben in mir habe! Euer Gnaden lassen mir das schon nach, schenken mir's! Ich passe ja selbst schon auf den Tod, jeden Tag, jede Stunde. Hab' ich doch schon diesen Aufenthalt dem Herrn Jesus bezahlt zu seinem heiligsten Lob und Ehre. Dreizehn Kinder hab' ich gehabt, habe sieben begraben, wie die weißen Blümchen, die kleinen. Zwei Söhne

<sup>1)</sup> „Die Baniafowa“. Erzählung von M. Konopnicka. „Neues Frauenleben“. Dezember 1902.



hat man mir zu den Rekruten genommen, so junge kleine Soldaten, wie Milch und Blut . . . ein Bürschlein ist mir im Fluß ertrunken, eine Tochter ist mir in die Stadt gelaufen, einer, der Jüngste, ist mir auf dem Dachboden, wo er schlief, verbrannt wie der Sperling unterm Strohdach . . . da hat doch der Allerheiligste Herrgott von mir den Aufenthalt schon einkassiert mit den Geburten, dem Kummer, der schweren Arbeit, dem Hunger und den blutigen Tränen an jenen kleinen gelben Sandhügeln . . .“ Aber zählen mußte sie doch: „Fünf Guldenzetteln, Euer Gnaden. Was für's Leichenbegängnis da war — ist fort“.

Da ist der Botengänger „Kfawery“<sup>1)</sup>, der sein Leben lang ein namenloser Junge bleiben sollte, weil er keinen Tauffchein hatte, bis eine Todeskrankheit über seine adlige Mutter kam und „weil ihre Seele das Gericht Gottes fürchtete“, der zerlumpte Bursche an ihr Bett gerufen wurde. Da sitzt er nun in einem neuen Paletot und neuen Stiefeln und „so oft ich auf die Gnädige schau — die Mutter ist's, denk ich. Und meine Seele reißt's förmlich hinaus, wie das Vögelchen zum Nest . . .“ Als aber die todfranke Mutter wieder gesund worden ist, da begann die Apothekerin und die Postmeisterin zu flüstern, da „war es nicht schön vor den Leuten“, wenn er „Mutter“ sagte, und so legte Kfawery eines Tages den Paletot und die Stiefel hin, küßte den Fußboden im Zimmer der Mutter und ging fort als der alte namenlose Kfawery.

Oder die Köchin „Urbanowa“<sup>2)</sup>, die die ganze Woche hindurch ein betrunkenes Weibsbild ist, am Samstag aber, wenn ihr Jafschek, der aufgeschossene, schmutzige, blatternarbige Junge kommt, Mutter, nichts als Mutter ist. Die Mutterliebe ist für sie ein Rausch, köstlicher als jeder andere, ein Rausch, in dem der ausgehungerte Jafschek ihr zum König wird und der Anblick der papiernen Krone, die er einmal in einem Krippenspiel getragen, zum Trost in der Todesstunde.

Da ist ferner Kunz Wunderli<sup>3)</sup>, der alte Lastträger, dessen gebückter Rücken nicht mehr länger schleppen kann, der nichts mehr ist, als Haut und Knochen und an dem daher die Gemeinde Barmherzigkeit übt und ihn verlizitiert. Sie gibt ihn demjenigen ins Haus, der ihn für das wenigste Geld nimmt. Sein Sohn lizitiert auch mit. „Umsonst kann er den Vater nicht im Haus halten, Gott ist Zeuge, er kann nicht. Aber mit dem, was die Gemeinde zuzahlt, will er es versuchen.“ Aber ein anderer, ein zweiter, ein dritter unterbietet ihn und so kommt Kunz Wunderli durch die Barmherzigkeit der Gemeinde in das Haus des Probstes, der meist die Alten der Gemeinde aufkauft, bei dem sich zuletzt der alte Hänzli erhenkt hatte, an dessen Stelle Kunz jetzt vor den schweren Milchwagen gespannt wird.

Und dann Josif<sup>4)</sup>. Bei der Dreschmaschine ist er verunglückt, das Triebrad war nicht eingedeckt, halb aus Nachlässigkeit, halb aus Sparsamkeit hatte es die Herrschaft nicht verschlagen lassen, so ist er unter das Rad gekommen und liegt nun am Tode. Aber sein Testament will er noch machen, denn er besitzt sechs Morgen

<sup>1)</sup> „Kfawery“. Erzählung von Marja Konopnicka. „Neues Frauenleben“. September und Oktober 1902.

<sup>2)</sup> „Die Urbanowa“. Aus dem Zyklus „Meine Bekannten“ von M. Konopnicka. „Neues Frauenleben“. September 1903.

<sup>3)</sup> „Die Barmherzigkeit der Gemeinde“ von M. Konopnicka. „Arbeiterzeitung“. März 1903 (in 7 Fortsetzungen).

<sup>4)</sup> „Josif“ von M. Konopnicka. „Neues Frauenleben“. März, April, Mai 1904.

Grund und „er hätte kein ruhiges Sterben sonst“, mit verlöschendem Atem diktiert er also: „Die sechs Morgen Grund verschreibe ich dem gnädigen Herrn und der gnädigen Frau, bei welcher gnädigen Herrschaft ich drei Jahre gedient, nie ein Unrecht erfahren habe und mit dankbarem Herzen und aller Anhänglichkeit sterbe. Und weil sie mich in der schweren Stunde betreut haben, Doktern bei mir gehalten haben, in der Nacht gewacht haben, mich am Tage genährt, gespeist und getränkt haben, nichts gespart haben und sich vor gar nichts gekelt haben. Und ich bitte untertänig, daß meine Mutter bis zu ihrem Ende auf diesem Grund in Frieden leben darf, und wenn das bißchen den gnädigen Herrschaften klein scheinen sollte, so soll es also doch auf den jungen Herrn kommen. Für alles Gute tu ich danken und um eine Leiche bitten. Amen“.

Rührend — ja rührend sind sie alle, diese Gestalten. Aber sie sind noch etwas anderes, noch mehr.

Hebbel nennt den Konflikt zwischen dem jeweiligen Zeit- und Menschenzustand einerseits und den ewigen Gesetzen andererseits das wahrhaft Tragische. In diesem Sinne sind diese rührenden Gestalten wahre tragische Helden. Sie stellen dar die Gebundenheit im Zeitzustand, im Konflikt mit den natürlichen, einfachen Gesetzen des Lebens. Und sie bedeuten eine furchtbare, vernichtende Anklage gegen diesen unsern Zeitzustand mit all seinen großartigen Einrichtungen von Staat und Gesellschaft: einen Staat, der einer Baniasowa die Aufenthaltskarte abfordert, der keinen Tauffchein für einen Ksawery hat; eine Gesellschaft, in der „es nicht schön ist“, wenn dieser Ksawery zu einer Baronin „Mutter“ sagt; in der ein Josif daran stirbt, daß einige Bretter zu seinem Schutz erspart wurden, und in der die Barmherzigkeit der Gemeinde einen alten Wunderli dem Strick ausliefert; eine Gesellschaft, die dabei stets über sich die schönen Worte des Herrn Rat aus der „barmherzigen Gemeinde“ im Mund führt: „Sie trocknet die Tränen, bekleidet die Nackten, speist die Hungrigen, gewährt Schutz den Obdachlosen, stützt die Schwachen“.

Es liegt eine aufreizende Gewalt in diesen kleinen Geschichten, diesen Bildern unseres Zeitzustands, und sie ist umso größer, als seine Opfer den Gedanken an Auflehnung und Empörung überhaupt nicht kennen, sondern ihn als ein unabänderliches, unbekämpfbares Gesetz empfinden, unter dem sie stehen, wie unter den Naturgesetzen; weil sie nicht den geringsten Groll gegen die Vollstrecker dieses Gesetzes, sondern umgekehrt noch demütige Liebe für sie hegen.

Alle diese Gestalten, denen Konopnicka den Gesamttitel „Meine Bekannten“ gibt, sie sind gute Bekannte für alle, die in die Tiefen des Volkslebens zu blicken verstehen. Gedrückt, getreten, blicken sie uns an mit den großen traurigen Augen jener treuen Hunde, die die Hand lecken, die sie schlägt. Sie leben unter uns, sie leben zwischen uns in germanischen und romanischen Landen, ihr eigentliches Heimatland aber ist der Osten: Rußland und Polen — oder haben sie nur dort ihre Erkenner, ihre Freunde, ihre Dichter gefunden? Dort ist an der Liebe zu diesen Demütigen die furchtbare Empörung, sind die Helden und Heldinnen erstarrt, die in den russischen Gefängnissen und im sibirischen Exil diese ihre Liebe küßen, sind aus dieser Liebe die großen slavischen Dichter erwachsen, deren Werke die Welt erobern und erschüttern. Unter diese Dichter müssen wir Marya Konopnicka einreihen.





## Keramische Kurse.

Von J. Levy-Rathenau.

(Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.)

Die II. städtische Handwerkerschule zu Berlin, WeinstraÙe 1/2, hat in diesem Winter zum ersten Male einen „keramischen Kursus“ für Frauen eingerichtet, der sich lebhaften Besuchs erfreut.

Die Schülerinnen sind vorwiegend Künstlerinnen, teilweise auch Anfängerinnen aus gebildeten Kreisen; Mädchen und Frauen fast jeden Alters, da keinerlei Beschränkung besteht. Auch bezüglich der wissenschaftlichen Ausbildung sind keine einschränkenden Bestimmungen getroffen, wenngleich zur Zeit alle Schülertinnen über höhere Töchterbildung verfügen. Volksschülerinnen würden Aufnahme finden, sofern sie Stellung und Gehalt darlegen.

Es wird zunächst bei der Aufnahme nur daran festgehalten, daß einige Fertigkeit im Zeichnen und Skulpturieren durch Vorlage von Arbeiten nachgewiesen wird. Später soll ein vorbereitender Kursus Gelegenheit geben, die erforderlichen Fertigkeiten zu erwerben.

Die Dauer der Teilnahme an den Kursen hängt von der individuellen Begabung ab. Bei einiger Vorbildung sind vielleicht vier Semester erforderlich; bei geringerer Kenntniszeit etwas mehr.

Grund und Ziel der Kurse ist die Färdigung im praktischen keramischen Durchschneiden, keramischer Strichmalerei zu erwerben. Das praktische Handwerk ist nach Vorparaphrasen anzuhängen, da dieser nach sehr wenig Samen in größerer Formaten hervorgebracht werden. Soweit es nach der Lage abhängen ist, können die erworbenen Fertigkeiten teilweise in kleinen Fabriken auf dem Lande oder in kleinen Studios verwertet werden. Im Herbst 1906 hat diese Handwerker-Schule durch die Berliner Stadtverwaltung die Genehmigung der kaiserlichen Königin-Regierung in Berlin-Verwaltung der Stadt zu erhalten.

Die gründliche und umfassende Ausbildung in den neuen Kursen läßt darauf hoffen, daß die Schülerinnen auf Grund ihrer Kenntnisse leichter Stellen finden als bisher, — z. B. auch an Kindergärten — um so mehr als seitens der Leitung gern Anfragen von Interessenten beantwortet werden.

Die Ausbildung erstreckt sich auf Beschäftigung an der Drehscheibe behufs Herstellung der rohen Formen, Dekorieren mit plastischem und zeichnerischem Schmuck, Behandlung mit farbigen Glasuren, Fertigstellung und Brennen im Muffelofen. Im Anschluß hieran finden Studien nach der Natur statt, im Malen, Zeichnen und Modellieren, ferner Kompositionsübungen.

Das Schulgeld beträgt bei 4 stündigem Unterricht in der Woche 6 M. für das Semester. Ungefähr ebensoviel beträgt die Materialvergütung.

Anmeldungen finden zu Beginn jedes Semesters statt und werden von Herrn Direktor Tradt im Schulhause Andraßstr. 1/2 entgegengenommen. Der Unterricht findet Nachmittags von 5—7 Uhr statt.



## Zur kaufmännischen Ausbildung der Mädchen.

**Gemeinsame Handelsschule.** In Erfurt ist vom Magistrat beschlossen worden, eine Tageshandelschule für solche jungen Leute beiderlei Geschlechts einzurichten, die noch nicht im Geschäft tätig sind. Wöchentlich sollen 20 Unterrichtsstunden gegeben werden. Die Schule soll drei aufsteigende Klassen beinhalten, jeder Kursus dauert 1 1/2 Jahr. Der Unterricht soll für Knaben und Mädchen gemeinsam sein. Die Direktion der Erfurt des kaufmännischen Verbandes zur weiteren Angelegenheit hat zu dem Bestehenbestimmen dieses Verbandes wesentlich beigetragen.

**Sonstliche Einrichtungen zum Zweck der Handels- und Gewerbeschule für Mädchen in Halle** können einen Unterrichtsbesuch erwerbend zum 1. April 1906 zu beginnen werden.



### Verein für Familien- und Volkserziehung zu Leipzig. Lyceum für Damen.

Das von Frau Henriette Goldschmidt im Jahre 1878 begründete Lyceum, das jetzt von Frä. Dr. Agnes Gosche geleitet wird, dient der Fröbelschen Idee, „das weibliche Geschlecht seiner instinktiven, passiven Tätigkeit zu entheben und es von seinem Wesen aus, und um seiner Menschheit pflegenden Bestimmung willen, zu ganz gleicher Höhe, wie das männliche Geschlecht zu erheben.“ So will es den Frauen für ihren Frauenberuf, den der Erziehung im weitesten Sinn, eine Berufsbildung geben, die an Ernst, Gründlichkeit und Geschlossenheit der der Männer nicht nachsteht. Es stellt sich danach im einzelnen folgende Ziele:

1. Die wissenschaftliche Bildung der Frau zu erweitern und zu vertiefen; zunächst in den Gebieten, für die das Interesse in der höheren Mädchenschule erweckt worden ist: in Literatur und Kunstgeschichte, in Kultur- und politischer Geschichte, in Naturwissenschaften und fremden Sprachen.
  2. Die weibliche Jugend für die Erziehungsaufgabe in der eigenen Familie und für die so wichtige Berufsbildung in Rücksicht auf wirtschaftliche Selbständigkeit sowie für die soziale Hilfsarbeit vorzubereiten.
- Vorträge in Erziehungslehre und Methode (Verkehr mit den Zöglingen des Volkskindergartens), Gesundheitslehre, Geschichte der Erziehung, Ethik, Volkswirtschaftslehre sollen diesem Zwecke dienen.

Die wissenschaftlichen Lehrkurse sind nicht nur für junge Mädchen berechnet, sondern für alle Frauen, die ihr Interesse ihnen zuwenden. Die Beteiligung an jedem einzelnen Lehrgegenstande ist gestattet.

Die Vorträge finden im Vereinshause, Weststraße 16, 1 Tr., statt, wo auch die Anmeldungen von der Leiterin der Anstalt, Frä. Dr. Gosche, von 12—1 entgegengenommen werden.

Als Berufsbildungsanstalt im engeren Sinne hat das Lyceum folgende Berufe im Auge:

- a) Der Erzieherin für die Familie.
- b) Der Leiterin an Kindergärten.
- c) Der Lehrerin an Kindergärtnerinnen-Seminaren.

Der Lehrplan für diese Berufsbildung ist von dem Kuratorium festgestellt und obligatorisch für die Schülerinnen, die nach 1½—2jährigem Kursus und nach stattgehabter Prüfung ein Zeugnis der

Anstalt erhalten. Die Zeugnisse werden von dem königlich sächsischen Schulrat unterzeichnet.

Das Honorar beträgt für das Winterhalbjahr 100 Mark, für das Sommerhalbjahr 75 Mark.

### Centralverein für Arbeitsnachweis.

Aber den gemeinnützigen Arbeitsnachweis für Dienstboten, der in Berlin begründet worden ist, berichteten wir in voriger Nummer. Das Komitee erklärt in der Sache folgenden Aufruf, den wir gern veröffentlichen:

„Der Centralverein für Arbeitsnachweis zu Berlin hat die Einrichtung eines großen gemeinnützigen Dienstbotenarbeitsnachweises in Aussicht genommen. Die Leitung des Arbeitsnachweises soll in den Händen von Beamtinnen des Vereins liegen, welchen die Mitglieder eines Damenkomitees helfend und unterstützend zur Seite stehen werden. Von den Dienstboten soll keinerlei Gebühr, von den Hausfrauen, welche nicht Mitglieder dieses Vereins sind, für jede perfekt gewordene Vermittlung eine Gebühr von 1 Mark erhoben werden. Die Vermittlung soll in dem großen, 1400 Personen fassenden Oberlichtsaal unseres Arbeitsnachweises gebäudes erfolgen.

Es bedarf wohl keiner weiteren Ausführungen über die vielfachen Mißstände, welche zur Zeit durch die gewerbsmäßige Dienstbotenvermittlung hervorgerufen werden, und über die Bedeutung des geplanten Unternehmens für Hausfrauen und Dienstboten. Die Durchführung des geplanten Unternehmens erfordert aber große Gelbtaufwendungen, und da die uns zur Verfügung stehenden Mittel durch unseren Centralarbeitsnachweis für gewerbliche Arbeiter und Arbeiterinnen vollständig in Anspruch genommen werden, so sind wir für die Durchführung des neuen Unternehmens auf private Beihilfe angewiesen. Wir müssen das Inslebentreten des Dienstbotenarbeitsnachweises davon abhängig machen, daß uns die notwendigen Mittel von privater Seite zur Verfügung gestellt werden. Wir richten daher an Sie, hochverehrte Frau, die Bitte, sich zur Zahlung eines Geldbetrages für den Fall bereit zu erklären, daß das geplante Unternehmen zur Durchführung gelangt.

Mit vorzüglichster Hochachtung ganz ergebenst

Der Vorstand des Centralvereins für Arbeitsnachweis: Dr. Freund, Vorsitzender der Landesversicherungsanstalt Berlin, Berlin SO., Am Köllnischen Park 8.

Für das provisorische Damenkomitee: Anna Blothow, Redakteurin am Berliner Tageblatt, Berlin SW., Friedrichstraße 36.“

# ZUR FRAUEN- BEWEGUNG.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

\* Ein Schwurgerichtsurteil, das am 14. Januar in Hamburg gefällt worden ist, hat in Frauenkreisen eine begreifliche Erregung hervorgerufen. Es handelt sich um eine Anklage gegen vier junge Leute, die ein Mädchen von 15 Jahren in einem Segelboot mit hinaus auf die Elbe genommen, es dort vergewaltigt und, trotzdem es ohnmächtig wurde, nacheinander mißbraucht hatten. Das Mädchen leidet seit der Zeit an Krämpfen. Die Herrschaft, bei der sie dient, hat die Sache zur Anzeige gebracht. Bei der Verhandlung stellte sich heraus, daß das Mädchen zuerst ordentlich gewesen war, bis ein später hinzugekommenes leichtsinniges Nebenmädchen Einfluß auf sie gewann. Sie hatte schon einige Tage vor dem Vorfall mit einem der vier jungen Leute geschlechtlich verkehrt. Einem andern hatte sie acht Tage vorher den Verkehr verweigert. Die Anklage war von der Staatsanwaltschaft zuerst wegen qualifizierter Mißhandlung erhoben. Das Landgericht Altona war der Ansicht, daß das schwerere Delikt der Notzucht vorliege, und gab deshalb die Sache an das Schwurgericht. Das Schwurgericht aber erkannte auf Freisprechung.

Die tiefe und allgemeine Erregung über diesen Vorfall hat sich an zwei Momente geknüpft, an die Tat selbst und die Behandlung der Tat durch die Justiz. Ein halbwüchsiges Kind, das da draußen der Brutalität von vier betrunkenen Männern hilflos preisgegeben ist — eine furchtbare, quälende Vorstellung — und die unerhörte Roheit dieser Burschen, von denen keiner auch nur einen Funken von ritterlicher Achtung für diese Hilflosigkeit zu empfinden imstande war, die in dem so viel jüngeren Mädchen, das sie in ihrer Gewalt hatten, nichts sahen als das Mittel zur Befriedigung ihrer bestialischen Instinkte! Und von ihnen ist einer der Sohn eines Volksschullehrers, einer der eines Marineoffiziers; sie gehören also durchaus nicht den Schichten an, bei denen Zügellosigkeit mit Verwahrlosung von Jugend auf erklärt und in etwas entschuldigend werden kann.

Es ist begreiflich, daß die Freisprechung der Angeklagten in weitesten Kreisen, besonders der Frauen, tiefe Entrüstung erregte. Diese Entrüstung hat sich denn auch in der Presse sowohl als in einer in Hamburg abgehaltenen Protestversammlung in heftigen Anklagen gegen den Gerichtshof geäußert.

So sehr wir diese Entrüstung begreifen, so durchaus wir sie teilen würden, wenn die Voraussetzungen, von denen diese Angriffe ausgehen, sich tatsächlich als zutreffend erweisen, wenn es nur die Männermoral ist, die hier über einem an einer Frau begangenen Verbrechen Milde walten läßt, so glauben wir doch, daß man ein abschließendes Urteil über die Haltung der Geschworenen nicht fällen kann, ehe man den Gang der Verhandlungen kennt. Die Verhandlungen waren nicht öffentlich. Unsere Justiz kennt aber Fälle genug, in denen, trotzdem die moralische Überzeugung aller Beteiligten gegen die Angeklagten spricht, das Urteil aus Mangel an ausreichendem Beweismaterial nicht gefällt werden kann, Fälle, die, so tief sie das moralische Bewußtsein verletzen, juristisch nicht zu fassen sind. Das ist ein tiefer und beklagenswerter Mangel unserer Rechtsprechung, aber ein Mangel, der sicher niemals ganz zu beseitigen ist. Etwas ähnliches könnte hier vorliegen. Man muß eben in Betracht ziehen, daß die Frage, ob Notzucht vorliegt oder nicht, nur nach den Aussagen der Burschen und des Mädchens selbst entschieden werden konnte; die Burschen leugnen natürlich sowohl die Notzucht, wie die Ohnmacht; daß das Mädchen bereits mit einem der Burschen vorher freiwillig geschlechtlich verkehrt hatte, mußte zu Ungunsten ihrer Glaubwürdigkeit ins Gewicht fallen. Selbstverständlich ist es psychologisch durchaus unwahrscheinlich, daß ein so junges, anerkanntermaßen bis vor kurzem ordentliches Mädchen sich den Brutalitäten der drei Burschen — einer von ihnen scheint sich nicht beteiligt zu haben — nacheinander ohne Sträuben hingegeben haben sollte, doppelt unwahrscheinlich, wenn man in Betracht zieht, welche Folgen das entsetzliche Er-

lebens für sie gehabt hat. Und es ist furchtbar, daß durch die Freisprechung der Burschen das Mädchen moralisch um so schwerer belastet wird. Dem unbefangenen Empfinden wird keine Strafe scharf genug erscheinen solcher Brutalität gegenüber, wird es eine geradezu unerträgliche Vorstellung sein, daß diese Tat ungepönt bleiben soll. Und doch — ob das Beweismaterial gegen die Angeklagten ausreichte, um sie zu verurteilen, das könnte man erst feststellen, wenn man genaueres von den Verhandlungen wüßte. Vielleicht wird dazu Gelegenheit sein. Eine sozialdemokratische Zeitung hat die Geschworenen wegen ihres Urteils angegriffen und ist daraufhin von ihnen wegen Beleidigung verklagt. Der Prozeß wird vermutlich also etwas helleres Licht auf die Verhandlungen fallen lassen. Erst dann wird ein abschließendes Urteil über den Spruch der Geschworenen möglich sein. Erst dann werden wir entscheiden können, ob der Fall sich zu den unzähligen stellt, in denen aus irgend welchen formalen oder mit dem Beweismaterial zusammenhängenden Gründen die Justiz den Verbrecher nicht erreicht, oder ob tatsächlich das sittliche Empfinden der männlichen Geschworenen dieser tief empörenden Roheit gegenüber versagte.

Eins steht auf jeden Fall fest: daß die Geschworenengerichte gerade solchen Vergehen gegenüber nur dann die Gewähr bieten, daß alle für die Schuldfrage in Betracht kommenden psychologischen Momente auch wirklich von ihnen in Erwägung gezogen werden, wenn sie aus Männern und Frauen bestehen. Auch ohne daß Männer eine bewußte Lachheit gewissen Vergehen gegenüber walten lassen, werden sie dadurch objektiv ungerecht, daß sie bestimmte Seiten in solchen Fragen einfach nicht sehen, von ihrem männlichen Standpunkt aus. Erst einem gemischten Geschworenengericht wird man auch von Seiten der Frauen volles Vertrauen entgegen bringen, selbst wenn einmal das Urteil der Forderungen des moralischen Bewußtseins aus irgend welchen Gründen nicht genügen könnte.

## Bildungswesen.

\* **Frauenstudium an den deutschen Universitäten.** An sämtlichen deutschen Universitäten sind im laufenden Wintersemester 122 Frauen als Studentinnen immatrikuliert und 1633 als Hörerinnen eingeschrieben — die höchste Zahl, die je zu verzeichnen war. Im einzelnen befinden sich von den Studentinnen 47 in München, 32 in Heidelberg, 31 in Freiburg, je 4 in Erlangen, Tübingen und Würzburg. Von den als Hörerinnen eingeschriebenen Damen studieren in Berlin 657, in Straßburg 224, in Breslau 119, in Bonn 94,

in Königsberg und Leipzig je 91, in Göttingen 69, in Halle 56, in Freiburg 51, in Jena 36, in Heidelberg 30, in Tübingen 28, in München 21, in Kiel 15, in Marburg 10, in Würzburg 5 und in Erlangen 2. In Greifswald, Rostock und München sind keine Frauen als Hörerinnen zugelassen. Zu beachten ist, daß in den Universitäten Preußens sowie in Jena, Gießen und Straßburg auch unter den Hörerinnen Studentinnen mit Abiturium sind, so daß die Gesamtzahl der ordnungsmäßig vorgebildeten Studentinnen schon 200 übersteigt.

Für die Technischen Hochschulen werden 701 Hörerinnen und eine Hospitantin (in Aachen) angegeben. Die Zahl der Hörerinnen ist am größten in Danzig (247). Auch an der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin befinden sich 28 Hospitantinnen.

\* **Realgymnasiale Kurse für Mädchen in Bonn.** Am 31. Januar hielt Fräulein Dr Bäumer aus Berlin in der Aula des städtischen Gymnasiums in Bonn einen Vortrag über die Gymnasialbildung der Mädchen, dem ein zahlreich erschienenen Publikum mit gespannter Aufmerksamkeit folgte. Der Vortrag hatte den Zweck, weitere Kreise der Stadt über den augenblicklichen Stand, sowie über den praktischen und idealen Wert einer erweiterten und vertieften Mädchenbildung aufzuklären und auf den realgymnasialen Kursus hinzuweisen, der Ostern 1905 in Bonn eröffnet werden soll. Der Unterrichtsplan umfaßt zunächst nur Latein, Mathematik, Physik und alte Geschichte; diesen Fächern soll die ganze Zeit und Kraft der Mädchen zugewendet werden, damit sie sich im Laufe eines Jahres die Reife für Unter-Sekunda erwerben können. Bei ausreichendem Besuch sollen Ostern 1906 drei voll ausgestattete Jahreskurse aufgebaut werden, die zum Abiturium führen. Der Unterricht wird von Oberlehrern des städtischen Gymnasiums erteilt; die Stadtverordneten haben die Benutzung der Räume und des physikalischen Kabinetts der Anstalt gestattet.

Auskunft erteilen: Johanna Gottschalk, Vorsitzende des Bonner Lehrerinnen-Vereins und Oberlehrer Dr Weegmann in Bonn.

\* **Die Realgymnasialkurse des Allgemeinen deutschen Frauenvereins zu Leipzig** werden zu Ostern 1905 wieder eine Anfangsklasse eröffnen. Die Dauer des ganzen Kursus beträgt 4 Jahre. Anmeldungen sind bis spätestens 15. März zu richten an die Leiterin der Anstalt, Fräulein Dr Windscheid, Leipzig, Parkstraße 11. Auswärtigen Schülerinnen wird gute Pension nachgewiesen.

\* **Fortbildungszwang.** Die Stadtgemeinde Heidelberg hat nach zweimaligem Petitionieren der Abteilung des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium nunmehr beschlossen, den Fortbildungszwang für kaufmännische Angestellte unter 18 Jahren auch auf die weiblichen Gehilfen und Lehrlinge auszubehnen und der Heidelberger Knabenhandelschule Parallelklassen für Mädchen anzugliedern. Außerdem wird die von der Abteilung gegründete Mädchenhandelschule, die sich eines stets wachsenden Zuspruchs erfreut, durch einen in Aussicht gestellten städtischen Zuschuß in Zukunft zu einem Jahreskursus mit 18—24 Wochenstunden ausgestaltet und der städtischen Aufsicht unterstellt. Ihr erfolgreicher Besuch soll dann als Äquivalent für den dreijährigen Besuch der städtischen Schule (mit sechs Wochenstunden) gelten, sobald sie in der geplanten Ausgestaltung denjenigen Mädchen dient, die in der Lage sind, sich, bevor sie in die Erwerbstätigkeit eintreten, eine gründliche Bildung anzueignen.

\* **Frauen als Dozentinnen** prinzipiell zuzulassen, beschloß auf Veranlassung des in der vorigen Nummer von uns erwähnten Besuchs des Frä. Dr. Else Richter die philosophische Fakultät der Wiener Universität. Zu diesem Beschlusse erhält die „Neue Freie Presse“ aus akademischen Kreisen die folgenden Mitteilungen:

Die Mehrheit des Kollegiums konnte sich der Ervägung nicht verschließen, daß die Erteilung der *venia legendi* an Frauen nur die logische Konsequenz der über dem Umweg der Nostrifikation auswärtiger Diplome erfolgten Zulassung von Frauen zum Universitätsstudium überhaupt bilde. So wenig es angeht, Damen, die zu Doktorinnen der Medizin promoviert wurden, das Recht des Praktikierens vorzuenthalten, so wenig konnte den Trägerinnen des Doktorhutes der Weg zur Lehrtätigkeit verrammelt werden. Man nißt der Frage der Dozentur vielleicht eine übergroße Bedeutung bei und malt das Gespenst der Professorin an die Wand. Es würde viel zu weit führen und wäre wohl mehr als verfrüht, heute zu untersuchen, ob es ein Gespenst sei. Dozentur und Professur bilden auf den ersten Anschein Stappen, sind aber doch recht grundverschiedene Dinge. Mit dem Rechte, Vorlesungen abzuhalten, ist wohl noch sehr wenig gegeben. Da muß es sich erst in der Praxis zeigen, ob die Studenten — ist natürlich die erste Sensation vorüber — auch zur Dozentin gehen, ob sie dort wissenschaftlich zu profitieren glauben. Die Professur ist das Sichere, die staatliche Anstellung. Da wird seinerzeit einmal der Staat die Entscheidung zu fällen haben, ob er weibliche Professoren will oder nicht. Heute handelt es sich nur darum: Es liegt ein inländisches Doktordiplom, es liegen die für eine Dozentur verlangten wissenschaftlichen Arbeiten vor. Kann nun die *venia legendi* verweigert werden? Das Professorenkollegium hat sich bloß mit der Entscheidung der Prinzipienfrage — losgelöst von der Person der Bewerberin — befaßt und leitet das Protokoll so ans Ministerium, so

daß auch dieses vorerst in die Lage kommt, dem prinzipiellen Beschlusse seine Zustimmung zu erteilen oder zu verweigern. In wenigen Wochen wird dann das vorliegende Gesuch in ordnungsmäßige Behandlung gezogen werden.

\* **In Wien promovierten drei Frauen** in der philosophischen und eine in der medizinischen Fakultät.

\* **Den österreichischen Abiturientinnen** hat der Minister für Kultus und Unterricht durch eine Verordnung gestattet, künftig bei Ablegung der Gymnasialreiseprüfung unter den gleichen Voraussetzungen wie die männlichen Kandidaten Erlaß von der mündlichen Prüfung zu erhalten.

\* **Holland** hat jetzt 215 Studentinnen; in Amsterdam 103, in Leyden 74 und in Utrecht 38.

\* **Als Privatdozentin** für Dermatologie und Venereologie an der Universität Bern ist Frau Dr. med. Schwenter-Trachslcr von der Direktion des Unterrichtswesens bestätigt worden.

\* **Die Doktorwürde der Pariser Universität**, bekanntlich ein sehr selten verliehener Grad, wurde Mme. Louise Poillon und Mme. Julia Cartier, Graduierte der Universität Genf, verliehen. Die Doktorarbeit der Mme. Cartier hat das interessanteste Thema: Gérard de Nerval, ein Vermittler zwischen Frankreich und Deutschland.

## Soziale Fürsorge.

**Zur weiblichen Vormundschaft. Eingekandt.** „Die Frau“ brachte kürzlich eine der Römischen Zeitung entnommene Statistik der weiblichen Vormundschaft in deutschen Städten. Dem möchten wir hinzufügen:

In Stettin beantragte vor 2 Jahren der von Frau Wieber-Boehm begründete, dem Stettiner Frauenverein angeschlossene Verein „Jugendschutz“ weibliche Vormundschaft in erster Linie für heranwachsende Mädchen, besonders für solche, bei denen Fürsorgeerziehung abgelehnt war und ein Vormund oder Erziehungspfleger ernannt werden sollte.

Diesem Antrag ward vom Vormundschaftsgericht bereitwilligst und alsbald entsprochen. Wir haben zur Zeit 22 weibliche Vormundschaften, welche je 1—6 Minderjährige umfassen.

Kürzlich ist außerdem der II. Vorsitzenden des Vereins Jugendschutz die Kollektiv-Vormundschaft über ca. 30 uneheliche Neugeborene im voraus summarisch übertragen. Es soll dadurch erprobt werden, in welchen Beziehungen 1. das Einsetzen der Vormundschaft alsbald nach der Geburt, 2. weibliche Fürsorge den stets benachteiligten unehelichen Kindern zum Vorteil gereichen kann. In Frankfurt a. M. hat Dr. Klumfer, Direktor der Zentrale für private Fürsorge, seit einigen Jahren einen ähnlichen Versuch gemacht. Allerdings stehen ihm bei denselben die reichen Geldmittel und das Bureau der Zentrale, ein Arzt, ein Rechtsanwalt, eine Kinderpflegerin und eine Anzahl von Aufsicht-

damen zur Verfügung, während die II. Vorstehende unseres mittellosen Jugendbildungsvereins zur Zeit auf sich selbst gestellt ist, da dieser Versuch, die hier erschreckend große Kindersterblichkeit herabzudrücken, der Stadt nichts kosten soll. Dennoch glaubte die Betreffende, das in der bereitwilligen Bestellung einer Frau, einer Lehrerin, zum Kollektivvormund liegende Entgegenkommen der Behörden nicht als hoffnungslos ablehnen zu dürfen, sondern den Versuch wagen zu müssen, was sich auch mit unzulänglichen Mitteln als bestmögliches erreichen lasse. Vielleicht giebt es wenigstens Anregung zu ähnlichen Versuchen auf günstigerem Boden.

\* **Die Verwendung von Frauen als Waisenspflegerinnen** hat der Magistrat von Schöneberg beschlossen. Nach den neuen Bestimmungen über Verfassung und Obliegenheiten der Gemeinbewaisenträte ist für jeden Stadtbezirk ein Gemeinbewaiserrat als kollegialisch geordnete Behörde bestellt. Die Zahl der Mitglieder des Waisentrates wird vom Magistrat festgesetzt. Jedem Waiserrat können zu seiner Unterstützung eine oder mehrere Frauen als Waisenspflegerinnen beigegeben werden.

\* **Frauen in der städtischen Armenkommission.** In Mannheim wurde durch ein neues Ortsstatut in der Armenkommission die Aufnahme von zwei durch den Stadtrat zu berufenden Frauen ermöglicht.

\* **Ein Waisenspflegerinnenverband** wurde in Stuttgart am 30. Januar gegründet mit dem Zweck, das Pflegerinnenamt in Übereinstimmung mit dem Gemeinbewaiserrat auszugestalten und die Pflegerinnen in ihrer Tätigkeit zu fördern. Vier Damen aus dem Vorstand derjenigen Vereine, die Waisenspflegerinnen gestellt haben, sind zu den Sitzungen des Gemeinbewaisentrates zugezogen worden.

### Berufliches.

\* **Die Hilfsarztstelle am städtischen Armen- und Siechenhaus** in Frankfurt a. M. ist vom 1. Januar ab einer Dame, der praktischen Ärztin Frä. Dr. Käthe Kehr aus Bingen, übertragen worden. Schon seit Jahren ist an der städtischen Irrenanstalt daselbst Frä. Dr. Knur als Assistenzärztin tätig.

\* **Frauen und juristische Berufe.** Der badische Justizminister hat auf eine Anfrage entschieden, daß die badische Regierung nicht beabsichtige, weibliche Personen zu juristischen Staatsprüfungen zuzulassen.

### Arbeiterinnenfrage.

\* **Der Zehnstundentag für Fabrikarbeiterinnen** ist im Zusammenhang mit einer weiter gehenden Interpellation, betreffend einen allgemeinen Zehnstundentag, im Reichstag verhandelt worden. Der Staatssekretär teilte mit, daß Anfragen an die Konkurrenzstaaten Italien, Schweiz, Osterreich-

Ungarn und Belgien gerichtet seien, wie sie sich zu einem gemeinsamen Vorgehen in dieser Frage stellen. Bisher sei von der Schweiz eine wohlwollende Antwort eingegangen. Entschlossen sich die anderen Staaten gleichfalls zu der durch eine Übergangszeit zu vermittelnden Einführung des Zehnstundentags für Fabrikarbeiterinnen, so seien die Hauptbedenken dagegen beseitigt.

\* **Die Erweiterung der weiblichen Gewerbeinspektion in Preußen** kam im Landtag bei den Etatsberatungen am 10. Februar zur Sprache. Der Abgeordnete Hirsch verlangte die Anstellung weiblicher Gewerbeinspektoren in Preußen, indem er auf die günstigen Erfahrungen Englands und der 12 deutschen Bundesstaaten mit weiblicher Inspektion hinwies. Von Seiten der Regierung wurde geantwortet, daß hinsichtlich der Anstellung von Fabrikinspektorinnen ein Beschluß noch nicht gefaßt worden sei, da die mit Frauen als Gewerbeinspektions-Assistentinnen gemachten Versuche noch nicht abgeschlossen seien.

\* **Zur Verhandlung über das Verbot der gewerblichen Nachtarbeit der Frauen** wird vom Bundesrat der Schweiz eine Konferenz auf den 8. Mai 1905 nach Bern einberufen.

\* **Eine Erhebung über die Frauenarbeit im österreichischen Bergbaubetriebe** ist vom Ackerbauministerium neuerdings eingeleitet worden. Unter Zugrundelegung des 22. November 1904 als gemeinsamen Erhebungstages ist festzustellen, in welchem Umfange sowie in welcher Art weibliche Arbeitskräfte beim Bergbaubetriebe gegenwärtig überhaupt verwendet werden, um hierauf beurteilen zu können, welchen Einfluß etwa die Erlassung eines Verbotes der Beschäftigung der Frauen beim Bergbau zur Nachtzeit einerseits auf die Bergbau-Industrie und andererseits auf die hiervon betroffenen Kreise der Arbeiterschaft wirtschaftlich auszuüben vermöchte.

\* **Weibliche Fabrikinspektoren für Irland.** Der Kongreß der irischen Arbeiterorganisationen nahm einstimmig eine Resolution an, welche die Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren auch für Irland wie in England fordert.

### Personalnachrichten.

\* **In den Vorstand der nationalsozialen Partei Badens** wurde — wohl als die erste deutsche Frau im Präsidium einer bürgerlichen Partei — als Schatzmeisterin gewählt Frau Dr. phil. Elisabeth Jaffé-v. Nitzthofen, die bekannte frühere Assistentin der badischen Fabrikinspektion.

Die Deutsche Tageszeitung gestattet sich zu dieser Notiz folgende Bemerkung: „Unübersehbar ist uns die Geschichte nicht, denn die nationalsoziale Partei ist



so recht eine Partei für Studenten, Kandidaten und — Frauen.“ Nun, die Nationalsozialen können das als eine Schmeichelei nehmen, denn sind sie die Partei der Jugend und der Frauen, so ist die beste Aussicht, daß sie die Partei der Zukunft sein werden.

\* Das Bürgerrecht der Stadt Zürich ist auf Beschluß des Stadtrats der Dichterin Coswina von Berlepsch als Anerkennung ihrer Verdienste um die Schilderung des Schweizer Volkslebens schenkungsweise verliehen worden.

### Die rechtliche Stellung der Frau.

\* Freunde der Frauenbewegung hat der jüngst erfolgte Kabinettswechsel in Dänemark in das

Ministerium gebracht. Der bisherige Kriegsminister Christensen, auf dessen Einfluß den Frauen kürzlich die Zulassung zu den theologischen Examen gewährt ist, und der schon vor Jahren das kirchliche Wahlrecht für sie durchsetzte, ist Premierminister geworden. Auch Svend Högsbro, der als ein warmer Freund der Frauensache bekannt ist, hat einen Sitz im Ministerium erlangt. Der neue Minister des Innern Sigurd Berg ist ein erklärter Anhänger des Frauenstimmrechts. Bei dem Kabinettswechsel hat die Regierungspartei ein Manifest erlassen, in dem sie erklärt: „Hinsichtlich der kommunalen und staatlichen Freiheit sollten alle gleiche Rechte besitzen, unabhängig von Klasse, Besitz oder Geschlecht“. Die dänischen Frauen hoffen, unter dieser Regierung das volle kommunale Wahlrecht durchsetzen zu können.

## Bücherschau.

„Die Frau in der Kulturbewegung der Gegenwart“. Von Gertrud Bäumer. Heft XXXII der „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. (Preis 1,30 Mark.) Aus einer Darstellung der geistigen Bewegung der Gegenwart nach ihren wesentlichen Triebkräften entwickelt die Verfasserin die Frauenfrage nach ihrer geistigen und kulturellen Seite. Auch sie empfängt ihren Charakter durch die beiden großen Tendenzen der Zeit, nämlich durch das gewaltige Drängen auf soziale Gerechtigkeit einerseits, durch die ästhetisch-individualistische Entwicklung andererseits. Im Rahmen der ersten Strömung, die ihren ethisch-politischen Ausdruck in den naturrechtlichen Gesellschaftstheorien des 18. Jahrhunderts fand, ist die Frauenbewegung als eine Bewegung für Menschenrechte in die Geschichte eingetreten. Sie galt nicht dem Weibe in seiner Besonderheit, sie galt nur dem abstrakt gefaßten Menschen in ihr, und wollte, daß auch die gesellschaftliche Ordnung sie nur als Mensch wertete und behandelte — d. h. dem Manne gleich in allen Dingen. Infolge der wissenschaftlich-künstlerischen Entwicklung der letzten Jahrzehnte ist aber dieser Gedankengang, aus dem die Frauenbewegung allenthalben ihre ersten Argumente nahm, gekreuzt durch eine neue geistige Bewegung, die der Frau die Werte ihres Frauentums, ihres Weibseins zum Bewußtsein brachte und sie vor allem diese Werte zu verwirklichen trieb. Es wird dann gezeigt, wie diese beiden Tendenzen sich verschlingen, durchkreuzen oder bekämpfen in den einzelnen Problemen, welche die Frauenfrage umschließt: das Liebes- und Eheproblem, die Frauenberufsfrage, die Frage der Mitarbeit der Frau im sozialen und staatlichen Leben. Besonders wird dann die Stellung der Frauenbewegung dieser Doppelströmung gegenüber beleuchtet und gezeigt, wo für sie als soziale Bewegung die positiven Aufgaben liegen und wo ihr Grenzen gesetzt sind.

So viel zur Orientierung über die Grundlinien einer Broschüre, die in der Frauen- und Tagespresse die eingehendste Beachtung gefunden hat. Es hieße

den Lesern der Frau gegenüber etwas Überflüssiges tun, sollten hier weitere Ausführungen über die Eigenart und seelische Feinheit der kleinen Schrift gegeben werden. Sie werden sich ihre Lektüre nicht entgehen lassen.

„Der Internationale Frauentongress in Berlin 1904“. Bericht mit ausgewählten Referaten, herausgegeben im Auftrage des Vorstandes des Bundes deutscher Frauenvereine von Marie Stritt. Verlag von Karl Habel, Berlin SW., Wilhelmstr. 33. Der mehr als 600 Seiten umfassende Band ist, das sei vorweg gesagt, eine Arbeitsleistung, für die der Herausgeberin der Dank aller an dem Kongress interessierten Frauen gebührt. In Anbetracht dessen, daß nicht alle Referate eines solchen Kongresses von gleich großem allgemeinen Interesse sind, daß vielmehr manche den Umfang des Bandes nur vergrößern und die Anschaffung dem einzelnen erschweren würden, ist eine Auswahl der Vorträge getroffen. Der Zusammenhang des Ganzen ist durch kurze Referate über nicht in extenso vorliegende Vorträge und über die Diskussionen klar gemacht. So kann man sagen, daß das Buch wohl einen Gesamteindruck der Leistungen des Kongresses gewinnen läßt. Möchte es durch recht weite Verbreitung — der Preis beträgt 6,50 M., für Bundesmitglieder nur 5 M. — die Wirkung des Kongresses noch nachträglich verstärken und vertiefen.

„Wandlungen“. Ein Roman von Friedrich Huch. S. Fischer Verlag. Der neue Roman von Friedrich Huch bildet die Fortsetzung jener Familiengeschichte, die mit den „Geschwistern“ begann. Friedrich Huch kehrt mit seiner Dichtung in denselben Kreis stilisierter Lebens zurück, der uns an Goethes Wahlverwandtschaften erinnerte. Seine ganze Art zeigt ihn der Ricarda Huch verwandt; ein Vergleich jedoch würde unbedingt in ihr die stärkere Dichternatur empfinden lassen. Auch sie erhebt in ihrer Dichtung das Leben in eine Sphäre von einfacheren und reineren Formen; aber sie vermag es, aus

einem unerschöpflich tiefen und unendlich weichen Gefühl für das Leben heraus, den Gestalten trotzdem eine Fülle von zwingender Leidenschaft und vibrierender Innerlichkeit zu geben. Bei Friedrich Schuchs Gestalten wirkt der Stil stärker als das Eigenleben; sie bleiben ein wenig bloß erdacht, aus der Wirklichkeit herausgelöst. So subtil die Charaktere erfährt sind und die Konflikte, die aus ihrem Zusammensein hervorgehen, sie werden durch diese Subtilität doch eben nicht ganz lebenswahr und lebenswarm. Es ist viel bewußte Kunst und bewußte Schönheit in dem Buch, ein auf das Feinste gestimmter künstlerischer Geschmack und eine Form von seltener Angreifbarkeit. Aber das alles ersetzt doch nicht jene Lebendigkeit, die mit einem Schlage unser Herz für das Stück Menschengeschick in einer Dichtung gefangen nimmt und festhält.

„**Gertha Ruland**“. Roman von Alexander Ruland. Berlin 1905. S. Fischer Verlag. Dem umfangreichen Romane, der in technischer Hinsicht manche Unvollkommenheiten, ja Geschmackslosigkeiten enthält, ist eine gewisse Echtheit der künstlerischen Darstellung und Empfindung eigen, die mit seinen Mängeln veröhnt. Wir haben es mit einem Künstler zu tun, der nicht über dem Milieu steht, das er schildert, sondern mit seinen Empfindungen und Anschauungen selbst mitten darin. Das gibt der Darstellung etwas Treuerziges und Echtes, bringt allerdings auch manche Geschmackslosigkeit und Einseitigkeit mit sich. Wir fühlen uns durch die Milieuschilderung, die, wie gesagt, von seiten des Künstlers nicht nur ein „kalt staunender Besuch“ in einer fremden Welt ist, in die Sphäre des Buches mit hineingezogen. Wir erleben die Kämpfe der Heldin, eines jungen, reinen und tapferen Geschöpfes, gegen eine Welt von kleinlicher Unehrllichkeit und Falschheit mit vollem Interesse mit, und über den mit etwas gewaltsamen und romanhaften Mitteln herbeigeführten Schluß erhebt uns die Tatsache, daß dieser Schluß immerhin auch einer inneren Konsequenz zum Siege verhilft. Der Konsequenz, nach der dem tapferen Kampf und dem kristallreinen Willen auch ein Sieg und ein helles, schönes Ziel bereitet sein muß. Dabei ist das Buch reich an interessanten Charaktergestalten, die einen manchmal an die alten Humoristen, etwa an Jean Paul, erinnern, z. B. der Apotheker mit seiner beobachtenden, witzigen Weltklugheit. Eigentümlich mischen sich in dem ganzen Milieu volkstümliche und literarische Züge. Bei aller Unausgeglichenheit und — zuweilen — kleinbürgerlichen Nebelhaftigkeit ist das Buch immerhin als eine Talentprobe interessant und von einer Eigenart, die gerade in unserer Zeit selten geblüht.

„**Naturstudien in Wald und Feld**“. Spaziergangs-Blaudereien. Ein Buch für die Jugend von Dr. Karl Kraepelin. Mit Zeichnungen von D. Schwindrazheim. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, W. G. Teubner. (In Leinwand gebunden 3,60 Mark.)

„**Naturstudien im Garten**“. Blaudereien am Sonntag Nachmittag. Ein Buch für die Jugend von Dr. Karl Kraepelin. Mit Zeichnungen von D. Schwindrazheim. 2. Auflage. Leipzig und Berlin, Druck und Verlag von W. G. Teubner, 1905. (In Leinwand gebunden 3,60 Mark.)

Die beiden für die Jugend nicht warm genug zu empfehlenden Bändchen haben schon in der 1. Auflage viel Freunde gefunden. In Blaudereien über Laubfall, immergrüne Pflanzen, Tierleben im Winter, Raufrost, Flechten, Lebensgemeinschaften, Insektenleben im Winter, Moose, Anpassung der Pflanzen und Tiere an den Wald, Gesteine, Versteinerungen, Vogelleben im Frühling, Forstschädlinge, Moor und Sumpf, Tierleben im Süßwasser, Wasserpflanzen, Insektenleben im Sommer, Brutpflege, Bedeutung des Waldes für das Klima und für den Menschen bringt der erstgenannte Band in der leichten Form des Dialogs einen umfangreichen Wissensstoff an das Kind heran, aber immer so, daß es zu einer tieferen Auffassung des Naturgeschehens geführt wird. Die Blaudereien des zweiten gleich empfehlenswerten Bandes behandeln: Frühlingspflanzen und Herbarium; Regenwürmer; Einrichtung der Beete, Küchenkräuter, Giftpflanzen; Maitäfer, Einfluß des Lichtes auf die Tiere, leuchtende Tiere; Saffstrom, Pflöpfen, Molliten; Graßmücke, Wanderflug; Pilze des Gartens; Blattwespen, Schutzmittel der Tiere; Unkräuter, Schutzmittel der Pflanzen gegen Tiere; Kröten, Farbenwechsel, Brutpflege; Schutzmittel der Pflanzen gegen Wärme, Licht, Regen, Wind, Blattläuse; Fier- und Nupplpflanzen, Züchtung; Nester der Wespen, Hummeln u. a.

„**Traum und Tag**“. Roman von Felix Holländer. Berlin 1905. S. Fischer, Verlag. Felix Holländer zeigt sich in seinem neuen Roman von einer ganz anderen Seite als im Thomas Trud. Führt er dort in jene Berliner Bohème, in der sich die eigentlichen Weltanschauungskämpfe der Modernen vollziehen, zeigte er uns dort das faustische Ringen einer Reihe von „Bagabunden des Lebens“ um innere Werte und Ziele, so versetzt er uns diesmal in die von kräftiger Bergluft durchwehte Atmosphäre eines schlesischen Dorfes. Ein seltsamer Gegensatz, diese schlesischen Bauern mit ihren primitiven harten Anschauungen, ihren engen Gedanken und ungezügeltsten Leidenschaften und dann ein paar Menschen, die inmitten dieser Welt einen geistigen Kampf mit sich selbst und untereinander führen. In diesen Menschen Konflikte von einer Feinheit und starken Besonderheit, die ein Ergebnis höchst differenzierter Kultur ist. „Traum und Tag“ bezeichnet den Widerspruch, an dem die Heldin des Romans zugrunde geht. Eine feine, stille Natur, deren Wertideen mit Pietät, Ehrfurcht vor dem Gewesenen und dem Vorhandenen aufs engste verknüpft sind. Ihr Leben stellt an sie die Forderung, sich von Traditionen und gütigen Sitten zu lösen und sich einen eigenen Weg zu ihrem eigenen Glück zu suchen. An dieser Aufgabe scheitert sie; sie, die im Traum lebt und gelebt hat, kann den Forderungen des Tages nicht genügen. Sie, die der Vergangenheit gehört hat, ist nicht imstande, für sich die Zukunft zu suchen, die Glück spendet. Bei allem Interesse, das das eigentümliche Problem dieses Buches einflößt, kommt man doch über manche Episoden von unterhältnismäßiger Länge nur mit Mühe hinweg. Man hat zuweilen das Gefühl, als ob die künstlerische Kraft doch nicht stark genug gewesen wäre, um diesen Stoff ganz zu einem einheitlichen künstlerischen Gebilde zusammenzuschmelzen.

„Der Sohn“. Erzählung von Karin Mich a e l i s. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen. Verlag von Albert Köhler, 1904. (Preis 3,50 Mark.) Die moderne Kunst hat die Fähigkeit, komplizierte und feinste seelische Lebenserscheinungen zu erfassen und darzustellen, in besonders hohem Maße entwickelt. Ja, man kann sagen, daß das gerade überall die herrschende Tendenz ist, den Nuancen des Seelischen näher zu kommen, als man das vorher vermocht hat. Daß in dieser Tendenz zugleich auch eine Richtung auf das Außergewöhnliche, das Krankhafte und Hypernervöse liegt, kann nicht bestritten werden. Karin Michaelis ist mit den Problemen, mit denen sich ihre letzten Bücher beschäftigen, dieser Richtung in etwas zum Opfer gefallen. Sie hat einer Neigung zum Unerhörten, Absurden nachgegeben, nicht nur im Stoff, sondern auch in der Darstellung. Auch dieses neue Buch ist wieder ein Beweis dafür. Einen fatalen Geruch nach etwas Krankhaftem wird man durch diese ganze Geschichte hindurch nicht los. Sie hat deshalb so wenig menschlich Ergreifendes und etwas so tief innerlich Unbefriedigendes, ja Feinliches, eine Empfindung, die eben noch dadurch erhöht wird, daß man auf Schritt und Tritt sieht, was für reiche und glänzende Mittel an derartige Aufgaben verschwendet werden.

„Erinnerungen aus meinem Diakonissenleben“. Von Friederike Leithold. Nach ihren Aufzeichnungen bearbeitet. 2. umgearbeitete, billige Volksausgabe. Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachfolger (Georg Böhme). (Preis 3 Mark, geb. 3,60 Mark.) Das Buch bringt durch die Fülle seines Materials eine umfassende Orientierung über alles, was der Diakonissenberuf an Schwerem, aber auch an Großem und Erhebendem bietet. Aber darüber hinaus fassen wir ein rein menschliches Interesse an der Gestalt der Verfasserin, die mit solcher Begeisterung in ihrem Beruf steht. Ganz besonderen Anteil erregen die Schilderungen ihrer Tätigkeit während des französischen Krieges und der ergreifenden Erlebnisse in der Gemeindepflege.

„Fritz Reuters sämtliche Werke“. Mit Vorwort und biographisch-literarischer Würdigung von Otto Welckien. Ein Band zu 959 Seiten. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. (Preis geb. 4 Mark.) Auch Fritz Reuter ist nun in der einbändigen, beispiellos billigen Klassikerausgabe der Deutschen Verlagsanstalt erschienen. Die üble Zugabe so vieler auf knappen Raum zusammengedrängter Ausgaben, der schlechte Druck, ist hier durch eine glücklich gewählte, scharfe und klare Type vermieden worden. Als einen Vorzug möchten wir es auch bezeichnen, daß die Anmerkungen unter dem Text, die das Plattdeutsche „verdeutschten“ sollen, fortgelassen sind. Man liest sich viel leichter ohne solche Felsbrücken in Reuters Sprache hinein. Ein kleines, hinten angehängtes Glossar hilft überdies bei ungewöhnlichen Ausdrücken aus. — Zwei Vorworte, ein hochdeutsches und ein plattdeutsches, führen in Reuters Lebenswerk ein. Es ist lebhaft zu wünschen, daß diese billige Ausgabe nun auch in die weitesten Kreise eindringen möge und den herzengswarmen und herzengsguten Humor, mit dem der Dichter von

oben herab und doch mit der regsten Anteilnahme menschliches Leben und Wirken begleitet, zum Gemeingut machen helfen. Bei der modernen Sucht zu unerfreulicher, nervöser Selbstbetrachtung kann man einem so urgesundem Geist nur die weiteste Wirkensmöglichkeit wünschen.

„Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben“. 5. Band: Rubens. Des Meisters Gemälde in 551 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. In vornehmem Leinenband 12 Mark. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Der Rubens-Band nimmt eine hervorragende Stelle in den großen Klassiker-Ausgaben ein, durch welche die Deutsche Verlagsanstalt sich ein so bedeutendes Verdienst erworben hat. Einmal war schon die Sichtung des ungeheuren Materials, die Sondernung der Schöpfungen des Meisters aus der Fülle der Atelierarbeiten eine schwierige Aufgabe, die Adolf Rosenberg, der schon die ersten beiden Bände des Unternehmens, Raffael und Rembrandt herausgab, vorzüglich gelöst hat. Dann aber hatte die Wiedergabe der farbigen Originale im verkleinernden Schwarzweißdruck bei der Eigenart der Rubensschen Bilder, der Fülle und oft auch der Kleinheit der Gestalten, mit besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen, die gleichfalls glänzend gelöst sind. Die Ausgabe kommt umsomehr zur rechten Zeit, als zwei hervorragende Analysen des Rubensschen Künstlercharakters der Abbildungen völlig entbehren: Jakob Burckhardts posthume „Erinnerungen an Rubens“ und das kürzlich erschienene kleine Rubensbuch von Robert Vicher. Der vorliegende Band wird da zur willkommenen Ergänzung.

„Die Welt des Sichtbaren“. Eine Betrachtung über die Art und Weise unseres Sehens. Von Arthur Kiesel. Mit neun Abbildungen. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. 1905. Das kleine Büchlein legt in gemeinverständlicher Sprache, ohne fachwissenschaftliche Voraussetzungen, die psychologischen Vorgänge beim Sehen dar. Es wird manchem willkommen sein, dem diese Vorgänge schon zu denken gaben, ohne daß er bei dem Mangel an optisch-physikalischen Kenntnissen eigentliche Fachwerke zu Rate ziehen konnte. Besonders interessant sind die Ausführungen über das Persönliche im Sehen und über die Farben.

„Paul Heyse, Novellen“. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen à 40 Pfg. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin. Die wohlfeile im Cotta'schen Verlage erscheinende Ausgabe von Paul Heyse's Novellen liegt uns jetzt bis zur 20. Lieferung vor, welche den dritten Band abschließt und gleichzeitig den Anfang des vierten Bandes bringt. Der dritte Band führt den Titel „Moralische Novellen“ und enthält folgende Stücke: Die beiden Schwestern, Lorenz und Lore, Vetter Gabriel, Am toten See, Anfang und Ende, Die Blinden, Franz Alzeier, Das Seeweib. Auch der neue Band überzeugt davon, daß die Verlagsbuchhandlung mit der Eingliederung dieser Meisterwerke der Erzählungskunst in die Hausbibliothek sich ein wirkliches Verdienst erworben hat.

„**Photographisches Unterhaltungsbuch**“. Praktische Anleitungen zu interessanten und leicht auszuführenden photographischen Arbeiten von A. Parzer-Mühlbacher. Mit 105 lehrreichen Abbildungen im Text und 16 Tafeln. Verlag von Gustav Schmidt in Berlin W. 10. (Preis geh. 3,60 Mark; geb. 4,50 Mark.) Das Buch bietet eine Fülle von Material sowohl zu ernster Arbeit wie zu unterhaltenden Experimenten auf photographischem Gebiete. Es sind dabei nur solche Verfahren und Beschäftigungen in den Bereich des Buches gezogen, deren Ausführung weder zu kostspielig ist noch zu großen Schwierigkeiten unterliegt. In 39 Kapiteln werden zunächst verschiedene photographische Aufnahmen behandelt. Daran schließen sich 7 Kapitel über verschiedene Kopierbeschäftigungen, sodann folgen Abschnitte über Ferrotypie, Röntgenstrahlen, Reliefsphotographie und Photoplastik, Photokeramik und endlich noch 19 verschiedene zeitgemäße Thematika. Das reichhaltige und gut illustrierte Buch darf den Photographierenden bestens empfohlen werden.

„**Die Casseler Frauenvereine**“. 1812—1904. Von Johanna Waescher. Herausgegeben vom Verbands der Casseler Frauenvereine. Cassel 1904, Kommissionsverlag von Ernst Hübn. Solche Monographien über die Frauentätigkeit in einer Stadt sollten noch mehr geschrieben werden. Die Kulturgeschichte und die Geschichte unserer sozialen Bestrebungen, überhaupt die Öffentlichkeit, wie sie durch die Presse dargestellt wird, nimmt gerade von dem stillen Wirken der Frauen gewöhnlich viel zu wenig Notiz. Es hat gewiß eine ziemlich mühsame Arbeit gekostet, um das Material für diese über 400 Seiten umfassende Darstellung sozialer Frauenarbeit in einer einzigen Stadt zusammenzusuchen. Aber wir sind der Ansicht, daß solche Darstellungen auch direkt zur Förderung unserer Bewegung so wertvoll sind, daß die daran gewandte Mühe nicht umsonst ist; denn die meisten Leser werden überrascht sein über diese große Summe vor Arbeit, die da von den verschiedensten Punkten aus und auf den verschiedensten Gebieten der Wohlfahrtsfrage von Frauen geleistet worden ist. Wenn nur einmal der Umfang und die Art dieser Arbeit weiterhin bekannt wäre, so würde man gewiß desto eher geneigt sein, die Frauen auch zur vollen amtlichen Verantwortlichkeit öffentlicher Posten auf diesem Gebiete heranzuziehen.

„**Die Einfältigen**“. Novellen, Legenden usw. von Marianne Newis. Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. (Preis gebestet 3 Mark; gebunden 4 Mark.) Mit überraschender Vielseitigkeit weiß die Verfasserin sich den verschiedensten Stimmungen und Lebensauffassungen anzupassen. Ihre Postfeiner Putzmacherin aus dem „hellroten Hofengang“, der es „immer idellandibel“ geht, ist ebenso echt, wie der polnische Schaffjunge Drewi, der zum erstenmal beichten soll und sich zu seiner tiefsten Zerknirschung mit aller Mühe auf keine weitere Sünde bestimmen kann, als daß er einmal ein Fünzigpfennigstück — verschentt hat. Am ergreifendsten vielleicht ist die Erzählung vom Schäfer Antek und seinem treuen Hund „Wasser“; nebenbei ein Stück echter Heidepoesie.

„**Die neue Frauentracht**“. Mitteilungen der Freien Vereinigung für Verbesserung der Frauenkleidung. Redigiert und herausgegeben von Ella Law. München, Verlag von Georg D. W. Callwey. Die Zeitschrift verdient das Interesse derer, denen es um eine gesunde Entwicklung der Reformbewegung auf dem Gebiete des Frauenkleides zu tun ist. Ihre Richtung ist durchaus maßvoll und wird dem künstlerischen ebenso wie dem hygienischen Interesse in gleichem Maße gerecht. Wenn die Beteiligung des Publikums eine etwas größere würde, so könnte sich vielleicht auch die Ausstattung der Hefte durch Abbildungen, die jetzt noch nicht auf der Höhe steht, heben. Jedenfalls verdient das junge Unternehmen jede Empfehlung und Förderung.

„**Deutsche Humoristen**“. Zweiter und dritter Band. Hausbücherei der deutschen Dichter. Gedächtnis-Stiftung. Hamburg Großborsfel 1904. (Preis pro Band 1 Mark.) Mit der Ausgabe der deutschen Humoristen hat die Dichter-Gedächtnis-Stiftung entschieden einen glücklichen Griff getan. Der zweite Band enthält humoristische Erzählungen aus den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts; Brentanos lustige Geschichte von den „mehreren Wehmüllern“ und Schottkes „Nacht in Brezowzmiel“ werden sicher mit Glück und Erfolg den Weg unter die deutschen Leser noch einmal zurückerlegen. Auch der dritte Band, der neben Novellen von Hans Hoffmann, Otto Ernst und Max Eyth eine der hübschesten Episoden aus den Ratsmädelgeschichten von Helene Böhlau bringt, wird sich rasch einen weiten Leserkreis erringen. Auf die bei dem billigen Preis geschmackvolle und gute Ausstattung der Bücher sei noch einmal ausdrücklich hingewiesen.

„**Die Wohlfahrts-Einrichtungen Berlins und seiner Vororte**“ nebst einem Anhang über öffentliche Armenpflege, Arbeiterversicherung und andere für die Wohlfahrtspflege wichtige Rechtsgebiete. Ein Auskunfts-Buch, herausgegeben von der Auskunftsstelle der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur. Dritte neubearbeitete und vermehrte Auflage. Berlin. Verlag von Julius Springer. 1904. (Preis kart. 1,50 Mark.) Das „Auskunfts-Buch“ ist schon zu einem unentbehrlichen Ratgeber in Berlin geworden. Der überaus billige Preis der neuen Auflage, die wieder mancherlei Verbesserungen bringt, wird wesentlich zu seiner noch weiteren Verbreitung beitragen.

„**Gespenster**“. Von C. Viebig.

„**Clara Vere**“. Von Friedrich Spielhagen.

„**Gräfin Langeweile**“. Von Hanns von Zobeltitz. Der Verlag von Karl Krabbe in Stuttgart hat mit vorliegenden Zweimarkbänden gut ausgestattete, lesbare Ausgaben geschaffen. Nur die Illustrationen möchte man in vielen Fällen ganz fortwünschen; besonders die zu C. Viebig's Gespenstern zeigen starke Geschmacklosigkeiten, die man der feinen Skizze hätte erpart sehen mögen.

Baruch de Spinoza: **Ethik**; übersetzt und mit einer Einleitung und einem Register versehen von Dr. Otto Baensch. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1905. Die Uebersetzung

erscheint als Band 92 der bekannten philosophischen Bibliothek und bietet mit Einleitung, Anmerkungen und einem sorgfältig angefertigten Sachregister die bisher beste deutsche Ausgabe von Spinozas Ethik, eine Ausgabe, die sowohl dem Laien eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Spinoza erleichtert, als auch dem Studenten als Kommentar zur lateinischen Originalausgabe willkommen sein wird.

„**Sturm und Sonnenschein**“. Zwei Erzählungen für die Jugend: 1. Im Engelskleid. 2. Der halbe Ring. Von Margarete Venk. Verlag von Johannes Herrmann, Zwidau i. S. (Preis in Leinwandband 2,25 Mark.) Die auf dem Gebiet der Jugendschriften wohl angesehene Verfasserin bietet hier zwei ansprechende kleine Erzählungen aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts und der Zeit des 30jährigen Kriegs, die nach Darstellung, Lebensanschauung und sittlichem Gehalt sich wohl für die Jugend eignen.

„**Die körperliche Züchtigung bei der Kindererziehung in Geschichte und Beurteilung**“. Ein Buch für Eltern und Erzieher von Dr. D. Riefer. Berlin W. 15. Verlag von Albert Kohler. (Preis 4 Mark.) Das mit dem Motto „Kinder brauchen Liebe“ versehene Buch bringt einen sehr lehrreichen geschichtlichen Abriss über die Rolle der Körperstrafen und Schule und Haus. Ein Verzicht auf die Ausfälle gegen die „Christlichen“, die „Weiber“, die Engländer dürfte dem Buch schwerlich geschadet haben; der Verfasser hätte dann die Leser noch unbedingt auf seiner Seite gesehen. Auch wer seine Verwerfung jeder Körperstrafe innerhalb der Familie nicht teilt, wird ihm doch unbedingt darin recht geben, daß in der Schule jeder Schlag vom Übel ist. Daß in deutschen Schulen noch so viel geprügelt wird, daß insbesondere in der Mädchen-Volksschule geschlagen werden darf — und noch dazu von Männern! — ist garricht genug zu verurteilen. Das wäre auch ein Punkt, an dem die Frauenvereine mit ihrer Tätigkeit einsetzen dürften.

„**Gotthold Ephraim Lessings Leben und Werke**“. Für weitere Kreise dargestellt von Viktor Rih. Mit 8 Abbildungen. Halle a. S. Hermann Gesenius. Der Zweck des kleinen Buches ist kein philologischer. Es will weiteren Volksschichten in einer Art, die für jedermann verständlich ist, den großen Mann näher rücken. (Daß zu diesen untergeschicklos „die Frauen“ gerechnet werden, berührt doch heute schon seltsam.) Die stellenweise etwas trockene Darstellung wird durch viele Bruchstücke aus Lessings Briefwechsel belebt.

„**Leitfaden der Kunstgeschichte**“. Für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht bearbeitet von Wilhelm Büchner. Mit 158 in den Text eingedruckten Abbildungen. Neunte, vermehrte und verbesserte Auflage. Essen, G. D. Baedeker, Verlagsbuchhandlung. (Preis geb. 3 Mark.) Wir machen auf die neue Auflage des „Meinen Büchner“ aufmerksam, der sich längst seinen Platz in Schule und Haus gesichert hat.

„**Im Reich der Lüfte**“. Von A. Santos-Dumont. Reich illustriert. Autorisierte Übersetzung von Ludwig Holtz. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. (Preis geb. 4 Mark.) Der bekannte

Umkreiser des Eiffelturms, Santos-Dumont, gibt hier eine Darstellung seiner Versuche auf dem Gebiet der praktischen Luftschiffahrt. Die Schilderung greift bis in seine auf einer brasilianischen Kaffeepflanzung verbrachte Jugend zurück, in der ihn schon das Problem des lenkbaren Luftschiffes beschäftigt hat. Das Buch bringt zahlreiche Abbildungen und Skizzen und ist für Liebhaber des Gegenstandes sehr instruktiv.

„**Neue Novellen**“. Von Karl Emil Franzos. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger (Preis 2 Mark.) Aus dem Nachlaß von Franzos sind hier noch vier Erzählungen veröffentlicht, die die bekannten Vorzüge zeigen; sie sind geschickt und spannend aufgebaut und von feiner psychologischer Durcharbeitung.

„**Meinrad Helmpergers denkwürdiges Jahr**“. Kulturhistorischer Roman von E. von Handel-Mazzetti. Mit Zierleisten und Initialen von E. Kunst. 3.—5. Auflage. München, Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. (Preis broschiert 6 Mark, in schönem Geschenkband 7,50 Mark.) Der von uns bereits in der ersten Auflage gewürdigte Roman, der ein interessantes Kulturbild aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts bietet, erscheint hier aufs neue in vornehmer Ausstattung.

„**Nu mau to, Jan!**“ Erzählungen aus dem niederländischen und ostenburgischen Volksleben von Ludwig Oldenburg. Berlin, Ernst Hofmann & Co. (Preis 3,50 Mark.) Der Band bietet ein Stück beachtenswerter Heimatkunst. In der Nordwestecke Deutschlands, aus der er stammt, sind die Originale noch nicht ganz dünn gesät, und in heitern Geschichten — darunter ein paar köstliche Schultückchen — wie in tragischen werden sie uns vorgeführt. Die Gestalten tragen das Gepräge der Echtheit, und das gibt der kleinen Sammlung ihren Wert.

„**Eine deutsche Frau im Innern Deutsch-Ostafrikas**“. Nach Tagebuchblättern erzählt von Magdalene Prince geb. v. Massow. Mit einem Titelbilde und 14 Abbildungen. Zweite durchgesehene Auflage. Berlin 1905. E. S. Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhdlg., (Preis 3,50 Mark, gebunden 4,50 Mark.) Wir zeigen nur das Erscheinen der zweiten Auflage des Buches an, das interessante Einblicke in das deutsche Kolonialleben in Ostafrika gewährt und von uns schon in erster Auflage eingehend besprochen wurde.

„**Diätetisches Kochbuch**“. Von Dr. D. Dornblüth. 2. Auflage. A. Stubers Verlag (C. Kabitzsch), Würzburg. (Preis geb. 5,40 Mark.) Der bekannte Nervenarzt verwertet in diesem Buche die Ergebnisse moderner Forschungen auf dem Gebiete der Ernährungslehre für die Praxis. Der Leser findet darin Aufschluß über Zusammensetzung, Verdaulichkeit und Nährwert unserer Nahrungs- und Genussmittel und neben 310 Kochrezepten und 60 Speisezetteln Vorschriften für die Ernährung bei bestimmten Krankheitsformen (Fieber, Magen-, Darm-, Leber-, Herz-, Harn-Krankheiten, Zuckerkrankheit, Gicht, Fettucht etc.), ferner genaue Vorschriften für Überernährung, Unterernährung, Ernährung des gesunden und kranken Säuglings, der Mütter etc.

„Küche und Haushalt“. Ein Handbuch für angehende und für erfahrene Hausfrauen sowie zum Gebrauche in Koch- und Haushaltungsschulen. Mit besonderer Rücksicht der siebenbürgischen Küche von **Christine Schuster**, ehemalige Leiterin der Haushaltungsschule des Hermannstädter Ortsvereins des Allg. ev. Frauenvereins. (In zwei Ausgaben: A. Billige Volksausgabe mit 55 Textillustrationen in elegantem Original-Leinwandeinband 3,50 Mark; B. Feine Ausgabe mit 5 Buntdrucktafeln in elegantem garantiert abwaschbaren Leinwandeinband 4,50 Mark.) Kronstadt, Ungarn, Verlag von S. Feidner. — Die Liebhaber der ungarisch-österreichischen Küche seien auf das Buch hingewiesen. Die Verfasserin hat in ihrer Stellung Gelegenheit zu umfassender Praxis gehabt, aus der heraus sie ihre Ratschläge erteilt.

**Liste neu erschienener Bücher.**

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Nischenbung nicht besprechener Bücher ist nicht möglich.)

**Kabel, Maria.** Die Hauskonitorei. Eine Sammlung erprobter Recepte von Weihnachtssäckereien, Kaffees und Tees Gebäck, wie der Sorten und Kuchen. 3. Auflage. Preis 50 Pfg. Badnang: J. Natho Verlag.

**Kabel, Maria.** Regensburger Fasten- Kochbüchlein. Vollständige Anleitung zur Bereitung von 360 Fastenspeisen. 4. Auflage Preis 50 Pfg. Badnang: J. Natho Verlag.

**Kischer, Dr. W.** Ausflüge in das Reich des Geistes und der Seele. Concordia Deutsche Verlagsanstalt. Berlin W. 60.

**Kuer, Grethe.** Marokkanische Erzählungen. Verlag von A. Franke, vorm. Schmidt & Franke, Bern. Brosch. 3,50 M., geb. 4,50 M.

**Barth, F.** Die Verwertung des Obstes. Theoretisch-praktische Anleitung zur richtigen Behandlung des Obstes in und nach der Ernte, zur Herstellung von Kompott, Obststrau, Gelee, Pasten, Mus, Marmelade, Saft, Konserven, Mürben, Obpf- und Beerenwein, Obstessig und Dörrobst. Mit 14 Abbildungen. (Gretheleins praktische Hausbibliothek Band 17.) Preis 1 M. Konrad Gretheleins Verlag, Leipzig.

**Boese, Jenny.** Bestallieber. Verlag von Agel Junder, Stuttgart. 1,50 M.

**Brunsch, Hermann.** Sein und Sehnsucht. Gedichte. Verlag von Hüpeden & Merz, Berlin.

**Freudenheim, Ida.** Frauenberufe. Die Jahnsätze. Forderungen, Leistungen, Aussichten in diesem Berufe. Verlag von C. Wange, Leipzig. 0,50 M.

**Henningsen, Agnes.** Potens Töchter. Roman. Verlag von Agel Junder, Stuttgart. 4 Mark.

**Hermann, Hans.** Das Sanatorium der freien Liebe. Pläne und Hoffnungen für die Zukunft. Verlag von Hans Priebe & Co., Berlin-Sieglig. 2 M.

**Hoffmann, Genf, Adolf.** Unserer Töchter soziale Pflichten. Eine ernste Mahnung an alle Mütter. Verlag: Bayerländische Verlags- und Kunst-Anstalt, Berlin SW. 61, Johanniter-Strasse 6. 0,30 Mark.

**Landsberg, Dr. Hans.** Die moderne Literatur. Verlag von Leonhard Simion Hfg., Berlin.

**Loebel, Alexander.** Die Lösung des Weltträufels. A. Loebels Selbstverlag, Breitenau.

**Löwenberg, J.** Von Strand und Gebirge. Gedichte. Verlag von M. Hlogau jr., Hamburg.

**Maffow, M. v.** Junge Sehnsucht. Gedichte. Verlag von Claus & Zeb-derjen, Hanau.

**Maurer, Karl Heinrich.** In stillen Nächten. Gedichte in Vers und Prosa. Verlag von Theodor Unger, Altenburg S.-A.

**Maurer, Hartmann, Karl.** Jens Peter Jacobson. Verlag von Theodor Unger, Altenburg.

**Mertens, Hans Willy.** Leben und Lieben am Rhein. Lieder und Dichtungen. Köhler Verlagsanstalt und Druckerei K.-O. Rohn. Geb. 3 Mark.

**Mirau, Leo.** Lieber aus weiter Ferne. Verlag von Leo Mirau, Buenos Aires. 1 Mark.

**Moser, Wanda.** Die Suppenküche. Mit 8 Abbildungen.

**Ochsfelder, Sigbjörn.** Pilgerfahrten. Aus dem Nachlaß des Dichters. Verlag von Agel Junder, Stuttgart. 3 M.

**Ried-Woh, Martha Elise.** Scherzgebade. Fastnachts-Lustspiel in einem Aufzuge, nebst einer Anleitung zu seiner Auf-führung. Verlag von Chr. Jaach, Karlsruhe i. B. 2 Mark.

— Dramatische Festdichtungen mit An-leitung zu ihrer Aufführung. Verlag von Chr. Jaach, Karlsruhe i. B. 1,50 M.

— Der Christengel Sendung. Dramatisches Weihnachts-Märchen in einem Aufzuge. Verlag von Chr. Jaach, Karlsruhe i. B. 1 Mark.

**Rubner, Prof. Dr. med. Max.** Unsere Nahrungsmittel und die Ernährungs-kunde. Preis 1,50 Mark. Stuttgart. Ernst Heinrich Moritz, 1904.

**Scheffer, Karl.** Die moderne Malerei und Plastik. Verlag von Leonhard Simion Hfg., Berlin.

**Schmid-Hofmann, Carl von.** Heils-armee und Gesellschaft. Verlag von Carl von Schmid, Ascona. 0,50 M.

**Originalrezept.** Schweins-leber: Haché. 6 Personen. 1 1/2 Stunden. Die Leber und das Herz eines Schweines werden sauber gewaschen, mit einem Lorbeerblatt, 1—2 Zwiebeln, etwas Salz und einigen Pfefferkörnern in Wasser 20—25 Minuten sacht gekocht. Dann hackt man Leber und Herz samt einer Scheibe fetten Speck gröblich. Unterdessen dünstet man 2 Löffel Mehl in etwas Wasser bräunlich, verkocht dies mit einem Teil der Brühe, in der Leber und Herz gar gekocht wurden, fügt das gehackte Fleisch dazu, läßt es gehörig durchkochen, gibt etwas Zitronensaft und — wenn man es hat — 1/2 Glas Weißwein dazu, schmeckt nach Salz ab und vollendet das Gericht mit 10 bis 12 Tropfen Maggi's Würze.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt von:

**J. Staackmann, Verlagsbuchhandlung in Leipzig** bei, den wir besonders zu be-achten bitten.

**Study of English in Oxford.**

Board and Residence, with special lectures and classes in English Language and Literature in Norham Hall. Students also attend lectures in the University. — Examination if desired. Term begins 12. April 1905.

Apply: **Mrs. Burch.** Norham Hall, Oxford.

**Lehrinstitut**  
für  
**Reformschneiderei.**

Gründl. Ausbildung im Musterzeichnen, Zuschneid-, prakt. Arbeit.  
**Schnittmusterverkauf.**  
Anfertigung  
einfach. u. eleg. Kostüme, spez. n. außerhalb.  
**Üben & Osner.**  
Berlin W., Genthinerstr. 9, Gartenh. III.

**KRANKEN-**  
Fahr- u. Ruhestühle  
verstellbare Keil-  
kissen usw.  
**R. Jaekel's**  
Patentmöbel-Fabrik  
BERLIN,  
Markgrafenstr. 20.  
Preisliste IV gratis und franko.



# Schering's Pepsin-Essen

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung**, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Blutschucht, Güterie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis  $\frac{1}{2}$  Fl. 3 M.,  $\frac{1}{4}$  Fl. 1,50 M.

**Schering's Grüne Apotheke**, Berlin N.,  
Chaussee-Strasse 19.  
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogeriehandlungen.  
Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essen.

## Auszug aus dem Stellungsvermittlungsorgane des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Frl. J. Rodenader,  
Berlin W. 35, Gruthnerstr. 16,  
Gartenhaus I.

1. Für eine höhere Privatmädchenschule in Hannover werden zum 1. Mai 1906 zwei Lehrerinnen für die 1. und 2. Klasse gesucht. 25 Stunden wöchentlich. Gehalt 1000 bis 1100 Mark ohne freie Station.

2. Für eine höhere Privatmädchenschule und für eine Volksschule im Großherzogtum Oldenburg werden zum 1. April 1906 eine wissenschaftlich geprüfte und eine Volksschullehrerin gesucht. Gehalt 1200 Mark, für die zweite Lehrerin 900 Mark und feste Anstellung nach 6 Jahren.

3. Für eine höhere Privatmädchenschule in Norddeutschland wird zum 1. April 1906 eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für die Oberklassen gesucht. 24 Stunden wöchentlich. Englisch und Französisch im Ausland vervollkommen. Bedingung. Gehalt 1800 bis 1800 Mark.

4. Eine Familie in Oberschlesien sucht zu sofort eine wissenschaftlich geprüfte Erzieherin im Alter von 22 bis 35 Jahren für 2 Mädchen von 12 und 13 und 1 Knaben von 10 Jahren. Französisch oder Englisch im Ausland vervollkommen. Bedingung. Lust erwünscht. Gehalt nach Uebereinkunft.

5. Persönlicher Verhältnisse wegen wünscht die jetzige Leiterin ihre blühende Privatmädchenschule in einer großen Stadt Schlesiens zum Oktober dieses Jahres unter günstigen Bedingungen abzugeben. Bedingung zur Übernahme ist, daß die Dame entweder das Vorseherinneneigamen vor Mai 1894 gemacht oder neben diesem auch das Oberlehrerinneneigamen bestanden hat.

6. Für eine Kuratoriumsschule in Schlesiens wird zum 1. April 1906 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht zum Unterricht für circa 15 Mädchen. Gehalt 1200 Mark und freie Wohnung.

7. Für eine Bürgerschule in Mitteldeutschland wird zum 1. April 1906 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Gehalt 1050 Mark, Mietszuschuß 246 Mark, 9 Alterszulagen à 120 Mark.

8. Für eine höhere Privatmädchenschule in Sachsen wird zum 1. April 1906 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht zum Unterricht für die 10. und 8. Klasse. 24 bis 26 Stunden wöchentlich. Gehalt 1080 Mark, steigend nach 2 Jahren und Beitrag zum Einkauf in die Pensionskasse.

9. Für eine neu zu gründende Mittelschule für Knaben und Mädchen besserer Stände in Mitteldeutschland wird zum 1. April 1906 eine junge, strebsame, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht zum Unterricht in allen

## Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit fünf englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. ☞ Prospekte durch den Vorstand, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis einschließlich aller honorare und Vorträge 24 Mark wöchentlich in geteiltem, 30 Mark in Privatzimmer. ☞ ☞ ☞ ☞

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

## Höhere Mädchenschule, Seleka,

Vorbereitungs-klasse für das Seminar,  
Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,

Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24

(nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Kessling

Vorsteherin.

1-2, Freitags 1-4.

In der mit dem Königl. Stift Keppel verbundenen Erziehungsanstalt (höhere Mädchenschule und Seminar) wird für Ostern d. J. eine zur Erteilung des modernen Zeichenunterrichts befähigte **Lehrerin** unter günstigen Bedingungen gesucht. — Voraussetzung: Evangelische Konfession — preussische Staatszugehörigkeit — Vater Offizier oder höherer Staatsbeamter — Alter ungefähr 25-35 Jahre. — Meldungen zu richten an: **Frau Oberin v. Ciriacy, Wantrup, Stift Keppel, Westfalen.**

## Fröbelseminar u. Erziehungsheim—Cassel.

Kurze zur Einführung in Theorie und Praxis der sozialpädagogischen Hilfsarbeit. Näheres s. d. Broschüre „Arbeit im Fröbelseminar—Cassel“ von Hanna Rodde. Das Kuratorium.

Küchern, auch Französisch; durch englische Stunden Gelegenheit zu Nebenverdienst. Gehalt 1000 Mark, Wiedenschiedung 200 Mark, 7 Alterszulagen à 140 Mark.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Anmeldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 35, Westhinerstr. 16, Gartenhaus I. Sprechstunden: Wochentags 11-3, Sonnabends 11-1 Uhr.

### Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Galeschestr. 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet Älteren u. jüng. Damen für längere und längere Zeit einen angenehmen Aufenthalt in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 75 Mk. an. Pensionen v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen v. Herrn Pastor Schmidt, SW., Dorfstr. 66 I und Herrn Pastor Pless, SW., Teltower Str. 21 III. Fr. Selma Spranger, Vorleserin.

Die Viscondessa de Godim in Barcellos (Portugal) wünscht sofort oder zum 1. April für 4 Kinder (7-13 Jahr) eine katholische

### Erzieherin,

die Französi. u. Engl. spricht u. in Handarb. u. Zeichnen geschickt ist Anfangsgehalt 80 Mark monatl. Reise vergütet.

**Damen,** die sich Studiums halber (auch Turnkurus) hier aufhalten gedenken, finden Zimmer mit und ohne Pension bei Frau Seemann, Berlin SW., Königgräberstraße 82 III. I.

### Cöchterpensionat Chale a. Harz.

Wissenschaftliche Fortbildung, Haushalt, Musik etc. Prospekte. Frau Professor Lohmann.

### Nationalstenographie.

Selbstunterricht in 3 Briefen 8r. bis 100. Tausend. Kl. Lehrgr. für 10 Pf.-Marke. Probestbrief gratis. Verlag für Nationalstenographie, Liegnitz.



## Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!  
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** Weltausstellung St. Louis 1904.

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunstnäherie. Elektromotore für Nähmaschinebetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

## Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe. \*

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl. Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40. Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“.

## Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz**,

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin.

Vierteljährs-, Halbjährs- und Jahreskurse. • Musterkurse.

Bibl. Medaills. • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • Pension im Hause.

## Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementpreisen sofort nach Erscheinen

**Adolf Schustermann,** Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

† Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen †  
† : : : : : und Zeitschriften der Welt : : : : : †

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

## Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34-35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34-35 zu adressieren.

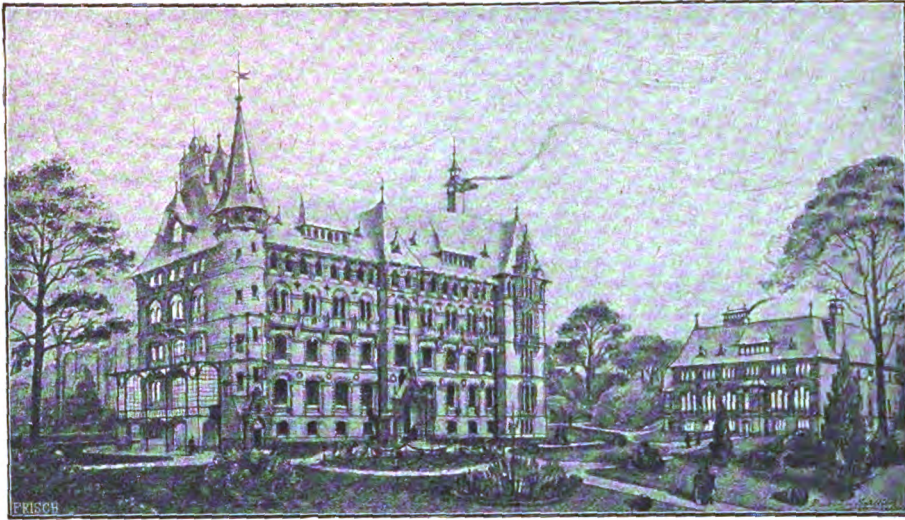
**Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.**



# Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Besichtigung  
der Anstalten  
jeden Dienstag  
für Haus I  
von 10—12 Uhr;  
für Haus II  
von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

## Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar - Koch- und Haushaltungs - Schule: **Hedwig Heyl**: Course für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

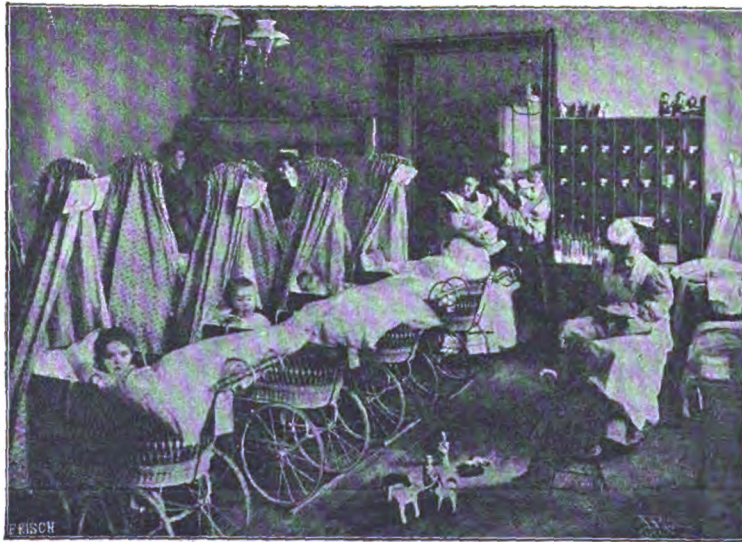
Course in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

**Kochcourse für Schulkinder.**

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

→ Auskunft über Haus II erteilt Frä. D. Martin, ←

Haus I.  
gegründet 1870:  
Seminar  
für  
Kindergärtnerinnen  
und  
Kinderpflegerinnen.  
Cursus  
für  
junge Mädchen  
zur Einführung in den  
häuslichen Beruf.  
Course  
zur  
Vorbereitung  
für  
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:  
**Victoria-Mädchen-  
heim.**  
Kinderhort.  
**Arbeitsschule.**  
Elementarklasse,  
Vermittlungsklasse,  
Kindergarten,  
Säuglingspflege,  
Kinderspeisung  
laut Specialprospect.  
Anfragen  
für Haus I sind zu richten  
an Frau Clara Richter.

Im XVI. Jahrgange erscheint: \* \* Vereins-Zeitung des Pestalozzi - Fröbel - Hauses \* \*

Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

12. Jahrg. Heft 7

April 1905

# DIE FRAU

Herausgegeben  
von  
Helene Lange.

Verlag:  
W. Moeser Buchhandlung,  
Berlin S.

## „Vom Kulturwert der deutschen Schule“.<sup>1)</sup>

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

**W**er Arthur Bonus kennt, seine leidenschaftliche Wahrheitsliebe, sein Verständnis für alles Tiefe und Ursprüngliche, seine lebendige Teilnahme an der Entwicklung unseres Volkes, der wird dem, was er über die deutsche Schule zu sagen hat, das Recht auf Beachtung nicht absprechen können. Auch dann nicht, wenn ihn frühere Aufsätze des Verfassers des Büchleins: „Vom Kulturwert der deutschen Schule“ vermuten lassen, daß er reichlich mit Pfeffer würzt. Bonus ist sich der Wirkung der künstlerischen Karikatur wohl bewußt; er liebt drastische Ausdrücke. Und da man eine falsche Linienführung am besten erkennt, wenn der Stift des Zeichenmeisters sie übertreibend nachzieht, so mag auch gerade aus dem Zerrspiegel mancherlei für die richtige Erkenntnis zu gewinnen sein, — wie denn der Struwwelpeter häufig wirksamer ist, als moralische Erzählungen.

Hören wir also zunächst ohne Unterbrechung zu.

Bonus bietet seine Gedanken nur als Laie, obwohl er als Geistlicher wenigstens für die Volksschule sogar Fachmann wäre, „falls es nach dem System ginge, das er verabscheut; denn er wurde vom Staat, ohne gefragt zu werden, zum Schulinspektor ernannt.“

Er läßt von Anfang an nicht den geringsten Zweifel über seine Überzeugung, daß die deutsche Schule die schwerste und dringendste Gefahr unserer Kultur darstelle, daß „diese Schraube, die nun seit drei Generationen den Geist unseres Volkes zwingt,

<sup>1)</sup> Von Arthur Bonus. Jena, Eugen Diederichs Verlag. Pr. Mark 1,50.

nicht mehr weiter angezogen werden darf“, während doch „alle erfolgreichen Reformbemühungen der Fachleute gerade darauf zielen, die Schraube noch fester, noch unbarmherziger anzuziehen.“ Er geht mit seiner Kritik, der historischen Entwicklung entsprechend, vom Gymnasium aus; obwohl die Volksschulpädagogik inzwischen die des Gymnasiums weit überflügelt hat, ist sie doch nur im Zusammenhang der Entwicklung der Gymnasialbildung erklärlich. Die Volksschule überliefert popularisierte, verdünnte, mechanisierte und materialisierte Gymnasialbildung; ihren natürlichen Standpunkt hat sie noch garnicht gefunden.

Als das Grunderlebnis aller, die aus dem Humanismus kommen, erscheint dem Verfasser das völlige Scheitern des echten, „selbstgewachsenen“ Idealismus; er ist an der Phrase, die die Fremdkultur notwendig erzeugt, gestorben. Wenn die Physiognomie unserer Zeit Streben nach Güteranhäufung ist, maßloses und entnervendes Hasten und Jagen und ein Sinn, dem das wirtschaftliche und materielle Gedeihen alles ist, so ist es doch gerade das, wohin der seit drei Generationen beschrittene Weg geführt hat. Mit leidenschaftlicher Erbitterung gedenkt der frühere Gymnasiast seiner Schulzeit. „Mit einem Schrei nach Luft stürzen wir aus dem Gymnasium, aus dieser gewaltsamen großen Ernüchterung über alles, was ‚ideal‘ heißt; und dann will man uns den Mund zuhalten und uns weismachen, wir hätten dort die größten geistigen Wohltaten und wohl gar eine Art geistiger Erlösung erfahren . . . ‚Ein praktischer Kursus im Idealismus‘. Diese Zeit, in der Menschen, die aus eigenem Antrieb nie im Leben zwei Seiten Ilias lesen würden, zwei Jahre lang Ilias stümpfern, weil — ja weil sie das Recht ersitzen müssen, auf irgend eine Weise, die mit der Ilias nichts zu tun hat, ihr Brot zu verdienen! — diese Zeit, in der das Lügen gelernt und täglich und reichlich geübt wird, vom Ultimus bis zum Primus! diese Zeit, in der unter dem Tische der fingerfertige Betrug herumkriecht, während über den Tisch hin die gewichtigen Worte schreiten: *Odi profanum vulgus et arceo*: ich hasse das gemeine Volk und halte es mir vom Leibe — jenes Volk nämlich, das nur aus Not betrügt, statt aus praktischem Idealismus! *Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae*: wenn der Erdkreis schwankt und zerbricht, so werden die Trümmer einen Unerfrorenen — — Herrje, da hätte der Lehrer ihn beinahe ertappt! — *Integer vitae scelerisque purus*: wohl dem, der frei von Schuld und Fehle — — diese Zeit, in der achtzehn- bis zwanzigjährige Männer dumme Jungen heißen und sind und für ehrlos und rechtlos gelten und mit aufeinandergebissenen Zähnen alles über sich ergehen lassen: nur noch ein bißchen Geduld, nur noch ein bißchen weiter heucheln! bald wird kommen der Tag und die Freiheit! — diese Zeit, aus deren Folter und Qual und sittlicher und seelischer Not der, welcher sie erlebt hat, seine nächtlichen Angstträume nährt! — ja wir sind ein geduldiges Volk. Wir sind das Volk des praktischen Idealismus. Und dadurch sind wir auch das Volk der allein idealen Kultur.“

Worin nach Bonus der eigentliche Grund des kläglichen Resultats der Gymnasialjahre liegt, das ist, wie schon erwähnt, das Ankleben eines nicht gewollten, nicht verstandenen, unserm Wesen und besonders dem Wesen des Kindes fremden Bildungstoffes. Eines Stoffes, der die unseligsten Wirkungen auch auf die Methode geübt hat, in der er angeklebt wird; der vor allem die Geißel unserer Schule verschuldet hat: die Phrase. Sie ist der Ausfluß „des ganzen Systems, das darin bestand, unmündigen Kindern die ausgebildete Kultursprache eines toten Volkes aufzuzwingen, seine Ideale,

Allgemeinbegriffe, Anschauungsformen, Gefühlsymbole“. Und diese Phrase greift von da aus über auf alle anderen Bildungsgebiete. Sie ist so sehr Herrscherin in der Schule geworden, daß Bonus alles, was ihm hoch steht, vor der Schule hüten möchte, diesem umgekehrten König Midas, unter dessen Fingern alles Gold zu Staub wird. „Es macht uns jede energische Ablehnung einer größeren Hineinziehung der deutschen Literatur in den Schulplan eine wilde Freude. Aus demselben Grunde, aus dem wir keinen brennenderen Wunsch hegen, als daß man ein Einsehen haben und die Religion aus der Schule nehmen möchte — heute lieber als morgen! Aus demselben Grunde, aus dem es uns überläuft, wenn wir ein pädagogisches Buch in die Hand bekommen, in dem die — deutschen Märchen nach bester Schulmethode kleingefaut sind! Aus demselben Grunde, aus dem wir für alles, was uns lieb und wert ist, flehende Hände aufheben: Tut alles damit, nur bringt es nicht in die Schule!“

„Und deshalb um alles in der Welt nicht noch mehr Deutsch in die Schule oder gar das Deutsche in den Mittelpunkt! Beim Schatten Schillers, des bedauernswerten, mit dem das Experiment gemacht ist: Unsere Großväter noch haben ihn inbrünstig geliebt, sie stellten ihn sogar an Rang neben Goethe. Wir verstehen das einfach nicht mehr. Es gibt einen Weg zu diesem Verständnis: man treibe zwanzig Jahre lang Goethe auf unseren Schulen und lasse den Jenenser sich verschmaufen! Man zerbricht sich den Kopf darüber, weshalb jener andere Deutsche, der uns die feste Burg sang, so unpopulär unter uns geworden ist, nicht zuletzt in den gebildeten Ständen. Weil jedes Wort seines Katechismus — und der ist bei unseren Gebildeten ein Synonym für Luther — vom Schulfel trieft. Unsere Synoden erschöpfen sich in Vorschlägen, wie dem Volke die Religion zu erhalten sei. Zu ‚erhalten‘ ist da nichts mehr, aber wer sie wieder ins Volk bringen will, der befreie sie einmal vom Schulzwang. Weshalb haben die Naturwissenschaften eine so wunderbare Anziehungskraft auf unser Volk? Was uns von ihnen gelehrt wurde, darnach sehnen wir uns wahrhaftig nicht zurück; aber Darwinismus, der hat noch den Vorzug, in der Schule verboten zu sein. Woher erklärt sich die fabelhafte, gerade auch geistige, Überredungskraft der Sozialdemokratie? Wenn wir konservativ oder stummisch wären, forderten wir zwei Stunden wöchentlich Sozialismus, von einem Sozialdemokraten zu geben, nur mit der Verpflichtung, die approbierte pädagogische Methode anzuwenden. Man würde staunen, wie das helfen würde.“

Und darum: „Alles, was uns wert ist, aus dem Mittelpunkt des Unterrichts und womöglich aus der Schule überhaupt heraus! Mögen Griechen und Römer darin bleiben, die Schüler mögen lieber an ihnen als gerade am Deutschen jenen konventionellen Idealismus hassen lernen.“

Jenen konventionellen, jenen Wort-Idealismus, der nur vielleicht einen Nutzen hat: der krasse Materialismus, den er zeitigt, weckt die tiefinnerliche Sehnsucht nach dem wirklichen, dem Sach-Idealismus. Aber freilich, diese negative Methode, dahin zu kommen, „ist, ins Ohr gesagt, eine Pferdekur. Diese Peitsch- und Zuckerbrotmethode des körperlichen und geistigen Knuffens von hinten und der Berechtigungen von vorne, — dieser Schrauben- und Zangengeist, der darein seinen Stolz setzt, Dinge aus den Schülern herauszufragen, die nie in ihnen waren, und sich deshalb genötigt sieht, die Antworten in die Fragen zu verstecken und sich und andern etwas vorzumachen, — dieser ‚Anschauungsunterricht‘, der alle Anschauung durch Begriffe erfetzt und unter Begriffen ersticht —, diese Religionsstunden, in deren chemisch ‚sokratischer‘

Luft kein Geheimnis mehr atmen kann, in denen alles Höchste und Tiefste platt gefragt und nichts mehr auf Hoffnung gesät wird: denn es muß alles ‚verstanden‘ sein, und das von zwölfjährigen Kindern! — Dieser Naturwissenschaftsunterricht, in dem die Kinder gewaltsam von der Natur entfernt werden, — diese altklassische Lektüre, in der die Klassiker als Beispielsammlungen zur Grammatik verständlich werden, — dieses ‚Deutsch‘, in dem ein armes Gedicht so lange erklärt wird, bis poetische Anschauung und künstlerische Empfindung zum Teufel sind und die öde, graue Schulqual aus ihm herausgrinst“ — — —

Am tiefsten geht Bonus, was die Religion in der Schule leiden muß! „Denn auch ihre Verkündigung durch die Schule endet mit dem Widerwillen einer scheinbar allzugroßen Vertraulichkeit!<sup>1)</sup> mit dem Dünkel, im Besitze der Bibel zu sein, nebst dem Verdachte, daß ein solcher Besitz nicht wohl selig machen könne — — Man hat sich auf dem Gymnasium mit der Religion angepöbelt und glaubt nun, sie zu ‚können‘; so wird man für den Genuß Haedelscher Seichtigkeiten reif. Und wenn man sieht, wie intim zehnjährige Stifte der Volksschule mit ‚Sünde‘, ‚Buße‘, ‚Glauben‘ Bescheid wissen, und wie jovial sie sich mit Gott, Christus und sämtlichen biblischen Größen stehen, so wird einem klar, woher jener Dünkel und Verdacht, kurz, jener ‚Widerwille‘ auch in unsere ‚niedereren Stände‘ geraten ist.“

Wenn nun die Phrase nach Bonus ihren Ursprung auch aus dem falschen Klassizismus herleitet, so ist ihre Herrschaft gefährlicher noch bei den nicht klassischen Gebildeten geworden. „Die humanistisch gut Durchgebildeten haben wenigstens die Fähigkeit, diese idealistische Fremdsprache als solche zu würdigen, zu durchschauen und sich abzugewöhnen. Wahrhaft verheerend wütet die Phrase erst unter denen, denen sie ganz undurchschaubar ist, denen sie einfach als Ingredienz der gebildeten Sprache, der idealen Gesinnung oder gar der ‚Gläubigkeit‘ eingeschult worden ist. Wir alle kennen die peinliche, häßliche Situation, die entsteht, wenn ein sogenannter Ungebildeter ‚ideal‘ wird.“ Und mit dieser Phrase, mit geläufigen angelernten Wendungen spricht man über alles in der Schule und lehrt über alles sprechen. Und bei der Neigung des Publikums, die Schule als „Kultur mädchen für alles“ zu betrachten, wird bald nichts vor ihr mehr sicher sein. „Nicht genug Kunstverständnis? Also Kunst in die Schule!“ und so weiter. Nach den Pariser und Chicagoer Bränden wurde ernsthaft erörtert, daß auf den Schulen das richtige Verhalten in Feuergefährdung geübt werden müsse; das sagt genug.

Bonus zieht nun eine Parallele zwischen der alten und neuen Methode. In den alten schlechten Zeiten ließ man einen Text auswendig lernen, und jedes dachte und fühlte dabei wie es seine Eigenart mit sich brachte, jeder anders wie der andere und anders wie der Lehrer. Natürlich in der Regel grundfalsch. Das Volk sang seine ungebildeten und unsittlichen Gassenhauer, erzählte sich den schauerlichsten Aberglauben, schnitzte Pferdeköpfe an seine Giebelstürzen und malte seine Stühle und Truhen mit grellen Farben an. Ganze Folianten konnte man noch zu Anfang des Jahrhunderts mit wildgewachsener Poesie füllen, und heute noch gibt es Gegenden, deren urkräftiger Eigenart die aufgedrängte Zivilisation nichts anhaben kann.

<sup>1)</sup> wie ihn nach Nietzsche unsere sogenannte klassische Erziehung in Bezug auf das Altertum erzeugt.

„Im ganzen aber hat nun doch die moderne Pädagogik gründlich Wandel geschafft.

Dank der ‚sokratischen‘ Methode ist der Lehrer jetzt instand gesetzt, auf Minute und Sekunde sich zu vergewissern, ob der Schüler auch noch richtig denkt und fühlt, und, wenn er das nicht tut, ihn zu korrigieren.“

Wir, mit Hilfe unserer feineren Psychologie, wissen, daß das Wort nichts bedeutet ohne Verbindung mit dem richtigen Begriff, dem richtigen Gefühl. Wir wissen, wie weit der Weg ist von den Anschauungen, Urteilen, Gefühlen, die das Kind mitbringt, bis zu denen, die es befähigen, alles irgendwie nutzbar zu Machende aus einer richtig durchgearbeiteten Geschichte aufzufaugen. Diesen Weg führt eben die sokratische Methode. Sie läßt kein „Plätzchen, kein Häkchen für eigene Gedanken und Gefühle frei. Ihr ganzer Unterricht verläuft in einem fortwährenden Zurückholen und Einstampfen der freien Gedanken und Gefühle.“ Die alte Pädagogik mit ihrem Auswendiglernenlassen von Gedanken, Gefühlen, Motiven, die ihr wertvoll erschienen, ließ wenigstens der freien Entwicklung gerade durch ihre Mängel noch einigermaßen Raum. Und wenn nun noch die neue Methode nur im allgemeinen auf die Ausbildung, die Intensität, die Energie des Denkens und Fühlens wirken wollte, ohne bestimmte Tendenz. Aber gerade auf diese Tendenz, auf die „Gutgesinntheit“, d. h. die Brauchbarkeit für die augenblicklich von oben gewünschte Richtung kommt alles an. „Und so kommen denn Kreis Schulinspektor und Schulrat in regelmäßigen Abständen, um das Wachsen der guten Gesinnung abzuhören, und von Rechts wegen soll der Ortsschulinspektor diese große Revisionsstätigkeit ins Wöchentliche und Tägliche hinein vertiefen.“

„Wenn dies System“, meint Bonus weiter, „sich programmäßig auswirken könnte, so müßte ein halbes Jahrhundert später das Volk wie eine einzige Armee von ‚Gutgesinnten‘ dastehen, von Urwählern, die zur Wahl marschierten im Gardeschritt, um den Mann ihrer Schulgesinnung zu wählen und sich nach der Wahl vor Freude und Harmonie in den Armen zu liegen. Und es wäre dann auf dem Wege der völligen Freiheit erreicht, was man früher mit dem bösen Zwang der Inquisition und des Scheiterhaufens nicht zu erreichen vermochte, die absolut einheitliche und gute Gesinnung. Man brennt dann nicht mehr das Unpassende aus, sondern man knetet sich das ‚Volk‘ von vornherein in die gewünschte Form.“

Wenn nun trotz der langen Herrschaft des Systems dieser Zustand durchaus nicht vorhanden ist, so fragt es sich, welche hindernden Faktoren etwa noch zu überwinden sind. Mit beißender Ironie weist Bonus darauf hin, daß das Kind, wenn es nur acht Jahre lang in die gewünschte Form gepreßt werden kann, immer noch viel zu früh herauskommt, so daß die gewünschten Gefühlswegen und Gehirnwindungen noch nicht genügend eingefestigt und gehärtet sind. Darum konsequenterweise die Forderung der obligatorischen Fortbildungsschule. Ferner haben die Eltern noch immer viel zu viel Einfluß. Sie können bis zum 6. Jahre schon viel verderben, also muß mit Vorschulen und Kleinkinderbewahranstalten vorgearbeitet und für die spätere schulfreie Zeit nach Möglichkeit ein Einverständnis mit den Eltern gesucht werden, um von ihnen tunlichste Unterstützung des Systems zu erlangen. Drittens ist die pädagogische Methode selbst noch unvollkommen. Noch ist es nicht möglich, zu bestimmen, wie alle seelischen Regungen ohne Anwendung von Zwang in die gewünschte Form umgebogen werden können. Aber hier steht schon Vielversprechendes in Aussicht.

„Wir haben schon eine Psychologie der Haarstriche, d. h. Untersuchungen über die seelischen Vorgänge, welche das Ziehen eines Haarstrichs im Unterschied von denen, welche das Ziehen eines Grundstrichs begleiten.“ Viertens sind noch längst nicht alle Seiten der kindlichen Seele in methodisch sichere Bearbeitung genommen. Noch gar zu viel bleibt dem System entzogen. Hundert Kleinigkeiten des täglichen Betriebs sind noch nicht wissenschaftlich richtig zum Bewußtsein gebracht. Die Spiele der Kinder sind noch längst nicht genügend zur Charakter- und Gesinnungsbildung ausgenutzt. Sind diese vier Räder erst in Ordnung und gründlich geölt, dann erst wird die Seele des Volkes daliegen „wie das Griff- und Pfiffwert der Lokomotive, und sobald königliches Ministerium Reskript erläßt, so werden die bestimmten Schrauben angezogen oder gelöst, und wir fahren mit Wissenschaft und Dampf unter Ausschaltung aller dumpfen Instinkte und unberechenbaren Veranlagungen in die sonnenerhellte Zukunft, in den Himmel auf Erden“.

Aber ehe der Wagen die seligen Gefilde erreicht hat, könnte möglicherweise ein fünftes Rad, ein ganz kleines, die vier großen aus dem Gleise bringen und den Wagen stürzen. Auf diesem fünften Rad beruht Bonus' einzige Hoffnung für die Zukunft. Es ist das Gesetz „der Polarisierung des Gefühls, nach welchem allerdings bestimmte Begriffe mit bestimmten Gefühlen verbunden sind, doch so, daß, falls die Begriffe zwangsweise hervorgerufen sind, dieser Zwang die Gefühle nach dem negativen Pol, nach der Unlustseite, treibt. Und zwar wirkt die Polarisation desto stärker, je feiner der Zwang versteckt und eingewickelt ist. Gerade dieses unaufhörliche innere Diegen, das in der neueren Pädagogik den geradeaus gehenden Zwang ersetzt, dem sich ja auch das Kind innerlich versagen könnte, macht die Seele müde und überdrüssig“.

Und nicht nur die Seelen der Kinder, sondern auch die der Lehrer, die unter den viel roheren, den gesetzlichen Zwang gestellt sind, bei Verlust des Brotes die Zucht weiter zu üben, die an ihnen geübt ist. Von ihnen würde unzweifelhaft ein viel schärferer Druck zur Beseitigung des Systems ausgehen, wenn nicht so viele von ihnen selbst die Methode, „das System des intimen Zwanges“, noch für unfehlbar hielten und den Fehler tatsächlich in den vier Punkten suchten, von denen vorhin die Rede war. „Und so fährt der Wagen vorläufig weiter und wird noch eine Weile fahren. Wahrscheinlich nach bekannten mechanischen Gesetzen, je länger, desto schneller und unwiderstehlicher. Die Leidenschaftlichkeit, mit der die Schule nach immer neuen Stoffen schreitet, die schlechtweg bewundernswerte Energie, mit der sie sich beispielsweise jetzt der ‚Kunsterziehung‘ bemächtigt, sprechen durchaus dafür . . . . Und die Schule kriecht weiter um sich; und wo sie gewesen ist, da singt kein Vogel mehr, da wächst kein Gras mehr. Aber dafür erstrecken sich die langgezogenen Drahtspaliere. Kein Märchen wird mehr geraunt, wozu? das ist ja Schulstoff, kein Lied mehr gesungen — das machen wir vierstimmig; über die Wolken hin spricht keine Stimme mehr, und im Schilfe lauscht und im Walde horcht nichts mehr. Das ist alles begrifflich zerkaut . . . . Im ganzen deutschen Lande wächst kein Junge noch Mädchen mehr mit seinen eigenen Gedanken und Phantasien, mit seinen eigenen Instinkten, mit seinem eigenen Streben und Wollen, mit seiner eigenen Stellung zur Natur und zu den Dingen, mit der Möglichkeit, sich seine Gesinnung selbst zu erkämpfen, zu seiner eigenen Sehnsucht und zu seiner eigenen Erlösung zu gelangen.

Ach, das ist eine traurig anzusehende Sache.“

Und die Reaktion gegen den Zwang kann nicht etwa unmittelbar die Freiheit der Entwicklung wiederherstellen. Dazu sind die Denk- und Gefühlsgewohnheiten doch zu fest geformt, „es legt sich nur eine festsame Unlust über alles, eine Verdrossenheit, die in Haß übergeht, eine merkwürdige Sterilität an Neuansätzen bei erbitterter Opposition.“ Die einzige Hoffnung ist noch die, „daß wir noch gar keine Kultur haben. Daß alles das, worunter wir leiden, so wenig Altersschwäche ist und Verpackung der Kultur für die Erben, daß es vielmehr die Fremdherrschaft ist, welche junge Völker zu überstehen haben, wie auch Israel einst Ziegel strich in Ägypten.“ Und so hoffen wir denn auf die Zeit, die die Idee des modernen Staates verwirklicht, der nicht mehr das Volk nach dem Muster des Jesuitismus in eine bestimmte wünschenswerte Kultur festschrauben will, sondern „dessen erstes Prinzip ist, die Freiheit der Entwicklung zu gewährleisten, und der für die einzige Todsünde, in die er verfallen kann, die Sünde wider das keimende Leben hält, die also, die er jetzt systematisch durch seine Schule betreibt.“

„Man denke sich aber, um die Geschichte vollständig zu haben,“ so kommt nun Bonus zum letzten Hindernis, „immer wieder dazu, daß dies alles unter dem brutalsten Zwange steht. Es kann ein Vater oder eine Mutter unter der schulmäßigen Zerkaunung aller großen und heiligen Dinge gelitten haben bis an die letzte Grenze des Überdrußes; es kann Herz und Seele ihnen voll sein von diesem Wunsche als ihrem größten, ihr Kind vor ähnlichem zu bewahren, und das, was sie in schweren Jahren, nachdem sie den Schutt weggeräumt hatten, sich errangen, mit aller der Zartheit und dem Ernst, von denen sie besetzt sind ihren Kindern gegenüber, in deren Geist hinüberzuleiten — nichts da: „Bei Vornahme der gesetzlichen Prüfung über den Schulbesuch haben wir davon Kenntnis erhalten, daß . . .“ kurzum, daß Kind muß hergegeben werden“ . . .

„Aber Herr Kultusminister, das Ding hat dennoch ein Loch. Wenn schon es den Eltern nicht erlaubt ist, ihren Geist und ihre Seele ungebrochen in das hinüberzuleiten, was ihr Fleisch und Blut ist, etwas von ihrem Eigenen vererben sie doch noch in Fleisch und Blut selbst. Sollte es nicht nötig sein, diese unregelmäßige Art der Vererbung gesetzlich zu ordnen?“

Aber Königliches Ministerium antwortet: garnicht nötig. Acht Jahre in die Form gestampft, dagegen kommt kein Blut auf.“

Aber nun, was soll geschehen?

Die Seele des Volkes soll frei gemacht werden von der uniformen Vergewaltigung, losgewunden aus der monotonen Bearbeitung durch staatliche Institutionen, die sich unmerklich an Stelle der religiösen gesetzt haben und deren Werk fortsetzen, „nur mit einem fester und genauer, sozusagen: sorgfältiger eingreifenden Maschinenwerk.“ Auf dem Boden der neuen Freiheit wird Neues wachsen, unserer Zeit, unserem Fühlen und Wollen Entsprechendes. Die Schule soll dazu die Unterlagen geben, die technischen Mittel. Die Abgrenzung des Nötigen bleibe dem Fachmann. Bonus giebt nur zum Schluß einige Sätze, um anzudeuten, in welcher Richtung er das Richtige sieht. Für die Volksschule, meint er, könne Rechnen, Lesen und Schreiben, Turnen und Handfertigkeitsunterricht genügen, dazu könnte, „wenn es durchaus sein muß“, Begriffsbildung d. h. logisch deutliches Sprechen kommen. Auf den höheren Schulen fremde Sprachen. „Diese technischen Fähigkeiten sollen an derben Stoffen geübt werden, welche die unvermeidlich etwas herbe Behandlung im Schulzimmer gut überstehen, also vor allem an Aufgaben des geschäftlichen Lebens und allenfalls technisch-wissenschaftlichen Dingen, nie und unter keinen Umständen an



religiösen, moralischen, ästhetischen Stoffen. Sätze wie die des ewig weisen Plöb, ‚Meine Mutter hat einen Fingerhut, aber dein Bruder hat keinen Regenschirm‘ sind vorzugsweise geeignet, um nach Subjekten und Prädikaten darin zu fischen, nie aber und unter keinen Umständen Märchen oder Stücke mit ‚Gemütswerten‘.

Übergangsvorschläge: Sollen oder müssen Stoffe der Vaterlandskunde, Religion, Kunst geboten werden, so soll jeder Gesinnungsunterricht dabei vermieden und im höchsten Fall ein freier Vortrag zugelassen werden. Wird er nicht verstanden, um so besser! Bleibt einzelnes, das die Phantasie beschäftigt, gut! Wer aber das Gesinnungsbilden und Seelerleben nicht lassen kann, der sei verflucht. Kunst in der Schule — an den Wänden, unerklärt: ja. Vorgelesen, im Höchsthall nach kurzem vorbereitendem Vortrag, aber ohne Erklärung nach der Vorlesung: ja. Auswendiglernen, wenn’s sein muß: ja, aber möglichst ‚unverstanden‘!“

\* \* \*

Es ist ganz interessant, diesem Individualitäts-Fanatiker einen anderen gegenüberzustellen, der von demselben Prinzip aus die Schule angegriffen hat, dieselben Ubelstände findet, aber freilich auf einen ganz anderen Weg zur Reform herauskommt: Ellen Key. Sie hat kürzlich in Berlin einen Vortrag über „Die Individualität des Kindes“ gehalten, in dem sie zusammenfaßte, was sie in ihrem Buch „Das Jahrhundert des Kindes“ gesagt hat. Sie hat freilich weder das Temperament von Arthur Bonus, noch seine unerbittliche Konsequenz. Und deshalb klingt das, was sie sagt, plausibler, weiser, und ist doch in sich widerspruchsvoller. Auch sie spricht von den „Seelenmorden in der Schule“, dem Mord des Kenntnisdranges, der Beobachtungsgabe, der Selbsttätigkeit, alles Kräfte, die durch täglich verabfolgte Dosen Schulweisheit stückweise abgetötet werden. Auch sie wendet sich gegen die Uniformierung der Gefinnungen, die unter ganz anderen als ehrlich erzieherischen Interessen durch den Unterricht erreicht werden soll; auch sie eifert gegen jene feine Vergiftung des Wahrheitssinnes, den ein nicht von einheitlichen Überzeugungen getragener Religionsunterricht den Kindern zufügt. Aber mit dem nicht sehr tiefgründigen Optimismus, der ihre ganze Weltanschauung kennzeichnet — sie findet dafür den klingenderen, aber darum keineswegs mehr sagenden Namen „Lebensglaube“ —, spitzt sie den Konflikt nicht bis zur Unlösbarkeit zu, wie Bonus das tut. Sie glaubt an die Schule. Sie glaubt an den Erfolg einer intensiveren, dem Kinde seelisch näher tretenden individualisierenden Methode. Kleinere Klassen, höchstens von zwölf Kindern, eine genauere Beobachtung des Kindes und daraus hervorgehend eine engere Anpassung des Unterrichts an seine besonderen Bedürfnisse, damit meint sie es machen zu können. Und sie läßt das einfache Rechenexempel außer acht, daß so kleine Klassen — sagen wir viermal so viele Lehrkräfte erfordern, daß der Prozentsatz von „Berufenen“ in diesem Heer ganz gewiß sinken wird, und daß man also praktisch das Kind der Gewalt wenig wertvoller Persönlichkeiten viel unentrinnbarer ausliefert. Und ebenso will sie den Religionsunterricht beibehalten. Aber er soll nicht „Christentumsunterricht“ sein. Denn Ellen Key spricht — mit einer geradezu unbegreiflich oberflächlichen Auffassung der Lehre Jesu — auch der christlichen Ethik jede Bedeutung für die Gegenwart ab. Sie scheint ihr mit dem „Lebensglauben“ des modernen Menschen nicht vereinbar. Man soll in der Schule Jesus in die Reihe anderer Religionsstifter hineinstellen,

um — auf einem psychologisch sicherlich verfehlten Wege — die Kinder zu befähigen, sich eine Weltanschauung zu „wählen“.

Was die Schwäche der Reformideen ausmacht, wie sie Ellen Key vertritt, ist die Annahme, daß bei einem Wechsel des Systems auch die Menschen da sind, die als Lehrer den unendlich verfeinerten psychologischen Anforderungen genügen können, die sie stellt. Im Grunde nimmt sie an, daß es nur auf das Durchstränken der Unterrichtenden mit der neuen Pädagogik ankomme, um ihnen auch die Fähigkeit zu jenem subtilen Verständnis des einzelnen Kindes zu geben und zu jener taktvollen Leitung seiner Entwicklung, die schließlich aus ihm eine Persönlichkeit schafft. Diese unwillkürliche Ausschaltung der tatsächlichen Faktoren, mit denen wir zu rechnen haben, bezeichnet die Grenze für die Verwirklichung ihrer Reformideen im großen; es bleibt ihr das Verdienst einer Anregung, die allerlei Fehlerhaftes ins Licht stellt und zu mancher wertvollen Beobachtung und Erfahrung hinführt.

\* \* \*

Die Illusion, die Ellen Key zu einem ganz plausibel klingenden Trugschluß kommen läßt, wird von Bonus nicht geteilt. Sein Gedankengang ist im Grunde folgender: Das überlegte Erziehen und Richtungsgeben ist überhaupt nicht Sache der Schule; sie soll lediglich das Material zutragen, aus dem sich allmählich, unter der unbewußten geistigen Arbeit des Kindes die ihm gemäße geistige und sittliche Anschauungswelt erbaut. Alles, was durch die Hand des Lehrers zur Formgebung dieses Materials geschieht, ist vom Ubel; ja schon die Herbeiführung bereits geformten Materials, wie es mehr oder weniger in Geschichte und Literatur z. B. vorliegt, ist bedenklich. Am liebsten würde Bonus nur die Ausstattung mit den unentbehrlichsten technischen Fertigkeiten zulassen — für die Volksschule sei Lesen, Schreiben, Rechnen genug! — um einmal überall wieder originale Kräfte in Betrieb zu bringen und die Denk- und Gesinnungsuniform, die unser Geschlecht kennzeichnet, die müde und stumpfe Gleichgiltigkeit, den grauen Schulekel verschwinden zu sehen.

Und hier, meine ich, liegt in der Tat ein fruchtbarer Gedanke. Man wird, um ihn richtig würdigen zu können, von vielen Superlativen absehen müssen, die Seite um Seite des kleinen Buches bedecken. Es ist selbstverständlich leicht zu zeigen, wie unmöglich ein Zurückschrauben der Volksschule auf die Elementarfächer wäre, wie hilflos und wehrlos der bloße A-b-c-Schüler dem komplizierten Leben unsrer Zeit gegenüberstände; leicht auch, nachzuweisen, wie nicht die Schule allein, sondern das ganze moderne Leben, unser Verkehrswesen, die Großstädte, die Militärpflicht, das Reisen, die Geselligkeit, die Lektüre und tausend andere Umstände teilhaben an der Uniformierung, der Abgehegtheit, dem Mangel an Originalität unter den modernen Menschen. Aber man kann zahlreiche Einzelpositionen, die Bonus einnimmt, preisgeben, und sich dennoch zu dem Grundgedanken seiner Ausführungen bekennen: der große und verhängnisvolle Fehler unseres ganzen Schulsystems beruht auf dem Denk-, Glaubens- und Gesinnungszwang, durch den man vermeint, eine bestimmte Denk-, Glaubens- und Gesinnungsrichtung zu bewirken, und durch den man gerade bei den für die Fortentwicklung unsres Kulturlebens ausschlaggebenden selbständigen Geistern das Gegenteil erzielt. Um so sicherer, als man sich dabei der Methode „der zwangsweisen Freiwilligkeit“ bedient, die sich leider auf hochtönende Namen stützen kann und die darum in ihrer absoluten geistigen Unfruchtbarkeit immer noch nicht erkannt ist.

Fragen wir uns doch nur, wie kommt eine erziehlische Wirkung beim Kinde zustande? Ich spreche nicht von Dressur, die natürlich äußerlich zu bewirken ist, ich spreche von der erziehlischen Wirkung, die eine Willensumbildung bedeutet und fruchtbar für künftiges Handeln wird. Sie ist ausnahmslos das Arbeitsergebnis seelischer Kräfte, die eine ihnen gemäße Anregung spontan ergriffen haben — zum Guten oder zum Bösen. Nun glaubt man ja allerdings in der Schule solche Anregungen — natürlich zum Guten — zu geben, wenn man irgend einen „Gesinnungsstoff“ dem Kinde mit Fragen einprägt. Die Zeit, die ernsthaft Kinderpsychologie betreibt, sollte sich doch nicht länger darüber täuschen, wie durchaus unpsychologisch dies ganze Verfahren ist, das die letzten Jahrzehnte unsere Schulpädagogik beherrscht hat. Es wäre leicht, Beispiele aufzuführen, die aus dieser Methode eine Karikatur machen, Mißgriffe, die jeder tüchtige Lehrer verurteilt. Das wäre nicht ehrlich. Aber sehen wir uns einmal ein Beispiel an, das die ernsthafteste Zustimmung der Lehrerwelt gefunden hat. Ich nehme es aus den Staudeschen Präparationen zur biblischen Geschichte, von denen die „Allg. Deutsche Lehrerzeitung“ feinerzeit schrieb: „Wem es ernst ist mit der Erteilung seines Religionsunterrichts, wer beabsichtigt, wirklich religiöses Gefühl, religiöses Leben in seinen Schülern zu erzeugen, der wird nicht vergebens die vorliegenden Präparationen um Rat fragen.“ Ich nehme ferner aus diesem Buch ein Beispiel, das einer der hervorragendsten Herbartianer, Christian Ufer, in seiner „Vorschule Herbart's“ als eine Art Musterlektion auführte: Jakobs Traum von der Himmelsleiter. Da heißt es auf „Stufe V, Anwendung“ folgendermaßen:

„In der Geschichte steht ein Trost und eine Warnung für uns, sucht sie.

Wo ist die Pforte des Himmels? (Überall, wo Menschen ihre Sünden bereuen und auf den lieben Gott vertrauen, da kommt Gott zu ihnen und sie kommen zu Gott.)

Wo müßten wir ein Denkmal wie Jakob bauen? (Wo wir Gottes Gnade und Güte erfahren; also unzählige Denkmale.) Und wie werden wir diese Denkmale am besten bauen? (Gedenken an Gottes Gnade im Herzen, ‚Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten;‘ so machen wir aus unserm Herzen ein Haus Gottes.)“ usw.

Das soll, um noch einmal die Lehrerzeitung zu zitieren, „ganz angepaßt dem kindlichen Gedankenzirkel, der kindlichen Gefühlswelt“ sein? Ich meine, nur das kläglichste Banalitentum der Gewöhnung kann uns übersehen lassen, daß diese geschraubten Erörterungen, dies „Herausfragen“ der eingeklammerten Antworten, dem Kinde auch nicht die leiseste Anregung zu geben, geschweige denn seinen Willen in eine religiös bestimmte Richtung zu lenken vermögen. Es ist ihm das eben die Sprache der Schule, die man spricht, so lange man in der Klasse ist, und aus der irgendwelche Folgerung für sein eigenes Leben zu ziehen dem Kinde nicht im entferntesten einfällt. Der Beweis liegt vor Augen. Denn wie religiös, so kann man allerdings mit Bonus sagen, müßte das deutsche Volk empfinden, wenn ein derartiger Unterricht das bewirken könnte! Denn nach ähnlichen Mustern, nach allen Regeln der Herbart'schen Formalstufen-Kletterkunst wird von vielen Lehrern jahraus jahrein religiös gedrillt, bis jede Spur der heiligen Ehrfurcht, mit der das unberührte Kind dem großen, scheu geahnten Gottesgeheimnis gegenübersteht, ausgetrieben, bis von der Stimmung, die in Ulands „Das ist der Tag des Herrn“ ihren Ausdruck gefunden, und die echte, rechte, ursprüngliche Volksstimmung ist, jeder Rest verflog. Man versteht angesichts dieses Unterrichts vollständig Bonus leidenschaftliches, tief religiösem Gefühl entstammendes

Verlangen: heraus mit der Religion aus der Schule! Denn wie weit es noch möglich ist, der Schule das zu retten, was in der Form des „Unterrichts“ allein das religiöse Gefühl anzuregen imstande ist, die drill- und tendenzlose Vorführung großer religiöser Persönlichkeiten, die Frage wage ich nicht zu beantworten.

Was von der Religion gesagt ist, gilt auch von Geschichte und Deutsch. Gewiß lehren nicht alle Lehrer in der Richtung einer bestimmten Tendenz, aber man braucht nur die Seminarpläne und Schulpensen zu studieren, um zu sehen, daß es im Grunde von ihnen verlangt wird. Und ehe wir nicht zu einem Bruch mit diesem System des Gesinnungsunterrichts kommen, der mit psychologischer Notwendigkeit die der erwünschten entgegengesetzte Gesinnung erzeugt, wird die Frage nach dem Kulturwert der deutschen Schule mit Recht immer wieder gestellt werden. Und ein zweites muß noch erwähnt werden, das bei Bonus' Kreuzzug weniger scharf getroffen wird und doch in engem Zusammenhang mit seinen Ausführungen steht, das ist die in unsern Schulen mehr als anderswo hervortretende Verfrühung fast aller Penssen und der Art ihrer Behandlung. Man kann sagen, daß ein glatter Gewinn für Lehrer und Schüler sich ergeben würde, wenn überall eine Verschiebung um ein bis zwei Jahre einträte. Eine solche würde, wenn auch vielleicht ein geringes absolutes Minus dabei herauskäme, durchaus nicht die Herabsetzung des Gesamtpenssums um das gleiche Maß bedeuten, da die größere Intensität der Arbeit, der Zuwachs an Kraft und Interesse, die ein solcher Systemwechsel mit sich bringen würde, gerade auf der Oberstufe einen gewissen Ausgleich bringen müßte. (Das beweisen übrigens schon zum Teil die Reform- und die Mädchengymnasien). Täuschen wir uns doch nicht: nur das schamlos ausgedehnte Hauslehrer- und Fräulein- und Arbeitsstunden-System ermöglicht überhaupt zur Zeit die scheinbare Bewältigung der Schullast. Der Notschrei: „Wie helfe ich meinem Schulkinde?“ durchhallt die deutsche Wohnstube vom Morgen bis zum Abend.

Und um der Anregung willen, die Arthur Bonus zu einer intensiven Beschäftigung mit der Schulfrage gegeben hat, sehen wir uns gern die etwas grotesken Figuren an, die er mit seinem Zeigefabe vorführt. Auch da, wo er irrt, wo er übertreibt, wo er Nackenschläge austeilte, die nicht immer verdient sind, ist er ein Anreger und Förderer, dem wir gern etwas zu gute halten. Wir wissen auch sehr wohl, daß Schulreformen immer nur allmählich zu bewirken sind, weil sie eine Umbildung im Denken der Gesamtheit voraussetzen. Grundstürzende Neuerungen lassen sich in kleinen Kreise versuchen; die öffentliche Schule kann unmöglich dem sofort angepaßt werden, was sich erst langsam im Bewußtsein der wenigen geistig selbständigen Menschen durchringt. Eine lange und mühselige Gedanken- und Federarbeit wird zu tun sein, ehe die falsch eingeübten Ideenverbindungen gelöst werden, ehe man in „maßgebenden Kreisen“ zu der Überzeugung gelangt, daß Gesinnungen sich nicht gebieten lassen und daß die Aufgabe der Schule nur sein kann, die Kräfte zu lösen, die das Bestehende zu gesunder Weiterentwicklung führen können.

\* \* \*

Und bis dahin — sollte nicht dennoch mancherlei aus dem zu gewinnen sein, was die deutsche Schule trotz allem und allem ihren Schülern giebt? Ich glaube, kein studierter Mann ist imstande, richtig einzuschätzen, was ihm an wertvoller geistiger Gymnastik, an logischer Schulung, an positivem Wissen, an Überblick und Verständnis

für mancherlei Kulturgebiete doch von der mißachteten Schule mitgegeben ist, Ergebnisse, die von vielen in naivem Irrtum für freies Wachstum des männlichen Geistes gehalten werden. Man muß vielleicht aus dem ganzen hilflosen Elend der Mädchenbildung, der Mädchenunbildung herkommen, um „stehende Hände“ nach dem auszustrecken, was der eben dem Pennal entronnene Gymnasiast geringschätzig fortstößt. Wenn überall der Ruf nach Mädchengymnasien, nach einer gründlichen Reform der Mädchenschule, einer Annäherung an die Knabenbildung laut wird, so geschieht das nicht in blinder Verständnislosigkeit für die Mängel der Knabenschule, sondern weil sie dennoch auf diesem Gebiet das Beste bietet, was als Erbe jahrhundertelanger Arbeit auf uns gekommen ist, weil sie, mit der Mädchenschule verglichen, die ihre Mängel teilt, ohne irgendwelchen Ausgleich dafür zu haben, doch immerhin ein Einheitliches darstellt, eine geistige Schulung vermittelt. Und wenn das Errungene vom Schulekel trieft, der Mann hat es doch. Und diese intellektuelle Schulung giebt doch erst die Grundlagen für eine Kritik, die den Weg über die heutige Schule hinauszeigt. Hoffen wir, daß die Frauen dereinst ihn finden helfen.



## Helene Simons Owenbiographie.

von

Dr. Elisabeth Gottheiner.

Nachdruck verboten.

Es liegen heute schon eine ganze Reihe von Schriften vor, die als Grundlage einer psychologischen Beurteilung weiblicher Arbeit auf dem Gebiete der Nationalökonomie dienen können. So verschieden auch das Vaterland und die Vorbildung der Verfasserinnen sein mögen, so scheint mir doch alle ein gemeinsames Band zu verbinden und zwar das, was Herkner die „künstlerische, mehr intuitive, als analytisch reflektierende Auffassung“ genannt hat, gepaart mit einem feinen psychologischen Verständnis und dem brennenden Wunsche, die ganze Fülle und Tiefe des Menschenlebens zu ermessen, es dort zu packen, wo es am interessantesten ist. Diese Naturanlage und dieser Wunsch vereinigen sich, um in der Frau die Sehnsucht nach den Geheimnissen der sozialen Wissenschaft auszulösen. Unter den weiblichen Nationalökonominnen findet sich denn auch kaum eine, die nicht ausgegangen wäre von sozialen Problemen; und es wird schwerlich bestritten werden, wenn wir die Behauptung aufstellen, innerhalb des weiten Gebietes der Nationalökonomie sei die Sozialpolitik das eigentliche Arbeitsgebiet der Frau.

Die weitere Neigung der Frau, das Besondere und Persönliche dem Allgemeinen, Schematischen vorzuziehen, neben dem Verstande auch das Gefühl zu berücksichtigen, verbunden mit ihrer Fähigkeit, sich in eine fremde Individualität hineinzu leben, den feinsten Seelenschwingungen anderer nachzuspüren, weist sie auf ein weiteres Gebiet — das sie sich übrigens schon früher erobert hat als die Sozialpolitik — die Biographie.

Derartige theoretische Betrachtungen müßten uns auf deduktivem Wege zu dem Ergebnis führen, daß das Feld der sozialen Biographie — als der Frau besonders

adäquat — von ihr auch mit besonderer Vorliebe angebaut werde. In Wahrheit ist nach dieser Richtung hin bis jetzt noch so gut wie nichts geschehen, sei es weil der notwendigeren Aufgaben zu viele waren, sei es weil noch keine sich herantraute an ein Werk, das neben der lebendigen Zeichnung einer Persönlichkeit auch die Wiedergabe des historisch-politisch-sozialen Hintergrundes erfordert, von dem jene sich abhebt.

Mit umso größerer Genugtuung ist es daher zu begrüßen, daß eine Frau, deren frühere Werke wohl dazu berechtigen, sie die selbständigste und geistig reifste unter den deutschen Nationalökonominnen zu nennen, daß Helene Simon mutig den Damm gebrochen und das bisher gemiedene Gebiet betreten hat. Mit ihrer Owenbiographie<sup>1)</sup> ist ihr ein großer Wurf gelungen. Denn nicht nur versteht sie es, die Gestalt des sozialen Reformators lebenswahr vor uns hinzustellen, sondern auch den gewaltigen Hintergrund — die schrankenlose gewerbliche Interessenherrschaft, wie sie in England infolge der industriellen Revolution entstanden war — mit kühnen Strichen wiederzugeben. Owens Leben, diese „wundervolle Romanze“, der wir von Anfang bis zu Ende mit inniger Anteilnahme und zu gewissen Perioden mit atemlosem Erstaunen folgen, ist zugleich ein Stück aus der interessantesten Zeitgeschichte Englands. Es ist aber, wie der Nebentitel des Buches andeutet, noch mehr als das. Es ist ein Menschenleben, das tiefe Wegspuren hinterlassen hat, Spuren, die unauslöschlich bleiben werden, selbst wenn der Name Owens verklungen ist.

Was wir als die Errungenschaften einer sozialpolitisch fortgeschrittenen Zeit zu betrachten pflegen — Arbeiterschutz, Gewerkschaftsbewegung, Genossenschaftsbewegung —, sie alle weisen zurück auf Owen und zwingen die Menschen von heute zu staunender Bewunderung für den Scharfblick des Mannes, der die zukünftige Entwicklung der Volkswirtschaft über mehr als ein Jahrhundert hinaus voraussah und überschaute. Wenn gesagt worden ist, daß von allen großen Ereignissen, die das 19. Jahrhundert gezeitigt hat, das Erwachen des sozialen Bewusstseins das größte war, so kann wohl mit Recht hinzugefügt werden, daß die Geburtsstunde dieses sozialen Bewusstseins mit Owens Eintritt in das öffentliche Leben zusammenfällt. Jahrzehntelang war er in der Hochburg des Manchesterturns sein einziger Vertreter. Sein edles Menschentum, sein reines Kindergemüt, dem keine Enttäuschung den Glauben an die Menschheit je zu rauben vermochte, seine Begeisterungsfähigkeit für alles Große und Gute führten ihn auf den Pfad, den er als erster gegangen ist, ohne ein einziges Mal von dem eingeschlagenen Wege abzuweichen. Ein „reiner Tor“ hat er, der selbst einer der größten Unternehmer war, lediglich der Mahnung seines Gewissens folgend, den Kampf gegen die Interessenpolitik der fast ausnahmslos extrem manchesterlich gesinnten Baumwoll- und Kohlenlords entsefelt. Und allezeit treu dem Worte: „Practice what you preach“ hat er sich niemals damit begnügt, Reformen zu fordern, sondern stets danach gestrebt, sie auch zu verwirklichen.

Betrachten wir das Bild, das Helene Simon uns entworfen hat, ein wenig näher.

Owens Geburt, Lehrzeit und Aufstieg fällt in die Zeit der großen technischen Veränderungen, die Arnold Toynbee als die Zeit der „industriellen Revolution“ bezeichnet hat. Eine solche Epoche ist der beste Nährboden für den self-made man. Auch Owen ist ein Emporkömmling. Der Drang nach Betätigung treibt ihn nach Manchester, wo er sich bald zu einer leitenden Stellung innerhalb der Baumwollindustrie aufschwingt. Wenige Jahrzehnte später begegnen wir ihm wieder als Millionär, der wie ein König in dem schottischen Industriedorf New Lanark schaltet und über ein Arbeiterheer von 3000 Männern, Frauen und Kindern gebietet. „In dem märchenhaften Erfolg des einzelnen Mannes“, schreibt Helene Simon, „spiegelt sich der technische und soziale Wandel, dessen eigenster Sohn er ist, ohne sein Sklave zu werden. Mit überschauender Intuition begriff er, wie kein zweiter Zeitgenosse, sein Wesen in seiner ganzen Vielgestaltigkeit.“

<sup>1)</sup> Helene Simon: Robert Owen. Sein Leben und seine Bedeutung für die Gegenwart. Verlag von Gustav Fischer in Jena 1905.

Am 1. Januar 1800 trat Owen, wie er es selbst ausdrückt, die Regierung von New Lanark an, mit der festen Absicht, nicht Leiter einer Baumwollfabrik in der damals allgemein üblichen Weise zu sein, sondern die Lebensbedingungen der ganzen Bevölkerung, die er von schädlichen Einflüssen umgeben sah, von Grund aus zu ändern. Er betrachtete seine ganze Wirksamkeit in New Lanark als ein Experiment, bei dem es ihm darauf ankam, „festzustellen, ob bessere Resultate durch Gewalt und Furcht, Unwissenheit und sklavischen Aberglauben, oder durch Wahrheit, Liebe, genaue Kenntnis des Menschen und entsprechende äußere Einrichtungen erzielbar seien.“

Owens Wirken in New Lanark erstreckt sich über einen Zeitraum von 28 Jahren. Während dieser Zeit ist es ihm gelungen, eine große Anzahl von Reformen durchzuführen, die alle seinem Kopfe entsprungen waren und zum Teil eine Vollkommenheit erreichten, hinter der wir noch heute, im „Zeitalter der Sozialpolitik“, weit zurückbleiben. Ganz besondere Aufmerksamkeit widmete er der Durchführung eines weitgehenden Arbeiterschutzes, ferner der Errichtung von Konsumvereinen, der Alters- und Krankenunterstützung und last not least der Kinder- und Volkserziehung. „In der Finsternis gewerblicher Anarchie, deren einziges Gesetz der Profit ist, leuchtet das schottische Dorf wie eine diesseitige Verheißung“, so drückt die Biographin die Bedeutung des Owenschen Experiments aus. Zwanzig Jahre lang bildete das Musterindustriedorf den Zielpunkt der Pilgerfahrt vieler Tausende. Könige, Gesandte, hohe Geistliche, Deputierte verschiedener Städte, Parlamentarier und Gelehrte waren Owens Gäste und lernten von ihm.

Das Merkwürdigste und Interessanteste an der New Lanarker Schöpfung aber ist, daß Owen trotz der ungeheuren Summen, die er auf Wohlfahrtseinrichtungen verwendete, nicht nur konkurrenzfähig blieb, sondern sogar glänzende kaufmännische Erfolge errang. Eine Tatsache, die umsomehr hervorgehoben zu werden verdient, als die Stimmen auch heute noch nicht verstummt sind, die gegenüber einem weitgehenden Arbeiterschutz stets das Gespenst der Konkurrenzunfähigkeit heraufbeschwören.

Wer Owens Tun im einzelnen kennen lernen will, der sei auf die Biographie selber verwiesen. Hier müssen wir uns darauf beschränken, große Umrisse zu zeichnen, ihn an den Höhe- und Wendepunkten seines Lebens aufzusuchen. Ein solcher Wendepunkt trat im Jahre 1828 ein. Uneinigkeiten mit seinen Partnern in Bezug auf die Wohlfahrtseinrichtungen, die im Laufe der Jahre zu einer immer größeren Verengung von Owens Tatkreis geführt hatten, ließen sein Interesse an New Lanark verblassen. Nach 28 Jahre langer rastloser Tätigkeit verließ er als 57-jähriger die Stätte seiner Erfolge.

„Owens Schöpfung zerfiel. Aber nicht ihr Sinn und ihre Bedeutung. Die Vereinigung geschäftlicher Erfolge mit ausgedehnter Arbeiterwohlfahrt war geglückt; nicht weniger der Versuch, durch eine veränderte Umwelt den Gemeinschaftscharakter umzuprägen. Das Beispiel war gegeben. Als Anfang praktischer Sozialreform leben seine Anregungen weiter. Ein noch heute in mancher Hinsicht unerreichtes Vorbild, steht New Lanark an der Schwelle einer neuen Wirtschaftsepoche.“<sup>1)</sup>

In welcher Weise Owen vom Jahre 1813 ab daran ging, die in New Lanark geprüfte und gefestigte Theorie auszugestalten und zu verbreiten, muß hier unerörtert bleiben. Helene Simon widmet seiner propagandistischen Tätigkeit und seinen in Verbindung mit dieser entstandenen Schriften eine Reihe hochinteressanter Kapitel. Weitere Frauengreise dürften aber doch wohl vor allem seine organisatorischen Versuche interessieren, zu denen ihn seine theoretischen Überzeugungen immer von neuem wieder trieben.

Die zweite soziale Experimentstation, die in erster Linie der Verwirklichung des Genossenschaftsgebankens dienen sollte, ist das Dorf New Harmony in Indiana in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Owens Entschluß, die gesicherte und hochangesehene Stellung in England aufzugeben, um jenseits des Ozeans, fern der Zivilisation, als beinahe Sechzigjähriger in einen ganz neuen Wirkungskreis einzutreten, ist charakteristisch für seine Denk- und Handlungsweise überhaupt. Der Weg von der

<sup>1)</sup> Vergl. S. 72.

sozialen Reform zum Kommunismus, den er innerlich durchgemessen hatte, führte ihn mit logischer Konsequenz von New Lanark nach New Harmony.

Mit hinreißender Beredsamkeit machte Owen in Amerika für das neue Experiment der kooperativen Güterproduktion in der von ihm erworbenen Siedlung Propaganda. Zunächst wurde eine vorbereitende Gesellschaft begründet. Diese stand Kapitalbesitzern, die nicht für die Gesellschaft zu arbeiten wünschten, gegen jährliche Erstattung der Auslagen ihres Unterhalts, Mittellosen gegen entsprechende Arbeitsleistungen offen. Neben der nach der jeweiligen Lage des Gemeinwesens bestmöglichen Lebenshaltung, sollte unentgeltlich Kindererziehung und Unterhalt im Falle von Krankheit und Alter gewährt werden. In seiner Eröffnungsrede führte Owen aus, daß er sehr gegen seine Gefühle und Neigungen eine Zeit lang einen gewissen Grad pekuniärer Ungleichheit zulassen und gewisse Übel hinnehmen müsse, die so lange dauern würden, wie diese Ungleichheit bestehe. „Aber es wird,“ sagte er, „keine persönliche oder gesellschaftliche Ungleichheit, keinen Standesunterschied geben. Alle sollen das gleiche Ansehen genießen, und ich selbst werde mich nie eine Stufe höher oder besser als irgend ein anderer dünken. Indes, heiß, wie mein Verlangen nach dem Zeitpunkt ist, wo jede künstliche Ungleichheit aufhören wird, muß ich doch zunächst, da niemand noch die gleiche Erfahrung in Ausübung des Systems hat, wie ich, zum Teil die Führung übernehmen. Aber ich werde mich glücklich schätzen, wenn die Bevölkerung dieses Ortes fähig sein wird, meiner Hilfe zu entraten.“

Leider gelang es Owen von Anfang an nicht, die notwendige Auslese unter den neuen Ansiedlern zu treffen. Das Neue und Abenteuerliche des Planes zog ganze Scharen unsicherer Existenzen nach New Harmony. Daneben stellten sich allerdings auch bedeutende Männer und Frauen, Künstler und Gelehrte, Naturforscher und Pädagogen ein, die ihre Fähigkeiten in den Dienst der kleinen kommunistischen Gemeinde stellen wollten und dort neue Entfaltungsmöglichkeiten zu finden hofften. Zu diesen gehörte u. a. auch Frances Wright, die erste amerikanische Frauenrechtlerin, die in einem in New Harmony gehaltenen Vortragszyklus zum ersten Mal das Wahlrecht für die Frauen forderte. Ihr Einfluß mag dazu beigetragen haben, den Frauen in der Verfassung der neuen kommunistischen Gemeinschaft das Wahlrecht zu verleihen, wie denn überhaupt die Sicherung der Rechte der Frau, ihre Befreiung aus der mit der öffentlichen Rechtlosigkeit verbundenen wirtschaftlichen und sozialen Abhängigkeit eine der ersten Forderungen von Owens sozialem System ist.

Trotz eines kurzen Scheinerfolges der vorzeitig in ein kommunistisches Gemeinwesen umgewandelten Präliminargesellschaft zeigten sich aber schon bald nach der Gründung von New Harmony die ersten Zeichen des Verfalls. Bei der bunten Zusammensetzung der Gesellschaft nahmen die Zwistigkeiten kein Ende. Die Sorglosigkeit der Mitglieder gegenüber dem Gemeindegut und der Mangel gegenseitigen Vertrauens zeitigten eine Verwaltungsführung, die bald nicht einmal mehr im stande war, Nahrung und Kleidung für die Genossenschaftler zu beschaffen. „Anstatt zunächst zu suchen den materiellen Anforderungen zu genügen, waren die Mitglieder eifrig dabei, Vorlesungen über das neue System zu hören, zu lesen, zu tanzen, sich zu amüsieren“, schrieb ein Augenzeuge, d'Arismont, der spätere Gatte der Frances Wright.

Kaum ein Jahr nach der Begründung mußte schon das Fehlschlagen der „Gemeinschaft der Gleichheit“ verkündet werden. Das Experiment von New Harmony war gescheitert.

„Größer aber als der unmittelbare Einfluß“, sagt die Biographin, „war die Fern- und Nachwirkung des ausgestreuten Samens. Ein Geist der Toleranz und des sozialen Empfindens ging von New Harmony aus. Die Wurzelsätte der Frauenbewegung, des amerikanischen Sozialismus und der Genossenschaft ist dieser entlegene Weltwinkel“. Vor allem ward hier auch ein neues, auf den Grundsätzen der Koedulation aufgebautes Schulwesen angebahnt.

Owens Wagemut war durch den mißglückten Versuch von New Harmony aber nicht gebrochen. Raum waren die schwierigen Geschäfte hier abgewickelt, so sahste er schon einen neuen Kolonisationsplan ins Auge. Nichts Geringeres beabsichtigte er



diesmal, als den verelendeten Massen Europas und Amerikas auf der Grenze zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko eine Heimstätte zu schaffen — ein Friedensreich zu gründen, wie er selbst es ausdrückte. Den modernen Leser berührt es seltsam, daß vor nicht mehr als 75 Jahren ein Mann von Dwens kaufmännischen Erfahrungen es wagen konnte, ein Territorium „groß genug für ein Königreich“ als „freie Gabe an die Menschheit“ zu fordern, seltsamer noch, daß die mexikanische Regierung ernsthaft mit ihm über den Plan verhandelte, und daß einflußreiche Persönlichkeiten beider Weltteile ihm das wärmste Interesse schenkten. Zugleich aber gibt es wohl kein besseres Zeugnis für den Einfluß von Dwens Persönlichkeit, als gerade die genannten Tatsachen.

Die Verwirklichung des Unternehmens scheiterte schließlich daran, daß die mexikanischen Gesetze die erste Forderung der Dwenschen Verfassung, die vollkommene Religionsfreiheit, nicht duldeten.

Helene Simon glaubt aus Dwens Schriften aus dieser Zeit herauslesen zu können, daß er die Vereitelung des Planes im Grunde nicht bedauerte. „Ein Königreich gewiß, und mehr als dies, das tausendjährige Reich wollte er aufbauen. Allein selbst das weite Territorium war zu eng geworden für seine Saat.“

Die folgenden Jahre 1829—1834 gehören der englischen Arbeiterbewegung und Dwens letztem sozialen Experiment, der Arbeitbörse. Auf Grund seiner Überzeugung, die Überproduktion sei die Ursache der innerhalb der individualistischen Gesellschaftsordnung fast regelmäßig eintretenden Krisen, verweist Dwen auf die seiner Meinung nach einzige Möglichkeit, eine neue Wirtschaftsordnung anzubahnen. Sie besteht in dem direkten Austausch von Produkt gegen Produkt oder der Summe von Arbeit in einem Artikel gegen die gleiche Summe in einem anderen. Als Maßstab der Berechnung sollte die Zeit dienen, die ein Arbeiter von Durchschnittsgeschicklichkeit und Fleiß zur Herstellung eines Gegenstandes braucht.

Dwens Endziel blieb das gleiche, das er schon in New Harmony angestrebt hatte; aber nach dem Mißerfolg in Amerika, glaubte er sich ihm auf einem anderen Wege besser nähern zu können. Während seiner Abwesenheit hatte die zum Teil durch ihn selbst angeregte Konsumvereinsbewegung eine immer wachsende Anhängerschaft unter den englischen Arbeitern und besonders unter den Gewerkvereinslern gefunden. In ihnen fand er das Material vor, das er mit dem „Geiste der Assoziation“ erfüllen zu können hoffte. Die zu Konsumvereinen organisierte Kundschaft war die Voraussetzung der Arbeitbörse, die, unter Beseitigung des Handels und Ersetzung des Geldes durch Arbeitsnoten, Konsumenten und Produzenten in unmittelbare Berührung bringen sollte. Dwen selbst beschreibt das neue Unternehmen in den „Times“ folgendermaßen: „Die Arbeitbörse will einen univervellen Stapelplatz für den Güteraustausch schaffen mit uninteressierten Sachverständigen. Sie will für jedes Produkt den möglichst gerechten Wert fixieren, ohne die schädliche Dazwischenkunft des interessierten Käufers oder Verkäufers. Sie will das Umlaufmittel für den Austausch genau dem Bedarf entsprechend liefern, Kredit überflüssig, Verschuldung unmöglich machen. Sie will den Verlust von viel wertvoller Zeit für das Suchen nach Märkten und Geld verhindern, der Arbeit ihren Wert wiedergeben.“

Eine im Jahre 1832 eintretende Krisis, die Hunderttausende auf das Pflaster warf, ließ Dwen, auf das Drängen seiner Anhänger hin, die Ausführung des Planes überstürzen. Bei dieser übereilten Einführung und dem Zusammentreffen einer ganzen Reihe von Mißhelligkeiten ist es erstaunlich und einzig und allein Dwens persönlicher Leitung zuzuschreiben, daß sich das Unternehmen auch nur eine Zeit lang hielt. Als Dwen sich aber durch allzu großes Vertrauen in die Fähigkeiten der Arbeiter dazu bestimmen ließ, die Verwaltung der Arbeitbörse in deren ungeschulte Hände zu legen, war sie nicht mehr zu halten, und im Jahre 1834 brach sie gleichzeitig mit den Konsumvereinen völlig zusammen. Der Niedergang der ebenfalls von Dwen getragenen Gewerkvereinsbewegung beschließt die Reihe seiner sozialen und wirtschaftlichen Versuche.

Wenn wir diese rückschauend überblicken, sehen wir außer in New Lanark wenig unmittelbaren Erfolg. Aber Helene Simon hat recht: „Er hat experimentiert, mehr vielleicht als in der Hoffnung auf das jeweilige Gelingen unter dem Gesichtspunkt der Propaganda, bahnbrechender Proben auf das Exempel, der Veranschaulichung seiner Ideen. Vielleicht war die Rechnung keineswegs so falsch, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Sicher ist, daß er sein oberstes Ziel, die Erweckung der Gemeingefühle einerseits, der Grundsteinlegung des genossenschaftlichen Wirtschaftsprinzips andererseits, in diesen Jahren äußerlicher Mißerfolge in unberechenbarem Maße gefördert hat.“

Von nun an lebt Owen nur noch der Aufklärung in Wort und Schrift, der Verbreitung seiner Ideen. Alle Einzelpläne gehen auf in der Arbeit für eine neue Gesellschaftsordnung, auf die er hofft und für die er arbeitet. Die innere Lebensenergie, die ihn stets aufrecht gehalten, bleibt ihm auch jetzt treu und läßt Owen noch als Achtzigjährigen „freudig, hoffnungsvoll, heiter und mit unbefiegbarer Überzeugtheit“ vor uns stehen. Mehr und mehr aber steigert er sich ins Übermögliche hinein, bis er schließlich im Spiritismus landet, wohin ihm auch seine treuesten bisherigen Anhänger nicht mehr zu folgen vermögen. —

Sein letztes öffentliches Auftreten aber gilt doch wieder der Sache, deren Vorkämpfer er sein Leben lang gewesen ist, der sozialen Reform. Schon sterbend überbringt Owen dem Kongreß zur Förderung der Sozialwissenschaften zum letztenmal die Verkündung seines Reiches des Wissens und der Menschenliebe. Und dem Pfarrer, der ihn in seiner letzten Stunde fragt, ob er es nicht bedaure, sein Leben für nutzlose Pläne vergeudet zu haben, antwortet er strahlenden Auges: „Mein Leben war nicht nutzlos. Ich brachte der Welt wichtige Wahrheiten. Und wenn sie ihrer nicht achtete, so war es, weil sie sie nicht verstand. Ich bin meiner Zeit voraus!“

Wenn wir an der pietätvollen Hand der Biographin Owen bis an sein Lebensende begleiten, das ihn nach der letzten scheinbaren Abirrung wieder in Einklang bringt mit allem Vorhergegangenen, so kommt uns unwillkürlich der Vergleich mit einem herrlichen, weite Landstrecken befruchtenden Strome, der sich an seiner Mündung in viele kleinere Ninnale auflöst. Owen ist von den Wahrheiten, die er der Menschheit verkünden wollte, stets so erfüllt gewesen, daß er sich nie damit begnügt hat, sie nur einmal auszusprechen. Wir begegnen ihnen in seinen Schriften immer und immer wieder von neuem. Gegen sein Lebensende aber häufen sich diese Wiederholungen noch. Helene Simon hat hier vor einem Dilemma gestanden, aus dem gerade ihre Pietät sie vielleicht nicht den richtigen Ausweg hat wählen lassen. Treue Wiedergabe und straffe Zusammenfassung ließen sich nicht ganz vereinigen. So teilt auch die Biographie Owens Schicksal, indem sie gegen den Schluß hin weniger an Tiefe als an Breite gewinnt.

Die Gesamtleistung wird dadurch kaum mehr beeinträchtigt, als durch die unverhältnismäßig große Zahl von Druckfehlern, die den Gedanken nahe legen, die Drucklegung sei aus irgend einem Grunde beschleunigt worden oder die Verfasserin selber nicht in der Lage gewesen, Korrektur zu lesen. Aber gerade an einem großen und schönen Denkmal beleidigen kleine Fehler und Unzulänglichkeiten das ästhetische Gefühl umso mehr, fällt alles Störende doppelt schwer in die Waagschale. Darum sei nur kurz auch auf die wenigen Schattenseiten hingewiesen, die eine zweite Auflage des Werkes hoffentlich vermeiden wird.



## Niederdeutsche Heimatkünstlerinnen.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

In einem schönen Aufsatz über das Frauenideal der Moderne hat Julius Hart einmal gesagt, daß die Frauen in allen Richtungen der modernen Kunst einige der besten Kräfte gestellt haben. Keine bahnbrechenden Geister (aber, so sagt er, solche finden wir im Augenblick auch unter den Männern kaum), aber doch Talente von einer gewissen Ursprünglichkeit und Selbständigkeit, solche, die wenigstens für sich allein ihre eigenen Bahnen gehen, wenn auch auf diesen Bahnen nicht gerade neue große Offenbarungen gefunden, überwältigende Entdeckungen gemacht werden. Ein anderer Kritiker der modernen Literatur, Anton E. Schönbach, hat kürzlich in einem Essay der in Wien erscheinenden Zeitschrift „Kultur“ ganz anders über die Beteiligung der Frauen an der modernen Literatur gesprochen. Er hat den Tiefstand speziell unserer Romanliteratur auf die Frauen, sei es als Leserinnen, sei es als Schriftstellerinnen zurückgeführt und von den schreibenden Frauen eigentlich nur Marie Ebner-Eschenbach, Marie von Dunen und Frau von Heyking gelten lassen. Und unwillkürlich erinnerte man sich bei diesen Ausführungen an jene schöne Einleitung, die Wilhelm Scherer seinem kleinen Buch über die geistliche Literatur des frühen Mittelalters gegeben hat. Darin spricht er von Zeiten in der deutschen Literatur, da man für die Frauen schrieb und dichtete, und diese Zeiten fallen mit den sogenannten „Blütezeiten“ unserer Dichtung seiner Ansicht nach nicht nur zeitlich und zufällig, sondern aus innerer Notwendigkeit, im Sinne von Ursache und Wirkung zusammen.

Vielleicht werden die Frauen ehrlich genug sein, um in dem Anathema des modernen Wiener Essayisten ein Körnchen Wahrheit zu sehen, wenn sie auch gleichzeitig jene lebenswürdige Huldigung Wilhelm Scherers nicht als bare Galanterie abwehren und sich das frische Glück auf eines feinfühligem Kritikers und zukunftsgläubigen Lebensphilosophen gern zu eigen machen möchten. Es ist ja keine Frage, daß bei der Verbreitung von Lesestoff bis in die Schichten hinein, die früher an den geistigen Schätzen der Zeit gar keinen Anteil nahmen, auch der Halbkultur, der Scheinbildung ein Anteil an dem äußeren Erfolg von Büchern zugestanden wird. Und wo ist, Gott sei's geklagt, die Halbkultur heute größer, als bei den Frauen! Es ist aus demselben Grunde erklärlich, daß gerade sie jene flachen Vielschreiber liefern, die mit einer gewissen naiven Sicherheit den Appetit des breitesten Lesepublikums erraten — obgleich man angesichts des Triumphzuges von Götz Krafft diesen Ruhm den Frauen nicht ausschließlich vorbehalten sollte. Man müßte nur anerkennen, daß neben diesen für das breite Publikum und mit der einzigen Rücksicht auf buchhändlerischen Erfolg schreibenden Damen unter den Frauen Talente emporgewachsen sind, die ganz unabhängig von solchen Rücksichten, ja geradezu im Widerstreit

mit ihnen den eigenen Ausdruck für ihr eigenes Wesen suchen, mit Leidenschaft und schroffer Energie suchen, oft auf Kosten der künstlerischen Glätte und Abrundung, oft mit dem Verzicht auf Zustimmung, sich selbst getreu und in echt künstlerischem Sinne der Notwendigkeit ihres Wesens folgend.

Es ist vielleicht nicht ganz bedeutungslos, daß gerade unser niederdeutsches Kulturgebiet einige wenige solcher weiblichen Künstler hervorgebracht hat, Schaffende von einer gewissen Schroffheit und Eigenwilligkeit der Äußerung, einer gewissen Einseitigkeit der Begabung: Künstlerinnen, deren Können nach mancher Richtung hin versagt, aber immerhin die große Stimmensymphonie unserer modernen Literatur um einen eigenen Klang bereichert, um etwas Apartes und Neues, wie es die literarische Forschung, wenn sie später aus der gehörigen Distanz die Gegenwartskunst überschaut, nicht allzu reichlich darin nachweisen wird.

Vielleicht ist Elisabeth Siewert gerade in dieser Hinsicht der bemerkenswerteste Typus. Ihre Skizzen und Novellen sind bisher hauptsächlich in Zeitschriften erschienen.<sup>1)</sup> Zwei größere Romane, im ganzen nicht eigentlich das Beste, was sie geschaffen hat, sind in Buchform herausgekommen, der erste „Bajowo“, der zweite „die schönen Herbsttage“<sup>2)</sup> betitelt. Schon der Titel des ersten Buches kennzeichnet die Verfasserin dem Leser als ein Kind der westpreussischen Erde, jener kargen, unzugänglichen, in ihren Ausdrucksformen eintönigen Natur, deren Armut nicht von der Stimmungseinheit der Heide oder der Weite des Meeres Größe und Stil empfängt. Diese Natur mit ihrem Mangel an Gegensätzen gibt den Menschen für ihr Empfinden keine Variabilität und kleine Dimensionen. Elisabeth Siewert kennt diese Menschen, aber sie gehört nicht zu ihnen. Das eine Erlebnis, das für sie Schicksal umschließt und schafft, ist vielmehr das Leiden eines anders gearteten, unendlich feinnervigen Wesens von großen Ansprüchen unter der Ode und Strenge, unter der hoffnungslosen Armut ihrer Umgebung. Durch ihre Skizzen geht ein unaufhörlicher Kampf gegen dieses Schicksal, ein Kampf, in dem die verschiedensten Lösungen gesucht und verworfen werden. Der flache Glaube an die befriedigende Stille und Abgeschlossenheit eines solchen Landlebens wird hier leidenschaftlich zerstört. Ein Lebensdurst, der in dieser Stille in jedem Augenblick Kargheit, Armseligkeit, Versagen und Abwehr empfindet, steigert sich zu schmerzhaftester, fieberhafter Spannung, schlägt mit blutender Stirn gegen die Mauern, die das Idyll umschließen, und baut sich ganz abseits von dieser Umgebung eine Welt phantastischer Märchenträume. Es ist, das fühlt man deutlich, eigenes Schicksal, das Elisabeth Siewert da schildert, das Herausbegehren von Wesen, die mit den Nerven höchster und empfindlichster Kultur ausgestattet sind, aus dem Gewöhnlichen, aus Dürftigkeit, Kälte und Armut; der Hunger nach Eindrücken, der gierig aufgezehrt hat, was die Natur, was das Leben im eigenen engen Kreise an Möglichkeiten zur Erhebung bietet und der nun auf Neues mit tiefer Sehnsucht gerichtet ist. Es ist das Problem des Edelmenschen und zugleich das Problem der Frau. Der schmerzhafteste Kampf des einzelnen, edel gearteten, feingebauten Individuums mit den Alltagsmenschen,

<sup>1)</sup> „Die Frau“ hat ihrem Leserkreis vielleicht die feinsten Schöpfungen von Elisabeth Siewert bieten dürfen, in Skizzen wie: Entdeckungen in nächster Nähe. Der Stumme. Das Opfer (5. Jahrgang). Zeiers Vorderpferde. Warten. Der Russe (6. Jahrgang). Ein Speisopfer. Ein Begegnen. Der Sohn (7. Jahrgang). An der Kindheit Grenze (8. Jahrgang). Die Märsatener. Der Friedensstifter. Frühe Kindheit (9. Jahrgang). Der Größere (10. Jahrgang). Kampf Kinder (11. Jahrgang). D. Red.

<sup>2)</sup> Berlin, Richard Tändler.

die es einengen, unter ihre eigenen Existenzbedingungen zwingen, die in ihrer beschränkten Sicherheit keine ungebärdige Bewegung links und lächerlich finden, das ist der Stoff, zu dem Elisabeth Siewert immer wieder zurückkehrt, sei es, daß sie das Problem darstellt, wie es ihr im eigenen Schicksal entgegengetreten ist, sei es, daß sie es zurückverfolgt bis in die ersten kleinen Erlebnisse des Kindes, das die Augen zu seiner Welt aufschlägt, oder es an Männern und Frauen des Volkes, die um einen Grad feiner geraten sind, als die, unter denen sie leben müssen, erfährt und ausmalt. Ist Elisabeth Siewerts Kunst auch kein wunschloses, liebendes Versinken in die Schönheit der Heimat, so kann sie doch als Heimatkünstlerin gelten. Denn zu ihrer Seele spricht Himmel und Erde ihrer Heimat eine eigene Sprache. Im Wechsel von Frühlingsruch, Sommerglut und blankem Winterfrost haben Garten, Acker, der Ententeich und der dürstige Kiefernwald ihre Schicksale und Stimmungen. „Auf einem zerflossenen Beet blühte ein Durcheinander namenloser Sommerblumen, langstenglig, bunt, zart und lockend. Sie gediehen nicht gut; um so inniger war ihr Wesen, ihre Farbe rührend. Sie hatten ihre dünnen, verschlungenen Stengel der Sonne zugedreht; wenn ihr Goldblid sie traf, trocknete der Tau, der sie beschwerte; sie dehnten sich und dufteten ihre Lebenskraft in feinen Gerüchen aus. Am Nachmittag standen sie im Schmuck ihres Dunkelrot und Wasserblau wartend, abends wurden sie still im Schatten.“ Es ist eigene Anmut und nervöse Feinheit in dieser Schilderung. Es gibt in der modernen Literatur wenige, bei denen man so wie bei Elisabeth Siewert das Gefühl hat, hier wird das Leben mit neuen Nerven aufgenommen; hier spiegelt es sich in einer Seele, die, um es bildlich auszudrücken, die ultravioletten Strahlen noch sieht, die jenseits unserer Erkenntnismöglichkeiten liegen. Hier wird ein Neuland des menschlichen Seelenlebens erschlossen, dessen Umrisse auf den ersten Blick grotesk, dessen Linien vielleicht extravagant, dessen Farben übersteigert erscheinen, dessen bedeutungsvolle Schönheit sich aber doch dem gespannteren Lauschen und Sehen offenbart.

Elisabeth Siewert hat in der künstlerischen Gestaltung ihrer Probleme und vor allem in der Art, wie sie die Begebenheiten zu einem Ganzen zusammenschließt, noch häufig etwas Ungelenkes, Dilettantisches. Ihr künstlerisches Schaffen, das ganz auf die Auffassung des einzelnen Eindrucks in seinen feinsten Nuancen eingestellt ist, geht an den Anforderungen der Komposition, des Aufbaues mit einer gewissen Unachtsamkeit vorüber oder steht diesen Anforderungen vielleicht auch hilflos gegenüber. Immerhin zeigt der Roman „Die schönen Herbsttage“ auch in dieser Hinsicht einen Fortschritt über „Bajowo“ hinaus, so daß man sich vorstellen kann, Elisabeth Siewerts Talent sei auch nach dieser Richtung hin entwicklungsfähig.

Im stärksten Gegensatz zu dieser schroffen, unausgeglichenen, aber überraschend kräftigen Künstlernatur steht die Holsteinerin Therese Kühl. Sie ist den Entwicklungsgang gegangen, den Gustav Frenssen gemacht hat. Ihre Erstlingsromane zeigen, wie Frenssens „Sandgräfin“, nichts von künstlerischen Bildungskämpfen, von einem starken künstlerischen Eigenwillen, der seinen Gegensatz zu allem Vorhandenen von Anfang an intensiv empfindet. Sie beginnt in den Bahnen der familienblattmäßigen Romanschriftstellerei und bemüht sich tapfer und gläubig mit den gebräuchlichen Mitteln, ihre eigenen Geschöpfe dem Leser gut zu präsentieren. Was dabei von eigenem Wesen, von eigenem Sehen mit einfließt, geschieht unbewußt und sicherlich unabsichtlich. Erst allmählich vertieft sich ihr Blick, das Bewußtsein ihrer Art, wächst ihr Mut, sich der

eigenen Beobachtung zu überlassen, macht sie sich frei von der traditionellen Interessantheit. Ihre Romane werden äußerlich einfacher, aber leuchtender in den Farben, prägnanter in den Formen. Die Entwicklungslinie, die hier gezeichnet ist, knüpft sich an die Romane: „Die Reibings“<sup>1)</sup>, „Nim Hart, Klar Kimming“<sup>2)</sup>, „Der Lehnsmann von Brössum“<sup>3)</sup> und schließlich den letzten: „Um Ellwurth“<sup>4)</sup>. Als Lehrerin in einem kleinen Orte Dithmarschens hat Therese Kühl die intime Kenntnis der heimatischen Zustände gewonnen, deren Verwertung für die Kunst eigentlich den Namen Heimatkunst geschaffen hat. Und sie versteht es gut, die verschwiegenen, herben Menschen dieses Landstriches zu zeichnen, die wenig von ihrer Innerlichkeit in Worten herausgeben und deren Handlungen deshalb schwerer an Inhalt und Bedeutung erscheinen. Diese Menschen, die unter eigenartigen äußeren Bedingungen ein reicheres und kultivierteres Innenleben sich erringen konnten als die Landbevölkerung so mancher anderen Gegenden. Sicher liegt ja der Ablehnung des Jöhrn Uhl in so manchen literarischen Kreisen die Unkenntnis jenes eigenartigen Stammes zu grunde, der in primitiven wirtschaftlichen Verhältnissen doch eine gewisse Höhe und Differenziertheit der Bildung besitzt. Therese Kühl ist in mancher Hinsicht eine Interpretin dessen, was an Frenssen befremdete; wir verstehen ihn besser, wenn wir ihre Dichtungen gelesen haben. Therese Kühl ist ein „episches Talent“ im eigentlichen Sinn des Wortes. Sie besitzt eine gewandte und anmutige Art, ihre Geschichten zu spinnen, ihre Menschen in den eindrucksvollen Situationen zu zeigen, die ihr Inneres zu Tage bringen. Und sie gewinnt an Plastik und Eigenem. Ihr letzter Roman „Um Ellwurth“ steht entschieden am höchsten, — wenn auch der „Lehnsmann von Brössum“ in mancher Hinsicht eigenartigere Konflikte von tieferer seelischer Bewegung darstellt.

Anders als sie begann die ebenfalls noch jugendliche zweite Künstlerin, die uns die Marschen geschenkt haben, Helene Voigt-Diederichs. Auch sie ein Kind des schleswig-holsteinischen Landes, auch sie mit der Poesie der Fennen, über die der See- wind streicht, mit dem Singen des Wassers und dem kargen Reiz der Dünenlandschaft innig vertraut. Hat Therese Kühl in ihrem künstlerischen Temperament etwas nordisch Kühles, so atmet aus Helene Voigts Dichtung die Wärme rasch pulsierenden Blutes. Ihre Erstlinge sind eine Reihe von Skizzen aus dem holsteinischen Landleben, Studien, die in der Sammlung „Leben ohne Lärmen“ fortgesetzt werden. Einzelne sind die Romane „Regine Boßgerau“ und „Abendrot“ erschienen, und eine Gedichtsammlung „Unterstrom“, die von dem interessanten jungen Künstler Cissarz ausgestattet worden ist. Überhaupt ist den Werken der Helene Voigt ihr Erscheinen im Verlage ihres Gatten Eugen Diederichs<sup>5)</sup> sehr zu statten gekommen. Sie sind mit exquisiter Kunst ausgestattet.

Ich glaube, daß man in der Dichtung der Helene Voigt-Diederichs die Stärke gerade des weiblichen Schaffens besonders deutlich hervortreten sieht. Es ist vor allen Dingen eine große Feinheit des Sehens und eine liebevolle seelische Beobachtung, die Personen und Ereignisse in einer Fülle von seelischem Inhalt und innerer Bedeutung erfährt und wiederzugeben versucht, wie wir sie in der männlichen Kunst in nicht so stark hervortretendem Maße beobachten. Was ja überhaupt bei unsern Dichterinnen und Schriftstellerinnen zurücktritt und immer mit wenigen Ausnahmen unentwickelt

<sup>1)</sup> Verlag von D. B. Wiemann, Barmen. <sup>2)</sup> Verlag von Hermann Costenoble, Berlin 1903.

<sup>3)</sup> Hermann Costenoble, 1904. <sup>4)</sup> Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. <sup>5)</sup> Jena.

bleibt, das ist die Gestaltung der Fabel, die kunstvolle Schürzung und Entwirrung eines Knotens. Bei Helene Voigt-Diederichs sind die kleinen Novellen kaum mehr als Skizzen, fast in malerischem Sinn gefaßt; charakteristisch ist z. B. für ihre Art in der Sammlung „Schleswig-Holsteinische Landleute“ die prachtvolle Schilderung des Zuges der Knechte vom Felde, in die Schwemme und dann in die Ställe und an den Mittagstisch. Das ist nichts als ein Bild, aber wie subtil beobachtet, in seiner plumpen Kraft so plastisch und farbig wiedergegeben wie ein Bild von Landseer.

Helene Voigt-Diederichs ist als Künstlerin eine starke, leidenschaftliche und kühne Natur, nicht so bescheiden in dem, was sie darzustellen wagt und wie sie es darzustellen wagt, wie Therese Kuhl, sondern ihrer Eigenart von vornherein mehr zutrauend. Die Begebenheiten sind, wie gesagt, auch in ihren größeren Erzählungen „Abendrot“ und „Regine Vosgerau“ denkbar einfach. In Abendrot hat sie noch nicht ganz die kleine Schwäche überwunden, ihren Figuren eine gewisse Interessantheit künstlich anzuhängen. Es wäre auch gegangen, ohne daß der Held sich als von vornehmerer Herkunft und als Bruder seines besten Freundes und des Mitbewerbers um die kleine Anna herausstellte. Aber ganz abgestreift ist diese der Anfängerin oft eigene Schwäche in Regine Vosgerau. Das dort behandelte Problem ist eines, das Helene Voigt-Diederichs noch öfter gestaltet hat: der Zwiespalt zwischen einem rein sinnlichen Zuge zu dem Mann, der nur dieses Gefühl aufreizt und auslöst, und der stilleren geistigeren Liebe zu einem treuherzigen und ehrlichen Freunde. Mit ganz eigener Kunst versteht Helene Voigt-Diederichs das Elementare dieser Sinnensehnsucht in ihrem Zusammenklingen mit allem Schwellen und aller Weichheit der Natur darzustellen. Wir fühlen etwas von der in dieser halbawachen Seele nur halbbewußten elementaren Sehnsucht, die von allem Geistigen fern ist. Eine Sehnsucht, der Regine Vosgerau dumpf und vergeblich widerstrebt, dann hilflos folgt, bis sie mit leidenschaftlicher Neue beiden, dem Verführer und dem ehrlichen Freunde, entflieht. Diese widerstrebende Sprödigkeit in der Seele der Frau, die sich von der Liebe nicht überwinden lassen will, zeigt das nordische Temperament der Dichterin, das Temperament eines Volkes, das den Liebeskampf des Weibes in der Brunhildgestalt bildlich gemacht hat. Auch die kleine Anna in der Erzählung Abendrot kämpft diesen Kampf; auch über sie kommt die Liebe wie eine feindselige Macht, der sie sich mit aller Gewalt und Leidenschaft zu erwehren sucht, als eine Erregung, die sie selbst nicht begreift: ist es Liebe oder ist es bitterer Haß? Helene Voigt hat mit einer Ehrlichkeit, die stark und tief ist, die Psychologie ganz primitiver Naturen zu deuten gewußt. Es ist sicherlich kein verzeichneter Strich in dieser harmlos kindlichen, lebensfrischen kleinen Anna, deren gedankenlose, impulsiv herzliche Kinderfreundschaft zu dem todkranken Knaben, der sie mit der ganzen Leidenschaft einer reinen, jugendstarken Liebe umfängt, gegen die opfervolle, eifersüchtige und unermüdlich sorgende Schwesterliebe fein abgehoben wird. Eine Fülle von einfachsten traulichen und überzeugenden Zügen werden der Charakteristik dienstbar gemacht, die fein und nüanciert ist, trotzdem sie mit so einfachen Mitteln arbeitet. Auch in den anderen Gestalten ihrer Novellen lebt dieses nordische Temperament — diese schweigsamen Menschen, bei denen Worte erst langsam und karg aus der Seele emporsteigen, bei denen eine einzige Äußerung eine ganze Skala von Borne und Weh, von inneren Kämpfen bezeichnen kann, bei denen sich Haß und Liebe und Schmerz deshalb so viel tiefer eingraben, und die abgebrochene Brücken zwischen einander so unendlich viel schwerer wieder bauen können.

Es bleibt noch übrig, über Helene Voigt-Diederichs als Lyrikerin ein Wort zu sagen. Nicht alle Gedichte ihrer Sammlung „Unterstrom“ sind in der Prägung eigenartig und kernig; manche erheben sich wenig über die Lyrik für den Hausgebrauch, in der unsere Literatur so fruchtbar ist. Wo aber diese Eigenart hervortritt, da erfüllt sie mit einem starken Eindruck ihrer Entwicklungsfähigkeit. Eben die verschlossene Leidenschaftlichkeit des nordischen Temperamentes im Gewande einer Form von spröder und verschwiegener Schönheit, die an alte nordische Volkspoesie erinnert, zeigt das Gedicht: „Eines fernen Segels Geleucht,“ eines der schönsten aus der Sammlung.

Nordwind wehte hinaus,  
Hinaus mich in fremde Weiten.  
Da bin ich dem Leben begegnet,  
Denn ich hab dich gesehn.

Südwind wehte mich heim,  
Zurück in Einsamkeiten.  
Da hab ich verzehrend empfunden  
Mein armes Absichtsstehn.

Nun gilt es zweierlei:  
Lösch'n oder Vergluten,  
Vergessen oder Bluten —  
Noch bin ich frei.

Mein Pferd, hilf du mir treu  
Das wandernde Denken halten.  
Wir wollen hinausfliehn zum Tanze  
Mit Sommerwind und Flut.

Der Rieß klingt unterm Huf.  
Ich fühle die Stirn mir erkalten  
Und hebe mich höh'nend im Bügel:  
So tilgt man Sehnsuchtsglut.

Da steht mit gestemmt'n Füßen  
Mein Fuchs. Sein Atem leucht.  
Um fern im Blau zu grüßen  
Eines weißen Segels Geleucht  
Jagt er ein Wiehern hinaus,  
Schnaubend die Nüstern vorgeschneelt.  
Der einsam hungernde Schrei vergellt  
Im Wasserfingen und Windgebraus.

. . . Schrie denn ich so jammergroß:  
Lösch'n oder Vergluten,  
Vergessen oder Bluten —  
Ich reiß mich nimmer los . . . .

Feine Symbolik zeigt das Gedicht von den drei Kerzen:

Zwei Kerzen erglühten am Fenster,  
Die dritte stand einsam und hoch,  
Auf sie keine Flamme  
Sengend sich niederbog.

Sie wußte nicht, was für ein Trauern  
Ihr heimlich die Seele durchzog,  
Schauernd verglühten die Schwestern,  
Sie aber blieb weiß und hoch.



Und wundervoll ist die Erfassung eines entschwebenden Momentes voll Stimmungsgewalt in der letzten Strophe des Gedichts „Ballnacht.“

Nein, Toter du, es haben nicht  
Die Jahre mir dein Bild verstäubt,  
Ob sie mit lauter Lebenspflicht  
Auch meine Tränen übertäubt.

Zwar hätte nimmer ich gedacht,  
Daß mir nach jenem Sterbegekläut  
Noch kommen würde eine Nacht  
Voll Blut und Festesglanz wie heut.

Noch eine Nacht. Im Tanzgewühl  
Mir's lähmend durch die Sinne fliegt,  
Wie sie so mondenlos und schwül  
Auf deinem fernen Grabe liegt.

Es ist eine große Einfachheit in diesen Gedichten, in ihrer Form und ihrem Ausdruck. Aber es ist nicht die Schlichtheit der Armut, sondern die Zurückhaltung eines ehrlich empfindenden, jedem Pathos abgeneigten Menschen. Wer mit dieser Zurückhaltung sich doch stark und eigenartig aussprechen kann, dessen Kraft ist wurzelrecht und vielversprechend.

## Von Frauen und über Frauen.

Die Aufgabe der Frau unserer Zeit war es, die alte Sage von den geistigen Inferioritäten des Weibes zu widerlegen. Indem sie den Kampf um ihre wirtschaftliche Befreiung aufnahm, kämpfte sie zugleich für die Freiheit ihres Geistes. Das eine kann nie von dem andern getrennt werden. Nicht wie wenig, sondern wieviel aber in so kurzer Spanne Zeit geleistet worden ist, muß uns mit Staunen erfüllen. Wohl hat dieser notwendige Kampf uns allen auch tiefe Wunden geschlagen, die Lust mit Verwesungsdünsten erfüllt, Krankheiten und Entartungen aller Art über uns gebracht. Wir sahen, wie ein giftiger Nebel zwischen den Geschlechtern aufstieg und wie sie sich einander entfremdeten, wir hörten das Wort von dem uralten, ewigen Haß, der zwischen Mann und Weib entbrannt ist, und die Idee wurde wach von einer wider den Mann gerichteten Frauenkultur, von einer widernännlichen Kunst. Aber der Künstler ist geschlechtlos, hat einmal eine bedeutende Frau gesagt. Wirklich, die Kunst ist das Geschlechtlose — das Ubergeschlechtliche. Das ist gerade die Wunderkraft der Kunst und ihr dämonisches Wesen, daß wir aus dem Kerker und der Haft unseres Ichs uns befreien, daß wir zu einem anderen Ich werden können. Verwandlungsfähigkeit ist's, was den Künstler macht. Er spricht mit dem Herzen des Weibes und mit dem Verstande des Mannes, aber er ist nicht Weib und nicht Mann. Was bewundern wir an dem Künstler Goethe so sehr als gerade die Kunst seiner Frauengestaltung, als diese wunderbare Fähigkeit seiner Versenkung in alle Tiefen der weiblichen Natur. Und darum kann auch die dichtende Frau nicht sich daran genügen lassen, daß sie nur immer sich beschaut, nur die Kunst aus ihrem Geschlechte herausholt — sondern daß sie auch Mann wird und das Wesen des Mannes verstehen und begreifen lernt, ist ihre höchste Aufgabe. Kunst ist nicht Haß der Geschlechter und ist auch nicht Liebe der Geschlechter, sondern eine Überwindung der Geschlechter, eine Einswerdung der zerrissenen und zersplitterten Natur. Diese Kunst ist der Friede zwischen Mann und Weib, die heute in Kampfordnung einander gegenüberstehen.

Julius Hart. („Der Tag“, Berlin.)

## Divellierarbeit der Zeit.

Von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 355.)

Die kleinen, flachen Peeschlitten polterten durch die Staketpforten. Die wohlgenährten Hausfrauen hatten zu stopfen mit den dicken Wollröcken; wo ein Chemann schon bequem war, mußte der Knecht heran. Kaum blieb ihm Platz, sich fest und breitbeinig hinzustellen; denn der langstielige, spitze Peefhakel will gehandhabt sein, und die Überlast ist da. Wer aber eine leichte, junge Dirn vor sich auf dem Schlitten hatte, fauste sicher johlend an ihm vorbei. Die ganze Klein-Neckische Bucht war bedeckt mit kleinen Gefährten, die pfeilschnell unter Wetten und Schreien ihrem Ziele zusteueren. Das ragte hoch und ernst vor ihnen auf und nahm die kältefrischen Menschen bald zwischen ihre eisigen, weißgefalkten Wände. Das Glockengeläute über ihnen schwieg, und Küster Werner blies noch einmal erwärmend in die krummen Hände, ehe er der Stimmgabel den einschlägigen Ton entlockte.

Pastor Häsler verbar, so gut es gehen wollte, die grauwollenen Fausthandschuhe, die ihm Frau Magdalene gestrickt, unter den weiten Talarärmeln. „Denn,“ hatte die Sorgliche gesagt, „Edward, eine Stunde mußt du doch predigen, ob's warm oder kalt ist, da werden dir ja die Finger klamm! Die Fußtasche soll Werner dir auf die Kanzel bringen — Götting! Götting! wo soll das hin mit dieser Kälte.“

In ihrem weiten, braunen Tuchmantel mit den vielen warmen Kragen übereinander saß sie auf der schmalen Bank des Pastorenstuhls und äugte scharf unter der wattierten Hutkappe hervor: drei Bänke leer — ich glaube, unsere Polen fangen an, weichlich zu werden. Sollten Kranke in den Dörfern sein? man muß einmal nachfragen.

Der Januar und Februar trat noch

grimmiger auf. Schneewehen setzten über Land und Eis und prickelten das Menschenantlitz. Dann plierte der Pastor durch das blinde Sakristeisensterchen: Es lohnt sich nicht — keine zehn Mann. — Ein vorsichtiges Pflern an die kleine Scheibe, ein unmerklicher Wink. Werners breite Rindslederne tappen sachte heran. „Stellen Sie sich das Pult zurecht und lesen ein paar Psalmen. Ich habe schon ein Buchzeichen eingelegt.“

„Ja wohl, Herr Pastor.“

Das Pult rutscht über die Steinfliesen und hält vor dem Altar. Werner nimmt Stellung und räuspert sich. Der Pastor schreitet ruhig, würdig und blauverfroren den Mittelgang zwischen den Bankreihen hindurch und taut sich in seiner Studierstube wieder auf.

Die paar Andächtigen aber hören gewissenhaft an, was Werner ihnen in seinem knappen Hochdeutsch Erbauliches zu sagen weiß.

In den warmen Stuben fiel das Glockengeläute in manch auffordrendes Ohr. Die liebe Gewohnheit wollte ihr Recht. Auch die Furcht. Denn Pastor Häsler pflegte nicht zu sparen mit kräftigem Scheltwort bei den Säumigen. Ein Blick über die halbe Haustür hinüber — Schnee, Schneec, Schnee! gleichmäßig hingebreitet über Hof, Dorf, Strand, Eis! flimmernd, jede Grenze verwischend — überzeugte bald von der Unmöglichkeit des Vorwärtkommens. Dann kam wohl hier und dort die Bibel vom Wandbrett, der plumpe Zeigefinger ward respektvoll am Ladenaärmel abgewischt und ging langsam unter der großen Druckschrift hin, und die Lippe formte mühsam Wort um Wort.

Solche Wochen hatten aber gar keinen Anfang und gar kein Ende.

\* \* \*

Um den Kirchturm herum lugte zur Mittagszeit schon die Sonne, ließ einige Strahlen über Leichensteine und Kreuze huschen und leckte an den Eisblumen auf den bleigefassten Fensterscheiben der Häuschen. Aber die bausteinernen mußten noch brav dunsten, wenn etwas daraus werden sollte. Dann kam die Zeit, wo Türen und Fenster miteinander im Kampf standen und eins durchaus zuschlagen wollte, ward das andere geöffnet. Reiben und Zwickeln in jedem dazu geeigneten Gliede meldete sich zur Stelle. Leinöl-Bubbel und selbstgekochte Schmär (Salbe) wurden aus dem Wandschapp hervorgekramt und machten die Runde unter den stöhnenden Alten. Die Jungen lachten; fuhren in die dickausgestuhten Fausthandschuhe und versuchten mit scharfen Spitzhacken dem Eis, und mit Harke und Angel dem Hecht und Barsch beizukommen. Die Böhren schlidderten emsig. Jede Pfütze ward von Holzpantoffeln blitzblank poliert, und die tockelnden Alten lagen fluchend quer darüber.

Die Dörfer rührten sich allmählich, allmählich. Denn viel ließ der März noch nicht mit sich aufstellen. Doch man sorgte vor. Breite Borsten im Eise erweiterte eine einzige stürmische Nacht zu Rinnen. Ein Boot ließ sich bald hindurchziehen; noch hielt das Eis zu beiden Seiten. Und wer hinter dem Ofen hervorkommen mochte, konnte ganz gut Muddern ein Gericht frischer Fische in die ruhige Küche liefern. Die große Tonne hinter der Tür mit dem Salzhering zeigte auch schon den Boden. Der Winter aber hatte viele faul gemacht. Das wußten ältere Fischgenerationen und warteten gemächlich unter dem Eise im geschützten Binnengewässer, bis der Nordost wirklich anfang zu reißen. Der arbeitete dann im Großen, brach umfangreiche Stücke und schob sie sogleich das Ower (Ufer) hinauf. Hoch oben auf dem Klein-Neckischen Berg glänzten die kolossalen Eisschollen in der Sonne, kreuz und quer übereinander gewürfelt, als wären sie federleicht gewesen. Die Kinder krochen, verklammert vom Scheitel bis zum Zeh, hinauf und glitschten kreischend herunter. Die Jungen und Alten wirkten unten am Strande mit Teerbütte und Quast an den umgekehrten Booten herum. Da wußten Hecht

und Barsch Bescheid. So leicht wollen wir es euch nicht machen; husch! in die See. Immer flink zwischen den Schollen hindurch. —

Die schoben und drängten sich, fühlten sich flott werden, schaukelten sich auf den Wellen und fanden sich an einem klaren Morgen weit hinten im offenen Wasser. Der Wind stand abwärts vom Land und hatte über Nacht reinen Tisch gemacht. Die da oben wärmten sich. Immer häufiger besuchte die Sonne den Berg und verweilte länger und schmeichelnder. Und als die Kinderschar wieder einmal am Ower hinaufjohlte, ging es staunend von Mund zu Mund: „Gor kein Is mehr! — —“

Hier und dort lockerte man die festen Strohverpackungen an Dachlufen, Stall- und Kobentwänden — zu trauen war der Sonne noch nicht, doch mochte sie eintreten in die schmalen Spalten, wenn es sie gelüstete. In die gährenden Öffnungen der finstern Ställe tauchte Bauer und Knecht, zwischen sich eine lange Tragbahre, hüben und drüben mit festen Handgriffen versehen. Mit dem frierenden Vieh ward hin und her geschoben und unter und zwischen ihm das hervorgezogen, gekragt, was sich seit manchem Monat vom A und O der Landwirtschaft verständig angesammelt. Je schwerer man an ihm trug, je befriedigter die Gesichter. Die verklammten Fäuste ein Weilchen aufgewärmt in den tiefen Bürentaschen, und fleißig weiter den Segen aufgetürmt zum rauchenden Berg. In Kleidern und Haaren aber jeder für sein Teil mitbringend von dem ersten Frühlingsgeruch in die überheizte Stube. Die erschien allen jetzt enger und dumpfer. Ein Stück Winter war darin hängen geblieben und weckte Erinnerungen an schwärende Frostbeulen, an Langeweile und Abgeschlossenheit. Aber niemand wäre auf die Idee gekommen, sein Fenster zu öffnen, das alles hinauszujagen und junge, frische Luft einzulassen. Die Spinnenmutter konnte ihre Nachkommenschaft ungestört an sonnenbeschiedenen Fensterdecken anlernen für die Zukunft; erst zu Pfingsten ging der Kalkquast über Wände und Decken, und Maienbüsche störten in Ecken und Winkeln für kurze Zeit die Gemütlichkeit.

Aber man ging hinaus. Denn man hatte zu tun. Viel, viel.

Das Fels schrie nach Samen, das Vieh nach Luft und Licht. Hering und Flunder drängten an die Küste so nah wie nie wieder im ganzen Jahr.

Alle Hände bereit! —

Boot nach Boot ging in See und kam schwerbeladen zurück. War der eigene Bedarf gedeckt, fuhr wohl ein Segelfahrzeug mit ausgesetzter Ware nach Greifswald und brachte harte Taler heim. Die klirrten in den Strumpfschacht und füllten ihn strammer.

Den Strand besäumten aber tote Flundern und Heringe in dichten Reihen; denn wo sollte das alles hin! — Was klein und mager war, mochte dem Seehund bleiben, wenn er sich einmal ans Land traute, ober den gemeinen Wasservögeln, die nicht wie die stolze, weiße Möwe allemal das Nas verachteten.

Auf den Wiesen sproßte das Gras. Jede Kuh bekam den Strick um die Hörner und den geteerten Salzhering in den Hals. Ging er glatt herunter, brauchte man sich nicht zu sorgen. Krankheit blieb dem Tiere fern und die Milch würde sich gut buttern. Auf der Stallschwelle leuchtete ein weißes Kreuz, mit Kreide hingemalt von gläubiger Hand. Nun nahm ein starker Mann das Tier fest bei den umschnürten Hörnern und zerrte das vom Licht geblendete, sich angstvoll sträubende hinaus. Alle Hausgenossen sahen zu und die Hausmutter flüsterte wohl: „In Gott's Namen! —“

Der Kuhhirte wartete vor dem Dorfe, tutete auf seinem langen Horn und knallte mit der Peitsche. Da jagten sie auch schon heran, vom Berg herunter, von allen Seiten — die tollen Tiere, die Führer mit sich reizend. Hallo und Geschrei überall. Das ganze Dorf auf den Beinen. Eine Kuh brach hier aus der Reihe, die andere dort, und mancher Besitzer mußte mit ins Wasser hinein. Eine Anzahl handfester Männer und soviel holzpantoffelklappernde Jugend, als das Dorf nur beherbergte, geleiteten die Herde bis auf die Wiese. Dann überließ man sie dem Hirten; denn sie beruhigte sich bald, ward ihr erst der Zweck des Auszugs klar. Ein Tier nach dem andern schnüffelte an der Erde, entdeckte die zarten, grünen Halme und fraß sich fest.

Die Weiber scheuerten am Soot (Brunnen) mit Strohwisch und Rotstein die Milcheimer weiß, banden eine reine Schürze um und wanderten, „bat Spann“ auf dem Arm, um die Mittagszeit zum Melken. Wer aber einen guten, einsichtigen Ehemann hatte oder einen besorgten Schatz, der heute mitging zum Festhalten, die konnte sich freuen. Denn die Liebschens und Bleßens usw. hatten Freiheitsideen bekommen und wirkten mit Schwänzen und Hinterbeinen, als wäre es ihr gutes Recht.

Noch lange sprach man im Dorfe von diesem Tage. Von jetzt an ging mit dem Morgengrauen durch den ganzen Ort das langgezogene Tut! Tut! des Hirten. Der sackelte nicht. Wer zu spät kam, konnte sein Tier am Strick hinterherleiten. Und er hatte keine Ursache, den Kopf hoch zu tragen. Sicher hielt er den Strick hinter sich, schlich er ins Dorf zurück.

„Es ist doch etwas Schönes, solche frische Grasbutter,“ sagte Frau Pastor, bestrich sich die dritte Brotscheibe und kerbte die Kruste mit dem Messer ein. „Ordentlich Ar — ar — —“

„Aroma!“

„Ja, Aroma hat sie, so meinte ich auch. Lang' doch zu, Edward! —“

#### IV.

Auf dem Dummratschen Gehöfte war manches anders geworden. Der Bauer hatte sich wieder verändert und keine gute Wahl getroffen. Schultens Hanne gehörte zwar zu den Eingefessenen, hatte harte Taler mitgebracht und Lebenserfahrung; aber die fünfzig Jahre, die beides gezeitigt, waren dem kaum gleichaltrigen Manne zuweilen schwer aufs Gefühl gefallen. Er war eine weiche Natur. In erster Linie hatte er eine Versorgerin seines großen Haushalts, dann eine Mutter für seine verwaissten Kinder gesucht, so war er ganz zu kurz gekommen. Die Bäuerin, überlastet mit Arbeit, keifte im Anwesen herum, jagte die verschüchterten Kinder in die Winkel und nach dem Insegn (Konfirmation) zum Hause hinaus. Dummrats sah seine jungen, strammen Söhne auf fremden Feldern arbeiten, seine rührigen, schmucken Töchter mit dem Dienstbündel vom Hofe gehen. Und er konnte Knecht und Dirn

mieten und mit ihnen und der verbitterten Frau Tisch und Arbeit teilen. Das war schwer. Und Trin-Fielen (Katharine-Sophie), seine Jüngste, sein Abgott und Herzenstrost, hätte es einsehen können. Sagen konnte er es ihr nicht, und seine tiefen Seufzer und bittenden Blicke fielen zu leicht in die Wagschale gegenüber den Sticheleien der Stiefmutter. So ging denn auch sie zeitweise davon.

Im ganzen Dorfe, ja darüber hinaus, war Trin-Fielen beliebt. Die Hüll umschloß fest ein rundes, rosiges Gesichtchen, zierlich war die kleine, blonde Locke an die weiße Stirn geklebt. Der dichtgefältete Rock legte sich nicht allzubreit über den hedegestopften Hüftentwulst und ließ kräftige, flinke Füße frei. Schmuck! vom Scheitel bis zur Sohle. „Dummraten sien Lütt,“ hieß sie bis auf den heutigen Tag. Die Nottaufe damals vor achtzehn Jahren hatte ein gewisses Erbarmen mit der Mutterlosen im Ort festgehalten. Sah man sie die Dorfstraße entlang schreiten, die Kühe treibend oder mit Harke oder Hacke auf der Schulter, „rank un schier,“ folgte ihr manch wohlgefälliger Blick. Hinrich Diez hatte das längst gesehen und den und jenen schon kräftig hinter dem Zaun verprügelt. Aber was nützte ihm das, wenn sie die blanken Augen unter den feidigen Wimpern spielen ließ. Hätte er nur recht an sie ran gekonnt! aber sie war immer flink wie ein Wiesel und auch zu viel unter den Vornehmen. Gar zu gern war Trin-Fielen auf dem Pfarrhose. Dort wurde ebenfalls gebadet, geschlachtet, gewaschen; aber so anders. — In der hellen, großen Pfarrküche, an dem breiten Herd mit den vielen Eisenringen kochte es sich schön. Mochten die Töpfe noch so schwer sein, die kräftigen Hände griffen fest zu, an den runden Armen in den aufgerollten weißen Hemdärmeln spannten sich die Muskeln. Und die fröhlichen Blauaugen lachten über alles hin. Das war „ein anderer Schnack“ als im alten Bauernhause, wo der Rauch die roten Backen schwärzte und die lustigen Augen wund biß, weil ihm kein Schornstein gebaut war. Freilich mußte es so sein. Wie sollten Speck, Schinken und Wurst „gar“ werden, wenn man das Feuer so unvernünftig verwirtschaften wollte.

Für Pastors war es eigentlich schlimm genug, so ohne Viehm. Aber die Dorfleute hielten da aus. Jeder nahm gern einen Preister-schinken bei sich auf. Um die Schlachtzeit im Herbst konnte man die Stücke durchs Dorf tragen sehen, einen weißen, baumelnden Zettel daran.

Im alten Pfarrhause war der Rauch ebenfalls unter dem überhängenden Strohdach herumgekrochen, wenn er innen genug gebeizt. Seit der Brand es vernichtete und das neue erbaut war, gab es Vorzüge und Mängel, die beglückten und mit denen man sich abzufinden hatte. Wie mollig und heimelig war es unter dem niedrigen Strohdach gewesen, und wieviel Holz und Torf mußte man jetzt von der Gemeinde fordern, um den Hochbau mit den vielen, großen Fenstern auch nur annähernd zu erwärmen.

Stattlich sah es aber aus, das neue. Und gingen die Leute an dem Staketzaun mit der breiten Doppelpforte vorüber, sahen sie respektvoll über den langen Hof, der zu beiden Seiten von Ställen und Scheunen eingefast war, auf die bligende Fensterreihe. Sonst bot sich dem Auge der ausgedehnte, traditionelle Misthaufen, die hölzerne Hundehütte mit dem runden Napf davor und grobe, solide Ackergeräte. Das beruhigte. In diesen Dingen verstand der Pöke keinen Spaß. Die kleinste Neuerung hierin hätte dem Pastor unverweigerlich ein einstimmiges „Mall“ eingetragen und damit gründliche Verachtung.

Die rumplige Chaise in der Remise ging noch so eben hin. Sie war auch eigentlich mehr ein Quartier für Mäuse und Spinnen — Motten gediehen in der allzeit scharfen Küstenluft nicht. Es war ungleich leichter, ein paar Bund Stroh auf den Ackerwagen zu werfen und eine Pferdebede darüber zu breiten, als dies Ungetüm in Stand zu setzen, wenn je einmal gefahren werden sollte. Und das wäre fast geschehen, hätte Kriskan, der Pfarrknecht, diesen Hochmut zugelassen.

Er stand vor seinem Herrn und drehte die Zipselmütze zum Strick.

„De Böß bruk ic tum Meksühren, un Jochen möt pläugen (pflügen).“

„Du hörst es, Magdalene!“

„Aber mir wird der Weg sauer werden; in Jahren bin ich soweit nicht gegangen. Ich halte es auch wirklich für passender. So atemlos da angestöhnt kommen, ist doch nicht 'n bißchen vornehm.“

„Na, na! — aber das erstere laß ich gelten. Ich denke, wir nehmen ein Boot und lassen uns rübersetzen nach Klein-Nediz, das schneidet schön ab. Von da nach Tessow ist eine kleine halbe Stunde.“

„Nee, Herr Pastor! dor hätt kein Ein Lied to. Sei sünd alltohop (alleszusammen) bi't Meßführen.“

„Ach wat, Krischan, red' hei doch nich. Trin-Fielen kann den Raubjungen ut 'n Dörp halen.“

„Nee, Fru Pastern, de möt 'n Roster sien Gorenland ümhafen — hei hätt sich ock in 'n Dumen schnäden.“

„Na, denn wird es schon gehen. Mach dich nur fertig, liebe Frau!“

Also wanderte das geistliche Ehepaar vom Hofe. Er im langschößigen Rock, einen kleinen, weichen Filzhut auf dem grauen Haar, sie im schwarzen Kamelotkleide und schwarzen Umschlagtuch, den Backenhut fest unter dem Doppellinn zugeschnürt; ein bißchen trippelnd. So das Dorf entlang, über Lehntweg, ausgedehnte Wiesen und Stege. —

„Ach Gott, Edward, ich falle gewiß. Das Brett ist so schmal und das Wasser so dicht darunter.“

„Nun, nun, Lenchen, ich gehe ja voraus, rückwärts und halte dich. Immer langsam — — so, so! — —“

„Wie viele solche breite Gräben sind noch da?“

„D, drei ungefähr.“

„Du lieber Gott! — Einer von uns plumpst gewiß hinein. Und man hat sein bestes Zeug an.“

„Ja, wenn du dich so ängstigst, mein Altchen, muß ich dich wohl hinübertragen.“

Jetzt lachte sie, daß das volle Rinn in den Backenhutbändern schaukelte und die Augen anfangen zu tränen.

„Weißt du, Edward, unser Christian ist ein sturer Kerl — mich auf den Arm zu nehmen, würde er sich aber besinnen. An hundertfußig bis sechzig komme ich wohl ran,

das macht die schöne, dicke Milch. Was wolltest du, schlankes Männchen, da ausgerichten! —“

„Ja, in der Länge warst du mir immer überlegen, nun ist die Breite noch hinzugekommen. — — aber da sind wir wieder. — Tritt nur ganz fest auf, halten tut das Brett. — — Siehst du! dies ging schon besser. Nachher haben wir auch immer ebenen Weg.“

„Und tiefen Sand. Wollen doch 'n Augenblick stehen bleiben; ich bin ganz außer Puhst.“

Aber sie kamen doch weiter und auch in der Mitte von Dorf Tessow den Berg hinan und durch eine hohe Pforte in einen umfangreichen Hof. Entengeschnatter begrüßte sie, und aus der Haustür fiel ein Hund unter lautem Gebell die Stufen hinunter.

„Gott bewahre!“ sagte Frau Pastor, „sachte geht's hier nicht zu. Aber es sind ja Stadtleute.“

Doch da kam schon ein freundlicher Herr in einer Art Seeoffizier-Uniform den beiden entgegen, und im Hausflur stand eine schlanke Frau und bot dem ganz erschöpften Paare die schmale Rechte zum Willkommen.

Im sonnigen besten Zimmer suchten Wirte und Gäste alles zusammen, was nur an Höflichkeit zu finden war. Aber die Städter hatten es leichter. Der Pastor war nur im Talar berecht, und die Pastorin war zu sehr Auge.

Herr Gott! große, bunte Blumensträuße unter Glasglocken — von der Decke herab etwas Dreieckiges, Blankes, auf dem Wachslichter steckten — konnte das nicht Feuerfchaden geben, so dicht unter dem Boden? — ringsherum Bilder, Bilder, Bilder, klein und groß, und an den Fenstern Gardinen wie Spinnweben. — Es war übermannend.

Seit vielen Jahren hatte man keinen „Besuch“ mehr gemacht; man sah in eine unbekannte Welt.

Aber Frau Pastor gab sich einen Ruck. Die Ersten blieben sie, wenn sie auch nur auf gewöhnlichen Rohrstühlen saßen, und dies hier waren sehr, sehr nette Leute, aber immer nur ein Lotsenkommandeur, frisch von Stralsund herberufen, und hatte schon zwei Sprachfehler

gemacht. Schiffskapitän sollte er gewesen sein. Ein ehrenwerter Stand — gewiß — mit einem Geistlichen aber nicht zu vergleichen.

Das stärkte. Und nun konnte auch unbefangen alles gewürdigt werden. Der Sofaüberzug besüßelt und der Preis erfragt. Der Napfkuchen gelobt und ein billiges Rezept vorgeschlagen. Und zuletzt noch Trin-Fieten Dummrat als Mädchen empfohlen. „Denn,“ meinte Frau Pastor, richtete sich gerade und zog die Hutschleife fester zusammen, „meine liebe Frau Altermann, es is hier ja alles sehr nett, wenn Sie aber keine ordentliche Dirn haben, möchte ich auch nicht in Ihrer Haut stecken. Sich Tag für Tag so abraßen müssen — nein; denn lebe ich lieber einfach. — Oder was meinst du, Edward? —“

Der meinte nichts. Aber das schmale, weiße Gesicht der Frau Kommandeur aber huschte ein feines Lächeln.

\* \* \*

Nach wenigen Tagen stand Trin-Fieten ebenfalls staunend in dem städtischen Haushalt.

„O, jeh! o, jeh! — — dit 's hier öwers fein! —“

Die hellen Augen gehen über Borte, Herd und Tische: alles was hängt und steht blitzeblank — und bleiben wie gebannt hängen an einem jungen, blondbärtigen, rotbackigen Lotsen, der eben mit einem Arm voll Holz die Küche betritt. Trin-Fieten besieht ihn sich ganz genau. Seinen Bart- und Haarschnitt, seine Kleidung, sein Gehen und Stehen. Als er sie gar etwas fragt, horcht sie: wo schnurrig bei schnackt — —. Dann klappt sie den roten Mund zu, schwenkt den Rock und ist an ihm vorüber.

Der treuherzige Hinrich Tiez aber hätte vor einigen Wochen tapferer sein müssen, die langen, blanken Ohrbommeln nicht wieder in seine Westentasche zurückgleiten lassen, sondern sie der Sichernden in das weiche Ohrläppchen stecken.

Nun schufstete er in Stralsund beim Militär. Die Bibel hatte neun Nächte unter seinem Kopfkissen gelegen; genügt hatte es nichts. Der Gensd'arm war mit der Stellungsordre ins Dorf geritten und hatte den armen, welt-

fremden Insulaner weggerissen vom warmen Herd, hinein in den steinernen Häuserhaufen, in die dumpfe Kasematte.

Alle Weiber schnuckten in die harten, wollenen Schürzen, als er ins Boot stieg, das sein eigener Vater stumm und betrübt ruderte. Bis Klein-Rediz wollte er ihn bringen. Dort würde er zusammen mit einem Leidesgenossen von dem Segelfahrzeug aufgenommen werden, das hin und wider den spärlichen Verkehr mit der Stadt vermittelte.

Das war eine Neuerung, die von „der Regierung“ kam, die Söhne so einfach wegzukommandieren von Feld und Wirtschaft, von Haus und Hof. Wo sollte das hin? — — Einer schüttelte ratlos den Kopf, der andere fluchte gotteslästerlich. Aber es blieb, wie's war; die Bittschriften um Befreiung von dieser Pflicht, die Pastor Häzler gutmütig aufsetzte und einsandte, wurden abschlägig beschieden. Und doch hatte man schon genug mit dem „Fiskus“ zu tun. Kein Pöke konnte sagen, wer das sei, doch der Dümme im Dorje wußte, daß er eine Macht sei, mit der man rechnen müsse. Doll genug sah er ihnen im Nacken, gerade jetzt. Schickte fremde Leute mit Leinen und Pflöcken zum Ausmessen der Wiesen und Grundstücke und setzte allenthalben Grenzsteine hin. Und kein vernünftiger Mensch konnte doch verlangen, daß Ruh und Schaf sich daraus vernehmen könne. Dann wurde alles „zu Papier gebracht“ mit Strichen und Linien und was daneben geschrieben. Eine Karte hieß es. Der Ortschulze mußte sie in Verwahrung nehmen. Lange sah er darauf hin, schüttelte den dicken Kopf, malte statt seines Namens mühsam drei Kreuze als Unterschrift darunter und warf den „Dreck“ ins Wandschapp. Das arme, liebe Vieh aber hatte die Sache auszubaden. Kein gesundes, freies Umherlaufen mehr; angetübert mit Strick und Pfahl und immer rundum fressen, bis es bösig wurde.

Wo sie gingen und standen, die Bauern, Wübner und Fischer, klagten sie einander ihr Leid. Die Stürme, die von 1848 bis 1852 Europa durchbrausten, warfen ganz kleine Wellchen auch an diesen weltverlorenen Strand. Der Landrat des Kreises Rügen hatte sich plötzlich auch um dies Erdenflecken zu

kümmern, und weil das sonst nicht verlangt worden war, gab es viel zu ändern und zu bessern. Der Gensd'arm erschien hoch zu Ross, den langen, baumelnden Säbel an der Seite, an den hohen Stiefeln die blitzenden Sporen, bald hier, bald dort, brachte Neugier und Schrecken in die Dörfer und viel Geschriebenes in die Schulzstuben. „Schrewen Schrift“ konnte aber niemand lesen und vom Vorlesen allein doch nicht im Gedächtnis behalten! Es war ein ganz unheimlicher Kram.

Den Fiskus hatten sie stets gefürchtet, nun kam noch „die Regierung“ dazu. Die saß in Stralsund in der Badenstraße in einem breiten, hohen Gebäude mit vielen Fenstern und machte allerhand Gesetze. Weiter Purks, der Dorfschneider, hatte es selbst gesehen, als er einmal „mit“ war und bei Raßmuß an der Ecke Zwirn einkaufen mußte. Deutlich konnte man vom Laden aus die Herren an den Fenstern stehen sehen. Sie schrieben „ümmer in Einßen weg.“

Und allenthalben zeigten sich auch die Folgen dieser rastlosen Tätigkeit. Eine Lotsenstation war in Tessow schon eingerichtet, ein Kommandeur eingesetzt, in Lobb und Klein-Redzj schmucke, weiße, ziegelbedachte Häuser gebaut und Küstenbeamte angestellt. Bewaffnet mit Säbeln und Gewehren patrouillierten sie bei Tag und Nacht Strand und Dünen ab, die nie gefährdete Sicherheit der Küste unter ihre Obhut zu nehmen.

Was sollte das alles!? —

„Herr! segne den Strand! —“ betete um die Zeit der Frühlings- und Herbststürme von der Kanzel der Pastor, in den Bankreihen die Gemeinde, und sie meinte nicht Hering und Flunder allein. Wo sollte aber Strandgut herkommen, wenn jedes Schiff schon von weitem, vom Wachthäuschen auf dem Tessower Berge aus durch den Riefer (Ferrohr) beobachtet wurde, ihm, sobald die Flagge am Mast emporstieg, ein Lotsenboot entgegen geschickt und es sicher durch das enge Fahrwasser des Greifswalder Boddens geleitet wurde! — Wie oft war bei stehendem Ost und Nordost alles Mögliche angetrieben, das man schön gebrauchen konnte — ganze Boote, Kiel oben, sogar, die elende, in Todesangst

zitternde Menschen ausgeschüttet. Dann hatte man ernsthaft geborgen, geteilt; und kamen nach Tagen oder Wochen auch Leichen angetrieben, denn das Meer wirft alles Tote aus, so waren mitleidige Hände da, die säuberten und betteten. Mit Ehren und Glockengeläute wurden die Vielbedauerten an der Kirchhofsmauer begraben und Gottes unerforschlicher Ratsschlus über die kahlen Hügel gedeckt. Manches Boot, fremdartig anzusehn zwischen denen, die die Bauart der Küste zeigten, lag noch am Strande und redete laut von jener guten Zeit.

Verwirrt und verdrücklich ging man umher, sollte sich mit dem Neuen abfinden und verstand nicht es anzufangen.

Der Bau der Häuser für den Kommandeur und die Beamten hatte Handwerker aus Hinterpommern auf die Halbinsel gebracht. Schnurrige Kerls. Sie aßen rohe Zwiebeln zu ihrem Brot, schnackten und pöhlten zurecht, was kein Mensch verstand, und trugen bei der Arbeit ganz lange Bürgen, die überall einstippten. Einer bekam sogar einmal einen Brief, mit rotem Siegellack zugeseigelt und bloß von seinem Bruder. Der Briefträger mußte von Putbus extra damit nach Klein-Redzj laufen — gute vier Stunden. Um so einen! — Wenn's für den Herrn Pastor war und nun auch für den Lotsenkommandeur oder die Beamten, denn half es nicht weiter. Alle waren auch dankbar, gaben einen Groschen Trinkgeld und Speck und Brot und Schnaps, soviel man wollte. Aber für solch' Volk, das nicht mal was Vernünftiges auf dem Leib hatte! —

Man machte die Türen vor ihm zu.

Die Alten hatten aber nicht mit der Neugier der Jungen gerechnet. Bald saß der fremde Maurer mit dem einheimischen Knecht nach Feierabend auf dem Bretterstapel vor dem Neubau, und man versuchte Fühlung miteinander zu gewinnen. Das glückte nicht immer. Aber was wußte so einer nicht alles! —

„In Frankreich . . .“

„Frankreich? —“

„Wo de Franzos' wohnt.“

„Hä! dor! —“

„In Frankreich haben se den König wech-



jejagt, un in Stralsund 'nen Major von 't Ferd jerissen; sein Säbel hat man so jesflogen."

„Dunnerjicksling! —“

„In Barth . . .“

„Borth? — —“

„Liegt auch an diese selbige Ostsee, pommersche Seit — haben 's 'ne Bürgerwehr einjericht, ordentlich mit Säbels, die die Stralsunder ihn' abjegeben haben. Damit daß wenn der Feind kömmt, sie dreinschlagen können.“

„Kümmt hei? —“

„Ich weech nich; aber 't kann doch sind. Revolutschon haben 's da all jehatt.“

„Revolutschon? — —“

„Kennst nich?“

„Nee.“

„Dat is, wenn keiner mehr dun braucht, wat er soll. Einen is allens ejal. Von Arbeit kein Red nich. Aber 'n bißchen Krieg is ümmer dabei. Weechte du! dat sind die Demokraten.“

„Demokraten? — —“

„Kennst nich?“

„Nee, hier sünd kein.“

„In Mariendorf is einer. Er macht Tubben un Tonnen für 'n Hering. Dat mußt du doch wissen! Er is aus meine Zejend un hier einjetwandert. Ich hab 'n besucht, als ich mit 'n Meister zujereist kam. Der sagt, nachher wird allens einjeteilt. Jeder kriegt sein Teil un damit Basta. Arm und Reich is vorbei.“

„Hä! dat schüll Juch passen! — nee, so geht nich los! — Un? Wischen sünd de best; un un? Feld hät nägenmal mihr Meß tregen as all de annern ehr . . .“

„Nuxt nischt. Wirst nich jesragt.“

„Dennso — — d — enn — so . . . Schapskopp! holl dien Mul! — —“

„Fällt mich nich ein, vor so 'n Bauernbengel . . Du hast ja Hosens an so weit wie 'n Weiberrod.“

Knacks. —

Die Latte brach mitten durch. Christopher hatte sie sich gelangt und auf dem Kopfe des Maurers kaput geschlagen. „Hä! — nu häst eins upp 'n Däts! —“ Er spuckte aus und ging in seiner ruhigen, wiegenden Art davon.

Der andere wischte sich das Blut von Mund und Nase und drohte mit der Faust hinterher.

Die Dirnen im Dorfe machten weite Bogen um die Fremden. Mit so einen schnacken — na, das fehlte noch! — Und versuchte einer anzubändeln, wurde der Kops weggedreht, daß die Hüllenschleifen nur so peitschten; oder die flinke, feste Hand langte aus, und der Rede wußte, wie die Ohrfeige einer Insulanerin schmeckte.

Das neue Pfarrhaus war vor einigen Jahren von einem Baumeister aus Putbus gebaut worden. Der war nun doch ein Rügener, wenn auch sehr weit her, konnte vernünftig plattdeutsch sprechen, und seine Leute betrogen sich nicht so dwallsch. Er zog auch viele Poken zum Handlangen mit heran. Das war eine ganz vergnügte Zeit gewesen. Man hatte vom Putbuser Markt erzählen hören, wo ein Seiltänzer gewesen war und einer, der Feuer gefressen hatte und Band und Stechnadeln wieder ausgespuckt.

Sonntags gingen die Leute sittsam in die Kirche. In der Nähe des Altars war ihnen auf blankem Steinfußboden eine Bank hingesezt. Denn sie mitten in den Reihen sitzen zu lassen — soweit ging die Freundschaft denn doch nicht. Aber die geweihte Hand des allbeliebten Seelsorgers lag doch so beruhigend und vermittelnd über dem Dorf, dessen Häuschen sich eng um die Kirche scharten; zu Zwistigkeiten und Gehässigkeiten kam es nicht.

Als die bunte Krone oben auf dem Dachgebälk am hohen Pfahl schwanke, tanzte man sich unten auf der Scheundiel fast von Sinn und Verstand. Der Herr Pastor hatte zwar auch hier zur Sittsamkeit und Nüchternheit ermahnt, gerade bei diesem Richifeste, das einem geistlichen Hause gelte; aber das ließ sich nicht immer so einrichten. Dazu gab's denn doch zu selten ein Fest im Dorfe. Duhnsein (Betrunkensein) und Prügeln gehörte zum Vergnügtsin, und Hautsezen und Blutlachen auch.

Als die Sache soweit gediehen war, gingen Herr und Frau Pastor mit dem Baumeister die Dorfstraße entlang, dem Pastorentwitwen-

haufe zu, das einstweilen das geistliche Paar beherbergte.

„Es ist doch nicht möglich, die Ruhe aufrecht zu erhalten. Die Freude bringt sie immer aus Land und Band,“ sagte der Pastor betrübt und wie entschuldigend.

„Das sind die besten Arbeiter,“ lachte der Baumeister, „ordentlich mal austoben — nachher parieren sie wieder.“

„Ja, das sagen Sie wohl. Mir ist nur nicht klar, was morgen aus unserm Vieh werden wird. Schwein und Hühner will ich gern satt machen; aber mit den Pferden und Kühen kann ein Frauenzimmer doch, weiß Gott! nicht allein fertig werden.“

Wollen Sie uns die Ehre antun, Herr Baumeister, und einen Teller Milchsuppe mit uns essen?“

„Gern, Frau Pastorin.“

\* \* \*

Trin-Fielen Dummrät sah in all dem von den Alten verwünschten, von den Jungen angestaunten Neuen nur den einen glänzenden Punkt. Immer wieder flogen die verwunderten Blauaugen darauf hin, senkten sich und suchten wieder ihr Ziel. Und Antwort blieb nicht aus. Franz Förster war ein Städtischer und vom Kommandeur viel in Anspruch genommen für Haus und Gartenarbeit, weil er geschickter dazu war als die Eingebornen, die ebenfalls Lotsenposten übernommen hatten. Seine Braut wartete in Stralsund, sein Häuschen wuchs am Strande in die Höhe, Amt und Brot als königlich preussischer Lotse war sicher und fest — die Langeweile hieß ihn einstweilen mitnehmen, was zu haben war. In der dichtbeschatteten Laube des Kommandeur-Gartens tauschte das Pärchen Kuß um Kuß, und nach Monaten stillen Liebesglücks war der jungen Dirne so eigen zu Sinne — selig und ängstlich zugleich.

Aber da kam, was sie nie für möglich gehalten hätte. Wen störte sonst in den Dörfern ein uneheliches Kind! wer dachte Schlechtes von einer Braut ohne Kranz! Viele Tausen gingen den Hochzeiten voran. Eine kleine Rüge des Pastors während der Traurede, der die Zusicherung der göttlichen Verzeihung des Fehltritts auf dem Fuße folgte,

erinnerte nur kurz an die verkehrte Reihenfolge. Weshalb hatte Trin-Fielen Dummrät jetzt spize Reden, verächtliche Blicke einzuheimsen? — Die Lotsen, die von ihrem Vorgesetzten in freier Dienstzeit weiblich zum Holzhacken, Stalldüngen und anderen Hof- und Feldarbeiten herangezogen wurden, hatten so aus nächster Nähe den Verkehr der Dirne mit „dem Frömden“ beobachtet, und was ihnen mit einem Hinrich Tiez entschuldbar, ja natürlich erschienen wäre, wurde hier zur Schande.

Trin-Fielen fand sich nicht zurecht in diesem Dilemma. Sie sagte der gütigen Herrin die Wahrheit, schnürte ihr Bündel und machte sich auf den Weg zum Vaterhause. Ganz selbstverständlich trat sie unter das schützende Strohdach, mit dem Bewußtsein, sich eingerichtet zu haben wie Mütter, Großmütter und Urgroßmütter rings um sie herum.

Bauer Dummrät empfing sein verirrttes Kind mit warmer Hand und ängstlichem Seitenblick auf sein Weib. Das hatte jetzt einen Haken gefunden, an dem sich alle Untaten der übrigen Stiefkinder gleich mit aufhängen ließen und der für die des Bauern auch noch Platz bot.

Böses Wetter drinnen in den vier Wänden des alten Lehmbaus, dessen weit überhängendes Dach so geschaffen schien, Frieden und Eintracht zu schirmen. Böses Wetter draußen auf Höfen, Dorfstraßen und Feldern. Denn der Winter schritt wieder einmal über die Halbinsel mit hartem Fuß, und alles Lebendige zitterte.

Jakob Dummrät hatte Strohgarben um den Schweinskoben gestellt und alte Planken dagegen gelehnt, die Schafstallwände mit Torf bepakt und die Ruhstände auf der langen Hausdahl frisch mit Streu beschüttet. Er strich der Blek übers dicke Winterfell, der Riech übers Horn, warf einen besorgten Blick unter die Kluten (hohe, freiliegende Dachsparren) zu den Hühnerstangen, wo die Dickaufgeplusterten sich selbst warm zu halten suchten, ließ der schwarzen Riech den Vortritt, stampfte den Schnee von den verklammten Füßen und stand in der dunstigen Stube.

Hanne saß am Fenster hinter abgeblühten Goldblat- und Geraniumstöcken und ließ das

Spinnrad laufen. Aber die Hornbrille weg äugte sie auf den Mann und verfolgte sein Tun. Erst als die langen Transtiefel hinter dem Ofen steckten und bereits an ihre Anwesenheit erinnerten, als die nasse Jacke am Haken hing, die Pudelmütze ausgefchwenkt war, und der so Entlastete in grauwollener Unnerbüg und Holzpantoffeln den krummen Rücken schauernd an dem Backsteinernen rieb, sagte sie gleichmütig: „Sei is gahn.“

Der Bauer, noch benommen von dem scharfen Wechsel des Kalt und Warm und schon etwas schwerhörig, vernahm das Murmeln seines Weibes kaum. Ihn beschäftigte die Frage, ob die hintere Wand der Scheune zum Frühling nicht doch neu aufgeklemmt werden müsse, und er war gewöhnt, seinen Gedankenfaden lang auslaufen zu lassen. So grübelte er gesentken Kopfes, die wollene Zippelmütze tief über der gerillten Stirn, bis lange Schatten über Ofenbank, Brettisch und Strohhühle dämmerten und Hanne schon mit dem flachen, schwarzen Brot, der Speckseite und dem Schmalzkumm das Vesperbrot rüstete.

Langsam sah er um sich. Es schien ihm leer hier.

„Wo is de Dirn?“

„Furt.“

„Furt? — — wohen? — —“

Hanne zuckte die breiten Achseln. Ihr Blick ging zur Seite und die Hände tasteten an der Schwere herum.

Da stand der Mann vor ihr mit verstörtem Gesicht; hart griff seine Faust um den knöchigen Arm.

„Wiew! wo is de Dirn? — —“

„Schall ick 't weiten!“

Sein Arm holte aus. Die breite, schwielige Hand traf klatschend die blaugeäderte Wange.

Hanne heulte auf. Jakob aber stieg mit langem Schritt zur Ofenbank zurück. In wenigen Minuten war er wieder gerüstet und die Tür klinkte hinter ihm ein. Nicht schrill, nach jähem, wütigem Wurf — schwer niedergedrückt von sorgenbelasteter Hand.

Draußen erst besann er sich. Der Hof weiß zugebedt, die ragenden Ackergerätschaften mit Rappen behängt; die breitausgeflossene Mistpfütze schilbernd unter seinen Tritten.

Dorfstraße, Häuser, Kirche hinter tanzenden Schneeflocken.

Wohen? — — —

Rüstig schritt er aus und — wie gewiesen — hinten herum an Zäunen sich entlang drückend, durch die schiefhängende, allzeit offene Pforte in den Pfarrgarten. Bis an die Enkel im Schnee, watete er den breiten Mittelweg entlang. Unter dem großen Bergamottbaum säuberte er an sich herum, ließ den sehrenden Blick einen Moment an dem blinkenden Wohnstubenfenster hangen und wartete gleich darauf, die Pudelmütze in der Hand, auf dem rotsteingepflasterten Hausflur. Lange, in schweren Angsten, aber geduldig. Es mußte doch jemand kommen.

Drinne brannte der Zorn lichterloh auf der allzeit frischen Wange der sechzigjährigen, kinderlosen Pastorin. Hagelbicht fielen Schelte, Bibelsprüche und Ermahnungen auf das gesentke Köpfschen der hübschen Sünderin.

„Wenn du dich vergangen hättest mit deinem Bräutigam, würd' ich dich an die Hand nehmen, mein Dirning, und dich rüberbringen in 'n Herrn Paster seine Studierstüb'. Hier is sie! würd' ich sagen und daß der Flög (Taugenichts) zur Stell' kommt, dafür sorgst du nun. Und denn könntet ihr schon am nächsten Sonntag auf der Kanzel sein, und alles wär gut. Aber so! — — Kinding, ich hab immer was von dir gehalten, wie kömmt du bloß dazu, deinen alten Eltern solchen Kummer und mir die Schand' zu machen.“

Trin-Tiefens Kopf hob sich langsam. Das blutübergossene Gesicht erblaßte.

„Fru Pastern, wat kann ick dorför, dat hei 'n Ewienegel is!“

„Kind! was für Ausdrücke! Habt ihr denn je von Hochzeit und dergleichen gesprochen?“

„Nee.“

„Siehst du.“

„Wi hadden ümmer kein Lieb; wat schall 'n dor ock ümmer von reden.“

„Aber du hattest doch eigentlich den Hinrich lieb.“

„Nee, bloß hei mi.“

Frau Pastor zerrte ratlos am Haubenband. Die Neunzehnjährige stand vor ihr, ruhig und selbstsicher — trotzig, meinte die geistliche

Dame später zum Gatten — unbewußt schon mit einem Fuß auf dem Grenzstein der alten Zeit, noch mit jagem Blick, doch fordernder Hand.

Ein Scharren vor der Tür. Jakob Dummratt stand auf der Schwelle und knetete die Pudelmütze mit den Fäusten.

Er sah nicht so aus; aber der Pastorin erschien er wie ein leibhaftiger Engel, in höchster Not ihr gesandt.

„Dummratt!“ sagte sie schlagfertig und leutselig, „nehm hei Trining man wedder mit; vör 'n geistlich Hus paßt sück sowat nich. Unf' Herrgott vergibt Sünd un Schuld — un dat Lütt ward ock mit satt . . . Wating? — Sei will woll noch 'n Wurd mit Herrn Paster spreken in dies Angelegenheit . . .“

Und sie schob ihn über den Flur hinüber ins Studierzimmer.

Dann fuhr sie in die neuen Halbhohen von Jochen Fäts, nahm das dicke Wolltuch um Kopf und Schultern und die Dirne an die Hand.

In der Bauernstube frischte sie alte Erinnerungen auf an eine kleine Leiche, die sie als ganz junge Frau hatte schmücken helfen, und die auf den Mutternamen ins Kirchenbuch eingetragen worden war.

„Sei is öwers dod blewen,“ meinte die Bäuerin rechthaberisch.

„Dat is Gott's Will west,“ antwortete die Geistliche prompt, „un dat dies 'n Hundsjott is, ock. Das heißt, meine Lieben, wir wissen nicht, wohin Gottes Wege uns führen; aber wir wissen, daß sie gut sind.“

Sprach's und gab der verdrießlich Dastehenden die Hand. „Un nu, Hanne, help sei Trin-Fieken neihen, dat dat Lütt wat Warm's vörfindt. De Winter hölt noch 'n beting an.“

So kam es, daß nicht im dunklen Winkel, sondern in der breiten Bettstatt wieder ein junges Leben erwachte. Denn es war bitter kalt, und Hoffstellern hatte trotz ihrer sechsundsiebzig Jahre noch Courage genug, Bauern und Bäuerin in die Kammer zu jagen.

Trin-Fieken weinte aber doch still ins muffige Kissen — aus Schwäche und Scham, trotz allem. Jetzt erst ward ihr klar, was vor ihr lag. Kein ehrenvoller, fröhlicher Kirchgang, keine Döpklatz (Tauffeier). Hoff-

stellern würde zwar, wie immer, den warbenen Rock hochnehmen, das Lütting im Bündel hineintun und im baren, grauwollenen Unterrock mit ihrer leichten Last zur Kirche traben, und der Herr Pastor würde alles so machen wie 's muß; aber wer sah und hörte es! Wäre Hinrich der Vater gewesen und der liebe Gott nicht so hart mit ihm, ihn so in die Welt zu stoßen, und hätte der Herr Pastor sie noch rasch zusammengeben können, besser wäre es doch gewesen. Wenn sie denn auch hätte in der Hüll gehen müssen zum Altar. Vielleicht hätte der Herr Pastor auch ein Einsehen gehabt. Ein Kind war es doch nur — viele hatten zwei und drei „vorher,“ und wenn er wollte, konnte er ihr den halben Kranz noch zusprechen. Hinten eine Handbreit offen, das war doch nicht so schlimm.

Auch die Sorge hadte neben diesem Wochenbett, wenn auch in anderer Gestalt, als an jenem vor neunzehn Jahren. Er würde sich „abschwören.“ Die älteren Schwestern, die alle schon verheiratet waren, kramten diese Lebensweisheit vor der jungen Mutter aus. Und denn gar keinen Vater für das Wurm. Frau Pastor hatte doch recht — dies war „Schimp.“

Ein Stel an ihr selbst kam über sie. Zwischen den stickigen Rissen ward ein heißer Seelenkampf ausgekämpft. Frau Pastor fand eine aufgeregte, schluchzende Kranke, einen wimmernden Säugling. Den Henkeltopf mit der dampfenden Wochensuppe einstweilen an die Seite stellen und der Bäuerin gründlich die Leviten lesen, war eins. Aber Trin-Fieken wehrte mit schwacher Hand: „Sei nich! —“ und beichtete ihre Seelennot der Hüterin der Sitte in der Gemeinde mit verhülltem Gesicht, unter stürzenden Tränen.

Frau Magdalenens Augen wurden heller und heller. Echt mütterlich beugte sie sich über das zerknirschte, junge Wesen und fand warme, menschliche Worte, ehe die feierlichen Bibelsprüche wieder den Abstand einleiteten zwischen Sünderin und geistlicher Trösterin.

Im traulichen Studierstübchen aber sprach die Frau zum Gatten: „Edward! nie hätte ich geglaubt, das ein Potenkind so feinsüßlich sein könne.“ Der Pastor lächelte nur sein eigenes, sinnendes Lächeln, das allzeit hieß:

laß mir meine Pfarrkinder in Ruh, die Herzen sind gut. Laut aber meinte er: „Geh nur recht oft zu ihr, Magdalene, daß wir sie bald gesund haben.“

So wurden Frau Pastor und Trin-Fielen Dummrat sehr gute Freunde und erstere hätte wohl Patenstelle bei der Halbwaise übernommen, wenn das unter vorliegenden Umständen für eine geistliche Dame nicht bare Unmöglichkeit gewesen wäre.

Dem dampfenden Henkeltopf aber entnahm sehr bald Hanne den irdenen Deckel, löffelte schmazend die gelben Schwemmklöße aus der kräftigen Brühe und gurgelte diese, Kopf im Nacken, direkt hinunter. Und keine harte Schicksalsband drängte sich zwischen Lipp' und Kehlstrand. Unter Trin-Fielens weißen Zähnen krachte das Schwarzbrot, und Frau Pastor nahm dem Kuhjungen an der Küchentür das leere Gefäß aus der dicken, blauen Hand und unterbrach leutselig sein ängstliches Stammeln: „Schön, mien Söhn! id weit all, segg Trin-Fielen man, övermorgen kreg sei wedder wat. Bi dies Kost ward sei woll to Kräften kamen.“

\* \* \*

Rührig nahm die Zeit den Weg unter die Füße. Was wund war, schwärte gelinder und heilte, was krumm und alt und müde war, froh vor die Haustür, blinzelte ins grelle Frühlingslicht hinein, taumelte, benommen von so viel Glanz und Frische, hin auf die schmale, splittige Bank, fröstelte an der kühlen Lehmwand und ließ sich geduldig von junger Hand zurückleiten in die muffige Stube. Wieder raschelte das Bettstroh unter dem grauen, hedenen Laken, die müden Glieder streckten sich — Urahn und Urahne setzten im stillen Altenteilstübchen den Winterschlaf fort. Sie hatten erreicht, was das Bibelwort ihnen versprach, die achtzig, oft neunzig Jahre, und das Köstliche an Mühe und Arbeit war ihnen zu teil geworden. Nun warteten sie. Und selten lange; denn dies war die Zeit des Sterbens. Einer nach dem andern ward unter ernstem Schweigen von Kind oder Kindeskind hinweggetragen vom warmen Strohlager auf die harten Hobelspähne, und die Kirchenglocken riefen über Berg und

Wasser: komm, komm du Muder! deine Stätte ist bereit.

Böttcher- und Tischlermeister Randow in Mariendorf aber sagte sorgenvoll in seinem hinterpommerschen Dialekt, der ihm trotz fünfundzwanzigjähriger Ansässigkeit im Posenlande treu geblieben war, zu seiner Frau: „Mudder! wenn dit so beibleibt, weck id nich, wie 't werden soll. Id mein' mit un' Kartoffelland. Id komm ja überhaupt nich mehr weck von die Hobelbank, und da is noch präta propta 'n Morjen Land umzujraben.“

„Daß man Oller! dit verdient schön,“ tröstete die breitauseinandergegangene, asthmatische Gattin. „Mich steht dat man ümmer so vor die Brust, sonst könnt id dir helfen.“

Frau Pastor bürstete am offenen Fenster an Käppchen und Talar herum. Die Frühlingssonne war gar zu indiscret. In der Kirche ging es noch lange, die vergitterten Fenster dämpften das Licht schön ab; aber hier draußen so an den offenen Gräbern — weiß Gott! der ganze Puckel war braungrün. Es half wohl nicht; man mußte nach Bergen reisen und ein neues Amtskleid bestellen. Kaufmann Bof am Markt würde ja wohl so viel schwarzes Tuch im Laden haben; es gehörten immer eine Masse Ellen hinein. Und die Ausgabe war groß. Aber, lieber Gott! was ließ sich denn darüber sagen! an die dreißig Jahre predigte, taufte, traute und begrub er nun schon in diesem Gewand — alles ist eben vergänglich.

Mitten in einige Seufzer und in diese Überlegung, die am Begräbnistage des steinalten, schwach sinnigen Büdners Westfal stattfand, fiel Trin-Fielen Dummrat. Sie stand vor der erschrockenen Pastorin, die sich eben vom Fenster dem Zimmer zulehrte: „Na? —“

Trin-Fielen nestelte aus dem Brustlatz ein Schreiben hervor: „Dor! — id mücht woll weiten, wat dorin steiht. Dei Klein-Redizschen sünd mit Hiering nah Stralsund west un hebbben mi dat mitbröcht.“

Frau Pastor besah den schmierigen, unregelmäßig zusammengefalteten Brief von allen Seiten, setzte die Brille auf, erbrach das große

Siegel und begann umständlich zu lesen. Es war nicht viel, was der städtische Schriftkundige dem Hinrich aufgeschrieben hatte für seinen Schatz, und von Liebe war keine Rede. Der Schluß aber gefiel der praktischen Pastorin: „un den Datum waiß ich nich, mi däucht, er haist Bergishmainnicht.“

Aber die Brille hin forschte die Vorleserin nach dem Eindruck dieser unzweifelhaften Liebeserklärung. Bläß stand die Dirne da; zwei große, helle Tropfen rollten unter den gesenkten Lidern hervor über die runden Wangen.

„Kindling! wir wollen ihm hierauf was Nettes antworten.“

Die Weinende schüttelte den Kopf.

„Du willst ihn nicht?“

„Ne. — Adjühs Fru Pastern!“

„So geh doch noch nicht. Es — es ist doch ein großes Glück für dich“ . . .

Trin=Fieken schluchzte auf: „Sei glöwt, nu möt ich em nehmen.“ Gebeugt schlich sie hinaus und über den langen Pfarrhof.

Die Pastorin sah ihr nach, halb ärgerlich, halb mitleidig. Dann setzte sie sich hinter ihren Nähtisch und griff zum Strickstrumpf: Sie wird sich schon besinnen. Die Hanne ist der bare Teufel, die wird ihr das Leben sauer genug machen, und weg kann sie nicht, weil sie ihr Kind nähren muß. Vielleicht weiß Edward Rat; ich muß mal mit ihm sprechen.

Trin=Fieken aber hatte längst den jungen Kopf hoch genommen. Brauchte Küster Werner'sch, die da über den Heckenzaun ihre grauen Hemden aufhing, von ihrer Qual zu wissen? — Oder Meriken Look's, die nächste Woche Hochzeit machte und jetzt schon wie auf Eiern ging? — Da war sie ganz nahe, stand still und rief: „N Dag Trin! — wat maht dien Dirning?“

„Dat'sülwig, wat dien Jung maht.“ Trin=Fieken schwenkte den Rock und war vorüber. Fünf Minuten später lag ihr heißes Gesicht auf dem bunten Kissen, unter dem Lütt=Fieken drufelte. Aller Trost war verflogen; die Scham hatte sie wieder einmal hart gepackt und wollte sich nicht fortweinen lassen.

Die Kammertür klinkte, und Regin, eine der älteren Schwestern, stand hinter der Schluchzenden.

„Wehn hätt bi wat dahn, Trining?“

„Kein Ein!“

Trin=Fieken trodnete das nasse Gesicht mit der groben, wollenen Schürze.

„Mudder! — nich?“

„Ne — kein Ein.“

Regin wartete bis die Schwester sich beruhigte.

„Wenn sei di und dat Lütting nich gaub dauhn hier, dennso kumm nah mi. Wi hebben naug to dauhn in 'n Goren un upp 'n Feld. Mien Mann seggt od, du schast di hier nich ümmer schinden laten.“

Trin=Fieken ließ die feuchten Augen durch die kahle, dämmrige Kammer gehen; dort der Strohsack mit den bunten Rissen darauf, hier die rot und gelb bemalte Wiege, davor der hölzerne Hüter, dessen vier Beine durch den Sitz geklopft sind, dicht unter der schwärzlichen Decke ein handgroßer Spiegel. Auf den ging sie zu, fuhr mit dem Handrücken über die blinde Glasfläche, schob sich die schwere Hüll gerade und klebte mit dem befeuchteten Vorfinger das Lödchen auf der Stirn fest: „Jd will man hierbliwen,“ sagte sie leise. Dann hockte sie hin auf den Hüter vor der Wiege, nahm das wimmernde Kleine heraus und machte sich mit ihm zu schaffen. Regin ging kopfschüttelnd.

Von der Dähl her tönte scharf Rede und Gegenrede. Hannens quälende Stimme war immer obenauf. Regin wehrte sich tapfer, aber Trin=Fieken freute sich nicht der schwesterlichen Fürsorge. Sie dachte bitter: bün ich bi juch, ward mi od wat vörgnuckt un mien Lütting is juch od in 'n Weg — und sie war nahe daran, wieder die Tränen fließen zu lassen.

Viel Zeit ließ sich nicht für Trauer und Gram aufwenden. Der Säugling war gesättigt, frisch eingebunden und gebettet. Ein Seufzer ging noch über ihn hin; dann fiel die Kammertür hinter der jungen Mutter zu. Ihre Holzpantoffeln klapperten rührig über den Hof, und ihre Stimme schallte laut und frisch vom Soot her, das Knarren des aufsteigenden Eimers übertönend.

Es war auch hohe Zeit. Die Mannsleute würden gleich vom Pflügen kommen, die müden Pferde mit viel „Hüh und Gott“ in

die Ställe ziehen, ihnen Krippe und Eimer füllen, dann aber auch sich hinter den langen Tisch schieben zur Nachtkost. Darum flink! — —

Die Holzschelte schwälten auf dem Herde, der große Kessel schwankte darüber. Aus dem Holzspann (Eimer) schüttete Trin=Fieken die abgspülten Kartoffeln hinein. „So! —“

Sie konnte jetzt ruhig den Speck klein schneiden, die schwarze Pfanne herbeiholen und noch einmal in die Kammer laufen, nach Lütt=Fieken zu sehen. Denn der Kessel machte ihr niemals Argerniß; auch nicht wenn eine Milchsuppe darin brodelte und ihre Klümperchen Neigung hatten, sich auf den Boden zu lagern. Denn der war kupfern und stark, und die niederträchtigen Unzuverlässigkeiten neumodischer Kochtöpfe waren ihm fremd. In ihm wurde alles gekocht: frühmorgens die dicke, graue Mehlsuppe, zum Mittag das Schweinefleisch oder der gesalzene oder frische Fisch, zum Abend die Brühkartoffeln für Menschen und Vieh. Und nichts mißriet in ihm. Wenn Wände und Boden anfangen an Alter und Bequemlichkeit zu denken, hatte man ein Einsehen; man nahm den „annern.“ Und dieser hartete in einer Ecke der großen Dähl auf Abhilfe seiner Leiden. Die kam ihm, wenn Michel Hüß aus Sehlen mit seinem hochbepackten Karren, vor den er sich und einen Hund gespannt, über die Halbinsel zog. Vor jedem Dorfe machte er Rast, packte Draht, Kupfer und Nägel aus, strängte den Hund ab und gab ihm einen freundschaftlichen Klaps. Der wußte dann Bescheid: hinlegen, alle Biere von sich. Und läßte auch Jung und Alt heran, ihn ärgerte es nicht. Die hatten gut Lärm machen! tobten hier auf dem Brink herum ohne Sinn und Verstand — er hatte sich sein Brot zu verdienen. Dort lag es auf die Erde gebrocht und war recht hart und trocken.

Vom Dorfe her aber kam man geschleppt mit allem, was invalid war, und wer irgend Zeit hatte, blieb gleich stehen und sah den rissigen, schwärzlichen Händen zu, wie sie

die blanken Flicken hurtig auf die Risse pinkerten. Das verstanden die aus Sehlen. Sonst? — — na!

Wenn ein Bettler — übrigens eine seltene Erscheinung auf der Halbinsel — in die Dortschaft kam, hieß es: Ein' ut Sehlen! — Und tatsächlich war es das einzige Dorf auf Rügen, wo es Armut gab.

Trin=Fieken durfte sich nicht beklagen. Nichts von Fliderei. Blißblank leuchteten Wände und Boden ihres Kessels, wenn sie mit dem weißen, scharfen Strand sand darüber hin scheuerte. Denn Bäuerin Hanne war eine forsche Hausfrau, und „Möhl“ und „Pröhl“ überließ sie dem kleinen Mann.

Aber jetzt wurde es Zeit. Der Qualm lag dicht über der brodelnden Fläche, doch als Trin=Fieken das Öllämpchen hoch hielt, sah sie schon geplatze Kartoffeln. Nun mußte Fritz, der Knecht, mit her zum Abgießen. Der tat das nicht ungern und hätte noch viel mehr getan, wäre ihm nicht eine Maulschelle stark in der Erinnerung geblieben, die Trin=Fieken ihm einmal zukommen ließ, als er mit raschem Entschluß die schmucke Dirne in seine kräftigen Arme nahm.

Das kam auch „davon.“ Sich wehren müssen gegen den eigenen Knecht. Trin=Fieken hatte damals in nächtlicher Stunde ins Rissen gebissen vor Wut und Scham.

Heute war Fritz vernünftig, trotzdem sie dicht aneinander standen, um den großen Kessel auf die Seite zu kippen.

In hohem Berg, dampfend, mehlig und appetitlich, lagen nun die Kartoffeln direkt auf dem bretternen Tische. In die Mitte ward eine Kuhle gemacht, die einen Napf mit gebratenem Speck aufnahm. Der blieb so schön warm, und von allen Seiten stüpte man seine abgepellten Kartoffeln hinein. Die Pelle fiel hin, wo Platz war. Aber Hanne gehörte zu den reinlichen Hausfrauen, sie hielt darauf, daß nach Beendigung der Mahlzeit Tisch, Bank und Strohtühle mit dem Reisbesen abgekehrt wurden.

(Fortsetzung folgt.)



# La Maternelle.

von

Anna Brunnemann.

Nachdruck verboten.

Der Preis der Akademie Goncourt ist in diesem Jahre Léon Frapié für seinen Roman: „La Maternelle“<sup>1)</sup> zuerkannt worden. Die Wahl fiel damit auf eine ergreifende Schilderung aus dem Pariser Armenviertel Ménilmontant, und das staunenswerteste an dem tiefgründigen Buche ist, daß es aus männlicher Feder stammt. Wohl ist des Verfassers verständnisvoller Blick für die trostlosen Verhältnisse begreiflich, unter denen die Kinder des Pariser Proletariats aufwachsen; ganz und gar aber überrascht die trefflich realistische Schilderung geringfügiger, aber sehr charakteristischer Einzelheiten, das Kinderleben, die Kinderpflege und Kinderpsychologie betreffend. Dergleichen intime Züge deuten auf die liebevolle Beobachtung seitens einer Frau hin, und man geht wohl kaum fehl zu vermuten, daß Frapié von einer warmherzigen Frau, die dem Kleinkinderschulwesen nahe stand, bei seiner Arbeit unterstützt wurde.

Der Titel bezeichnet ein Doppeltes: einmal eine Kleinkinderschule, école maternelle, und sodann die Pflegerin in einer solchen Anstalt. Die Fabel ist folgende:

Ein junges Mädchen aus guter Familie sieht sich, plötzlich Waise geworden, nach dem Tode ihres Vaters vor dem finanziellen Ruin. „La poésie de mon fiancé ne survécut pas la perte de ma dot.“ Ein mißlauniger Onkel, der sie aufnimmt, hält ihr unausgesetzt die Zwecklosigkeit ihrer Examensdiplome des baccalauréat und der licence ès-lettres vor, denn bei dem Schnedengang der Anstellungen im höheren Unterrichtswesen stehen ihr noch Jahre des Wartens bevor. Angesichts solch trostloser Aussichten bewirbt sie sich mit bewunderungswerter Selbstverleugnung um eine Stelle als femme de service in einer école maternelle. Kein Leichtes, auch diese Bewerbung, denn es gilt, völlig „illettrée“ zu sein und Rose gelingt es erst nach manchem Mißerfolg, bei der Bewerbung die erforderliche Haltung eines Mädchens ohne Bildung anzunehmen. So gelangt sie endlich zum Ziel: 80 Francs Monatsgehalt, Dienst von 6 Uhr Morgens bis zirka 8 Uhr Abends, ohne Kost und Wohnung. Neben einer Directrice, einer Wirtschafterin und zwei Lehrerinnen fallen der femme de service die mühsamsten und unerquicklichsten Aufgaben zu: Heizung und Reinigung der Schulräume, Überwachung der Kinder und besonders der kleinsten beim Spielen. Es gilt, an 200 Kindern die Reinlichkeitsinspektion vorzunehmen, sie zu waschen, zu kämmen, zu füttern, womit die unerfreulichsten Verrichtungen noch längst nicht erledigt sind. Das bedeutet, den ganzen Tag auf den Beinen sein, sich tausendmal bücken, nie müde werden, keine Nerven besitzen, sich nie verdrossen zeigen. Am Abend müssen die nicht abgeholtten Kinder noch heimgeführt werden, und dann muß man mit leidlich guter Miene alle Vertraulichkeiten der Eltern über sich ergehen lassen, die die femme de service als ihresgleichen ansehen. Rose, die sehr kinderlieb ist, faßt bald eine innige Zärtlichkeit zu den Armsten der Armen, doch giebt ihr mühseliger Beruf ihrer regen

<sup>1)</sup> Paris, Librairie universelle, 3 fr. 50.



Intelligenz keine Nahrung, und um sich geistig zu beschäftigen, beginnt sie nach vollendetem Tagewerk ihre Erfahrungen niederzuschreiben „die Geschichte ihres Tageslaufs, mit leidenschaftlich-ernsten Beobachtungen der Kinderseele in Verbindung gebracht.“ Zahlreiche dieser ausgezeichneten Beobachtungen werfen in ihrer knappen Kürze grelle Streiflichter auf die Nachtseiten von Paris. Frühe, schmerzvolle Lebensweisheit, Furcht vor unentrinnbarem Elend, schweigend getragenes Märtyrertum, das ist's, was sich neben Keimen zu ererbten Lastern in diesen Kinderseelen offenbart.

Aus einer ganzen Bilderfolge feinzügig skizzierter Szenen werden diese Offenbarungen dem Leser nahe gebracht.

An einem eiskalten Wintertage springt ein kleiner Bursche mit durchlöcherter Höschen um Rose herum. Da nähert sich beiden die inspizierende Dame der Gemeinde, und bei einem Blick auf die Blößen des Jungen ruft sie mitleidig aus: „O, le pauvre chéri, comme il doit avoir froid!“ Sogleich schaut sich der Kleine nach dem Hündchen der Dame um, denn er kann sich nicht denken, daß sich jene bedauernden Worte auf ihn bezogen. — Kinder mit unschuldigen Blauaugen antworten auf die Frage nach der Bedeutung des Sonntags: „C'est le jour où l'on se saoule“ (betrinkt), oder auf die Aufforderung, Vater und Mutter zu spielen: „Sie hätten keine Lust, sich zu prügeln.“ Eine wichtige Rolle spielt das Brot und das Wetter in ihrem kleinen Dasein. Das Brot wird heilig gehalten, schlechtes Wetter aber ist ein Unglück; wie viele Väter und Mütter finden dann keine Arbeit.

„Die Unterlehrerin überwachte die frühstückenden Kinder. Léonie Gras aß ihren Brei ohne Brot, was alle von zu Haus mitzubringen haben. — Du, warum hast du keine ‚tartine‘? fragt die Lehrerin sehr gütig, aber sehr von oben herab. Léonie wendet ihr ihr hohlwangiges Gesichtchen zu, aus dem eine Welt von bitteren Erfahrungen spricht. Dann sagt sie in einem kalten, trockenen Ton, der ihr Gesicht noch abgemagerter, noch gramvoller erscheinen läßt: Es hat den ganzen Abend geregnet. — Von welcher Höhe des Elends herab kam diese Auskunft, die der Lehrerin gegeben wurde! Welche furchtbare Anklage lag darin: Ihr, ihr fragt viel danach, ob es regnet! Ihr verdient euer Brot hübsch geschützt hier drinnen! Aber ihr solltet euch einmal überlegen, daß das schlechte Wetter für andere von Bedeutung ist, und eure Worte mehr beachten. Es kann nicht jeder ‚Mademoiselle‘ sein und, ohne sich zu beschmutzen, im Zimmer Moral und Tugend lehren.“

Dies zur Charakterisierung der knappen, ergreifenden Art, mit der Rose ihre Kleinen zu schildern pflegt, aus deren kurzen Worten eine ganze Welt des Jammers zu lesen ist. Ebenso treffend weiß der Verfasser durch sie so manches Verfehlete im Erziehungs- und Unterrichtssystem oder bei der Schulinspektion der écoles maternelles zu kritisieren.

Die Disziplin ist verhältnismäßig leicht zu bewerkstelligen. Kinderscharen werden bald zu gutgehenden Maschinen; es ist fast lächerlich und rührend zugleich, wie das Pfeifensignal selbst schon auf Zweijährige wirkt! Diese unschuldigen Kleinen, die im Grunde ein verkörpertes perpetuum mobile sind, können bald dahin gebracht werden, viertelstundenlang still zu sitzen und zu schweigen. Ist aber die spätere Unterrichtsmethode durchaus die richtige, oder geht nicht alles zu sehr nach der Schablone? Ein Beispiel:

Rose bringt das kleine Mädchen einer, armen Näherin heim. Die Frau kniet auf dem Fußboden der schmalen Dachkammer, um etwas zuzuschneiden; die drei anderen

Kinder hocken inzwischen auf dem einzigen Bett, und das kleine Mädchen muß einstweilen auf der Treppe sitzen bleiben, sonst ist kein Platz in der Kammer für die arbeitende Mutter. Am nächsten Morgen hält die Lehrerin einen wohlgeordneten Vortrag über die Ordnung: Die kleine Lucie hält immer Ordnung. Jedes ihrer Spielsachen hat seinen bestimmten Platz, jede ihrer Puppen ihr Bett usw. usw. Mit gewichtigem Ernst trägt Mademoiselle ihre Erzählung von der artigen Lucie vor, und die Hälfte der armen verkümmerten Kinder blickt sie verständnislos an, andere meinen eine Schilderung aus dem Paradies der Kindheit zu hören, was für immer für sie verschlossen ist.

„Eure Eltern sind gut,“ doziert Mademoiselle, ohne sich viel dabei zu denken, aus dem Moralunterrichtsbuch heraus, „sie tun alles nur zu eurem Wohl; euer Papa und eure Mama geben sich alle nur erdenkliche Mühe, damit es euch an nichts fehle“ — daheim aber — welch' unbarmherzige Behandlung erfahren die meisten dieser Kinder. Die sehr menschenfreundliche „économe“ meint einmal: „Il y a tant de brutalité à la maison qu'il en faut absolument à l'école.“ Der Kontrast wäre sonst zu groß! Körperstrafen sind in der Schule verboten, werden aber stillschweigend gestattet. Die Eltern bitten sogar darum und machen das Nötige sehr drastisch vor. Und schließlich, wenn man durch den ewigen Lärm von 200 Kindern völlig erschöpft und am Ende seiner Nervenkraft ist, läßt man seine Nervosität auch an den Kindern und vielleicht gerade an den unschuldigsten aus: „Ca coûte si peu et soulage tant.“ Nicht die Bössartigkeit der Kinder ist's, sondern ihre ungeheure Anzahl, die auch die besten Lehrerinnen zur Verzweiflung bringt.

„Die Kinder schulden ihren Eltern unbedingten Gehorsam“, heißt es in der schablonenmäßigen Morallehre weiter, und es fehlt nicht an Ermahnungen, unbedingt dem „guten Beispiel der Erwachsenen“ zu folgen. Das klingt geradezu wie Hohn angesichts der verbummelten, lasterhaften Männer und Frauen, die einer unglücklichen, gewissenlos vermehrten Kinderschar tagtäglich das Beispiel aller nur erdenklichen Rohheiten und Ausschweifungen gibt. Die Erfahrungen, die Rose beim Heimführen ihrer Pfleglinge macht, gehören zu den erschütterndsten Seiten des Buches, erschütternd in ihrer unbedingt überzeugenden Wahrheit.

Mag man auch den Roman als etwas zu konstruiert empfinden; mag das Werben des Aufsicht führenden städtischen Beamten, des délégué cantonal, um Rose, deren geistige Überlegenheit er erkannt hat, etwas unwahrscheinlich wirken, das Hauptinteresse des Buches liegt in den Kindern, in dem Schicksal der Jugend des Proletariats, der alles im Leben feindlich gegenübersteht. Und die Schule, die dieses Schicksal bessern soll, ist zu einseitig in ihren Programmen. Sie vermag weder physischen noch moralischen Abeln auf erfolgreiche Weise entgegenzutreten. Besonders ist die moralische Erziehung viel zu schablonenmäßig gegenüber der unendlichen Verschiedenheit der Verhältnisse und individuellen Temperamente. Ferner, meint Léon Frapié, darf nicht nur unterrichtet, es muß auch ernährt werden; das Brot soll man zugleich mit der Nahrung des Geistes bieten. Bei allen Punkten, die Frapiés Buch berührt, fühlen wir, wie ihm selbst das Schicksal der Jugend des Proletariats, das Schicksal der Rasse am Herzen liegt. An Kraft und Wärme erinnert er an den genialen Jules Vallès, insbesondere an dessen ergreifendes Buch „l'Enfant“. Und wenn man auch den rein künstlerischen Wert seines Werkes erst in die zweite Linie stellen muß, so ist dessen gesellschaftskritischer und psychologischer Teil außerordentlich hoch anzuschlagen.

## Die Verfasserin von „Jane Eyre“.

Ein Gedenkblatt zur fünfzigsten Wiederkehr ihres Todestages. (31. März.)

Von

Dr. Franz Morawes.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 366.)

**W**nd nun nahte eine Zeit bittersten Leidens. In das graue Haus am Heiderande hielt der Tod wieder seinen Einzug, und wie vor 23 Jahren begnügte er sich nicht mit einem Opfer. Daß Branwell starb, konnte für Vater und Geschwister nur eine Erleichterung sein, so schmerzlich auch die Herzen für den Augenblick durch seinen Tod berührt wurden. Aber seit dem September-Sonntag, an dem er dahinschied, setzte auch Emily den Fuß nicht mehr ins Freie. Ein verschleppter Lungenkatarrh brachte bei ihr die Familienkrankheit zu rascher Entwicklung. Doch die eiserne Willensstärke dieses seltenen Mädchens, hielt sie fast bis zur Todesstunde aufrecht. Sie wollte nicht krank sein, wies allen Beistand zurück und gab auf Fragen keine Antwort. In stummer Angst sahen die beiden andern die kranke Schwester durch das Haus schreiten; immer unsicherer wurden ihre Tritte, immer häufiger die Pausen, wenn sie die kurze Treppe emporklimmte. Noch an ihrem Todestage, dem 19. Dezember, stand sie wie gewöhnlich auf, kleidete sich mühsam, aber ohne Hilfe an und nahm sogar ihr Nähzeug zur Hand, während die Brust keuchte und die Augen gläsern auf die Arbeit starrten. Gegen Mittag nahm die Atemnot zu. Jetzt erst verlangte sie nach einem Arzt. Zwei Stunden darauf war sie tot.

Ihr Verlust war für Charlotte der schwerste Schlag, den sie je erlitt. „Ich glaube, Emily ist meinem Herzen das Nächste in der Welt,“ schrieb sie in dieser Leidenszeit an Ellen Ruffey. Sie hatte eine unbegrenzte Verehrung für diese Schwester. Niemals habe sie ihresgleichen gesehen, sagt sie in der Vorrede zu „Wuthering Heights“. Sie wurde, so berichtet Mrs. Gaskell bei der Schilderung eines Besuches in Haworth, nicht müde, von Emily zu erzählen, „noch ich (setzt die Freundin hinzu) ihr zuzuhören. Emily muß ein Überrest der Titanen gewesen sein, — eine Urenkelin der Riesen, die einst die Erde bewohnten.“ Das Urteil des Professor Héger beweist, daß Emilys Persönlichkeit nicht nur intra muros so hoch bewertet wurde. „Sie hätte ein Mann werden sollen,“ (so äußerte er sich) „ein großer Seefahrer. Ihr mächtiger Verstand würde neue Entdeckungssphären aus der Kenntnis der alten abgeleitet haben; und ihr starker, gebieterischer Wille wäre niemals durch Widerstand oder Schwierigkeiten ins Wanken gebracht worden, hätte niemals nachgegeben, außer mit dem Leben.“ An einen hervorstechenden Zug in Emilys Charakterbilde hatte Héger bei diesen Worten wohl nicht gedacht, oder er hatte ihn nicht gekannt: das Heimweh, das sie draußen stets besiel, und die tiefeingewurzelte Liebe zu ihrer einsamen, wilden Heide!

Der Angst um diese Schwester war Charlotte nun enthoben; um so sorgenvoller richteten sich ihre Blicke auf die andere, die letzte, die sanfte, fügsame, innig-fromme Anna, die sich jetzt zu bereiten schien, der unerwartet vorangegangenen Emily zu folgen. „Die Tage gehen dahin in langsamem, düsterem Schritte,“ schreibt Charlotte am 15. Januar an Ellen; „die Nächte sind die Probe: das plötzliche Erwachen aus ruhelosem Schlaf, das erneuerte Bewußtsein, daß die eine in ihrem Grabe liegt und die

andere nicht an meiner Seite, sondern abgesondert in einem Krankenbett.“ Endlich waren die langen, langen Wintermonate überstanden, und man glaubte einen letzten Versuch machen zu müssen, den Fortschritt der Krankheit zu hemmen. Anna wurde nach dem Seebade Scarborough gebracht, verschied aber, sanft und ergeben, wie sie gelebt hatte, schon am dritten Tage nach ihrer Ankunft. Sie ist die einzige von allen Brontës, die nicht in der Kirche von Haworth bestattet liegt; doch ist ihr Name dort auf einer Gedenktafel verzeichnet.

Als Schriftstellerin steht Anna um einige Glieder hinter ihren Schwestern zurück. Auch ihr zweiter Roman: „The Tenant of Wildfell Hall“ fand wenig Beifall. Charlotte führt den Mißerfolg darauf zurück, daß sich ihre Schwester im Stoffe vergriffen habe. Die Darstellung der Geschichte eines rohen, gewissenlosen, dem Trunke ergebenen Menschen mochte allerdings ihrer ganzen Natur widerstreben; doch hat sie sich der Aufgabe, für die sie in ihren Bekanntenkreisen und (wenigstens so weit der Trinker in Frage kam) in ihrem eigenen Hause die Vorbilder fand und deren Durchführung sie für eine sittliche und soziale Pflicht ansah, nicht ohne Geschick entledigt. Der Maßstab einer früheren Ästhetik, die die Schilderung sittlicher Verworfenheit als unerfreulich verwarf, läßt sich heute nicht mehr anlegen. Der Roman ist unstrittig fesselnder als „Agnes Grey“, einzelne Charaktere sind nicht übel gezeichnet, und die Szenen aus dem Leben der englischen Gentry zeigen kräftige und natürliche Farben. Aber die Komposition ist wenig kunstvoll, und der Stil entbehrt des eigenartigen Reizes, der die Werke ihrer Schwestern in so hohem Grade auszeichnet.

Allein kehrte Charlotte in das verödete Pfarrhaus von Haworth zurück. Schwer lasteten die Einsamkeit, die Erinnerung, die Sehnsucht auf ihrem Gemüt. Aber Hoffnung und Schaffenskraft waren in ihr nicht ertötet, und entschlossen ging sie wieder an die Arbeit, — an die Vollenbung ihres neuen Romans „Shirley“. Er erschien am 26. Oktober. Begonnen, als noch vier Geschwister im Hause lebten, fortgeführt unter den Sorgen und Kümernissen des letzten, traurigen Winters und beendet in der Vereinsamung und unter dem schweren Drucke kummervollen Gedankens, steht dieses Werk an Geschlossenheit und Konzentration des Interesses hinter dem ersten erblich zurück. Wir schauen eine Reihe vorzüglicher Porträts, die mit feinstem Pinsel der Natur nachgeahmt sind, aber es ist, wie Virrell nicht mit Unrecht sagt, als ob wir durch eine Bildergalerie schritten, immer bereit weiterzugehen, aber auch niemals abgeneigt umzukehren, da die Stetigkeit des Eindrucks fehlt. Dabei hat die Erzählung einen bedeutenden politisch-sozialen Hintergrund. Es ist die Zeit der Kontinental Sperre; die Achtung des englischen Handels durch Napoleon und die von der britischen Regierung ergriffenen Repressivmaßnahmen haben die Industrie der Insel lahm gelegt und insbesondere den Wollhandel Yorkshires, wo sich die Vorgänge des Romans abspielen, an den Rand des Abgrundes gebracht. Die gerade um diese Zeit einsetzende Einführung neuer Maschinen nimmt Tausenden von Arbeitern den Verdienst: Zusammenrottungen und Gewalttaten der hungernden Menge sind an der Tagesordnung. Diese Dinge führt uns Currer Bell in ihrer markigen Sprache nahe genug; wir werden sogar Zeugen eines nächtlichen Angriffs auf eine Fabrik, deren Besitzer den Sturm mit Pulver und Blei abschlägt. Aber dann verläuft sich alles wieder in die Schilderung der Einzelgeschicke, die namentlich zum Schluß hin manchmal recht gedehnt und weniger ansprechend ist. Es scheint, daß sich Charlotte bei der Abfassung dieses Werkes zu sehr von kritischen Ratschlägen, unter anderen den oben erwähnten von Lewes, hat beeinflussen lassen und indem sie wirkliche Vorkommnisse in die Handlung verflocht und wirkliche Personen photographisch getreu abbildete, die Grenze nicht inne zu halten wußte, bei der das Interesse für das Individuelle aufhört. Man fühlt sich hier der Dichterin nicht so nahe wie beim Lesen ihrer anderen Schriften, wobei vielleicht der Umstand mitwirken mag, daß „Shirley“ der einzige Roman Currer Bells ist, in dem nicht in der ersten Person erzählt wird. Immerhin enthält das Werk eine Fülle von Feinheiten, und Wemyß Reid<sup>1)</sup> hat Recht, wenn er es Charlottes hellste und

<sup>1)</sup> T. Wemyss Reid, Charlotte Brontë. A monograph. (London, Macmillan and Co., 1877.)

gesundeste Schöpfung nennt. In der Gestalt der Titelheldin wollte die Verfasserin zeigen, wie sich ihre geliebte Schwester Emily dargestellt hätte, wenn ihr Gesundheit und Reichtum beschieden gewesen wären. Es ist freilich schwer, in der heiteren, geselligen, glänzenden Shirley die herbe, wortkarge und einsiedlerische Emily wiederzuerkennen. Für die anmutige Caroline Helstone, die sympathischste Gestalt des Romans, soll Ellen Ruffey als Modell gesehen haben. Mary Taylor (die schon seit 1845 in Neuseeland weilte und die Freundin nicht wiedergesehen hat) ist samt ihren Eltern und Geschwistern in der Familie Yorke mit völliger Treue abkonterfeit worden. Außer ihnen sind viele andere Personen des Romans nach dem Leben gezeichnet, namentlich die drei Hilfsgeistlichen, deren Urbilder häufig genug das Pfarrhaus in Haworth besuchten.

Hier ist vielleicht der Ort, auf einige Äußerungen hinzuweisen, in denen Charlotte die Erschließung ernster und würdiger Berufstätigkeit für die Frauen verlangte. Schon in „Jane Eyre“ (Bd. I, Kap. 12) hatte sie es ausgesprochen, daß die Frauen ebenso wie die Männer die Möglichkeit haben müßten, ihre Kräfte zu üben und ihre Fähigkeiten zur Geltung zu bringen. In gleichem Sinne, aber mit ungleich größerem Pathos äußert sie sich in „Shirley“ (Kap. 22): „Männer Englands! blickt auf eure armen Mädchen! Ihrer viele wellen rings um euch dahin, gehen zu Grunde an Schwindsucht oder Entkräftung, oder, was schlimmer ist, entarten zu fauertöpfischen alten Jungfern voll Neid, Klatschsucht und Erbärmlichkeit, da ihnen das Leben eine Wüste ist; oder, was das allerschlimmste ist, sie erniedrigen sich dazu, mit kaum züchtiger Koketterie und entwürdigenden Kniffen durch Heirat jene Stellung und Achtung zu erstreben, die der Ehelosigkeit versagt wird. Väter! Könnt ihr diese Dinge nicht ändern? Vielleicht nicht alle auf einmal; aber überlegt die Sache wohl, wenn sie vor euch gebracht wird, nehmt sie auf als etwas, das des Nachdenkens wert ist: weist sie nicht ab mit leichtem Scherz oder unmännlichem Hohn. Ihr möchtet gern stolz auf eure Töchter sein und nicht über sie erröten — so sucht für sie ein Interesse und eine Beschäftigung, die sie erheben über die listige Kokette und die unheilstützende Klatschbabe. Haltet den Geist eurer Mädchen eng und gefesselt — sie werden eine Plage und eine Sorge, manchmal eine Schande für euch sein; bildet ihn — gebt ihm Spielraum und Arbeit — sie werden eure fröhlichsten Genossen in der Gesundheit, eure zärtlichsten Pflegerinnen in der Krankheit, eure treuesten Stützen im Alter sein.“

Solche Worte sind vor 50 Jahren gewiß nicht ohne Eindruck geblieben, wenn sie auch schon damals keineswegs den fortgeschrittensten Standpunkt der „Frauenfrage“ bezeichneten. So war die energische und selbständige Mary Taylor, die sich in Neuseeland eine eigene Existenz gegründet hatte, in diesem Punkte mit „Shirley“ nicht zufrieden. Sie hat später in England selbst einige Schriften veröffentlicht, in denen sie die Pflicht der Frauen predigte, sich von den Männern unabhängig zu machen.

Die Treue der Porträts in „Shirley“ bewirkte, daß man jetzt endlich dahinter kam, wer sich unter dem Pseudonym Currer Bell verbar. Ein nach Liverpool übergesiedelter Haworth'er verkündete in einer dortigen Zeitung urbi et orbi, daß nur die Tochter des Pfarrers Brontë den Roman geschrieben haben könne. Nun dauerte es auch nicht lange, und zahlreiche Jane Eyre-Enthusiasten und Shirley-Bewunderer aus der Nähe wie aus der Ferne, pilgerten nach Haworth, um die Heimstätte der berühmten Dichterin zu sehen und womöglich sie selbst ihrer Bewunderung zu versichern. Solche Besuche waren ihr nun freilich im hohen Grade zuwider. Sie hatte von ihrer nervösen Scheu vor fremden Gesichtern nichts eingebüßt, und als sie Ende November 1849 einer Einladung ihres Verlegers folgte und auf einige Wochen nach London reiste, da tat sie es nur unter der Bedingung, nicht viele Leute sehen zu müssen. Der Gedanke, als die Löwin des Tages bestaunt zu werden, „to be lionised“, wie sich der Engländer kurz und schlagend ausdrückt, war ihr entsetzlich. Nur einen Mann war sie eigentlich begierig kennen zu lernen: Thackeray. Sie sah ihn, und im Gespräche mit dem großen Satiriker wuchs ihre Bewunderung für die Kraft und Schärfe seines Geistes. Bei einer zweiten Anwesenheit in

dem „big Babylon“ im Juni des folgenden Jahres sah sie auch Lewes und — söhnte sich mit ihm aus; denn er hatte sie durch eine Kritik über „Shirley“, die sich um das Geschlecht der Verfasserin drehte, schwer beleidigt. Eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Emily, die sie an ihm zu beobachten glaubte, machte ihr diese Versöhnung leicht. Thackeray stattete ihr einen Morgenbesuch ab und blieb zwei Stunden. Mr. Smith, der zugegen war, sagte nachher, es sei eine schnurrige Szene gewesen, wie sich der Riese gegen die Angriffe der kleinen Pfarrerstochter wehrte, die ihm verschiedene literarische Sünden vorhielt; leider ist uns über den Inhalt des Gespräches nichts überliefert worden. Dem Maler Richmond saß Charlotte zu einem Porträt; dies, eine Kreidezeichnung, ist das einzige Bildnis, das man von ihr besitzt. Einen dritten Besuch stattete sie ihren Londoner Freunden im Juni 1851 ab. Es war das Jahr der ersten Weltausstellung, und der berühmte Physiker Sir David Brewster machte ihren Führer durch die Wunder des Kristallpalastes, die der feinen, ganz dem inneren Leben zugekehrten Frau allerdings kein tieferes Interesse abzulocken vermochten. Damals sah sie auch den Shakespearedarsteller Macready, der ihr höchlichst mißfiel, und die Rachel, die ihr zugleich Bewunderung und Grauen einflößte; in „Bilette“ sind die Eindrücke näher geschildert, die sie von dem Spiel der großen Tragödin („Vasthi“) empfing. Vielleicht der größte Genuß war für sie einer der berühmten öffentlichen Vorträge Thackerays. Die Elite der Londoner Gesellschaft war versammelt. „Ich erwartete durchaus nicht,“ schreibt Charlotte, „daß der große Redner mich unter solchen Umständen beachten würde, wo bewundernde Herzoginnen und Gräfinnen reihenweise vor ihm saßen; aber er kam auf mich zu, als ich eintrat, brachte mich zu seiner Mutter, die ich nie vorher gesehen hatte, und stellte mich ihr vor.“ Bald wendeten sich alle Köpfe ihr zu, und beim Verlassen des Saales bildete sich eine Gasse von Neugierigen, bei deren Anblick die schüchterne Verfasserin von „Jane Eyre“ fast in Ohnmacht fiel. Bläß und zitternd wankte sie am Arm ihrer Begleiterin durch die „Crème der Gesellschaft“ dem Ausgange zu.

Abgesehen von diesen Fahrten nach London verließ Charlotte auch wiederholt ihren Wohnort, um bei alten und bei neuen Bekannten, die sie durch ihren Eintritt in die Öffentlichkeit gewonnen hatte, wie den Schriftstellerinnen Mrs. Gaskell und Harriet Martineau, Besuche abzustatten. Bei einer solchen Gelegenheit lernte sie das liebliche Seengebiet von Westmoreland kennen, freilich nur vom Wagen aus, von dem sie am liebsten herabgesprungen wäre, um allein auf den Hügeln und in den Tälern herumzuschweifen. Während eines zweitägigen Aufenthaltes in Schottland sah sie Edinburgh, Melrose Abbey und Abbotsford, Walter Scotts „Roman aus Stein und Mörtel“.

Wenn sie aber von solchen Reisen wieder in das stille Pfarrhaus von Haworth zurückkehrte, so folgte auf die Anregung, die sie von den neuen und großen Eindrücken empfangen hatte, nur zu oft eine tiefe Niedergeschlagenheit, ein trostloses Gefühl der Verlassenheit, das der „markverzehrende Hauch der Sehnsucht“ nach den geliebten Schwestern nicht selten zu heller Verzweiflung ansachte.

Der Vater erfuhr von diesen Kämpfen wenig oder nichts. Obwohl er an den literarischen Erfolgen seiner Tochter lebhaften Anteil nahm und gelegentlich um ihren Gesundheitszustand ernstliche Besorgnis an den Tag legte, war er doch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um ihrer Gemütsverfassung besondere Beobachtung zu schenken. Er verbrachte den größten Teil des Tages zurückgezogen in seinem Zimmer, auf Besuchen in der Gemeinde und auf weiten, einsamen Spaziergängen. Nur nach Tisch pflegte ihm die Tochter eine bis zwei Stunden lang vorzulesen. Wenn er sich Abends bald nach acht Uhr zur Ruhe begeben hatte und die alte Tabby mit ihrer jungen Gehilfin bald danach seinem Beispiel gefolgt waren, dann wanderte Charlotte noch lange ruhelos im Wohnzimmer auf und ab, aus Furcht vor der langen, schlaflosen Nacht in ihrer einsamen Kammer. Den Höhepunkt erreichte diese trostlose Stimmung, als sie Emilys und Annas Romane durchsah, die bei Smith und Elder in neuer Auflage erscheinen sollten; die Erinnerung an jene glücklichen Stunden, in denen die drei ihre Arbeiten besprachen, stürmte da mit voller Wucht auf die Verlassene ein und

erpreßten ihr Ströme von Tränen. Um ihr Glend voll zu machen, traten körperliche Leiden hinzu, die ihr jede Kraft zur Arbeit raubten. Manchmal, wenn es gar nicht weiter gehen wollte, eilte ihre treue Ellen herbei, um ihr einige Tage Gesellschaft zu leisten und sie wieder aufzurichten. In ruhigeren Zeiten waren die Bücher, mit denen ihr Verleger sie reichlich versorgte, ihr bester Trost. Aber der neue Roman, den sie begonnen, rückte unter solchen Umständen nur langsam vor, und alles Drängen aus London brachte ihn nicht rascher weiter. Endlich aber schlug auch für „Villette“ die Stunde der Vollendung; im November 1852 ging das Manuskript nach London und Ende Januar das Buch (wieder unter dem Namen Currer Bell) von dort in alle Welt.

Mit einem allgemeinen Ausbruch des Beifalls wurde es begrüßt. So berichtet uns Frau Gastell, und Wemyß Reid schreibt 1877: „Von Kritikern jeder Schule und jedes Grades erscholl ein Schrei des Erstaunens und der Bewunderung, als man sah, aus wie einfachen Charakteren und alltäglichen Begebenheiten der Genius diese überraschende Schöpfung literarischer Kunst hervorgezaubert hatte. Populär zu werden, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, konnte das Buch kaum hoffen. Die Verfasserin hatte den blumigen und verlockenden Pfad der Romantik sorgfältig vermieden und in stillem Gehorham gegen das strenge Geheiß einer Inspiration geschrieben, die sich, wie wir gesehen haben, nur von Zeit zu Zeit einstellte und sie in den Zwischenräumen ihrer Besuche grausamer Qual und Verzagtheit überließ, die aber, wenn sie kam, sie gebannt und süßsam hielt. Und aus dem einförmigen Bericht von den Leiden eines bescheidenen Lebens, der durch keine überraschenden Vorfälle ausgezeichnet, durch wenige Blumen der Poesie geschmückt ist, hat sie eine Herzensgeschichte geschaffen, die bis auf diesen Tag in der Schule der englischen Romandichtung, der sie angehört, ohne Rivalin bleibt.“

Es unterliegt keinem Zweifel: „Villette“ muß das reifste und tiefste Werk Currer Bells genannt werden. „Es ist etwas Uebernatürliches in seiner Kraft“, äußerte George Eliot.<sup>1)</sup> Die Sprache ist meisterhaft in ihrer Fülle und Wucht, die Glut der Empfindung stark und echt. In keinem andern Werke Charlotte Brontës erreicht ihre Kunst psychologischer Schilderung eine gleiche Höhe. Mit sicherer Hand legt sie das Innere eines Menschenherzens bloß, des Herzens eines armen, verwaisten, einsamen, unschönen Mädchens, das sie wieder, wie in „Jane Eyre“, ihre eigene Geschichte erzählen läßt. Und diese Geschichte ist die eigene Herzensgeschichte Currer Bells, wenn wir das hinwegnehmen, was in enger Beziehung steht zu den äußeren, erdichteten Geschehnissen des Romans. Mit Jane Eyre identifiziert zu werden, konnte Charlotte ablehnen, so sehr sie auch diese Gestalt mit ihrem Geiste erfüllt hatte; Lucy Snowe aber ist unbestritten ein getreues Abbild ihres Selbst; das innerste Wesen der Dichterin von Haworth offenbart sich dem Leser von „Villette“. Die Seelenzustände, die sie da mit farbenkräftigem Pinsel malt, hat sie großenteils zu der einen oder andern Zeit ihres Daseins, vornehmlich in Belgien (Villette ist Brüssel), wirklich durchlebt; die Schauer der Einsamkeit, die schwerlich irgendwo passender geschildert sind, sie hat in bitteren Stunden ihren kalten Griff an dem eigenen erstarrten Herzen gefühlt. Und auch Lucy Snowes Umgebung besteht zum größten Teile aus Menschen, in deren Kreise Charlotte Brontë längere oder kürzere Zeit gewohnt hat. Da erscheinen Herr und Frau Héger als Professor Paul Emanuel und Madame Beck, eine Mitschülerin Charlottes, Maria Miller, als Ginevra Fanshawe, ihr Verleger, Mr. Smith, als Dr. Bretton, und seine Mutter als Mrs. Bretton. Dagegen ist die Figur der Paulina völlig aus der Phantasie der Dichterin geboren, die hier auf die Grenzen ihres Könnens traf; denn Paulina gehört sicherlich zu den am wenigsten gelungenen Gestalten ihrer Romane. Nicht viel besser ist freilich auch der schönbärtige Dr. Bretton, obwohl die Verfasserin ihn nach frischen Eindrücken zeichnen konnte, während sie das lebensvolle Bild seines Rivalen Paul Emanuel aus dem Farbenschatze ihrer Erinnerungen schuf. Die vorzüglichsten Gestalten des Romans sind wohl die verschlagene, spionierende

<sup>1)</sup> Bgl. J. W. Cross, George Eliot's Life (London 1885).

Pensionsvorsteherin Madame Beck und die küssliche Ginevra Fanshawe, eine geradezu einzige Verkörperung naiver Leichtfertigkeit und Genußsucht. Die übrigen Zöglinge und die Lehrerinnen des Pensionats dürften getreue Photographien sein, wie auch die Örtlichkeit (das Hégersche Pensionat) mit allen Einzelheiten genau geschildert ist; das konnte Shorter noch vor etwa zehn Jahren in dem jetzt vom Erdboden verschwundenen Gebäude feststellen.<sup>1)</sup>

Lucy Snowes Lebensweg sollte „auf der schattigen Seite des Hügels“ liegen; sie sollte den Pfad der einsamen Menschen weiter schreiten; höchstens eine schmale Sichel vom Vollmonde des Glücks sollte ihr scheinen. So wollte es Charlotte, mit dieser Schicksalsbestimmung ihre eigene Zukunft, wie sie meinte, festlegend. Ihr Vater, dem sie während der Arbeit von dem Fortgang des Romans Mitteilung machte, bot alles auf, um sie zu bestimmen, der Erzählung einen glücklichen Abschluß zu geben, aber er konnte nur erlangen, daß sie das Ende in einen Nebel hüllte, der manchen irre führt, dem aufmerksamen Leser aber ihre wahre Meinung nicht verdecken kann. Wer weiß, ob sie nicht einige Jahre später den Ausblick auf Lucy Snowes Zukunft etwas freundlicher gestaltet hätte! Denn sie selbst sollte doch nicht, wie sie stets geglaubt hatte, als altes Mädchen sterben. Jenem ersten Bewerber waren im Laufe der Zeit noch zwei weitere gefolgt, ohne Glück, wie er. Aber als sie den dritten Freier abwies, verkehrte schon lange ein Mann im Haworth's Pfarthause, der seine innige Zuneigung zu ihr nie offenbart hatte. Es war Mr. Arthur Bell Nicholls, der seit dem Jahre 1844 ihrem Vater als Hilfsgeistlicher zur Seite stand. Er war ihr zuerst völlig gleichgiltig gewesen; mit der Zeit hatte sie seine tüchtigen Eigenschaften schätzen lernen, wie die freundlichen Worte beweisen, die sie ihm (als „Mr. Macarthey“) am Schlusse von „Shirley“ gewidmet hat. Dennoch beschränkten sich ihre Gefühle für ihn auf herrliches Mitleid, als er ihr im Dezember 1852 seine Liebe gestanden hatte und von dem alten Brontë in schroffster Weise abgewiesen worden war. Nicholls verließ Haworth, und Charlotte begab sich wieder auf einige Wochen nach London. Aber er gab sie nicht auf, und die Beweise seiner tiefen und unerfütterlichen Hingebung ließen auch in ihr allmählich innigere Empfindungen für ihn erwachen. Immerhin geschah es wohl nur in Befolgung des früher einmal von ihr ausgesprochenen Grundsatzes: „Better to marry to love than for love“ — besser heiraten um zu lieben als aus Liebe — daß sie ihm im Juni 1854, nachdem ihres Vaters Widerstand besiegt war, die Hand zum Ehebunde reichte. Nach einer Hochzeitsreise in die irische Heimat des Gatten fand das Paar sein Heim in dem Pfarthause von Haworth, dessen greiser Inhaber jetzt mit der Wendung der Dinge sehr zufrieden war. Es scheint, daß Charlotte in dieser Ehe ein bescheidenes Glück gefunden hat, trotzdem Mr. Nicholls für ihre literarischen Neigungen und künstlerischen Interessen durchaus keine Sympathie hegte. Es war sein Wunsch, daß sie das Romanschreiben aufgebe, und die Pfarrersfrau hatte auch keine Zeit dazu, den Muses zu dienen. Nur einmal kam „der Geist“ mit solcher Macht über sie, daß sie nicht widerstehen konnte und hastig einige Seiten einer neuen Erzählung „Emma“ niederschrieb, in der sie wiederum ihr Lieblingsthema, die Geschichte eines freundlosen Mädchens, behandeln wollte. Thackeray hat das Fragment später im „Cornhill Magazine“ (1860) veröffentlicht. Es war ihr nicht beschieden gewesen, die Arbeit wieder aufzunehmen. Schon im Januar 1855 hatten sich bedenkliche Zustände bei ihr eingestellt; sie wurde immer schwächer, und nach langem Siechbette starb sie um die Zeit, wo ihre Entbindung hätte eintreten sollen, am 31. März 1855. Ihr Gatte blieb bei dem alten Manne, der nun auch das letzte seiner Kinder in der Gruft von Haworth hatte betten sehen. Nach Patrick Brontës Tode im Jahre 1861 ging Mr. Nicholls nach Irland zurück und verheiratete sich dort später zum zweitenmale. Er war noch anfangs dieses Jahres am Leben.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. Clement K. Shorter, Charlotte Brontë and her Circle. (London, Hodder & Stoughton, 1896.)

<sup>2)</sup> Nach gütiger Mitteilung des Herrn J. J. Stead in Heckmondwike (Yorkshire), dem ich auch einige Literaturangaben verdanke.



In den fünfzig Jahren, die seit Charlotte Brontës Tode dahingegangen sind, hat sich ihr literarisches Ansehen in England nicht vermindert, sondern befestigt. Ihr Platz unter den britischen Klassikern ist unbestritten. Eine kleine Bibliothek ist bereits über sie und ihre Geschwister zusammengeschrieben worden, und seit 1893 beschäftigt sich eine eigene Gesellschaft, die „Brontë Society“, die jetzt etwa 300 Mitglieder zählt, mit dem Leben und den Werken der merkwürdigen Familie von Haworth. Für uns Deutsche wird ja die Verfasserin von „Shirley“ und „Villette“ niemals das sein können, was sie für den Engländer, und im besonderen für den Yorkshireman ist. Der insulare Standpunkt, den sie namentlich im „Professor“ und in „Villette“ zeitweise schroff zum Ausdruck bringt, hat für uns nichts Anziehendes. Ihr Urteil über die Blämen ist einseitig und ungerecht; sie hatte Schwierigkeiten mit ihren Schülerinnen und übertrug ihren Unwillen auf die Gesamtheit. Auch den Franzosen und den Deutschen teilt sie gelegentlich einen Hieb aus. Demgegenüber darf aber nicht vergessen werden, daß sie auch ihre Landsleute nicht schonte, wo sie Tadelnswertes an ihnen fand; man lese in „Shirley“ die Worte flammender Entrüstung über den Eigennutz englischer Kaufleute. Und was im besonderen uns Deutsche angeht, so finden sich sowohl in ihren Briefen wie in ihren Romanen Stellen, die deutlich zeigen, daß unser Volkstum ihr sympathisch war. In „Villette“ tritt eine deutsche Lehrerin auf, die, abgesehen von einigen Absonderlichkeiten, wie dem unvermeidlichen Biertrinken, als eine herzengute und ehrliche Person geschildert wird. Bei einem Besuche in der Familie eines englischen Landadelmanns lernte Charlotte eine deutsche Gouvernante kennen, „ein ruhiges, gebildetes, interessantes Mädchen,“ die ihr lieber war als alle die andern Leute im Hause. Beim Ausbruche der Revolution von 1848 äußerte sie nur geringe Sympathie für das französische Volk, während sie den „vernünftigen und berechtigten Freiheitsbestrebungen“ der Deutschen von Herzen Erfolg wünschte. Die deutsche Sprache nennt sie in „Jane Eyre“ (Kap. 28) „crabbed but glorious“, verzwickelt, aber herrlich. Die betreffende Stelle beweist, daß sie „Die Räuber“ gelesen und einen tiefen Eindruck von ihnen empfangen hat. Ihrer Vorliebe für Schillers Gedichte giebt sie in „Villette“ (Kap. 26) Ausdruck. Dagegen scheint sie von Goethe nicht viel gekannt zu haben; sie findet ihn groß, klar, tief, aber kalt und versteigt sich beim Lesen von Eckermanns „Gesprächen“ (in englischer Uebersetzung) sogar zu dem Ausruf: „Wackerer, schlichter, redlicher Eckermann! Großer, gewaltiger, gigantischer, aber auch tief egoistischer alter Johann Wolfgang von Goethe! Er war ein mächtiger Egoist, ich sehe, daß er es war: er nahm ebenso wenig Anstand, des armen Eckermann Dasein in sein eigenes aufzuschlucken, wie der Walfisch sich bedachte, den Jonas zu verschlingen.“ Man sieht, sie konnte nicht den richtigen Standpunkt finden einem Verhältnis gegenüber, das uns so glücklich und segensreich erscheint.

Charlotte Brontës Romane sind gleich nach ihrem Erscheinen in mehr oder weniger mangelhafter Weise auch in das Deutsche übertragen worden, und „Jane Eyre“ ist wiederholt in neuer Uebersetzung erschienen, niemals aber unter dem wahren Namen der Verfasserin, während die Engländer das Pseudonym Currer Bell längst beiseite geschoben haben. „Shirley“ und „Villette“ sind bei uns völlig verschollen. Es sollte sich einmal ein Meister des Wortes an die Herzengeschichte von Lucy Snowe machen; in guter Uebersetzung würde sich das Werk gewiß auch bei uns viele Herzen gewinnen und beitragen zu dem Ruhme Charlotte Brontës.



## Ein Wort zum Schulkompromiß an die preussischen Frauen und Mütter!

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Im verflossenen Jahre wurde dem preussischen Abgeordnetenhaus von den Konservativen im Verein mit der nationalliberalen Partei ein Antrag vorgelegt, der als das sogen. Schulkompromiß viel Aufsehen erregt hat. Er verquickte eine rein praktische Frage mit einer geistigen, die Neuregelung des Schullastengesetzes mit dem Kampf gegen die geistige Freiheit der Schule. Jede neu zu errichtende Volksschule in Preußen soll fortan konfessionellen Charakter tragen, bis auf die Orte, in denen sich die Simultanschule historisch entwickelt hat. Dies ist in Kürze der Kern des Antrages, der, falls er Gesetzeskraft erhält, die Simultanvolksschule zum Stillstand verurteilt. Stillstand aber in der Entwicklung eines lebenskräftigen Organismus ist gleichbedeutend mit Rückschritt und Absterben.

Zu den Orten, an denen sich die Simultanschule „historisch entwickelt“ hat, gehört u. a. die Stadt Danzig. Seit dem Jahre 1874 werden hier die schulpflichtigen Kinder nicht mehr nach ihrem Glaubensbekenntnis, sondern nach ihrem Wohnbezirk den Schulen zugeteilt, in denen sie in friedlicher Gemeinschaft nebeneinander aufwachsen. Getrennt nur beim Religionsunterricht, den der Lehrplan für beide Konfessionen auf die gleiche Stunde festsetzt, vereinigen sie sich sofort wieder zum Unterricht in den anderen Lehrfächern und teilen Arbeit und Spiel: alle großen und kleinen Ereignisse des Schullebens. Dies vollzieht sich alles wie etwas Selbstverständliches und schafft ein Band der Zusammengehörigkeit, vor dem das trennende Element der Glaubensunterschiede völlig verschwindet. Es findet keinen Boden — es ist nicht da. So überbrückt die Simultanvolksschule die konfessionellen Gegensätze und wird dadurch zu einer Pflanzstätte des Friedens. Als eine solche hat sie sich während dreier Jahrzehnte für Danzig bewährt. Daher empfinden wir Danziger Frauen, die wir uns im Verein Frauenwohl zusammengesunden haben, es als eine Dankeschuld, für sie einzutreten jetzt, da ihre Existenz von mächtigen Gegnern bedroht wird.

Preussische Frauen! Es wäre ein Irrtum zu glauben, daß es nicht Frauensache sei, im Kampf um das Schulkompromiß Stellung zu nehmen. Auf die langjährige Erfahrung unserer Vaterstadt über das Wesen und Wirken der Simultanvolksschule gestützt, rufen wir euch voll Überzeugung zu: „Wir Frauen haben ein dringendes Interesse an der Erhaltung und ungestörten Weiterentwicklung der Simultanschule. Wir haben es als Menschen, als Mütter, als Bürgerinnen. Denn wir sind als Bürgerinnen an der Erhaltung des konfessionellen Friedens, als Mütter an allen Fragen der Erziehung, als Menschen an jedem Fortschritt der Kultur beteiligt.“

An der Kultur mitzuarbeiten, dahin ging das Streben der modernen Frau, seitdem ihr soziales Gewissen erwachte. Es lehrte sie, sich mitverantwortlich dafür zu fühlen, daß die menschliche Gemeinschaft auf eine höhere Stufe gelange. Neue Kulturwerte schaffen, die bereits errungenen schützen zu helfen — das erkannte sie als ihre Aufgabe. Eine solche wertvolle Errungenschaft der Kultur liegt in der Umbildung, die im Laufe der Jahrhunderte der Begriff „der Fremde“ erfahren hat. Es gab eine Zeit, in der die Sprache bei manchen Völkern nur ein Wort für den Fremden und den Feind hatte. Welch ein weiter Weg, bis die Menschheit allmählich durch die unablässig meißelnde Arbeit der Kultur dahin gelangte, daß in einem unserer edelsten Dichtwerke das Wort erklang: „ . . . ich weiß, daß alle Länder gute Menschen tragen.“

Nun denn! Diesem Standpunkt nähert die Simultanschule ihre Schüler, indem sie die kindlichen Gemüter sozusagen handgreiflich darauf hinlenkt, daß es brave Schüler und liebenswerte Kameraden unter den Kindern aller Bekenntnisse gibt. Ohne besondere Lehre und Veranstaltung übermittelt sie die an sich so einfache Lebensweisheit, daß auch auf konfessionellem Gebiet „alle Länder gute Menschen tragen.“ Anders die Konfessionsschule. Sie erhält durch ihre Eigenart in ihren Zöglingen das Bewußtsein lebendig, daß es Gegensätze zwischen den Konfessionen gibt. Sie lehrt durch ihre scharf gezogenen Grenzen die Kinder, in dem andersgläubigen Altersgenossen den Fremden zu sehen, der nicht zu ihnen gehört, nicht ihresgleichen ist. Aus dieser Saat keimt nur zu leicht Mißtrauen und Geringschätzung, ja Haß, wie denn die Schulgeschichte mancher Orte mit konfessionellen Schulen von erbitterten Kämpfen zwischen der Schuljugend der verschiedenen Bekenntnisse zu erzählen weiß. Je nachdrücklicher eine Schule die bestehenden Glaubensunterschiede hervorhebt, desto tiefer trägt sie in die Seelen der ihr anvertrauten Kinder die Anschauung barbarischer Jahrhunderte hinein, daß „fremd“ und „feindlich“ gleichbedeutend sei.

Wenn die sozial denkende Frau einerseits als Arbeiterin an der Kultur einem Kulturrückschritt als solchem widerstrebt, so empfindet sie andererseits als Mutter die Pflicht, daß das neue Geschlecht gesund an Leib und Seele heranwache, sich selbst und anderen zur Freude. Wohl gilt ihre Sorge zunächst den eigenen Kindern, aber sie beschränkt sich nicht auf diese. Ihr mütterliches Empfinden treibt sie, sich der darbedenden Kinder durch Speisungen in der Schule anzunehmen; als Waisenspflegerin und Vormünderin steht sie den elternlosen bei; über die mißhandelten breitet sie schützend ihre Hand, und den aus der Schule entlassenen bahnt sie durch tatkräftige Hilfe den Weg durchs Leben. Das Wort „Jugendfürsorge“ schließt wie ein goldener Ring alle diese Bestrebungen in sich. Jugendfürsorge spricht von einer Mütterlichkeit, die es als Pflicht erkannt hat, auch das Wohl des fremden Kindes — weil es ein Kind ist, schutz- und hilfsbedürftig — ans Herz zu nehmen.

Diese Mütterlichkeit gebietet, die Seele des Kindes vor unkindlichen Gefühlen zu behüten. Mütter! Was hat Unduldsamkeit in Glaubenssachen, was Überhebung im Hinblick auf die eigene kirchliche Gemeinschaft und Verachtung der anderen im Kindesgemüt zu schaffen? Wir wollen nicht, daß Kinder des Glaubens wegen verhöhnt und gequält werden, aber auch nicht, daß sie verhöhnen oder quälen. Wir wollen die einen vor unverschuldeten Demütigungen und bitteren Kränkungen, die anderen vor der Herzensroheit bewahren helfen, die am Schmähen und Verfolgen Andersgläubiger Freude findet.

Für das Leben erzieht die Schule. Das Leben aber führt die Bekenner der verschiedenen Konfessionen bunt durcheinander: in Kaserne und Fabrik, in Handel und Gewerbe, bei Tanz und Festlichkeit. Überall, wo die Menschen aufeinander angewiesen sind, macht es sich zum Nachteil des einzelnen und der Gemeinschaft geltend, wenn die Schule absichtlich oder unabsichtlich in ihren Zöglingen Vorurteile oder vorgefaßte Meinungen gegen die Andersgläubigen genährt hat. Dagegen ist es eine gute Mitgift für das Leben, wenn sie ihre Schüler von früh auf gewöhnt hat, sich als Kameraden zu betrachten, gleichviel auf welches Bekenntnis sie getauft sind. „Lernt euch nur gegenseitig näher kennen und ihr werdet euch lieben und achten lernen!“

Daß konfessionelle Zwietracht den Verkehr von Mensch zu Mensch in den mannigfaltigen Beziehungen des Lebens, sei es zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, sei es im Beruf zwischen Kollegen oder im Haus zwischen Nachbarn, nicht erschwere, das geht die Frau ebenso nahe an wie den Mann. Denn sie steht als Hausfrau und überhaupt als Arbeitgeberin, als Arbeitnehmerin, als Käuferin u. s. f. mitten im bürgerlichen Leben. Über diesem unmittelbaren Interesse steht ihr als höheres, daß in dem Gemeinwesen, zu dem sie gehört, konfessioneller Frieden herrsche. An der Verwirklichung dieses Zieles mitzuarbeiten, ist bürgerliche Pflicht der Frauen, deren soziales Wirken — sei es im Ehrenamt als Armenpflegerin, sei es in gemeinnützigen Veranstaltungen — von dem Gedanken getragen ist, eine bessere Verständigung zwischen den einzelnen Volksschichten herbeiführen zu helfen.

Wir wollen Versöhnung der Gegensätze, nicht wachsende Entfremdung! Wir wollen die Seelen der Kinder frei erhalten von Glaubensdübeln, wir wollen Kulturfortschritt, nicht Rückschritt!

Aus diesen Gründen liegt uns die ungestörte Entwicklung der Simultanvolksschule in Preußen am Herzen. Frauen und Mütter! Laßt uns einmütig erklären, daß wir sie für einen Hort des Friedens halten! Laßt uns nicht müßig beiseite stehen, wenn der Schule, dem gemeinsamen Gute des Volkes, Gefahr droht!

Der Verein Frauenwohl-Danzig fordert hiermit die preussischen Bundesvereine auf, sich der folgenden Resolution baldigst und einmütig anzuschließen. Anmeldungen zur Unterschrift nimmt die Vorsitzende Frau Dr. Marianne Heidfeld (Danzig, Hundegasse 25), sowie die Redaktion des Centralblatts des Bundes deutscher Frauenvereine entgegen (Frau Marie Stritt, Dresden, Wintergartenstr. 3). Die Resolution soll f. Z. mit sämtlichen Unterschriften in den großen Tageszeitungen veröffentlicht werden.

„Die Mitglieder der unterzeichneten preussischen Frauenvereine erklären hiermit, daß sie die Erhaltung und ungestörte Weiterentwicklung der Simultanvolksschule fordern, und zwar für die Kinder aller Stände. Begründung: 1. Wir halten es für unsere Pflicht als Mütter und Erzieherinnen, mit allem Eifer darüber zu wachen, daß die Herzen der Kinder vor dem vergiftenden Einfluß konfessioneller Zwietracht bewahrt bleiben. In der Simultanvolksschule sehen wir einen Hort des Friedens, denn sie gewöhnt die Kinder verschiedener Bekenntnisse an ein einträchtiges Zusammenleben. Sie befähigt dadurch die künftigen Bürger, in Duldsamkeit mit Andersgläubigen zu verkehren und zu wirken. 2. Wir halten es ferner für unsere Pflicht, an der Versöhnung der tief in unser Volksleben einschneidenden Gegensätze mitzuarbeiten. In der Simultanvolksschule sehen wir die Schulform, welche der Jugend unseres Volkes geistige und sittliche Errungenschaften als ein allen gemeinsames Gut am reinsten übermitteln kann.“

Verein Frauenwohl-Danzig. M. Heidfeld, Vorsitzende. J. Henze, Schriftführerin.

Verein der weibl. Angestellten in Handel und Gewerbe-Danzig.

E. Brehmer, Vorsitzende. E. Solger, Schriftführerin.

Verein zur Errichtung und Förderung von Kindergärten-Danzig. A. Behrendt, Vorsitzende.

## Erwerbstätigkeit.

### Realgymnasialkurse für Lehrerinnen.

(Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.)

Zu den mannigfaltigen Veranstaltungen, die der Frau den Weg zum Studium ebnen wollen, tritt zu Ostern d. J. eine neuartige, die für den Leserkreis der „Frau“ Interesse haben dürfte. In der Schule von Fräulein Gensler in Schöneberg bei Berlin sollen Nachmittagskurse für Damen eröffnet werden, die das Lehrerinnenexamen bestanden haben, oder eine gleichwertige Vorbildung nachzuweisen vermögen. Das Ziel des Unterrichts ist die Reifeprüfung der Realgymnasien.

Allerdings werden auch jetzt schon die Damen, welche die Prüfung für das Lehramt an höheren Mädchenschulen abgelegt hatten, zu den Universitätsvorlesungen zugelassen, indes blieben sie Hospitantinnen, erwarben also nicht das Recht, nach beendetem Studium zu den Staatsprüfungen zugelassen zu werden. Die Berechtigung die Verfassung dieses Rechts war, haben gewiß die meisten Damen, die, mit der Seminarbildung ausgerüstet, den Vorlesungen und Übungen der Universitätslehrer zu folgen versuchten, an sich selber erfahren; die wichtigsten Mängel der Seminarvorbildung hebt die vom Minister Studt unterzeichnete Einleitung

der „Ordnung für die wissenschaftliche Prüfung der Lehrerinnen“ treffend hervor. „Nicht für alle Fächer“, heißt es hier, „ist die durch die Lehrerinnenprüfung gewährleistete Bildung gleich verwendbar. Am wenigsten wird sie für spätere Studien in der Mathematik und in den Naturwissenschaften hergegeben. Aber auch für die Religionswissenschaft und für die sprachlich-historischen Fächer fehlt ihr Wesentliches. Auf diesen Gebieten kann beim Eintritt in die wissenschaftlichen Studien die Kenntnis des Lateinischen bis etwa zu dem Ziele der Untersekunda eines Gymnasiums nicht wohl entbehrt werden. Für die Religionswissenschaft ist auch eine elementare Kenntnis des Griechischen wünschenswert. Schließlich fehlt der Vorbildung der Lehrerinnen allgemein das Maß philosophischer Propädeutik im weiteren Sinne, wie es dem Abiturienten der Unterriecht im Deutschen und die Lektüre der Alten vermittelt hat.“ Obwohl indes die für die Oberlehrerinnen eingerichteten Kurse auf allen Gebieten eine weitergehende Vorbildung verlangen, als sie die Lehrerin auf dem Seminar zu erlangen in der Lage war, sind einerseits dennoch den jungen Damen, die das Abiturium bestanden haben, ohne die Prüfung für das Lehramt abzulegen, die Kurse für die Oberlehrerinnenprüfung nicht zugänglich gemacht worden, andererseits wird die

Erwerbung der zur Teilnahme an diesen Kursen geforderten Vorkenntnisse vor der Meldung dazu verlangt. „Es hat sich gezeigt,“ sagt der Minister weiter, „daß es nicht möglich ist, ohne Überbürdung und ohne Gefährdung der eigentlichen Aufgabe des Einbringens in ein wissenschaftliches Verständnis des Gegenstandes auch die Erwerbung der Vorkenntnisse in den bisher üblichen Kursus aufzunehmen. Nur ganz ausnahmsweise begabten und arbeitskräftigen Persönlichkeiten gelang es, beiden Aufgaben gleichzeitig gerecht zu werden. Es wird sich daher empfehlen, für den Eintritt in die Kurse allgemein diejenigen Vorkenntnisse . . . zu fordern, zu deren Aneignung sich der Lehrerin in der Regel die Möglichkeit bietet, ehe sie ihre akademischen Studien beginnt.“

Aus den geschilderten Umständen ergibt sich, daß sowohl Lehrerinnen, die die Absicht haben, sich für die wissenschaftliche Prüfung vorzubereiten, als auch die immer zahlreicher werdenden jungen Mädchen, die das Seminar besuchen, um ihre Schulbildung zu vervollständigen, wenn sie überhaupt ein Studium ergreifen wollen, gut tun, das Reisezeugnis einer gymnasialen oder realgymnasialen Anstalt nachträglich zu erwerben. Nicht nur die Abrundung der Kenntnisse auf sprachlichem, historischem und naturwissenschaftlichem Gebiet wird dadurch vollständiger und gründlicher erreicht als auf dem Seminar, das sich vielfach mit der äußerlichen Aneignung gewisser Fertigkeiten für die unmittelbare praktische Verwendung im elementaren Unterricht begnügen mußte, auch der praktische Vorteil der Berechtigung zum Studium nahezu aller Fächer ist nicht zu unterschätzen. Eine Lehrerin, die sich zur wissenschaftlichen Prüfung vorbereitet, wird nicht, wie es die Einleitung zur Prüfungsordnung voraussetzt, immer nach Neigung und Befähigung die Fächer zu wählen imstande sein; vielmehr wird manche von ihnen die Wahl der Fächer nach den Interessen der Anstalt einrichten, an der sie wirkt oder wirken will. Dann werden ihr aber vielleicht erst während der Vorbereitung die Schwierigkeiten der getroffenen Wahl bewußt werden, gerade dann wird sie vielleicht erst ihre höhere Begabung für irgend ein anderes Fach erkennen. Solchen Irrtümern und dem damit verbundenen Zeitverlust entgeht sie, wenn sie beizeiten ausgeglichene Kenntnisse auf mehreren Gebieten erreicht, die ihr die Möglichkeit bieten, eine freiere Wahl zu treffen. Entsprechend werden Lehrerinnen, die nach bestandnem Examen nach einem gelehrten Beruf ausschauen, ohne zu irgend einem bisher bei ihrer Jugend engere Fühlung genommen zu haben, während der Vorbereitung zum Abiturientenexamen erst die rechte Gelegenheit haben, sich selbst zu prüfen, ihre besondere Begabung oder deren Mangel zu entdecken und die rechte Reise für die Wahl eines Berufs zu erwerben. Für den Übergang vom Seminar zum Studium bestand jedoch bisher keine vermittelnde Unterrichtsorganisation; es ist daher dankenswert, daß der

Versuch, eine solche zu schaffen, von einer Anzahl erfahrener Schulmänner an der genannten Schule unternommen wird. Während bisher vier Jahre nötig waren, um die Schülerinnen der höheren Mädchenschulen bis zur Reifeprüfung zu fördern, soll in den neuen Kursen der Versuch gemacht werden, die Teilnehmerinnen, die nach der Schule drei Jahre hindurch das Seminar besucht haben, in zwei Jahren zu dem gleichen Ziele zu führen, und zwar ist das Ziel des Realgymnasiums gewählt worden, da gründliche Kenntnis des Griechischen in so kurzer Zeit zu erwerben nur ganz ausnahmsweise gelingen dürfte. Natürlich verlangt dieser Unterricht, daß die Teilnehmerinnen ihre ganze Kraft zur Bewältigung der schwierigen Aufgabe einsetzen; nur unter dieser Voraussetzung ist ein Erfolg zu erhoffen, nur so läßt er sich ohne Überbürdung erwarten.

Da sich die Kurse an einen bestimmt abgegrenzten Kreis von Zuhörerinnen wenden, die von den bestehenden Mädchengymnasien wegen der langen Dauer der Vorbereitung so gut wie ausgeschlossen waren, so machen sie den vorhandenen ähnlichen Anstalten keine Konkurrenz und werden, wie wir glauben, einem wirklichen Bedürfnis entsprechen.

L. Behr.

### Ferienkurse

in Theorie und Praxis der Fröbel-Erziehungslehre für Kindergärtnerinnen, Elementarlehrer und Lehrerinnen veranstaltet das Kasseler Fröbelseminar vom 19. Juli bis 1. August 1905. Der Kursus umfaßt Vorlesungen und praktische Übungen über: Grundsätze der Fröbelschen Erziehungslehre. Psychologie des Kindes. Methode der Beschäftigungen in Kindergarten, Schule und Kinderhort. Erziehung und Unterricht nicht normal beanlagter Kinder nach Fröbelschen Grundsätzen. Die neuen Bestrebungen auf dem Gebiete der Jugendliteratur. Aufgaben und Organisation des Kindergärtnerinnen-Seminars, der Kinderpflegerinnen-Schule, des Kindergartens und des Kinderhorts. Besprechung volkshygienischer Fragen, der Wohlfahrts-Einrichtungen für Kinderschutz und Pflege, Volkspflege, die soziale Arbeit der Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen.

Praktische Übungen, Besuche von Wohlfahrts- und Schuleinrichtungen schließen sich an.

Anmeldungen für Wohnungen sind bis zum 10. Juni an die Leiterin der Kindergärtnerinnen-Bildungsanstalt (Fröbelseminar) und der Kurse für soziale Hilfsarbeit: Fräulein Hanna Mecke, Kassel, Parkstraße 22 oder an Herrn Rektor Hensch, Kassel-Notthendtmold, zu richten.

Zur Fortsetzung dieses Kursus wird die Teilnahme an einem „Ferienkursus in Jena“ vom 4. bis 19. August 1905 empfohlen. Näheres durch das Sekretariat: Frau Dr. Schetger oder direkt durch Herrn Professor Dr. Klein-Jena.





Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

## Bildungswesen.

\* **Universitätsstudium der Frauen.** In Ergänzung unsrer Mitteilung über das Frauenstudium an den deutschen Universitäten im Märzheft der „Frau“ sei noch berichtet, daß auch in Kostonen Frauen als Hörerinnen zugelassen sind, und in Greifswald z. Bt. neben verschiedenen Hörerinnen der philosophischen Fakultät auch drei Medizinerinnen studieren.

\* **Neun Abiturientinnen** überwies das Provinzialschulkollegium zu Koblenz dem Kaiser Wilhelm-Gymnasium zu Aachen zur Prüfung.

\* **Die Zulassung der Mädchen zur Oberrealschule** will der Verein Frauenbildung—Frauenstudium Jena zu erreichen suchen. In einer dieser Frage gewidmeten Sitzung führte Professor Klein aus, daß neben ideellen auch petuniäre Gründe für die Zulassung der Mädchen sprächen. Er hielt es für möglich und durchführbar, daß die Vorsteherin der Karolinenchule eine Änderung im Lehrplan derart herbeiführen könne, daß die jungen Mädchen dann in der unteren Klasse der dreiklassigen Oberrealschule Aufnahme finden könnten. Was in Oldenburg, Baden und Württemberg möglich sei, sollte in Jena nicht unmöglich sein.

\* **Die Schulpflicht der Mädchen im Elsaß.** Der Elsaßische Frauenbund hat vor kurzem an den Landesauschuß eine eingehend begründete Petition gerichtet, des Inhaltes: 1. Der hohe Landesauschuß wolle veranlassen, daß in Abänderung des § 2, Abschnitt 2 der Verordnung über das Schulwesen vom 18. April 1871 die Schulpflicht der Mädchen nach den für Knaben geltenden Bestimmungen geregelt (daß heißt die Altersgrenze für die Schulpflicht ebenfalls auf das vollendete 14. statt des vollendeten 13. Lebensjahres herausgerückt) und Haushaltungskunde, Gesundheitspflege und Französisch in den Lehrplan der Mädchenvollschule aufgenommen werde. 2. Der hohe Landesauschuß wolle dahin wirken, daß in Elsaß-Lothringen die allgemeine

obligatorische Fortbildungsschule eingeführt werde, und daß die aus der Volksschule entlassenen Mädchen zu einem zweijährigen Besuch dieser Schule verpflichtet werden.

\* **Aus Mecklenburg** wird uns gemeldet: „Der Großherzog hat durch sein Unterrichtsministerium unter dem 7. März 1905 im Regierungsblatt eine Verordnung bekannt gegeben, welche die Einsetzung einer Prüfungskommission für Oberlehrerinnen enthält. Die betreffenden Lehrerinnen haben ihre Vorbildung (voraussetzungsmäßig) nur durch Universitäts- resp. Selbststudium erlangt. Die Kommission setzt sich aus den betreffenden Professoren der Universität zusammen. Die Forderungen sind dieselben wie die der preussischen Verordnungen. Die Prüfung hat für alle Bundesstaaten Gültigkeit, mit denen Gültigkeitsverträge bestehen, wie Preußen, Oldenburg usw. Von seiten der Professoren wie der Regierung erfreuen sich die Lehrerinnen eines sehr freundlichen Entgegenkommens. Die Einrichtung erfolgte regierungseitig auf die erste Bitte hin. — Ferner ist den Frauen auch der Weg zum Examen „pro facultate docendi“ geöffnet, wenn auch keine besondere Verordnung hierüber ergangen ist, und die Erlaubnis zur Ablegung wahrscheinlich in jedem Fall besonders von der Regierung eingeholt werden muß. Natürlich ist hierfür die Reifeprüfung Voraussetzung. Es darf aus der Ablegung der Prüfung aber kein Anspruch auf Anstellung im öffentlichen Schuldienst hergeleitet werden. Auch diese Forderung fiel gleich auf den ersten leichten Ansturm.“ — Damit wäre dann Koston die erste Universität, der die Oberlehrerinnenprüfung organisch angegliedert ist, d. h. auf gleicher Grundlage gestaltet wie das Oberlehrerexamen, auf Grundlage des Universitätsstudiums.

\* **Frauenstudium in der Schweiz.** An den sechs schweizerischen Universitäten sind im laufenden Wintersemester 5171 Studierende immatrikuliert, darunter 1333 Studentinnen. Von letzteren studieren in Basel 13, in Bern 538, in Zürich 253, in Lau-

Janne 260, in Genf 269; es studieren von ihnen 942 Medizin, 253 Philosophie, 116 Mathematik und Naturwissenschaften, 22 Jurisprudenz. Darunter sind 116 Schweizerinnen und 1217 Ausländerinnen, letztere ganz überwiegend Russinnen, nämlich 1125 (von denen 891 Medizin studieren), neben 38 Deutschen. Außer den immatrikulierten Studentinnen sind noch 761 Frauen als Hörerinnen zugelassen, nämlich 40 in Basel, 169 in Bern, 161 in Zürich, 92 in Lausanne, 239 in Genf und 60 in Freiburg; an letzterer Universität werden Frauen überhaupt nur als Hörerinnen zugelassen, nicht aber immatrikuliert.

\* Zur Vizepräsidentin der belgischen neurologischen Gesellschaft ist die Leiterin der psychologischen Abteilung der Universität, Dr. med. S. Sokolko, ernannt worden.

\* In Finnland nimmt das Frauenstudium immer mehr zu. An der einzigen Universität des Landes, in Helsingfors, sind über 25 % der Studierenden Frauen. Die meisten Frauen, die das Studium vollenden, sind Medizinerinnen und werden von den Gemeinden mit Vorliebe als Krankenhaus- und Armenärzte angestellt und auch als Tierärzte bevorzugt. In dem gesamten finnischen Lehrpersonal sind die Frauen mit 40 % vertreten, und erzielen bei Knaben und Mädchen musterhafte pädagogische Erfolge.

## Soziale Fürsorge.

\* **Mutterschutz.** Vor kurzem ist bekanntlich in Berlin ein Bund für Mutterschutz gegründet worden. Er hat sich nunmehr organisiert, und der leitende Ausschuss des Bundes kennzeichnet als seinen Zweck, ledige Mütter und deren Kinder vor wirtschaftlicher und sittlicher Gefährdung zu bewahren und die herrschenden Vorurteile gegen sie zu beseitigen. Diese Ziele sucht der Bund zu erreichen: a) indem er ledigen Müttern zur Eringung wirtschaftlicher Selbständigkeit behilflich ist, insbesondere denjenigen, die ihre Kinder selbst aufziehen wollen, durch Schaffung von (ländlichen und städtischen) Mütterheimen, b) durch eine allgemeine Mutterschaftsversicherung, c) durch Verbesserung der rechtlichen Lage der unehelichen Mütter und Kinder, d) durch Propaganda jeder Art (öffentliche Versammlungen, Artikel in der Presse, aufklärende Broschüren und Flugblätter, sowie ein eigenes Organ). Die Erledigung der laufenden Geschäfte wurde einem vorläufigen Vorstande übertragen, bestehend aus Dr. phil. Helene Stöcker, Ruth Bré und Maria Tischnevska, Dr. phil. W. Borgius und Dr. Marcuse (letzterer ist Verwalter der Geschäftsstelle, Berlin W., Leipziger Str. 42). An den einzelnen Plätzen des

Reiches sollen Orts- bezw. Bezirksgruppen mit weitgehender Freiheit hinsichtlich ihrer praktischen Betätigung und Finanzverwaltung gebildet werden. Alle zwei Jahre soll eine ordentliche Hauptversammlung stattfinden. — Gegen die Sache selbst kann natürlich niemand etwas einzutenden haben. Um so bedauerlicher sind die Übertreibungen, die in verschiedenen Reben bei Gelegenheit der Gründung und bei anderen Kundgebungen stattfanden, da sie geeignet sind, der Sache vielfach die sonst gern gewährte Förderung zu entziehen. Wenn aus der unehelichen Mutter ganz generell eine Märtyrerin der Gesellschaft gemacht wird, wenn Kinder an und für sich als „Vollbrechtum“ bezeichnet werden, so ist das eine der allergefährlichsten Verallgemeinerungen. Wir wissen, bei wieviel Tausenden unehelicher Geburten Mauth und Vergnügungstaumel Gelegenheitsmacher waren; es ist nicht abzusehen, warum man solche uneheliche Mütter, die nichts weniger als Mutter zu werden wünschte, nun in besonderem Heiligenschein sehen soll. Es wäre dringend zu wünschen, daß im Bunde für Mutterschutz auch eine energische Tätigkeit für die sittliche Festigung der alleinstehenden Mädchen einsetzte; sie allein kann die Geburt zahlloser unglücklicher Kinder verhüten, die nicht „Vollbrechtum“ bedeuten, weil sie erblich schwer belastet sind und ohne Familienschutz heranwachsen, wobei — allerdings etwas altmodisch — vorausgesetzt wird, daß zur Familie auch der Vater gehört. Es könnte nach manchen Ausführungen der bei Begründung des Bundes gehaltenen Reden in der Tat fast scheinen, als ob die bloße Vermehrung der Menschheit eine Großtat sei. Vielleicht dürfte doch das unterscheidende Merkmal des Menschen vom Tier auch in Zukunft noch gelten: „Alein durch seine Sitte kann er frei und mächtig sein“.

\* **Heidelberg.** Der hiesige „Frauenverein“ hat neuerdings ein Ladnerinnenheim eröffnet, wo Ladnerinnen, Geschäftsgehilfinnen und gewerbetreibende Frauen Wohnung und volle Pension um ein billiges finden und wo auch nicht daselbst Wohnende an Mittags- und Abendbisch teilnehmen können.

## Arbeiterinnenfrage.

\* **Unzulässige Arbeitszeit von Fabrikarbeiterinnen.** Ein Fabrikant zu Köln-Ehrenfeld war unter Anklage gestellt worden, weil er eine seiner Arbeiterinnen an einem Samstag nach 5½ Uhr Abends mit Pugarbeiten in den Büroräumen seiner Fabrik beschäftigt hatte. Das Schöffengericht erkannte auf Freisprechung, weil diese Arbeiten über die gesetzlich vorgeschriebene

Zeit hinaus nicht in dem Fabrikbetriebe verrichtet worden seien, sondern sich als häusliche Arbeiten charakterisierten, die der Fabrikherr von seinen Arbeiterinnen, sofern diese damit einverstanden seien, an Samstagen auch nach 5 1/2 Uhr Abends verrichten lassen dürfe. Die Strafkammer des Landgerichts hob das Urteil auf und erkannte auf eine Geldstrafe. Sie ist der Ansicht, daß das Bureau einer Fabrik zum Fabrikbetrieb gehört, weil von dort aus die technische Leitung derselben stattfindet. Die Pußarbeiten, welche die betreffende Arbeiterin auf dem Bureau nach 5 1/2 Uhr Abends verrichtet habe, seien mithin als Fortsetzung ihrer eigentlichen Fabrikarbeiten anzusehen. Die von dem Angeklagten eingelegte Revision wurde von dem Strafsenat des Kölner Oberlandesgerichts am 11. Februar verworfen. Der Senat hält die rechtlichen Ausführungen des Landgerichts für zutreffend und führt nach der „Köln. Volksztg.“ in seiner Begründung noch weiterhin folgendes aus: Das Gesetz, gegen welches der Angeklagte verstoßen hat, bezweckt, den Fabrikarbeiterinnen eine gewisse Zeit freizugeben, und sie vor Ausbeutung ihrer Arbeitskraft seitens des Fabrikherrn zu schützen. Daraus folgt, daß Fabrikmädchen unter keinen Umständen im eigenen Betriebe des Fabrikherrn über die gesetzlich vorgeschriebene Zeit hinaus beschäftigt werden dürfen, selbst wenn es sich um Pußarbeiten in Bureauräumen der Fabrik handelt. Mit Vornahme derartiger Arbeiten mag der Fabrikherr eine Pußfrau beauftragen. Sofern die Arbeiterinnen auch damit einverstanden sind, Pußarbeiten in den Bureauräumen der Fabrik an Samstagen nach 5 1/2 Uhr Abends vorzunehmen, so geschieht dies doch in der Regel nur unter dem Drucke der autoritativen Stellung, welche der Fabrikherr seinen Arbeiterinnen gegenüber einnimmt. („Soz. Praxis“.)

\* Eine Ausstellung von Erzeugnissen der Haus-Industrie in Berlin ist für den Herbst dieses Jahres in Vorbereitung. Ihr Zweck ist, weitesten Kreisen ein möglichst umfassendes, völlig objektives und anschauliches Bild von den Zuständen in der Haus-Industrie und den Verhältnissen der in ihr arbeitenden Bevölkerung zu geben. Um dieses Ziel zu erreichen, haben sich Vertreter fast aller Arbeiter-Organisationen, in deren Bereich Heimarbeit fällt, zu gemeinsamem Wirken vereinigt: die freien Gewerkschaften, der Verband christlicher Gewerkschaften und der Verband deutscher Gewerksvereine (Hirsch-Dunder). Ebenso haben zahlreiche Vertreter bürgerlicher Kreise sich zur Mitarbeit bereit erklärt. Nach mehreren Vorbesprechungen hat am 22. Februar abends eine von allen Beteiligten gut besuchte Sitzung stattgefunden, die ein größeres Kuratorium

für die Ausstellungsarbeiten eingesetzt hat. Aus dessen Mitte wurde sodann ein engerer Ausschuß bestellt, dem die Leitung der Vorbereitungen im einzelnen obliegt; er besteht aus folgenden Mitgliedern: Frl. Behm, Ingenieur Bernhard, R. Dittmann, Prof. Francke, Abg. Goldschmidt, C. Hübsch, Frau Jhrer, F. Käming, B. Körner, Frl. Lüders, Frl. Salomon, Joh. Sassenbach, R. Schmidt, R. Schütze, Prof. Sommerfeld, Dr. Wilbrandt. Über den Verlauf der Angelegenheit werden wir von Zeit zu Zeit berichten.

\* Die englischen Gewerkschaften haben im Jahre 1903 einen erheblichen Rückgang zu verzeichnen, sowohl hinsichtlich der Mitgliederzahl wie auch hinsichtlich der Kassenverhältnisse. Unter diesem Rückgang hat auch die Organisation der Frauen zu leiden. Während im Jahre 1902 gegen 122 210 weibliche Mitglieder gezählt wurden, waren es im Jahre 1903 nur 119 416. Namentlich die Textilindustrie kommt bei diesem Rückgang in Betracht.

## Die rechtliche Stellung der Frau.

\* Die Entlassung der verheirateten Staatsbeamtinnen in Holland, die auf Grund zweier königlicher Erlasse vom 2. März und vom 7. Dezember vorigen Jahres ganz plötzlich, einfach auf Grund ihrer Ehe erfolgte, hat zu einer öffentlichen Protestversammlung geführt, die am 22. Februar im Haag stattfand und bei der alle Richtungen vertreten waren. Die zunächst nur an den Frauen im Staatsdienst vorgenommene Maßregelung hat Nachahmung bei einzelnen Gemeinden gefunden, so daß nun in Holland, wo bisher der Anstellung verheirateter Beamtinnen nichts im Wege stand, keine verheiratete Frau mehr ihrer Stelle sicher ist. Diese plötzliche Maßregelung, zu der kein bestimmtes Vorkommnis Veranlassung gegeben zu haben scheint, ist um so seltsamer, als die höchste Würde des Landes in den Händen einer Frau liegt, die bei ihrer Eheschließung doch auch nicht daran gedacht hat, ihr Amt niederzulegen.

\* Holländische Frauen in der Wahlagitation. Im „Waderland“, dem liberalen Residenzblatt, stand ein von verschiedenen Damen unterzeichneter Aufruf zu lesen, worin diese den liberalen Parteien ihre Hilfe bei der Vorbereitung der nächsten Kammerwahlen anbieten. Sie berufen sich dabei auf das Beispiel der Lady Lyttelton, die einst, als ihr Mann krank war, den Wahlsfeldzug zur Wiederwahl ihres Gatten geleitet hat. Eine so hervorragende Stellung beanspruchen nun die Damen im Haag allerdings nicht, wollen sich damit



begünstigen, in den Zentralbureaus behilflich zu sein, können aber bei den Wählern selbst vorsprechen, um die Eäumigen unter ihnen zur Erfüllung ihrer staatsbürgerlichen Pflicht zu mahnen. In dem Aufruf heißt es, daß es Pflicht jeder einsichtsvollen Frau sei, zum Sturz der jetzigen Regierung beizutragen. Während die angebotene Dienstleistung von der freisinnig-demokratischen und von der liberalen Parteileitung der Residenz dankbar angenommen worden ist, ist der Aufruf in Frauenkreisen selbst vielfach auf Widerstand gestoßen. Verschiedene Damen verzögerten ihre Unterschrift, weil sie nicht wollten, daß ihr Name „in die Zeitung komme“, erklärten sich hingegen bereit, im geheimen „für die gute Sache“ zu arbeiten, andere erklärten, für die Wahlen keinen Finger rühren zu wollen, solange den Frauen das aktive und passive Wahlrecht vorenthalten sei. Es wird nun darauf ankommen, welche Nachahmung das Beispiel der Residenz anderweitig im Lande findet. Breitet sich die Bewegung aus, so wäre der Beistand der weiblichen Hilfsstruppen für die Sache der antikerikalen Parteien sicher nicht zu unterschätzen, und Dr. Kupper würde diesen neuen politischen Faktor mit ein paar Witzworten schwerlich mundtot machen können. (Voss. Ztg.)

### Berufliches.

\* Die Zulassung der weiblichen Postbeamten zur Sekretärprüfung und damit zu den höheren Stellen des Postdienstes ist in der Petitionskommission des Reichstages aus Anlaß einer Petition des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine verhandelt worden. Der Regierungsvertreter gab zwar zu, daß die Reichspostverwaltung mit der Verwendung von Damen im Fernsprechdienste durchaus gute Erfahrungen gemacht habe, daß aber ihre geringere körperliche Widerstandsfähigkeit gegen die dienstlichen Anstrengungen ihre Verwendung zumal im Bahnpostdienste, Früh-, Spät- und Nachtdienst ausschloße, und ihre geringere körperliche Leistungsfähigkeit überhaupt ihre völlige Gleichstellung mit den männlichen Beamten ausschloße. Gleiche Erfahrungen habe man im Auslande gemacht. Überdies seien seit Jahren die männlichen Bewerber für die mittleren und höheren Stellen so zahlreich, daß schon für diese die Anstellung sehr erschwert sei. Schließlich mache auch die Rücksicht auf die Militärärzter es der Reichspostverwaltung zur Zeit unmöglich, dem Wunsche der Antragstellerinnen nachzukommen. Dagegen schwebten Erwägungen, inwiefern die Stellung der weiblichen Beamten im Fernsprech- und im Telegraphenverkehr gefestigt und gebessert werden

könne. Im Anschluß an diese Ausführungen ging die Kommission über die Petition zur Tagesordnung über.

### Verstüedenes.

\* Die Kriminalpatrouille zum Schutze anständiger Frauen gegen Belästigungen auf der Straße, die seit September 1903 in Berlin eingerichtet ist, hat im vergangenen Jahre 158 mal Gelegenheit zum Einschreiten gehabt. Die bei den Damen anfangs vorhandene Scheu, den angebotenen Schutz anzunehmen, ist schnell geschwunden. In 58 Fällen wurden die Belästiger zur Anzeige gebracht und wegen groben Unfugs mit Geldbußen und Haftstrafen bis zu sechs Wochen, wegen Beleidigung mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft. Der Dienst der Patrouille wird ständig beibehalten werden. Daneben bleiben alle auf den Straßen beschäftigten uniformierten und nicht uniformierten Polizeibeamten verpflichtet, dem von Frauen und Mädchen ausgesprochenen Ersuchen um Schutz gegen Belästigung zu entsprechen.

\* Haushaltungsgenossenschaft. Unter der Bezeichnung Haushaltungszentrale ist in Kopenhagen ein eigentümliches wirtschaftliches Experiment ins Leben getreten. Der Unternehmer ließ ein stattliches, für 25 Familien bestimmtes Gebäude errichten. Gegen eine bestimmte monatliche Bezahlung werden die 25 Familien mit Essen, Trinken, Feuerung, Wäsche und Bedienung versehen. Jede Familie lebt für sich. Das Ganze ist für gutsituierte Familien berechnet. Die Kosten für eine aus Mann, Frau und vier Kindern bestehende Familie stellen sich jährlich auf 3360—4480 M.

### Personalnachrichten.

\* Der bekanten Vorkämpferin der Temperenzbewegung in den Vereinigten Staaten Frances C. Willard ist in der Denkmalshalle des Kapitols zu Washington ein vom Staate Illinois gestiftetes Denkmal gesetzt worden. Dies Denkmal, so führte der Repräsentent von Illinois bei der Enthüllung aus, sei aber zugleich eine Huldigung für alle weiblichen Bürger der Vereinigten Staaten, die unter den freien Institutionen ihres Heimatlandes aus sich etwas gemacht und der Gesamtheit Einzigartiges geleistet hätten.

### Totenschau.

\* Aus Kopenhagen kommt die Nachricht vom Tode von Amalie Skram. Sie hat als eine unsrer bedeutendsten Romanschriftstellerinnen auch in Deutschland einen großen Leserkreis gehabt.

Sie ist als Amalie Alvers am 22. August 1847 in Bergen geboren und war nach einer ersten unglücklichen Ehe mit dem dänischen Schriftsteller Erik Stram verheiratet. Ihre Romane behandeln mit Vorliebe das Eheproblem, wie Konstanze Ring, Lucie, Knut Tandberg u. a. Mit eindringender Schärfe weist sie die Konflikte zwischen wirklicher Sittlichkeit und konventioneller Moral zu gestalten. Vor allem tritt sie für eine größere

Freiheit der Frau, insbesondere der verheirateten, dieser konventionellen Gesellschaftsmoral gegenüber ein. Aber auch anderen Problemen gegenüber vermag sie nicht. In Professor Hieronymus führt sie mit unheimlicher Kenntnis in die intimsten Vorgänge in einer Nervenheilanstalt ein; in Nachwuchs schildert sie mit festerer Treue „Jugend von heute“. In dieser Kraft psychologischen Eindringens ist sie von wenigen übertroffen worden.



## Versammlungen und Vereine.

### Der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen

in Berlin veranstaltete am 24. Februar in der Philharmonie sein Karnevalsfest, das schon seit lange im Berliner Leben ein besonderes Ereignis ist. Die Parole „Dichtung und Sage“ gab diesmal der Laune und Erfindung einen weiten Spielraum, und besondere Gelegenheit zu hübschen Ensembledarstellungen. Man hat einmal gesagt, daß bei Frauenveranstaltungen der rechte, losgelassene Humor so oft fehle, und daß darin ein sicheres Zeugnis gegen die Souveränität und natürliche Freiheit des weiblichen Geistes läge. Nun, die sprühende Laune, die Grazie und der Wit dieser weiblichen Karnevals strahlt diese Beobachtung Lügen und wendet die derart abgeleitete Folgerung durchaus zugunsten der Frauen um.

### Der deutsche Verein abstinenten Lehrerinnen

hat ein Alkoholmerkblatt, ein Mahnwort an die Mütter, herausgegeben. Das sehr zweckmäßig abgefaßte Blatt ist durch Fr. Elise Köhn, Berlin N. 54, Lothringersstraße 112 zu beziehen. (100 Stück 1,50 Mark, 1000 Stück 10 Mark.) Derselbe Verein arbeitet an der Einrichtung eines alkoholfreien Restaurants in Berlin. Alle Beiträge für diese Wohlfahrtseinrichtung sowie Anteilscheinzeichnungen (maximal zu 4% verzinslich) nimmt die Deutsche Bank, Depositenkasse A, Berlin W. Mauerstraße 29, 30 entgegen.

Alle Anfragen sind zu richten an Dr. Abberthalben, Berlin N. 4 Schlegelstraße 23 I.

### Der Schillerverband deutscher Frauen,

der den Zweck hat, zum hundertjährigen Todestag des Dichters am 9. Mai 1905 der Schillerstiftung in Weimar neue Mittel zuzuführen und dadurch den invaliden Schriftstellern und Schriftstellerinnen in den Tagen der Not Hilfe zu gewähren, tritt mit einer Erinnerungsgabe in die Öffentlichkeit, die dazu bestimmt ist, den genannten schönen und edeln Zweck zu verwirklichen, und die in ihrer Art wie kein anderes Mittel zur Förderung des Liebeswerkes sich eignet. Der Vorstand des

Verbandes hat den Leipziger Bildhauer Professor Karl Seffner mit der Anfertigung einer Plakette und einer Medaille beauftragt, die in einer entsprechenden äußeren Form das lebenswahre Bildnis Schillers enthält und künstlerisch eine außerordentlich schöne und gelungene Arbeit darstellt.

Sie ist sowohl in Plaketten- als Medaillenform in verschiedenen Größen zu haben, der Preis beträgt 2 Mark bis 52 Mark, je nach Größe und Ausführung. (Bezugsquelle Schillerverband der deutschen Frauen, Leipzig, Papdnstraße 2.)

### Der Verband für weibliche Vormundschaft in Berlin,

der erst seit Mitte November 1904 besteht und es sich zur Aufgabe gestellt hat, durch Gewinnung von Frauen zur Übernahme von Vormundschaften und Pflegschaften armen Kindern gute Vormünder zu verschaffen, hielt kürzlich eine Versammlung ab, deren Verlauf ein erfreuliches Bild seiner bisherigen Entwicklung bot. Nur durch Empfehlung von Mund zu Mund sind dem Verband im Verlauf weniger Monate über 150 Mitglieder gewonnen, deren reges Interesse für die Sache daraus ersichtlich ist, daß über 100 derselben an den Kursen des Verbandes „über die gesetzlichen Rechte und Pflichten des Vormundes und Pflegers“ und über „Armenpflege“ teilnahmen. Die Kurse, die von der ersten Vorsitzenden Dr. jur. Frieda Duensting und der ersten Schriftführerin Dora Möbius gehalten wurden, sollen nach Maßgabe des Eintritts neuer Mitglieder fortgesetzt wiederholt werden; denn es ist der Wunsch des Verbandes, daß nur solche Frauen das Amt eines Vormundes oder Pflegers übernehmen, die darüber orientiert sind, was sie als solche zu tun haben. Ergänzend treten neben die Kurse des Verbandes ständige Beratungsstellen für juristische und armenpflegerische Fragen.

Dem Amtsgericht, einigen Gemeindefürsorgeämtern, dem evangelischen Verband für Fürsorgeerziehung sowie einigen der Fürsorge für Mütter und Säuglinge dienenden Vereinen konnten auf ihr Ersuchen durch den Verband bereits insgesamt 50 Vormünderinnen genannt werden. Nähere Auskunft erteilt Fräulein Möbius, Berlin W. 10, Sigismundstraße 8, II.

### Die Abteilung Weimar des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium

gebenkt zu Ostern 1905 je eine Klasse für Privatunterricht in Latein und Mathematik ins Leben zu rufen und hofft damit mehrfach ausgesprochenen Wünschen entgegen zu kommen. Der Zweck dieser Klassen ist ein doppelter: Einerseits soll denjenigen Mädchen, welche das Ziel der Oberlehrerin, der Apothekerin (Reise für Obersekunda) oder des Abiturientenexamens ins Auge fassen, Gelegenheit gegeben werden, sich zunächst besonders diesen beiden, im Lehrplan der höheren Mädchenschulen fehlenden Fächern zu widmen. Latein und Mathematik müssen erst eine Zeit für sich getrieben werden, um die in ihnen erlangten Kenntnisse auf den Standpunkt derjenigen Klasse der Gymnasien zu bringen, die in den übrigen Fächern der obersten Klasse einer 10klassigen höheren Mädchenschule entspricht. Erst dann muß an ein Weiterarbeiten in allen Gymnasialfächern gedacht werden. Günstiger wäre ja natürlich eine gleichzeitige Wiederholung und Vertiefung des bereits Gelernten neben der Aneignung der neuen Fächer, wie das in den Mädchen-Vollgymnasien oder in den Gymnasialkursen bereits betrieben wird. Es soll unser Bestreben sein, Latein- und Mathematikklassen dahin auszu-

bauen, sobald sich durch genügende Beteiligung das Bedürfnis zeigt. — Andererseits soll nun auch Frauen und Mädchen jeden Alters, denen das Studium von Latein und Mathematik als Selbstzweck, als Vertiefungsmittel für die Bildung wünschenswert erscheint, durch diese Kurse die Gelegenheit geboten werden.

Der Verein will den nach erweiterten Bildungsmitteln strebenden Frauen die Wege ebnen und stellt daher den Preis des Unterrichts so niedrig wie möglich: für 3 Stunden wöchentlich sind pro Fach vierteljährlich 30 Mark festgesetzt. Im Lateinischen wird die Lehrmethode des Mädchenreformgymnasiums zu Karlsruhe zugrunde gelegt werden.

Der Unterricht wird erteilt: im Lateinischen von Fr. Dr. phil. von Lengsfeld; in Mathematik von Herrn Oberlehrer Dr. Henschel.

Nähere Auskunft erteilen und Anmeldungen nehmen entgegen: Fr. von Hellborn, Bismarckstraße 15, Fr. Sätzer, Amalienstraße 11.

Der Vorstand des Vereins  
Frauenbildung—Frauenstudium.

Natalie von Milde. Marie, Freiin von Loën.  
Marie S. von Hellborn. Dr. Selma von Lengsfeld.  
Anna Sätzer. Berta Morik. S. Obrist-Jenide.

## — BÜCHERSCHAU. —

### Neue Bücher zur Frauenfrage.

Es ist als ein Zeichen, daß die Frauenbewegung mehr und mehr in den Gesichtskreis der objektiven soziologischen Forschung tritt, erfreulich, daß wir jetzt auch von Außenstehenden wissenschaftliche Arbeiten über sie bekommen. Eine solche ist die Berliner Dissertation: *Die Entstehung der deutschen Frauenbewegung* von Dr. W. Mitscherlich. Verlag von Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin. Pr. 1 M. Freilich betrachtet ein Außenstehender die Bewegung eben doch mit anderen Augen als wer mitten darin steht. In dieser Dissertation treten die Züge stark hervor, die sich für soziologische Theorien verwerten lassen, und es fehlt natürlich die Fühlung für das innere persönliche Erlebnis, das so häufig als starke Triebkraft auch der sozialen Bewegung wirkt. Eigentlich Neues bietet diese Arbeit den mit der Frauenfrage-Literatur Vertrauten nicht, auch nichts Neues hinsichtlich der Gesichtspunkte, unter denen die Tatsachen dargestellt sind. Die Ursachen der Bewegung werden zusammenfassend wiedergegeben, mehr allerdings die äußeren ökonomischen oder in der Konstruktion der modernen Gesellschaft beruhenden, während die ganze individualistisch-ästhetische Strömung, die von Anfang an in der Frauenbewegung, besonders in der deutschen, lebendig gewesen ist, ziemlich leicht genommen wird. Es ist auch z. B. sicher nicht richtig, daß die Frauen, die in der ersten Zeit der Bewegung geistige Berufe ergriffen, das lediglich aus wirtschaftlich praktischen Gründen getan haben. Gerade in dieser ersten Zeit spielte der Gedanke an die geistige Befreiung, die man durch Studium und Wissen erlangen kann, vielfach die ausschlag-

gebende Rolle. Immerhin können wir mit den Konsequenzen, die der Verfasser zieht, im ganzen zufrieden sein. Allerdings empfiehlt er das ohne solche Empfehlung schon genugsam geübte langsame Fortschreiten der Regierung in der Erschließung verantwortungsvoller Berufe innerhalb der Verwaltung und verlangt, daß man immer erst abwarten solle, wie sich die Frauen bewähren, ehe man sie weiter vorwärts läßt. Aber er kommt doch, wie das jeder objektive Betrachter der in Frage stehenden Verhältnisse notwendig muß, zu dem Schluß, daß die Bewegung auf der eingeschrittenen Bahn weiter fortschreiten wird.

Eine andere allerdings im Buchhandel nicht erhältliche Dissertation aus Tübingen behandelt „die Stellung des Sozialismus zur Frauenfrage im 19. Jahrhundert“. Der Verfasser Dr. Reinhold Jaekel schildert zuerst die Stellung der französischen Sozialisten Fourier, St. Simon, Proudhon, dann die des englischen und deutschen Kommunismus der fünfziger Jahre. Er kennzeichnet dann die Stellung der Frauenfrage innerhalb der sozialistischen Theorie von Marx und Engels und schließlich ihr Verhältnis zur Sozialdemokratie. Seine Darstellung beschränkt sich auf die Wiedergabe und die Zusammenfassung der Tatsachen. Aber die Konsequenz ergibt sich aus diesen Tatsachen für den nachdenklichen Leser von selbst, die Konsequenz nämlich, daß die Verbindung des Feminismus mit der sozialistischen Weltanschauung durchaus nicht so unbedingt und eng ist, wie es das heutige sozialdemokratische Programm glauben macht. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß diese Verbindung, die nicht notwendig in den Fundamenten der beiderseitigen Bewegung begründet ist,

einmal gelöst wird. Deshalb schaut für die Frauen aus dieser Darstellung der gute Rat hervor: verlaßt euch nicht auf die Parteien, und sei es selbst eine, die so entschieden für die letzten Ziele der Frauenbewegung eintritt, wie die Sozialdemokratie.

Ein interessanter Beitrag zu dem viel behandelten Problem der modernen Ehe ist die kleine Schrift von Jaques Mesnil „Die freie Ehe“, die in autorisierter Übersetzung von Karl Federn im Verlag Renaissance Schmargendorf, Berlin 1904 erschienen ist. J. Mesnil steht Carpenter in seiner Lösung des Eheproblems sehr nahe. Mit ihm teilt er Vorzüge und Schwächen, den Vorzug einer freien, auf Gerechtigkeitinstinkten beruhenden Erfassung der sexuellen Moral und die Schwäche eines idealistischen Plänenmachens, bei dem die Hälfte oder noch mehr der mitbestimmenden soziologischen Faktoren willkürlich weggelassen werden. Ja, diese Schwäche ist bei Mesnil größer, wie denn auch seine Kritik der heutigen Gesellschaft einseitiger und unbefonnener ist. Die kleine Schrift des Jaques Mesnil ist wie viele andere nur als Symptom für das erwachte Bedürfnis nach Keinheit und Gerechtigkeit in der sexuellen Moral wertvoll. Was sie positiv bringt, greift zu sehr in das Feld der Utopie hinüber, um wegzugehen zu sein.

Eine kleine Broschüre „Frauenbewegung und Sozialreform“ von M. Elsner von Gronow (Verlag „Bodenreform“ Berlin NW.) verspricht mit ihrem Titel viel und hält wenig. Sie ist im wesentlichen ein nachträglicher Bericht über den internationalen Kongreß, der mancherlei Schiefheiten enthält. Daß die Vorisende des Vereins Frauenwohl aus dem Kongreß hinausgebrängt worden sei, ist eine ebenso leichtsinnige Behauptung, als daß sie Vorisende „des Vereins akademischer Frauen in Berlin“ sei. Im ganzen würde weber die Frauenbewegung noch die Sozialreform etwas verloren haben, wenn diese Herzenzergießungen, so gut sie gemeint sein mögen, ungedruckt geblieben wären.

**Zur Schillerfeier.** In der Sammlung der Künstler-Steinszeichnungen (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig) erschien soeben ein Schiller-Porträt von Karl Bauer zum Preise von 3 Mark, gerahmt ohne Glas 10,50 Mark, mit Glas 12 Mark.

### Das Landerziehungsheim für Mädchen in Stolpe-Waunsee bei Berlin.

(Eingefandt.)

Unter den Bestrebungen, die darauf hinarbeiten, die Schäden unserer nervösen Zeit zu heilen, verdienen die Versuche einer auf gesunden Grundlagen basierenden Jugendberziehung, wie sie in den deutschen Landerziehungsheimen zu Tage treten, ein hohes Interesse. Das Erziehungssystem all dieser Anstalten ist begründet auf einem freien, natürlichen Verkehr der Kinder mit den Erziehenden. Die Lebensweise ist streng hygienisch in Bezug auf körperliche wie geistige Nahrung; besonders wird auf Abwechslung zwischen wissenschaftlicher und körperlicher Arbeit gesehen, sowie zweckdienliche, allmähliche Abhärtung; tägliche Körperübungen wie Wandern, Laufen, Spielen, Schwimmen, Turnen, Radfahren, Rudern usw.; tägliche praktische, körperliche Beschäftigungen, wie Arbeiten in Garten,

Das Bild ist von markiger Kraft und Originalität, keine der üblichen Schiller-Bersimpelungen. Es dürfte sich für Schulzwecke besonders gut eignen.

„Das Buch vom Brüderchen“. Roman von Gustaf af Geijerstam. 4. Auflage.

„Kampf der Seelen“. Roman von Gustaf af Geijerstam. Autorisierte Übersetzung von Gertrud Ingeborg Klett. Berlin 1905. S. Fischer Verlag. Wenn in dem Buch vom Brüderchen, das sich schon in vier Auflagen die deutsche Leserschaft erobert hat, der Dichter dem zartesten und feinsten Empfinden Ausdruck gab, das sich je um das Dasein eines der Erde nur geliebten Kindes wob, so leuchtet er in seinem neuesten Roman mit unheimlicher Sicherheit in die Grenzwege hinein, die geistige Gesundheit noch von der Unmacht trennen. Die Geschehnisse sind wieder in wenige Worte zusammenzufassen: der Konsul Nordmann hat sich in Spekulationen eingelassen, denen er nicht gewachsen ist und bei denen ihm zunächst das Gefühl für Recht und Unrecht, dann der Verstand allmählich abhanden kommt. Seine Frau, die ohne Ahnung von der seelischen Geheißtheit ihres Mannes nur sich als die Vernachlässigte empfunden hat, wendet sich in dieser Lebenskrise dem Gatten wieder zu. Eine dritte Existenz ist in dies Geschick verschlungen. Aber die ganze Wucht der Darstellung liegt auf dem Psychologischen, und das kommt heraus ohne die leiseste Spur einer Absicht, als die zwangs- und tendenzlose Offenbarung eines Dichters.

„Die Successions- und Verwandtenrechte des Prinzen Alexander von Oldenburg genannt Graf von Welsburg auf Grund des derzeitigen Oldenburgischen Staats- und Hausrechts. Ein Beitrag zum modernen Fürstenrecht von Dr. Friedrich Tezner, a. o. Professor der Rechte an der Wiener Universität. Berlin, Carl Heymann.

„Oldenburger Thronwärter“. Von Dr. Hermann Rehm, Professor der Rechte in Straßburg i. E. München 1905. J. Schweizer Verlag (Arthur Sellier). Beide Schriften treten mit eingehender Begründung für die Successionsberechtigung des Grafen von Welsburg (Sohn des Herzogs Elmar von Oldenburg) im Großherzogtum Oldenburg ein.

Küche und Haus. Daneben geht ein den Gesetzen der Erziehungskunst entsprechender Unterricht.

Dieses ganze System durchzuführen, ist Frau Auguste Vollert, die das von Frau Professor von Petersenn gegründete, wundervoll gelegene Heim am Stolpersee Ostern 1904 übernommen hat, die geeignete Persönlichkeit. Jetzt, zu Ostern, beginnt wieder ein neues Schuljahr, und es sei das Interesse aller Eltern, die eine ähnliche Erziehungsanstalt für ihre Tochter suchen, auf das Stolper Heim hingelenkt. Es ist gleich empfehlenswert für Eltern, die ihr Kind vor den Gefahren der Großstadt schützen wollen, wie auch für solche, die auf dem Lande nicht Gelegenheit haben, die wissenschaftliche Ausbildung ihres Kindes zu vollenden, und im Landerziehungsheim neben den gesunden Lebensbedingungen, in denen ein Landkind aufwächst, auch noch die vielseitige Anregung finden, die auch die beste Einzelerziehung nicht zu bieten imstande ist.

# Schering's Malzertrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Konvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Einreibung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc. gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) etc. verordnet werden. *Gl. M. 1 u. 2.*  
 Malz-Extrakt mit Eisen wird mit großem Erfolge gegen Abachtis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. *Gl. M. 1.*  
**Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Strasse 19.**  
 Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

## Töchterpensionat Chale a. Harz.

Wissenschaftliche Fortbildung, Haushalt, Musik etc. Prospekte.

Frau Professor Lohmann.

## Kleine Mitteilungen.

Von der Geschäftsstelle der „Friedrich Wilhelm“ für Versicherungen der Mitglieder deutscher Frauenvereine (Leiterin: Fräulein Henriette Goldschmidt) erhalten wir folgende Mitteilung:

Im Interesse der Lehrerinnen, welche ohne Pensionsberechtigung an Privatschulen angestellt sind, habe ich jetzt von meiner Geschäftsstelle aus es erwirkt, daß Pensionsversicherungen mit Rückgewähr im früheren Todesfalle, neuerdings auch mit Übertragbarkeit der Policen eingeführt worden sind.

Die Versicherung der Lehrerinnen durch die Schulvorsteherinnen scheiterte bisher oft daran und war auch sehr erschwert dadurch, daß die Lehrerin, natürlich jede sich ihr bietende Gelegenheit benutzend, in staatliche oder kommunale Anstalten übertrat und daß dann die für ihre Altersversorgung eingezahlten Beträge entweder verfielen oder der der Lehrerin persönlich zugeschriebenen Polize verbleiben und weiter verzinst werden mußten. Die Schulvorsteherin aber ging dann ihrer geleisteten Zahlungen verlustig.

Jetzt habe ich von der Direktion der „Friedrich Wilhelm“ das Zugeständnis erhalten, daß beim Austritt einer versicherten Lehrerin, sobald nur der 10. Teil der Versicherungssumme abgelaufen ist — die Polize sofort auf eine neu Eintretende umgeschrieben und die gezahlten Beträge verrechnet werden können. Nur die abgeschlossene Invaliditätsversicherung mußte persönlich erneuert werden.

Henriette Goldschmidt.

## Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit fünf englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand, 16 Wpndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis einschließlich aller Honorare und Vorträge 24 Mark wöchentlich in geteiltem, 30 Mark in Privatzimmer. *~ ~ ~ ~*

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

## Höhere Mädchenschule, Selekt,

Vorbereitungsklasse für das Seminar, Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,

Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24

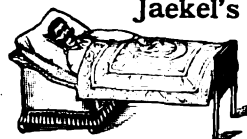
(nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Kessling

Vorsteherin.

1-2, Freitags 1-4

In der mit dem königl. Stift Keppel verbundenen Erziehungsanstalt (höhere Mädchenschule und Seminar) wird für Ostern d. J. eine zur Erteilung des modernen Zeichenunterrichts befähigte **Lehrerin** unter günstigen Bedingungen gesucht. — Voraussetzung: Evangelische Konfession — preussische Staatszugehörigkeit — Vater Offizier oder höherer Staatsbeamter — Alter ungefähr 25-35 Jahre. — Meldungen zu richten an: Frau Oberin v. Ciriacy, Wanstup, Stift Keppel, Westfalen.



## Jaekel's Neues Banket-Sofa-Bett

90 cm Bettbreite, kein Abrücken von der Wand nötig, bequem zusammenlegbar. Kein Eisengestell. Solide Ausführung.

Preisliste Abt. I. gratis u. franko.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik

Berlin, Markgrafenstr. 20.

München, Blumenstr. 49.

**Originalrezept.** Gedämpftes Rindfleisch mit Kartoffeln. 6 Personen. 3 Stunden. 3 Pfund Rindfleisch (am besten sogenanntes Beefsteakfleisch) wird in Scheiben geschnitten, in eine Kasserolle gelegt und mit 1 Liter Wasser übergossen, dazu fügt man 2 bis 3 Zwiebeln, 2 bis 3 zerschnittene Mohrrüben, etwas Pfeffer und Salz und läßt alles langsam 1½ bis 2 Stunden dämpfen. Unterdessen hat man 2 bis 3 Pfund Kartoffeln geschält, gewaschen und abgetrocknet, legt sie zu dem Fleisch und dämpft alles noch 1 bis 1½ Stunden, d. h. bis die Kartoffeln zu zerfallen beginnen. Dann schmeckt man das Gericht ab, vollendet es mit 10 bis 12 Tropfen Maggi's Würze und richtet alles zusammen v. Bg.

**Auszug aus dem  
Stellenvermittlungsbüro  
des Allgemeinen deutschen  
Lehrerinnenvereins.**

Zentralleitung:  
Frl. J. Kobenader,  
Berlin W. 35, Genthinerstr. 16,  
Gartenhaus I.

1. Gesucht für bald für Normalschule verbunden mit Internat in Holland eine deutsche, musikalische, evangelische Lehrerin für die deutsche Sprache und Musik. Die Anstalt ist von circa 40 Mädchen von 16 bis 19 Jahren besetzt. Das holländische Gesetz verlangt, daß Ausländer sich einem Examen unterwerfen, ehe sie an einer holländischen Schule unterrichten dürfen. Bei obiger Befähigung würde es sich auf die deutsche Sprache und Literatur (nicht Musik) erziehen. Dieses Examen muß spätestens 6 Monate nach Antritt der Stelle absolviert werden. Zeit und Anleitung zur nötigen Vorbereitung würde die Anstalt bereitwilligst gewähren. Gehalt 800 Mark bei freier Station mit Anwartschaft auf spätere Zulage und Pensionsberechtigung.

2. Für ein Stütz in der Nähe von Berlin wird zum sofortigen Antritt eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht, die befähigt ist, den Unterricht in Hebräer und Deutsch auf der Oberstufe zu erteilen. Circa 70 Mädchen von 13 bis 17 Jahren. Gehalt 1000 Mark bei freier Station.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Meldungen erbeten an die Zentrale des Stellenvermittlungsbüro: Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gartenhaus I. Sprechstunden: Wochentags 11—3, Sonnabends 11—1 Uhr.

**Realgymnasialkurse  
für Mädchen  
des Allgemeinen deutschen  
Frauenvereins zu Leipzig.**

Beginn des neuen Kursus Ostern 1905.

Auswärtigen Schülerinnen wird gute Pension nachgewiesen. Anmeldungen an Frl. Dr. Windscheidt, Leipzig, Dorotheenplatz 2.

die „Geschäftsstelle der Versicherung der Mitglieder deutscher Frauenvereine“ der „Friedrich Wilhelm“, Berlin W., Behrenstraße 60/61, Leiterin Sel. Henriette Goldschmidt, bietet allen Familienvätern und Müttern die vorteilhafteste Lebensversicherung zum Besten ihrer Kinder, arbeitenden Frauen, Lehrerinnen u. Pensionsversicherung mit Übertragbarkeit der Policen und Rückzahlung im Todesfall und besten Schutz bei frühzeitiger Erwerbsunfähigkeit. Treue schriftliche und mündliche Beratung von 10—1 U.

**Breslau, Gartenstr. 5,** Gewerbe-, Handels- u. Haushaltungsschule (Kochunterricht). Gegr. 1880. Ausbildungskurse für Haushaltungs-, Handarbeits- und Gewerbeschullehrerinnen. Pensionat. Näheres durch Prospekte. **Dora Mundt.**

**Study of English in Oxford.**

Board and Residence, with special lectures and classes in English Language and Literature in Norham Hall. Students also attend lectures in the University. - Examination if desired. Term begins 12. April 1905.

Apply: **Mrs. Burch.** Norham Hall, Oxford.

**Zum hundertjährigen Todestage Schillers.**

Soeben erschienen:

**Schiller und die Feinen**

von Professor Dr. Waghram, Helene Lange und Dr. Gertrud Bäumer.  
Mit zahlreichen Abbildungen.

Preis 70 Pf., in größeren Partien 60 Pf., kart. 85, bezw. 75 Pf., eleg. geb. 1,25 M.  
J. Neumann's Verlag (H. Appelins) in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

**OXFORD** Refined family receives foreigners desiring to study the language. Lessons. Terms moderate. German references. **Mrs. Sides,** 16 Polstead Rd. Oxford.

**Gesucht**

Apothekerin für Privatapothek eines Arztes im Berner Oberland. Zeit vom 1. Juli bis Mitte oder Ende September. Sprachkenntnisse erwünscht. Offerten mit Gehaltsansprüchen direkt an Dr. Vetliken, Wengen, Berner Oberland.

Probebrief **80000** gratis.

Lehrgänge in Briefen zum Selbstunterricht verlaufe der Verlag für Rationalstenographie, Leipzig.

**Damen,** die sich Studiums halber (auch Zurnkursus) hier aufhalten, geben, finden Zimmer mit und ohne Pension bei Frau Seemann, Berlin SW., Königsgräberstraße 83 III. I.

**Lehrinstitut  
für  
Reformschneiderei.**

Gründl. Ausbildung im Musterzeichnen, Zuschneid., prakt. Arbeit.

**Schneidmusterverkauf.**

Anfertigung einfach. u. eleg. Kostüme, spez. n. außerhalb.

**Üben & Osner.**

Berlin W., Genthinerstr. 9, Gartenh. III.

**Damen-Pensionat.**

Internationales Heim. Berlin SW., Salfelderstr. 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen angenehmen Aufenthalt in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 M., monatl. bei eigenem Zimmer v. 75 M. an. Passanten v. 2,50 M. bis 4,50 M. p. Tag Pension. Empfohlen v. Herrn Pastor Schmidt, SW., Yorstr. 66 I und Herrn Pastor Pless, SW., Zeltower Str. 21 III. Fr. Selma Spranger, Vorsteherin.

# Verein für Familien- und Volkserziehung in Leipzig,

gegründet 1871. Vorliegende: Frau Henriette Goldschmidt, Weststr. 16 II.

## Erziehungs- und Bildungsanstalten.

a) **Volkshkindergärten** (Weststr. 16, Querstr. 20). b) **Handfertigkeitunterricht** für Schulkinder. c) **Seminar für Kindergärtnerinnen** f. d. Familie u. zur Leitung von Kindergärten. d) **Gyzeum** in drei Abteilungen. 1. Wissenschaftliche Vorträge und Lehrkurse (Allgemeine Sortbildung) 2. Berufsbildung (Erzieherinnen für die Familie, Lehrerinnen an Kindergärtnerinnenseminaren). 3. Lehrkurse in Zeichnen und Modellieren.

Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Personat  
im  
Vereins-  
hause  
Weststr. 16.

**Gyzeum.**  
**Lehrkurse:**  
Deutsche Sprache u.  
Literatur, Stilistische  
u. Vortragsübungen,  
Politische u. Kultur-  
geschichte, Kunstge-  
schichte, Naturwissen-  
schaften und Mathe-  
matik, Volkswirt-  
schaftslehre, Ethik.  
**Sprachkurse:**  
Französisch, Englisch,  
Italienisch, Latei-  
nisch.  
**Erziehungslehre**  
und Methode Sr.  
Sröbels, Methodik  
des Elementarunter-  
richts. Praxis im  
Kindergarten und in  
der Schule. Geschichte  
der Pädagogik, Ge-  
sundheitslehre.

Anfragen sind zu  
richten an die Leiterin  
des Gyzeums,  
Frl. Dr. A. Grosse,  
Weststr. 16 I.

Was tun doch die Kinder wohl lieber, geschwinder,  
Als nahe beim Hause, im lieblichen Garten  
Zu bauen, zu pflegen, zu gießen, zu warten. (Sr. Sröbel.)

## Modellierklasse.



Der Erziehungsberuf ist der Kulturberuf der Frau. Er erfordert  
Wissenschaft und Kunst, das Kennen und das Können. (H. Goldschmidt.)

**Seminar.**  
**Unterrichtskurse:**  
Deutsche Grammatik  
u. Literatur, schrift-  
liche u. Leseübungen,  
Geschichte der mensch-  
lichen Arbeit und  
Bürgerkunde, Bo-  
tanik und Zoologie.  
Rechnen u. Geometrie.  
Erziehungslehre und  
Methode Sr. Sröbels,  
Methodik d. Elemen-  
tarunterrichts, Pra-  
xis im Kindergarten  
und in der Schule.  
Geschichte der Päd-  
agogik, Gesundheits-  
lehre, Handfertigkeit  
und Handarbeit.  
Französisch  
und Englisch ist  
fakultativ.

Anfragen sind zu  
richten an die Leiterin  
des Seminars,  
Frl. S. Holzer,  
Weststr. 16 p.

## Lette-Verein

unter dem Protectorat J. M.  
der Kaiserin und Königin.

Berlin W., Viktoria-Laise-Platz 6  
Sommer-Semester 1905.

- a) Seminar für Handarbeit, Industrie- und Haushaltungsschullehrinnen;
- b) Ausbildung zur feinen Jungfer, zur Wirtschaftlerin u. Züger, sowie für den häuslichen Beruf.
- c) Gewerbeschule: Neue Kurse für alle einfachen und feinen Handarbeiten, für Schneidern, Puß, Wäscheuschneiden und -nähen, Kochen, Plätten, Frisieren, Seerieren, Kunststicken, Maschinesticken, Ornamentzeichnen (Pflanzenzeichnen und Stillleben);
- d) Handelschule: Gründliche Ausbildung für den kaufmännischen Beruf als Buchhalterin, Korrespondentin, Kontoristin etc.
- e) unentgeltliche Ausbildung zur Kunststickerin und Schriftsegerin;
- f) Kurse zur Erlernung der Buchbinderei;
- g) Ausbildung in der Photographie mit allen dazu erforderlichen Fächern. (Kurse für Röntgenschweftern.)  
Spezialkurse für Amateure.  
Für auswärtige Schülerinnen Pension im Hause.  
Auskunft über sämtliche Institute schriftlich und mündlich durch das Verwaltungsbureau, geöffnet von 9 bis 6 Uhr.  
Prospecte gratis und franko.



## Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!  
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** Weltausstellung St. Louis 1904.

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunstnäheret. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

**Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.**

Filialen an allen grösseren Plätzen.

## Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl.  
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.  
Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“.

## Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz**,

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin  
Vierteljahr-, Halbjahr- und Jahreskurse. • Musterkolor.

Silb. Medaille. • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • Pension im Hause.

## Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu massigen Abonnementpreisen sofort nach Erscheinen

**Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.**

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen !

! : : : : : und Zeitschriften der Welt : : : : : !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

## Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallchreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallchreiberstraße 34—35 zu adressieren.

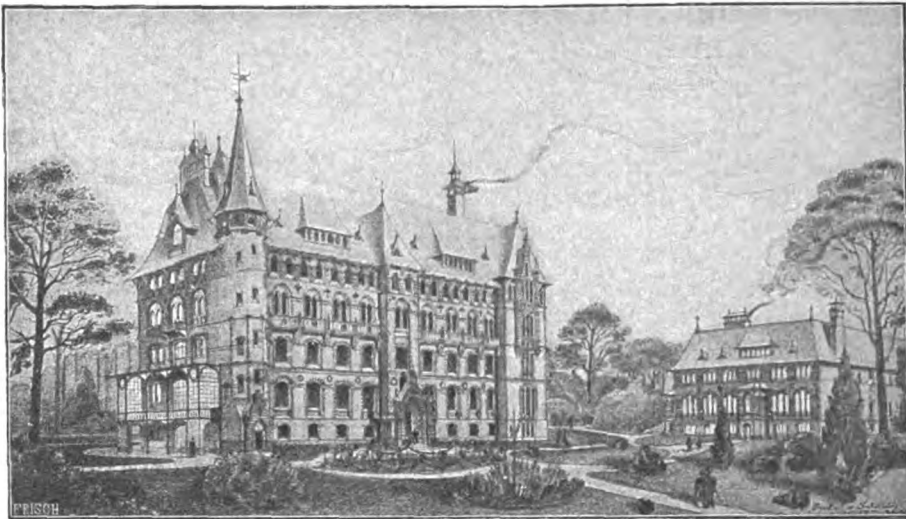
**Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.**



# Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Besichtigung  
der Anstalten  
jeden Dienstag  
für Haus I  
von 10—12 Uhr;  
für Haus II  
von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

## Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

**Haus I. gegründet 1870:**

**Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.**

**Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.**

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

**Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.**

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect.

*Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.*

**Haus II.**  
gegründet 1885:

**Seminar-Koch-  
und  
Haushaltungs-  
schule:**

**Hedwig Heyl:**

Curse  
für Koch-  
u. Haushaltungs-  
Lehrerinnen.

**Pensionat.**



**Curse**  
in  
allen Zweigen der  
Küche u. Haushaltung  
für  
**Töchter**  
höherer Stände,  
für  
**Bürgertöchter.**  
**Kochcourse**  
für Schulkinder.  
Ausbildung  
zur Stütze der Hausfrau  
und Dienstmädchen.  
Auskunft über Haus II  
erteilt Frä. D. Martin.

Im XVI. Jahrgange erscheint: \* \* **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** \* \*  
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals  
und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland  
2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Roeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Roeser Buchdruckerei, Berlin S.



# DIE FRAU

Herausgegeben  
von  
Helene Lange.

Verlag:  
W. Moeser Buchhandlung,  
Berlin S.

## Zu Schillers Gedenktage.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

**E**s ist etwas Eigenes um die Gedenkfeier für einen Toten, dessen Sterbetag ein volles Jahrhundert von uns trennt. Eine solche Totenfeier ist im Grunde nichts anderes als eine Feier ewigen Lebens. Sie ist ein Zeichen dafür, daß beim Zerfall des Staubes etwas geblieben ist, das zum Unzerstörbaren gehört; zu dem unzerstörbaren Bestande der geistigen Welt, die sich hinter der bunten Welt der Erscheinungen verbirgt und die dem ihre Würde und ihre Bedeutung gibt, was wir gemeinhin als Wirklichkeit bezeichnen.

Man hat schon oft geglaubt, mit Schiller fertig zu sein, ihn auch geistig tot sagen zu dürfen. Vielleicht hat der Mißbrauch, dem er als Schuldichter par excellence ausgesetzt war, dazu beigetragen; jedenfalls galt und gilt es in den Reihen des jüngsten Deutschland als eine Art von Reifeerklärung, Schiller abgetan zu haben. Und gewisse Zugeständnisse an den Geschmack seiner Zeit, ein Pathos, das unser Empfinden fremd anmutet, eine vom modernen Standpunkt einseitig erscheinende Ästhetik boten ebensoviel wunde Punkte, die der Behauptung, hier sei Krankheit und Verfall, in mancher Augen recht gab. Diese Monate bringen den Beweis dafür, daß ein tiefinnerliches, gesundes Leben dem entströmen muß, was tot gesagt wurde, daß aus den stummen Seiten, die in millionenfachem Abdruck über die ganze kultivierte Erde verbreitet sind, eine Kraft spricht, die noch heute tausendfaches Leben zu wecken vermag, tausendfältige Frucht hervorbringt.

Worin besteht diese Kraft?

Diese Kraft ist eigenartig. Sie gehört nur dem einen unter all unsren großen Dichtern. Sie tritt in seinem Lebensringen wie in seinen Werken hervor. Charlotte Schiller hat recht, wenn sie ihn als ein Wesen bezeichnet, das vielleicht in Jahrtausenden nicht so wieder erscheint, und Goethe hat recht, wenn er von ihm sagt, daß das Gemeine in wesenlosem Schein hinter ihm lag. Was sie beide empfanden, was jeder fühlte, der sich in seiner Nähe bewegen durfte, das ist das Erfassen des Lebens aus der Höhe der Idee, das ist die aus diesem Idealismus geborene sittliche Kraft, die, in bitterem Lebenskampf gestählt, bangen Nächten und franken Tagen immer wieder abgerungen, sich kein Lebensproblem bequem macht und sie dennoch alle löst, wenn auch oft nur durch Hingabe des Lebens selbst. Das ist „das Eigenste, was ihm allein gehört“; das ist es, was sich „in ganzen Scharen“ verbreitet hat, was den großen Freund mit Recht sagen ließ:

„Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,  
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.“

Was ihm aber diese Scharen gewann, was seinem Wort die Überredungskraft ließ, das ist dieselbe verklärte Eigenart, die den Sterbenden auf die Fragen nach seinem Befinden antworten ließ: „Immer besser, immer heiterer“, die ihn im letzten Winter seines Lebens zu jener „unaussprechlichen Milde“ des Wesens kommen ließ, die Karoline von Wolzogen zu dem Worte veranlaßt: „Es war ein wahrer Gottesfrieden in ihm.“ Und diese Verklärung stammte ihm aus der Versöhnung von Sollen und Wollen. Nicht als kategorischer Imperativ, nicht als Pflicht, als sittliches Dogma stand die Lösung des Lebensproblems, die Durchsetzung des sittlichen Prinzips, des Unsterblichen im Menschen vor ihm, sondern als ein Appell an die feinsten und höchsten Lebensinstinkte, ein Ruf, dem zu folgen ihm gleichbedeutend schien mit Rückkehr in die Heimat, eine Aufgabe, die mit dem ganzen Reiz des Erhabenen lockte.

Am reinsten und unmittelbarsten hat er dieser Lebensauffassung in seinen philosophischen Gedichten Ausdruck gegeben. Im „Genius“ zeichnet er uns jenen seltenen Menschen, dem der kategorische Imperativ, das Gesetz, das „mit ehernem Stab den Sträubenden lenket“, nur eine Formel bedeutet, dem Sittengesetz und Neigung zusammenfließen; den Menschen, der die letzte Vollendung darstellt, der wirklich ist im Sinne der höheren, poetischen Wirklichkeit; an den wir glauben, wenn er uns auch niemals im Leben begegnet. Er ist die treibende Kraft in der Aufwärtsbewegung der Menschheit:

„Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund  
Redest, wird den erstaunten Sinn allmächtig bewegen;  
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,  
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,  
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt.“

Wenn der Dichter so den verklärten Menschen sieht, mit dem stillen Auge, mit dem einst Plato seine Ideen, die hohen Urbilder alles Geschaffenen schaute, so bleibt er sich doch der Klust bewußt, die uns von einem Dasein trennt, in dem Wollen und Sollen, Neigung und Pflicht bruchlos in einander aufgehen. Aber die Sehnsucht danach verläßt uns nie. Sie zeigt uns das Wunderland; aus dem Tal, das „der kalte Nebel drückt“, sehen wir hinüber nach den Hügeln, die im ewigen Sonnenschein liegen. Nur für Augenblicke können wir sie erreichen. In „Ideal und Leben“ hat

Schiller aus eigener Erfahrung heraus den steten Kampf mit der Erdschwere dargestellt, die Augenblicksziele, in denen wenigstens die Stimmung errungen, die Weltanschauung allmählich gebildet wird, aus der „Mut des reinen Lebens“ quillt. Und hier weitet sich ihm der Blick für die Einheit von Sollen und Wollen weit über das im engeren Sinne sittliche Gebiet hinaus. Sie ist undenkbar ohne die Einheit der Welterfassung überhaupt; die Einheit, aus der die künstlerische Umformung der Lebensprobleme stammt, aus der die Überwindung schweren Erdenleids sich ergibt von der Höhe der Idee aus, der alles Vergängliche nur ein Gleichnis wird. Erst aus dieser Einheit der Welterfassung kann „die Angst des Irdischen“ tatsächlich überwunden, aus ihr die Kraft zu einer geistgeborenen Gestaltung des eigenen Lebens gewonnen werden.

Aber was sich so im Gedicht leicht fügt, was in schwungvoller Sprache den einsamen Leser mit sich fortreißt, ihn zum Glauben zwingt, was in Einzelnen zur Wirklichkeit wird, das steht doch im schroffen Gegensatz zum Leben des Tages, der Welt, in der es heißt:

„Wo eines Platz nimmt, muß das andre rücken,  
Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben,  
Da herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt.“

Und Schiller, der von diesem Kampf selbst zu sagen wußte, ist zu sehr an der Wirklichkeit geknüpft, um da, wo er uns Handelnde vor Augen stellt, im Drama, den vollendeten Menschen verkörpern zu wollen, den seine Idealbildung als Ziel aufstellt. Aber das Maß, an dem er seine Helden mißt, setzt er nirgends herab. Überall sehen wir sie unter das große Gesetz gestellt, das ihm zuerst von Thespis' Wagen in den Weltenlauf gewandelt war: „der Pflichten und Instinkte Zwang“ wird am Sittengesetz gemessen, und was unzulänglich befunden wird, muß untergehen.

Und so kommt gerade in dem, was ihn zur dramatischen Gestaltung lockt, in seiner Idee des tragischen Konfliktes wieder das zum Ausdruck, was sein eigenes sittliches Leben bestimmte.

Die moderne Weltanschauung hat für die Tragödie noch andere Momente zur Geltung gebracht, Momente, die unter den Menschen der Gegenwart durch ihre überwältigende Neuheit, ihren greifbar realen Charakter, und nicht zum wenigsten durch die bequeme sittliche Entlastung, die sie boten, zu übermächtigem Einfluß gelangten. Die neuen Offenbarungen, die der Darwinismus über die Unentrinnbarkeit der Vererbung gab, die wachsende Einsicht in den Zusammenhang zwischen Physischem und Geistigem, die Einstellung des ganzen wissenschaftlichen Interesses auf die engen Zusammenhänge zwischen Persönlichkeit und Milieu: das alles kam zusammen, um die Frage nach der Macht des Menschen über sein Schicksal und damit die Frage seiner Verantwortlichkeit für seine Handlungen in anderem Licht zu sehen. Und so ändert sich denn auch das Wesen der Tragödie von Grund aus. Die einander widerstreitenden treibenden Kräfte für das Schicksal des Helden liegen nicht mehr ausschließlich in seiner eigenen Brust; stärker und schließlich ausschlaggebend wirken jene heimlichen, seinem Willen und seiner Beeinflussung ganz entzogenen Gewalten, die ihn endlich wehrlos hinabziehen. So stammelt Oswald Alving in Ibsens Gespenstern, von dem grauenhaften Geschick ererbter Verblödung ereilt, noch in hilfloser, instinkt- artiger Sehnsucht: Mutter, gib mir die Sonne; so greift „College Crampton“ doch wieder zur Flasche; so wird Fuhrmann Henschel zum willenlosen und hilflosen Opfer einer roheren und niedrigeren, aber an Lebensenergie und brutaler

Kraft ihm überlegenen Natur. Ja, bei einem der Modernsten, bei Maeterlinck, wird diese Hilflosigkeit zu einem der stärksten Stimmungsmomente. In manchen seiner Stücke tritt an die Stelle der Handlung geradezu das trostlose Warten mit gebundenen Händen, das Überfichkommenfühlen eines Unabwendbaren, unheimlich Drohenden.

Es ist hier nicht der Ort, die moderne Kunst, deren mächtige, wenn auch einseitige Wahrheitswirkung wir alle empfunden haben, in ihrer kulturellen und künstlerischen Bedeutung abzuschätzen. Ohne Zweifel ist die starke Betonung des Kranken, des Abhängigen und Erliegenden der notwendige künstlerische Niederschlag der neuen Einsichten, die uns das neunzehnte Jahrhundert gebracht hat. Vor dem überwältigenden Eindruck dieser neuen Erkenntnis erschien die Tatsache des Selbstbewußtseins: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei!“ als eine fromme Illusion, als das pädagogisch zugespitzte Dogma des Moralisten. Und das ist auch einer der Gründe, der die geringe Einschätzung Schillers durch die „Jugend von heute“ erklärt.

Unzweifelhaft wird mit der Bankrotterklärung der sittlichen Selbstbestimmung, mit der Einsetzung unentrinnbar wirkender dunkler Lebensgewalten als Herrscher über den menschlichen Willen und das menschliche Tun nicht das letzte Wort für die moderne Weltanschauung und die moderne Kunst gesprochen sein. Wir stehen inmitten von Entwicklungskämpfen, die uns zunächst in begreiflicher Reaktion gegen einen flach gewordenen, billigen Epigonenidealismus eine Überschätzung physiologisch nachweisbarer, konkreter Zusammenhänge gebracht haben. Für den Augenblick wird darüber vergessen, daß die sittlichen Grundforderungen auch auf Naturgesetzen beruhen, daß ihr Vorhandensein eine ebenso unumstößliche Lebensstatfache ist wie das Dasein der Materie. Aber wie heute die Naturwissenschaften die einst so mißachtete Philosophie in ihre Rechte einsetzen, wenn es sich um die Aufhellung letzter Lebensprobleme handelt, ebenso sicher wird die moderne Kunst die Tatsachen des sittlichen Selbstbewußtseins einmal wieder als vollgiltig neben jene dunklen Mächte stellen, die heute ihr unentrinnbares Netz über die Menschheit geworfen zu haben scheinen. Und dann ist der Augenblick gekommen, wo man der psychologischen Feinheit wieder gerecht werden wird, mit der Schiller den sittlichen Konflikten seiner tragischen Helden Gestalt gegeben hat.

Und so meine ich, ist es die Lebensfeier des großen Toten, wenn wir nun auch noch dem nachgehen, was ihn, wie auch die ästhetischen Urteile sich wandeln mögen, auch als Dramatiker über Zeit und Raum erhebt. Es liegt im Gange seiner menschlichen und dichterischen Entwicklung begründet, daß sich ihm die Zusammenhänge zwischen seelischen Voraussetzungen und tragischer Schuld im Fortschreiten immer klarer ergaben, daß er mit immer höheren sittlichen Forderungen sich an die Helden wendet, die ihn überhaupt zur Darstellung reizen. Die wenig verwickelten und in gewissem Sinne groben Forderungen, die einem Karl Moor, einem Fiesko gestellt werden und die man fast in dem einfachen Schema der zehn Gebote unterbringen könnte, machen den komplizierten Forderungen einer individuellen Sittlichkeit Platz, die mit der Anlage und Bedeutung des Einzelnen rechnet und danach richtet. Solchen Problemen stehen wir im Wallenstein, in der Jungfrau von Orleans gegenüber.

Wenn wir diesen vornehmsten Charaktertragödien Schillers gerecht werden wollen, müssen wir freilich von dem absehen, was das Heer der Ausleger in usum delphini an ihnen gesündigt hat.

Es ist landläufige Schulauffassung, daß Wallenstein untergehen muß, weil er am Kaiser Treubruch begeht. Die Auffassung eines Hofmannes; die eines Tragikers

gewiß nicht. Oder er wird als der große Zauberer erfaßt, der die Tat vollbringen muß, weil er sie gedacht, und der so zu blaffen moralischen Nutzenwendungen Gelegenheit bietet. Daß Wallenstein selbst sich nach dieser Richtung hin analysiert, darf uns nicht irre führen. Der Dramatiker ist farbiger als seine gedankenblaffen Ausleger, und seine Wirklichkeit größer und furchtbarer als die begrifflichen Erwägungen im Bewußtsein seines Helden. Nicht der Abfall vom Kaiser, nicht die unerbittliche Konsequenz einer Gedankenschuld, mit der er gespielt, sondern ein wirklicher ungeheurer Frevel stellt Wallensteins tragische Schuld dar, ein Frevel, in dem der Kaiser sein Mitschuldiger ist. In diese Zusammenhänge hat meines Wissens zuerst Karl Werder in seinen Wallensteinvorlesungen an der Berliner Universität hineingeleuchtet.<sup>1)</sup>

„In Wallensteins dämonischem Einfall“, so führt er aus, „die Kriegsfurie zur alleinigen Herrin der Dinge zu machen, ihr in die Stätten menschlicher Bildung hinein die Bahn zu brechen in einem Umfang und auf eine Dauer, die auf Verwüstung des ganzen Daseins gehen, — und dies einzig aus der Absicht, um im allgemeinen Verderben für sich selbst zu prosperieren — in diesem Manöver, das eine Welt der Gesittung in die Zustände der wildesten Zeitalter zurückwirft und diese Wildheit zum System macht — durch Erfindung einer Methode, die von genialer Verruchtheit und von ebenso unfehlbarer Wirkung ist, — darin, in diesem Akt äußerster Brutalität, die nichts achtet als den eigenen rasenden Trieb, vor der es keine Tugend und kein Laster gibt, die alles niedertritt, allem, was Menschen heilig ist im Himmel und auf Erden, allein sich entgegenstellt mit dem nackten Schwert und dem Hohn der Gewalttat — in dieser Empörung wider den Geist, in diesem Abfall von der Menschlichkeit, dessen Seele der nämliche Wille ist, der den Todschlag in die Welt gebracht — darin liegt der Fluch, der ihn verfolgt, darin zunächst.“

Und so vollzieht sich denn auch folgerichtig Wallensteins Sturz durch das Heer, das Werkzeug seines Frevels.

Und aus diesem Gesichtspunkt angesehen, ändert sich das ganze Stück. Was manchem als eine Zugabe, als eine nicht einmal ganz organisch eingefügte Episode erscheinen möchte, der Sternenglaube Wallensteins, rückt nun in die gerade Linie der Entwicklung. Denn nur sich will er, nur sich sieht er; nur an sich glaubt er. Sich will er durchsetzen, „gegen jede Instanz und um jeden Preis“, und so ist es ihm selbstverständlich, daß er im Licht der Sterne steht, daß am Himmel sich abspielt, was sein Erdenschiedsal lenkt. Gerade diese Seite seines Charakters griff nach Tiedes Schilderung der größte Wallensteinardarsteller, Fleck, auf, und machte die scheinbare Sonderbarkeit zum Vorherrschenden im Charakter des Helden. „So wie er auftrat — — — war es dem Zuschauer, als gehe eine unsichtbare schützende Macht mit ihm; in jedem Worte berief sich der tiefsinnige stolze Mann auf eine überirdische Herrlichkeit, die ihm nur allein zuteil geworden war; so sprach er ernsthaft und wahr nur zu sich selbst, zu jedem anderen ließ er sich herab, und schaute auch während des Gesprächs mit jenem in seine Träume hinein. So fühlte man, daß der so mannigfach, so wunderbar verstrickte Feldherr wie in einem großen schauerlichen Wahnsinn lebe — und so oft er nur die Stimme erhob, um wirklich über Sterne und ihre Wirkung zu sprechen, erfaßte uns ein geheimnisvolles Grauen — denn gerade diese scheinbare Weisheit stand

<sup>1)</sup> Vorlesungen über Schillers Wallenstein gehalten an der Universität zu Berlin von Karl Werder. Berlin, Wilhelm Herz 1889.

mit der Wirklichkeit und ihren Forderungen in einem zu grellen Kontraste. Dadurch erhielt alles Wahrheit und tragische Tiefe.“<sup>1)</sup>

Und diese tragische Tiefe liegt in der von Fleck als Darsteller so einzig erfaßten Idee, daß an seinem Wahn, an dem kolossalen Egoismus, der blind auf die Erde gerichteten Begierde, der auch der Sternenhimmel, der alles dienen muß, Wallenstein zugrunde geht, daß hier seine tragische Schuld liegt. „Wallenstein zerfällt wie ein Meteor, weil keine sittliche Substanz sein Kern, nicht die Idee der Boden ist, aus dem die Wurzeln seines Wesens treiben. Seine Kulmination ist von negativer Art. In seinem Untergange besteht sie; in dem Exempel, das an ihm statuiert wird“. . . Er ist kein „Heros göttlicher Sache, sondern ein Heros auf eigene Faust, ein Freveler am Geist, ein Rebell und Empörer wider den Herrn aller Dinge“, und daran, nicht an seinem Verrat am Kaiser, nicht an seiner Gedankenschuld geht er zugrunde.

Und wenn sich in seinem eigenen Bewußtsein von diesem Frevel nichts offenbart, so ist es eben, weil er, um mit heutigen Schlagworten zu reden, sich als Übermenschen jenseits von gut und böse fühlt. Und so geht er auch zugrunde ohne Reue, ohne Schuldgefühl, ohne je den Glauben an sich und sein Glück zu verlieren; daß er zugrunde geht, ist des Tragikers Gericht.

Es liegt etwas Typisches in diesem Schicksal; typisch, wenn man Kolossalfiguren wie Wallenstein überhaupt als Typus fassen will. Denn dieser Verrat der sittlichen Idee an den ungebändigten Trieb zur Erde, zur Selbstherrschaft, dürfte als die typische Versuchung des großen Mannes gelten.

Es ist keine Spielerei, wenn wir in der Jungfrau von Orleans eine Art Gegenstück zum Wallenstein zu erkennen meinen.

Was Dünkersches Banausentum und was die Schulweisheit an diesem Stücke verbrochen und verbricht, übertrifft vielleicht noch den Frevel, der am Wallenstein getrieben wird. Es mag damit zusammenhängen, daß hier die feinste Psychologie des Weibes gegeben ist, wie sie unter den Männern eben nur dem Dichter und dem dichterisch Empfindenden zugänglich ist, sonst wäre es unfaßbar, wie geistvolle Interpreten von einer Stufenfolge der Schuld bei der Jungfrau sprechen könnten — eine dieser Stufen ist die Umarmung des Burgund in der Versöhnungsszene! — wie selbst Hettner die Dichtung im Grundmotiv als verfehlt bezeichnen konnte, weil das Schicksal der Heldin in fatalistischem Sinne an ein rein äußeres Göttergebot geknüpft sei.

Eine nur einigermaßen tiefer dringende Analyse wird das sogenannte rein äußere Göttergebot „Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren mit sündigen Flammen eitler Erdenlust“ als die psychologische Grundvoraussetzung der ganzen Entwicklung erkennen.

Die Jungfrau hat sich selbst eine Aufgabe gestellt, die die Hingabe des ganzen Menschen verlangt, umso mehr als sie der Art ihres Geschlechts nicht nur fernliegt, sondern im tiefsten Grunde widersteht. Dem Haß soll sie dienen statt der Liebe. Sie kann es nur aus einer Liebe heraus, die der mit dem Leben Unbekannten jede andere Liebe ersetzt: der Begeisterung für das Vaterland. Das ist das Stück Weibtum, aus dem heraus sie handelt; so lange diese Begeisterung sie trägt, so lange ihr Auge nur auf diesen Punkt gerichtet ist, so lange ihr Wollen einheitlich bleibt, so lange siegt sie, fühlt sie sich im Dienst jener Höheren, die sie gesendet. Wäre noch weniger vom Weibe in ihr, so würde diese abstrakte Liebe ihr dauernd die Durchführung ihrer

<sup>1)</sup> a. a. D. S. 83 f.

Aufgabe möglich machen. Aber ihre Natur hat keine Postimmung; sie liebt nicht die Welt mit allen kommenden Geschlechtern. Ein liebes Antlitz bricht ihre Kraft. Als Schuld muß sie empfinden, was sie uns im Grunde nur näher bringt. Das aber, die Liebe zu Lionel, ist an sich ganz sicher nicht die tragische Schuld. Die liegt in etwas anderem: in der falschen Einschätzung der eignen Natur, in der Übernahme einer großen, nur durch Hingabe des ganzen Menschen zu lösenden Aufgabe, ohne die innere Kraft, diese Aufgabe durchzuführen. Verrechnet, aber so verrechnet, daß uns die Heldin, die nicht mehr Heldin ist, näher steht, lieber ist, als die Kriegsgöttin, die gegen ihre Natur mit dem Schwert niedermäht, was Blüte und Leben verheißt. Daß sie diese falsche Rechnung mit dem Leben büßt, ist für sie und für uns selbstverständlich. Durch anderes als die Hingabe des Lebens ist bei dieser Natur dieser Zwiespalt nicht zu lösen.

So ist auch hier wieder das Höchste verlangt, und das Höchste geleistet. Diesmal aber ist es nicht wie bei Wallenstein das Exempel, das statuiert werden soll, keine negative, sondern eine positive Kulmination, um mit Werder zu sprechen —; dem feinsten Sittengesetz, das da verlangt, der Idee, für die man lebt, auch dies Leben selbst zu opfern, wird in freier Unterordnung und in voller Schönheit genügt.

Mag dieser Blick auf ein paar Schiller'sche Gestalten genügen, um zu zeigen, wie Wilhelm von Humboldt recht hat, wenn er den Glauben „an die dem Menschen unsichtbar innewohnende Kraft, die erhabene und so tief wahre Ansicht, daß es eine innere geheime Übereinstimmung geben muß zwischen ihr und der das ganze Weltall ordnenden und regierenden, da alle Wahrheit nur Abglanz der ewigen, ursprünglichen sein kann,“ als einen charakteristischen Zug in Schillers Ideensystem bezeichnet. Und dieser Zug kann nicht verloren gehen. Wenn das Schicksal der Massen, der Kleinen, der Hilflosen, wenn die Tragik im Alltagsrod heute die Bühne beherrscht, so ist das recht und gut, denn nur zu lange ist man an dieser Tragik ahnungslos und gleichgiltig vorüber gegangen. Aber das bloß vernichtende, graue, die Massen erdrückende Elend wird doch einmal wieder dem großen gigantischen Schicksal Platz machen, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. An dem großen Geschick der Höhenmenschen werden wir uns wieder aufrichten, denen Schiller gerade ins Auge sah, weil er mit ihnen auf gleicher Höhe stand. Wir können nur in seinen Werken noch, „mumienartig verschlossen, über Klüfte hinweg, welche die lebendige Wirksamkeit nicht zu überspringen vermag,“ die Berührung mit seinem Geiste suchen und finden; was er den Mitlebenden war, das zeigte die Trauer um den großen Geschiedenen. Und doch floß auch in diese Trauer etwas über von dem Gefühl einer erreichten Vollendung, die kaum noch überschritten werden konnte. „Sein Leben“, so ruft Humboldt dem Freunde nach, „endete vor dem gewöhnlichen Ziele; aber so lange es wahrte, war er ausschließlich und unablässig im Gebiete der Ideen und der Phantasie beschäftigt; von niemand läßt sich vielleicht mit soviel Wahrheit sagen, daß er die Angst des Irdischen von sich geworfen hatte, aus dem engen, dumpfen Leben in das Reich des Ideals geflohen war; er lebte nur von den höchsten Ideen und den glänzendsten Bildern umgeben, welche der Mensch in sich aufzunehmen und aus sich herauszubringen vermag. Wer so die Erde verläßt, ist nicht anders als glücklich zu preisen.“

Und, so dürfen wir hinzufügen, glücklich zu preisen sind auch die, die wirklich seines Geistes einen Hauch verspürt haben. Wessen Jugend unter dem Einfluß dieses



... und großen Menschen stand, wer an seinen Gedanken, die kein Hauch des Gemeinen oder auch nur des Gewöhnlichen berührte, innerlich erstarren durfte, dem wir die reiche Erbe mitgegeben, das weiter zu überliefern ihm Pflicht und Glück ist. Und wer den Jubel noch mit erlebt hat, den die Jahrhundertfeier von Schillers Geburt im ganzen Volk zu spontaner Entfaltung rief, der weiß, wie ein Toter lebendiges Leben zu geben vermag. Wenn, was damals einem freudigen Glaubensbekenntnis, einem Siegeshymnus gleich, heute in gedämpfteren Tönen erklingt, wenn in uns Allen das Bewußtsein einer inneren Zusammengehörigkeit mit Schiller stärker ist als in der Jugend, so bedeutet der hier aussetzende Puls nichts für die lebensvolle Fortentwicklung der Ideen, die ihm vor allen ihre Ausgestaltung verdanken. Zu diesen Ideen wird in wechselnder Umkleidung die Entwicklung immer wieder zurückführen; immer wieder wird die stählende, unsere besten Kräfte wachrufende Überzeugung ihre Macht zurückgewinnen, wir alle leben und schaffen, um dem „Tag des Edlen“ in langsam fördernder, stetiger Arbeit die Stätte zu bereiten.



## Japonismus.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

„Japonaiserie for ever . . .“

In seinem schillernden Paradoxenbuch der „Intentions“ behandelt Oscar Wilde sein Lieblingsmotiv, daß die Kunst nicht die Wirklichkeit spiegele, sondern daß umgekehrt die Wirklichkeit sich nach der Kunst richte, das heißt, daß unsere Empfängnis der Außenwelt, unsere Art, die Dinge zu sehen, durchaus von der Kunst abhängig sei. Unsere Augen sehen durch das Medium der Kunst in die Landschaft und entdecken sich Corots, Monets und Turners. Und die Präraphaeliten haben mit ihren Gestalten einen Typus geschaffen, den die Wirklichkeit dann nachgebildet hat, so wie heut gewisse Erscheinungen moderner Linienkunst, die das Publikum das „Sezessionistische“ nennt, eine Wirklichkeitsnachfolge fanden.

In solchem Zusammenhange kommt Wilde auch auf den Japonismus. Und er sagt in dem Dialog „Der Verfall der Lüge“: „Solltest du ernstlich glauben, daß die Japaner, wie sie in der Kunst dargestellt werden, wirklich leben? Dann hättest du nämlich gar nichts von der japanischen Kunst begriffen. Die Japaner sind eine eigenmächtige Schöpfung einzelner Künstler, eine besondere Stilart, eine prachtvolle Phantasie der Kunst.“ Und er schließt seinen ästhetischen Machiavellismus mit dem Rat: „Und deshalb, wenn du etwas Japanisches zu sehen wünschst, wirst du nicht wie ein törichter Reisender nach Tokio gehen. Im Gegenteil, du wirst zu Haus bleiben, dich in die Arbeit bestimmter japanischer Künstler vertiefen und, von der Eigenart ihres

Stils und der schöpferischen Kraft ihrer Phantasie ganz durchdrungen, wirst du dich eines Nachmittags in den Park setzen oder durch Piccadilly schweifen, und wenn du dort nicht ein echt japanisches Stimmungsbild siehst, wirst du es nirgends sehen“.

Wilhe hätte auch die weiße Citafade von Ostende nennen können, die mit ihrem Pfostenbau und der weichen Rundung wie ein Ornament im Meere liegt, oder die Molen von Triest, die so seltsam langfingerige Zeichen in die Adria schneiden oder den Hafen von Antwerpen mit seinen Krahdämmen, die so kapriziöse Überschnidungen und Durchblicke geben. Hier hatte Vincent van Gogh, der Maler, eine solche Impression und er schrieb in seinen Aufzeichnungen: „Eins der Goncourtschen Spruchworte lautete: Japonaiserie for ever. Nun die Docks sind eine famose Japonaiserie, seltsam, eigenartig, ungeheuerlich — man kann sie wenigstens so sehen.“ Und er zeichnet ein Bild: Durch das Fenster eines sehr eleganten englischen Restaurants blickt man auf den schmutzigsten Schlamm und auf ein Schiff, aus dem von monströsen Typen von Packträgern und ausländischen Matrosen Felle und Büffelhörner ausgeladen werden. Daneben vor dem Fenster sieht ein sehr schwaches, sehr feines, verschüchtertes Mädchen. Das Interieur mit der Gestalt ganz Ton und Licht, die silberartige Luft über den Schlamm und den Büffelhörnern . . . überall Kontraste . . .!)

\* \* \*

Wenn man jetzt im Lichthof unseres Kunstgewerbemuseums die Stufen zwischen den ostasiatischen Tempellaternen herunter schreitet, dann ist man umgeben von der Welt der japanischen Kunst. Man kann hier vor den Holzschnitten der charakteristischen Meister sich ganz erfüllen mit dieser Gabe verwandelnden kapriziösen Schauens. Und will man analysieren, so findet man gewisse Merkmale und wesentliche Züge dieses Schauens. Es scheint, daß diese japanische Kunst Motive der Außenwelt, der Landschaft, der Straße, der Architektur, des Himmels, der Wolken und schließlich auch die Motive der menschlichen Erscheinung und ihres Kostüms freihändig aufnimmt und nun mit diesem Wirklichkeitsstoff, mit diesem naturalistischen Element ein dekoratives Geschmacks- spiel anhebt, als wäre es ein *Objet d'art*, ein *Bibelot*, ein Gegenstand der angewandten Kunst, der in einem Interieur ornamental verwandt und eingestimmt werden sollte. Blütenbäume und Gezweig wird auf diesen Blättern so arrangiert, wie Blumen in einer Vase, auf farbige und zeichnerische Raumwirkung. Die Figuren werden gestellt, wie Kleinplastiken auf einem Paneel in interessanter Silhouette und auf Hintergrundwirkung. Ein Uferrand wird zur *Vignettenlinie*. Das Arrangement dieses aus der Natur übernommenen Materials ist völlig souverän, nur der Geschmack bestimmt es, und die Naturnachahmung hat hierbei nichts mehr zu sagen.

Alles wird hier ornamental arabischenhaft umgewertet. Der Wind ist nur dazu da, die Kleider in kühnem, voluten und pfauenschweifigen Wehen zu bewegen. Schnee und Regen dient, um der Landschaft originelle zeichnerische Accente zu geben, sie amüßant zu machen mit Strichen und Zickzackgewirr und mit Flören und Floden. Verwandtes findet sich vereinzelt in der europäischen Kunst. Die Winterbilder Breughels im Wiener Museum benutzen Schneegestöber zu dekorativen Phantasien, und Strathmann der Münchner, der sich an dem künstlerischen Japan reich genährt, malte einmal einen Zug heimkehrender Dorfmusikanten, denen das Schneegeriesel ihr bürgerliches Kleid in

1) Kunst und Künstler 1905. p. 120.

... keramische Kameralägewänder verwandelt hatte. Und nicht das Stoffliche dieser ... Bemerkung oder die drolligen Typen dieser Musikanten war dem Künstler die ... sondern die eigentümliche dekorative Wirkung des stilisierten Schnees, der ... den Eindruck gab, als wäre es mit einem großen dunklen weisstupfigen ... überspannt.

Die Wirkung des Schleiers, der mit seinem Maschengewebe die Flächen fein ... gliedert und das hinter ihm Liegende zarter, schwimmender, duftiger macht, ... Bedeutung, die auch in der Frauentoilette eine kareffante Bedeutung hat, spielt in ... japanischen Kunst eine große Rolle. Utamaro zeichnet eine seiner Frauen hinter ... Schlafvorhang, dem feinen Netzgewebe, ähnlich der südlichen Mosquitobett ... Und diese Frau erhält durch die Schleierpiegelung einen delikaten, ... unwirklichen Reiz. In dem berühmten Bild des „Fischzugs“ wird das ... auf dem Blatt so angebracht, daß es wie ein wallender Schleier die eine ... der Szene transparent überhüllt und durch seine ornamentale Musterung dem ... etwas Stilisiertes gibt. Dies Netzgewebe über Menschen und Dinge ... an das Craquelé in der Keramik, an jenes feine, verschlungene Gespinnst ... Haarrisse, das die Flächen so hauchig stimmt.

Und ein raffinierter Kontrast läßt sich dabei beobachten.

Das keramische Craquelé dient dazu, dem toten Gegenstand durch seine Aberung ... atrender, nerviger Haut, pulsierenden Lebens zu geben; auf diesen Blättern ... das Craquelé der Schleierfäden benutzt, den Dingen der Wirklichkeit, ... dem aus dem Leben genommenen Stoff, artistische Stilisierung und künstliche Umprägung ...

Künstlichkeiten im Wirklichen reizen überhaupt: merkwürdig verschönörkelte ... hinter dem weißen Papierfenster, vor allem aber alle Formen der ... Der Spiegel wird als ein natürlicher Stilisierer des Wirklichen auf ... und wichtige Parallelmotive werden dabei gefunden. So stellt Utamaro auf ... berühmten Blatt der säugenden Mutter den schwarzgerahmten Spiegel so vor ... Gruppe, daß er in seiner Rundung gerade den kahlgeschorenen, kugeligen Schädel ... Kindes empfängt, was ein Pendant zu dem nackten Busen der Frau ergibt. Und das ist keine stoffliche Pointe, sondern rein ornamental gefühlt, ein Stilscherz.

Feuer, Wasser, Luft und Erde werden zu Bühnenrequisiten auf dem dekorativen ... Theater. Die weiße Mondscheibe ist die Hintergrundkulisse für ziehende ... Die sich bäumende Welle Hokusais wird eine phantastische Naturarabeske, ... voll flimmernden Gefieders muß einen schimmernden Fries um den Gipfel ... des Fuji Berges kränzen. Wellenringe um den Fuß der in das Bad steigenden Frau ... die feine Haut mit zarter Damascierung. Ein Stilmittel ist auch die Um ... Wertung. Wolken werden zu Segeln und Segel zu Wolken.

Solchen Funktionen fügen sich weiter die Bestandteile des Hauses.

Die Gitterwand mit ihrer quadratischen Fächerung, die Pforte aus Bambus ... der schräg in den Raum gestellte Paravent bilden Hintergründe, Schmuckleisten, ... Rahmen- und Bignettenwerk für die Figuren. Von besonderer Wirkung ist das Mittel ... einer Art Doppelbühne: in die Mitte des Bildes schiebt sich die leicht gezimmerte, ... helle Holzwand des Hauses; rechts wird das Interieur, links eine Gartenpartie pikant ... herausgehoben, am liebsten so, daß durch Blütenzweige originelle Überschneidungen ... entstehen. Und auf der Schwelle sieht dann, gewissermaßen im Kreuzfeuer der Linien

und Farbenmotive jener zwei so verschiedenen Bildhälften, eine weibliche Figur in kauender Haltung.

Ornamental ist auch das Interieur-Stellungsmotiv, das der Charakteristiker der Schauspieler, Buntsho, liebt. Er stellt seine Figuren in einen Zimmerwinkel, so daß die Wände von ihnen aus links und rechts divergierend ausstrahlen, gleich dem Kegele eines Scheinwerfers, und dann wieder, sich sammelnd auf ihren Mittelpunkt, die menschliche Gestalt zurückführen. Der Rhythmus des Treppenauf- und -abstiegs wird ausgenutzt, die Flächengliederung durch Bambussprossenzäune, die durch ihre Linien in die unregelmäßige Landschaft eine Musterung zeichnen, und vor allem sind es die hölzernen, hochgeschwungenen Brücken, die durch die Symmetrie ihres Filigran-, ihres Pfostengepinnt, ihrer vertreuzten Ballustraden die wechselnde, unregelmäßige, lebendig gegliederte Staffage der Brückengänger, der Frauen mit Schirmen und Fächer, fassen müssen, ein ornamentaler Rahmen für die bunte Beute des Lebens . . .

\* \* \*

Es reizt jenseits solcher Theorien, vor einigen dieser Blätter länger zu verweilen und zu versuchen, sie nachzuzeichnen.

Die Frauen des Utamaro . . . Er hat Madame Chrysanthème in allen Erscheinungen festgehalten, und mit feinschmeckerischer Liebe hat er ihr Kostüm gebildet. Ein Künstler der wundervollen Stoffe ist er, japanischen Froufrou. Und mit technischem Raffinement gibt er solchen Charme im Holzschnitt wieder. Durch Ausparung bildet er das schimmernde Oval eines weißen Umhangs, und der Rand hat matte Melange-Farbe mit einem zackigen Muster in Reliefsprägung; sandfarbene Gewänder in den charakteristischen körnigen Tönen bestickt er mit weißen Reibern. Sein Frauentyp ist überfeinert, das Körperhafte wird zur Linie ätherisiert; George de Feures ornamentale Frauen stammen von dem Utamaro-Geschlecht, raffiniert gezüchtete Lugszblüten. Und nicht nur das umhüllende Gewand, auch das ausgezogene wird hier ein Ornament. Auf einem Blatt steht eine Frau im hellen Unterkleid, mit Kirschblüten bestickt, im magischen Kreis ihres zu Boden geglittenen Obergewandes, dessen Musterung durch den Fall und den Faltenknäuel nun besonders phantastisch ist.

Utamaro hat aber nicht nur die Frau, sondern auch — und hierin ist ihm der graziose Radierer Helleu verwandt — die Motive von Mutter und Kind behandelt, allerdings weniger im Familiensinn, als mit jenem dekorativen Nebensinn, den man auf dem vorher geschilderten Säuglingspiegel entdeckte.

Künstler der Frauen sind noch Koriufai, der die schlanken Gestalten gern auf dem schmalen Raum der Pfostenbilder sich in weicher Grazie strecken läßt und den geschmeidigen Rhythmus der Darstellung dadurch nuanciert, daß oben ein Blütenzweig herüberschwankt und unten durch die Gewandfalten ein flinkes Mädchen schmiegsam sich windet; ferner Kiyomitsu mit seinem Paar unter dem Blütenbaum; Schunsho schuf den „Spiegel der Schönheiten des grünen Hauses zu Jeddo“, eine Theehaus-Ars amandi. Kiyonaga liebt gegen die graziose Linie der Utamaro-Damen das Frauenhaft-Körperliche, ist aber neben solchem Wirklichkeits- und Naturinstinkt in seiner Art, Gewänder und Requisiten zu benutzen, außerordentlich dekorativ. Ein Blatt von artistischer Delikatesse zeigt auf dem Hintergrund des grünen Musikantentrios und der ausgesparten weißen Flächen der Notenständer schwarze Frauen im Vordergrunde.

... denn man die Schule, die Toulouse-Lautrec, der Plakatskizist der *Opette* ... auch so gern die Musikinstrumente des Orchesters als Linien- ... des Leistenswerk verwandte.

Oben der Frau spielt die größte Rolle in der bildnerischen Kunst der Schau- ... Es gibt nur männliche Schauspieler, sie geben auch die Frauentrollen. Das ... daß Sada Yacco als Weib die Bühne betrat, war ein Bruch dieser ...

Die Schauspielerdarstellung hat ihre besonderen Meister.

Zu ist für diese künstlerische Handschrift dadurch besonders dankbar, daß der ... durch das maskenhaft geschminkte Gesicht, durch die Starrheit der ... im Affekt erfrorenen Körperhaltung, durch die steile Linie der Bewegung ... stilisierte Wirkung erstrebt.

Starko ist der Künstler dieser Welt; er stellt, wie Peter Jessen in seinem ... Begleitwort sein Repertoire aufzählt, „die würdevolle Ruhe des Adligen, ... des Kämpfers, den rauschenden Faltentwurf des Tänzers, die Demut ... des Mannes und das Muskelspiel des feisten Ringers dar.“

In dämonisch-gepenstlichen Schauern führt die Schauspielercharakteristik Scharakus. ... Unheimliches liegt über diesen grotesken Masken, die freudig ... der klaffenden blutroten Linie des Mundes und den züngelnden schwarzen Brauen ... dunklem Hintergrund emporstehen.

Voll unerhörter Energie sind die farbigen Flächen modelliert, und zu der ... Wucht solcher Kontraste steht der pikante Gegensatz koloristischer Nuancen ... der Gewandbehandlung. Ein Beispiel gibt jenes Blatt, das eben geschildert wurde, das ... das mächtige Gegeneinanderbranden schwarzer und weißer Wellen und in der ... Partie im Kostüm des Schauspielers eine dumpfglühende Farbenharmonie ... in den tiefen, schwebenden Tönen alten, gold und farbig gepreßten Leders.

Eng verknüpft mit dem Theater ist in Japan die Athleten- und Akrobatenkunst. ... bewegliche Spiel aller Glieder, die Ensemblezenen, in denen Menschenleiber ... und seltsam verrenkte Gruppenfigurationen bilden, und über dem Knäuel ... der Glieder die unbeweglichen Gesichter als Larven ragen, das entspricht ja auch der ... der japanischen Kunst, jener Absicht, mit Wirklichkeits-elementen stilisierte Ornamente ... bewirken.

Auf der Bühne der Sada Yacco, die freilich, wie die Kenner sagen, erheblich ... für den Export retouchiert war, bekam man immerhin einen Andeutungs-Eindruck, man ... trotz der Aklimatisierung, die Verwandtschaft zwischen Bühnenkunst und ... bildender Kunst abhien.

Sada Yacco tanzte in einem Stück den Tanz der Eifersucht und der Verführung. ... Sie tanzte ihn vor den Mönchen, um den Einlaß in das Kloster, in das Versteck ... ihrer Nebenbuhlerin zu erreichen. Und der Affekttanz wurde ein Schmutzreigen. ... Rotgoldene Gewänder wirbelten im Licht der weißen Kirschblüten, und mit silbrig ... schwarzhelmigen Flügelärmeln schwebte die Geisha schließlich zwischen den dunklen ... Massen der Mönche.

Und Maskenstarrheit voll Groteske und Grauen wirkte in der Furienzene. ... Als eine japanische Meduse erschien Sada Yacco da. Sie trug das unbewegliche ... glatt gemalte Gesicht der Geisha, ein zierlich porzellanenes Puppentöpfchen, aber darin

rollten die Augen einer Rasenden in irrem Feuer, und die Haare fladerten darüber wie gebäumte Schlangen, schwarz und wild. — Hier sah man auch die Ringer- und Fechterfcenen, jene Akrobatik, die als Intermezzo zu jedem Stück gehört. Die jähen Bewegungen, die zuckend geschnehten Kampfstellungen, bei denen die Köpfe sich schräg in die Höhe recken, all die Starrheit der im Affekt versteinerten Linie, die in Holzschnitten und Holzskulpturen fixiert ist, die ward hier lebhaftig. Und von bizarrem Reiz war es, diese eigentümliche Stilisierung von Augenblicks-Gestikulation lebendig werden zu sehen. Wie Einzel-Etappen kinematographischer Serien wirkten diese seltsamen Mitardandos mitten in der Erregung, und sie zeigten den starken artistischen Sinn der Japaner für alles Bildnerische, für die Formensprache und die Figurationsmöglichkeiten menschlicher Körper — Studien über Bewegungsmotive.

\* \* \*

Wie über die Menschen, so leuchtet die dekorative Liebe der japanischen Kunst über die Pflanzen und Tiere.

Es gibt Insekten-, Vogel- und Fischbücher, die eine Fülle der Anregungen geben, „Kunstformen der Natur“; in ihnen liegt die Geschmacksschule des Kopenhagener Porzellans, das die leichte flüssige Grazie, mit der die sich schlängelnden grauschuppigen Fische in milchigem Weiß der Vasen wolkig schwimmen, allein Japan verdankt.

Erlesene Einzelblätter solcher Naturvariationen sieht man in dieser Ausstellung. Vor allem unter den „Surinomos“, den Glückwunschkarten, finden sich subtil gestrichelte Impressionen blühender Zweige, auf denen sich Libellen und Vögel schaukeln. Momentgriff hat das Motiv aus der Natur erhascht, und ein bewußter, zielsicherer Geschmack komponierte es für den Raum eines quadratischen Stück Papiers.

Doch außer solcher intimeren Kleinkunst gibt es eine Fülle großzügiger bildlicher Darstellung ornamental erfaster Natur. Auf einem Blatt des Harunobu streckt sich in die Fläche ein rötlicher Stamm mit grünen Büscheln, er streckt sich vor einem Himmel mit gelblichen Wolken. Unten fließt graugrünes Wasser. Und in dieser delikaten Farbenharmonie schwirren weiße Reiher.

Uner schöpflische Ausbeute gibt das Gefieder der Vögel. Ist es weiß, einfarbig, dann wird die ausgepartete weiße Fläche durch Blindpressung reliefartig gemustert. Seine reichsten Künste läßt aber der japanische Holzschnitt bei dem Gefieder spielen, bei dem die Natur schon ein koloristisches Bravourstück geleistet hat.

Der Vogel Howo auf dem Pawlowniabaum, ein Blatt von Korinsai, ist solch rauschende Fanfare.

In W. von Seidlitz, Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes, finden sich für dies Kapitel noch reiche Ergänzungen. Hokusais Kraniche im Schnee auf einer Kiefer voll wunderbaren Flächengegenspiels und voll unsagbarer Musik der zeichnerischen Linie in der Kurve der Kiefernzweige; Koriussais kämpfende Hähne vor dem rosenumwachsenen Gartenflechtgitter mit fliegendem tupsigen Farbgewirr der pfeilsiedrigen Flügel Federn, ein Motiv voll Glanz der blitzjudigen Bewegung und des Farbenfurioso, das auch der Catalonier Hermen Anglada mit seiner Feuerwerkerkunst malerisch aufschließen ließ; Heisens Karpfen, schwarz und gelb in grün-blauem Wasser, geschneht und geschlängelt wie ein Flatterband.

In diesen Wundergärten am andern Ende der Erde ist des Schauens kein Ende . . .  
Japonaiserie for ever.



# Divellierarbeit der Zeit.

1807

## Ina Rex.

A. M. 1807.

Fortsetzung von Seite 411.

Soß man jetzt an dem Klein-Koch-Hen Berg so da Syde, lachu einem tue Herz. Lu Kammert hat prächtig, en gewize Klaus leg über ten secker eingewicklen Schlozen. Zwischen waren te widgerklogten und gelochten Schloze, te Schanzering und Kreing, teing, te Semant hat aufzunmen. Überall te lunge, weke Hui, te Kante Zphelmoge, der lohige Mad und te luge Hull. Keulchen-knall, Prechtstempel — las Luilchen der Schickane. Das war los Zuhwert des Hohen Mannes, des Hähers, Münners und Zuhiggers (Witzemann, ohne eigenes Häuschen). Und schob er ten schweren Sad mit Saatkastoffeln den Berg hinan, sah meistens noch ein Kuh oben darauf. Denn die Küten mußten überall mit dabei sein; ihr Spielzeug waren Felsstücke, Muscheln, Steine und Kaulen. Sie wuchsen so langsam und sicher in die väterliche Pantierung hinein, lernten früh zugreifen und ihre Kräfte anspannen, und nichts verlor sie und ihre Erzeuger mehr, als wenn einmal ein Schultag angelegt wurde wegen des notwendigen Vesenlernens. Zur Saatzzeit, Muzzeit (Gintzeit) und Fässelbuddelzeit (Martoffelaufnehmerzeit) hatte es damit keine Not. Mutter Werner mußte dann sein bißchen Aker selbst bestellen, und Pastor Pastor drückte ein Auge zu; aber es gab auch zu andern Zeiten Arbeit für die Wehren. Der Mutter sah das selten ein, er meinte immer, wenn er Schule halten sollte, mußten auch Kinder da sein, und der Pastor stand ihm dann bei.

Am Anplung war der geistliche Herr selbst sehr viel auf seinen Feldern, ordnete an und sah nach dem Rechten. Sein niedriger Hil-

bat tauchte halt hier, halt dort auf, und der nicht, siehe Pantofel baß ihm über die unebenen Akerstellen weg, bis der Fing aufgenorren hatte. Danach schmecke dem Erkeluppe mit Folselisch prächtig, und Frau Magdalene hatte den irrenen Teller mehrmals zu kullen. Am Sonnabend aber war man etwas müde, kramte in den Fächern des krummsichtigen Kulltes und schnürte vergilbte Päckchen auf. Es hatte doch sein Gutes, wenn man das Alte achtete und sorgsam verwahrte. Welche schönen Gedanken hatten nicht Vater und Großvater hier niedergeschrieben und vor langer Zeit auch an heiliger Stätte einer andächtigen Gemeinde verkündet.

Frau Pastor aber ermahnte fürsorglich den tief über das Papier gebeugten, emsig schreibenden Gatten: „Streng dich nur nicht so an, mein Dilling, sie schlafen jetzt ja doch meistens in der Kirche.“

Das wurde noch durch manchen Monat fortgesetzt, trotzdem die strenge Frühlingsluft sich längst in weiche Sommerwärme aufgelöst hatte. Aber wenn der Sonntag anrückte, war sechs Tage hindurch im Schweiß des Angesichts gearbeitet worden. Vieh und Wirtschaft wurden in aller Herrgottsfrühe bestellt, die Feiertagskleider aus der Lade genommen und angelegt, der weite Land- oder Bootsweg gemacht und dem Glockengeläute gefolgt. Nun saß man da reihenweise auf den schmalen Bänken, keiete noch leidlich andächtig sein Vaterunser, schlug die Gesangbuchnummer auf und half mitsingen. Das Gotteshaus war so wunderbar kühl, der Gesang so einlullend, der Ruckel des Vordermannes so breit. — Aber der Kirchenvorsteher verstand

leinen Spaß. Kurz vor der Predigt trat er aus seiner Bank, dicht neben dem Altar, langte sich den Klingbeutel von der weißgefalteten Wand und ging einsammeln. Direkt unter die Nase hielt er dem Dämmern den stark verblichnen, rotsammetnen Sack an langem Stiel und schüttelte energisch das Glöckchen. Der Pfennig kam nach und nach aus der Westentasche und an seinen Bestimmungs-ort. Beutel und Gesang gingen weiter. Hinter dem Altar schüttete der Sammler die Einnahme in einen verrosteten Eisenkasten, den er mit kräftigem Wurf einschnappen ließ, und hing sein Gerät wieder an den Nagel. Nun verstummte der Gesang. Pastor Häzler stand schon auf der Kanzel; aber er erhob das Haupt erst von den gefalteten Händen, als einige taube Nachzügler ihren Vers ausgesungen hatten.

„Die Gnade unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sei mit euch allen, Amen! —“

Aller Augen sind auf die Kanzel gerichtet. Der Text ist bekannt, wird stehend angehört und ohne Schwierigkeiten aufgenommen, die Auslegung? — Man hat sich gesetzt. Es ist ja recht erbaulich, was der Redner sich ausgedacht hat; aber ihm zu folgen durch alle die Ermahnungen, Tröstungen, Verheißungen — einer nach dem andern gibt die vorschriftsmäßige Haltung auf, die blankgekämmten Köpfe lockern sich auf den kurzen, dicken Hälsen, fallen hin und her und vornüber, und es kommt vor, daß ein hier durchaus unangebrachter Ton langgezogen die Predigt mitten durchschneidet. In den Frauenreihen schlafen aber nur die ganz Alten.

An einem wirklich heißen Augustsonntage, so recht mitten in der Erntezeit, sah sich Pastor Häzler von seiner Kanzelhöhe während einer Pause seine lieben, sonnenverbrannten Schläfer nachdenklich an. Er hatte ihnen heute außer Gottes Wort noch etwas ganz Besonderes zu verkünden. Ein Zettelchen in dem schmalen, abgegriffnen Dispositionsheftchen enthielt hübsche Wendungen über Vaterlandsliebe und Treue, Ermahnungen zur Dankbarkeit gegen Gott für die unverhoffte Freude, die dem Polenwolke widerfahren würde; nun wünschte der treue Seelsorger auch, daß Ohren und

Herzen weit offen seien, die Botschaft zu vernehmen. Als alle Böhnnerinnen einzeln ihr Gebet erhalten hatten, alle neugeborenen Kindlein dem Herrgott in die Hut gegeben waren, Vieh, Acker und Strand desgleichen, erhob der Redner die Stimme und änderte den gesalbten Tonfall zu einfacher Sprache. Er erzählte. Und sofort war wach, wer noch zu wecken war. Eine solche Neuigkeit hatte man aber auch noch nie in der Kirche zu hören bekommen. König Friedrich Wilhelm IV. würde die Stadt Stralsund besuchen, von dort mit dem Dampfer „Rügen“ eine Seefahrt machen, in Tessow landen, dort einen Wagen besteigen und vom Perdt bei Gühren, dem höchsten Punkt der Halbinsel, aus die Aussicht über das Meer genießen.

Atemloses Staunen.

Aber jetzt war's genug der fleischlichen, weltlichen Dinge! Pastor Häzler sprach schnell weiter, ehe ein Wispern und Raunen Platz greifen konnte. Das Zettelchen kam nun zu seinem Recht und Gottes Güte und Gnade, die hier so sichtlich waltete über der Halbinsel und seinen Einwohnern, auch.

Und der frohe Tag erschien. Alles aus den umliegenden Dörfern, was seine Beine gebrauchen konnte, war versammelt am Tessow'schen Strande, Mann, Weib und Kind im Sonntagsstaat und voller Erwartung. Bald kam der Dampfer in Sicht — so nahe hatte man hier ein solches Schiff noch nicht gesehen. Es lag, und das Ausbooten begann.

Der Lotsenkommandeur war mit seinem Kutter dem Landesherrn bis zur Keede entgegengefahren und hatte dem Stralsunder Lotsen das Kommando abgenommen. Das Ruderboot, das nun den hohen Gast aufnahm, ward ebenfalls vom Kommandeur gesteuert, von den vier ältesten Lotsen gerudert. Der Oberlotse Kliesow hatte das Steuer im Boote des Gefolges.

Der hohe Herr betrat den Strand. Pastor Häzler empfing ihn mit warmen, tief aus dem Herzen quellenden Worten, und der leutselige Herrscher umfaßte Pastor und Gemeinde mit langem, gütigem Blick. Also das waren die Polen! — Stramme Kerle, feste, gesunde Frauen, rotbackige, flachshaarige Kinder — ein prächtiges Volk.



Er ging zwischen den Reihen hindurch, fragte und ließ sich die Antwort vom Pastor verdolmetschen. Treuherzig sahen alle in die klaren, blauen Hohenzollernaugen, ohne jede Verlegenheit, offen, frei und lange: Uns' König! — Eine junge Dirne hatte eine verbundene Hand. Teilnehmend erkundigte sich Friedrich Wilhelm nach der Verletzung und winkte den Leibarzt heran. Der wickelte mit spitzen Fingern den schmierigen Lappen ab, ließ die Brillengläser einen Moment über die wunde Stelle hinfunkeln und wandte sich mit tiefer Verbeugung um: „Es ist nichts, Majestät!“

Eine bekränzte Chaise, die der Gutspächter von Pillershagen geliefert, nahm dann den König auf. Der Pastor und der Lotsenkommandeur wurden zum Miteinsteigen befohlen; das Gefolge ward auf Ackertwagen untergebracht, die man mit Laubgewinden festlich und mit Strohfäden und Pferdebedecken möglichst bequem hergerichtet hatte. Ein donnerndes Hurra ging hinter den Wagen her.

Der Lotsenkommandeur hatte dies seinen Lotsen und den Dorfleuten gewissermaßen eingeübt, doch war kein Ton hörbar geworden, als Friedrich Wilhelm den Strand betrat. Ganz naiv und gründlich und kritisch hatten die Pöken sich ihren König erst angesehen; er gefiel ihnen. Nun brauchten sie keinen Anstoß mehr, sie feierten ihn von selber.

Frau Pastor aber meinte zur Frau Kommandeur, als beide langsam die Dünen hinschritten und den Wagen nachsahen: „Häslar hat sie am Sonntag von der Kanzel einbringlich vermahnt; ich freue mich, daß es so angeschlagen hat.“

Nach einigen Stunden kehrten Landesherr und Gefolge zurück und fanden ihr Publikum noch am Strande. Einige junge Burschen und Mädchen hatten sich die Zeit damit vertrieben, an den Dampfer zu rudern und das wunderbare Schiff zu besichtigen. Auf der Rückfahrt begegneten sie dem Königsboot. Langsam glitten die Fahrzeuge an einander vorüber, und auf einen Wink des Königs flogen glänzende Bernsteinketten den jungen Dirnen in den Schoß. Sofort jauchzten die Burschen: „Hurra! Hurra! — —“ und Alt und Jung vom Lande aus fiel mit ein.

Am nächsten Sonntag war auf der Kanzel nicht mehr die Rede von weltlichen Dingen; wer aber die Frauenreihen entlang sah, konnte hier und dort auf voller, wogender Mädchenbrust ein blißendes Geschmeide erblicken. Friedrich Wilhelm IV. hatte sich mit diesen Bernsteinketten, die aus großen, geschliffenen Perlen bestanden, ein bleibendes Denkmal unter den Bewohnern der Halbinsel gesetzt. Stolz trugen die glücklichen Besitzerinnen den Schmuck, und neidisch sahen die Nichtbesessenen darauf hin. Noch heute sollen einige dieser Schmuckstücke existieren.

Sehr lange zehrte man an diesem Ereignis. Es wurde zur Epoche. Als der Ostwind schon in den Stoppeln raschelte, Röhre und Schafe bereits im warmen Stall geborgen waren und der Pflug wieder durch das Erdreich ging, es zu lockern für die Winterfaat, rechnete man von jenem Augusttage an: „Wien Lütting is nu nägen Wochen ol; dat wär jüst drei Dag nahher as uns' König käm.“ „Michel Kliesow sien Hus kümmt nu ock ünner Dack, 't ward ock Tied; as uns' König hier wär, kleimten (mit Lehm mauern) sei all.“ Aber noch manches Jahr später wurden Sterbe- und Geburtsjahre und andere hervorragende Ereignisse also berechnet: „Dat möt Anno nägenunviertig oder so herüm west sin, as uns' König hier wär.“

## V.

Jahr reihte sich an Jahr. Der Winter machte dem Frühling Platz, der Frühling dem Sommer und der dem Herbst, und jede Jahreszeit brachte Gottessegens vom Lande und Meere. Es war schön im Pökenlande und hätte schön bleiben können, wenn die Kultur nicht durchaus darauf verfaßten gewesen wäre, sich auch dies Fleckchen Erde untertan zu machen. Langsam schritt sie nur fort, denn das Völkchen wehrte sich, hielt hartnäckig seine Eigenart fest und stellte sich feindselig fremdem Einfluß gegenüber bis — der Gewinn in Sicht kam.

Die Mariendorfer marschierten voraus. Eine magere Wiese, längs des Strandes, die mit ihrem harten, trockenen Gras kaum ein Duzend Schafe sättigte, ward hergegeben. Ein Spekulant erbaute lange Schuppen darauf, nahm den ganzen Heringssfang hinter die bretternen Wände und verarbeitete ihn. Viele

Hände waren nötig, die Fische auszuküten und einzupökeln in die großen Tonnen zum Versand. Reihenweise saßen die Weiber und Dirnen, verrichteten diese verhältnismäßig leichte Arbeit und trugen am Sonnabend blanke Silbergrofchen heim. Und die Männer hatten nicht nötig, mit der schnell verderbenden Ware bei jedem Wetter nach Greifswald oder Stralsund zu segeln. Raun landete das volle Boot, stand der Händler schon daneben und bot seine Preise.

Räuchereien entstanden bald neben den Salzereien. Der berühmte Flichhering ging, in Kisten verpackt, vorerst per Boot nach Stralsund und von dort wohl auch mit den Körnerwagen in langen, langen Tagereisen ein Stückchen weiter in die Welt. Es war eine haltbare Delikatesse, die aber nur zwischen einer durchaus tabellosen Zahnreihe zu denken war.

Was sollten da denn die Klein-Redzischen und Tessorischen Fischer machen? — Sie schoben viel mit den Zipfelmützen hin und her, krauten die dichten Haarschöpfe mit den krummen Fingern und schüttelten die dicken Köpfe aber — — Geld war blank.

Das Dünenende zwischen den beiden Dörfern war doch den Däwel nichts wert; wenn der Fiskus die Erlaubnis gäbe — warum nicht.

Eines guten Tages, als die Sonne kaum Zeit gehabt hatte, das letzte Eis von dem harten Gras zu lecken, ging es los. Bretterstapel häuften sich, wurden auseinandergetragen, zusammengefügt und aufgerichtet. Hammerschläge hallten über Land und See, Arthiebe krachten, Rufe ertönten, platt- und hochdeutsch durcheinander, und die Kiebitze, die schon daran dachten eine Familie zu gründen, überflogen mit langgezogenem, ängstlichen Schrei das ihnen seit Jahrhunderten gehörige Terrain und strichen höher hinauf den Wiesen zu — in Sorgen. Denn wo der Mensch die blanke, scharfe Sense sausen läßt, ist ein Nestlein im runden Erdlöchelchen und nur eingekuschelt in einen dichten Grasbüschel wenig geborgen.

Der Hering war verständig. Er legte es darauf an, das neue Unternehmen zu fördern. Stüm um Stüm (lange Züge von Heringen) kamen vor den Kiefer, den der Fischerälteste vom

Tessorer Berge aus über die See richtete. Und Netze und Boote konnten kaum den Segen fassen. Aber nichts ward wie sonst wohl der See zurückgegeben. Beanstandete der Händler die Ware, erhoben sich sogleich streitbare Stimmen: „Dat Grus möt all' mit weg!“ Und der Seehund brauchte sich nicht aus seinem nassen Elemente herauszubemühen in stiller Nachtstunde, der Strand war kahl wie gefegt.

„Ein raffig Volk!“ sagte Händler Nehls zu dem Zimmermann, der noch die letzten Bohlen festschlug, und spie in den Sand. Der andere greinte pfißig: „Von über 't Ohr hauen kann hier kein Red nich sein, so dumm as sie aussehn sünd sie nich; aber 'n Geschäft is hier ümmer noch zu machen.“

## VI.

Eine merkwürdige Kunde hatte sich von Haus zu Haus geschlichen.<sup>1)</sup>

Auf den langen Ofenbänken hockten die Hausväter in schwerem Sinnen. Die Pudeln- und Zipfelmützen gingen von der gerillten Stirn in den Nacken, vom Nacken in die Stirn, der Tabak ward gründlich unter die Zähne genommen, und manches braune Tröpflein rann aus hängendem Mundwinkel in den von keiner Ehre heimgesuchten Bart — eine Erleuchtung wollte nicht kommen.

Die Frauen zeterten vom Spinnrad am Fenster her gleich entschiedene Ablehnung. Und je schneller der Fuß trat, je hastiger die Lippe neigte, die Finger drehten, je emsiger das Rad summt, um so hartnäckiger und lauter ward „ihm“ eingeschärft: „Du seggst: Ne! —“

Flachsköpfige Buben und Mädchen mit runden, roten Gesichtern glohten aus dummen Blauaugen ängstlich auf Vater und Mutter. Begriffen sie auch nicht viel von dem, was zur Frage stand, eins schien ihnen unheimlich: Jeden und jeden Tag zur Schule. —

Aber es half alles nichts. Die alte

<sup>1)</sup> Ein kleiner Teil des Folgenden wurde als selbständige Skizze unter dem Titel: „Auf Mönchgut vor fünfzig Jahren“ bereits im 9. Jahrgang der „Frau“ gebracht; er konnte hier des Zusammenhangs wegen nicht fortfallen.

Schwarzwälder Uhr am Türpfosten hielt sich nicht länger auf als sonst. Sie „meldete“ mit tragem, dumpfem Schlag und würde fünf Minuten später ihre Stundenzahl herunter-schlagen ohne Rast und ohne Besinnen. Um vier Uhr aber saß Pastor Häsler beim Ortsschulzen Look's auf der Dfenbank — ganz allein. Die übrige Stube aber war ausgefüllt mit hölzernen Bänken aus dem ganzen Dorf, und wer Haus und Hof und Weib und Kind hatte, sollte hier niedersitzen und sich erklären.

„Na, denn man to.“

Aus jeder Haustür schob sich eine breite Gestalt, wiegte die Dorfstraße entlang und klinkte die Stafetpforte am Schulzengehöfte hinter sich ein.

Bald scharrte und trappste es von nägel-beschlagenen Lederschuhen in der dämmerigen Stube. Die Holzbänke quietschten und knackten auf den sandbestreuten Lehmdielen und unter dem durchweg ansehnlichen Gewicht der Sich-niederlassenden — man saß.

Pastor Häsler atmete ein wenig hoch. Der niedrige Raum war sofort bis in jeden Winkel gefüllt mit Trans-, Schweiß- und Fischgeruch, und als Schulzenmudder Look'sch — „wat 'n Swiegerin von 'n Schulden wär, dor achter von 'ner Wisch un 'n Wittfru“ — nun noch die kleine offene Öllampe mitten auf den Tisch setzte, eine Haarnadel unter der „Hüll“ hervorzog, den Docht herausstöckerte und freundlich sagte: „So, Herr Paster! nu is woll allens in 'n Schick?“ — da hätte der Pastor seiner Empfindung gern anders Lust gemacht, als in forschem Räuspern und anhaltendem Husten.

Mudder Look's hatte die Tür hinter sich eingeklinkt, ihre Lederpantoffeln klapperten über die Dähl, sie ging nach Hause, hatte hier bloß 'n beten zum Rechten gesehen wegen dem Herrn Paster — bei einem Wittmann, wie der alte Schwager, war 's doch immer — na, man weiß ja! — Die Männer waren allein. Der Pastor entfaltete ein großbogiges Schriftstück und hielt es hinter die kleine Lampe. Noch ein kurzes Rücken, Räuspern, Scharren — dann atemlose Stille.

Nach einer kleinen halben Stunde, in der des Pastors Stimme lesend und sprechend

den dumpfen Raum erfüllte, sah einer den andern an:

Dunnerwedder!! —

Gesagt hatte es keiner, gedacht jeder.

Sie waren hierhergekommen, mit wenigen Ausnahmen, um zu erklären, daß sie es nur beim Alten lassen wollten. Da waren die Kühe zu hüten auf der Weide, die Schafe auf dem Dresch. Im Frühling konnte man die Gähren gut gebrauchen zum „Zuputzen“ beim Fischen und beim Graben und Hacken. In der Austzeit (Ernte) war auch die kleinste Hand zu beschäftigen, und im Herbst beim Kartoffelbuddeln mußte nachgesammelt werden — von einem täglichen Schulgehen konnte keine Rede sein. Es war schon doll genug, wenn die großen Jung's und Dirn's in die Kinnerliehr (Konfirmandenstunde) gehen mußten! jeden Mittwoch und jeden Sonntag! Aber das half ja weiter nicht; „infegent“ mußten sie ja doch werden, das andere aber war „dumm Tüg.“

Und nun wurden sie überhaupt nicht gefragt!

„Je joa! — je joa! —“

Dumpf erklang es aus den Reihen.

Pastor Häsler säumte nicht. Er kannte seine Poken. Eiligst zog er ein zweites Papier aus der Brusttasche des langschöpigen Nothes.

„Und nun, meine Lieben, wollen wir uns gleich klar werden über die Stelle, wo wir das neue Schulhaus am besten hinbauen. Ich habe hier schon eine Zeichnung mitgebracht — wer sie sich ansehen will, trete nur näher heran.“

„Herr Paster . . .“

„Die Wiese am Berg ist doch Domäne! wenn wir mit dem Gebäude dicht an den Berg herangehen, haben wir schönen Schutz gegen den Nordostwind, und der Lehrer bekommt Sonne in seinen Garten.“

„Herr Paster . . .“

„Wegen der Lohnfuhren zum Bau muß ich noch mit unsern Nachbarn, den Tesso'schen, sprechen — in den nächsten Tagen will ich das klarlegen. Mit Beginn des Frühling's schickt der Fiskus die Handwerker, und da beide Dörfer von den Segnungen der neuen Einrichtung profitieren werden, ist es nicht

mehr als billig, daß sie auch beide die Lasten tragen."

"Herr Paster . . ."

"Und dann werden wir, will 's Gott, binnen Jahresfrist ein schönes, gesundes Schulhaus für unsere Jugend haben . . . Sie wollten etwas sagen, Pehns?"

"Ja, Herr Paster, dat is man, dat wi goar fein' brufen!"

"Wieso, Pehns! ich verstehe nicht."

Der breite, untersekte Mann wendet das große, rote Gesicht nach rechts und links. Alle sehen verstört und geärgert aus; aber niemand kommt ihm zu Hilfe. Da ermannt er sich noch einmal.

"Küster Werner höllt jo Schaul, un wenn un' Kinner hengahn will'n, denn so is dor jo ein'."

"Sie wissen doch, Pehns, und alle, die hier versammelt sind, daß bei dem gut zweistündigen, meistens grundlosen Wege bisher von einem Schulbesuch nicht viel die Rede sein konnte, und daß selten Zeit und Boote zur Benugung des Wasserweges für die Schulkinder vorhanden waren. Nun ist aber von der Behörde regelmäßiger Besuch der Schule angeordnet. Küster Werner wäre auch außer stande, die Kinder aus vier Dörfern zu unterrichten, wenn überhaupt seine Schulstube eine solche Anzahl von Kindern fassen könnte . . ."

"Ja, Herr Paster, dennso deiht dat jo och nich nödig."

"Gotts Wurd liehren bei Göhren in dei Kinnerliehr, un in 'n Gesangbuck lesen, so väl hätt Werner ehr jo noch ümmer bibröcht."

"Vör un' Ort Lüüd is dat naug."

Der Pastor erhob sich von der Eisenbank, schichtete seine Papiere zusammen und rüstete sich zur Abschiedsrede. Wenn die da erst alle anfangen, Sprache zu bekommen, konnte die Sache noch kitzlig werden.

Aufgerichtet in ganzer Höhe, im langen, schwarzen Rock, in weißer Halsbinde, schlank, schmal, herrenhaft, die klugen, grauen Augen fest und ernst auf die Versammelten gerichtet, so verharrte er minutenlang. Schwerfällig erhob sich einer nach dem andern; als der letzte, dort hinten an der Tür, auf seinen Beinen stand, tönte wieder das erste Wort über die struppigen Köpfe hin.

"Ich habe euch nur noch von Amtswegen mitzuteilen, daß mir von der Behörde die Aufsicht über die neuzugründende Schule übertragen worden ist; daß Sie, Look, als Ortsschulze Sorge dafür zu tragen haben, daß der Lehrer Unterkunft im Dorfe erhält, bis das Schulhaus fertig ist, und einen Raum auszusuchen und herzurichten, in dem vorläufig der Unterricht erteilt werden kann. Denn mit dem ersten Oktober tritt die neue Schulordnung in Kraft. Aber das Nähere sprechen wir noch am Sonntag nach Schluß des Gottesdienstes; Sie, Look, finden sich wohl zu diesem Zwecke in meinem Studierzimmer ein. — Und nun: Gott befohlen! meine lieben Leute! . . . Will nicht jemand mal nachsehen, ob mein Knecht am Strande ist? — Es weht stark, scheint mir, auf Mondschein ist nicht zu rechnen; es wird hohe Zeit, daß ich ins Boot komme."

Zwei, drei schoben sich langsam durch die niedrige Tür. Die kurze, gewappnete Art des Pastors war ihnen heilsam in die Knochen gefahren.

Eine halbe Stunde später schaukelte das kleine Fahrzeug auf dem breiten, schwarzblauen Wasserstreifen, den hüben und drüben noch dünnes, graues Eis einsaßte. Hier im Binnenwasser, das von der Ostsee her sich zwischen die Wiesen drängte und das Kirchdorf von den Eingepfarrten trennte, hielt sich das Eis auch bei leichtem Frostwetter lange. Es war nicht immer leicht, die Rinne und damit die Bootsverbindung zwischen den Dörfern zu erhalten. In einer einzigen, scharfkalten Nacht legte sich oft eine Decke darüber, die kein Bootskiel mehr durchbrach, und Täuslinge, Brautpaare, Konfirmanden und Schulkinder waren auf den mehrstündigen, grundlosen Landweg angewiesen.

Pastor Häsler saß am Steuer; Jochen, der Knecht, lag mit aller Macht in den Riemen. Sie fuhrn gegen den Wind, der es heute ehrlich meinte.

Am Strande standen Pehns, der Schmied und Rechthaber im Dorfe, und Look, der gebückte, weißhaarige Ortsschulze, auf den breiten Steinen, die weit ins Wasser hineinragten und die Stelle einer Brücke vertraten. Sie traten von einem Bein auf das andere, lauten ihren Priem und schossen Sperling um

Sperling über die weite Fläche hin, („Sperling-schießen“ ist der landesübliche Ausdruck für kunstgerechtes, bogiges Speien) zogen die Lippen von den tabakgebräunten Gebissen und verfolgten mit den weitsichtigen Seemanns- augen das von Spülwasser umsprühte, mehr und mehr in das Dunkel eintauchende Boot. Dann kehrten sie die breiten Rücken der Wasser- fläche zu und nahmen gemächlich den Weg unter die Füße.

„Je, joa! — je, joa! —“

„Je, joa! — je, joa! —“

Die Zwiesprache war beendet. Sie reichten sich die warmen, harten Fäuste, spuckten noch einmal gedankenvoll vor sich hin auf die frost- harte Erde und krochen wieder hinter ihre dunstigen, backsteinernen Ofen; manch einer mit Herz klopfen. Denn mit Muddern war nicht allemal zu spaßen, wenn das Wohl und Wehe der Krischänings, Jöchings, Peitings, Minings und Trinings auf dem Spiel stand.

Jammern und Klagen war denn auch überall hörbar: am Soot beim Wasserholen, am Strande beim Wäschespülen, über die halbe Haustür weg im gemütlichen Schnad. Denn kluge Kinder lebten nicht lange, das war doch nachgewiesen von altersher. Da war Jakob Look's, „doar achter von 'ner Wisch“ seiner. Je! — In drei Jahren hatte er lesen gelernt, konnte, knapp zehn Jahre alt, die Bibel aus- wendig bis aufs letzte Blatt — mit vierzehn Jahren war er tot. Dann Tile Brehns! Singen wie 'n Vogel, in der Katechismuslehr' immer obenan — knapp zwanzig Jahr alt trug man sie auf den Kirchhof. Wovon hatte denn Schmied Brehns sein weißes Haar? — Doch 'n Jammer, solche hübsche, junge Tochter so hingeben zu müssen. Und „Schult Look's von 'ner Wisch“? — Husten und „Wehdag“ von Stund' an, als er den Einzigen begraben, und hintenan gestorben in ein paar Jahren. Wie lang' saß Mudder Look's nu all as Wittfru?! — Doch auch kein Vergnügen.

Ach, die Reihe war noch länger: Peiter Werner, 'n Küster seiner: 'n hellen Jung'! — Konnte der rechnen! im Kopf oder auf der Tafel — ganz egal. Von zwölf Geschwistern mußte er allein ins Gras beißen. Aushalten konnte das ja auch kein Kopf. Jeden Tag lernen und lernen; wenn's nicht zum frühen

Tode führte, bösig wurden die armen Göhren gewiß davon. Man sah es doch am Pastor. Lief er sich nicht oft müd' am Strand und auf den Dünen, wo er gar nichts zu suchen hatte, stand still, sah rund um sich und lief weiter! — Ihm ging dann doch was im Kopf herum! Bei dem war das nu weiter nicht schlimm. Er konnte sich Sonntags aus- predigen; aber ein Bauer oder Fischer mußte wohl seinen Grips zusammennehmen, wenn er seine Familie ernähren sollte. Ihm gab kein Düwel Gehalt, und Lohnfuhrer, Heu- und Strohlieferungen, denn mal 'n fetten Hammel un denn mal 'n Kalb waren auch nicht auf- geschüsselt.

Na, noch war es nicht soweit. Vielleicht hatte der liebe Gott noch ein Einsehen. Was wohl mit Trin-Fieken Dummrat wurde? Hinrich Tiez war längst zurück vom Militär und schlich der Dirne nach auf Schritt und Tritt. Auch an Lütt-Fieken hatte er sich schon 'rangemacht, denn die langen Glasbommeln, die sie schon im winzigen Ohrchen trug, waren doch gewiß von ihm. Was aber bloß mit der Bäuerin war? — Sonst der lebendige Satan, und mit dem Kind wie 'n Lamm.

Das stimmte. Am Ostermorgen, als der Hof wie ausgestorben war, und die Kirchenglocken mit ihrem feierlichen Klang den ganzen Ort erfüllten, jagte Lütt-Fieken hinter den Hühnern her, immer rund um den Dughäusen herum. Das gaderte und piepste, purzelte und flüchtete — Lütt-Fieken kreischte hell auf und schickte die leuchtenden Blauaugen über den Hof, ob denn niemand da sei, ihre Freude zu teilen. Hanne stand unter der Kuhstalltür, breit und fett, den kurzen Wollrock vom runden Bauche aufgetragen, das struppige Grauhaar nur unordentlich unter die Hüll gestopft, um den zahnlosen, grämlichen Mund ein halbes Greinen. Sie hatte nicht viel Zeit, denn sie hütete allein den Hof, und was getan werden mußte, lag auf ihren Schultern. Als aber das Dirndchen nun auf seinen Holzpantöffelchen heranklapperte, so fix und fröhlich, so frisch und eilig, mit lachendem Blick und possierlichem Gepappel, da breitete sie die eckigen Arme aus und haschte das kleine, schmutze Ding. Und Lütt-Fieken gehörte zu den Kindern, die nur vor ernsten und bösen Gesichtern Halt machen:

„Mudder“ lachte — Lütt-Fielen lachte mit. Grund genug hatte sie dazu. Denn nun war sie Alleinherrscherin im Hause und auf dem Hofe. Alle anderen hatte sie doch längst um den winzigen Finger wickeln können.

Der Bauer und Trin-Fielen staunten, als sie am Mittagstische Lütt-Fief auf dem Schoß der Bäuerin fanden, und Knecht und Dirn warteten vergeblich auf ihre Schelte. Denn ganz rein war ihr Gewissen nie. Es ging immer etwas „koppheister“ am Sonntagmorgen. Ob die Mähren wirklich frische Streu bekommen hatten und die Hühner ihr Kleinfutter — Johann und Korlin wußten es nicht.

Bäuerin Hanne vergaß aber noch an manchem anderen Tag das Schelten, denn Lütt-Fief trippelte gern neben ihr her, und sie mußte immer aufpassen, daß das Göhr nicht zu Schaden kam. Hier und dort ließ sie „schlibben“ (etwas hingehen), und Knecht und Dirn meinten: „Sei ward olt.“ Auch Bauer Jakob Dummrat dachte ähnlich; scheuerte gern die Ofenbank blank mit seinen schmierigen, weiten Bügen und nahm die kurze Pfeife seltener aus dem hängenden Mundwinkel. Denn er neigte zum „Sinnieren“, hatte Gott vor Augen und im Herzen, liebte seine Kinder, sein Vieh und seinen Hof; aber ein bißchen auf den Trab bringen war ihm immer heilsam gewesen.

Als Trin-Fielen sah, daß ihr Kind jetzt wohlgeborgen war im Vaterhause, machte sie zur Tat, was sie längst geplant. Sie „schnürte ihr Bündel“; denn sie wollte weg aus dem Dorfe — Hinrich Diez sah ihr immer auf den Hacken, und Bauer Looß, der Schulze in Klein-Mediz hatte seine alte Frau begraben und brauchte eine Hilfe.

An einem Sonntagnachmittag machte sich Trin-Fielen auf, Frau Pastor von ihrem Vorhaben in Kenntnis zu setzen. Die saß gemütlich an ihrem Nähtisch in der sonnendurchflimmerten Stube und strickte an einer feinen, weißen Nachtmütze für den Gatten. Eben waren zwei Maschen herunter gefallen — ärgerlich! — nun konnte man lange mit der Nadel herumkrabbeln, ehe — „Süh dor, Trin-Fielen! — kumm, mien Dirning — du hast junge Augen, wisch dir die Finger 'n büschen an der Schürze ab und

nimm mir mal hier die Maschen auf; es is 'n Herrn Pastor seine Müß.“

Die Dirne griff ehrfurchtsvoll nach der Strickerei und zog flink die Ausreißer wieder durch die Fäden.

„Schön Dank! und nun hol dir 'n Stuhl, denn du willst mir wohl was erzählen. Ich hör zu, wenn ich auch weiter stricke. Sie muß zu Herrn Pastor seinen Geburtstag fertig sein, und lang is nich mehr hin. Er is jetzt noch in der Kinderlehr; ich will das büschen Zeit benuzen. — Na?“

Trin-Fielen berichtete und seufzte dazwischen.

„Also bei Looß in Klein-Mediz. Es is wohl Hans Looß, der vom Brink?“

„Joa.“

„Jh, wie is mir denn —“ Frau Pastor ließ die Hände ruhen und sah von unten auf über die Brille weg der Dirne ins Gesicht: „Is da nich 'n Sohn? —“

„Dei deint in Billershagen upp 'n Hof. Hei kann sid woll nich mit 'n Ollen verdrägen. De Lüüd vertellen sid jo, hei will Pischchen sien Ollst ut Müllhagen friegen.“

„Na nu! Der Alte muß ja bald übergeben (sein Gehöst an den Erben geben), von den Achtzig kann er nicht weit ab sein, da wird doch nicht der einzige Sohn sich in eine fremde Wirtschaft einheiraten!“

„Je, id weit 't nich; mi is 't egal.“

„Und Lütt-Fielen bleibt hier?“

„Oh, dei! — Vadder hölt dägern väl von de Dirn un Mudder ock . . .“

„Weißt du, mein Dirning, das habe ich längst gesehen. Hanne is 'ne eigene Natur, sie kann das nicht so von sich geben; aber sie is eine resolute Frau, und ihr alle wart auch keine Lämmer, da heiß sich auch erst einer mang durch. Na, dich mein ich eigentlich nicht, du warst zu klein, und zu dir ist sie ja auch immer ganz gut gewesen; man muß auch nicht zu viel verlangen. Schick dein Lütting man öfter mal zu mir, sie kann hier auf 'n Pfarrhof spielen. Wann soll die Reif denn losgehen?“

„Over Woch noch. De Du hätt jo keinen Minschen.“

„Na, denn wünsch' ich dir viel Glück, mein Dirning, und vergiß Kirche und Abendmahl nicht und bleib gesund.“

Trin-Fielen ging behutsam in ihren derben Schuhen über die weißgeschuerten, sandbestreuten Dielen und klinkte sachte die Tür ein. Ihr war das Herz schwer.

\* \* \*

Heute schien alles wie aus Rand und Band.

Der Bauer humpelte schimpfend um die Dunggube herum. Sternhagelbuhn lag Jakob, der Pferd knecht, im Stroh neben seinen Mähren. In der Krippe kein Halm, kein Korn, und das lahme Bein des Fuchses dick geschwollen.

Annemariet hatte den Ruchschwanz ins Gesicht bekommen, aufgekriecht und das Milchspann vom Schoß fallen lassen. Nun saß sie mit dickgeschwollenem Auge in der Küche und maulte, und so was mußte eine Außendirn sich doch gar nicht ankommen lassen. Jöching, der kleine Schweinejunge, stand an der Häckselade und schnitt Stücke so lang, daß jedem Viehmaul angst und bange dabei werden konnte, pfiß dazu und greinte hinter dem scheltenden Brotherrn her.

Vom Strandweg herauf kam stark auschreitend eine junge, schlanke Dirn. Auf dem Brink stand sie einen Augenblick still, hielt mit der braunen Hand das Sonnenlicht von den klaren Augen ab und betrachtete nachdenklich den verfallenen Lehmabau mit dem überhängenden Strohdach und den winzigen, verstaubten Fenstern. Rechts vom Hause ein halb niedergetretener Zaun, von hochstieligen Nesseln umgrünt, links einige krumme Kirschbäume, die die geduckten Häupter einander zuneigten, als wollten sie sich ausklagen wegen ihres vertrauenslosen Daseins. Unter ihnen watschelte eben eine Gänseherde daher auf dem Wege zum gewohnten Morgenbade. Der Gänserich nahm sich sofort mit vorgestrecktem Halbe die Fremde vor: „Böööösch!“ Das Weibervolk folgte schnatternd. Trin-Fielen hob den Stein zum Wurf.

„Düwel hal! — dei oll Gant!“ witterte der alte Bauer, um die Hausdecke biegend. „Lat di nich in 'n Rock biten, Dirn!“

Die lachte hell auf. „Mit dei Ort weit id Bischeid — täuto jih Os!“ Und sie nahm die Schürze hoch und schüchterte damit

hinter den Tieren her, sie dem Strande zutreibend.

„Du kümmt tiedig,“ sagte Bauer Look und schlurzte vor der Dirne her ins Haus.

„Beter as to lat,“ trumpfte Trin-Fielen, „id kann od wedder gahn.“

„Nee.“

Der Alte ließ sich ächzend auf die Bank hinter dem Tisch fallen und stützte den grauen, struppigen Kopf in die hohle Hand.

Trin-Fielen sah auf ihn herunter; dann rund um sich durch die graue, schmutzige Stube. Da überkam sie das Mitleid. „Häst du all wat eten?“

Keine Antwort. Der Bauer wühlte in dem grauen Haar unter der Zipselmütze und stierte geradabaus.

Trin-Fielen legte ihr Bündel auf den nächsten Stuhl, knüpfte es auf und entnahm ihm den Werttagsanzug. Flink streifte sie den obersten Rock ab und tat den andern über, Jacke und Schürze hatten ebenfalls denen aus dem Bündel Platz zu machen. Dann verließ sie die Stube, ohne sich noch um den Alten zu kümmern.

Speck, Brot und Schmalz mußten doch irgendwo sein — sie war auch hungrig — und wo hielt die Viehdirn sich auf? und Knecht und Jung'? — Dies hier war ja eine ganz verlobbete Wirtschaft.

Die lange Dähl war mit einem Statetzau abgeteilt, hinter dem hauste die Eau mit ihren Ferkeln. Trin-Fielen tat einen Blick in den Futtertrog. Dunnerwedder! was war denn da drin — das stank ja ganz sauer! — Sie betrat den Hof, umging die große Mistpfütze — nirgends eine Menschenseele. Ja doch. Dort hinten neben der Scheune klappte der Schweinejunge mit der langen Peitsche. Mit großen Schritten war die Dirne neben ihm: „Kriegst du dorbör Lohn? —“ Sie riß dem Verdüßten das Spielzeug aus der Hand und warf es auf den Strauchhaufen. „Gah un driew de Gänf upp de Wisch. Wour is de Knecht?“

Der Junge zeigte auf den Pferdestall: „Hei is öwers duhn!“

Trin-Fielen lachte auf. Ein zorniges Lachen war's über soviel Faulheit und Unverstand, die hier einen alten, müden Mann und das liebe Vieh zugrunde richteten. Resolut trat

sie über die Stallschwelle und dicht an den Schlafenden heran. Lang und stark lag er da, das Gesicht ins Stroh gewühlt, den breiten Rücken der Eintretenden zugekehrt. Die säumte nicht. „So 'n Ewien! —“ murmelte sie empört, zog den Holzpantoffel vom Fuß und bearbeitete derb den breiten Buckel.

Jakob Heitmann fuhr hoch: „Düwel hal! . . .“ Aber er hatte wohl ausgeschlafen, denn als er in die zornigen, frischen Züge der schmutzen Dirne sah, ging ein breites Greinen über sein junges Gesicht. Er griff nach dem kurzen Wollrock, die angenehme Erscheinung fest zu halten.

Aber Trin-Fielen gehörte zu den Flinken, und für Spaß hatte sie meistens keinen Sinn. Gleich stand sie wieder auf der Schwelle und rief von da aus den Burschen an: „Kumm in! wi will 'n wat eten.“

Ein Weilchen später saß um den schmierigen Tisch, was zum Hofe gehörte, und Trin-Fielen waltete zwischen den Hausgenossen, als wäre das selbstverständlich.

## VII.

Der rote Sonnenball versank langsam in die See. Von der schmalen, lehnenlosen Bank an der Hausmauer sahen drei Menschen auf die goldig flimmernde Wasserfläche. Es war totenstill. Die Hühner schliefen auf ihren Stangen unter den Aulen (Dachsparren), die Gänse hockten in ihrer Bucht um die leere Nesselblütte, Kühe, Schafe, Schweine und Pferde waren satt und pfliegten der Ruhe, und Phylax hatte die verrostete Kette hinter sich hergezogen in seine Hütte. Zu bewachen gab 's nicht viel, und den lieben, langen Tag war man auf den Weinen gewesen — nun schon so manches, manches Jahr. Aber das Hühner-voll — kein Verstand drin. Auch das mit der Kette nachts war unbequem, mußte aber sein; man war immer Ortschulzenhund und hatte seine Verantwortung.

Bauer und Schulze Look's erhob sich stöhnend von der Bank, legte die knorrige Faust auf den krummen Rücken, als wolle er ihn gerade richten, reckte die steifen Arme und schurte davon: „Gu 'n Nacht, Kinnings. —“

Zwischen Trin-Fielen und Martin Look's, dem Sohn des Hauses, war ein leerer Raum.

Der Dirne pochte das Herz unter dem blitzenden Brustlapp. Jeden Sonntag, den Gott werden ließ, kam der junge Mensch jetzt den weiten Weg von Willersbagen her, weshalb? — Und sonst hatte er es nicht aushalten können unter Vaters Dach. Sie atmete kurz und überlegte, ob sie nicht auch gehen solle. Da fühlte sie eine feste, warme Hand auf dem bloßen Arm, von dem der weiße Hemdärmel aufgerollt war. Denn es war ein heißer Tag gewesen, und es lag noch Schwüle über Dorf, Strand und See. Oder war ihr nur so schwül zu Sinn? so als läge eine Bergeslast auf ihr, die sich nie, nie würde bewältigen lassen. Unwillkürlich machte sie eine Bewegung.

„Bliew sitten. Jck dauh di nig. Jck wull di blos Schönbank seggen dorvör, dat du Baddern un dat Beih so räuffst un plegst un, un . . .“

„Dorvör nich. Jck dauh 't giern.“

„Dat weit ick . . . Trining! . . .“

Er rückte ein klein wenig näher heran, „ick mücht die woll wat seggen . . .“

„Ne, lat man.“

„Worum nich?“

„Dor kann doch nig ut warden.“

Er lachte leise und glücklich.

„Dor kann woll wat ut warden — — — 'n poor Brublüd!“ —

Trin-Fielen stieg die Röte ins Gesicht. Mit der freien Hand wehte sie sich Kühlung zu.

Martin nahm seine Hand von ihrem Arm und legte sie auf seine Knie. Er sann vor sich hin. Dann begann er zu sprechen, so anhaltend wie nie vorher und nachher in seinem Leben, von seiner Kindheit, von seinen Schwestern, von seiner Mutter.

„Sei wär 'n olst Fru! öwers mit ehr bewerig Händ hätt sei uns all tohop (zusammen) fast hollen. Unf Hus wär kolt un düster, as wi von 'n Kirchhof torüg kämen — un so is 't ock blewen. Unf Beih hätt kein Hoar upp 't Fell un kein Fleisch upp de Ribben, unf Goaren hätt kein Blaum un unf Badder kein fründlich Wurd mihr hadd. — Jck güng ünner frömd Lüüd . . . ick hadd 't nich dauhn müßt. Öwers mi wär hier ünner, as wenn de Dodengeruch nich all würd, mi füll hier allens upp 'n Kopp, un ick müßt hen, wo de Sünne schient un de Minsch eins lacht. — Nahsten kämst du. — Trining! bliew bi uns.“



„Wehn hätt di seggt, dat id gahn wull — nu möt id jo.“

„Nee. Du ierst recht nich . . . Bliew sitten, Trining! Badder hätt mi hüt Nachmiddag seggt, id schüll man driest friegen; hei güng in 't Ellendeil.“

„Dennso frieg man Fischen sien Lütt ut Müllhagen; de Lud seggen jo all lang, dat du achter ehr an büst.“

„Trining! —“

Die Dirne zuckte zusammen unter dem weichen, wehen Ton. Sie schlug die Schürze vors Gesicht und schluchzte hinein.

Martin lächelte still für sich hin. Jetzt würde er ihr noch etwas sagen, und dann war sie seine Braut. Und was für eine! Weit und breit die Schmutzste, die Arbeitsamste und Beste. Denn was hatte sie aus dem grämlichen, alten Manne gemacht, aus der verwahrlosten Wirtshaus, dem verwüsteten Garten! und das alles in einem einzigen Jahr. Er dachte nach, wie er es einkleiden sollte, damit es sie nicht verlege; da kam ihm Trin-Fielen zuvor.

„Id bün nich allein.“

„Dat lütt Dirning? Lütt-Fielen? — Verleben (vergangene) Woch bün id in Groß-Neckiz west un hew ehr seihn. Bi 'n Preister wär 't — 'n lütt säut Dirning. Ogen so blag as de Häwen, wenn de Sünne schient. Sei ley ümmer achter Fru Pastern an, sei fauberten all heid de Duben. Id hew lang tokelen (zugehört). — Nahsten dröp id dien Badder un redt mit em. Hei seggt: de Lütt blivt bi uns — id seg, nee, Bur, segg id, dat 's nich an dem. So 'n Frieriege hätt kein Ort. Lütt Fielen is uns' Kind. An densülvigen Dag, as Trin-Fielen un id Mann un Fru sünd, hätt de Lütt ock Badder un Mudder.“

Da stand Trin-Fielen auf von der Bank, reichte Martin die Hand mit festem Druck und sprach feierlich.

„Wi will 'n de Sat beslapen. Wenn di dien Wurd nich leed ward, schaft du dien Willen hebben. Riek an 'n Heben: Stirn bi Stirn. — Uns' Herrgott hätt de lütten, blanken Lichten dorhen sett, dat wi Menschen nich verbiestern in 'n Düstern. Du möst nu 'n wieden Weg gahn, de halw Nacht, un häst

kein anner Lantern as de dor haben an 'n Heben. Wi deicht 't leed, dat id di so lopen laten möt; öwers id kann nich anners. Id bün nich mehr as de annern Dirns. In dies Nacht möt dat flor warden in di, un wenn wedder Sündag is, bring mi Bischeid. Bör all de gauden Wurd öwers väl Schönank. Un nu gah.“

„Noch nich, Trining, dat möt id di noch seggen. To mi sülsen wardst du woll Tovertrogen hebben, un 'n anner Mannsmensch sitt di woll nich in 'n Kopp, dennso habbst du nich joa seggt — id mein, id kenn di — man wegen Lütt-Fielen, dat segg id di: Sünne, Mahn und Stirn schäll 'n mi nich to hell schienen, id will mi so holl 'n, dat id grad 'rinrieken kann.“

„Gah, Martin, gah!“

„Nee, Trining! — Ein Deil möt id di noch seggen: De dämlichst Riekl, de upp Gott's Irdbodden herümmerlöpt, is Loots' Förster. Dat is man gaud, dat hei sien Weg' gahn is, sien schlampig Biew mit de langen Rök hätt 't hier in uns' Gegend jo nich utholl'n künnt, süß habb id em nu dat Ledder noch eins los maht.“

Trin-Fielen drehte sich kurz um: „Gah, Martin! gah!“

Er gehorchte.

Aber nun sah sie der breiten, wiegenden Gestalt solange nach, wie ihre scharfen Augen die Umrisse noch festzuhalten vermochten. Dann trat sie langsam über die Hauschwelle, krampte sorgfältig die obere und untere Tür zu und tappte sich im Finstern in ihre Kammer. Über dem hochgewölbten, bunten Deckbett lagen ihre Hände lange gefaltet. Gar vieles hatte sie noch mit ihrem Herrgott zu besprechen, ehe sie den Schlaf herankommen lassen durfte für die kurze Zeit bis Sonnenaufgang. Feierlich und ruhig war es in ihr; aber die Freude wollte noch immer nicht kommen. Martin war doch ein guter Mensch und der Hof groß und das Vieh in gutem Zustand und der Alte umgänglich genug für seine Achtzig; warum denn nicht?! — Ja, sie war eben nicht mehr wie die andern Dirns. „As de leiw Gott will —“ flüsterte sie noch ins Kopfkissen, kuschelte den blonden Kopf, den die schwere Nachthüll preßte, fester ein und überließ sich dem wohlthätigen Schlaf.

Die Woche ging hin, wie alle übrigen: Geschafft vom ersten Sonnenstrahl an bis zum dunkelnden Abend, schwer hingefunken auf das muffige Lager zum festen, traumlosen Schlaf. Unter Trin=Fiekens Regiment gab es nur Arbeit und Feierabend, eingeschobene Plauder- und Ruhestündchen waren längst abgeschafft. Bauer Hans Look's sann wohl zuweilen einen Augenblick nach auf der Bank hinter dem Tische, der jetzt häufig den Scheuertwiepen (Strohwisch) und scharfen Sand zu fühlen bekam, oder auf jenem schmalen, wackeligen Sitz an der Hausmauer; aber was ihm da durch den alten Kopf ging, war ebenfalls Arbeit und keine leichte. Sie galt der Auseinandersetzung zwischen Vater und Kindern und hinter der lag der Gedanke an Ruhe, aber auch an Alter und Tod.

Der Bauer kam sich nicht alt vor. Seine Achtzig drückten ihn wohl ein wenig bei schwerer Arbeit, doch nahm er jeden Morgen in aller Herrgottsfrüh den Kampf mit ihnen rührig wieder auf, und meistens mit Erfolg. Martin war aber nun in den Jahren, den Hof zu übernehmen, da half es nicht weiter.

Vor nichts im Leben hatte sich der Alte je gefürchtet, nicht einmal vor dem Teufel: „Ick geh mit em mien Schündack (Scheunendack) upp un dal!“ hatte er sich einmal als junger Mensch geschworen und bald nachher den Arm gebrochen — von nichts weiter, meinten die Dorfleute, als den lästerlichen Reden, doch war auch das Brett am Strohsack seiner Scheune, das er überklettern wollte, recht morsch gewesen. Vor einem Menschen in der ganzen, weiten Welt aber fürchtete er sich wirklich und haßte ihn dazu, und das war der Doktor. Geschworen hatte er, nie „so einen“ an sich herankommen zu lassen. Nun saß sogar schon einer in Putbus seit einem Jahr und lauerte auf franke Leute; und der aus Bergen hatte doch, weiß Gott! Menschen genug tot kuriert. Aber soviel stand fest: wenn sein Herrgott rief: Hans Look's, nu kumm! nu is 't Tied! — so 'n windiger Kerl sollte ihm mit seinem diwallschen Schnack und seiner Giftbuddel die letzten paar Stunden nicht verderben. Als Mudder so röchelnd und stöhnend dagelegen hatte auf ihrem Bett — wie gern hätte er ihr noch einmal das gute,

alte Gesicht gestreichelt; konnte er wohl? — Der fremde Mensch im schwarzen Rock saß breit da und hielt die welke Hand fest. Ja, wenn 's noch der Herr Pastor gewesen wäre! Nachher, als der Atem raus war, da machte er Platz; aber da war 's zu spät. Sogar die Augen drückte er der Toten zu. Was gingen den fremden Mann die Augen seiner Frau an! Wenn sie nicht „zu wollten“ kamen die Kupferstücke darauf, die mußten ja doch in den Sarg. Wie gerne, ach wie gerne hätte er seiner Alten noch gesagt, daß sie man auf ihn täuben (warten) solle, er wolle gleich zwei Grabstellen bezahlen, damit sie dicht beieinander lägen und alles nachher bei der Auferstehung nicht so weiltäufig und bieftrig sei.

Am Sonntag stand Martin schon mitten in der Stube, als Trin=Fiekens kaum die schwere Schüssel mit der Schweinefleischsuppe auf den Tisch gestellt. Er schob sich nun mit ran und löffelte schweigend wie alle sein Teil in sich hinein. Aber nachher in dem kleinen Krautgarten neben dem Hause wurde er beinahe wieder so beredt wie am verfloffenen Sonntage. Und als Fiekens nachdenklich an einem Blümchen zupfte, stahl er sich forsch einen Kuß von der frischen, samtweichen Wange. Der schmeckte. Und still beschloß er bei sich, dies solle heute nicht der einzige bleiben. Auch durch Trin=Fiekens junge Glieder war ein warmes Riefeln gegangen, als sie den weichen, blonden Bart an ihrer Backe fühlte, sie hielt die Lider gesenkt, denn er sollte nicht merken, daß sie ihm schon sehr gut war. Erst mußte alles wirklich im reinen sein.

Martin hatte aber jetzt viel Mut. Er griff fest um Trin=Fiekens Mieder, daß der schmelzbestückte, sonntägliche Brustlaß leise knatterte und sagte: „Nu büßt du mien Brud!“

Dann wurden beide beinahe traurig. Trin=Fiekens mußte nun vom Hof; der Herr Pastor litt unter keinen Umständen ein Brautpaar in demselben Hause. Und alles würde wieder aus Rand und Band kommen. Martin blieb zwar da; aber es fehlte immer an weiblicher Aufsicht.

„Wi geben uns gliest tohop,“ meinte der glückliche Bräutigam und stieß nur auf schwachen Widerstand. Denn Trin=Fiekens war jedes

Rüfen und Göffel, jedes Lamm und Kalb ans Herz gewachsen, und langes Fortbleiben schien ihr schwer bis zur Unmöglichkeit. So ruderte denn Martin sein Bräutchen noch selbigen Nachmittags nach Groß-Neckiz hinüber, dem Herrn Pastor ihre Brautchaft anzuzeigen und das Aufgebot zu bestellen. Frau Pastor aber brachte den Rest vom Feiertagsstollen und ließ nicht nach, bis die verlegenen jungen Leute ein Stück davon hinuntergewürgt hatten. Dann gab 's noch einen Verlobungsschmaus in Bauer Dummrats Gehöft. Hier lag das große Beerenbrot (ganze Birnen wurden in Grobbrotteig gar gebacken) mitten auf dem Tische, Hanne schnitt große Stücke ab, und Martin und Trin-Fieken ließen sich nicht nötigen. Die glückliche Delikatesserie verschwand mit unheimlicher Geschwindigkeit zwischen den weißen, festen Zähnen.

Dann ging Martin, machte sein Boot los am Strande und tauchte die Ruder ein. Die Braut aber lief flink wie ein Vogel den Berg wieder in die Höhe, an der Kirchhofsmauer entlang, ins Dorf hinein. Jetzt waren nur noch die drei Hemden zu nähen — das Leinen war doch längst gebleicht und wartete in der Lade, und wie fein war es! das schönste Flächserne, das es gab — und die beiden Bettbezüge; dann konnte das Glück kommen.

Dem Martin gingen allerhand Gedanken durch den Kopf, während er sein Boot langsam durch die Klein-Neckizsche Bucht seinem Heimatdorf zuruberte. Endlich sagte er ganz laut in das Plätschern der Wellen, das Knarren der Riemen zwischen den Dolden hinein: „Dat 's nu ganz egal — kamen möt sei.“ Und dann nahm er sogar die kurze Pfeife aus dem Munde, spie über das Wasser hin und wiederholte: „Eei möt.“

Als er am Strande sein Boot festmachte und nun über Muscheln, Steine und Seetang weg seinem Hofe zuschritt, war er mit sich einig. Er würde morgen noch einmal nach Willershagen zurückkehren und Palsow'n die Nachricht bringen von seinem Verspruch mit Trin-Fieken Dummrat und sie einladen zu seiner Hochzeit. Wer hatte ihm immer die größten Spedstiche zugesteckt, wer seine langen Strümpfe gestopft und sein Kirchenzeug in ihrer Lade verwahrt?! — Bei wem konnte

er abends sitzen, seine Pfeife rauchen, von seinem Hof reden und von Muddern! — Hätte er, der Bauernsohn, es sonst wohl aushalten können auf dem fremden Hof, wenn er mit niemand hätte reden können von dem Boß, dem das eine Hinterbein immer wieder dick wurde, von der Säg, die warrastig ihr eigen Ferkel gefressen hatte, von den Hühnern, die die Eier verlegten, und den Kartoffeln, die ins Kraut schossen und „nichts unter hatten.“

Freilich, sie wollte ihn verfrühen (verheiraten) mit ihrer Schwestertochter; aber das war ja nun vorbei. Und er hatte ihr ja auch gesagt, wenn er sich veränderte, mit der Lise Pisch nicht. Die habe ihm zu schiefe Augen, der könne er nie gut sein. Wie eine Mutter hatte sie doch an ihm gehandelt, und darum gehörte sie an seinem Ehrentage zu ihm.

Am nächsten Nachmittage stand er denn auch plötzlich mit etwas verlegenem Greinen vor der alten Wirtschaftlerin in Willershagen. Sie war nicht bei Laune, denn es war eben Besuch vorgefahren, wohl aus Putbus, und das paßte ihr nicht. Mit Städtern hatte sie nicht viel im Sinn, und überhaupt! — Wenn man eben ein Schwein an die Seite gebracht hat, tagelang gehackt, gestoßen, gesalzen und gekocht, und sich nun ein büschen freuen will an den Blut- und Lebertwürsten und Tollatschen (speziell pommerisches Gebäck), wie die da nun so appetitlich in den großen Mulden auf dem Schierstroh liegen, und dann gleich alles auf 'n Tisch muß und für fremde Leut! — nee. —

Die Hausfrau war eben in der Küche gewesen und hatte freundlich zugeredet: „Dat helpt nu nich, Palling! nu giv uns man wat von dien schön Schlachterie.“ Aber die Alte blieb steif am Herd stehen, und aus der großen Tollfaltenhaube sah ein dunkelgerötetes, bitterböses Gesicht.

Martin wußte nicht recht mit sich hin. Er kratzte sich hinter dem Ohr, und das Greinen fror ihm fest auf dem gutmütigen Gesicht. Ob er wieder gehen mußte? — Das wäre schlimm, denn die Arbeit ging „drang“ zu Hause, und es war ein tüchtiger Marsch bis hierher.

Palsow'n sah in allem Arger doch seine Not. „Sett di dah! — un täutu!“ warf sie ihm

kurz hin und fing tüchtig zu rumoren an zwischen ihren Töpfen und Kesseln.

„Mamsell!“ begann er schüchtern vom Küchenschemel aus.

„Holt Mul! . . . Du süßt doch, dat hier allens koppöwer geht.“

Martin sah nichts. Die herrschaftliche Küche lag sauber und ruhig da. Das Feuer prasselte gemütlich unter dem blanken, kupfernen Teekessel, der nach uralter Melodie summt und zischte.

Doch nun slog die Tür auf, und mitten in dem Raum stand auf schmalen Füßen, die der halblange Kleiderrock freiließ, ein junges, schlankes Mädchen mit einer braunen Zopfkrone, lachenden, hellen Augen und langen, schlenkernden Armen.

„Palling! Palling! Besuch! Besuch! — wie ich froh bin! scheußlich langweilig, dies ewige Musterabhäkeln. Mach fix Abendbrot, recht was Schönes, ja? Palling?“

Mit zwei Schritten war sie neben der Alten und hatte sie rund um gefaßt: „Ich helf dir auch.“

Etwas schüchtern: „Mama meint Entenbraten und nachher . . .“

Palsow'n machte sich so energisch los, daß die junge Dame ins Taumeln kam:

„Soll'n auch noch Ruhnen umgebrungen werden un Duben oder anner Fedderveih? —“ fragte sie spitz, „mich is 't egal, man immer los, man allens verpußen und Spieskammer un Hof ragenkahl . . .“

„Aber Palling! wir müssen doch essen . . . Herr Gott — — da! — es lief was — Ratte oder Maus . . .“

„Huuumh! — — Sehes! wour? —“

Palsow'n stand plötzlich auf dem Tisch; überraschend schnell hatten die alten Beine sie hinaufbefördert. Fräulein Lieschen saß ganz krumm vor Lachen auf dem Fußboden, und Martin hätte gerne eingestimmt, wäre der Respekt vor der Herrschaft nicht hinderlich gewesen.

„Da, wieder! — es ist doch nur eine Maus! — wie fix das Ding ist! —“

Lieschens helle Augen gingen erwartungsvoll über die Steinfliesen, da jagte das Mäuslein noch einmal quer durch den Raum

und dicht vorbei an den Hackenschuhen des jungen Mädchens. Das griff fest zu und — hatte sie.

Mamsell kreischte in hellem Entsetzen, und Martin erhob sich gemächlich von seinem Schemel. Er formte seine rauhen Fäuste zur ansehnlichen Mulde. Lieschen begriff. Sie legte ihr Händchen mit der festumtrampften Maus hinein. „Dobmaken will ich ehr woll,“ meinte der Mann gemütlich, wiegte in die Ecke, wo die Holzkränze stand, und führte mit einem kurzen Schlag sein Vorhaben aus.

Palsow'n stieg umständlich vom Tisch und sah jetzt erst, daß die Hausfrau in der offenen Küchentür stand. Sie war doch etwas beschämt, sagte sich aber schnell: „Hätt Madam sehn? — wat un? Liefing is, dat 's ne ganz verbeutwelve Dirn — sei must as 'n Katt.“

Die Herrin sah, daß die Laune der Alten sich zu bessern anfang; sie verließ beruhigt die Küche.

Einige Stunden später hieß es am reichbesetzten herrschaftlichen Tische: Ein Juwel, unser Palling! — wie sie schön kocht! Und eine treuere Seele gibt 's nicht auf der Welt; ein bißchen komisch schon — na, Fehler haben wir alle.

Mamsell Palsow'n hatte sich in der Küche, während des Backens und Bratens den Martin gründlich vorgenommen, ihn tüchtig vermöbelt wegen der eigenmächtigen Wahl einer Braut und ihm dann Glück dazu gewünscht. „Dwers Pok blivt Pok!“ schwächte sie die guten Wünsche gleich wieder ab, „du habbst höger herupp friegen künnt.“ Denn sie tat sich viel darauf zugute, daß sie aus einem Dorf hinter Bergen herstammte und eines Rüstlers Tochter war.

Als sie die duftenden, leckeren Waffeln aus dem Eisen genommen, sie zu rundlichem, appetitlichem Berg auf den bunten Teller geordnet und mit barschem: „Vörwärts, Steine!“ — dem dicken Stubenmädchen zum Auftragen übergeben, band sie die weit herumreichende, eigengemachte Wollschürze ab, warf sie auf die Holzkränze und begleitete ihren Gast vor das Hofstor: „Abjühling, mien Jünging! kumm gaud nah Hus, un dat anner ward bisfort.“ (Schluß folgt.)



# Luise Schillerin.

Ein Frauenleben aus vergangenen Tagen.

Von

Julie Pfeilficker.

Nachdruck verboten.

Zwinget euch nicht, wichtig zu erscheinen,  
wohl aber bemühet euch um den Ruhm eines  
vernünftigen, artigen und tugendhaften Frauen-  
zimmers. M. Joh. Pet. Miller.

**I**n Gestalt eines alten vergilbten Stammbuchblättchens hat der Zufall mit ein, wenn auch noch so kleines Stückchen wirklichen Lebens aus längst vergangenen Tagen vor Augen geführt. Und je mehr ich dieses Zeugnis vergangener Blütentage und vergangenen Wünschens betrachte, schrumpft für mich die Spanne Zeit zusammen, die mich trennt von jenem 3. Juni 1784, da auf der Solitüde bei Stuttgart Luise Schillerin die Feder zur Hand nahm, um einer Persönlichkeit, der sie sich als „wahre Freundin“ empfiehlt, folgende Worte ins Stammbuch zu schreiben:

Diß sey dein höchstes Guth, ein frommes, weißes Herz,  
diß mehre deine Lust, diß mindre deinen Schmerz,  
diß sei dein Rang, dein Stolz, dein höchstes Glück auf Erden,  
sonst alles, nur nicht diß kann dir entrißen werden.

Ob nun diese Verse von der Schreiberin selbst verfaßt worden sind oder nicht, weiß ich nicht zu sagen, sicher aber haben sie ihrem Geschmack entsprochen, auch die Schriftzüge sind die ihrigen, und vielleicht ist es auch sie selbst gewesen, die mit der Schere das Blättchen nicht eben allzu genau zugeschnitten hat. Was aber den Inhalt anbelangt, so mag ja zugestanden sein, daß es tiefsinnigere, geistreichere und vor allem schwungvollere Stammbuchverse aus jener Zeit geben mag, dennoch wird dieses vertrauensvolle Wünschen nicht leicht jemand ungerührt lassen, und man müßte für die Schreiberin günstig voreingenommen werden, auch wenn sie keinen der Welt so teuren Namen trüge.

Auch in mir erweckt der Wunsch mächtig, sie genauer kennen zu lernen. Das Blättchen einer Wunschelrute gleich mit mir führend, begeben sich auf die Suche nach Quellen, aus denen Auskunft über sie zu schöpfen wäre. Was ich finde, ist zwar nicht gerade viel, noch für jedermann neu, doch alles in allem genommen, ist es doch mehr als ich zu hoffen gewagt hatte.

Da ist in erster Linie einiges noch Ungedruckte zu nennen im Besitz des Schillerarchivs zu Marbach und der Frau Amalie Kießling-Krieger zu Wöckmühl, einer Urenkelin der Luise; dann die eingehende Behandlung, die ihr Dr Ernst Müller in seinem „Lebensbild von Schillers Mutter“ zuteil werden läßt; weiter ihre Briefe, die in „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern und der Familie Wolzogen“ aufgenommen worden sind; endlich Aufsätze von Dr Krauß in der Beilage des Württ. Staatsanzeigers (1893 und 1894), sowie ein solcher im Stuttgarter Neuen Tageblatt (1895), gleichfalls der Feder Dr E. Müllers entstammend. Funde genug, um eine vorläufige Zusammenstellung zu einem Gesamtbild auszutragen, bis vielleicht Zeit und Gelegenheit noch mehr zutage fördern.

Wie ich nun all dies Gefundene näher zu besichtigen beginne, da lösen sich sachte die Schleier der Vergangenheit, und in immer greifbarerem Leibhaftigkeit tritt die Gestalt der Luise Schiller daraus hervor. Schlank und kräftig steht sie vor mir, die rote Rose im leicht gepuderten Goldhaar, und gerne mag man es dem Blick der blauen, etwas hervortretenden Augen glauben, daß unter dem zierlich gefalteten weißen Brusttuch das „fromme weiße Herz“ schlägt, das ihr als begehrenswertestes aller Güter erschienen war. Der etwas lange Hals, sowie der obere Teil des Gesichtes lassen neben der Haarfarbe eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Bruder erkennen. Eine ausgesprochene Schönheit ist die Luise nicht, doch eine frische, liebenswerte Erscheinung, und den Beinamen „Sonne der Solitude“, der nach mündlicher Überlieferung sich bei ihren Nachkommen erhalten hat, hatte sie gewiß ebenso sehr ihrem nach allen Seiten hin Freundlichkeit ausstrahlenden Wesen, als ihrem Goldgelock zu verdanken. Ein sogenanntes interessantes Frauenzimmer war sie aber ebensowenig, doch ein Menschenkind, das mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit stand und mit geradem Sinn und warmem Herzen der Welt entgegentrat.

So ist auch ihr Lebensgang nicht reich an großen oder besonders eigenartigen Ereignissen, doch reich genug an Begebenheiten, die die Tüchtigkeit ihrer Persönlichkeit von echt schwäbischem Gepräge hervortreten lassen, und nicht schwer fällt es, daran nachzuweisen, daß es derselbe Stoff ist, wenngleich in anderer Zusammensetzung, aus dem ein Friedrich Schiller geworden.

\* \* \*

Zur Welt kam Luise in dem malerisch zwischen Wiesen und Wäldern gelegenen Dorfe Lorch im Remstal, einer lieblichen und fruchtbaren Gegend Württembergs. Wie wir wissen, brachten es die Verhältnisse mit sich, daß die Eltern Schiller in der ersten Zeit ihres Ehelebens vielfach getrennt voneinander leben mußten. Nur wenige Jahre hatten sie gemeinsam in Marbach verbracht, als es den Wundarzt Schiller nicht länger in der Heimat duldete, sondern wieder zurück in das militärische Leben zog, aus dem er erst ein Jahrzehnt später, inzwischen zum Hauptmann vorgerückt, heimkehren sollte. Der Herzog Karl hatte ihn Ende des Jahres 1763 als Werbeoffizier nach Schwb. Gmünd versetzt, und dorthin ließ er nun auch seine Familie, die aus seiner Frau und den beiden Kindern Christophine und Friedrich bestand, nachkommen. Bald erwies sich jedoch das Leben in dem verhältnismäßig üppigen Gmünd als zu kostspielig, weshalb Schiller eine Übersiedlung in das benachbarte Lorch bewerkstelligte, gewiß kein schlechter Tausch für die heranwachsenden Kinder, die sich hier, in der ländlichen Ungebundenheit, doch besser zu entwickeln vermochten. Für Luise freilich hatte dies nur wenig Bedeutung, denn noch ehe sie irgend ein Verständnis für die Schönheit der Landschaft haben konnte, in der sich „die Elysiumszenen ihrer ersten Kindheit“ abspielten, sahen die Eltern sich abermals genötigt, den Wohnort zu wechseln und nach Ludwigsburg zu ziehen. Dies geschah kurz vor Weihnachten 1766 nach dreijährigem Aufenthalt in Lorch. Luise, die am 23. Januar dieses Jahres geboren war, hatte also zur Zeit des Umzugs noch nicht einmal ihr erstes Lebensjahr ganz zurückgelegt.

Das Ludwigsburg jener Tage war der Schauplatz eines glänzenden höfischen Lebens. Kurz zuvor hatte der Herzog, der sich mit Stuttgart und den Landständen überworfen hatte, sein Hoflager dorthin verlegt und ließ nun seiner neuen Residenz alle erdenkliche Pflege und Verschönerung angedeihen. Fast schien es, als sollten die Zeiten eines Eberhard Ludwig wiederkehren. Damit, daß der Herzog, der von Berlin den Geschmack für französische Bildung mitgebracht hatte, auch seinen Hof nach französischem Muster einzurichten bestrebt war, folgte er der allgemeinen Zeitströmung, doch tat er es darin den meisten seiner Zeitgenossen auf dem Throne zuvor. Den fremden Gästen zu Ehren, die stets in Menge anwesend waren, wurden glänzende Feste gegeben, die häufig ihren Abschluß in dem wahrhaft fürstlichen, unzählige Lichter zurückstrahlenden, spiegelglaskleideten Opernhaus fanden. In den Straßen der Stadt gab es die merkwürdigsten Aufzüge zu sehen. Da waren außer des Herzogs prächtig gekleideter Leibgarde Schweizer, Heiden und Mohren; goldstrogende Karossen fuhrten vorüber, auf deren Rücktritt goldbetreßte Diener standen, und hinter den Spiegel-

scheiben war nicht selten das hochaufrisierte gepuderte Köpfschen einer Schönen oder das zierliche Jagdhütchen eines Kavaliere sichtbar, sodaß wer von den Einwohnern auch in keinerlei Beziehung zum Hofe stand, immerhin noch durch das, was ihm gelegentlich auf der StraÙe vor Augen kam, seinen Anteil an dessen Vergnügungen erhielt.

Doch wichtiger als all die Herrlichkeiten, die es für die an ländliche Zurückgezogenheit gewöhnte Familie zu schauen gab, war es ohne Zweifel für die Mutter, daß ihre alte Heimat Marbach in der Nähe lag, wo die Eltern Rodweiß noch lebten. Daß während eines neunjährigen Aufenthalts in Ludwigsburg auch die kleine Luise an den mütterlichen Besuchen im Elternhaus teilnehmen durfte, sobald die kleinen Beine sie den weiten Weg von zwei Stunden zu tragen vermochte, und daß sie somit gleichfalls die großelterliche Liebe zu kosten bekam, dürfen wir sicher annehmen.

Der Januar 1773 brachte ihr einen Verlust, von dessen Tragweite sie damals noch keine Ahnung haben konnte: das Ausscheiden des Bruders Fritz aus dem Familienkreis. Der bald Bierzehnjährige sollte als Eleve in die Karlsakademie auf der Solitude bei Stuttgart eintreten. Als er von der kleinen Schwester Abschied nahm, dachte wohl niemand, daß von da ab die Geschwister nie mehr dauernd beisammen sein würden. Ein eigenes Verhängnis wollte es, daß zwei Jahre später der Vater Schiller in der Eigenschaft eines Garteninspektors und mit dem Titel eines Intendanten auf die Solitude versetzt wurde, nachdem gerade vierzehn Tage zuvor die Akademie vom Herzog nach Stuttgart verlegt und damit eine Wiedervereinigung der Familie unmöglich gemacht worden war. In die Lücke, die der Bruder durch seinen Weggang gelassen hatte, war bald darauf eine kleine Schwester getreten, die sich jedoch noch im gleichen Jahr wieder hinwegschlich. Wie verwundert mögen die blauen Augen der kleinen Luise auf das tote Schwesterchen geschaut haben, das, erst noch voller Leben, jetzt so plötzlich kalt und still geworden war. Und als im darauffolgenden Frühjahr abermals der Tod Einkehr im Hause hielt, war er ihr schon kein Fremder mehr: diesmal galt es der um anderthalb Jahre jüngeren Schwester Marie Charlotte. Mit ihr wurde Luise der natürlichen Freundin und Spielgenossin ihrer Jugend beraubt, was für sie abermals einen Verlust bedeutete, dessen Schwere sie freilich erst später in seinem ganzen Umfang empfinden konnte. Ob aber solche Erlebnisse, die ihr in so jungen Jahren schon das Geheimnis des Todes vor Augen führten, nicht in dem weichen Kindergemüt Eindrücke hinterlassen haben, die seiner Entwicklung eine ernstere Richtung gaben — wer möchte es bezweifeln?

Als mittlere der drei Schwestern, von denen Christophine um neun Jahre älter und Nanette um elf Jahre jünger war, nahm sie eine besondere, oder wollen wir gleich sagen, eine besonders bescheidene Stellung ein. Von glänzenderen künstlerischen Gaben, wie sie jenen reichlich zugefallen waren, besaß sie nur ein geringes Teil, und dies erfuhr eine nur spärliche Ausbildung. Ihr eigenstes Gebiet, aber dies nach allen seinen Richtungen hin, war die Hauswirtschaft. Hier konnte sie ihre Lorbeern pflücken. Daß ihr aber trotzdem der Sinn für Höheres stets wach blieb, das sei ihr als hohes Verdienst angerechnet. Sie wußte sich in die Verhältnisse zu fügen, und die Verhältnisse hatten es so mit sich gebracht, daß sie von früh auf tüchtig zuzugreifen hatte. Ihr Schicksal war das oft so opfervolle der „Mittleren“, das seine Träger beständig im Zurückstehen übt, bald zu gunsten der älteren, bald zu gunsten der jüngeren Geschwister. Daß sie dies selbst schmerzlich empfunden hätte, ist jedoch kaum anzunehmen, und nie mochte es ihr in den Sinn gekommen sein, sich selbst durchzusetzen, ausgenommen in den Fällen, wo es sich ihrem Vater gegenüber darum gehandelt hatte, die ihrem Stande zukommende Ausbildung zu erlangen. Die zärtlichste Liebe, die sie für ihre Geschwister hegte und bei jeder Gelegenheit an den Tag legte, überbrückte für sie alle Unterschiede des Alters und der Begabung. In Christophine verehrte sie stets die ältere Schwester, auf deren Rat sie viel gibt, wie außer anderen die folgende Briefstelle zeigt:

„Deine guten Lehren werde ich gewiß verehren und immer in mein Herz und Gedächtnis schreiben, glaube mir aber auch, liebe Bene (Christophine), daß dies alles mein tägliches Bestreben bisher war, und ich habe immer mit meinem Temperament

zu kämpfen. Ich hoffe und glaube aber, daß es nach und nach besser gehen werde. Ruhe des Geistes und Herzens sind die besten Güter, die wir uns nur wünschen können, allein gegenwärtige Lagen verdrängen oft die besten Vorschläge, die man selbst macht und geben denjenigen Personen, die nicht leichtsinnig sein können, tausend Anlaß zu Mißtrauen — und zu üblen Launen.“ Für Nanette dagegen, die sie aus aufrichtiger Seele bewunderte und nach Kräften verhätschelte, hatten ihre Empfindungen etwas Mütterliches an sich.



Luise Schillerin.

Aus dem „Marbacher Schillerbuch“, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Den weitaus größten und naturgemäß auch wichtigsten Teil ihrer Jugend verbrachte Luise auf der Solitüde, die sie erst nach des Vaters Tod, also im Jahr 1796, verlassen sollte. In dieser Zeit erprobte sie sich als tüchtige Kraft in Haushalt und Garten, als rechte Hand der Mutter, als allbereite Krankenpflegerin, als Freundin der Nachbarn und als getreueste aller Schwestern. Während dieser Zeit entwickelten sich aber auch ihre geistigen Kräfte, und was wir an literarischen Beweisen ihrer Nachdenklichkeit haben, stammt gleichfalls vorwiegend aus jenen Tagen.

Inwieweit der Bruder Einfluß auf ihre Entfaltung hatte, läßt sich natürlich nicht genau nachweisen, allein die innige Liebe, die die Geschwister miteinander verband, und die warme Teilnahme, die sie zeitlebens an seinen Schriften nahm, lassen doch den



Zchluss zu, daß sie von des Bruders Geist so viel in sich aufnahm, als ihre Naturanlage nur immer zuließ. Da es den Zöglingen der Akademie jedoch nicht gestattet war, die Ahrigen zu besuchen, so mußte sich während der langen Zeit bis zum 12. Dezember 1780, wo Schiller die Anstalt verließ, der Verkehr zwischen den Geschwistern auf die Besuche beschränken, die Luise in Begleitung der Mutter ab und zu in der Akademie machen durfte. Denn es war den Zöglingen erlaubt, zu gewissen Stunden des Sonntags wenigstens den Besuch ihrer Eltern, Brüder und noch nicht erwachsenen Schwestern entgegenzunehmen. Nach seinem Austritt konnte der junge Regimentsarzt Schiller jedoch, so oft er Erlaubnis von seinem Regimentskommandeur dazu bekam, und wohl auch noch etwas häufiger, die Seinigen auf der Solitüde besuchen, um sich dort in ihrem Kreise für die Unannehmlichkeiten schadlos zu halten, die ihm die Fesseln eines unerwünschten Berufes bereiteten. Frohe Stunden wurden dann verlebt, die Mutter setzte ihrem Liebling die besten Speisen vor, und die Geschwister führten unter Leitung des Bruders sogar zuweilen dramatische Szenen auf.

Wer sich zu jener Zeit auf der Solitüde gut unterhalten wollte, der mußte schon selbst für sein Vergnügen sorgen, denn mit der Verlegung der Akademie nach Stuttgart, womit zugleich auch der Stadt der Vorzug, herzogliche Residenz zu sein, zurückgegeben wurde, war die Glanzzeit der Solitüde endgiltig zum Abschluß gebracht, und sie blieb jetzt nur noch einem ausgenommenen Nest. Freilich, ihr schönster Besitz konnte ihr nicht weggenommen werden, nämlich ihre unvergleichliche Lage. In der That, der Herzog hätte sich zur Erbauung seines Schlosses, das in den Jahren 1763—1767 entstand, kaum einen besseren Platz auswählen können als diese Höhe, vor der sich eine weite Landschaft ausdehnt, mit mehr als fünfzig Ortschaften. Der Horizont ist begrenzt durch eine Gebirgskette vom obern Schwarzwald an bis zu dem Odenwalde — bei günstigem Wetter zeigen sich sogar die Vogesen — und durch die Schwäbische Alb vom Altbuch bis zum Lochen. Um das Schloß dehnten sich herrliche Gärten aus, es war überhaupt, wie Christophine später in den Notizen über ihre Familie schreibt, „eine große Anlage, wozu ein Oberhofgärtner, zwei Hofgärtner nebst noch vielen andern angestellt waren, die alle zu tun hatten. Unser lieber Vater hatte die Oberaufsicht über dies alles und sehr viel zu besorgen, aber dies war gerade nach seinem Wunsch, er fühlte sich in seinem Wirkungskreis befriedigt“.

Doch so ganz und gar vernachlässigt wurde vom Herzog diese Stätte einstigen Glanzes nicht, sondern ab und zu erschien er entweder allein, um mit prüfendem Blick Gärten und Gebäude zu mustern, oder er brachte Gäste mit sich, denen zu Ehren er mitunter ein Fest hier gab. Häufig kam er auch in Begleitung Franziskas von Hohenheim. Wie mit Zauberschlag gingen dann die Vorhänge von den Fenstern nieder, die Flügelthüren flogen auf, und die Sonnenstrahlen fielen auf die schönen Wandmalereien, von Guichals Meisterhand geschaffen, auf die zierlich gewundenen Kofokomöbel in Weiß und Gold, auf die zahlreichen Wand- und Kronleuchter, die am Abend im Lichterglanz erstrahlen sollten. Über die mit Kies bestreuten Wege im Garten rauschten wieder die seidnen Schleppen eleganter Damen, die sich vom Herzog die im Grün verstreuten Statuen, Pavillons und andere wunderbare Sehenswürdigkeiten zeigen ließen, bis dann die elegante Gesellschaft in dem mit Statuen und Pflanzen festlich geschmückten Lorbeerfaal zusammentraf, oder im Komödienhaus, oder in der Orangerie, oder im Stall, der wegen seiner schönen Bauart als Sehenswürdigkeit galt und zu Festlichkeiten benutzt wurde.

Solch ein Fest, das an die früheren üppigen Zeiten erinnerte, fand im September 1782 statt, als der Großfürst Paul von Rußland, der Sohn der großen Katharina, mit seiner Gemahlin Maria Feodorowna, einer Nichte des Herzogs, zu Besuch kam. Für Luise waren jene Tage doppelt unvergeßlich, denn als in der Nacht vom 22.—23. September die 90 000 Flämmchen glühten, die die Architekturlinien der Solitüde entlang liefen, da hatte ihr Fritz mit seinem Freund Streicher den Plan, aus der Heimat zu entfliehen, schon ins Werk gesetzt. Ob die Schwester zuvor etwas von dieser Absicht wußte, ist zwar zu bezweifeln, doch mag sie sich über den Grund der rotgeweinten Augen der Mutter ihre Gedanken gemacht haben, falls

sie überhaupt Zeit dazu gefunden hat, denn die Solitüde hatte in jenen Tagen nicht weniger als dreihundert Gäste unterzubringen, von denen auch einige auf das Schiller'sche Haus entfielen. Den Schluß der Festlichkeiten bildete eine große Jagd im nahegelegenen Park beim Bärensee. Es sollen hierzu nicht weniger als 5—6000 Stück Wild vom Leonberger Forst zusammengetrieben worden sein.

So fehlte es dem heranwachsenden Mädchen nicht an Gelegenheit, einen Blick in andere und weitere Daseinsverhältnisse zu tun, so eng begrenzt auch ihr eigener Lebenskreis war. Auch im Hause selbst gab es häufig Gäste, denn nicht nur brachte der Bruder oftmals seine Freunde mit, sondern der Vater hatte die Gewohnheit, diejenigen von den Besuchern der Solitüde, die ihm gefielen, zu sich zu Tisch einzuladen, wobei es dann manch interessantes Tischgespräch für Luise zu hören gab.

Ein ganz Neues trat in ihr Leben ein, als die Schwester Christophine den Hofrat Reinwald in Weiningen heiratete. Mit dem Schwager stellte sie sich sehr gut, und wie aus verschiedenen Zeichen zu schließen ist, hielt er große Stücke auf sie. Im Jahre 1784 kam er zum ersten Mal auf die Solitüde, und da findet sich unter dem 25. Juli in seinem Tagebuch die Stelle: „Die zweite (Tochter), ungefähr von 18 Jahren, lernt in Stuttgart Putzmachen und allerhand Frauenzimmerarbeit; auch die schreibt schöne Briefe und hat ungemein viel neuen Wisz.“ Ein andermal bezeugt er ihr in launiger Weise schriftlich, daß sie ein treffliches Rätsel verfaßt habe, und der liebe-glühende Vers in ihrem Album, vom Bruder verfaßt, stammt ohne Zweifel auch von seiner Hand und wird wohl eine scherzhafte Bedeutung haben:

Stünd' im All der Schöpfung ich alleine,  
 Seelen träumt' ich in die Felsensteine  
 Und umarmend küßt ich sie:  
 Meine Klagen söhnt ich in die Lüfte,  
 Freute mich, antworteten die Klüfte,  
 Thor genug, der süßen Sympathie.

Einige Jahre später, als Luise krank ist (1796), äußert er sich Schiller gegenüber in den herzlichsten Worten: „Durch meine Frau wirst Du auch vorgestern die traurigen Umstände von der guten Luise Krankheit gehört haben. Sie geht mir so nahe, daß mir kein Bissen schmeckt, und ich oft vom Schlaf aufwache und um sie weine. Ich liebte sie wie meine wirkliche Schwester.“

\* \* \*

Als Christophine die Heimat verließ, war Luise ein Mädchen von zwanzig Jahren, das nunmehr in den Vordergrund trat und die Pflichten der „Ältesten“ im Hause zu übernehmen hatte. Da war es zunächst wieder das Amt der Krankenpflegerin, das sie an der Mutter auszuüben hatte, die jahrelang von einem schweren Magenleiden heimgesucht war. Neben all ihren häuslichen Pflichten jedoch war es ihr stets angelegen, ihre geistige und gesellschaftliche Ausbildung nicht ganz zu vernachlässigen. Viel Sorgfalt war auf diese von elterlicher Seite allerdings nicht verwendet worden. Hatte Christophine, deren beste Lernjahre in die Ludwigsburger Zeit fielen, allerlei Kenntnisse und Fertigkeiten sich aneignen können und vermochte später bei Nanette der Bruder ins Mittel zu treten, so mußte Luise selbst sehen, wie sie zu etwas kam. Für die Ausbildung des weiblichen Geschlechtes geschah zu jener Zeit überhaupt blutwenig im Schwabenland, und was geschah, dafür war fast nur das französische Muster maßgebend, das Vater Schillers kerndeutschem Empfinden gründlich zuwider war. Sein Bildungsideal mochte im höchsten Fall demjenigen eines zeitgenössischen Pädagogen gleichen, der sagt: „Französisch sprechen, gut tanzen und den Leib wohl tragen sind Verzierungen und Verbesserungen des schönen Baues der Natur an einem Frauenzimmer, doch sind eine schöne Denkungsart, die angenehme Leichtigkeit, sich in der Muttersprache wohl auszudrücken, vortreffliche Neigungen des Herzens, die Rechenkunst, die Wissenschaft dessen, was zur Haushaltung gehört, die Arbeitsamkeit, die Liebe zur Ordnung, die Kunst, die Kinder und das Gesinde wohl zu regieren, weit wichtigere Lektionen.“ Ein anderer Freier als ein Handwerksmann

würde doch nicht kommen, meinte der alte Schiller, und ein solcher brauche in erster Linie eine gute Hausfrau.

Derlei Ansichten stimmten die Töchter nun nicht bei, und wenn gleich der Vater darauf hinwies, daß man sich auch nach den Umständen und Einkünften richten müsse, so ließen sie nicht ab, nach der Bildung zu streben, die ihrem Stande wie auch ihrer Befähigung zukam. Da sie aber des Vaters Heftigkeit fürchteten und selbst von heißblütiger Gemüthsart waren, so steckten sie sich hinter die Mutter, die ihre Sache vor dem Vater verfechten sollte. Hierüber schüttet die Mutter einmal dem Sohne gegenüber das Herz in einem längeren Schreiben aus: „Was ich an meinen Kindern getan, muß alles unter uns geschehen, die mir wahrlich mehr am Herzen als alles in der Welt, und so haben sie auch selbst nichts mit ihm sprechen können. Es ging jedesmal auf ein Ungestüm aus, und die Zeit wird ihm gleich zu lang. Bauernmenschen wären wir geblieben, wenn die Mama nicht Gelegenheit sonst gemacht, so sagten sie. Ich habe ihnen freilich keine feine Erziehung geben können, weil ich selbst keine gehabt, habe aber so viel als möglich gesorgt, sie in Gesellschaft zu lassen, wo sie Bildung lernen konnten.“ An anderer Stelle schreibt sie über das gleiche Thema und schließt mit den Worten: „allein sie zum Gehorsam, zur Tugend und Gottesfurcht anzuweisen und so ihre Herzen zu bilden, halte ich vor die erste Pflicht.“ Es wurde also weitaus mehr Wert auf Charakter- denn auf Geistesbildung gelegt. Wie sehr aber die Kinder später einsahen, daß ihre Eltern damit das Wichtigste beim Erziehungswerk geleistet haben, das geht aus den schönen Worten hervor, die Christophine nach dem Tode beider ausspricht: „Das gute Beispiel unserer Eltern, die Aufmunterung zum Rechtun, Gebet und Arbeit sind fest in meiner Seele gewurzelt.“

Zu den Vergnügungen der Luise gehörte der freundschaftliche Verkehr, den sie mit Familien der Umgegend pflog, namentlich mit solchen in Ludwigsburg und Stuttgart. Wie oft namentlich wurde der Weg nach Stuttgart zurückgelegt, und daß dann manchmal auch ein Theaterbesuch damit verbunden wurde, ist nur natürlich. So schreibt z. B. im Jahre 1793 die Mutter an Schiller: „Die beiden Mädele, Luise und Nane, waren auch darinnen, die es gesehen, wie alles so gedrängt voll mit Menschen, sie sind unentgeltlich auf den ersten und besten Platz aufgenommen worden.“ Es war die Aufführung von „Kabale und Liebe.“

Eine Eigentümlichkeit sämtlicher Schillerscher Geschwister war der Sinn für künstlerische Schaustellungen und Betätigungen: Christophine malte, Luise dichtete und Nanette hatte schauspielerische und dichterische Talente. Nebenbei äußerte sich dieser Sinn bei Luise auch in dem Bestreben, durch gute Haltung und Kleidung den Eindruck ihrer persönlichen Erscheinung zu heben, und so beschränkt auch ihre Mittel waren, so wußte sie doch mit Hilfe ihrer geschickten Finger und ihres guten Geschmacks sich sehr gut zu kleiden. „Die Luise haben sie (die Pfarrfrauen der Umgegend) sehr lieb, weil sie alles so machen kann und fragen sie bei ihrem Puz um Rat“, so schreibt einmal die Mutter an den Sohn, als sie in Leonberg wohnten. Der Schwester Christophine, die „gut im Treffen“ war, verdanken wir mehrere Bilder von ihr, die sie alle in einem gewissen Puz zeigen.

Zu Luises schönsten Stunden zählten aber diejenigen, die sie dem Lesen widmen durfte. Denn trotz der vorwiegenden Richtung aufs Nützliche, die in ihrer Erziehung hervortrat, wurde sie allem Anschein nach hierin nicht knapp gehalten. Es herrschte zwar damals, so gut wie heute noch, der schöne deutsche Brauch, einander Bücher zu leihen, und von Luise weiß man, daß sie darin durchaus keine Ausnahme machte, aber dennoch, nach dem zu schließen, was heute noch vorhanden ist, brachte sie immerhin eine ziemlich umfangreiche Bücherei zusammen.

Raum irgend etwas kann uns einen so tiefen Blick in ihre Gedankenwelt verschaffen, als diese alten Zeugen eines vergangenen Bildungsabschnitts, der sich uns in Luise gewissermaßen verkörpert. Doch ehe wir näher darauf eingehen, möchte ich noch ins Gedächtnis rufen, welcher Art die treibende Kraft im Schillerschen Hause war, die das Vorhandensein so vieler Moralbücher erklärt.

In Vater Schiller tritt uns ein Anhänger der rationalistischen Weltanschauung entgegen, wie sie sich unter dem Einfluß Chr. Wolffs, des Schülers von Leibniz, in

Deutschland ausgebreitet hatte. Das einfach Pflichtmäßige, Vernünftige hatte den Vorzug vor dem Aisthetischen und Phantasievollen. Konnte dabei ein weicheres und bewußteres Gefühlsleben nicht zur Entwicklung kommen, so fehlte es doch nicht an tiefem Empfinden, das zuweilen einen schwungvollen Ausdruck fand. Die soldatische Zucht des Familienhaupts hatte ihre Wurzeln in der Selbstzucht und stökte darum Achtung ein, auch wo sie als zu streng empfunden wurde, während die aufrichtige und schlichte Frömmigkeit, wie sie beiden Eltern eigen war, deren stürmische Charakteranlagen im Zügel hielt, sodaß das Gleichgewicht in der Familie nie dauernd ins Schwanken geriet. Für die Mutter, deren Bildung nur eine ganz bescheidene war, stieß in der Religion — obwohl ihr selber unbewußt — ein unerschöpflicher Born von Poesie, zu dessen frischen Wassern sie ihre Kinder frühzeitig führte. Und jedes von ihnen tat einen tiefen Zug daraus, der sich ihm je nach seiner Art in Kräfte des Lebens umsetzte. Sittlichkeit und Glück, oder wie man damals lieber sagte, Tugend und Glück, als Einheit zu betrachten, dazu wurden die Kinder bei jeder Gelegenheit angeleitet. Wenn aber einer durch Haushalt, Umzüge, Kinderwarten u. a. so viel beschäftigten Frau, wie der Mutter Schiller, nur wenig Zeit blieb, die Ihrigen auch noch besonders in das Gärtlein zeitgenössischer Dichtkunst einzuführen, so ließ sie es doch nicht daran fehlen, ihre Kinder bei Gelegenheit mit den Dichtungen Klopstocks, Sellerts und Gerhards vertraut zu machen. So war es also der Mutter zu danken, daß bei der Erziehung der notwendige Ausgleich zustande kam, dessen des Vaters hausbackene Verstandesmäßigkeit bedurfte.

Luise genoss den Vorzug einer langen Mädchenzeit, die es ihr ermöglichte, trotz aller Hilfsbereitschaft ihrer Umgebung gegenüber, immer noch einige Zeit für eigenen Gebrauch zu erübrigen, was ihrer Lese- und Schreibliebhaberei zustatten kam.

Durchmustern wir, soweit dies heute noch möglich ist, den Bücherschatz, der sich im Laufe ihres Lebens angesammelt hat, so zerfällt er uns unwillkürlich in zwei Teile, und zwar in einen unvergänglichen und einen vergänglichen. Wenn wir bei jenem unter anderem Shakespeare, Wieland, Bürger, Ewald v. Kleist und — der Löfflerin Kochbuch finden, so bei diesem eine Menge des Belehrenden und Unterhaltenden, im schulmeisterlich moralisierenden Tone der Zeit gehalten und dazu bestimmt, der Jugend in die moralische Saugflasche gefüllt zu werden. Darunter möchte das Büchlein: „Kurzer Auszug der Sittenlehre über die Pflichten der Menschen zum Gebrauche der adeligen Jugend der frommen Schulen“ auch heute noch vergnüglich und nützlich zu lesen sein, wenngleich in anderem Sinn als damals, wo es sich noch verlohnen mochte, über den Unterschied des adeligen und nicht adeligen Standes nachzudenken und wo ein Lied zum Lobe der Armut noch auf Beifall rechnen konnte. Auch die drei dicken Bände des Magisters Johann Peter Miller historisch moralischer Schilderungen „zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend“ dürften im ganzen ihre Lebenskraft eingebüßt haben, dennoch wäre manches Hübsche daraus zu entnehmen, das ich zum Vergnügen des Lesers sammeln und darbieten möchte, nach des Verfassers Worten: „wie eine Biene, wenn sie in einem fruchtbaren Garten schwebend und vergnügt herumfliegt, sich auf eine Rose setzt, die eben jetzt aufbricht und aus ihr den Balsam einsauget. Sie setzt sich ganz trunken in diese paradiesische Gegend hinein und ruhet auf dem kühlenden Sammt der Rosenblätter; sie kostet mit Wollust den Nektar, den sie aus der Rose ziehet.“ Doch es gibt noch andere Wunderlichkeiten zu bestaunen, so z. B. die vier Teile der „Gemälde häuslicher Scenen“, ein Gegenstück zu den „Historisch moralischen Schilderungen“. Auch sie haben die allzu deutlich hervortretende Bestimmung, bildend auf Herz und Gemüt der heranwachsenden Jugend einzuwirken und mögen dies vielleicht immerhin noch eher erreicht haben, als die romantische „Geschichte aus der Zeit des Apostels Paulus“ von H. Freune: „Melina von Corinth oder die Beweggründe zum Christentum“. Dieses Buch, das sich übrigens schon mehr an die reifere Jugend wendet, weiß nicht nur das belehrend Nützliche mit dem unterhaltend Angenehmen zu verbinden, sondern auch das Anständige mit dem Unanständigen.

„Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?  
Malet die Wollust, — nur malet den Teufel dazu!“

Daß Cronenqts Dramen, die einst vielgelesenen und bewunderten, nicht fehlen, läßt sich denken, so schwer es uns heute auch fällt, diesen Geschmack zu würdigen. Der Anblick von Schubarts geistlichen Gedichten muß uns mit Wehmut erfüllen beim Gedanken an sein trauriges Geschick, das sich so zu sagen unter Luises Augen vollzog. Saß der arme Mann doch von 1778—87 auf dem von der Solitude aus so gut sichtbaren Asperg, von ihm der Aschen- oder Tränenberg genannt, und wir wissen, daß die Familie Schiller persönliche Beziehungen zu dem Dichter hatte. Wohl hat auch sie einst bewegten Gemüts das von ihm gedichtete Abschiedslied mitgesungen, als im Jahr 1787 das Rapregiment abzog:

Auf, auf ihr Brüder, und seid stark!  
Der Abschiedstag ist da.

Auf den Einfluß ihres Schwagers Reinwald ist ohne Zweifel das Vorhandensein des Buches „Der Mönch vom Libanon. Ein Nachtrag zu Nathan der Weise“, zurückzuführen, dessen Verfasser, Hosprediger Pfarrer, mit Reinwald befreundet war. Das Werk wurde seiner Zeit von vielen über den Nathan gestellt. Daß die Gedichte des Schwagers nicht fehlen, ist selbstverständlich und ebenso wenig diejenigen Karl Lohbauers, des Dichters und des Helden, der sich auch in ihrem Stammbuch verewigt findet. Seine Muse ist derjenigen Höltys und Matthiffons verwandt. Er gehört zu den letzten Jöglingen der Karlschule — sie wurde im Jahre 1793 aufgehoben — hatte die militärische Laufbahn erwählt und fiel in der „Affaire bei Jäny“ am 17. Juli 1809, erst 32 Jahre alt.

Zum Andenken an ihre Konfirmation im Jahr 1780 bewahrte Luise Philipp Friedr. Hillers Gedenkbuch auf, das sie von ihrem Seelsorger, dem Pfarrer Christ. Ludwig Pfeilsticker in Gerlingen, mit einer eigenhändigen langen Widmung versehen, zum Geschenk bekommen hatte.

Was sie über das kleine Schriftchen dachte: „Schiller, nach den Hauptzügen seiner Lebensgeschichte“ (Neutlingen 1808), besagt deutlich genug ein Zusatz von ihrer Hand: „ganz — nicht der Wahrheit gemäß — eine Schwester von Schiller.“

Werke wie der Agathokles von Karoline Bichler und ähnliche verraten, daß die Leserin in der modernen Unterhaltungsliteratur ihrer Tage nicht zurückstand. Doch soll des Aufzählens nun genug sein, denn aus dem Genannten geht schon zur Genüge hervor, daß es für Luise noch die Zeit vor Sonnenaufgang war. Aber schon zeigten sich am Horizont des schwäbischen, des deutschen Himmels einige Strahlen des emporsteigenden Gestirns: Don Carlos, Fiesko, Kabale und Liebe!

Mit welcher innerer Bewegung sie die Bedeutung empfand, die ihr Fritz, ihr vielgeliebter Bruder, für die Welt hatte, das geht aus mancher ihrer Bemerkungen, die sie im Laufe ihres Lebens hierüber tat, das geht aber noch in ganz besonders rührender Weise aus dem Glücksgefühl heraus, das über sie kam, als ihr Nefse Ernst Schiller ihr noch kurz vor ihrem Tode die schön illustrierte Gesamtausgabe von Schillers Werken übersenden konnte.

Lieben hieß bei Luise aber dienen; und in welcher bescheidener Selbstlosigkeit sie dem Bruder ihre Liebe zu betätigen und ihm mit den Gaben zu dienen suchte, die ihr gegeben waren, das tritt bei den verschiedensten Anlässen hervor. So z. B. bei der Reise nach Jena, aber nicht der ihrigen, sondern derjenigen, die im Herbst 1792 die Mutter machte, um den Sohn in der eigenen Häuslichkeit, die er zwei Jahre zuvor gegründet hatte, zu besuchen. Da die Mutter durch eine kaum überstandene Krankheit geschwächt war, sollte eine der Töchter sie begleiten, und die Wahl fiel auf die jüngere. Freilich, Luise wäre die nächstberechtigteste dazu gewesen, aber sie wurde zu Hause gebraucht. „Hätte die Nanette in Abwesenheit ihrer Mutter unserer Ökonomie vorstehen können, so wäre Luise mitgereist, die in der Haushaltung schon so gewandt ist, daß der liebe Sohn sie vielleicht bei sich zu behalten gewünscht haben würde, wenn Mama sie hätte entbehren können,“ so äußert sich der Vater in einem Schreiben an den Sohn. Luise blieb also zu Hause und versorgte den Vater und die Wirtschaft. Als dann nach Verlauf einiger Wochen die Reisenden wohlbehalten zurückkehrten und von ihren

Erlebnissen bei den Geschwistern in Jena und Meiningen erzählten, da erwacht auch nicht ein Schimmer eifersüchtiger Regung in ihr, sondern sie nimmt den rührendsten Anteil an der Freude der anderen, obgleich sie freimütig eingestcht, gar zu gern auch dabei gewesen zu sein. „Ich kann nicht genug zuhören, wie sie voll Liebe und Gürtlichkeit von Dir sprechen,“ schreibt sie dem Bruder, der ihr einen Seidenzeug als Reisegeſchenk geſchickt hatte, „und wie die etlichen Wochen, die ſie bei Dir zubrachten, ſo angenehm verfloſſen, die ſie gewiß immer mit der innigſten Rührung in ihr Herz zurückerufen werden. O, wie oft dacht ich, wenn ich nur auch eine Stunde daran hätte genießen können! Liebſter Bruder, Du haſt viel, unausſprechlich viel an uns getan und beſonders an mir. Nimm davor meinen herzlichſten, wärmſten Dank; Gott vergette Dir's mit Geſundheit und Zufriedenheit und gebe, daß meine Wünſche, Dich ſo bald als möglich zu ſehen, erfüllt werden. Ich ſehne mich alle Tage mehr, mich an Dein liebevolles Herz zu drücken. Wir weinten alle miteinander vor Freuden bei der glücklichen Ankunft und bei Erzählung Deines ſo liebevollen Empfangs in Jena; nur allein unſere Beſorgnis wegen Deiner teuren Geſundheit macht uns mannigmal traurige Stunden. Ich hoffe aber, aufs Frühjahr wird Gott ſeinen Segen geben, daß Deine Geſundheit wieder hergeſtellt werde.

Ich freue mich unausſprechlich, wenn ich aufs Frühjahr zu meinem lieben Bruder darf, und es ſoll nicht auch nichts als Krankheit davon abhalten.

Der Seidenzeug iſt ganz nach meinem Geſchmack; ich laſſe mir wirklich <sup>1)</sup> ein Kleid davon machen und will es recht ſchön behalten, biß ich zu meinem lieben Bruder komme. Auch die 6 Karolin bleiben verwahrt zu meinem Reiſegeld; meine einzige Beſtrebung ſoll ſein, meinem lieben Bruder nützlich zu werden und ſeinen Wünſchen entgegenzukommen.“ Dieß ſind bei ihr nun durchaus keine leeren Nebenſarten, ſondern ſie greift es ſofort auf, als die Mutter ſagt, er könnte eine Leibbinde brauchen, und überlegt, welches Material wohl das beſte dazu wäre. Vielleicht von Seidenhaſen? „Doch glaub' ich, von Seidenhaſen gibt es zu ſehr nach und hält den Leib nicht ſo gut zuſammen; ich dächte von feiner Wolle oder Baumwolle oder Flockſeiden würde es vielleicht auch gut ausfallen. Ich bitte mir Nachricht von Dir aus, wie Dir es recht wäre, und dann erlaube mir, daß ich es ſtricken darf; dieß würde mir außerſt viel Vergnügen machen. Nun, Gott ſchenke Dir erträgliche Geſundheit! Nochmals danke ich Dir, liebſter Bruder, tauſendmal vor Deine Liebe und Sorgfalt vor mich; ich umarme Dich ſchwefterlich und bin immer in Gedanken bei Dir. Leb wohl! Deine treue Schweſter Luife.“

Mit der Leibbinde allein begnügt ſie ſich jedoch nicht, ſondern ſchwingt ſich zu Größerem auf, indem ſie nichts mehr und nichts weniger als — einen Leibrock für den Bruder ſchneidert. Einen guten warmen Leibrock, aber nicht etwa einen, den er zu Hauſe bei dunkler Nacht tragen ſollte, ſondern, wie ſie ausdrücklich bemerkt, um darin im Winter auszugehen! Was ſoll man dabei mehr bewundern: den Mut der kühnen Schneiderin, oder den Mut, mit ihrer Schöpfung öffentlich aufzutreten? Doch da wir keine Kunde davon haben, wie der Leibrock geſeſſen hat, ſo können wir nur die Tat als ſolche anſtaunen, ohne uns eine Kritik ihres Werks zu erlauben. Bekannt iſt uns nur, daß die Mutter an die Schwiegerſtochter bei der Aberſendung ſchreibt: „Die Luife hatte eine große Freude, ihn vor ihn zu machen,“ während ſie ſelbſt ihn „nicht ſo gut und fein ausgefallen“ finde, wie ſie es wünſchte.

\* \* \*

Die Hoffnung, den Bruder in Jena beſuchen zu dürfen, ſollte ſich für Luife nicht erfüllen. Zwar war für das Frühjahr 1793 ſchon geplant geweſen, daß ſie, über Meiningen reiſend, mit Reinwalds nach Jena kommen ſollte, um dort Schiller hauſzuhalten, der den Sommer über in einem Gartenhaus außerhalb der Stadt leben wollte, doch wurde ſie krank, und der Plan konnte nicht ausgeführt werden.

<sup>1)</sup> In ſchwäbiſcher Mundart ſo viel wie „gegenwärtig“.

Statt dessen kam Schiller noch im selben Jahr nach Schwaben. Am 8. August traf er mit seiner Lotte in Heilbronn ein. Bekanntlich hielt er sich zunächst hier, in der damaligen freien Reichsstadt auf, bis er Nachricht darüber hatte, welcher Gesinnung der Herzog dem einstigen Ausreißer gegenüber sei, dann erst betrat er den heimatklichen Boden, indem er nach Ludwigsburg übersiedelte. Da war es nun wieder Luise, die von der Mutter abgesandt wurde, um den Reisenden beizustehen, denn der Bruder hatte eine schwer angegriffene Gesundheit und die Schwägerin sah der Ankunft ihres ersten Kindes entgegen. Aus diesen Gründen, zu denen noch der größerer Billigkeit trat, zogen sie es vor, einen eigenen Haushalt zu führen, und Luise fand hierbei natürlich Gelegenheit genug, ihre Tüchtigkeit und Hilfsbereitschaft zu zeigen. Aus dieser Zeit stammt ein Brief des Vaters an den Sohn, worin er sagt, daß die gute Mama die Luise nicht länger als etwa drei Monate werde entbehren können und woran sich dann noch die Betrachtung knüpft: „Es ist eine erwiesene Wahrheit, die Er, mein lieber Fritz, an sich selber wird erfahren haben, daß man in dem väterlichen Hause meines Standes dasjenige weder sehen, noch lernen, noch nachahmen kann, was man unter fremden Leuten siehet. Niemal wird man sich diejenige Dienstbeflissenheit, Aufmerksamkeit und Artigkeit bei den Seinigen angewöhnen, durch die man sich Freunde machen muß. Auch die gute Luise, die das beste Herz hat, geschickt und geschäftig ist, bedarf in diesem Stück Nachsicht und Zurechtweisung, und ich ersuche Ihn, bester Sohn! ihr beides angedeihen zu lassen.“

Der Vater war hier wohl gar zu bescheiden für seine Tochter, bei deren warmem Herzen und längst erprobten hauswirtschaftlichen Tugenden das Zusammensein der Geschwister nicht anders als zu gegenseitiger Befriedigung ausfallen konnte. Dieses dauerte übrigens nicht viel länger als vier Wochen, worauf dann der Ortswechsel stattfand. Wenige Tage später durfte die Großmama Schiller ihr erstes Enkelkind, den „Goldsohn“, in den Armen wiegen, während Luise ihre Tätigkeit auf der Solitüde wieder aufgenommen hatte.

Als am 6. Mai des darauffolgenden Jahres die teuren Gäste, die die letzten fünf Monate ihres Aufenthalts im näheren Stuttgart verlebt hatten, wieder heimwärts zogen, da war die Betrübnis der Zurückbleibenden groß, und die Mutter war von dem Gedanken bewegt, daß sie ihre Lieben nebst dem in Ludwigsburg zur Welt gekommenen jüngsten Sprossen der Familie nie wieder sehen würde. Ach! sie sollte mit dieser Befürchtung nur gar zu recht haben, denn in der That, die Mutter sah keines mehr von ihnen, ja, auch die anderen sollten einander nie mehr ins Angesicht schauen dürfen. Es war noch eine schöne Zeit gegenseitigen Liebens und Sichverstehens gewesen, so recht eine Stärkung auf den kommenden Zeitabschnitt, der bald seine Schatten vorauswerfen sollte.

Im Dezember darauf (1794) berichtet die Mutter dem Sohn, daß die Nane vor etlichen Wochen einen Anfall von hitzigem Schleimfieber bekommen habe, aber „durch den Gebrauch“ des Herrn Stabschirurgus Butterweck bald wieder hergestellt worden sei: „Viele Einwohner von hier, heißt es da, sind aber dennoch schon unterdessen gestorben. Der Spital ist aber wirklich ganz wenig; was die Kranken betrifft, es sind kaum noch 300. Die Franzosen haben zwar, nämlich die gefangenen, die schlimmsten Krankheiten hierher gebracht. Es wird aber äußerst sorgfältig dabei verfahren. Wann sie gestorben, wird alles, was sie gehabt haben, verdrannt . . .“

Es sind hier wirklich alle Artikel im höchsten Preis, 3 Pfund Schwarzbrot 10 Kreuzer, 1 Pfund Ochsenfleisch 10, 1 Pfund Butter 24 Kreuzer, der Scheffel Korn 8 Gulden; es ist schrecklich.“

Man sieht, es sind Kriegszeiten, und auf der Solitüde ist ein Militärspital eingerichtet. Da gab es für Luise ohne Zweifel Gelegenheit genug, sich als „Sonne der Solitüde“ zu beweisen.

All ihre Kräfte aber hatte sie nötig, als mit Anbruch des Jahres 1796 der Vater von schwerem Gichtleiden befallen wurde, das ihm die entsetzlichsten Schmerzen verursachte und sowohl seine eigene, wie auch die Geduld seiner Angehörigen auf harte Proben stellte. Aber wie selten ein Unglück allein kommt, so geschah es auch hier.

In dem auf der Solitüde eingerichteten österreichischen Hauptquartier brach ein epidemisches Fieber aus, das auch Nanette ergriff und zwar gleich in solch heftigem Grad, daß bald das Schlimmste zu befürchten war. Die Mutter und Luisa teilten sich in die Pflege, denn sie waren beinahe ganz auf sich allein angewiesen, da bei der als ansteckend gefürchteten Krankheit wenig Hilfe von außen zu erwarten stand. Wahre Wunder an Hingabe verrichteten sie, aber alles umsonst. Die noch nicht neunzehnjährige Nanette, „die Krone der Familie“, starb.

Was die getreue Luisa dabei empfunden und gelitten, das zeigt ein an den Bruder gerichteter Brief vom Anfang April (1796):

„Ich stund an ihrem Bette, hielt immer meine Hand in ihrer und segnete sie, soviel ich Stärke noch hatte, ein.

Aber diese Empfindung, liebster bester Bruder, kann ich nicht ausdrücken, wie mir da war. Eine so liebe hoffnungsvolle Schwester verschneiden zu sehen.“

Und dann beschreibt sie die Leidensäußerungen des Vaters: „Wir stunden oft alle drei da und zitterten am ganzen Leibe vor dem Ausbruch der Schmerzen des Papas. — Wirklich kommen sie immer so zum Ausbruch, weil er so sehr geschwächt worden durch das viele Arzneibrauchen, auch durch das Opium. Ach, Gott siehe uns bei und gieße Balsam in das Herz der lieben Mutter!

Es ist mir herzlich leid, liebster Bruder, daß ich so traurig diesmal schreiben muß; Du wirst's erlauben, daß ich mein Herz auch bei Dir öffnen darf. In Deinem nächsten Brief bitte ich, daß Du der lieben Mama einige Tröstungen beifügest; es ist sehr nötig. Der Kummer, den wir seit einiger Zeit haben, drückt uns fast zu Boden; ich muß alle Leibes- und Seelenkraft anwenden, mich aufrecht zu erhalten, sonst ginge die ganze Haushaltung zu Grund.“

Etwa um dieselbe Zeit schreibt auch der Vater aus der Tiefe seiner Leiden:

„O meine lieben Kinder, wie sehr sind wir darnieder gebeugt! Ich sehe noch nirgends hinaus, wann mich Gott von meinem Leiden befreien wird, und die gute Mutter macht mir jetzt auch bang, auch sie scheint sich legen zu müssen und der Luisa wird es nicht besser gehen.“

Er hatte sich nicht getäuscht. Beide erkrankten rasch auf einander. Luisa zuerst. Aber das, was nun folgte, berichtet sie nach Jena:

„Liebster Bruder, ich war ganz am Rande des Todes und glaubte selbst nicht mehr, daß ich aufkommen würde. Denke Dir die Empfindungen, die in meiner Seele vorgingen! Mein Zustand war sonderbar. Noch wissen wir nicht, wie man eigentlich diese Krankheit heißen soll. Zuerst fühlte ich sehr große Schmerzen im Magen, bekam heftiges Fieber und Entzündung im Hals . . . Die Hitze des Fiebers nahm so sehr zu, daß ich oft nichts von mir wußte, und auf einige Arzneien, die mir die Doktoren gaben, wurde es noch schlimmer — — —“

Als rettender Engel erschien am 10. Mai Christophine und teilte mit den Ihrigen alle Not und Sorgen. Bald auch war die schwerkranke Luisa wieder so weit, um selbst imstande zu sein, hilfreiche Hand anzulegen. Zu allem Ungemach hin machte ein französisches Streifkorps einen Einfall und versetzte die ganze Umgegend in Schrecken. Auch auf der Solitüde begingen die Eindringlinge Ungehörigkeiten, wovon Christophine am 20. Juli berichtet, wo es nach anderem heißt: „Dann rissen sie der Luisa mit größter Frechheit ihre zwei Halstücher vom Hals herunter, stürzten alles aus, wo sie es fanden, das ihnen anständig war, und nahmen es. Ich und die Luisa konnten die alten Eltern natürlich nicht verlassen, und doch hörte man aller Orten von den größten Frechheiten, die sie sich bei unserm Geschlecht erlaubten, also war unsere Angst grenzenlos. — Dennoch sind wir den anderen Tag, da man noch mehrere von dieser Partie vermutete, nebst noch einer Familie von hier in eine im Wald befindliche Höhle unter der Brücke geflüchtet. Hier blieben wir von 7 Uhr des Morgens bis Abends um 8 Uhr (den längsten Tag, den ich in meinem ganzen Leben durchlebt habe), wo wir dann durch einen Boten Nachricht bekamen, daß ein französisches Kommando von Leonberg, wo ein französisches Regiment liegt, auf die Solitüde eingerückt sei, um uns zu beschützen.“ Wahrhaftig, diese Erlebnisse waren nicht dazu angetan, zur Genesung



einer eben erst von schwerer Krankheit Erstandenen beizutragen! Aber doppelt geboten war diese Flucht, denn, wie Christophine noch bemerkt, waren die Türen der elterlichen Wohnung so schlecht schließbar, daß ein einziger Säbelhieb genügt hätte, sie zu sprengen. Doch glücklicherweise trug Luise keinen besonderen Schaden davon, sondern konnte sich auch fernerhin mit Mutter und Schwester in die Pflege des Vaters teilen, dessen Zustand sich unaufhaltsam verschlimmerte, bis endlich am 7. September desselben Jahres, in dem auch Nanette dahingerafft worden war, der Tod seinen Leiden ein Ende machte. Er wurde zur Seite der Tochter auf dem Gerlinger Friedhof bestattet.

Da es für Christophine mittlerweile höchste Zeit geworden war, zu ihrem Manne zurückzukehren, so war nun Luise allein bei der Mutter und half ihr getreulich den Eintritt in den Witwenstand erleichtern. Daß die Mutter es tief empfand, was ihr in ihrer Einsamkeit an dieser Tochter geblieben war, das geht wohl schon aus dem einen Ausruf hervor, den sie in jener Zeit dem Sohne gegenüber tat: „Die Luise ist ein Geschenk vom Himmel!“ Daß die Magd sofort entlassen wurde und Luise an deren Stelle alle Hausarbeit übernahm, war nicht allein durch die Umstände geboten, sondern es entsprach dies auch ganz Luises Tätigkeitstrieb. Noch ferner auf der Solitüde wohnen zu bleiben, zeigte sich als untunlich; es wurde darum von den beiden als Glück betrachtet, daß der Herzog der Wittve eine passende Wohnung im Schlosse zu Leonberg, sechs Kilometer von der alten Heimat entfernt, zu freier Benutzung überließ. Im Monat November siedelten sie dorthin über, und Luise äußert sich über den Umzug gegen den Bruder in einem Briefe, der das Datum seines Geburtstags trägt: „Nun ist unser Auszug bald vorbei und wir werden wohl bis morgen oder übermorgen von hier abziehen. Wir haben schon fünf Fuhrn mit Sachen hinüber, drei mit Holz und zwei mit Möbeln. Auch hab ich fast allemal bei aller Witterung mitgehen müssen und die Sachen abladen lassen und wieder verschließen. Es nimmt mich selber Wunder, daß ich nach einer so schweren Krankheit bei aller Witterung so fortkommen kann. Gott gibt seinen Segen sichtbarlich dazu.“ Gottvertrauen und Pflichtbewußtsein halten sie aufrecht in der neuen, keineswegs sorgensfreien Lebenslage, denn ihre Mittel sind sehr knapp, und noch wissen sie nicht, ob der Herzog das Bittgesuch der Mutter um eine Pension erfüllen wird. „Nun, Gott wird auch wieder in die Zukunft vor uns sorgen; er hat uns schon so oft aus mancher Not befreit, mein Vertrauen zu ihm wird alle Tage fester, und ich danke ihm tausendmal vor die Leiden und Prüfungen, die er uns zuschickt; sie machen uns duldsam und zufriedener in einer Lage, die uns würde viel mehr zu überwinden kosten, wenn wir nicht durch lange Leiden nach und nach uns dazu gewöhnt hätten.“ Ist ihr Vertrauen zu Gott auch grenzenlos, so erinnert sie sich doch daran, was sie an den Menschen, vor allem an ihrem Bruder hat. „Wie glücklich“, schreibt sie, „schätze ich mich, einen so lieben Bruder zu haben! Ich weiß gewiß, Du würdest in allen Fällen vor uns sorgen; könnten wir nur näher beisammen leben und einander gleich alles sagen und Dich, lieber Bruder, allemal um Deinen Rat fragen!“

Daß der Bruder so weit entfernt wohnt, ist ihr eine stete Ursache der Klage und dies umsomehr, als er ihr nicht so oft schriftliche Nachricht zukommen läßt, wie es ihr Schwesterherz begehrt.

Wie verschieden sich nun in Leonberg das Leben der beiden Frauen im Vergleich zu früher gestaltet, das kennzeichnen am besten zwei Aussprüche von Mutter und Tochter, von denen der eine lautet: „Ich und Luise leben so in der Stille beisammen, arbeiten mit spinnen und stricken und andern häuslichen Geschäften.“ Und der andere: „Wir weinen öfters beisammen und sind allein.“

Ja, das klingt freilich trübselig genug und war es auch, und das umsomehr, als Luise nicht nur die Toten beweinte, sondern zugleich ihre eigensten Kummernisse und Sorgen, das „Langen und Bangen in schwebender Pein.“ Und damit sind wir zum Hauptereignis ihres Lebens gelangt: zur Liebe. (Schluß folgt.)



## Das Reden über die Liebe.

Son

Ilse Eckart.

Nachdruck verboten.

Unsere Zeit hat eine begreifliche Neigung, Probleme des menschlichen Lebens unter sozialen Gesichtspunkten zu betrachten. Was der einzelne erlebt und erfährt, rückt ihm und den andern sofort in das Licht einer sozialen Erscheinung, stellt sich ihm als Symptom allgemeiner Zustände dar, und schnell zeigt sich ihm auch eine „soziale Reform“, durch die ihm Hilfe werden könnte. Und wie der einzelne mit seinem Schicksal schnell bereit an die Gesamtheit appelliert, ihr die Schuld gibt und von ihr andere Zustände verlangt, so wendet sie sich an den einzelnen. Sein Leben mit seinen Erfahrungen, seiner inneren und äußeren Gestaltung, gehört nicht ihm allein, es ist ein Stück soziales Leben, und der Mensch ist sozusagen verpflichtet, vor der Gesamtheit keine Geheimnisse zu haben, ihr, die sich dieses Stück Lebens bewußt werden will, offen darzulegen, wie es beschaffen ist. Daran haben sich die Menschen erst langsam gewöhnt. Es gab eine Zeit, da sträubte man sich dagegen, Geburten und Todesfälle öffentlich bekannt zu geben, man betrachtete das Zurweltkommen und Sterben als eine Privatangelegenheit, die niemanden etwas angehe, als die betroffenen. Aber Statistik und Enquête verlangen heute größere Selbstentäußerung. Sie dringen in die Wohnungen und suchen von dem Menschen herauszubekommen, was er verdient und was er damit anfängt, was er isst und trinkt, wie viel das kostet und wie viel er übrig behält usw. Ja, man verlangt auch über sein inneres Leben Auskunft. Man will nicht nur seine Ansichten über Reformkleider oder das Automobil, sondern man schickt ihm einen Fragebogen ins Haus, auf dem er rund und nett tabellarisch geordnet Auskunft darüber geben soll, wie er über Religion und Christentum denkt, um diese Antworten zu einer Feststellung über den „religiösen Gedankenkreis“ dieser oder jener Volksschichten zu verarbeiten.

In den Gesichtskreis dieser sozialen, oder besser sozialisierenden Betrachtung ist schließlich auch das Innerlichste und Intimste des Menschen getreten: die Liebe. Es ist keine Frage, daß dafür den Frauen das Verdienst oder die Schuld — wie man das nun auffassen will — zugeschrieben werden muß. In ihren Verhältnissen vollzogen sich Veränderungen, die, an sich sozialer, allgemeiner Natur, doch auch das individuelle Erleben des einzelnen in irgend einer Weise berührten, sodaß auch das etwas Typisches bekam und einer allgemeinen Betrachtung zugänglich zu werden schien. So haben wir eine große Literatur über „das neue Weib“ bekommen, so redet man in Büchern und Essays, in Vorträgen und Diskussionen über „die neue Liebe“. Wenn es noch nicht geschehen ist, so wird es bald geschehen, daß man eine Umfrage bei den Frauen veranstaltet: Wie denken Sie über die Liebe? Vielleicht mit einer entsprechenden Anzahl von Unterfragen: a, b, c usw. Und dann verarbeitet: So und

so viel Prozent der Experten berichteten dies, so und so viele jenes. Und als Titel: Die neue Frau und die Liebe. Gott sei Dank, eine empfindliche Lücke in der Literatur zur Frauenfrage ist ausgefüllt, die notwendige Grundlage für die Reform der Liebe und Ehe ist gewonnen!

Es ist doch eine seltsame Ironie, daß die Frauen, die um ihr Recht auf ein eigenes Schicksal kämpfen, die sich als Persönlichkeiten, als Einzelne fühlen wollen, ihre innerlichsten und persönlichsten Angelegenheiten in dieser Weise herdenmäßig behandeln. Dieses theoretische und allgemeine Reden über die Liebe ist ein sehr bitteres Zeugnis dafür, wie gering noch die individuelle Empfindlichkeit bei den Frauen ist, wie wenig ihnen das Differenzierende, Persönliche neben dem Abvellierenden, Allgemeinen bedeutet.

All diese grob zugehauenen Abhandlungen über „das neue erotische Ideal“ und „die Evolution der Liebe“ usw. usw. sind überhaupt eine harte Zumutung an den Geschmack. Erstens sind sie notwendig im innersten Sinn un wahr. Es gibt Erlebnisse, für die das Wort gilt, daß sie Wahrheit im Herzen und Lüge auf der Zunge sind. Es sei denn, daß einem großen Künstler die Mittel gegeben sind, sie auszusprechen. Eine solche Aussprache würde aber sicher nicht eine Abhandlung oder ein Essay werden. Wer subjektive Erfahrungen auf diesem Gebiet in die Form eines allgemeinen Raisonnements kleiden mag, dem fehlt es entweder an der vornehmen Empfindlichkeit für das Subjektive, bestimmte Gefährte, Eigene daran, oder an der inneren Wahrhaftigkeit, die lieber verstummt, als verzerrt und entstellt. Die Theoretikerinnen der Liebe sind bestenfalls die Fernstehenden, für die diese Fragen überhaupt nur objektive, platonische Bedeutung haben — Ellen Key hat z. B. einen ihrer Berliner Vorträge über „die Liebe“ mit dem Bekenntnis begonnen, daß sie auf diesem Gebiet nichts „erlebt“ habe — oder es sind minder feine Naturen, denen die Ehrfurcht vor sich selbst in Goethes Sinn fehlt, für die es keine Nuancen gibt, oder die, schlimmer noch, in dieser Aussprache eine Sensation suchen. Alle aber könnten ja für die Erkenntnis des eigentlichen Problems nur Fehlerquellen erschließen.

Es gibt gar nichts Peinlicheres, als dieses ganze öffentliche Plattschwagen der Erotik. Und nichts Verwirrenderes und Fruchtloseres. Verwirrend, denn was da gesagt wird, ist eine Pseudowahrheit, etwas unendlich Vergrößertes, Armeres. Und fruchtlos, denn was uns vorwärts brächte, wäre gerade die Erziehung zur Ehrfurcht vor dem Eigenen und Persönlichen, zu jener Ehrfurcht, die es der einzelnen Frau überläßt, ihr Schicksal zu gestalten, ohne ihr die alten oder die „neuen Normen“ in den Weg zu werfen oder sie selbst für „Normen“ ausbeuten zu wollen. Was wir erstreben sollten, wäre die zurückhaltende Achtung vor jedem persönlichen Lebenswillen, der sich in einem persönlichen Schicksal zur Geltung bringt, ob dieses Schicksal nun mehr den sogenannten alten oder neuen Normen entspricht. Je weniger Reflexion und Theorie man über erotische Fragen ausbreitet, um so sicherer werden sie in gesundem, unverfälschtem Sinn durch das Leben selbst gelöst werden.

Man mißverstehe das nicht. Es ist ganz selbstverständlich ein Fortschritt, ja etwas Großes und Segensreiches, daß man die Prüderie verlernt hat, die heimlich um Dinge wußte, die sie öffentlich ignorierte. Dinge, die wirklich soziale Bedeutung im eigentlichen Sinn hatten; es ist ein Segen, daß die Frauen ihre Stimme in den Fragen der sozialen Moral, der öffentlichen Sittlichkeit erhoben haben. Und auch das ist gut, daß die Frauen gelernt haben, die Forderungen ihrer eigenen Persönlichkeit

besser zu begreifen und fester darauf zu bestehen, auch gerade in ihren innerlichsten Beziehungen. Ganz gewiß haben unsere Künstlerinnen, als die Hellseherinnen unter uns, durch das, was sie über sich und ihr Frauenschicksal aussprachen, zur Erziehung dieses Selbstbewußtseins unendlich viel getan. Wo anderen, die von sich nicht behaupten können: „Mir gab ein Gott zu sagen, was ich leide,“ die Grenze gezogen ist, das ist natürlich eine Frage des Takts und des Geschmacks. Dieser Takt aber ist durch die immer neuen Herzensergüsse „moderner Mädchen“ und „neuer Frauen“ — ich rechne dahin auch z. B. die greulichen Verabücher, so gut sie gemeint sein mögen — sehr ins Wanken gekommen. Es würde nichts schaden, wenn man das Reden über die Liebe etwas einschränkte. Vielleicht würden dann die von dem „Schrei nach dem Kinde“ und anderen Schreien betäubten Ohren ausruhen und für leisere und ver-schwiegene Noten wieder empfänglich werden. Vor allem aber vergesse man nicht, daß „die Liebe“ ein Abstraktum ist, ein Begriff, in dem die unendliche Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens nur mit einem winzigen Stückchen Wirklichkeit steckt. Und daß man wenig vom Leben sagt, wenn man diesen Begriff hin und her wendet.

Die Frauen haben sich mit Recht dagegen aufgelehnt, nur „als Geschlechtswesen“ bewertet zu werden, als „das Weib“ schlechtthin, ein undifferenzierter Typ. Sie tun jetzt selbst das Ihre, um dieser Bewertung einen Schein von Berechtigung zu geben.



## Die Reorganisation des Bundes deutscher Frauenvereine.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Der diesjährigen Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine, die vom 5.—7. Juni in Danzig tagt, soll ein vom Vorstand entworfener Reorganisationsplan vorgelegt werden. Es kann zwar vorläufig nur eine prinzipielle Beschlußfassung darüber in Aussicht genommen werden, da er mit dem bisher geltenden Grundsatz bricht, daß der Bund sich jeder Einmischung in die inneren Angelegenheiten der ihm angehörenden Vereine zu enthalten habe. Die in diesem Heft unter „Vereine und Versammlungen“ abgedruckte Tagesordnung bringt den Antrag vollständig; hier hebe ich nur unter gleichzeitiger Skizzierung der gegenwärtigen Organisation die zum Verständnis der nachfolgenden Ausführungen nötigen Punkte heraus.

Der Bund deutscher Frauenvereine ist entstanden durch Zusammenschluß von Frauenvereinen, die durch ein organisiertes Zusammenwirken eine erhöhte Förderung des Gemeinwohls und die Hebung des weiblichen Geschlechts nach jeder Richtung hin zu bewirken hofften. Die Generalversammlungen des Bundes gaben diesen Vereinen — es haben sich ihrer heute 188 zusammengeschlossen — Gelegenheit zum Gedankenaustausch, zum Kennenlernen fremder, zum Geltendmachen eigener Anschauungen und Einrichtungen. Auch größere Vereine, die in sich eine völlig selbständige Vertretung der Frauenbewegung oder bestimmter, damit zusammenhängender Teilgebiete darstellten, benutzten gern die Gelegenheit eines solchen Austausches, teils um zu geben, teils um von Spezialorganisationen zu lernen, teils endlich, um ein gemeinsames Wirken in die

Arbeite leiten zu helfen. An der Spitze des Bundes stand und steht, so zu sagen als Exekutive, als Beamtenschaft, die den Willen der Gesamtheit durchzuführen hat, ein frei gewählter Vorstand von 9, später 11 Frauen.

An die Stelle dieser Organisation soll nun eine andere treten. Es soll eine Änderung vorgenommen werden, die man allerdings mit dem Worte „Reorganisation“ wohl kaum richtig bezeichnet. Eine Reorganisation würde sich doch ungefähr auf den gleichen Rechtsboden zu stellen haben wie die ursprüngliche Organisation. Hier aber ist ein völlig neuer Aufbau geplant, bei dem wohl einige Mängel des früheren, aber auch seine Vorzüge verschwinden werden. Seine Grundzüge sind folgende:

Dem Bunde sollen in Zukunft nicht mehr einzelne Vereine, sondern nur Vereinsverbände beitreten können, die ihren Beitrag je nach der Anzahl der ihnen angeschlossenen Lokalvereine oder Ortsgruppen zu entrichten haben. Diese sind nicht mehr direkt, sondern nur durch ihren Verband im Bunde vertreten. Der Vorstand besteht aus 5 freigewählten Mitgliedern und den Vorsitzenden der angeschlossenen Organisationen. Diese Vorsitzenden haben den ganzen Verkehr mit den Vereinen ihres Verbandes zu übernehmen, „ihnen die Publikationen des Bundes und alle Anregungen zu gemeinsamem Vorgehen usw. zu übermitteln und ihrerseits alle Meinungsäußerungen, Anträge oder Vorschläge der Verbandsvereine, soweit sie vom Verbande selbst gutgeheißen werden, dem Bundesvorstand zu weiteren Maßnahmen zu unterbreiten.“

Es bedarf wohl nur eines Hinweises, um klar zu machen, daß es sich hier um einen ganz neuen Plan handelt. Die völlige Durchführung vorausgesetzt, würde die freie Vereinigung, bei der die einzelnen Vereine durch ihre Vertreterinnen zu einem Einfluß auf gemeinsame Entschlüsse kommen konnten, bei der die Vorstandswahl einen Ausdruck des Gesamtwillens bedeutete, einer Art von Zwangsorganisation Platz machen, bei der der weitaus größte Teil des Vorstandes fest gegeben wäre, und die durch ihr bloßes Gewicht die Beweglichkeit und Initiative der Einzelvereine im Bunde erdrücken würde.

Man sollte meinen, daß zu einer solchen vollständigen Umwälzung der Bundesverfassung die schwerwiegendsten Gründe vorliegen müßten. Das scheint nun aber keineswegs der Fall zu sein. Der Antrag kommt nicht aus der Mitte der Bundesvereine; es ist ein Antrag des Vorstandes, und in dem kleinen Artikel „Zur Reorganisation des Bundes“, der in Nr. 1 des Zentralblatts (7. Jahrgang) dem Antrag zur Orientierung beigegeben ist, werden als Gründe lediglich die Schwierigkeiten der Geschäftsführung und die aus den Verbandsbildungen entstandenen Komplikationen angeführt. Über letztere heißt es: „Vor allem erscheint gerade durch sie das Gleichgewicht im Bunde unter den gegenwärtigen Verhältnissen gestört und seine demokratische Verfassung bedroht, da einerseits Verbände als solche mit ihren Mitgliedsvereinen und Ortsgruppen, andererseits aber auch diese Vereine und Ortsgruppen einzeln als direkte Mitglieder dem Bunde angeschlossen sind. Demgegenüber sind die noch nicht in Verbänden zusammengeschlossenen Vereine stark benachteiligt, und so erscheint auch im Hinblick auf dieses auf die Dauer unhaltbare Verhältnis eine Neuregelung unerlässlich.“

Damit sind die Gründe für diese Neuregelung erschöpft.

Sehen wir sie uns nun etwas näher an.

Zunächst den ersten. Unzweifelhaft sind die Schwierigkeiten der Geschäftsführung groß. Die Ausführungen darüber besagen, daß der Verkehr mit den vielen Einzel-

vereinen und zum Teil noch ungenügend orientierten Delegierten für den Vorstand sehr schwer und täglich schwerer zu bewältigen sei, daß der umständliche und zeitraubende äußere Apparat seine Kräfte absorbiere und das Inhaltliche häufig hinter dem rein Formellen zurückstehen müsse.

Man sollte nun zunächst meinen, daß das Plus von 6 Personen, das der gegenwärtige Vorstand (11 Mitglieder) dem für die Zukunft in Aussicht genommenen gegenüber hat, zur Bewältigung des Apparats ausreichen dürfte. Wer aber genauere Kenntnis vom Bundesvorstand hat, weiß, daß er aus Frauen besteht, die schon durch anderweitige Tätigkeit im Dienste der Frauenbewegung ungemein überlastet sind. Man wählt die Vorstandsmitglieder des Bundes mit Recht nicht nach der freien Zeit, die sie etwa zur Verfügung haben, sondern nach den Eigenschaften, die sie sonst zu Vorstandsmitgliedern qualifizieren. Es ist also völlig begreiflich, daß auf sie die Last der formalen Geschäftsführung und des Verkehrs mit den Delegierten nicht abgewälzt werden kann.

Aber wie ist es dann denkbar, daß man diese Aufgabe, so im Nebenamt noch, auf die schon so ungemein überlasteten Vorsitzenden der Verbands- und Fachvereine abwälzen will, daß man sie geradezu zu Bureaubeamtinnen für den Bund zu machen gedenkt? Es liegt wohl auf der Hand, daß dieser Umstand, falls die Reorganisation in der geplanten Weise wirklich durchgehen sollte, manchen Verband oder Fachverein vor die Frage stellen wird, ob er seine Vorsitzende verlieren oder den Anschluß an den Bund aufgeben will.

Überdies scheint mir die geschäftliche Lage durchaus nicht die Notwendigkeit einer so vollständigen Umwälzung innerhalb der Bundesorganisation zu bedingen oder zu rechtfertigen. Der Bund hat sich Kommissionen mit freiwilligen Arbeitskräften geschaffen, er hat eine gut funktionierende Auskunftsstelle; es wäre sicher nicht unmöglich, eine Geschäftsstelle zu schaffen, die, sei es durch freiwillige, sei es durch eine bezahlte Kraft, die Handhabung des äußeren Apparats unternähme und die Vorstandsmitglieder entsprechend entlastete. Außerdem könnte bei Beibehaltung der Grundorganisation die Angliederung aller kleinster oder noch kaum lebensfähiger Gebilde durch irgendwelche Paragraphen gehindert oder erschwert werden; das würde die Geschäftsführung vereinfachen, ohne daß das Prinzip der freien Vereinigung, das tatsächlich demokratische Prinzip, das zur Zeit herrscht, aufgegeben werden müßte.

Denn was der Artikel des Zentralblatts von einer Bedrohung dieses Prinzips sagt durch die Möglichkeit, daß die Verbände, deren Einzelvereine dem Bunde schon angehören, auch als Verband nochmals beitreten, ist mir unverständlich. Zunächst steht es ja jedem Verband frei, als Mitglied beizutreten und somit zur Herstellung des gewünschten Gleichgewichts das Seine zu tun. Sodann aber sind die großen Verbände, soweit meine Kenntnis der Sachlage reicht, meistens nur mit 2 oder 3 Stimmen vertreten, können auch höchstens mit 5 Stimmen vertreten sein; das reicht bei der starken Zahl der Einzelvereine aber in keiner Weise aus, um das Gleichgewicht im Bunde tatsächlich zu erschüttern oder das demokratische Prinzip zu gefährden. Wir haben dieselbe Einrichtung im Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein: die Landesvereine, die durch ihre Einzelvereine schon vielfach vertreten sind, können auch in ihrer Gesamtheit noch beitreten. Eine schädigende Einwirkung dieser Einrichtung ist uns niemals entgegengesetzt. Überdies ließe sich ja leicht ein Paragraph schaffen, der den selbständigen Stimmenerwerb eines Verbandes, der in vielen Einzelvereinen im Bunde

bereits vertreten ist, einschränkt — wenn man solche Vorsichtsmaßregeln überhaupt für nötig hält! Nach meiner Auffassung sind sie gänzlich überflüssig. Jedenfalls kann man mit solchen Kautelen ruhig warten, bis der Bund selbst sie fordert oder bis sich herausstellt, daß Persönlichkeiten und die von ihnen vertretenen Gründe kein Gewicht mehr im Bunde haben, bis er zu einer großen Maschinerie geworden ist, bei der mathematische Berechnungen zur Notwendigkeit geworden sind. Dann, d. h. wenn dem freien Spiel der menschlichen Kräfte innerhalb des Bundes kein Raum mehr geblieben ist, ist er freilich meiner Meinung nach auch ziemlich bedeutungslos für die Frauenbewegung geworden.

Auf einige weitere Punkte sei kurz noch hingewiesen. Auch der Beitragsmodus soll nach dem neuen Entwurf zu einem Zwangsmodus werden. Bisher stand es den größeren Vereinen frei, ob sie die Höchstzahl der Stimmen, die ihre Mitgliederzahl gestattete, tatsächlich erwerben wollten. Die größten Organisationen des Bundes haben von diesem Recht keinen Gebrauch gemacht; ein Beweis dafür, daß ihnen an dem mechanischen Druck, den sie durch ihre Stimmenzahl ausüben konnten, nichts lag. Jetzt soll überall eine Mechanisierung Platz greifen. Der zu leistende Beitrag der Verbände richtet sich nach der Zahl der ihnen angeschlossenen Lokalvereine oder Ortsgruppen und ist für solche, die höchstens 100 Mitglieder haben, mit 5 Mark, für solche, die mehr als 100 Mitglieder haben, mit 10 Mark zu berechnen. Lokalvereine oder Ortsgruppen, die weniger als 30 Mitglieder haben, sind dabei nicht in Rechnung zu ziehen.

Nach dem Wortlaut dieses Paragraphen würde nun beispielsweise die größte Organisation des Bundes, der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein (mit zirka 90 Zweigvereinen), auch nach Abrechnung der zu ihm gehörenden größeren Organisationen, die selbständig Anschluß finden könnten, die hübsche kleine Summe von etwa 600 Mark Jahresbeitrag zu zahlen haben. Daß er als Fachverein nicht daran denken darf, jährlich eine solche Summe seinen Sonderaufgaben zu entziehen, ist ohne weiteres klar. Ein Recht, den Beitrag von seinen Einzelvereinen einzufordern, hat er überdies nicht und würde er sich niemals nehmen. Ähnlich liegen die Verhältnisse anderswo. Es kommt dazu, daß durch die neue Organisation das Prinzip, das Steuern und Stimmberechtigung einander entsprechen läßt, ganz aufgegeben wird, indem jede der größeren (?) Organisationen nur fünf stimmberechtigte Delegierte in die Generalversammlung schicken darf, ein Provinzialverein, der vielleicht 10 Lokalvereine von je 100 Mitgliedern zählt, also 50 Mark zahlt, ebensogut wie die größten und bedeutungsvollsten Organisationen. So wenig Gewicht ich im ganzen auf die Stimmenzahl lege, so ist doch ein solches Mißverhältnis nicht annehmbar.

Endlich aber, und das erscheint mir als ein sehr wesentliches Bedenken, ist der Gedanke, daß die kleineren Vereine durch ihren Verband im Bunde ihren ganzen Anschauungen nach vertreten werden können, illusorisch, am meisten für die Fachvereine, sowohl die Berufsorganisationen, wie auch die Sittlichkeitsvereine, Bildungsververeine, Rechtsschutzvereine usw. Sie sind nur durch gleiche Interessen an einem einzelnen Gebiet der Frauenbewegung vereinigt. Auf diesem einen Gebiet kann allerdings der Verband die Einzelvereine vertreten. In allen anderen Fragen aber werden und müssen diese Einzelvereine ihre individuellen und naturgemäß voneinander abweichenden Ansichten haben — z. B. wird der Verein Frauenbildung-Frauenstudium seinen dem Bunde angeschlossenen Zweigvereinen ihre Stellung etwa

zur Sittlichkeitsfrage selbst überlassen. Sollen aber die Einzelvereine nur durch den Verband angeschlossen sein, so bleibt ihnen für die Geltendmachung ihrer Anschauung im Bund keine Gelegenheit. Sie werden durch Majoritätsbeschlüsse innerhalb des Verbandes mundtot gemacht, Beschlüsse über Gegenstände, die eigentlich gar nicht zum Arbeitsgebiet des betreffenden Verbandes gehören; oder sind wenigstens in bezug auf die Möglichkeit, ihre Anschauungen im Bunde zur Geltung zu bringen, ganz vom guten Willen ihres Verbandes abhängig. Diese Anschauungen zu Wort kommen zu lassen, könnte aber unter Umständen für die Gesamtheit von größter Wichtigkeit sein.

Die Folge der ganzen Umwandlung des Bundes wird naturgemäß ein starkes Schwinden des Interesses für den Bund bei den Einzelvereinen, also bei den lebendigen Elementen sein. Ich kann nach wie vor nicht zugeben, daß in den oben erwähnten geschäftlichen Schwierigkeiten für die Leitung des Bundes ein Grund für eine so folgenschwere Umwälzung liegen sollte; dazu sollten nur innere Gründe führen dürfen.

Hat aber der Wunsch zu dieser Umwälzung solche Gründe, so hätte man ihnen in dem Begleitartikel zur Tagesordnung Ausdruck geben müssen. Man könnte ja beispielsweise der Ansicht sein, durch eine Neuorganisation, die sich allerdings nicht mehr als Bund deutscher Frauenvereine, sondern nur als Bund deutscher Frauenverbände bezeichnen ließe, eine stärkere Geschlossenheit des Vorgehens erzielen zu können. Auch die Möglichkeit einer rascheren Verständigung zwischen den großen Organisationen könnte als Gewicht mit in die Waagschale fallen. Will man aber eine Organisation auf dieser Grundlage, so sollte man mit der Fiktion einer Vertretung der Einzelvereine brechen, den Bund deutscher Frauenvereine auflösen und einen Bund deutscher Frauenverbände begründen, unter einfachen, einander entsprechenden Beitrags- und Rechtsverhältnissen. Dieser könnte dann entweder in ganz freier Organisation nur periodisch zu Verbandstagen zusammentreten, oder als dauernder Verband mit einem Bureau (Vorstand) arbeiten, das die Geschäftsführung besorgt.

Die Erwägung der Vorteile und Nachteile einer solchen Organisation gegenüber der gegenwärtigen wird nach meiner Auffassung den Schwerpunkt der Danziger Verhandlungen zu bilden haben. Auf der einen Seite steht der jetzige Bund, der unzweifelhaft der innerhalb seiner Organisation voll zur Geltung kommenden Initiative seiner Einzelvereine einen großen Teil der bedeutsamen Arbeit verdankt, die er für die Frauenbewegung leisten konnte; auf der anderen Seite eine vereinfachte, weniger bewegliche, vielleicht gewichtigere, immerhin aber noch unerprobte Organisation. Die in Vorschlag gebrachte Zwischenorganisation mit der Fiktion einer Vertretung der Einzelvereine durch ihre Verbände aber setzt uns zwischen zwei Stühle; sie bringt nichts weiter als eine Abwälzung der Verwaltungslasten auf die schon überlasteten Verbandsvorsitzenden, eine Zurückdrängung der scheinbar vertretenen Einzelvereine bis zu ihrer völligen Auslöschung, eine ganz unhaltbare und unlogische Verteilung der Beitragslasten und der damit zusammenhängenden Rechte.

**Helene Lange.**







**Der Bund deutscher Frauenvereine**  
wird vom 5. bis 7. Juni in Danzig seine sechste  
Generalversammlung abhalten.

**Tagesordnung:**

Montag, den 5. Juni, von 9—1 Uhr:

1. Eröffnung der Generalversammlung. 2. Wahl der Mandatsprüfungskommission. 3. Wahl der Protokollführerinnen. 4. Wahl der Protokollprüfungskommission. 5. Bericht über die Tätigkeit des Bundes in der abgelaufenen Geschäftsperiode. 6. Kassenbericht. 7. Bericht der Revisorinnen. 8. Berichte der Kommissionen. a) Kommission zur Bekämpfung des Alkoholismus. b) Kommission zur Hebung der Sittlichkeit.

9. Anträge:

a) Der Bund deutscher Frauenvereine möchte den Justizministerien bezw. den Justizverwaltungen der sämtlichen deutschen Bundesstaaten einen Antrag folgenden Inhalts einreichen: Die Justizministerien bezw. Justizverwaltungen mögen die Aufsicht führenden Amtsrichter der ihrem Staate angehörenden Amtsgerichte oder die sonstigen Präsidenten der Vormundschaftsbehörden ersuchen, eine Statistik über die Meldungen der Frauen zu Vormundschaften und Pflegschaften und über ihre Beteiligung an denselben anzulegen und diese Statistik alljährlich der Justizzentralbehörde einzusenden. — Verband Norddeutscher Frauenvereine: Hamburg.

b) Der Bund deutscher Frauenvereine wolle dahin wirken, daß für die Wahlen der Vertreter der Arbeitgeber und der Versicherten bei den unteren Verwaltungsbehörden der Versicherungsanstalten, sowie für die Wahlen der Beisitzer der Rentenstellen derselben auch weibliche Personen wählbar werden. — Kölner Verein weiblicher Angestellter.

c) Die Generalversammlung möge den Vorstand mit der Abfassung eines allgemein gültigen und allgemein verständlichen Programms für die Frauenbewegung und mit einer Zusammenstellung ihrer leitenden Gesichtspunkte beauftragen — und außerdem mit der Abfassung von Flugblättern zu den einzelnen Punkten dieses Programms, welche den Vereinen für die Propaganda zur Verfügung zu stellen wären. Die Entwürfe sowohl des Programms wie der Flugblätter sollen eventuell der nächsten Generalversammlung im Herbst 1906 vorgelegt werden. — Antrag des Vorstandes.

10. Interpellation: Was kann der Bund tun, um die Frauen aller Klassen zu einer einheitlichen

deutschen Frauenbewegung zusammenzuschließen? — Verein Frauenwohl: Berlin u. a.

Nachmittag von 3—6 Uhr:

**Kommissionssitzungen:**

a) Kommission zur Bekämpfung des Alkoholismus. (3—4 $\frac{1}{2}$  Uhr.)

b) Kommission zur Hebung der Sittlichkeit. (4 $\frac{1}{2}$ —6 Uhr.)

Dienstag, den 6. Juni, von 9—1 Uhr.

1. Anträge betr. Änderungen der Satzungen und Geschäftsordnungen:

a) Die Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine wolle beschließen, daß die Generalversammlung stets in die erste Woche des Oktober gelegt werde. — Landesverein preussischer Volksschullehrerinnen: Berlin.

b) In § V der Satzungen, S. 5, Zeile 3 und 4, statt der Worte „die alsdann von der Generalversammlung zu bestätigen sind“, ist der Satz einzufügen: „die sich auflösen, sobald sie ihre Aufgabe erledigt haben“. — Antrag des Vorstandes.

c) Die 6. Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine wolle beschließen: Den Satzungen der Geschäftsordnung „die Kommissionen und ihr Arbeitsverhältnis zu Vorstand und Beirat“ werden 2 neue §§ angefügt, und zwar folgt auf 8 als § 9: „Für Kommissionen, welche nur zeitweise zur Erledigung einer bestimmten Arbeit — Petitionen entwerfen, Enqueten veranstalten usw. — erwählt worden sind, gelten die Bestimmungen von § 1 bis einschließlich § 8. — Als § 10 folge: „Grundsätzliche Änderungen einer Petition, die von einer in § 9 genannten Kommission ausgearbeitet ist, dürfen vom Bundesvorstand nicht vorgenommen werden. Dieselbe ist, falls sie die Majorität des Vorstandes nicht findet, mit Änderungsvorschlägen an die Kommission zurückzuverweisen.“ — Der bisherige § 9 wird § 11. — Verein zur Förderung des Frauenerwerbs durch Obst- und Gartenbau: Berlin.

d) In § IV der Geschäftsordnung für die Delegierten (Petition des Vorstandes und sonstige Mitteilungen desselben) möchte in Abs. 1, Satz 3, statt der jetzigen wieder die ursprüngliche Fassung hergestellt werden: „Bleibt die Antwort aus, wird Zustimmung vorausgesetzt.“ — Antrag des Vorstandes.

e) Streichung von Abs. 3 in § 29 der Geschäftsordnung für die Generalversammlung (Stenographisches Protokoll). — Antrag des Vorstandes.

2. Berichte der Kommissionen:

a) Kommission für Kinderschutz. b) Rechtskommission.

3. Anträge:

a) Der Bund deutscher Frauenvereine möge um eine Abänderung der Reichsgewerbeordnung petitionieren, dahin gehend, daß die Befugnis, durch Ortsstatut Fortbildungsschulzwang für Handelsgeschilfinnen einzuführen, auch auf die gewerblichen Arbeiterinnen ausgedehnt werde. — Antrag des Vorstandes.

b) Die Generalversammlung wolle beschließen, eine ständige Bundeskommission für kaufmännisches Unterrichtswesen einzusetzen. — Antrag des Vorstandes.

Nachmittag von 3—6 Uhr:

Kommissionsitzungen:

a) Kommission für Kinderschutz. (3—4½ Uhr.)  
b) Rechtskommission. (4½—6 Uhr.)

Mittwoch, den 7. Juni, von 9—2 Uhr:

(mit einer größeren Pause)

1. Wahl zweier neuer Vorstandsmitglieder.  
2. Wahl der Kommissionen. 3. Bericht der Kommission für Arbeiterinnenschutz. 4. Bericht der Kunststelle.

5. Anträge: Die VI. Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine wolle bei der Reorganisation des Bundes je eine stimmberechtigte Vertretung der Landes- und Provinzialverbände im Vorstand des Bundes schaffen. — Verband norddeutscher Frauenvereine.

6. Antrag auf Reorganisation des Bundes mit Zugrundelegung des folgenden Planes:

a) Es sollen dem Bunde künftig nicht wie bisher die einzelnen Frauenvereine, sondern nur Vereinsverbände als direkte körperchaftliche Mitglieder angeschlossen sein.

b) Alle derartigen Organisationen (nationale Verbände für verschiedene Arbeitsgebiete, Verbände für einzelne Arbeitsgebiete, Berufsverbände, Landes- oder Provinzialverbände, städtische Verbände) können durch Beitrittserklärung und Zahlung eines jährlichen Beitrags Mitglieder des Bundes werden. Dieser Beitrag richtet sich nach der Anzahl der ihnen angeschlossenen Lokalvereine oder Ortsgruppen und ist für solche, die höchstens 100 Mitglieder haben, mit 5 Mark, für solche, die mehr als 100 Mitglieder haben, mit 10 Mark zu berechnen. Lokalvereine oder Ortsgruppen, die weniger als 30 Mitglieder haben, sind dabei nicht in Rechnung zu ziehen.

c) Einzelvereine oder Ortsgruppen, die zwei oder mehreren Verbänden angehören, können nur durch einen derselben Zugehörigkeit zum Bunde erlangen und berücksichtigt werden; sie sollen selbst zu bestimmen haben, welchem dieser Verbände sie den Beitrag für den Bund zu leisten, resp. durch welchen dieser Verbände sie im Bunde vertreten zu sein wünschen.

d) Der Vorstand besteht aus fünf Mitgliedern (einer Vorsitzenden, einer stellvertretenden Vorsitzenden, zwei Schriftführerinnen und einer Schatzmeisterin), die von der Generalversammlung gewählt werden, sowie aus den Vorsitzenden der

angeschlossenen Organisationen als Beisitzerinnen (erweiterter Vorstand).

e) Fünf stimmberechtigte Delegierte für jede der größeren Organisationen, zwei Delegierte für die städtischen Verbände, die von den Verbänden zu wählen sind, bilden mit den Vorsitzenden und den fünf gewählten Vorstandsmitgliedern die Generalversammlung.

f) Während der Dauer einer Geschäftsperiode ist die Vorsitzende des betreffenden Verbandes im Vorstand und dem Vorstand gegenüber für diesen Verband die allein verantwortliche Person, die den Verkehr für alle angeschlossenen Körperchaften in und mit dem Vorstand zu leiten, ihnen die Publikationen des Bundes und alle Anregungen zu gemeinsamem Vorgehen usw. zu übermitteln und ihrerseits alle Meinungsäußerungen, Anträge oder Vorschläge der Verbändevereine, soweit sie vom Verbands selbst gutgeheißen werden, dem Bundesvorstand zu weiteren Maßnahmen zu unterbreiten hat.

g) Für diejenigen Einzelvereine, die wegen lokaler oder prinzipieller Schwierigkeiten zur Zeit nicht in größere Organisationen einverleibt werden können oder wollen, müssen vorläufig besondere Übergangsbestimmungen geschaffen werden.

7. Schluß der Generalversammlung.

Nachmittag von 4—6 Uhr.

Öffentliche Versammlung der Kommission für Arbeiterinnenschutz. Auf Wunsch der Kommission Erörterung des Themas: „Die Wohnungsfrage und die Arbeiterin“.

Thesen:

I.

„Das Wohnungselend ist eine der verhängnisvollsten sozialen Erscheinungen, unter der ganz besonders die Frauen der Arbeiterklassen zu leiden haben.“

a) In gesundheitlicher Hinsicht:

Die Frau ist mehr an die Wohnung gefesselt als der Mann; ihre Gesundheit leidet darum eher unter dem Mangel an guter Luft. Besonders verhängnisvoll sind die schlechten Wohnungsverhältnisse während der Wochenbetten der Frau.

b) In pädagogischer Hinsicht:

Die Frauen der arbeitenden Klasse verlieren vielfach den erzieherischen Einfluß auf ihre Kinder, da diese bei den engen Wohnungen auf Hof und Straße angewiesen sind.

c) In sittlicher Hinsicht:

Die Proletarier-Familie ist oft genötigt, an Astermieter einen Teil der Wohnung abzugeben. Die traurigen Folgen davon sind: Überfüllung der Wohnung, Abstumpfung des Schamgefühls, direkte und indirekte Verführung der Jugend; besonders auch Gefährdung der Astermieterinnen, die nur für die Nacht ein Anrecht auf die Schlafstelle haben und sich in den Abendstunden auf der Straße und in schlechten Lokalen aufhalten müssen.

II.

Der Bund deutscher Frauenvereine betrachtet es aus diesen Gründen als seine Pflicht, für ein Reichswohnungsgesetz energisch Propaganda zu machen. Das Gesetz müßte Vorschriften enthalten über:

- a) Inangriffnahme einer sozialen Bodenpolitik und Beförderung des Baues kleiner Wohnungen,  
 b) Bestimmungen über hygienische Beschaffenheit der Wohnungen und über die Durchführung dieser Bestimmungen durch männliche und weibliche Wohnungsinpektoren.

## III.

Wenn auch die Frauenvereine vorläufig durch soziale Arbeit (Gründung von Wöchnerinnen-Asylen, Kindergärten, Gärten, Arbeiterinnenheimen) die bestehenden Mißstände etwas mildern können, so ist nicht zu verkennen, daß eine durchgreifende Reform nur auf gesetzlichem Wege möglich ist. Die soziale Arbeit der Frauenvereine soll auf diesem Gebiete nur den gesetzlichen Reformen die Wege ebnen helfen, indem sie ein besseres Verständnis zwischen den Besitzenden und den arbeitenden Klassen schafft, und weitere Kreise von der Notwendigkeit eines Wohnungsgesetzes überzeugt.“

In den drei öffentlichen Abendversammlungen am 5., 6. und 7. Juni werden folgende Gegenstände zur Verhandlung kommen: 1. Obligatorische Fortbildungsschule für Mädchen. a) Allgemeine Fortbildungsschulen; b) Kaufmännische Fortbildungsschulen — 2. a) Die Lage der Heimarbeiterinnen; b) Die Lage der ländlichen Arbeiterinnen. — 3. Die gegenwärtigen und die zukünftigen Bürgerpflichten der Frau.

Auf Wunsch zahlreicher, insbesondere der nächstbeteiligten, auf diesem Gebiet arbeitenden Bundesvereine hat der Vorstand beschlossen, zur Klärung der in einigen Punkten so weit auseinandergehenden Ansichten in der Sittlichkeitsfrage, zu Sonntag, den 4. Juni, nachmittag, eine geschlossene Versammlung einzuberufen, zu der nur Bundesdelegierte Zutritt haben sollen. Vertreterinnen der drei im Bunde vertretenen Richtungen (Abolitionisten, Jugendschutzvereine, Reglementaristen) werden zu Referaten aufgefordert werden, an die sich dann eine allgemeine Aussprache schließen soll.

## Deutscher Heimarbeiterinnentag.

Der zweite Verbandstag des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen Deutschlands war von 43 Abgeordneten aus 19 deutschen Städten besucht, ein erfreuliches Zeichen für das Wachstum des Verbandes. — Nach Eröffnung des Verbandstages am 21. durch die Hauptvorsitzende, Gräfin Bernstorff, und Erstattung des Geschäfts- und des Kassenberichts referierten zwei Heimarbeiterinnen über das Thema: „Wie fördern wir unsere Organisation?“ 1. Durch inneren Ausbau, 2. durch Agitation und Presse. Am Nachmittage fanden Beratungen über Satzungsänderungen statt, deren Ergebnis die Erhöhung der Monatsbeiträge von 20 auf 30 Pf. war. Am Abend sprach Fräulein Dyrhenfurth unter großem Beifall über „Vereins- und Familienpflichten.“ Am Vormittage des 22. fand eine öffentliche Mitglieder-Versammlung statt, zu der das Reichsamt des Innern einen Vertreter entsendet hatte. Ebenso nahmen mehrere Mitglieder der Gewerbe-Inspektion und Herr Professor Dr Franke an den Verhandlungen teil. Nachdem Herr Geh. Oberregierungsrat Koch im Namen Sr Excellenz des Herrn Staatssekretärs Grafen von Posadowsky-Wehner den Verhandlungen guten Erfolg gewünscht hatte,

sprach sich Herr Regierungs- und Gewerbe- rat Hartmann in gleichem Sinne aus. Verhandlungsgegenstand war: „Heimarbeit und Wohnungsgesetzgebung.“ Referent Herr Privatdozent Dr Wilbrandt. Korreferent Herr Lic. Kumm. Auch hier folgte wie bei allen Beratungen eine sehr lebhaft diskutierte Diskussion. Zum Schlusse wurde die von Herrn Dr Wilbrandt vorgeschlagene Resolution in folgender Fassung angenommen:

„Der zweite Verbandstag des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen erblickt in speziellen Vorschriften über die gewerbliche Benutzung von Wohnräumen zwar nicht die entscheidende Maßregel gegen das Elend der Heimarbeit, wohl aber einen im Interesse der Heimarbeitsfamilien und des ganzen Volkes dringend nötigen hygienischen Eingriff, und erwartet daher von der Wohnungsgesetzgebung, daß sie die Heimarbeit nicht außer acht läßt, sondern unter Schonung von gegenwärtig an die Heimarbeit gekesselten Personen, Mindestbedingungen für die als Arbeitsraum dienenden Wohnungen festsetzt, abgestuft je nach der Gesundheitsgefährlichkeit der einzelnen Gewerbe. Zugleich möge der Staat die gemeinnützige Herstellung billiger Kleinwohnungen, die den sittlichen und hygienischen Anforderungen genügen, im Interesse der Kinderbemittelten im allgemeinen, und der Heimarbeiterinnen im besonderen in die Wege leiten.“

Der Charlottenburger Lehrerinnenverein,  
Sektion für höhere Schulen

veranstaltete unter dem Vorsitz von Fr. Borthmann am 6. April eine öffentliche Versammlung, in der die Frage der Zulassung der Frauen zur kommunalen Schulverwaltung besprochen wurde. Das Referat über die Frage hatte der bekannte Vorsitzende des Bundes deutscher Bodenreformer, Herr Damaschke, das Korreferat Fr. Dr Gertrud Bäumer. In der Diskussion sprachen sich sowohl Vertreter der städtischen Behörden als auch der Vorsitzende des Charlottenburger Lehrervereins einstimmig zu Gunsten der Forderung aus. Die Versammlung kennzeichnete ihre Stellung zu der Frage in einer einstimmig angenommenen Resolution, in der unter kurzer Begründung der Magistrat von Charlottenburg aufgefordert wurde, den Frauen auf Grund des § 14 der Ministerialverfügung vom 26. Juni 1811 Zulassung in die städtische Schulverwaltung zu gewähren.

## Der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein

hält seine Generalversammlung in der Pfingstwoche in Bremen ab. Die wichtigsten Gegenstände der Verhandlungen sind folgende: Stellung und Bedeutung der Naturwissenschaften im Unterricht der Mädchen. — Die sozialwissenschaftliche Bildung der Lehrerinnen — die Frage der weiblichen Leitung der Mädchenschulen.

## Generalversammlungen und Kongresse.

Vom 14. bis 16. April tagte in Moskau der Verband Norddeutscher Frauenvereine, vom 27. bis zum 29. April der bayerische Frauentag in Augsburg. Vom 4. bis zum 6. Mai wird der schlesische Frauenverband seine 2. Generalversammlung in Breslau abhalten. Wir werden über all diese Frauenversammlungen in der nächsten Nummer zusammenfassend berichten.

„Lehrerinnenheim“, Bau- und Sparverein.  
Eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht (Berlin).

Die Wohnungsnot, einer der drückendsten Übelstände unserer Tage, wird den alleinstehenden Frauen gebildeter Stände besonders fühlbar. Sie wird in wirtschaftlicher und ideeller Hinsicht schwer empfunden und hat mehrfach bereits zu dem Gedanken geführt, durch gegenseitige Hilfe auf genossenschaftlicher Grundlage die Wohnungsverhältnisse sicherer und behaglicher zu gestalten. Dieser Gedanke, vor etwa 2 Jahren auch im Verein Berliner Volksschullehrerinnen erwacht, hat im Sommer vorigen Jahres die Gründung einer Genossenschaft veranlaßt, die unter Leitung des mitunterzeichneten Professors Dr. Albrecht, Geschäftsführer der Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-einrichtungen, arbeitet. Es ist eine Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht und führt die Firma „Lehrerinnenheim“, Bau- und Sparverein.

Sie bezweckt den Bau von Häusern in Berlin und den Vororten, in denen Lehrerinnen zu normalen Preisen behagliche, sichere, unkündbare Wohnungen von 2 bzw. 3 Zimmern mit Küche und Nebengelass und zugleich die Möglichkeit des Anschlusses an die Mitbewohner des Hauses finden sollen.

Das Unternehmen ist, obschon vom Verein Berliner Volksschullehrerinnen ausgegangen, jetzt völlig von diesem getrennt und soll allen Gattungen von Lehrerinnen Berlins und der Vororte zugute kommen: technischen, wissenschaftlichen, privaten, königlichen und städtischen. Die Mitgliedschaft wird durch Erwerbung eines Geschäftsanteils von 200 Mark, in Vierteljahressraten von 10 Mark zahlbar, erworben. Jeder Genosse nimmt an dem Gewinn des Unternehmens in Form einer Dividende teil und kann bei einem Mißlingen außer mit dem bereits eingezahlten Geschäftsguthaben nur bis zur Höhe seines Anteils, also bis zu 200 Mark haftbar gemacht werden. Die Gefahr für den Einzelnen ist demnach gering; die bisherige Geschichte der Baugenossenschaften lehrt, daß von den nahezu 500 bisher in Deutschland gegründeten Baugenossenschaften kaum ein Duzend in Liquidation geraten sind, und daß bei keiner dieser Liquidationen die Haftpflicht der Mitglieder hat in Anspruch genommen werden müssen. Auch Spareinlagen, die außerhalb der Haftpflicht stehen und mit 3½ Prozent verzinst werden, können bei unserer Genossenschaft eingezahlt werden.

Ein Stück sozialer Arbeit von hoher Bedeutung ist es, das wir auf uns genommen haben, denn von außerordentlichem Segen kann unser Unternehmen für die Angehörigen eines in schwerer verantwortungsvoller Arbeit stehenden Standes werden. Gleiche Bestrebungen beschäftigen die Lehrerinnen anderer Städte (München, Hamburg) und haben, besonders in der ersteren Stadt, bereits schöne Erfolge gehabt: über 200 Lehrerinnen sind dort dem Verein zum Bau von Lehrerinnen-Wohnungen beigetreten.

Wir sind überzeugt, die Lehrerinnen Berlins werden hinter jenen nicht zurückstehen wollen; auch diejenigen unter ihnen, die auf Wohnungen in einem Genossenschaftshause verzichten, werden,

getrieben von dem Geiste echter Kollegialität, uns einen Teil ihrer Ersparnisse zur Förderung dieses Wertes nicht versagen. —

Wir hoffen und bitten aber auch, daß alle diejenigen, die einerseits von der Wichtigkeit weiblicher Arbeit auf dem Gebiete des Unterrichtswesens überzeugt sind, andererseits den engen Zusammenhang zwischen den Lebensverhältnissen und dem Wirken des Menschen erkannt haben, unserer Genossenschaft beitreten oder sie durch Spareinlagen fördern werden.

Wir fügen eine Postkarte bei, um deren gefällige Ausfüllung wir ergebenst bitten. —

Zu näherer Auskunft sind die unterzeichneten Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder in ihren unten angegebenen Sprechstunden bereit.

Der Vorstand:

Mina Schultze, städt. Lehrerin, Vorsitzende, Fichtestraße 24, Freitag 4—5. Anna Jarnack, städt. Lehrerin, Kassiererin, Charlottenburg, Göthe-Park 5, Donnerstag 3—4. P. Steinicke, städt. Lehrerin, Geschäftsführerin, Mariannenplatz 24, Sonnabend 2—3. Anna Hummitzsch, städt. Lehrerin, Melchiorstraße 24. Margarete Woffe, Lehrerin, In den Zelten 16.

Der Aufsichtsrat:

Professor Dr. phil. Heinrich Albrecht, Vorsitzender. Professor Dr. med. Arthur Hartmann. Helene Gäble, städt. Lehrerin, Vorsitzende des Vereins Berliner Volksschullehrerinnen, Friedenau, Sponholzstraße 55, Mittwoch 3½—5½. Lucy Pippow, städt. Lehrerin, Kassiererin der Preussischen Ruhegehalts-Zuschußklasse, Muskauerstraße 38 II. Fr. Anna Noel, städt. Lehrerin, Hagelbergerstraße 10. Fr. Marie Vogt, städt. Lehrerin, Schöneberg, Bahnstraße 11. Helene Wolff, städt. Lehrerin, Tempelhofer Ufer 18.

Verein Frauenbildung — Frauenstudium  
Abteilung Königsberg.

Vor 6½ Jahren rief der Verein seinen ersten Gymnasial-Zirkel zur gymnastischen Ausbildung von Mädchen nach dem Lehrplan des Reform-Knaben-Gymnasiums ins Leben. Der erste Zirkel hat nun sein Pensum absolviert, und legte am Friedrichs-Kollegium sein Examen ab. Dem Verein ward die große Befriedigung zuteil, daß sämtliche 5 Abiturientinnen bestanden und das Reisezeugnis erhalten. Es ist zu hoffen, daß dieser beachtenswerte Erfolg den Bestrebungen des Vereins zustatten kommt, umso mehr, als die städtischen Behörden für dieselben seit einiger Zeit wohlwollendes Interesse bekunden. Von der kgl. Staatsregierung ist dem Königsberger Verein bisher nur konzidiert, den 2. Zirkel (jetzt Obersekunda) bis zum Maturitäts-Examen durchzuführen. Auch an dieser Stelle weicht das frühere, ablehnende Verhalten einem gewissen Eingehen und Entgegenkommen, so daß der Verein alle Hoffnung hegt, mit seinen auf die Errichtung eines Mädchen-Gymnasiums hinzielenden Bestrebungen nach und nach durchzuführen. Die Bedürfnisfrage kann angesichts der Tatsachen nicht mehr geleugnet werden.

### Der Frankfurter Frauenbildungsverein

(Voritzende Frau Rosalie Teblée) hielt am 25. Februar seine ordentliche Mitgliederversammlung ab. Wir entnehmen dem Bericht folgendes: Der Verein ist in das Amtsgericht eingetragen und städtisch konfessioniert und subventioniert. Er zählte im Jahre 1904 677 Mitglieder. Die Gewerbe- und Fortbildungsschule war von 417 Schülerinnen besucht, die 891 Kurse belegten. Der Unterricht umfaßt häusliche Buchführung und Rechnen, Vermögensverwaltung, deutsche, französische und englische Sprache, Schönschreiben, Maschinenschreiben, Zeichnen und die Vorbereitung zur Prüfung für Handarbeitslehrerinnen. Ferner Kunststicken, Schneidern, Weisnähen, Flickern, Stopfen, Maschinennähen mit obligatorischem Wäschezuschnneiden, Putzmachen, Bügeln, Gemischt Reinigen und Waschen. So weit uns bekannt wurde, erhielten durch Vermittelung des Vereins 73 Schülerinnen Stellung oder fanden durch selbständige Tätigkeit lohnenden Erwerb. Ein weitaus größerer Teil verwertet das Erlernte in der eigenen Familie. 6 Stipendiatinnen der Kunststickerklasse führen als Gegenleistung die besten Stickerien aus. Die Prüfung als Handarbeitslehrerinnen bestanden 9 Schülerinnen. Die Zahl der Pensionärinnen betrug 7; sie sind der Leitung der Schulvorsteherin Fräulein Agnes Herbst unterstellt. — Die alljährlich im Frühjahr stattfindende Ausstellung war auch im letzten Jahre stark besucht. Das zugunsten der Altersversorgung der hauptamtlich angestellten Lehrerinnen des Vereins im Monat November abgehaltene Fest brachte einen Reinertrag von 40 500 Mark. — Die Kochschule war von 85 Schülerinnen besucht. Außer dem Kochunterricht fand im Sommer ein Einmachkursus statt. Auch Kurse für häusliche Beschäftigung und Servieren wurden erteilt. Der Mittagstisch war gut besucht. Für denselben wurden 16 352 Portionen verabreicht. Der Kindergarten I auf der Hochstraße war durchschnittlich von 58, der Kindergarten II im Ostende der Stadt, der im April sein neues, größere Borteil bietet Heim bezog — von 32 Kindern besucht. Die praktische Ausbildung der Kindergärtnerinnen geschieht der bequemeren Kontrolle wegen nur im Kindergarten I, Hochstraße, und in zwei Volkkindergärten. Im Seminar sind der großen Schülerinnenzahl halber verschiedene Änderungen und Teilungen notwendig geworden. Das Seminar hatte im Sommerhalbjahr 88 und im Winterhalbjahr 40 Schülerinnen. — Die auscheidenden Mitglieder des Verwaltungsausschusses Frau Heinrich Friedmann, J.-R. Fulb, Komm.-Rat Hoff und Fräulein Emma Jung wurden wiedergewählt.

### Der Frauenbildungsverein Halle a. S.

hatte am 31. Januar seine diesjährige Generalversammlung. Aus dem Jahresbericht, den die erste Vorsitzende Fr. Dr. Gosche erstattete, heben wir folgendes hervor. Es wurden im Laufe des Vereinsjahres vier öffentliche Vorträge zu Propagandazwecken veranstaltet, und zwar sprach Fr. Ika Freudenberg über „Moderne Sittlichkeits-

probleme“; Frau v. Langsdorff über den „gegenwärtigen Stand der gymnasialen Mädchenbildung“; Frau Lu Vollbehr über „die Kulturgeschichte des Kindes“; Fr. Law über „Reform der Frauenkleidung“. Fr. Dr. Gosche gab ferner einen ausführlichen Bericht vom internationalen Frauenkongress zu Berlin, und es fanden außerdem neben den regelmäßigen Dienstag-Zusammenkünften noch 4 außerordentliche Mitgliederversammlungen statt. Aus der großen Zahl der an den Dienstagen behandelten Themen seien genannt: Über Kaufmannsgerichte; Beruf der gebildeten Frau als Krankenpflegerin, Wirkame Propaganda, Weibliche Vormünder. — Die Arbeit des Vereins auf den praktischen Gebieten hat einige Änderungen erfahren. Der „Rechtsschutz“ in unserer Stadt wird nicht mehr von unserem Verein aus, sondern von einem eigenen Rechtsschutzverein geleistet. Fortgeführt werden dagegen im Frauenbildungsverein: die Nähstube, der Arbeitsnachweis und die Auskunftsstelle für gebildete Frauen. Die Nähstube (Leiterin Fr. Brobe) erhält von der Stadt einen jährlichen Zuschuß von 150 Mark. Der „Arbeitsnachweis“ (Leiterin Fr. M. Gannemann) wurde im Laufe des Winters durch die „Auskunftsstelle“ erweitert, welche die Aufgabe hat, jungen Mädchen bei der Wahl eines Berufs mit Rat und Tat beizustehen. Der Verein übernahm ferner die bisher von Fr. Dr. Gosche geleiteten Unterrichtskurse. Diese „wollen die wissenschaftliche Bildung der Frau vertiefen, sowie das Verständnis für den Pflichtenkreis der Frau auch nach dem weiteren Gemeinschaftsleben hin, wie es unsere Zeit für die Frau fordert, entwickeln“. Es fanden im Sommer vierteljähr Kurse in Kunstgeschichte, Literatur, Weltgeschichte und Botanik statt. Im Winter kamen noch „Ethische Probleme des täglichen Lebens“, Latein, Grundzüge der Staats- und Rechtslehre hinzu. Die Gesamtzahl der Schülerinnen im Sommer betrug 54, im Winterhalbjahr 87. Für nächsten Winter ist neben verschiedenen anderen auch ein Kursus in Mathematik in Aussicht genommen. M. W.

### Wirtschaftliche Frauenschule Geiselastraße-München.

Die Schule, die junge Mädchen aus ganz Deutschland in ihrem Kreise umfaßt, vollendet mit dem laufenden Monat ihr zweites Jahr. An der Prüfung für wirtschaftliche Lehrerinnen werden sich 4 Absolventinnen beteiligen.

Die Schule wird auf gemeinnütziger Grundlage von dem Verein für wirtschaftliche Frauenschulen Bayer. Ber. (e. V.) geleitet. Es wirken an ihr vier ständige, aus den ersten Schulen Deutschlands hervorgegangene Lehrkräfte. Das Unternehmen wurde im verfloßenen Jahr des weiteren dadurch gefördert, daß hervorragende Kräfte für Geflügelzucht, Physik, Chemie, Gesang und Turnen sich der Schule gewidmet haben, zu dem mit April beginnenden neuen Semester sind nur noch wenige Plätze verfügbar. Der Preismonatlich beträgt monatlich 100 Mark. Die Schule ist jeden Mittwoch Nachmittag nach Anmeldung bei der Vorsteherin der Beschäftigung geöffnet.



Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

## Bildungswesen.

\* Für das Mädchenschulwesen sind in den preußischen Kultusetat dieses Jahres 395 900 Mark eingestellt, für die höheren Knabenschulen 14 Millionen mehr! Die Mädchenschulen erhalten also vom Staat ca.  $\frac{1}{36}$  von den Ausgaben für die Knaben.

\* 37 Abiturientinnen haben zum Ostertermin die Prüfung an verschiedenen preußischen Gymnasien bestanden; es sind 11 Schülerinnen der Gymnasialkurse zu Berlin, 12 der Gymnasialkurse in Hannover, 6 des Gymnasialzirkels (Verein Frauenbildung—Frauenstudium) in Königsberg und 5 des Mädchengymnasiums in Köln. In Elberfeld haben zwei und in Münster eine privatim vorgebildete Schülerin das Examen bestanden.

\* Das Examen pro facultate docendi bestanden als erste Frauen in Baden Frä. Elisabeth Kocholl und Dr. Gabriele von Wartensleben.

\* Der erste weibliche Doktor in Marburg ist eine Japanerin, Frä. Tada Upata aus Kumamoto in Japan, die an der medizinischen Fakultät auf Grund ihrer Dissertation „Experimentelle Untersuchungen über den Wert des sogen. Credeschen Tropfens“ die Doktormürde erlangte.

\* Eine Petition um Erschließung der Knabengymnasien für die Mädchen ist von zahlreichen Bürgern und Bürgerinnen in Frankfurt a. M. an das Unterrichtsministerium abgesandt worden. Es heißt in der Begründung:

„Die den Mädchen bis jetzt in Frankfurt a. M. zur Vorbereitung für wissenschaftliche Berufe gebotene Gelegenheit, die durch private Initiative gegründeten Realgymnasialkurse, sind zeitraubend, kostspielig und unsicher. Zeitraubend, weil der Eintritt frühestens mit fünfzehn Jahren, der Austritt erst mit zwanzig Jahren erfolgen kann; kostspielig, weil doppelt soviel Schulgeld als in den öffentlichen Schulen gefordert werden muß; und unsicher, weil die Fortführung der Kurse überhaupt wegen Mangel an Geldmitteln in Frage steht.

Weitere Folgen der ungenügenden Finanzierung sind mangelhafte Schulräume und große Schwierigkeiten im Lehrplan. Die Lehrkräfte der Anstalt sind größtenteils im Nebenamte tätig; dies bedingt nicht nur ermüdende Überbürdung derselben, sondern auch eine oft ganz ungeeignete Verteilung der Unterrichtsgegenstände. Alle diese Nachteile kommen in Wegfall, wenn den Mädchen der Besuch der höheren Knabenschule gestattet wird. In Frankfurt a. M. würde die Erfüllung unserer Bitte keine lokalen Schwierigkeiten finden, da der Magistrat grundsätzlich mit dem Eintritt von Mädchen in Knabenschulen einverstanden ist und insbesondere die Direktoren der für uns in erster Linie in Frage kommenden beiden Reformrealgymnasien sich bereit erklärt haben, Schülerinnen aufzunehmen.

In Darmstadt ist fünf jungen Mädchen die Aufnahme in die Obertertia des Realgymnasiums unter der Voraussetzung einer Ausnahmeprüfung gestattet worden.

\* Eine Volkshochschule für Mädchen soll in Nordschleswig — in Tingleff — errichtet werden. Die Gründung schließt sich selbstverständlich an die dänische Volkshochschulbewegung an, man beabsichtigt aber, sie in national deutschem Sinne zu gestalten und Mängel der dänischen Volkshochschule zu vermeiden. Die Leitung soll, im Gegensatz zu den dänischen Volkshochschulen, in die Hand einer Vorsteherin gelegt werden.

## Berufliches.

\* Ein Verein zur Bekämpfung der Frauenarbeit im Handelsgewerbe ist kürzlich in Hamburg in die Öffentlichkeit getreten. Der aus 11 Mitgliedern (!) bestehende Verein berief Vertreter der großen Handelsgeschäftsvereine zu einer Besprechung über seine menschenfreundlichen Ziele, bei der sich zeigte, daß sich selbst der Vorstand über seine Grundsätze noch keineswegs klar war. Die weiblichen Angestellten werden diesen kläglichen Versuch männlicher Konkurrenzsucht vielleicht nicht ohne stille Befriedigung zu den Akten über die Geschichte ihres Standes legen.

\* Die Neuregelung der Gehaltsverhältnisse der Lehrerinnen an den staatlichen preussischen Lehrerinnenseminaren forderte eine Petition, die gleichzeitig von der Vorsitzenden des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins Fr. Helene Lange und von dem Verein katholischer Lehrerinnen dem Landtag eingereicht worden war. (Vgl. den Artikel: „Die Besoldungsverhältnisse der Lehrerinnen an den kgl. preussischen Seminaren“ von Helene Lange. „Die Frau“, 11. Jahrgang, S. 496). Die Unterrichtskommission des Abgeordnetenhauses beantragt, diese Bittgesuche der Staatsregierung zur Erwägung zu überweisen. Regierungsseitig war erklärt worden, die seitens der Unterrichtsverwaltung eingenommene allgemeine Stellung zur Gehaltsaufbesserung der Lehrpersonen an den Seminaren müsse auch heute noch bezüglich der Spezialwünsche der Seminarlehrerinnen festgehalten werden. Die Unterrichtsverwaltung verkenne nicht die Bedeutung der Tätigkeit der Seminarlehrerinnen und strebe danach, die besten Kräfte heranzuziehen, stoße aber auf Schwierigkeiten bei Aufbesserung der Lehrerinnengehälter. In dem Etatsentwurf pro 1905 seien die vom Abgeordnetenhause gebilligten Zulagen für die dienstältere Hälfte der Lehrpersonen an den Seminaren und Präparandenanstalten eingestellt worden. — Danach scheinen also die Aussichten auf eine Besserung der gerabehu beschämenden Gehaltsverhältnisse an den staatlichen Seminaren vorläufig noch in weiter Ferne.

\* Das neue niederösterreichische Landes-Lehrergesetz tritt am 1. Juli in Kraft. Es bringt der Lehrerschaft Wiens und des Landes Niederösterreich teilweise nicht unerhebliche Vorteile in Bezug auf das Avancement und Verbesserung der Gehalte. Anders steht es aber um die Lehrerinnen; vor allem bringt ihnen das neue Gesetz die Bestimmung der Ehelosigkeit. Das war die *conditio sine qua* von dem neuen Gesetze, und, um seiner Vorteile nicht verlustig zu gehen, schwieg auch der einsichtiger und sonst zur Opposition sehr geneigte Teil der Wiener Lehrer und schloß sich den Protesten der Lehrerinnen nicht an. Auch in den Gehaltsbestimmungen für die Lehrerinnen enthält es sehr fühlbare Ungerechtigkeiten. Bisher war das Grundgehalt für männliche und weibliche Lehrpersonen gleich. Ein Unterschied wurde nur beim Quartiergeld (Wohnungszuschuß) gemacht; so erhielt der Unterlehrer 240, die Unterlehrerin nur 180 Kronen, der Lehrer 600, nach 15 jähriger Dienstzeit 800 Kronen, die Lehrerin nur 480 Kronen. Diese Maßnahme wurde seinerzeit damit begründet, daß der Lehrer in der Regel eine Familie zu erhalten habe, die Lehrerin nicht. — Wir wollen hier die

Stichhaltigkeit dieser Begründung nicht näher untersuchen, sondern nur dartun, inwieweit das neue Gehaltsgesetz diese Härte noch verschärft. Nach demselben beträgt das Gehalt in jeder Kategorie (Direktorinnen, Oberlehrerinnen, Bürger- und Volksschullehrerinnen I. und II. Klasse — der Titel „Unterlehrer“ existiert nicht mehr —) um 200 Kronen weniger als das der männlichen Lehrperson. Noch stärker tritt der Unterschied bei Bemessung des Quartiergeldes zutage. Während der Bürgerschullehrer I. Klasse ein solches von 1000 Kronen zugewiesen erhält, muß sich die Lehrerin mit 500 Kronen begnügen; der Volksschullehrer I. Klasse bezieht 800, die Lehrerin 500 Kronen. Die Lehrer II. Klasse müssen für 400 Kronen wohnen können, die Lehrerinnen gar nur für 240! R. U.

\* Die Anstellung von Hilfsarbeiterinnen des statistischen Amtes als Gemeindebeamtinnen ist in einer geheimen Sitzung der Berliner Stadtverordnetenversammlung beschlossen worden.

\* Anstellung von Frauen im schwedischen Staatsdienst. Der schwedische Reichstag hat sich mit einem vom Konstitutionsauschuß gutgeheißenen Antrage befaßt, der es den Frauen möglich machen sollte, als Lehrer an den staatlichen Lehranstalten, mit Ausnahme der theologischen Lehrstühle der Universitäten, angestellt zu werden, und ebenso an anderen Anstalten für Wissenschaft, Kunstgewerbe und schöne Künste sowie in ärztlichen Stellungen. Die Erste Kammer nahm diesen Antrag mit 62 gegen 60 Stimmen an; in der Zweiten wurde er mit 107 gegen 92 Stimmen abgelehnt. Die Fortschrittlichen scheinen also in Schweden im Herrenhause zu sitzen!

\* Ein weiblicher Architekt. Das Londoner Königliche Institut britischer Architekten hat jetzt zum erstenmal eine Frau als Mitglied aufgenommen. Miß Ethel Charles erwarb sich die Mitgliedschaft dadurch, daß sie in einem von dem Königlichen Institut ausgeschriebenen Wettbewerb den Preis davontrug. Die Arbeit handelt von der Entwicklung der Architektur und der Mannigfaltigkeit des Materials.

## Arbeiterinnenfrage.

\* Die Arbeitszeit der weiblichen Fabrikarbeiter. Die staatliche Erhebung von 1902 liegt nunmehr in der Bearbeitung durch das Reichsamt des Innern im Druck vor. Wir kommen auf ihre Ergebnisse noch eingehender zurück.

\* Eine weibliche Assistentin der Fabrikinspektion beantragte der elsassische Landesausschuß bei der Regierung. Es handelt sich dabei um Einstellung von 3000 Mark in den Etat. Der Regierungsvertreter erklärte, zwar die „Beamten-dame“ nicht für besonders wünschenswert halten zu können, doch werde die Regierung einem bestimmten Wunsch des Landesausschusses nicht hinderlich sein.

### Die rechtliche Stellung der Frau.

\* Frauen in der kommunalen Schulverwaltung. In Freiburg i. B. hat die städtische Verwaltung die Aufnahme einer Frau in den Aufsichtsrat der höheren Mädchenschule beschlossen.

\* Zum kirchlichen Frauenstimmrecht. Aus Bremen wird uns berichtet:

Im Februar des laufenden Jahres richteten die selbständigen Frauen der positiv gerichteten Friedensgemeinde in Bremen eine Petition an den Kirchenvorstand, in der sie um Gewährung des aktiven Wahlrechtes bei der Wahl eines Geistlichen baten. Das Wahlrecht wurde erbeten nur für alleinlebende Frauen, also Witwen und unverheiratete Frauen, die das 35. Lebensjahr erreicht und der Gemeinde bereits 5 Jahre lang als zahlendes Mitglied angehört hätten. Auf dieses Gesuch erklärte der Vorstand „nach einer vorläufigen Beratung, daß er geneigt sei, den Antrag in weitere Erwägung zu ziehen, daß er aber glaube, der darin ausgesprochene Wunsch werde am besten gefördert, wenn einstweilen die Damen bei wichtigen Angelegenheiten der Gemeinde mit beratender Stimme zugezogen würden“. Die Friedensgemeinde ist eine von den Gemeinden Bremens, in denen am meisten ein wirkliches Gemeinleben unter starker Beteiligung der Frauen gepflegt wird. Sie besteht erst seit etwa dreißig Jahren, und ihre Mitglieder gehören ihr daher mehr durch freie Wahl als durch Gewohnheit und Bererbung an. Die Frauen haben seiner Zeit stark mitgearbeitet, damit ein Gemeindehaus erbaut werden konnte, in denen gesellige Vereinigungen der Gemeindeglieder stattfinden. Der Nähverein, der Besuchsverein, von Frauen gegründet und geleitet, dienen den Interessen der Armen und der Kranken; der Jungfrauenverein sorgt für eine angemessene Sonntagunterhaltung für die Diensthöten; in den Kindergottesdiensten unterrichten ausschließlich Frauen, und auch für die Norddeutsche Mission wird von Frauen der Friedensgemeinde viel getan. Interessant ist, daß die selbständigen Frauen dieser Gemeinde, auch ohne offiziell dazu berechtigt zu sein, bei der letzten Wahl eines neuen Geistlichen im Jahre 1903 aktiv vorgingen. Sie hielten nach jeder Wahlpredigt und der darauf folgenden geselligen Vereinigung im Gemeindehause eine Versammlung ab, in der die Predigt von einer Referentin kurz zusammengefaßt und dann diskutiert wurde. Auch die Persönlichkeit des Wahlkandidaten wurde besprochen. Schließlich wurde regelrecht abgestimmt und das Ergebnis der Wahl dem Kirchen-

vorstande mitgeteilt. In diesem Falle war der von den Frauen gewählte Prediger derselbe, den auch die Männer gewählt hatten. J. S.

\* Das Kommunalwahlrecht der Frauen in Schweden. Der schwedische Reichstag hat beschlossen, die für Stockholm geltenden kommunalen Verordnungen in der Weise abzuändern, daß die Stadtverordneten sowohl Männer wie Frauen, die das Gemeinwahlrecht besitzen und das 25. Lebensjahr erreicht haben, zu Mitgliedern der Oberschulbehörde wählen können, sowie daß auch Frauen zu Mitgliedern der Verwaltung der neu gegründeten Arbeitsvermittlungsanstalt der Stadt Stockholm gewählt werden können. Zur Verwaltungsbehörde für die Armenpflege sind die Frauen bereits seit längerer Zeit wählbar.

\* Im Haag haben sich eine Anzahl der geistig und sozial führenden Frauen gelegentlich des bevorstehenden Wahlselbstzuges für die Wahltagitation der liberalen Parteien zur Verfügung gestellt.

\* In Mitgliedern der Parish Councils in Schottland wurden bei den letzten Wahlen 37 Frauen gewählt. 27 von ihnen gehörten den Gemeindeverwaltungen schon während der Wahlperiode 1901 bis 1904 an. Diese 37 Frauen verteilen sich auf 22 Orte, fünf fallen auf Edinburgh, vier auf Glasgow.

\* Eine große Demonstration zugunsten des Frauenstimmrechtes fand am 14. März in London statt. 92 Parlamentarier waren anwesend, viele andere von den 130 Freunden des Frauenstimmrechtes hatten Zustimmungsbriefe geschickt. Das Präsidium hatte Mr. Leonard Courtney. Neun Redner sprachen zugunsten des Frauenstimmrechtes. Mr. Balfour Stewart wird am 12. Mai die seit Jahrzehnten dem englischen Parlament immer wieder vorgelegte Frauenstimmrechtsbill einbringen. Die von über 2000 Personen gebildete Versammlung nahm folgende von Sir Kelleston eingebrachte Resolution an: „Die Versammlung fordert das Parlament auf, es möge dem am 16. März 1904 im Unterhaus mit großer Majorität gefaßten Beschluß, daß die Beschränkungen der Frauen in bezug auf das Parlamentswahlrecht durch die Gesetzgebung beseitigt werden“ Gesetzeskraft verleihen.“ Die politische Frauenbewegung war bei der Versammlung durch Lady Aberdeen, Mrs. Henry Fawcett u. a. vertreten.

\* Das aktive und passive politische Wahlrecht ist den Frauen von Dänemark verliehen worden. Von den selbständigen Staaten Australiens sind nun nur noch in Westaustralien und Victoria die Frauen politisch frei.





# BÜCHERSCHAU.

„**Schillers Briefe**“. Kritische Gesamtausgabe. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von **Fritz Jonas**. Vollständig in 7 Bänden. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. — Die Gesamtausgabe von Schillers Briefen, an der seit anberthalb Jahrzehnten gearbeitet wurde, ist eines der wertvollsten, ja eigentlich das wertvollste Geschenk der Jahrhundertfeier an das deutsche Volk. Denn wenn etwas der Persönlichkeit Schillers zu einer vollen, von dem veränderten Empfinden einer neuen Zeit ungehörten Wiebergeburt unter uns helfen kann, so ist es dieses vollständige Spiegelbild all seiner Beziehungen zur Welt und zu den Menschen. So gewiß Schillers Wirkung keine rein künstlerische, sondern eine in weitergreifendem Sinn edelmenschliche ist, so sehr gehören seine Briefe dazu, um sie ganz voll und stark zu machen. Und darum verdient diese Ausgabe Volksbesitz, Volksgut zu werden. Ihre philologischen Qualitäten abzuwägen, kann in einer Zeitschrift, die keine gelehrten Fachinteressen bei ihrem Leserkreis voraussetzen und zu befriedigen hat, nicht Zweck einer Anzeige sein. Es ist diesem Leserkreis gegenüber wichtiger, auf den Reichtum des Inhalts, statt auf die wissenschaftliche Kleinarbeit des Herausgebers hinzuweisen. Und einen Reichtum an persönlichen Werten haben die Briefe zu bieten. Wir sehen einen Menschen, dessen Lebensgeheimnis in dem Wort liegt: „Der Mensch ist das Wesen, welches will“, kämpfend werden. . . . Sehen ihn sich loswinden aus einem engen, kleinen Lebenskreis, in dem man sich treu und rechtlich, aber in bescheidener Befangenheit um das Bewußtsein bürgerlicher Reputation müht. In harten, unschönen Linien setzt sich das Große in der jungen Seele gegen diese ihr gegebene Welt ab. Wir verstehen, wie dem Sehnüchtigen, Gefangenen die Freiheit nicht in olympischer Selbstverständlichkeit, als das unbewußt geübte Recht des Starken, sondern als ein Gut erscheint, um das man kämpft, das man nur kämpfend immer wieder behauptet. Den großen Dualismus, der Schiller als Menschen kennzeichnet, und den der Künstler in ihm vergeblich zu veröhnen strebte, lernen wir aus den lebendigen Zeugnissen seiner Bildungskämpfe begreifen. Ein Begreifen, das unserer Bewunderung einen Schatten von Wehmut gibt. Und dieser Schatten vertieft sich, wenn wir seinem Lebensweg weiter nachgehen. Aus dem großen Dualismus eines Schicksals, das eine durstige, großgestimmte Seele durch einen siechen Körper an alle Kleinlichkeiten des Lebens band, ist der Heroismus geboren, als dessen Schöpfer Schiller in der Geistesgeschichte unseres Volkes dasteht. In seinen Briefen sehen wir den täglichen Kampf und die

tägliche Erlösung, während **Juno** die Werke dieses Ringens und Siegen über Zeit und Raum erhöht darstellen. Hier steht der Mensch vor uns, dem das Schicksal wenig gab, und der ihm so unendlich viel abrang, der Mensch, der das Fazit seines eigenen Lebens in das Wort faßte:

Bisset, ein erhabner Stimm  
 Legt das Große in das Leben,  
 Und er sucht es nicht darin!

„**Rede auf Schiller von Jakob Grimm**“. Mit dem Bildnis Schillers von Gerhard von Kugelgen. Hamburg, im Gutenbergverlag, Dr Ernst Schulke. (Preis geb. 1,50 Mark.) Die Feier der hundertsten Wieberkehr von Schillers Tobestage hat auch dieser Rede, die Jakob Grimm in der feierlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 10. November 1859 gehalten, eine Auferstehung besichert. Mit Recht, denn mit markigeren Worten ist selten der unvergängliche Gehalt dieses einzigen Dichterabends hervorgehoben worden. Für die Oberklassen unserer höheren Schulen dürfte damit eine geeignete Gabe gewonnen sein.

Eine „**Illustrierte Volksausgabe von Schillers Werken**“ mit reich illustrierter Biographie von Professor Dr H. Kraeger erscheint bei der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, in 60 Lieferungen à 2 Bogen zu je 30 Pfg. Die erste Lieferung, die in allen Buch- und Kunsthandlungen vorrätig ist, bringt eine wohlgelungene Familien-Wiebergabe des Schiller-Bildes von Ludowika Simanowitsch im Schiller-Museum zu Marbach. Die Ausgabe erscheint in der bekannten vorzüglichen Ausstattung.

„**Charlotte von Schiller**“. Ein Lebens- und Charakterbild von Hermann Mosapp. Zweite Auflage. Stuttgart, Verlag von Max Kiemann. 1902. (Preis 4 Mark, geb. 5 Mark.) Ein Bild der Charlotte von Schiller stellt den Zeichner nicht vor die Aufgabe, subtile oder rätselhafte Eigenart zu erfassen. Ein schlichter, sich selbst treuer, klarer und liebevoller Mensch, dem sich die Lebensaufgaben einfach darstellen, so zeigt sie jedes Dokument, das uns von ihr erhalten. Jede herzlich gemeinte, gewissenhafte Darstellung wird die Aufgabe, diesen Menschen verständlich zu machen, leicht erfüllen. So hat auch das vorliegende Buch sie gelöst. Es ist nicht sehr eigenartig, ja zuweilen verstimmt eine zu breit ins Populäre gehende Sprache, ein Aufgreifen von zu nah zur Hand liegenden und verbrauchten Zitaten. Aber es ist bei allem ein mit Treue gearbeitetes, freundliches und warmes Buch.

„Moderne Illustratoren“ von Hermann Schwein. Verlag von H. Piper & Co. München und Leipzig. I. Thomas Theodor Heine. II. Hans Baluschek. III. G. de Toulouse-Lautrec. IV. Eugen Kirchner. Jeder der genannten Künstler ist in einem Heft durch zahlreiche Abbildungen seiner Werke und einen eingehenden Essay des Herausgebers dargestellt. Schwein müht sich — und es gelingt ihm kraft der Kongenialität, die ein Genäßrfein mit den gleichen Kultur-elementen schafft — die Persönlichkeit aus den im tiefsten Grunde bestimmenden Gewalten ihrer selbst und der Zeit zu erklären. Er schildert den „décadent“ Toulouse-Lautrec als den Lebensgierigen, den körperliche Verkrüppelung in ein verzerrtes, äußerst gespanntes Verhältnis zum Leben gebracht hat. Aus dieser qualvollen, aber höchst intensiven, aufreizenden Spannung erwächst seine Kunst. Eine Kunst, in der sich Jörn, Schmerz und Gel hinter einem geistvollen Sceptizismus verbirgt. Dieser Laune gewinnt für die Bewegung die Heiligkeit des Gefesselten für die Freiheit, eine neidische, argwöhnische, selbstquälerische Empfindlichkeit. Und damit verbindet sich jene Abwendung von allem, was wir als Lebensinhalt empfinden; es bleibt nur das Leben selbst, sofern es Sensation ist, ein Zittern der Nerven von unendlicher Vielfältigkeit und raffinierstem Reiz. Das ist Toulouse-Lautrec. „Wohlan, geben wir unsere Seele an der Garderobe ab und betreten wir den Schauplatz sinnverwirrender Ereignisse. Lassen wir uns begabeln von allen Sensationen und von allen Lüsten kreuzigen, deren Armseligkeit wir wohl durchschauen“. Wer mit diesem Geleitwort Schweins den Silberaal Lautrecs, diesen vanity fair aus Zirkus, Variété und Café chantant, betreten mag, wird, — wenn es gestattet ist, einen Ausspruch Richard Dehmels über Heinrich Heine zu variieren — einen kranken Menschen und großen Künstler finden. Harmloser, den Grenzen und Abgründen ferner ist die Kunst des Eugen Kirchner. Eine Natur von ausgesprochen deutlicher Art. Als Zeichner für die fliegenden Blätter ein gutmütig scharfsichtiger Charakteristiker, daneben von feiner lyrisch-malerischer Begabung. Diese Mischung von zarter Stimmungskunst und burleskem Humor gibt ihm seine Eigenart; die Redheit der Erfindung, die sprühende Sorglosigkeit seiner Laune, ein Streifen an symbolistische Auffassung und Gestaltung stellen ihn zu den „Modernen“. — Eine Doppelnatur, und in ihrer Zweiseitigkeit typisch für das Wesen der Zeit, ist Th. Th. Heine. Naturalist, wo er der Aufgabe gegenübersteht, das Äußere des Lebens, seine sinnliche Wahrheit darzustellen, und dabei der größte Vertreter des Illusionismus, dem es gelingt, seelische Erlebnisse von haarfein differenzierter Empfindungsgehalt in eine eminent ausdrucksfähige Formsprache umzusetzen. Schwein sucht Heines stärkste künstlerische Empfindlichkeit in einem Gefühl, das den Künstler fast Maeterlinck verwandt sein läßt, und das er als „Panik vor dem Leben“ bezeichnet. Erfindungen wie „Die Blume des Bösen“, die Bronzestatue des „Teufels“ sprechen von diesem heimlichen Graufen eine seltsam zwingende Sprache. — Hans Baluschek ist ein eindeutiger Ersaffer des Lebens. Seine starke und tapfere Darstellung der Großstadt, die weich und liebevoll ist ohne eine Spur von

Sentimentalität, bringt ihn uns nahe. Die Größe unserer Zeit des Eisens und der Maschine findet in ihm einen Verkünder, und wo er ihre Rüchternheit und Kahlheit ohne Schleier hinstellt, da steht doch eine Sehnsucht dahinter, und ein Vertrauen, das versöhnend wirkt.

Die Essays von Schwein, von starker Subjektivität und darum in ihren Einzelheiten diskutabel, sind reich und fein. Ein Deuter von exquisitem Geschmack und jener philosophischen Auffassung, ohne die sich auch der feinsten Beobachtung die Lebenszusammenhänge entziehen.

„Kreuzungen“. Roman von Emil Strauß. S. Fischer, Berlin 1904. Das neue Buch von Emil Strauß scheint mir bei weitem keine solche künstlerische Leistung wie sein „Freund Hein“. Jener Roman erzählt die Leiden eines Knaben. Das Verbluten einer jungen, ganz zarten Künstlerseele, die dem ersten Widerstand der Welt erliegt. Trotz manches Konstruierten wirkte das Ganze überzeugend, weil der Künstler unendlich viel von seinem Leben hineingelegt hatte, weil man den Herzschlag seiner Jugendleiden, die Wonne seiner ersten künstlerischen Konzeption darin spürte. Eine plastische, an den besten Mustern gebildete Darstellungsart erfreute uns, die bis zur Eigenart entwickelt war. Die Wärme der Gestaltung durchdrang uns wohligh.

In dem neuen Werk aber tritt uns die Darstellung mit einem Anspruch entgegen, den keine innere Lebensgewalt der Dichtung rechtfertigt. In „Freund Hein“ floß alles aus tiefster Notwendigkeit, hier ist alles Thema, Programm geworden.

Einen feinen Geist, dem ein starker pädagogischer Zug innewohnt, reizt es, an einem klug erfonnenen Fall den großen Schulmeister Leben bei der Arbeit zu zeigen. Aber mich verläßt das Gefühl nicht, vor konstruierten Seelen, zurechtgeschobenen Situationen zu stehen. Drei Menschen von eigensinniger Sonderheit, ein Mann und zwei Frauen befreien sich aus ungeeigneten Lebensbedingungen. Das Leben tut ihnen fast zu gleicher Zeit den Gefallen, sie vor neue Aufgaben zu stellen, sie zu versuchen und ihren innersten Kern hervorzulocken. Dabei ergeben sich allerhand seelische Kreuzungen; die drei Geschicke verwirren sich miteinander.

Elfride, die freie, in sich ruhende, kühl-selbstsichere Frau, die ohne rechte Liebe ist, wurde durch „die Naturberauschung“ einiger Herbsttage an das Herz eines Mannes getrieben, und sie muß bei ihm als dem Vater ihres Kindes Herberge und Schutz suchen. Aber das Gefühl hält dem Alltag nicht stand. Mit welcher zarter Güte sie auch Hermann umwirbt, mit welcher selbstverständlicher Sicherheit er auch den Angriffen der Welt trotzt, die es nicht begreifen kann, nicht dulden will, daß er die Mutter seines Kindes aufnimmt, ohne durch „Legalisierung des Verhältnisses“ einer freien Seele, die sich nur schenken kann, Zwang anzutun, — Elfride bleibt kalt. Und auch Hermann, den dies Verhältnis aus der ihm fremden Beamtenlaufbahn drängt und zu ihm „gemäßer“ Wirksamkeit frei macht, hört allmählich auf zu werben. Denn in ihm erwacht an der Seite der fertigen, kühlen Natur aufs neue die Liebe zu seiner eigensinnigen, ihm durch falsche Erziehung entfremdeten Jugendfährtin Klara. Die unferlige, suchende Natur, das Kind, das in Vertöbnung, doch ohne Liebe

aufwuchs, schafft, aus ihrem bisherigen Leben gerissen, durch seine Hilfe und in der Freundschaft zu seiner Gefährtin Elfride einen Menschen aus sich, befreit ihre verborgene Liebeskraft und Fülle. Ihn aber zieht es unwiderstehlich zu der beweglichen, warmen, suchenden Seele, der er schenken kann. Nur steht dieser Herrmann nicht als eine reiche Natur vor uns. Der Seelenkampf Elfrides zwischen menschlich-weiblichem Stolz, als sie das mähliche Sichentfernen des Mannes fühlt, und unwiderstehlichem Muttergefühl, das sie zum Bleiben zwingt, ihr innerer Widerwille gegen die Rücksicht und Sorge, die sie erfährt, und das endlich erwachende Gefühl dafür, daß Hermanns und Klaras Tun „die freudige Auserkung liebender, gültiger Kraft“ sei — das alles ist mit großer psychologischer Kunst geschildert. Sie erkennt, daß sie selbst arm sei neben diesen beiden, „nie tätig, nie schenkend, nie verschwendend“. Nun aber beseitigt der Verfasser allzu leichtfertig alle Komplikationen, indem er das Kind sterben läßt, das Elfride an Hermann knüpft. Und schimmer als das: wir sollen glauben, daß diese Affektennatur, sobald sie erkannt hat, woran ihr Leben krank, auch schon ihr Heilmittel gefunden habe. Und das heißt: — *Medizinstudium!* „Eine Tätigkeit, die als das freie Spiel wesenseigener Kraft zugleich das unmittelbare Wirken für andere in sich begreift.“ Alles sehr schön, brav und pädagogisch — aber meinem Gefühl nach fast komisch unrichtig. Der Schulmeister spielt dem Dichter einen Streich. Als wenn das Bewußtwerden der eigenen „Mängel“ solchen Naturen sogleich die Kraft der Umwandlung gäbe. Glaubhafter ist Klaras Wandlung, dafür aber auch von betrieblender Dagewesenheit. Von der Abreise Elfrides an fühlt man das Interesse des Dichters erlahmen — der Schluß des Buches wirkt auf mich wie ein Fertigwerdenwollen mit etwas innerlich nicht mehr reizvollem. Psychologische Feinheiten und sprachliche Einzelschönheiten besitzt das Buch genug — doch nicht genug, um für die Hauptmängel zu entschädigen. h. h.

„*Nebeneinander*“. Schauspiel in drei Akten von Georg Hirschfeld. Berlin 1904, S. Fischer Verlag. Der verhältnismäßig geringe Erfolg, den das Drama bei seiner Aufführung gehabt hat, beruht nicht auf einem Mangel an Handlung oder auf einer Schwäche der dramatischen Gestaltung. Im Gegenteil, der seelische Inhalt des Stückes ist dramatisch gewandt und effektvoll ausgesprochen. Aber dieser seelische Inhalt ist karg und dürftig. Kaum eine Persönlichkeit, die durch Größe und Bedeutung ein menschliches Interesse erregt und auf die Gestaltung ihres Schicksals gespannt macht. Die wenigen, in denen Ansätze zu solcher Größe und Eigenart vorhanden sind, bleiben Nebenfiguren, und dann sind sie auch nicht viel mehr als schematische Idealisten. So läßt uns das Drama, dessen Handlung äußerlich durch das Eindringen einer Vermögenskatastrophe über einen verhegten Geschäftsmann und seine gedankenlose Frau vorwärtsgebracht wird, von Anfang bis zu Ende kühl, höchstens, daß man in einzelnen Szenen bebauert, die Kunst der dramatischen Technik an ein so wenig interessantes Motiv gewendet zu sehen.

„*Ausgewählte Gedichte*“ von Richard Schaukal. Erschienen im Inselverlag im Jahre 1904. (Preis brosch. 2 Mark, geb. 3 Mark.)

Schaukal ist ein Formkünstler. Seine Verse tragen einen exquisiten musikalischen Geschmack zur Schau, und dieses Klingen der Form, diese bewußte Schönheit der Sprache ist der stärkste Eindruck, den man von ihnen empfängt. Nie reißt sich elementare, starke und eigenwillige Empfindung durch das feine Gewebe dieser Form, nie verschiebt ein Stoß, der von Leidenschaft redet, den schönen und leichten Faltenwurf. Diese Verse tanzen über das Leben dahin; sie nehmen von seiner Schwere nur das auf, was sich noch in „schöner Haltung“ erleben läßt. Und auch wo sie von Leidenschaft und Empfindung reden, lassen sie uns kühl. Am feinsten schmieg sich die Art des Dichters an die Bilder aus dem Kokos, die er gibt, seine Zeichnungen frivoler Lebenskunst, für die es keine Zwiespälte und Verantwortungen gibt und vielleicht kein Schicksal. Aber das ist auch bezeichnend für den ausgesprochen literarischen Charakter dieser Poesien. Ein am Feinsten geschulter, ästhetisch empfindsamer Mensch gestaltet sich das Leben zum Kunstwerk, und wir finden in diesem Kunstwerk nicht mehr ihn selbst, sondern seine ästhetischen Eindrücke, seinen Geschmack, seine Tendenzen.

„*Bücher der Weisheit und Schönheit*“. Herausgegeben von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Verlag von Greiner und Pfeiffer, Stuttgart. In der Sammlung sind neuerdings folgende Bände erschienen: „*Lucian*“, Auswahl aus seinen Schriften, herausgegeben von J. E. v. Grotthuß. 2 Bde. Die Ausgabe legt Wielands Text zu Grunde, versucht die Schwerefälle und Geschraubtheiten des 18. Jahrhunderts zu vermeiden und bietet eine Auswahl, bei der u. a. die Petärensprache fortgelassen sind. — Ein wertvolles Geschenk an das größere deutsche Lesepublikum ist die von Dr. Karl Stord besorgte Auswahl: „*Beethovens Briefe*“. Seltsame Dokumente, zu deren genauerem Verständnis trotz der beigegebenen Einleitungen eine Beethoven-Biographie herangezogen werden muß, seltsam einseitig, ungeschickt, zerfahren und in ihrer Eigentümlichkeit so verständlich, so unmittelbare Rinder dieser Seele. — Dem deutschen Volk zu helfen, sich selbst zu verstehen, von seinem eigentlich innersten Wesen zu wissen, ist eine von Prof. Dr. Max Koch getroffene Auswahl: „*Brüder Grimm*“ besonders geeignet. Das deutsche Volk weiß wenig von seinen Gelehrten, von denen, die ihr Lebenswert darin sahen, sich ihres Deutschtums in treuer Arbeit bewußt zu werden. Was sie ihm schenken, ist seiner ganzen Art nach nur wenig verständlich. Hier ist in geschickter Auswahl gegeben, was allen etwas sagen und bedeuten kann. Man möchte gerade diesem Bande, einem lebenswürdigen Buch im traulichsten deutschen Sinn, eine rechte Verbreitung wünschen. — Ein Kleinod aus verschütteten Schatzkammern, an dessen edler Gestalt und leuchtenden Farben wir uns überaus erfreuen, bringt Hermann Conrad in seiner Bearbeitung der Tragödie „*Der Herzog von Mailand*“ von Philipp Rastinger, dem Zeitgenossen Shakespeares. — Einen Modernen, fast noch einen Zeitgenossen, hat J. E. v. Grotthuß auch „ausgraben“ müssen: den kaum genannten und rasch vergessenen Kurländer „*Karl Freiherr von Firkis*“, der, noch jung, 1871 gestorben ist. Wenn der Herausgeber seinen Schülbling nicht ein klein wenig überschätzte, hätte er gewiß keine Neuausgabe von ihm veranstaltet, und darum soll um

der Überschätzung willen mit ihm nicht gerechnet werden, denn die Ausgabe lohnte sich. Firds ist als Gedankenlyriker eigenartig und interessant. Als Balladen-dichter fehlt es ihm nicht an Empfänglichkeit für Stimmung und Plastik des Schauens, aber er bleibt doch ein wenig in der Sentimentalität der Umland-Epigonon stecken.

„**Multatuli; Frauenbrevier**“, herausgegeben von Wilhelm Spöhr. Literarische Anstalt von Rütten & Lohning, Frankfurt a. M. 1905. Der bekannte Herausgeber und Übersetzer von Multatuli hat hier in einem ziemlich starken Bande zusammengestellt, was Multatuli besonders in den „Ideen“, den „Liebesbriefen“ und der „Geschichte des kleinen Walter“ über das Verhältnis der Geschlechter zu einander und über die Frauen gesagt hat. Multatuli ist ein Geist, der den Lebensproblemen mit einer zuerst erschreckenden Voraussetzungslosigkeit ins Auge sieht, ihr Wesen in das schärfste Licht setzt und vor den kühnsten Lösungen nicht zurückschreckt, alles in allem ein Geist, dem man nicht kritiklos folgen soll, sondern mit dem man zu ringen hat, ein Erwecker mehr als ein Führer. Und doch dürften gerade die Frauen unserer Zeit reif dazu sein, die grotesken Gedankengänge dieses großen Satirikers zu verstehen und ihren Wert für sich zu heben.

„**Märchenbilder**“ von Walther Caspari erschienen in farbiger Künstler-Steinzeichnung im Verlage von R. Voigtländer, Leipzig, und zwar der gefaltete Kater und der Rattensänger in der Größe von 22 zu 4 cm (Preis ungerahmt M. 3,25, gerahmt M. 5), Dornröschen und Rotkäppchen 22 zu 34 cm (Preis M. 2,75, bezw. M. 4), Achenbrödel, Knusperkege, Kumpelstülchen und Weihnachtsmann 22 zu 22 cm (Preis M. 2, bezw. M. 3) alle Bilder zusammen M. 18, bezw. M. 27. Die Ausführung muß jedes Kind entzücken; wenn auch leider nur die wohlhabende Familie ihren Kleinen so etwas bieten kann. Bei den übrigen sollte die Schule einpringen.

„**Theodor Fontane: Gesammelte Werke**“. I. Serie. Ausgabe in 10 Bänden, enthaltend sämtliche Romane und Erzählungen. Subskriptionspreis pro Band geh. 3 Mark, in Leinen geb. 4 Mark, in Halbfranz geb. 5 Mark. Im Verlag von F. Fontane & Co., Berlin, beginnt soeben die Herausgabe der gesamten Werke von Theodor Fontane. Sie werden in drei Abteilungen erscheinen; entsprechend dem Lebensgange des Dichters, der „nebenbei“ auch noch Politiker, Biograph, Historiker, Kritiker und Briefschreiber war. Der erste Band der ersten Abteilung, in welcher uns in zehn Bänden sämtliche Romane und Novellen, chronologisch geordnet, dargeboten werden, liegt bereits vor; er enthält den Anfang des großen historischen Romans „Vor dem Sturm“. Wer Fontane nur aus späteren Werken kennt, dem wird dieser Roman aus dem Winter 1812 auf 1813 manche Überraschung bringen. Jedenfalls ist es für die große Gemeinde von Fontane-Berehrern überaus erfreulich, daß nun eine würdige Gesamtausgabe zu einem so überaus billigen Preis in Aussicht genommen ist.

„**Zur Reform des Strafrechts. Die Vernichtung des leimenden Lebens**“. (§ 218

R.-St.-G.-B.) Von Dr. jur. Marie Raschke. Verlag der Frauen-Rundschau, Schweizer & Co., Berlin SW. 11. In der kleinen Broschüre, der wir weite Verbreitung wünschen, wendet sich die Verfasserin auf das entschiedenste und unter Beibringung stichhaltiger Gründe gegen die u. a. von Gräfin Gisela Streitberg unternommene Propaganda für Abschaffung des § 218 des R.-St.-G.-B. Die kleine Schrift hat aber auch über den in Frage stehenden Punkt hinaus Bedeutung durch die Entschiedenheit, mit der sie gegen den „schon überlaut gewordenen Schrei nach dem Kinde“ einerseits, die zunehmende Sucht nach ungefesseltem körperlichen Genuß andererseits Front macht. Es ist die höchste Zeit, daß gerade aus der Reihe der in der Frauenbewegung stehenden Frauen ein energisches Wort nach dieser Richtung hin gesprochen wird.

Von neu erschienenen Schriften zur Sittlichkeitsfrage ist vor allem Heft 6 der Schriften des Bundes deutscher Frauenvereine zu erwähnen. Die im Auftrage des Vorstandes von Katharina Scheven zusammengestellte „**Denkschrift über die in Deutschland bestehenden Verhältnisse in bezug auf das Bordellwesen und über seine sittlichen, sozialen und hygienischen Gefahren**“ beruht auf einer von der Sittlichkeitskommission des Bundes gemachten Erhebung. Die Resultate dieser Erhebung bieten in Tabellen zusammengestellt ein außerordentlich wertvolles Orientierungsmaterial. Der programmatische Teil der kleinen Schrift ist vom Standpunkt des Abolitionismus aus verfaßt und beleuchtet von diesem Gesichtspunkte aus die sittlichen, sozialen und hygienischen Gefahren des Bordellwesens.

In den Druckschriften der akademischen Vereinigung Ethos in Zürich erschien unter dem Titel „**Sinnlichkeit und Sittlichkeit**“ ein Vortrag von Professor Paul Christ, der vor den Studenten beider Züricher Hochschulen gehalten worden ist und mit tiefem Ernst und überzeugender Wärme für die sittliche Enthaltsamkeit bei der männlichen Jugend eintritt. (Zürich, Albert Müllers Verlag.)

Vom mehr erziehlischen Standpunkt aus behandelt Frau Dr. Marie Heim-Bögtlin die Sittlichkeitsfrage in einer kleinen, auf einem Vortrag beruhenden Broschüre: „**Die Aufgabe der Mutter in der Erziehung der Jugend zur Sittlichkeit**“. Die kleine Schrift, die sich sowohl auf die hygienische Seite dieser Aufgabe, wie auf die geistige bezieht, dürfte als Propagandaschrift gute Dienste leisten. (Verlag von Zürcher u. Furrer, Zürich.)

In Heft 5 der abolitionistischen Flugschriften sprechen Anna Pappritz und Katharina Scheven über „**Die positiven Aufgaben und Ziele der Föderation**“. Die kleine Broschüre begegnet in erster Linie dem Vorwurf, daß das Programm des Abolitionismus lediglich ein negatives sei und daß die abolitionistischen Vereine über die Beseitigung der Reglementierung hinaus positive Reformen weder anstreben noch überhaupt in fruchtbarer Weise zu fördern vermöchten.

„**Gesundes Familienglück**“. Von M. Heinz. Zürich, Albert Müllers Verlag, 1904. Die kleine Broschüre, die ebenfalls zu den Züricher „Ethos“

Schriften gehört, ist keine Abhandlung, sondern eine Geschichte. Von einer durch die Krankheit des Mannes äußerlich und seelisch zerrütteten Ehe berichtet eine kleine, einfach geschriebene Erzählung. Eine ernste Geschichte, die das Schicksal von Hunderten von Frauen und Kindern an einem Typus zeigt und der weite Verbreitung zu wünschen wäre.

„Sören Kierkegaard und sein Verhältnis zu „ihr““. Aus nachgelassenen Papieren. Herausgegeben im Auftrage der Frau Regine Schlegel und verdeutscht von Raphael Meyer. Stuttgart, Agel Junker Verlag. (Pr. 3 Mark.) Wer sich für Sören Kierkegaard interessiert, wird auch an der bisher unausgeheilten Epoche seines Lebens Anteil nehmen, in der er mit Regine Olsen verlobt war. Die Verlobung mußte, dem Wesen beider nach, zurückgehen. Regine hat in den darauf folgenden Jahren sowie in ihrer Ehe mit Frederik Schlegel, dem nachmaligen westindischen Gouverneur, gemeinsam mit ihrem Gatten das Andenken Sören Kierkegaards gepflegt und an seiner literarischen Produktion den regsten Anteil genommen. Inwieweit diese Produktion durch das Verhältnis zu „ihr“ beeinflusst worden ist, darüber gibt das vorliegende Bändchen allerlei psychologische Anhaltspunkte. Es beleuchtet damit eine der rätselvollsten Seiten des seltsamen Mannes und die Geschichte einer Liebe, die in ihrer Absonderlichkeit und scheinbaren Sinnlosigkeit tiefe Tragik umschließt.

Kritische Blätter für die gesamten Sozialwissenschaften, herausgegeben von Dr. Hermann Bach, Verlag Böhmert, Dresden. Die kritischen Blätter, deren erstes Heft soeben erschienen ist, sind eine Bereicherung der sozialwissenschaftlichen Literatur. Sie wollen ein literarisches Zentralblatt der Sozialwissenschaften sein, eine sorgfältige internationale Bibliographie der Fachliteratur sowie Besprechungen der wichtigsten Erscheinungen auf diesem Gebiet geben. Wenn man bedenkt, daß in unserer viel schreibenden Zeit jährlich etwa 4000 Bücher und Broschüren und in annähernd 500 Zeitschriften 10 000 Originalaufsätze sozialwissenschaftlichen Inhalts erscheinen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß eine gut geleitete Bibliographie für jeden, der sich mit den Sozialwissenschaften beschäftigt, ein Bedürfnis ist. Es ist dem Herausgeber gelungen, die besten Namen für sein Unternehmen zu gewinnen. Erfreulich ist dabei auch, daß darunter eine größere Anzahl von weiblichen Mitarbeitern ist; ein Beweis dafür, daß das Interesse der Frauen an den Sozialwissenschaften im letzten Jahrzehnt bedeutend gewachsen ist. Das erste Heft bringt Besprechungen über nationalökonomische Lehrbücher, über soziologische Arbeiten, über theoretische und praktische Nationalökonomie, Sozialpolitik u. a., und gibt einen Einblick in das reiche Arbeitsprogramm, das die Zeitschrift sich gestellt hat.

Alice Salomon.

„Das Recht der städtischen Schulverwaltung in Preußen“ von Dr. Hugo Preuß. Berlin, Verlag von H. L. Prager, 1905. Die Schrift verbannt ihre Entstehung dem sogenannten Berliner

Schulstreit; doch geht sie in der Beleuchtung des ganzen rechtlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kommunen in bezug auf die Schulverwaltung über dieses enge Gebiet hinaus. Sie dürfte im Augenblick, wo die Frauen um die Zulassung zur kommunalen Schulverwaltung kämpfen, wo auch das preussische Volksschulgesetz das Verhältnis zwischen Staat und Kommune hinsichtlich der Schulen für einige Zeit endgültig und einheitlich regeln wird, auch für den Leserkreis dieser Zeitschrift als Orientierungsmittel Interesse haben. Die klare Darstellung der verwickelten und schwierigen Fragen ermöglicht auch dem Laien, den Stand der Sache zu übersehen.

„Cotta'sche Handbibliothek“. Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. Nr. 98—114. Stuttgart und Berlin. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger. Die „Cotta'sche Handbibliothek“ hat nunmehr das erste Hundert überschritten und sich infolge des sorgfältig gewählten Inhalts, des billigen Preises und der soliden Ausstattung schon vielfach eingebürgert. Von den letzten Erscheinungen nennen wir zunächst, als für das Schillerjahr von Interesse: Einzelausgaben der Gedichte, Braut von Messina, Don Carlos, Fiesco und Wallenstein. In neuen Unterhaltungsschriften wird geboten: Novellenbändchen von Paul Heyse, Karl Emil Franzos und Ludwig Anzengruber, schließlich ein Neudruck von Annette von Droste-Hülshoff's noch lange nicht genug gewürdigtem westfälischen Sittengemälde: Die Judenbude. Ein besonderes Verdienst hat sich die Verlagsbandlung durch den Neudruck von Goethes Briefen an Frau von Stein erworben, der in vier Bänden (Band 1—3 à 60 Pfg., Band 4: 70 Pfg.) bereits fertig vorliegt, sowie durch eine Auswahl von Goethes Briefen, die auf sechs Bände berechnet ist, von denen auch schon vier Bände vorliegen (à 70 Pfg.) Die Gelegenheit, diese Schätze für wenige Mark zu erwerben, sollte reichlich benutzt werden. Endlich sei noch auf eine zweibändige Ausgabe von Grillparzer's Briefen und Tagebüchern (60 und 70 Pfg.) hingewiesen.

„Meyers Großes Konversations-Lexikon“. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich Neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Der neunte Band wird wieder seiner Aufgabe, den Stand der Ereignisse und der Kultur bis an die Schwelle der Gegenwart darzustellen, in hohem Maße gerecht. Das zeigt z. B. der Artikel „Derero“, der nicht nur den Aufstand von 1904 bis zum Schluß des Jahres bringt, sondern auch eine instruktive Karte beifügt, die eine eingehende Orientierung ermöglicht. Wir haben in der Tat das Werk bis jetzt — mit einziger Ausnahme der Frauenfrage und Frauenbewegung — als überall seiner Aufgabe in hohem Grade gewachsen gefunden.

## Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

- Anthes, Otto.** Der papierne Drache. Vom deutschen Aufflag. R. Voigtländer's Verlag, Leipzig 1905. Preis 80 Pfg.
- Aus Büsmards Familienbriefen.** Schulausgabe mit Anmerkungen. Auswahl für die Jugend, zusammengestellt und erläutert von G. Stelling. Stuttgart und Berlin, 1905. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Preis 1 Mart.
- Barret, G.** Anleitung zur Auarell's Malerei. 8. Aufl. Preis geb. 1,20 M. Verlag von Paul Reif, Stuttgart 1904.
- Berg, Gabriele und Titus, Johanna.** Häusliche Selbsthilfe. 400 erprobte und bewährte Rezepte und Rathschläge. Preis geb. 2,20 Mart. Verlag, Berlin, Hans Th. Hoffmann.
- Bieberlein, Oskar Marshall von.** Napoleon I., nach den Memoiren seines Kammerdieners Konstant. Drei Bände. Preis brosch. 15 Mart, geb. 18 Mart. Schmidt und Günther, Leipzig 1904.
- Biel, Anna Maria.** Roman einer Mutter. Carl Haushalter, Verlagsbuchhandlung, München. Preis brosch. 3 Mart.
- Blumenthal, Oskar.** Satirische Gänge. Preis 3 Mart. Berlin 1905. F. Fontane & Co.
- Blumenthal, Oskar.** Nachdenkliche Gespächten. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin 1904. Preis 3 M., geb. 4 Mart.
- Bosma, G.** Nervöse Kinder. Medizinische, pädagogische und allgemeine Bemerkungen. Aus dem Holländischen übersetzt. J. Niderische Verlagsbuchhandlung (Alfred Löpeltmann), Wiesbaden 1904.
- Bruun, Laurids.** Der König aller Kinder. Roman. Verlag von Agel Jander, Stuttgart. 1904.
- Collins, Habel.** Flita, the Blossom and the Fruit. Wahre Geschichte einer schwarzen Magierin. Aus dem Englischen übersetzt von Mitgliebrern der Theosophical Society. Autorisierte Uebersetzung. Suebiaverlag, Juponheim an der Bergstraße. 1904. Preis brosch. 4 Mart, geb. 4,50 Mart.
- Döring, Fritz.** Schimmelnähen und andere Novellen. Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ebhard, Berlin W. 50.
- Eckart, Dietrich.** „Familienväter“. Tragische Komödie in 3 Aufzügen. Leipzig—Berlin. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand. 1904.
- Ertel-Breithaupt, Käthe.** Tagebuch einer glücklichen deutschen Mutter. Preis geb. 2,20 Mart. Verlag Albert Kober, Berlin 1904.
- Ertel, Emil.** Feuertaupe. Neues Novellenbuch Verlag von E. Staadmann, Leipzig 1905.
- Fischer, Monseigneur Prälat Dr Engelbert Lorenz,** Napoleon I. Dessen Lebens- und Charakterbild mit besonderer Rücksicht auf seine Stellung zur christlichen Religion. Mit 64 Illustrationen. Leipzig, Verlag, von Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1904. Preis brosch. 6 Mart, in Prachtband 7,50 Mart.
- Frensdorff, Walter.** „Kaiser Tod“. Tagebuchblätter und Briefe. Leipzig—Berlin. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand. 1905.
- Goldschmidt, Thora.** Bildertafeln für den Unterricht im Französischen. 26 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text, Textübungen und einem systematisch geordneten Wörterverzeichnis. Vierte Auflage. Für die deutschen Sprachgebiete autorisierte Ausgabe. Verlag von Ferdinand Hirt, Leipzig 1904. Preis kartoniert 2,50 Mart, Taschenausgabe: biegsam in Leinen gebunden 3 Mart.
- Bildertafeln für den Unterricht im Englischen. 26 Anschauungsbilder mit erläuterndem Text, Textübungen und einem systematisch geordneten Wörterverzeichnis. Für die deutschen Sprachgebiete autorisierte Ausgabe. Zweite, verbesserte Auflage. Verlag von Ferdinand Hirt, Leipzig. Preis kartoniert 2,50 Mart, Taschenausgabe: biegsam in Leinen gebunden 3 Mart.
- Grimm, Jakob.** Rede auf Schiller. Mit Bildnis Schillers von Gerhard von Kugelgen. Gutenbergverlag, Dr Ernst Schulze, Hamburg 1904. Preis 50 Pfg., geb. 1 Mart.
- Garder, Agnes.** Siebenstücker. Roman. Verlag von Karl Reifner, Dresden 1904.
- Gendell, Karl.** „Mein Lieberbuch“. Ausgewählte Gedichte. I. Mit dem Bilde des Dichters. Verlag von K. Gendell & Co., Leipzig—Berlin.
- Jmle, Fanny.** Gewerbliche Friedensdokumente. Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Tarifgemeinschaften in Deutschland. Preis brosch. 10 Mart. Verlag G. Fischer, Jena 1905.
- Laubien, M.** Anleitung zum Leberschnitt, Hinnöffieren und Gravieren von Klara Roth. Leipzig, Druck und Verlag von G. Haberland.
- Leipziger Lehrerverein.** Ratgeber bei der Berufswahl für Mädchen, die aus der Volksschule abgehen. Preis 10 Pfg., 12 Expl. 1 Mart, 100 Expl. 8 Mart. Zu beziehen durch E. Sander, Gohlis, Pöhlstraße 9 III. E. Seeber, Leipzig, Körnerplatz 6 pt. Einzel-exemplare auch im Laden des Vereins zur Arbeitsbeschaffung für Bedürftige, Gewandgäßchen, Kaufhaus, Laden 19.
- Löwenberg, Dr J.** Teitel von Villencron. Mit einem Bildnisse Villencrons. Gutenbergverlag, Dr Ernst Schulze, Hamburg 1904. Preis 50 Pfg., geb. 1 Mart.
- Luda, Emil.** Otto Weinger, sein Werk und seine Persönlichkeit. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller, I. u. L. Hof- und Universitätsbuchhändler. 1905.
- Meebold, Alfred.** Sarolta. Roman. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin 1904.
- Möller-Prakwebe, Dr Karl.** Ein deutsches Braumweinmonopol.
- Parlow, Hans.** Um Dannebrog und Schwarz-Weiß-Rot. Sceroman. Verlag von Boll & Rickart, Berlin.
- Prellwitz, Gertrud.** Michel Kophhä. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Friedrich Ernst Hefenfeld, Freiburg i. B. 1905.
- Rittland, Klaus.** Leidensgefährten. Kampfmüde. Zwei Novellen. Dresden, Verlag von Karl Reifner. 1905.
- Rohls, Walter.** „Held und Hebin“. Improvisation. Leipzig—Berlin. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand. 1905.



### KRANKEN-

Fahr- u. Ruhestühle  
verstellbare Keil-  
kissen usw.  
**R. Jaekel's**  
Patentstuhl-Fabrik  
BERLIN,  
Markgrafenstr. 20.

Preisliste IV gratis und franko.

### Ausbildung zu hygienisch geschulten Pflegerinnen für gesunde und kranke Kinder.

Der **Verein Kinderpoliklinik mit Säuglingsheim** in der Johannstadt zu Dresden bildet in seiner Vereinsanstalt, dem **Dresdener Säuglingsheim**, junge gebildete Mädchen aus guter Familie sachungsgemäß durch theoretischen u. praktischen Unterricht zu Pflegerinnen für gesunde u. kranke Kinder aus. Das neue Anstaltsgebäude liegt in bevorzugter Lage, in nächster Nähe des Großen Gartens. Die Ehevinnen erhalten freie Station und Anstaltskleidung. Wegen Auskunft und Anmeldung wende man sich an die Verwaltung: **Dresden, Wurmserstr. 4**, Postamt 16.

## Schering's Pepsin-Essenzz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. C. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung**, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Blutschicht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an **nervöser Magenschwäche** leiden. Preis 1/2 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

**Schering's Grüne Apotheke**, **Chaussee-Strasse 19.**  
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich **Schering's Pepsin-Essenzz**.

**Rudolf, M.** „Die neue Frauentracht“. Mit vier Abbildungen. Preis 80 Pfg. Verlag von Hub. Zimmermann, Kochzig i. Sa. 1905.

**Sokolowski, Maffuccio**, Novellen, zum erstenmale übertragen. Erster Band. Preis eleg. brosch. 2,50 Mark. Verlag Theodor Unger, Altenburg S.-A. 1905.

**Salburg, Gräfin Edith**, Judas im Herrn. Roman. Verlag von Carl Kuhnert, Dresden 1904.

**Schellenberg, G. R.** „Aus dem Leben und Einigkeit“. Ein Heft Gedichte. Leipzig—Berlin 1905. Modernes Verlagsbureau Kurt Wigand.

**Schilling, Hermann**, Begegnungen. Ein Geschichtsbuch. I. Band. Jugendstünden eines modernen Idealisten. Leipzig. Verlag moderner Belletristik (Arthur Cavael).

**Schott, Eigmund**, „Kapitalanlage“. Anleitung zu zweckmäßiger und vorteilhafter Vermögensverwaltung für alle Stände. Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage. Preis 1 Mark. Freiburg i. B. und Leipzig. Verlag von Paul Neugel. 1904.

**Schulz-Guler, Sofia**, Am Pfaffengarten. Roman. Carl Fr. Schulz Verlag, Frankfurt a. M. 1905.

**Originalrezept.** Lombardische Suppe. Für 1 bis 2 Personen, in 10 Minuten herzustellen. Eine halbe Maggi-Bouillonkapsel wird in reichlich  $\frac{1}{4}$  Liter kochendem Wasser zu Kraftbrühe aufgelöst. Inzwischen röstet man in flacher Pfanne 3 bis 4 Weißbrotschnitten in Butter, nimmt sie heraus, gießt die Kraftbrühe zu der braunen Butter, schlägt vorsichtig 2 bis 3 frische Eier hinein, so daß die Dotter ganz bleiben und gibt wenig Pfeffer und Salz darüber. Wenn das Weiße anfängt, sich zusammenzuziehen, nimmt man die Pfanne vom Feuer, rührt 4 bis 5 Tropfen Maggis Würze in die Suppe, taucht die gerösteten Brotscheiben hinein, streut Parmesankäse oder Schweizerkäse darüber und gibt die sehr wohl-schmeckende, nahrhafte und leicht verdauliche Suppe sofort in der Pfanne zu Tisch. Nimmt man 3 Eier und 4 Brotscheiben pro Person, so stellt das Gericht eine vollständige Abendmahlzeit dar.  
H. C.

**Auszug aus dem  
Stellenvermittlungszustat  
des Allgemeinen deutschen  
Lehrerinnenvereins.**

Zentralleitung:

Frl. J. Robenader,  
Berlin W. 35, Genthinerstr. 16,  
Gartenhaus I.

1. Eine Rittergutsbesitzerfamilie in Pommern sucht zum 1. Oktober 1905 eine junge, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin zum Unterricht in allen Fächern für ein Mädchen von 8 und einen Knaben von 9 Jahren auf einer Stufe. Latein Bedingung. Gehalt 700 Mark.

2. Eine Familie im Rheinland sucht zu sofort eine musikalische, wissenschaftlich

die „Geschäftsstelle der Versicherung der Mitglieder deutscher Frauenvereine“ der „Friedrich Wilhelm“, Berlin W., Behrenstraße 60/61, Leiterin Frl. Henriette Goldschmidt,

bietet allen Familienvätern und Müttern die vorteilhafteste Lebensversicherung zum Besten ihrer Kinder, arbeitenden Frauen, Lehrerinnen u. Pensionsversicherung mit Übertragbarkeit der Policen und Rückzahlung im Todesfall und besten Schutz bei frühzeitiger Erwerbsunfähigkeit. Treue schriftliche und mündliche Beratung von 10—1 U.

**Breslau, Gartenstr. 5, Gewerbe-, Handels- u. Haushaltungsschule (Kochunterricht), Gegr. 1880. Ausbildungskurse für Haushaltungs-, Handarbeits- und Gewerbeschullehrerinnen. Pensionat. Näheres durch Prospekte. Dora Mundt.**

## Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit fünf englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. ☞ Prospekte durch den Vorstand, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis einschließlich aller honorare und Vorträge 24 Mark wöchentlich in geteiltem, 30 Mark in Privatzimmer. ☞ ☞ ☞ ☞

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

### Zum hundertjährigen Todestage Schillers.

Soeben erschien:

#### Schiller und die Feinen

von Professor Dr. Wychgram, Helene Lange und Dr. Gertrud Bömer.

Mit zahlreichen Abbildungen.

Preis 70 Pf., in größeren Partien 60 Pf., kart. 85, bezw. 75 Pf., eleg. geb. 1,25 M.

J. Neumanns Verlag (H. Appelino) in Berlin SW. 12, Zimmerstraße 94.

**OXFORD** Refined family receives foreigners desiring to study the language. Lessons. Terms moderate. German references.

Mrs. Sides,  
16 Polstead Rd. Oxford.

**English Lady**, age 22, desires engagement as Companion, good knowledge of French and German, needlework, domesticated.

Apply **W. Willis**,  
Pension Regenass,  
Sissach Baselland, Schweiz.

### Töchterpensionat Chale a. Garj.

Wissenschaftliche Fortbildung, Haushalt, Musik etc. Prospekte.

Frau Professor Lohmann.

Probeprief 80 000 gratis.

Lehrgänge in Briefen zum Selbstunterricht verlaufe der Verlag für National- stenographie, Liegnitz.

### Lehrinstitut

für

#### Reformschneiderei.

Gründl. Ausbildung im Musterzeichnen, Zuschneid., prakt. Arbeit.

#### Schnittmusterverkauf.

Anfertigung

einfach. u. eleg. Kostüme, spe. n. außerhalb.

#### Tüben & Osner.

Berlin W., Genthinerstr. 9, Gartenh. III.

### Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Hallestr. 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen angenehmen Aufenthalt in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 75 Mk. an. Passanten v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen v. Herrn Pastor Schmidt, SW., Vorkstr. 66 I und Herrn Pastor Pless, SW., Zeltower Str. 21 III. Fr. Selma Spranger, Vorsteherin.

geprüfte Erzieherin im Alter von 30 bis 45 Jahren. Gehalt 800 Mark bei freier Station; falls Engagement über ein Jahr dauert, Reise frei.

3. Eine Rittergutsbesitzerfamilie in Posen sucht zu sofort eine musikalische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin zum Unterricht in allen Fächern für 3 Mädchen von 12, 8 und 6 Jahren. Gehalt 600 Mark. Familienanschluss. Eigenes Zimmer.

4. Für eine höhere Privatschule in Pommern wird zu Ostern eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Circa 50 Kinder von 6 bis 15 Jahren zu unterrichten. 24 Stunden wöchentlich. Gehalt 900 Mark, 150 Mark Wohnungsgeld. Erwünscht ist Befähigung zum Gesangunterricht mit Violinbegleitung.

5. Für eine höhere Privatschule in Brandenburg wird zum 1. Mai 1905 eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für alle wissenschaftlichen Fächer gesucht. Englisch und Französisch Oberstufe. Gehalt 1200 Mark.

6. Für eine Privatschule in Posen wird zum 27. April 1905 eine Lehrerin mit Volksschuleexamen gesucht. 26 bis 28 Unterrichtsstunden, 6 Aufsichtsstunden. Gehalt bei freier Station 500 Mark, ohne freie Station 1200 Mark.

7. Für eine höhere Privatschule in Westpreußen wird zum 1. Mai 1905 eine katholische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht für den Unterricht auf der Unterstufe. Gehalt 950 Mark und freie Reise.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gartenhaus I. Sprechstunden: Wochentags 11—3, Sonnabends 11—1 Uhr.



**MAGGI'S Würze.**

Altbewährt!

Vielfach preisgekrönt!



## Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!  
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** Weltausstellung St. Louis 1904.

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

**Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.**

Filialen an allen grösseren Plätzen.

## Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe. \*

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium“.

## Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz**,

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin  
Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. \* Wästerfontor.

Silb. Medaille. \* Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. \* Pension im Hause.

## Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu massigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

**Adolf Schustermann**, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

† Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen †

..... und Zeitschriften der Welt .....

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

## Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstrasse 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstrasse 34—35 zu adressieren.

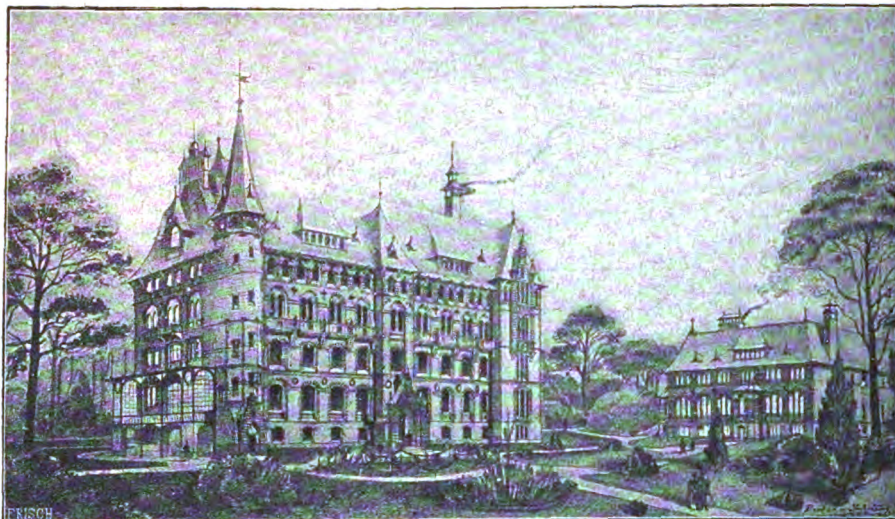
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.



# Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Besichtigung  
der Anstalten  
jeden Dienstag  
für Haus I  
von 10—12 Uhr;  
für Haus II  
von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

## Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar - Koch- und Haushaltungs - Schule: **Hedwig Heyl**: Course für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

### PENSIONAT.

Course in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

### Kochcourse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

→ Auskunft über Haus II erteilt Frä. D. Martin. →

Haus I.  
gegründet 1870:

Seminar  
für  
Kindergärtnerinnen  
und  
Kinderpflegerinnen.

Cursus  
für  
junge Mädchen  
zur Einführung in den  
häuslichen Beruf.

Course  
zur  
Vorbereitung  
für  
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:  
**Victoria-Mädchen-**  
heim.

Kinderhort.  
**Arbeitsschule.**  
Elementarklasse,  
Vermittlungsklasse,  
Kindergarten,  
Säuglingspflege,  
Kinderspeisung  
laut Specialprospect.

Anfragen  
für Haus I sind zu richten  
an Frau Clara Richter.

Im XVI. Jahrgange erscheint: \* \* **Vereins-Zeitung des Pestalozzi - Fröbel - Hauses** \* \*  
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals  
und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland  
2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Reeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Reeser Buchdruckerei, Berlin S.

# DIE FRAU

Herausgegeben  
von  
Helene Lange.

Verlag:  
W. Hofer Buchhandlung.  
Berlin S.

## Das kirchliche Wahlrecht der Frau.

Von

Pastor Gebhardt-Berlin.

Nachdruck verboten.

**E**in kirchliches Wahlrecht der Frau wäre undenkbar, wenn etwa das Christentum irgendwie sich gegen die Gleichwertigkeit der Frau mit dem Manne ablehnend verhielte. Die Grundanschauung des neuen Testaments über den Wert des einzelnen Menschen, über den Wert von Mann und Frau ist aber in dem großen befreienden Wort gegeben: Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal einer in Christus Jesus. — Damit fallen alle Wertunterschiede zwischen Mann und Frau dahin. Sie sind vor Gott gleich wert als Persönlichkeiten, die er mit seiner Liebe umfaßt und zu seinem Dienst beruft. —

Allerdings hat derselbe Paulus, dem wir diese befreiende Wahrheit verdanken, scheinbar nicht immer diese Höhe innegehalten. Die Gegner des kirchlichen Frauenwahlrechts weisen mit Behagen auf den Ausspruch: „Eure Weiber laffet schweigen in der Gemeinde, denn es soll ihnen nicht zugelassen werden, daß sie reden, sondern untertan sein, wie auch das Gesetz sagt.“

Aber ein Wort wie dieses — und es ist wohl das schlimmste — beruft sich doch auf das alttestamentliche Gesetz. Also es stammt aus dem Judentum des Paulus, das er noch nicht ganz überwunden hatte. Es ist kein Zeugnis vom christlichen Geiste, ein Stück von der rabbinischen Theologie des Paulus, das uns gar nicht zu bekümmern braucht. —

Oder derartige Aussprüche sind Bestimmungen, die eine allgemeine Gleichstellung der Frau im öffentlichen Gottesdienst zwar einschränken, aber doch keineswegs ihre Gleichwertigkeit antasten. Zu solchen Bestimmungen mag die damalige Zeit ihr gutes Recht gehabt haben. Jedenfalls waren sie damals nicht als Urteile über die Minderwertigkeit der Frau gemeint und sollten erst recht nicht heutzutage so mißverstanden werden.

Ich brauche wohl nicht näher auf das Thema von der Gleichwertigkeit der Frau einzugehen, nicht erst auf Jesus selbst, seine Aussprüche, seinen Verkehr mit den Frauen einzugehen. Wenn etwas klar ist, so ist es klar, daß das Christentum Wertunterschiede zwischen Mann und Frau nicht kennt. —

In der modernen Frauenbewegung handelt es sich nun aber nicht nur um die Anerkennung der weiblichen Gleichwertigkeit. Wo man damit zufrieden ist, ergibt sich bereits jetzt die Möglichkeit einer Mitarbeit der Frau an den Aufgaben der Kirche, als Helferinnen im Jugendgottesdienst, in der Ausübung kirchlicher Wohltätigkeit und sozialer Fürsorge. So wertvoll diese Art der weiblichen Mitarbeit ist, so ist sie doch nichts Neues. Sie ist die organisierte Konservirung des alten Zustandes, der zwar die Gleichwertigkeit der Frau zugibt, aber sich gar nicht um das kümmert, was die moderne Frauenbewegung will, nämlich die Gleichberechtigung und Gleichstellung der Frau in der Kirche, das kirchliche Wahlrecht.

Wie stellt sich das Christentum zu dieser Forderung?

Wir können ganz kurz sagen: Das Christentum stellt sich zu dieser Forderung überhaupt nicht, weder zustimmend noch ablehnend. Es hat mit praktischen Zielen, mit Rechten, Organisationen, äußeren Ordnungen gar nichts zu tun. Es will ganz einfach Menschen erziehen, Charaktere bilden, ihnen Liebe ins Herz pflanzen, sie heiligen. Daraus ergibt sich, daß eine Ablehnung der Forderung kirchlichen Frauenstimmrechts mit dem Christentum nicht begründet werden kann. Denn ob die Frau in der Stille des Hauses waltet, ob sie auf der Kanzel steht, ob sie im Gemeindefkirchenrat an den Beratungen und Beschlüssen teilnimmt, davon, von diesem Äußeren, hängt ihr Christentum nicht ab. Das Christentum wird keine andere Forderung an die Frau stellen, als daß sie überall die rechte Gesinnung bewahrt.

Also das kirchliche Wahlrecht der Frau ist eine praktische Angelegenheit, gegen die auf keinen Fall im Namen des Christentums Einwendungen zu erheben sind. Wollen die Frauen das kirchliche Wahlrecht, so finden sie auf diesem Wege nicht Christentum und Kirche als Gegner, sondern

1. die Männer, die, im Besitz des Wahlrechts, es den Frauen aus irgend welchen Gründen nicht zugestehen wollen,
2. die Frauen, die nicht zum vollen Begriff ihres persönlichen Menschenwertes gelangt sind,
3. eine Orthodogie, die das Alte für heilig erklärt und das Neue nicht gelten lassen will, eben weil es neu ist.

\* \* \*

Wenn ich mich nun über das kirchliche Wahlrecht der Frau äußern soll, ob ich persönlich als Mann und Geistlicher dafür eintrete oder nicht, so antworte ich: Ich bin ganz entschieden dafür. Ich will die Gründe, die mich zu meiner Stellungnahme veranlassen, auseinandersetzen:

1. Ich kenne keinen religiösen oder sittlich berechtigten Grund, mich der Forderung der Frauen nach kirchlichem Stimmrecht zu widersetzen.
2. Die Frauen sind im kirchlichen Gottesdienst ganz unbestreitbar überall in der Majorität. Ist dadurch ein größeres kirchliches Interesse der Frauen bewiesen, so ist es eine einfache Forderung der Gerechtigkeit, ihnen diejenigen Rechte zuzugestehen, die den Männern trotz ihres weit geringeren kirchlichen Interesses gegeben worden sind.
3. Mein persönliches Interesse zwingt mich, für das Frauenstimmrecht in der Kirche einzutreten. Ich gehöre als liberaler Theologe und Mitglied des Protestantenvereins zu denjenigen Theologen, die von seiten rückständiger Frauen als nicht orthodox, nicht positiv, ja als ungläubig versemnt werden. Wenn auch Männer genug in unseren orthodoxen Synodalmajoritäten die moderne Theologie bekämpfen, so hat doch die fanatische Verteidigung des Alten und Herkömmlichen ihren festesten Rückhalt in demjenigen Teil der Frauenwelt, die dem öffentlichen Leben, dem modernen Leben, der Forderung nach Recht und Freiheit für jede ehrliche Überzeugung fernstehen. Je mehr

die Frauen herauskommen aus der Enge der Abhängigkeit und zum Bewußtsein persönlicher Rechte und persönlichen Menschentums durch ihre Mitarbeit im öffentlichen Leben, desto mehr wird auch Verständnis sein für den Fortschritt in der Religion.

4. Und dieser vierte Punkt ist die Hauptsache: Die Frauenbewegung als Ganzes ist von der Überzeugung getragen: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Die Welt des Mannes ist eine einseitige. In der Vereinigung von Mann und Frau, in der Ehe, tritt erst das ganze, volle Menschenwesen in die Erscheinung. Darum geht das Endziel der Frauenbewegung nicht auf einzelne Rechte, sondern darauf, daß überall, in der Ehe, in der Kommune, im Staat, in der Kirche, die Welt der Frau sich mit der Welt des Mannes verbünde, nicht einseitig bloß die männliche Ideewelt oder die weibliche den Ton angebe, sondern zum Wohl des Ganzen Mann und Frau zusammen die Melodie und Harmonie bestimmen. —

Nun hat sich eben im kirchlichen Verfassungsleben recht deutlich die Berechtigung dieser Forderung gezeigt. Seit 30 Jahren haben die Kirchengemeinden eine Vertretung. In den Berliner Gemeinden je 12 Mitglieder des Gemeindefkirchenrats und je 36 Mitglieder der Gemeindevertretung. Diese 48 Männer sollen mit den Geistlichen zusammen an der Förderung des Gemeindelebens arbeiten. Die bisherige Entwicklung hat gezeigt, daß die kirchlichen Gemeindeorgane in ihren Sitzungen sich fast nur mit äußerlichen, weltlichen Angelegenheiten beschäftigen, mit Bauten, Reparaturen, Steuerfachen. Die geistliche Tätigkeit des Pfarrers, das Glaubensleben, die Seelsorge, die Liebesarbeit hat kaum eine nennenswerte Förderung durch die Mitarbeit der Laien erhalten. Ich habe darum in dem Referat für unsere Kreissynode am 24. Mai mich dahin ausgesprochen, daß eine Förderung der geistlichen Tätigkeit des Pfarrers durch die Laien ziemlich aussichtslos ist, so lange nicht die Frauen im Kirchenkollegium mitberaten und mitbeschließen. Denn eben durch die Mitwirkung der Frauen würden die Beratungen auf das Innerliche, Geistliche gelenkt, auf die Fürsorgeerziehung, Witwen- und Waisenversorgung, auf das Gebiet der rettenden und helfenden und helfenden Liebe.

Also darum trete ich für das kirchliche Wahlrecht der Frau ein, weil ich nicht nur eine Vermehrung der männlichen Stimmen durch eine Anzahl weiblicher Stimmen darin sehe, sondern eine Ergänzung und Bereicherung der einseitigen Arbeit des Mannes. —

\* \* \*

So wie ich, denkt man in den Kreisen der liberalen Theologie, die sich um das Protestantentag und die christliche Welt gruppieren, allgemein. Der letzte Protestantentag vom letzten Herbst, der auch über das kirchliche Frauenstimmrecht verhandelte, hat das bewiesen. Ebenso die von Martha Zies veranstaltete Enquête, die sie als Broschüre herausgegeben hat: Wie urteilen Theologen über das kirchliche Stimmrecht der Frauen? Der Protestantentag und die große Mehrzahl der in der Broschüre genannten Männer haben sich für das Frauenstimmrecht in der Kirche erklärt. Einige wenige Stimmen splitterten von der gemeinsamen Überzeugung ab: Ihre Gegengründe sind leicht zu widerlegen.

Von Lehrern, nicht von Theologen, wurde eingewandt: Die Ehe müsse eine geschlossene Einheit sein. Durch die Parteispaltung bei den Kirchenwahlen würde Zwietracht in die Ehen gebracht. — Die Antwort darauf lautete: Wenn Mann und Frau einig sind im Höchsten, daß sie beide das Gute wollen, so kann ihr gegenseitiges Vertrauen zueinander auch eine verschiedenartige Stimmenabgabe ertragen. Und jedenfalls sei eine etwaige Disharmonie wegen einer Kirchenwahl, wegen geistiger Interessen, würdiger und leichter zu ertragen als eine Disharmonie um einen neuen Hut, um ein neues Kleid oder andere Nichtigkeiten.

Von Theologen wurde eingewandt, die Frau, zum Stimmrecht in der Kirche gelangt, würde ihre Macht zum Schutze des Alten, Herkömmlichen verwenden und jeden Fortschritt des Gedankens verhindern. So verständlich dieser Einwand ist angesichts der tatsächlichen Erfahrungen, die wir liberalen Theologen in den Kreisen frommer

Damen (ich meine „fromm“ in Anführungsstrichen), namentlich in den oberen Ständen, gemacht haben, so bürgt doch gerade der Fortschritt der modernen Frauenbewegung, bürgen die Rechte und Pflichten des öffentlichen Lebens dafür, daß die Frauen erzogen werden zu größerer Weitherzigkeit und tieferem Verständnis.

\* \* \*

Wir sind nun aber über das Stadium der bloß theoretischen Erörterungen schon hinausgekommen und müssen anfangen, durch praktische Arbeit das kirchliche Frauenstimmrecht durchzusetzen.

Dahin gehört erstens die allgemeine Weiterarbeit der Frauenbewegung. Unter den Frauen selbst muß das Verständnis wachsen und die Forderung des Frauenstimmrechts in der Kirche als eine Angelegenheit, eine Ehrenpflicht aller Frauen geltend gemacht werden. Denn ich halte es für unmöglich, daß die für die Kirche wenig interessierte, den politischen Machtfragen zugewandte Männerwelt sich dieser Forderung widersetzt, wenn sie nachdrücklich und allgemein erhoben wird.

Zweitens halte ich es für nötig, daß diejenigen Frauen, die das Wesen der Frauenbewegung begriffen haben, sich den kirchlich-liberalen Parochialvereinen als Mitglieder anschließen. Das ist nötig, um der Pseudofrauenbewegung, die von oben begünstigt und von der Orthodogie unterstützt wird, im kirchenpolitischen Kampfe entgegentreten zu können. Wenn das nicht geschieht, so zeigt sich wieder einmal die alte Wahrheit, daß die liberalen, fortgeschrittenen, sozialreformerischen Frauen eben so wie die Männer zwar allerlei schöne Ideen haben; aber indem sie für ihre Ideen Propaganda machen, schließen in der Stille die Orthodogie und die von ihr hervorgerufene Pseudofrauenbewegung einen Bund, um eine praktische Mitarbeit der Frauen auf dem Boden der anerkannten Gleichwertigkeit an den Aufgaben der Kirche zu organisieren, und dadurch den Willen nach Gleichberechtigung der Frau in der Kirche zu bekämpfen. — Der Eintritt der Frauenrechtlerinnen in die kirchlich-liberalen Parochialvereine ist auch nötig, um diese Vereine stärker für die Aufgaben der Frauenbewegung im allgemeinen und für das kirchliche Wahlrecht der Frau zu interessieren. Denn es gibt natürlich auch unter den kirchlich-liberalen Männern solche, die gar nicht begreifen, um was es sich eigentlich in der Frauenbewegung handelt. Die Interessierten sind nicht da. Die Anwesenden haben kein Interesse. Und was noch schlimmer ist, — während kirchlich-liberale Männer für das Frauenstimmrecht in der Kirche eintreten, treten ihre Frauen der Pseudofrauenbewegung bei und bekämpfen — ohne daß sie es wissen — nicht nur die öffentliche Tätigkeit ihrer Männer, sondern ihre eigene freier gerichtete Überzeugung. Hier kann nur die Mitgliedschaft der Frauenrechtlerinnen und gelegentliche Vorträge aus der echten Frauenbewegung im kirchlich-liberalen Verein Wandel schaffen. Und schließlich, indem die Frauen im kirchlich-liberalen Parochialverein als stimmberechtigte Mitglieder sich äußern können, haben sie Gelegenheit, direkt in die Arbeit für das kirchliche Wahlrecht der Frauen einzutreten: z. B. bei der Abfassung von Flugblättern, bei der Agitation aus Anlaß der alle drei Jahre stattfindenden Neuwahlen für den Gemeindefkirchenrat und die Kirchengemeindevertretung, bei den Vorträgen und nachfolgenden Debatten, bei den Anträgen an den Gemeindefkirchenrat, an die Kreisynode.

Die kirchlich-liberalen Parochialvereine nehmen Frauen als stimmberechtigte Mitglieder auf und sind bereit, mit der Frauenbewegung zusammenzuarbeiten. Und so rufen wir den Frauen zu: Kommt herüber zu uns und helft uns, damit wir beide vorwärts kommen und das gemeinsame Ziel erreichen. —



## Die Kasernierung der Prostitution.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten.

Am 15. Februar dieses Jahres kam im preussischen Abgeordnetenhaus der Mordprozeß Berger zur Sprache. Es geschah, was diejenigen, denen der Fall Heinze noch in der Erinnerung ist, voraussehen konnten, die Kasernierung der Prostituierten fand ihre Fürsprecher. Der Abgeordnete Pallastke, der zuerst die Kasernierung empfahl, unterließ nicht darauf hinzuweisen, daß die Kasernierung wie die Reglementierung von Obrigkeit wegen nicht Bekämpfung, sondern Duldung der Unzucht ist, und schlug vor, jede Frauensperson, die der gewerbmäßigen Unzucht überführt ist, in ein Arbeitshaus zu schicken.

Minister von Hammerstein erklärte sich in Übereinstimmung mit den ersten Vorschlägen Pallastkes. Unter seinen Ausführungen sind folgende am bemerkenswertesten:

„Da ist zunächst die weibliche Unzucht. Die weibliche Unzucht und der Trieb der männlichen Natur zur weiblichen Unzucht sind nach meiner Auffassung unausrottbare Dinge, die eben in der menschlichen Natur begründet sind. Sie müssen aber gezähmt werden durch die Religion und durch die Erziehung und in Schranken gehalten werden durch die Polizei.“

Ich kann meinerseits nur dem zustimmen, was der Abgeordnete Pallastke gesagt hat: „es wird zuerst erwünscht und nötig sein, wieder in einem bestimmten, möglichst großen Verhältnisse diese gewerbliche Unzucht zu kasernieren.“

Strenge Strafbestimmungen und das Arbeitshaus stellte der Minister für die nicht kasernierte gewerbliche Unzucht in Aussicht und bezeichnete den Zustand in Berlin und in andern großen Städten als einen ganz unerträglich schlechten. „Anständige Damen können zu gewissen Tageszeiten, und ich möchte sagen, gewisse Straßen und Straßenteile allein überhaupt niemals passieren.“

Wundernehmen muß der Passus: „Die weibliche Unzucht und der Trieb der männlichen Natur zur weiblichen Unzucht.“ Es wäre verständlicher und richtiger gewesen, nicht von einem Trieb der männlichen Natur zur weiblichen Unzucht, sondern schlankweg auch von der männlichen Unzucht zu reden.

Der Abgeordnete Pallastke hatte die Gerechtigkeit, die Initiative in diesem Falle wo anders zu suchen. Er sagte: „Wenn die sündigen Männer aufhörten, würden auch die sündigen Frauen schwinden.“

Der einzige Abgeordnete, der gegen die Kasernierung der Prostitution auftrat, war Münsterberg. Er verdient dafür den Dank aller Frauen, vornehmlich der Frauenkreise, deren er selber Erwähnung tat, wenn er sagte, daß die pflichtmäßige Sklaverei der kasernierten Mädchen das Gefühl weiter Kreise der gebildeten Frauenvwelt verletzt, die selbst Hand an das Ubel legen wollen.

Ja, weite Kreise der gebildeten Frauenvwelt verlangen Aufhebung jeder Kasernierung und Reglementierung der Prostitution, und die Reaktion ihres Rechtsgefühls gegen alle bisherigen und alle geplanten polizeilichen Maßregeln ist um so heftiger, als sie sich in ihren tiefsten und heiligsten Interessen dadurch verletzt fühlen.

Solche Maßregeln sind immer ein Paktieren des Staats mit der Unsitlichkeit. Warum paktiert er? Wir wissen es. Der Mann kann und will die Prostitution nicht entbehren. Der Staat paktiert mit der Unsitlichkeit um des Mannes willen. Aus diesem Pakt zieht nicht der Staat, nein, die Unsitlichkeit zieht Förderung, Lebensgewähr, Wachstum. Der bisherige Pakt genügt nicht. Ein Sittlichkeitsverbrechen schlimmster Art wirft ein grelles Licht auf all die Zustände, die aus ihm sich ergeben; das soll zu einem noch innigeren Pakt führen, um die schlimmen Zustände zu bessern.

Alle Vordellbefürworter regen sich; das Bordell soll Abhilfe schaffen. Kann es das? Das Leben beantwortet diese Frage. Es sagt klipp und klar: Besonders zahlreich sind Sittlichkeitsverbrechen, wo Neglementierung der Prostitution stattfindet, am zahlreichsten aber da, wo öffentliche Häuser sind.

Das ist zu begreifen. In den öffentlichen Häusern werden die niedrigsten Leidenschaften am konsequentesten und schamlosesten großgezogen; sie sind die Stätten sittlicher Verrohung, sie überwinden sogar die Natur und vergewaltigen sie in Unnatur, sie erzeugen formlose Perverfität, sie züchten die schlimme Gier der Übersättigung, die stärkste Reize verlangt, sie schmieden das furchtbare Bündnis zwischen Grausamkeit und Wollust fester und fester. Die unheimlichen Verbrechen an Frauen und Kindern, die oft den Eindruck machen, als wolle ein Trinker fremden Blutes in seiner Entartung endlich einen Zug tun, der den quälenden Durst für immer lösche, sie liegen auf der Verlängerungslinie der Prostitution, jener Prostitution, die Staat und Gemeinde unter ihre Fittiche nehmen, legalisieren, ja, durch ihre ärztliche Kontrolle empfehlen.

Der Neglementierungsstaat, der Kasernierungsstaat trägt schwere Mitschuld an diesen Verbrechen.

Den psychologischen Urheber möchte ich ihn nennen, denn er reizt die Psyche eines andern, unbekümmert darum, wie sie darauf reagiert, ihrer Natur nach reagieren muß. Einesteils löst der Staat den Mann von der Verantwortlichkeit und dem Einstecken für sich selber undbürdet die volle schwere Last dem Weibe auf oder sich selber; andrerseits ruft er, sobald diese dem krassesten Materialismus entsprungene „sittliche Pflicht“ getan ist, dem Manne, der in den Bordellen zum Wüstling, zum elenden Schwächling, zum Verbrecher entartet ist, entgegen: „Da siehe du zu!“

Der Staat der Neglementierung und der Bordelle ist aber auch der intellektuelle Urheber dieser Verbrechen.

Die Prinzipien, die die Neglementierung und die Bordelle als eine Notwendigkeit hinstellen, werden und müssen sich auch derjenigen bemächtigen, zu deren Schutz, Nutzen und Frommen beide geschaffen werden. Der Gedankengang ist folgender: der Mann bedarf des vorehelichen und außerehelichen Geschlechtsverkehrs, ohne ihn leidet seine Gesundheit. Er ist polygamisch veranlagt, unsere Kultur aber verlangt Monogamie. Der Kulturstaat kann diesen Widerspruch nicht anders lösen, als indem er Stätten der Unkultur errichtet, Stätten der Polygamie, in denen der Mann die Weiber, die er braucht, findet. Der Staat selbst betrachtet in diesem Falle das Weib nur als ein Mittel, dem höher gearteten, wertvolleren Mann die Gesundheit zu erhalten. Des Weibes Gesundheit bedeutet hier nichts, sie darf ihm geraubt werden, wie ihm die Freiheit geraubt, wie ihm der Selbstzweck abgesprochen wird, wie es zum Mittel erniedrigt, zur käuflichen Ware gestempelt, kurz und gut, völlig zum seelenlosen, unpersönlichen Objekt herabgedrückt wird. Ganz gleich, wie das Weib in das Bordell oder zur Neglementierung gelangte, ob durch Verführung, durch Not, durch Zwang, durch schmachvollen Mädchenhandel, ob durch die eigne „polygamische“ Veranlagung, es wird Objekt.

Der Staat, der diesen seinen Gedankengang so skrupellos in die Praxis überträgt, darf sich nicht wundern, wenn er übergelehrte Anhänger findet, Feinde der Halbheit, die, die Wichtigkeit der Theorie anerkennend, sie nun auch völlig in die Praxis übertragen wissen wollen, nicht für die Bordelle, nicht für die Neglementierten allein.

Das Weib ist Objekt, das Weib ist ein Mittel zur Befriedigung männlicher Triebe. Warum den Faun, warum die Beschränkung? Überall und zu jeder Stunde kann den

Mann das mächtige Bedürfnis packen, er kann ohne Geld sein und doch der gesunden Lusternheit bedürfen, das Ekelgefühl des „*toujours perdrix*“ kann seine Lusternheit auf etwas besonderes richten, das an den Stätten legalisierter Gesundheitsaufreißung nicht zu haben ist, warum nicht freiherrlich selber jagen, warum der Unbändigkeit der Begierde, des heißen, noch nie gestillten Lusthüngers nicht die Zügel schießen lassen bis zur Vernichtung des Objekts?

Es lassen sich nicht willkürlich Grenzen für sittliche Anschauungen, für das sittliche Denken, für das Verhältnis der Menschen zueinander ziehen; es geht nicht zu sagen, hier ist weiß, was dort schwarz ist. Das ist ein Außerliches, ein mit Absicht Angelerntes, das verwechselt und vergessen werden kann, ein Wissen, das in einer Stunde der Aberrumpelung verfliegt.

Die Beleuchtung jener Stätten der Unkultur geschieht von oben her, und das Licht, das dort brennt, überstrahlt sein Beleuchtungsgebiet, es bricht sich nicht an der künstlichen Abgrenzung der zwei Welten, es strahlt hinüber in den Kulturteil des Staates. In diesem Lichte werden die Verhältnisse gesehen, erfaßt, beurteilt und danach wird gehandelt. Der das Licht anzündete und sich zu eigen machte, um jene Stätten der Unkultur zu schaffen, ist der intellektuelle Urheber jener Verbrechen, denen ein Weib, ein Kind zum Opfer fällt.

Man wende nicht ein, es gäbe unter diesen Verbrechen solche, die nie ein Bordell betreten haben. Das Bordell steht in tausend Beziehungen zum Leben, darum trägt es sein geistiges und sittliches Milieu auch in das Leben hinein. Schon daß ein jeder seine Existenz kennt, seine Berechtigung anerkannt sieht, beeinflusst Geist, Sinne und Phantasie. Ja, diejenigen, denen Jugend oder Armut die Bordelle verschließt, deren Triebleben aber den bordelleproduzierenden Grundsätzen entgegenkommt, werden bald alles aus ihrer Phantasie verdrängt sehen, bis auf das Eine, das Gewußte und doch Unbekannte, und die heißen, schwülen, wachen Träume begehren sich in die Wirklichkeit umzusetzen. Und dann, wie lange schon sind die Bordelle, die reglementierte Prostitution die Erzieher unseres Volkes gewesen!

Ich, fast überall treffen wir auf die Wirkungen dieser Erziehung!

Es ist nicht zu verwundern, daß viele sie auch in jener Hamburger Schwurgerichtsverhandlung zu spüren vermeinen, die allerorten Aufregung und Beunruhigung hervorgerufen hat. Eine überaus rohe Notzuchtsaffäre findet ihren Abschluß in Freisprechung der angeklagten jungen Leute.<sup>1)</sup> Der Draußenstehende findet keinen Schlüssel dazu und niemand hilft ihm ihn finden.

\* \* \*

Die hermetische Abgeschlossenheit derartiger Verhandlungen, bei denen Männern, die sich gegen die Sittlichkeit vergangen haben, so häufig mildernde Umstände zugebilligt werden, ist ein wunder Punkt unserer Rechtsprechung. Meist werden Vertreter der Presse unter bestimmten Bedingungen zugelassen, aber die in erster Linie dahin gehörte, die Frau, findet keinen Zutritt. Und doch müßte sie da sein, die Ärztin und Lehrerin, die Armenpflegerin oder die Waisenspflegerin, die Polizeimatrone oder die Fabrikinspektorin, die denkende und liebende, die sehende und leidende, die handelnde und der Menschheit in freier Mütterlichkeit dienende Frau. Ihre Gegenwart allein täte ein Großes, mit ihr wäre das Milieu der Herrenmoral durchbrochen, etwas von der reinen Himmelsbläue wahrer Gerechtigkeit dränge hinein. Dann hätte es den Wert, den Frauen, die mißtrauisch geworden sind, eine gewisse Beruhigung zu bringen und den noch größeren, ihnen Einblicke in jene Nachtseiten des menschlichen Lebens zu gewähren, deren Furchtbarkeit, deren Ursachen und Wirkungen sie kennen müssen, um sie erfolgreich zu bekämpfen.

Aber unsere gerechten Wünsche, derartige Verhandlungen betreffend, gehen weiter als bis zur einfachen Zulassung der Frau zu den Gerichtsverhandlungen. Die Frau muß dort als Gleichberechtigte neben dem Manne stehen, die Ärztin neben dem Arzte,

<sup>1)</sup> Siehe Märzheft der „Frau“.



die Schöffin neben dem Schöffen, die Geschworene neben dem Geschworenen, die Richterin neben dem Richter.

Frauen und Kinder, an denen ein Sittlichkeitsverbrechen begangen worden ist, die unter eines Mannes brutaler Berührung so schwer gelitten haben, gehören in Frauenhände. Eine Ärztin stehe ihnen als Sachverständige zur Untersuchung, zur Begutachtung, zu ihrer Fürsorge zur Seite.

Warum wir weibliche Geschworene und weibliche Richter brauchen, liegt auf der Hand. Es ist nicht Frauenwille, daß jahraus, jahrein im Vaterlande Hunderte, ja Tausende von Menschen anstandslos in Bordellen moralisch gemordet werden. Und ein reiner, ungebrochener Wille, ein Wille ohne Kompromisse, unbeugsam auf Gerechtigkeit gerichtet, tut uns not in diesen die Sinne verwirrenden Fällen, den Fällen, in denen schreckhaft und gespenstisch die düsterste der schlimmen, Menschen und Menschenglück bedrohenden grauen Schwestern, die doppelte Moral, in den Gerichtssaal tritt, und mit ihren Schleiern alle umhängt, die in ihr lebten, waren und sind.

Die Frauen sind mißtrauisch geworden.

Es ist nicht die Rechtsprechung allein, die die zähe Pflanze des Mißtrauens nährt und pflegt, es ist die Isolierung der Frau im Gerichtssaal in einer Atmosphäre jener Männlichkeit, die sich's zum Ruhme rechnet, daß ihr nichts Menschliches fremd geblieben ist. Ich erinnere an den Kwilecki-Prozeß, wo eine Frau, die nach der Aussage ihres langjährigen Hausarztes, wie die Mehrzahl der polnischen Frauen, die körperliche Untersuchung durch einen Mann scheute, nun sich selbst in ihrem intimsten Tun auf den Seziertisch gelegt sah bei vollem Bewußtsein, vor Männern, durch Männer. Wie viel Lachen, wie viel Geficher bei einer Situation, in der eine Frau Unsägliches leiden mußte! Und der Feinfühligsten wäre davon nichts erspart geblieben! Aus allen Zeugenwinkeln wehten die Siegesfahnen der doppelten Moral, die für ihren Schützling den Augenblicksgenuß sichert für eine Welt voll Elend! Da stand jener Ritter von Ziegler, der sein eigenes Kind, erbärmlich, krank, zum erstenmal erblickte; da waren dienende Frauen und Mädchen, uneheliche Grafenkinder, unwissende, abergläubische Geschöpfe, dumpf und stumpf. Da war jener junge Gefreite, der über das Aussehen der Gräfin Kwilecka Auskunft geben sollte, und der, von den Richtern gefragt, ob er denn auch etwas von solchen Dingen verstände, antwortete, er sei ja in China gewesen! Da begriffen alle, daß er von solchen Dingen etwas verstehen müsse, und bestätigten es durch das obligate Lachen.

Die Isolierung der Frau im Gerichtssaal, sei sie Klägerin oder Beklagte, ist ein schweres Unrecht.

\* \* \*

Und nun ein paar Worte über China. Es hat manchen in eine schlimme Schule, eine „behörblich“ anerkannte Schule genommen. Zu einer Zeit, da die Hunnenbriefe Deutschland überschwemnten, Stimmungsmacher gegen ihren Zweck, blieb in Frauentreisen auch manche unangefochtene Tatsache unerörtert, so verlegend auch wirken mochte, was sie offenbarte. Die Danziger Zeitung berichtete damals: „Ernst und billig denkende Offiziere anderer Nationen geben unumwunden zu, daß die deutschen Truppen sich durch Manneszucht auszeichnen.“ An anderer Stelle wird erwähnt, daß jedwede Rohheit, jedwede Hunnentat unnachlässig bestraft wird, daß der Verdacht einer solchen zu strengen Prüfungen führt, bis die Sache aufgeklärt ist. Der freundschaftliche Verkehr deutscher Soldaten mit den Chinesen wird lobend hervorgehoben, der Schwärmerei der chinesischen Jugend für das deutsche Militär wird besonders gedacht, und ein kleines Bild veranschaulicht die harmlos innigen Beziehungen, in die der deutsche Soldat hier und da selbst zu chinesischen Familien getreten ist.

Der kurze Bericht, der „Die Rehrseite der Hunnentaten“ überschrieben worden war, fährt dann fort: „Eins freilich gibt zu ernstern Bedenken Anlaß. Die Reglementierung des Bordellwesens, ein überaus peinliches Kapitel, hat nicht verhindert, daß die geschlechtlichen Krankheiten sich sehr stark vermehrten. In Peking waren neulich über 200 Kranke, in Paoingfu sind es augenblicklich über 70.“

Hier tritt uns eine Wahrheit entgegen, die für die unsichere Gegenwart von großer Bedeutung ist. Die Bordelle mit ihrer weiblichen Ware wurden in China von Ärzten untersucht. Aber aller Vorsicht, allen Untersuchungen zum Trotz befanden sich während der Aufenthaltszeit in den Städten eine Anzahl der bordellbesuchenden Soldaten im Krankenhaus. Die eignen Ausschweifungen haben sie krank gemacht.

Der ganze Unwert der Bordelle ist hier auf das deutlichste demonstriert — hier, wo ihre Insassen und ihre Besucher in leicht überschaubaren Grenzen keine hin und herflutenden, stets wechselnden Massen boten. Gesundheitlich haben sie nichts genützt, sie haben geschadet, und was sie seelisch verdorben haben, wieviel Familiensinn, wieviel Liebe zu Weib und Kind, zu Mutter, Schwester und Braut, wieviel gerechte Einschätzung des Weibes, wieviel gesunde, selbstlose Vaterlandsliebe, die ihren Wert im Geben und Dienen, nicht im Empfangen und Verweichtwerden sieht, dort verloren ging, wieviel Frömmigkeit sich in absolute Glaubenslosigkeit, wieviel Idealismus sich in den nacktesten, unfruchtbarsten Materialismus verwandelte, wieviel Grausamkeitstriebe sich zur vollen Blüte entwickelten, entzieht sich der Berechnung.

Das Bordell ist kein Sanatorium. Es verlangt Kräfte und verbraucht Kräfte. Der Zweck des Bordells verschleiert sich, es ist Selbstzweck.

Welches ist denn aber dieser Selbstzweck, dem auch die männlichen Kräfte geopfert werden?

In früheren Zeiten war man ehrlicher und offener. Man nannte die Bordelle Freudenhäuser, und die darin feilgeboden wurden, Freudenmädchen. Genuß ist der Zweck, Genuß und nochmals Genuß!

Schöpfen wir doch einmal Belehrung aus der Literatur. Dort in den freimütigen Bekenntnissen wird der Zweck nicht verschleiert. „Von allen amüsanten Gottheiten ist Venus die amüsanteste,“ heißt die Devise, das „Vergnügliche“ wird vergnügt-schmunzelnd vor- und nachbedacht, das „welterhaltende Vergnügen“ wird laut gepriesen, da heißt es: „und er genoss, weil der Genuß ihm zukam“ usw. in allen nur denkbaren Variationen ad infinitum: Ach ja,

Ohne Wein und ohne Weiber  
Hol' der Teufel unsere Leiber!

In der „Medizinischen Wochenschrift“ redete einmal ein Herr Dr Hermann Isaac der Wiedereinführung der Bordelle das Wort, und der Fremden, besonders der armen Provinzler gedenkend, von denen viele ohne Stätten der Freude ihr Leben vielleicht eben nur als brave Familienväter vertrauern müssen, sagt er: „Wenn diese, das liegt nun einmal in der menschlichen Natur, aus der Provinz nach der großen Stadt kommen, so wollen sie neben andern Vergnügungen auch der Venus huldigen“.

Solche Freudenhäuser sind einträglich. Mit den Pariser Erträgen unterstützte man unter anderem den geheimen Fonds. 300 000 Fr. von dem, was der Verkauf der Ware Weib dem Staat als Reingewinn brachte, flossen diesem Fonds zur Zeit des ersten Kaiserreichs und der Restauration alljährlich zu. Die Ungeheuerlichkeit dieser Ausbeutung und Vernichtung des Weibes dauerte bis in die Neuzeit. M. Debellem gebührt der Ruhm, dieser Steuer der Schmach, der Schmach eines ganzen Volkes, ein Ende gemacht zu haben.

Freilich, ein Staat der Bordelle und Reglementierung bringt der großen Genußfreudigkeit der Männer auch pekuniäre Opfer. Er braucht einen ganzen Stab von Beamten zur Kontrolle: die Sittenpolizei, die Ärzte usw. Sie leben mit von der Prostitution, auf ihr beruhen ihre Einnahmen, beruht ein Teil ihrer Einnahmen.

\* \* \*

Zwei Faktoren wurden in dem Abgeordnetenhaus erwähnt, durch die man der Unzucht entgegenzutreten könnte: religiöse Erziehung und polizeiliche Maßnahmen.

Nach Nennung des ersten Faktors, der religiösen Erziehung, sollte man meinen, daß die polizeilichen Maßregeln zum mindesten vom Geiste der Gerechtigkeit getragen sein würden, einer Frucht religiöser Erziehung, die zugleich wieder Ausfaat ist, denn Gesetze und Maßregeln sind Volkserzieher.

Nun gipfeln aber diese Maßregeln in der Kasernierung der Prostituierten, und doch gibt es keine Prostituierte ohne einen Prostituirenden, und wer die Prostituierte trifft, als wäre sie ein beziehungsloses Ding an sich, dessen Tun hervorbricht wie die Feuer säule aus einem Vulkan, die aufflammt und wieder in sich selbst versinkt, der begehrt unsagbare Ungerechtigkeit, um so schlimmer als er dadurch Prostituirende züchtet.

Die Kasernierung der Prostitution, wie ihre Reglementierung ist die in ein System gefasste Unsitlichkeit. Wer dieses System der Unsitlichkeit schafft und erhält, der wird ihr Schutz- und Schirmherr. Unsitlichkeit und religiöse Erziehung aber können nie und nimmer den gleichen Schirmherrn haben. Wird der Versuch dennoch gemacht, so ist der Schirmherr auf einem Gebiete ein Heuchler oder ein Mißling. Staat und Gemeinde täten wohl daran, kein Doppelspiel zu spielen.

Die Stadt Genf liefert ein wahrhaft köstliches Beispiel davon, wozu eine Kommune gelangen kann, die die Kasernierung mit sittlichen Prinzipien vereinigen will. Sie erkennt an, daß das Prinzip der Sklaverei dem Bordellwesen zugrunde liegt. Bürgerinnen des eigenen Kantons dürfen daher nicht in den Bordellen gehalten werden, das würde der Stadt als eine Schmach am eigenen Körper gelten. Genf bezieht seine Ware von auswärts.

Das ist feinfühliges Cynismus, oder sollte es kraffester Cynismus sein?

Es ist kraffester Cynismus — aber unser deutscher Cynismus ist nicht viel weniger kraß. Er schafft auch zwei Kantone in der Frauenwelt. Der eine umschließt die arbeitenden, die schlecht bezahlten, die dienenden, die „ungebildeten Frauen“, sie sind „diese Mädchen“, die Kleinen, deren Verführung fast zum Sport geworden ist, zu dem Sich-Ausleben der Männer gehört; der zweite Kanton umfaßt die „gebildeten“ Frauen, die höheren Töchter, denen gegenüber der Anstand so gut gewahrt wird, das „Ehret die Frauen“ so selbstverständlich in die Erscheinung tritt, als spiegelte sich darin lauterste, einheitliche Gesinnung.

Herr von Hammerstein brachte die Notwendigkeit der Kasernierung der Prostitution mit der Tatsache in Verbindung, daß anständige Damen in Berlin nicht allein durch bestimmte Straßen gehen können. Diese Belästigung anständiger Damen scheint ein Nebenmotiv für die Ausführung der geplanten Maßregeln abgeben zu sollen. Abgesehen davon, daß die Kasernierung in gewissem Umfange hier schwerlich Abhilfe schaffen wird, so heißt dies einen großen Teil der anständigen Damen in unfreiwillige Mitschuld verstricken, wenn Rücksicht auf sie mit in die Waagschale fällt, in der hier die Geschicke Tausender abgewogen werden.

Natürlich sind die anständigen Damen recht verschieden geartet. Es gibt solche, in deren sozialem Vorkon das Wort Gerechtigkeit nicht Aufnahme gefunden hat; sie haben keine Zeit sich mit einer „Tugend“ zu beschäftigen, die wohl bei Plato über den Sternen wohnen und leuchten mag, die aber auf Erden nur wenig gilt. Sie haben in der Gesellschaft zu glänzen und sich zu schmücken, auch mit interessanter Geistesware, die sich für Geld erwerben läßt, wenn man es nur versteht.

Dann gibt es unter den „anständigen Damen“ Frauen, die aus Eigennutz oder falschem Idealismus sich der bekannten Vogelstraußpolitik bedienen allem Sexuellen gegenüber, ganz gleich was und wieviel um ihrer kostbaren, ewigen Kinderunschuld willen an den „nicht unschuldigen Frauen“ geschieht.

Dann treten noch jene Frauen in diese Reihen, die sich starkgeistig und vermünftig geartet fühlen in ihrer sicheren Erkenntnis des Zuträglichen und Notwendigen. Sie sind überzeugt, daß die „gesunde Ehe“ sich nur auf der „gesunden Prostitution“ aufbauen kann. Staatsräson verlangt die gesunde Prostitution. Diesem Zweck müssen Frauen geopfert werden.

Es mag noch etliche Typen anständiger Damen geben, die die Kasernierung der Prostitution billigen würden; wir wollen ihnen nicht weiter nachspüren.

Wir wollen uns zu jenen Frauen wenden, die sich selbst und ihr ganzes Geschlecht mit dem eigenen Ich anders vertreten und anders berücksichtigen. Die „Dame“ haben sie abgestreift, wo Menschheitsfragen einen Menschen heischen, die „anständige Dame“ ist für sie ein leerer, konventioneller Begriff, wo es sich um des Weibes höchste Rechte,

um des Weibes Naturwert, um das ureigenste Sein des Weibes handelt. Diese Frauen einer großen Liebe, allumfassender Gerechtigkeit und eines weiten Blicks schließen keine Kompromisse mit der Ungerechtigkeit, der Zwierspältigkeit.

Sie sagen mit Kant: Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat das Leben keinen Wert mehr! Sie sagen es eigentlich nicht mit Kant, wenigstens nicht ihm nach; es ist als ein Unerfüllbares, eine höchste Wahrheit ihnen in Herz und Sinn gegeben und darum unbeflegbar, unlöslich mit ihnen verbunden. Diese Frauen erblicken in der Kasernierung und Reglementierung der Prostituierten den Gipfel der Ungerechtigkeit, dem tausend Quellen menschlichen Elends entspringen, die das Leben bis in die tiefsten Tiefen, bis in seine verborgensten Anfänge und seine zartesten Keime hinein vergiften.

Die Legalisierung der Prostitution durch den Staat ist eine Institution, die das heiligste und wichtigste Verhältnis zwischen Mensch und Mensch, das fundamentale, die Völker erhaltende, die Zeiten miteinander verknüpfende Verhältnis zwischen Mann und Weib entheiligt, entadelt, entwertet. Die Prostitution ist eine Nachäffung, eine Verhöhnung der Ehe, eine Parodie auf die Ehe, in brutalstem Cynismus nicht nur gespielt, sondern durchlebt.

Und nun erlaube man mir, mich des Ausdrucks zu bedienen, den Leopold Weber in seiner Kritik des Verhaltens der Monna Banna im Kunstwart gewählt hat. Er verurteilt als unsittlich, daß sie, was sie als höchstes sittliches Gut empfindet, preisgibt, um das physische Dasein anderer zu retten, einer Masse, die, weil sie das Niedrigere, das bloße Dasein, auf Kosten des Wertvolleren, eines sittlichen Gutes, erhalten will, gleichfalls moralisch sinkt, und nennt den Akt, dem Monna Banna sich aussetzen will, eine Befudlung.

Als Befudlung gilt, was das Weib in der Prostitution erfährt, der Mann bleibt rein, so will es die doppelte Moral. Und doch geht diese Befudlung von ihm aus, ist seine Tat. Wer durch seine Berührung befleckt, kann nicht rein sein, wer durch die Berührung mit einem anderen befleckt wird, muß immer noch eine gewisse Reinheit besessen haben. Andererseits, ist die Prostitution unrein, so muß sie auf jeden befleckend wirken. Die Reinheit des Mannes, des prostituierenden, ist nicht zu retten.

Aber diese Reinheit führt eine Existenz, ein prahlerisches Lügendasein. Denn während der Mann die „da unten“ durch ihr gemeinsames Erleben zur Geächteten macht, ist er für die reinen Frauen „da oben,“ für diejenige, die er zur Ehe begehrt, ein Werterhöher, ein Lebenssteigerer.

Auch hier der Widerspruch, so schreiend und lächerlich. Was dort Befudlung ist, sollte hier Ehrung sein? Die Gabe, die für den schmutzigsten Bettler noch mehr Schmutz bedeutet, sollte freien, reinen Händen ein Göttergeschenk dünken? Der Widerspruch liegt schwer und schwarz auf jeder dieser ungleichartigen Ehen.

Und doch ist's des Widersinns noch nicht genug. Die Prostitution, die kasernierte und reglementierte, bevormundet der Staat. Der Mann ist sein Mündel, er ist jeder Verantwortung bar, mag er mit krankem Leibe Gesunde infizieren, mag er Seelen morden, mag er durch brutale Gewalttätigkeit einen Menschen zerbrechen, mag der Befriedigung seines Sinnendrangs ein Kind entspringen, ihn kümmern's nicht. Er zahlt sein Geld, damit endet die Verpflichtung. Der Staat nimmt durch seine Gesetze und Institutionen die Bürde von den Schultern des Mannes und legt sie dem Weibe auf. Der Mann wird durch ihn entmündigt. Er wird aus der Moral herausgestellt in das Jenseits von Gut und Böse des Kindes, das man für seine Handlungen noch nicht zur Rechenschaft ziehen kann. Das Verdikt schutzbedürftiger Schwäche, intellektueller Unreife wird über ihn ausgesprochen.

Derjelbe Mann aber, der sich mit Behagen in diese gütige Vormundschaft gefügt hat, wird in der Ehe das Haupt der Familie, der Träger der Verantwortlichkeit, erhält uneingeschränkte Rechte, während die Rechte der Frau in Abhängigkeit von seinem Willen verbleiben; er wird in vielen Fällen der Vormund des Weibes, hat das Entscheidungsrecht in allen wichtigen, auch pädagogischen Fragen. Während der Mann für ein Kind, das er „da unten“ gezeugt, sei es im Sumpf der Prostitution,

sei es durch Verführung eines Weibes der ärmeren und arbeitenden Klassen, gar keine oder doch nur geringe Verpflichtungen hat, wieder nur Bezahlung, steht er dem ehelichen Kinde gegenüber an erster Stelle, die höchste ausschlaggebende Autorität. Dort findet er nicht die sittliche Kraft, Vater zu sein und braucht sie nicht zu finden, hier steht er, der die natürlichen Bande mißachtet und überall mit Geld sich loskauft, über der Mutter.

Dieser Widersinn einer doppelten Moral, die dem Manne für sich selbst zugebilligt, gesetzlich zugebilligt wird, und die ihn in zwei stark unterschiedliche Persönlichkeiten teilt, ist noch ungeheuerlicher als der Widersinn der doppelten Moral für beide Geschlechter.

\* \* \*

All dieser Widersinn treibt nun einen Keil in unzählige Ehen. Wie gesagt, diejenigen Frauen schließen wir aus unserer Betrachtung aus, die, um am Tisch des Lebens sich in Ruhe sättigen zu können, sich abfinden mit dem: „Es ist nun einmal so, war so und wird immer so bleiben“, die da meinen, die notwendigen Abel mißsam ihrer übeln Gefolgschaft decken anständig gesünnte Menschen mit Schweigen zu.

Die Frauen der Gerechtigkeit gegen sich und andere, die Frauen einer großen Liebe, die Schwesterlichen und mütterlichen Frauen sind es, die diesen Keil in ihrer Ehe spüren, wenn ihnen zu spät die Augen geöffnet werden über das, was ihres Gatten Wahl war, ehe er sich zur Ehe entschloß. Sie erwachen zu einem großen Schmerz, einem furchtbaren Sterben des Vertrauens, der Achtung, des Glaubens. Ein Riß scheint durch die Menschheit zu gehen, durch alles, was Menschen bauten und schufen, wie ein Riß durch ihre Ehe geht, durch die Familie, die der Mann das Fundament des Staates nennt, und die er besetzte, verhöhnzte, noch ehe er sie gründete. Die Unterschiede verwischen sich, all die fließenden Linien verschwimmen vor den getriebten Augen, hart und scharf steht es da: Nach all den Dirnen die letzte Dirne, die anders, die bestbezahlte freilich, aber darum auch die gebundene.

Nicht alle Frauen, die zu einem solchen Erwachen kommen, finden den Weg zum Verzeihen.

Ein Fehltritt aus menschlicher Schwäche, aus großer Versuchung, aus heißem Temperament, aus überwältigendem Sinnenrausch heraus läßt sich begreifen, und damit wird er bald aufgehört haben, nachwirkend zu existieren. Aber das System — das System, von Männern ausgearbeitet, von Männern ausgebeutet, die platte, nüchterne Selbstverständlichkeit des Systems, die platte, nüchterne Selbstverständlichkeit der Benutzung des Systems — nie läßt es sich überwinden!

Der Staat der Kasernierung und Reglementierung untergräbt sein Fundament, die Ehe. Mögen die beiden Menschen, der zwei getrennten Welten äußerlich noch zusammenbleiben, in sich ist die Ehe vernichtet.

Das ist die Anklage der Frauen der unbeirrten Gerechtigkeit gegen die reglementierte Prostitution, Anklage und Verurteilung zugleich.

Daß die Kasernierung und Reglementierung die Gesundheit der Männer durchaus nicht schützt, ist schon erwähnt worden. Welche Gefahr daraus der Ehe erwächst, belegen unzählige Beispiele. Die Ungerechtigkeit, die das System systematisch züchtet, wendet ihr scharfes Schwert auch gegen die unschuldigen Frauen, die einem Kunden der Bordelle, einem fleißigen Benutzer des so sorgfältig ausgearbeiteten staatlichen Systems ahnungslos in die Ehe folgen. Das liegt in der Natur der Sache.

Doch diese Tatsache soll hier nur nebenbei erwähnt werden.

Anderere Momente sind es, aus der Psyche des Menschen, aus seinen innersten Gesetzen geschöpft, die hier vorgeführt werden sollen.

Schopenhauer, der das Leben an sich für ein Abel erklärt, von dem man nur durch Aufhebung des Willens zum Leben genesen kann, sieht selbstverständlich auch alles, was mit der Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens zu tun hat, für ein Abel, ein Unrecht an. Er meint zugleich die von wenigen klar erkannte, aber eigent-

liche, die metaphysische Ursache des menschlichen Schamgefühls gefunden zu haben. Und aus dieser Anschauung zieht er den einzig logischen Schluß, wenn er behauptet, daß Mann und Weib ein tiefes Schamgefühl beschleicht, wenn ihnen, den Erzeugern, ein Kind geboren wird. Es ist die Scham des bösen Gewissens.

Schopenhauer begeht einen täglich bei hellstem, schattenlosem Licht widerlegten Irrtum. Schon die Bibel sagt: Ein Weib, wenn sie gebietet, hat sie Traurigkeit, denn ihre Stunde ist gekommen; wenn sie aber das Kind geboren hat, denkt sie nicht mehr an die Angst, um der Freude willen, daß der Mensch zur Welt geboren ist.

Aber ein Funke Wahrheit glüht doch in dem Schopenhauerschen Verstandes- und Leidenschaftsdogma. Wohl ist die Freude groß, wenn ein Kind geboren wird, sie ist auch rein, und bei vielen adelt sie nachträglich all das in Liebe Durchlebte und gibt ihm neue Weihe. Aber nun kommt das Zwiespältige. Die schwererscharfen Begriffe von rein und unrein, Schmutz und Heiligkeit, mit denen dogmatisch und konventionell gewirtschaftet wird und die für unsere sexuelle Ethik so bezeichnend sind, die unselige Verwirrung und Verworrenheit, die daraus entsteht, bringen es in der Tat so weit, daß Frauen und Männer sich der schlichten, naturgeheiligten Wahrheit schämen. In ihrer Verblendung bereiten die Eltern den Kindern das schwere Los, von ungeeigneten Lippen, nicht nur entstellt, entgeistigt und entfittlicht, sondern direkt in Schmutz und jenen frivolen, widerlichen, überlegenen Spott eingewickelt das zu erfahren, was in dem einen Brennpunkt des Lebens steht, und was bestimmt ist durch seine Färbung, seine Art des Leuchtens auf alles einzuwirken, was Leben heißt in irgend einer Form, auf die Daseinsgestaltung, auf Religion, auf Kunst, auf Wissenschaft. Wie stark letztere davon beeinflusst wird, zeigen uns neben Schopenhauer unzählige andere.

Woher stammt diese Scham? Einige ihrer Quellen sind allbekannt. Wir wissen, daß eine den Geist des Christentums mißverstehende Askese Jahrhunderte hindurch das Natürliche mit dem Zeichen der Sünde gebrandmarkt hat. Wir stehen lange schon auf einem anderen Boden; wir haben uns in allem übrigen von der Knechtschaft dieses asketischen Geistes freigemacht, warum halten wir an dieser fest? — Es ist nicht die alte Knechtschaft, sie ist fort oder doch im Verschwinden, aber eine andere kam und blieb, alt und neu und zwingend. Das ist das Doppelleben des Mannes. Er selbst hat seiner Berührung die Kraft der Befleckung und Entehrung zugeschrieben.

So lange die Kasernierung und Reglementierung besteht, wird die Ehe vor der Ehe zerbrochen. Scham wird ihr Wesen. Der Staat, der sie sanktioniert, sanktioniert auch die Prostitution, das ist das völlige Gegenteil normaler Verhältnisse.

Und das ist nicht alles. *Mulier taceat in amore*, ist das neueste Wort, das Fittger geprägt hat. Gut, es schweige! Doch eins sei gesagt: Der Mann genießt nicht nur, er wird genossen; wie das Weib sich an ihn hingibt, gibt er sich an das Weib hin; es gibt ein Sichwegwerfen auch für ihn.

Das System der Reglementierung, das den Mann der Verantwortlichkeit überhebt, ihn in den Augen des Staates, wenn er von dessen Einrichtung Gebrauch gemacht hat, als intakt hinstellt, kann ihn vor all diesem Erleiden nicht schützen.

Das bringt dem Weibe die tiefe Scham des Betrogenen in die Ehe. Mit feierlichen Geberden der Ehrlichkeit ward ihm ein Kelch köstlichen Weins gereicht, und während es arglos daraus trinkt, sieht sein Auge, daß hineingespiesen ist.

Männer mit fragwürdigster Vergangenheit, „in allen Sätteln der Liebe gerecht“, treten gar oft für die Heiligkeit der Ehe ein, indem sie im Brustton der Überzeugung das an vielen Orten zugleich entstandene, geflügelte Wort: „Darüber kommt kein Mann hinweg!“ vorbringen, wenn es sich um die Ehe mit einem Weibe handelt, das eine sexuelle Erfahrung hinter sich hat. Bei Lorm in seiner Philosophie der Jahreszeiten, bei Hebbel in seiner Maria Magdalena findet sich dieses Männerbekenntnis in fast gleicher Fassung. Bei beiden handelt es sich um ein unglückliches, aber im tiefsten Sinne unschuldigtes Mädchen.

*Mulier taceat in amore!* Aber ob das Weib auch schweigen mag, bei dem Weibe, das mit allen Lebenserscheinungen durch die tiefste innere Gemeinschaft ver-

bunden ist, spricht jeder Herzschlag: Darüber kommt kein Weib hinweg. Nicht das engherzige Prinzip jener für das Weib so sittenstrengen Männer treibt es zur Unverfänglichkeit, sondern jede Möglichkeit des Sichhineinfindens zerbricht an dem System. Die Unmöglichkeit, darüber hinwegzukommen, ist nicht aus wohlüberlegten Prinzipien geboren, die sich in geflügelte Worte fassen ließen; ein Instinkt, eine elementare Gefühlskraft leistet den Widerstand, der nur im Tode zerbrechen kann, weil er eins ist mit dem Weibe.

\* \* \*

Das System ist aber nicht nur ein Zerstörer der Ehe, es hindert auch die Eheschließung.

Sehr viele Männer finden den Weg von der Prostitution zur Ehe, aus der Freiheit der von jeder Verantwortlichkeit entbundenen, abwechslungsreichen Vielweiberei zu den Fesseln der Pflicht nicht mehr. Das können die Frauen nur als ein Glück begrüßen, ein negatives freilich; ein positives kann auf dem Bordellsumpf nicht erblühen. Zweitens verzichten viele Männer, die sich ihr Doppelgewissen erhalten haben, weil ihr Organismus geschwächt ist, weil sie gerade, wenn der Gedanke an die Ehe ihnen kommt, sich mit einem Rest einseitiger Gerechtigkeit zu prüfen beginnen. Die Prüfung veranlaßt sie zu ehrenhaftem Verzicht.

Dann aber mehren sich die Fälle fest gewollter Ehelosigkeit der Frau. Dieser starke Wille findet auch die starke Kraft sich durchzusetzen. An dem Jammer, an der Schmach des eignen Geschlechts, an all den Ungerechtigkeiten, die die Frau als Frau erleidet, hat dieser Wille sich entzündet, ist er zur steten Flamme geworden.

Und diese Flamme wächst an der nacht und kraß sich zeigenden Selbstsucht des Mannes, die ein System zustande gebracht hat, das dem Weibe gegenüber alle Gebote der Sittlichkeit und Ehre auf den Kopf stellt.

Als Feigling gilt sonst, wer einen Schwächeren überfällt, knebelt, ausraubt, statt ihn zu schützen; als erbärmlicher Feigling, wem dem Schwächeren gegenüber nicht einmal die eigene Kraft genügt, so daß er sich erprobte Waffen borgt, um ihn zu besiegen. Auf dem Gebiete der Geschlechtsmoral aber sucht sich der Starke die Wehrloseten, die Geschwächtesten unter den Schwachen. Armut, Elend, wirtschaftliche Not werden ausgebeutet, die sittliche Verkommenheit wird lächelnd ausgenützt und als zur Erlösung unfähig noch tiefer herabgedrückt, mangelhafte Erziehung, schlechte, den Broterwerb beschränkende Ausbildung, Jugend, Unerfahrenheit sind dem Starken Fingerzeige, wo er jagen kann. Das Unglück in seiner furchtbarsten Gestalt, — Kinder und junge Fremdlinge, an ein Bordell als Ware verkauft, — er heißt es willkommen, der Starke, aus ihm saugt er Genuß.

„Verschaffen Sie uns zwölf- bis fünfzehnjährige Mädchen, die sind am gesuchtesten,“ heißt es in dem Brief eines Bordellbesizers an einen Mädchenhändler. Und vor einigen Jahren erhielten die Lebemänner Berlins gedruckte Prospekte, in denen es von dem empfohlenen Lokal hieß: — — „darunter Edelwild aus aller Herren Länder, das nicht geschont zu werden braucht.“

Und all diesem Elend gegenüber bedient sich der Mann nicht einmal der eignen Kraft allein, so groß sie ist (siehe die ungleichen Löhne, das ungleiche Gehalt für Mann und Weib bei gleicher Leistung usw.), sondern der Staat muß noch sein Arsenal öffnen, ihm Schild und Harnisch zu reichen.

Wahrlich, das alles ist Feigheit, so erbärmlich und schwach, daß sie wie Koft weiter frißt und alle Größe zerstört.

Feigheit ist schon Ehrlosigkeit an sich; dazu kommen nun all die Ehrlosigkeiten des Lugs, des Trugs, der falschen Versprechungen.

Ist es zu verwundern, daß starkgeistige und großherzige Frauen sich mit Grauen von der Ehe mit einem Manne prinzipiellen Vorlebens wenden? Das Mädchen, das von den Männern so gerne als das deutscheste gepriesen wird, Gretchen, wählte, als Faust es zu retten beehrte, nicht ihn, den Geliebten, es wählte den Tod. Ihr graute vor dem Manne, dem sie alles zuliebe getan hatte.

Vielleicht stand der Blockberg vor Gretchens Seele, als sie, Mephistopheles gewahr werdend, rief: „Was will der an dem heiligen Ort?“ sie sah Fausts entsetzliche Wanderung in die Gemeinheit unmittelbar nach dem süßesten und heiligsten Liebeserleben, nach dem Umsangensein von einer Liebe, die Ewigkeitsklänge durchwehten.

Ach, diese Liebe nachzufühlen erhebt allein schon über den Staub.

Viele von Goethes unbedingtesten Verehrern haben dieses Nebeneinander aufs schärfste verurteilt.

Aber wenn dieses Nebeneinander nun Wahrheit ist, eine Wahrheit, die das Leben bestätigt, und wenn diese Wahrheit zu geben notwendig war, um Gretchens Loslösung von dem Geliebten zu erklären?

Jetzt erst erwacht das Weib in ihr, die noch ein Kind war, als sie sich hingab, das Ewig-Weibliche erwacht. Der Bruch vollzieht sich, über der Person steht das eingeborene Prinzip: Gemeinheit ist nicht in der Liebe; wo die Gemeinheit ist, hebt sie die Liebe auf; so lange ein Mephistopheles, dem Manne als Berater zur Seite schreitend, den reinen Urquell alles Seins vergiftet, muß Grauen das Weib erfassen. „Was will der an dem heiligen Ort?“

Dieses Grauen ist Errettung, ist Segen, ist höchste Liebeskraft, die Kraft, das eigne Selbst zum Selbst der Menschheit zu erweitern.

Vor kurzem sprach Comte<sup>1)</sup> in einer Fabrikstadt des Elsaß über die doppelte Moral. Hunderte lauschten seinen Worten. Es war eine Freude, zu sehen, wie viele Eltern ihre jungen Söhne und Töchter mitgebracht hatten, Primaner, eben der Schule entwachsene Mädchen. An die jungen Mädchen wandte sich Comte mit einer besonderen Mahnung, mit der dringenden, väterlich warmen Bitte: „Und euch, meine jungen Kinder, lege ich eins ans Herz. Wenn ein Mann vor euch hintritt, um eure Hand zu werben, euch zur Ehe zu begehren, dann fragt ihn: Avez-vous passé votre jeunesse? Und wenn er eure klaren Augen nicht erträgt, wenn er sich schweigend abwendet, wenn er Ausflüchte macht, weist ihn ab! Erniedrigt euch nicht.“ —

„Erniedrigt euch nicht!“ Das ist's! Kein Volk kann Frauen brauchen, die sich erniedrigen. Erniedrigte Frauen schaffen schließlich ein erniedrigtes Volk, das Niveau sinkt, es muß sinken. Uda Negri sagt in einem Gedicht: Hast du gearbeitet? Das sei die Frage, mit der die Frau einemwerbenden Manne begegnen müsse. Aber diese Frage hinüber aber greift jene andere: Sind deine Hände rein? Wem gehörte deine Jugend? Hast du ein „Vorleben“?

Das Grauen vor dem System, einem System der Feigheit und Ehrlosigkeit, gibt Mut und ein neues Ehrgefühl, das in rettender, allumfassender Mütterlichkeit, in einer Gerechtigkeit, die höher steht als trügerisches Scheinglück, Befriedigung und wahre Ehre findet.

Wenn es wahr ist, daß 80, ja 90 Prozent aller Männer vor der Ehe in der Prostitution leben, wie auf Kongressen von kundiger Seite behauptet worden ist, dann heißt das freilich eine Summe von Stolz, Mut und sittlicher Freiheit bei der weiblichen Jugend voraussetzen, die das Grauen vor dem System zum Verzicht führen soll, wie sie gegenwärtig wohl kaum vorhanden sein dürfte. Aber dieses edle Kapital wird und muß wachsen, weil die Wahrheit die Sonne zu werden beginnt, die die Wolken und Nebel zerteilt, die bisher verschatteten, was Licht zur Gesundung bedarf.

Von dem kürzlich verstorbenen Paul de Cassagnac berichten französische Blätter eine hübsche kleine Geschichte. Der brave Bürgermeister einer kleinen Stadt führte bei der Preisverteilung in der städtischen Kongregationistenschule den Vorsitz. Am Schluß der Feier lobte er die Tüchtigkeit der unterrichtenden Schwestern und ihre großen Erfolge, fügte dann aber hinzu: „Die Schwestern würden meine Ideale verwirklichen, wenn sie in einer eigenen Häuslichkeit die Tugenden zur Geltung brächten, mit denen sie so

<sup>1)</sup> Mitglied der außerparlamentarischen Sittlichkeitskommission der französischen Kammer.



überreichlich ausgestattet sind, wenn sie mit all ihren prächtigen Eigenschaften den Beruf einer 'Familienmutter' verbänden, diesen wahren Adel der Frau."

Paul de Cassagnac, der der Feier beiwohnte, behandelte nun den Maire so ostentativ als einen dummen Trottel, daß der würdige Mann ihn verklagte. Der Journalist wurde freigesprochen.

Wo bleibt der wahre Adel der Frau, wenn sie auf die Ehe, auf die Mutterschaft verzichtet?

Nicht nur der brave Maire einer Kleinstadt hat diese Frage gestellt, sondern die Mehrzahl der deutschen Männer stellt sie wieder und wieder; unter ihnen sind diejenigen am lautesten, die ihren wilden Hafer am fleißigsten säen. Sie haben das Gefühl, unentbehrlich zu sein, aus ihren Händen empfängt ja die Frau den Ritterschlag, der sie adelt. Ohne Mann mag sie eine gute Ärztin, eine tüchtige Lehrerin, eine beliebte Künstlerin oder sonst etwas Tüchtiges werden, zum echten Weibe, zur Mutter wird sie erst durch ihn. Sein ist eben die Kraft und die Herrlichkeit, die niemand von ihm nehmen kann. Diese Abhängigkeit der Frau vom Manne in ihrem Höchsten, ihrem Eigentlichsten, ihrem einzig wahren Adel schafft ihm die lachende Freiheit, öffnet ihm die beiden Welten, gibt ihm die Gewißheit, daß, wie er es auch treiben mag, allezeit trefflich für ihn gesorgt sein wird in dieser besten aller Welten, daß, während er im Sumpfe wadet, die Rosen für ihn schon erblühen.

Nun, das Schicksal Tausender von Frauen lehrt uns, daß die physische Mutterschaft nicht bedingungslos Glück, daß sie nur eine Glücksmöglichkeit ist, die höchste vielleicht, aber nicht mehr als eine Möglichkeit. Freilich auf Glück kommt es hier nicht an. Wehe, wenn die Frau das Glück zum Leitstern nähme, wie der Mann den Genuß zu seinem Leitmotiv gemacht hat!

Echte Mütter werden ihren heutigen Töchtern eine zweite Welt zeigen, in der sie ihre Liebeskraft entfalten können.

Wie Marias Mantel auf alten Gemälden über Hunderte von Flehenden und Bedürftigen zu warmem Schutz sich ausbreitet, so wird eines warmherzigen Weibes Liebeskraft ihr Scharen von Kindern zuführen, große und kleine, alte und junge, die sie zu wärmen, zu nähren hat, an denen auch sie sich emporrichten kann zu immer reinerem Menschentum. Jene zweite Welt allein birgt der Hungernden genug. Im Hinblick auf solche Aufgaben können die Frauen die Kraft finden zum Verzicht, wenn die neue Ehre Verzicht gebietet.

Aber noch ein anderes ist höherer Adel als jener physisch erworbene. Es ist die Ehrfurcht vor den Zukünftigen, den Unschuldigsten, den Ungeborenen. Denen, die man ohne ihren Willen herbeiruft, muß man wenigstens etwas zu geben haben, das Wert besitzt, das einem Metalle gleicht, aus dem sich Waffen schmieden lassen, denn das Leben ist Kampf. Gesundheit in erster Linie soll ihre Mitgift sein. Der Mann der zwei Welten aber ist kein rechter Vater für eines reinen Weibes Kinder. Seine erste Kraft hat er vergeudet, ach, nicht seine erste Kraft allein, sondern Kraft auf Kraft. Ja, wie viele der Menschen sind denn die „Eigentlichen“, die von der Natur Vorbereiteten, die sie vorgesehen hatte, die Gewollten, die von Erbe zu Erbe Gesteigerten? Nur zu viele sind Schöbklinge eines kläglichen Kraftstests, geflickte Halbnaturen mit geschwächtem Wollen und geschwächtem Können, mit eben so quälender Sehnsucht nach starkem Tun und Handeln wie quälender Unfähigkeit, diese Sehnsucht je zu erfüllen, sind Sieche und Schläffe, sind nicht Erben, sondern Gespenster.

Keine Statistik zählt die körperlich und moralisch angefaulten Väter, deren Kinder ein Opfer des Systems wurden, unter dessen Schutz der Vater sein „Vorleben“ lebte. Die Gebrechenstatistik, die Dr. Bachmann angeregt hat und deren Material die Grundlage zu einer Konstitutionshygiene im Gegensatz zu der heute allgemein gültigen Infektionshygiene bilden soll, müßte nicht nur berücksichtigen, ob die Eltern vor der Geburt des Gebrechlichen Alkoholiker waren, sondern auch, ob der Vater und wie lange der Vater zu den Prostituierten gehörte.

\* \* \*

Die Kasernierung und Reglementierung der Prostitution ist nicht geeignet, dem Übel der Prostitution die Spitze abzubringen, die sich gegen die Ehe und gegen die Familie richten könnte, sie ist im Gegenteil der stärkste Feind der Ehe, allseitig ihr Widerpart.

Setzen wir aber den Fall, der Staat habe recht mit seiner Reglementierung und Kasernierung, nur durch sie könne er sich selber erhalten; denn da die Prostitution ein notwendiges Übel sei, so müsse sie, da sie sich nicht ethisieren lasse, zum mindesten saniert werden.

Auch hier waltet Mangel an Logik. Ist die Prostitution unentbehrlich, dann sind es auch die Prostituierten, genau so wie Krieger zu einem Kriege unentbehrlich sind. Die Prostituierte wirkt alsdann staatserkhaltend, weil sie männererhaltend wirkt, wie der Soldat staatserkhaltend wirkt, indem er das Vaterland gegen seine Feinde verteidigt. Wie der Soldat bereit ist, sich selbst zu opfern um des Ganzen willen, so ist die Prostituierte bereit sich zu opfern für das Ganze. Der Staat schuldet ihr Dank, nicht Verachtung. Jeder Mann, jedes Weib hat ihr ein teures Gut zu verdanken, die eigene Gesundheit, die Gesundheit des Gatten, des Vaters, der Brüder, der Söhne. Viele dieser Geretteten und Erhaltenen wären ja „wahnsinnig“ geworden, wie sie mit ehrlichem Selbstmitleid behaupten, hätten sie bis zu ihrer Ehe in Keuschheit gelebt. Nun, wir würden uns nicht scheuen, dem ärmsten Arbeiter, dem gemeinsten Manne unsere Hand zu reichen, rettete er einem der Unrigen das Leben; mit Dank und Segnungen würden wir ihn überschütten. Warum sind wir hier so karg?

Aber es würde immer noch ein Miß-Klassen, selbst bei so allgemeiner Dankbarkeit. Die Prostitution wäre um ein Geringes ethisiert, der Gerechtigkeit näher gerückt, aber die Hand der Gerechtigkeit hätte sie noch nicht erfaßt. Die Prostitution verlangt von den Prostituierten dem Prinzip nach ein Opfer; ob dieses Opfer alle trifft, ist gleichgültig, im Prinzip wird es verlangt. Es ist auch ein Lebensopfer, wie der Krieg es vom Soldaten fordert. Die Prostituierte opfert ihre Gesundheit und ihre Mutterchaft. Nun ist aber die Mutterchaft der „eigentliche Beruf“ des Weibes, von dessen getreuer Erfüllung das Staatswohl genau so abhängt wie von der vielumhegten Gesundheit des Mannes. Warum werden zu diesem Lebensopfer die untersten Schichten so stark in Kontribution gestellt, warum haben sie Menschenmaterial zu liefern, Material, das minder widerstandsfähig ist als das Material aus den gutgenährten und gepflegten Schichten, Material, das nur zu schnell zerbricht? Warum die Systemlosigkeit des Werbens, des Kaufs, des Handels, der Verführung, wo es sich um eine Notwendigkeit handelt, an deren Ausschaltung der Mann, d. h. also der Staat, zugrunde gehen würde?

Dahin führt die Logik der Lehre von dem notwendigen Übel der Prostitution. Die Kasernierung und Reglementierung ist unlogisch und von Grund aus ungerecht. Sie zieht halbe Konsequenzen, sie zieht sie immer nur so weit, wie sie zugunsten des Mannes sich ziehen lassen, und der Natur der Prostitution wird sie ebenso wenig gerecht.

Die Prostitution ist ein Übel, aber nicht ein notwendiges Übel, so allgemein gefaßt, daß der Staat sich ihrer annehmen müßte. Erstens bedürfen ihrer nur eine verschwindende Anzahl von Frauen. Die Prostituierten sind bei weitem nicht alle zu ihnen zu zählen, denn ganz andere Gründe als das physische Bedürfnis treiben die große Mehrzahl in das traurige Gewerbe. Dann beweisen die 10—20 Prozent nicht prostituierte Männer, daß für den Mann als Gattungswesen die Notwendigkeit auszuschalten ist, wenngleich viele einzelne Individuen dieser Notwendigkeit unterworfen sein mögen.

Aber auch hier trägt der Schein, nicht immer steht die Notwendigkeit hinter dem einzelnen, sondern ganz etwas anderes.

Hätte der Staat seine Hand aus dem Spiele gelassen, hätte er nicht durch Kasernierung und Reglementierung Versuchungstätten und Einladungstätten geschaffen oder geduldet, hätte er dadurch nicht Partei ergriffen für die Notwendigkeit des Übels, der Prozentsatz der prostituierten Männer wäre wahrlich nicht so hoch angeschwollen.

Die Gelegenheitsmache, das frei sich zeigende und sich brüstende Vorbild, die kameradschaftliche Gemeinsamkeit bei den Bordellbesuchen, das alles sind furchtbare Verführer.

Der Mann ist des Mannes schlimmster Verführer, nicht das Weib. Und Bordell und Reglementierung haben ihn durch ungezählte Generationen zum Verführen und zum Verführtwerden erzogen.

Man überlasse das Übel sich selbst und die Notwendigkeit sich selbst.

Ein Übel, das nicht eingefangen und durch allerlei Politur seines Charakters als Übel halb entkleidet wird, zerstört sich selbst, langsam zwar, aber sicher.

Moltke sagt: Der Krieg vernichtet sich selbst. Er hat recht. Die Selbstvernichtung liegt in dem Wesen des Krieges. Nur läßt man es nicht dazu kommen, daß er sich selbst vernichtet; man hat ihn ethisirt, d. h. ihm Schranken in der Vernichtung auferlegt. Er trägt auch einen ganz andern Notwendigkeitscharakter. Selbst für das friedliebendste Volk, ein von dem Prinzip des Weltfriedens ganz durchtränktes Volk, erweist sich der Krieg als unabwendbar, wenn erobersüchtige oder sonst aggressive Nachbarn es angreifen. Hier gibt es eine Abhängigkeit von einer fremden, außer uns stehenden Macht, die die Notwendigkeit heraufbeschwören kann. Mit dieser Notwendigkeit verbindet sich ein Zweck, der durch und durch sittlich ist, die Selbsterhaltung der Nation, die Erhaltung ihrer Freiheit, ihres volkstümlichen Erbes. Darum ist die Ethisierung des Krieges auch wirklich eine ethische Tat.

Die Prostitution trägt keine ethischen Momente in sich. Sie spielt mit dem Fortpflanzungstrieb, der der Selbsterhaltungstrieb der Gattung ist, und indem sie sich seiner bedient, wirkt sie dissozierend, den Zweck löst sie heraus, und alle geistigen und sittlichen Momente, die die geistige und sittliche Entwicklung der Menschheit ihm zugeführt hat, eine Jahrtausende währende Arbeit, bewußt und unbewußt geleistet, unterstützt durch alle Kulturfaktoren, — diese geistigen und sittlichen Momente stößt sie ab.

Die Prostitution läßt sich nicht ethisieren, denn sie ist ein Umoklaufen wider die Natur, die dem Gesetz der Evolution unterworfen ist und die ihren Charakter „Natur“ nicht verliert, wenn die Sinnlichkeit der Geistigkeit sich vermählt, in sie sich bettet, mit ihr verschmilzt. Die Prostitution ist Rückstand, Hemmung der Entwicklung. Als solches ist sie wie alles Böse sich selbst zuwider.

Darum noch einmal, man muß sie nicht sanieren, nicht ethisieren wollen und ihr, der unfruchtbaren Zerstörerin, auf diese Weise neue, fremde Lebenskeime einblasen. Überlast die Männer und Frauen einer traurigen Notwendigkeit getrost sich selbst und ihrer Notwendigkeit mit all ihren Folgen. Was sich aber an Schmarogertum, an eklen Parasiten an die „nichts als Prostitution“ angeheftet hat, was sich ausbeutend, ausnützend, fördernd, schmücdend, verhüllend um sie herum kristallisiert hat, das schneide man ab mit scharfem, schonungslosem Messer, und der Zerfetzungsprozeß wird sich vollziehen.

Verschwinden wird die Prostitution ebensowenig wie Lüge, Heuchelei, Diebstahl, Mord je völlig verschwinden werden, aber sie wird aufhören, das faule Fundament schon gerichteter Ehen zu sein. Sie ist nicht mehr das notwendige Übel, unter das die Gesamtheit sich ratlos beugt. Als ein Übel unfreier Einzelpersönlichkeiten wird man sie erfassen und lediglich erziehend und vorbeugend an sie herantreten mit allen Mitteln sozialer Hygiene. Die Zeit einer Einehe wird kommen, die ihr lügnersches Zerrbild, die Prostitution, völlig von ihr sondert, so abgrundtief von ihr trennt, wie das Leben vom Tode getrennt ist.

Inzwischen aber sagt es euch selbst, ihr Frauen, und lehrt es eure Töchter: Das System der Kasernierung und Reglementierung der Prostitution ist der schlimmste Feind der Liebe, der echten Ehe, der Hinaufpflanzung des neuen Geschlechts, und Männer, die aus diesem System „Gesundheit“ schöpfen, gehören nicht an euren Herd.



## ↳ Lady Dilke. ↳

Von

Gertrud Dyhrenfurth.

Nachdruck verboten.

Vor einiger Zeit ging durch die deutschen Zeitungen die Nachricht von dem Tode der Lady Dilke, die man als Gattin des bekannten Staatsmannes Sir Charles Dilke und als ausgezeichnete Kunsthistorikerin feierte. Einer anderen und wohl der bedeutsamsten Seite ihres Lebens ist meines Wissens weniger gedacht worden. Und doch standen an ihrem Sarge die hervorragendsten Arbeiterführer Englands, die ebenso wie die Rundgebungen der föderierten trade-unions, der Frauengewerkschaftsliga, des internationalen Arbeitsamtes davon Zeugnis ablegten, daß die englische Arbeiterbewegung einen unerseßlichen Verlust durch diesen Tod erlitten hat. Dieser Verlust wurde aber auch auf dem Kontinente von allen empfunden, denen, wie Präsident Scherer vom internationalen Arbeitsamt zu Basel sich ausdrückte, „Lady Dilke bewiesen hat, daß durch heroische Arbeit und Selbstaufopferung auch der hilfloseste Teil der arbeitenden Klasse auf ein höheres Lebensniveau gebracht werden kann.“

Schon als Emilia Dilke in erster Ehe mit Mart Pattison, dem geistvollen Rektor von Lincoln's-College, Oxford, vermählt war und dort den Mittelpunkt eines glänzenden literarischen Kreises bildete, hatte sie ihr Interesse der damals noch keineswegs salonfähigen Gewerkschaftsbewegung zugewandt. Ihre gesellschaftlichen Erfolge und ihren literarischen Ruhm<sup>1)</sup> ordnete sie einer Arbeit unter, die nach ihrem Gefühl mit noch höheren Ansprüchen an ihre Persönlichkeit herantrat. Wie manch einer unter den ernstesten Menschen unserer Zeit ist sie von den künstlerischen Problemen zu den sozialen gedrängt worden. Und diese Frau, Vertreterin der höchsten ästhetischen Kultur, die von dem feinsten Aroma des Salons umgeben war, diente der Arbeitersache nicht nur durch bequeme Schreibtischarbeit, — nein, unmittelbar begab sie sich hinein in die Hitze und den Staub des sozialpolitischen Kampfplatzes.

Sie lernte die Welt der Arbeit aus eigener Anschauung kennen. Sie wußte in den schmutzigen Töpfereidistrikten Staffordschires ebenso Bescheid wie in den saufenden Spinnerereien und Webereien Lancashires und den kleinen feuchten Wäschereien im Ostend Londons. Diese genaue Sachkenntnis aber machte ihre Agitation für die Fabrik- und Werkstättergesetzgebung, für die Maßnahmen in gesundheitsgefährlichen Industrien, für die weibliche Fabrikinspektion so ungemein wirksam. Durch diese Sachkenntnis gewann sie die Köpfe der nüchternen männlichen Gewerkschaftler, während die Herzen der Arbeiterinnen durch das innige Interesse, das sie dem Einzelnen entgegenbrachte, durch ihre goldene Beredsamkeit und den Zauber ihrer Persönlichkeit gefangen genommen wurden.

<sup>1)</sup> Begründet auf Beiträge für die „Saturday“ und „Westminster Review“, „L'Art“, „Gazette des Beaux Arts“ und vor allem auf Studien über die französische Kunst des 18. Jahrhunderts.

Infolge ihrer Vermählung mit Sir Charles Dilke, dem unermüdblichen Wortführer der Gewerkschaftsinteressen, hat sie dann noch eine besonders günstige Position für ihren Wirkungskreis gewonnen.

Lady Dilke's Tätigkeit als Präsidentin der „Women's Trade Union League“, die sie durch große Mittel unterstützte, vor allem aber durch ihre bedeutende politische Intelligenz zu dem wichtigsten Organ für die Arbeiterinnenfrage machte, hat ihren Namen unauslöschlich in die Seiten der englischen Gewerkschaftsbewegung eingetragen. Wie sich ihr Bild in der Seele einer Arbeiterin spiegelte, sei durch die Übersetzung eines Nachrufes gezeigt, den ihr Mrs. Marland-Brodie, eine frühere Textilarbeiterin und langjährige Organisatorin der W. T. U., in einem der größten englischen Arbeiterblätter gewidmet hat.

Das Verhältnis zwischen den Frauen zweier Stände kann kaum einen idealeren Ausdruck finden.

„Nachdem die irdische Hülle meiner teuren, verehrten Freundin, Lady Dilke, zur Ruhe bestattet ist, kehren meine Gedanken zu der Zeit zurück, als ich ihr zuerst in meinem Leben begegnete; es war bei einer Zusammenkunft der „Women's Liberal Federation“, die in Princess Hall, Piccadilly in London vor etwa 15 Jahren stattfand. Dort richtete man Angriffe gegen die Fabrikarbeiterinnen und warf ihnen besonders ihr unsittliches Leben vor, sowie die niedrigen Löhne, mit denen sie zufrieden seien.

Da ich als Delegierte der Mossley Women's Liberal Association zugegen war, fühlte ich, ich dürfe die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, ohne mit einigen Worten die vielen Tausende von Arbeiterfrauen zu verteidigen, deren Leben so keusch und rein wie Schnee ist, und die keineswegs mit den niedrigen Löhnen zufrieden sind, wenn auch zuweilen durch Verhältnisse und Umstände gezwungen, sie anzunehmen. Nach Schluß meiner Bemerkung, die damals eine gewisse Erregung verursachte, trat Lady Dilke an mich heran und forderte mich zu einer längeren Besprechung über die Frage auf, die zur Diskussion stand.

Dabei sah ich, wie gründlich sie war, und ich wunderte mich, daß eine Frau in ihrer Stellung sich solche Mühe gab, die Verhältnisse der Fabrikarbeiterinnen kennen zu lernen, da ich doch wußte, wie wenige aus ihrer Gesellschaftsklasse bestrebt sind, die Tatsachen festzustellen, und wie die meisten sich mit dem begnügen, was ihnen von zweiter Hand zugetragen wird.

Im Laufe unserer Unterhaltung sagte sie, ich sei die Frau, nach welcher sie mehr als 10 Jahre gesucht habe.

Von diesem Zeitpunkt an begann unser Briefwechsel, der damit endete, daß ich ihr in der Arbeit, die ihr so sehr am Herzen lag, eng verbunden wurde. Als ich sie dann besser kennen lernte, begriff ich, daß eine Frau mit diesen Kenntnissen und mit solch weiten Sympathien die beste Freundin sei, die eine Arbeiterfrau haben könne.

Während der vielen Jahre meiner Organisationstätigkeit war keine Gruppe der Arbeiterinnen zu klein für ihr freundliches Interesse. Und Ihr, meine Freunde in Lancashire, die Ihr sie nur in großen Versammlungen unter Euch gesehen habt, in Euren gut erleuchteten Sälen, von begeisterten Anhängern umgeben, wo alles ihr freudig jubelte, Ihr hättet sie in einigen unserer kleinen, elenden Räume in East oder West-end sehen sollen, umgeben von etwa einem Duzend armer, schlecht gekleideter

und ernährter Frauen, die von jedem Wort, das von ihren Lippen fiel, zehrten. Oft wünschte ich, ich wäre ein Künstler und könnte die Szene zur Belehrung unserer gemeinsamen Feinde malen.

Ich erinnere mich besonders einer Szene — einer Versammlung der Wäscherinnen in Fulham —, wo sie eine Stunde lang saß und mit vierzehn Frauen sprach, und



Lady Dilke.

wo ihr Antlitz, bewegt durch das Elend, das diese Frauen in ihrem arbeitsvollen Leben erduldeten, fast die ganze Zeit von Tränen überströmt war. Es war eine der schlimmsten Winternächte, und die armen Geschöpfe zitterten in ihren nassen Kleidern, während wir in dem schmutzigen, schlecht erleuchteten Raume saßen und sie zu belehren versuchten, wie sie ihre Verhältnisse bessern könnten.

Das waren Augenblicke, in denen sich der wahre Charakter unserer Freundin zeigte, deren Verlust wir heut alle betrauern. Ich könnte eine Menge Beispiele auf-

zählen, wenn ich Raum hätte, da ich weiß, welch tiefes Interesse für ihr Tun meine Lancashire und Yorkshire Freundinnen gezeigt haben. Nichts war ihnen lieber, als wenn ich ihnen bei meinen Vorträgen etwas von ihr erzählte, und nach den Versammlungen warteten oft kleine Gruppen von Frauen und baten mich, ich möchte ihnen noch mehr von Lady Dilke sagen. Sie war für unsere arbeitenden Klassen eine solche Seltenheit.

Wir Lancashire Leute können uns kaum vorstellen, in welch üblem Geruch der Name der Women's Trade Union League bei der großen Mehrheit der oberen Klassen stand. Zu der Zeit als sie gebildet wurde, mußte sie „The Women's Providence League“ genannt werden, aus reiner Furcht, Anstoß zu erregen, und erst ganz allmählich, als die Menschen einsehen lernten, was die Bewegung eigentlich bedeute, wurde der Name in den jetzigen verändert.

Es war nicht allein ihre Gegenwart, die unsere arbeitenden Schwestern auf ihrem Lebensweg tröstete. Sie hatte stets eine offene Hand, und leider muß ich zugeben, daß oft ungebührlicher Vorteil aus ihr gezogen wurde von Leuten, die wußten, wie wahrhaft großmütig sie war.

Sie gab von ihrem Besten, und Tausende von erschöpften Arbeitern in London werden sie vermissen. Sie hat Hunderte von Arbeitern in ihr Haus geladen, und ich weiß von Fällen, wo kranke, arbeitslose Frauen in ihrem hübschen Landhaus gesund gepflegt wurden. Ich persönlich kann Zeugnis ablegen von der liebenden Sorgfalt und Güte für mich während einer langen Nervenerkrankung, und von der verständnisvollen Rücksicht, wenn ich jemals leidend war.

Das kann niemals aus meinem Gedächtnis gewischt werden.

Viel von ihrer Arbeit blieb unbekannt und wurde von den Außenstehenden nicht gesehen. Wenn irgend eine Vorlage, die auf Frauen und Kinder Bezug hatte, vor das Parlament kam, war sie stets auf dem Posten, um deren Interessen durchzusetzen. Ich erinnere mich eines Fabrik- und Werkstättengesetzes, wo wir gemeinsam die Abgeordneten bearbeiteten, damit die Bestimmung betreffs der Überzeitarbeit verbessert werde. Wir bemühten uns rastlos um die Trade Committees, und schließlich ohne unsern Zweck zu erreichen. Die Nachricht warf mich so völlig um — ich war damals ein junger Rekrut —, daß ich in Tränen ausbrach. Da zog mich die gute, treue Seele in ihre Arme und sagte: „Mein liebes Kind, du wirst schwerere Fehlschläge als diesen erleben, laß dich nicht entmutigen. Kämpfe weiter und denke daran, wofür wir kämpfen.“

Stets war ihr Ruf: „Laß nicht ab!“ Sie war nie entmutigt, und wenn man weiß, wie das Leben eines Organisationsbeschaffers ist, erstaunt man, daß selbst bei den Besten von ihnen der Enthusiasmus nicht vernichtet wird.

Ich gedanke einer Unterhaltung, die wir eines Tages hatten. Sie meinte, ich hätte sie vieles über das Leben der Arbeiter gelehrt. Ich erwiderte, ich wüßte wohl, wer den meisten Vorteil aus unserem Verhältnis gezogen, und daß ich oftmals ohne ihre Hilfe und Ermutigung unterlegen wäre. Sie blieb stets dieselbe, bereit, sich für die Sache der anderen zu opfern, während sie ihre Tage in Muße und Überfluß hätte zubringen können. O, daß wir mehr solcher Soldaten in dem Kampf der Arbeiter hätten, bereit, alles zu geben und nichts dafür zu nehmen!

Aber ach! Ihr Mund ist verstummt. Wir werden die Stimme, der wir so gerne lauschten, nicht mehr hören. Ihr Geist aber wird in den Seelen der Tausende

von Arbeiterfrauen weiterleben, deren Leben sie erhellt und erfreut hat. Ich bin überzeugt, könnte sie jetzt zu uns sprechen, so würde ihre Botschaft an jeden von uns, die sie zurückgelassen und die wir für die Sache, die sie liebte, arbeiten, lauten: „Kämpfe weiter, sei tapfer, treues Herz, und wanke nicht in schlechten und in guten Zeiten. Die Sache, für die du kämpfst, ist des Sieges gewiß. Du arbeitest zusammen mit den ewigen Tendenzen der Welt und kannst nicht besiegt werden!“

Läßt uns mit dieser Botschaft hinausgehen und das Werk vollenden, das wir unternommen haben, so daß, wenn unsere Scheidestunde kommt, auch von uns gesagt sein möge, was wir von ihr sagen: „Sie tat, was sie vermochte.“ —



## Nivellierarbeit der Zeit.

Von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 475.)

Es war, als lasse der Herbst sich in diesem Jahre Zeit, sein wirkliches Gesicht der Halbinsel zu zeigen. West- und Südwind herrschten vor. Milder Regen und viel Tau erquickten die Wiesen, füllten die Gräben, die sich kreuz und quer durch die begraßten Flächen zogen, und gaben sogar dem längst abgeblühten Heidekrautrücken, der sich zwischen Tessor und Klein-Mediz sah und unberechtigt breit machte, ein tiefbraunes, samtnes Aussehen. Aber der November war im Anmarsch, und wenn Martin Looß seine jetzt voll- und rotbackige Trin-Fieken noch so recht mit Sang und Klang heimführen wollte, war es besser sich zu sputen.

Selten ließ der Herbst hier mit sich spaßen; streng und ernst nahm er Besitz von Land und Meer. Und wenn Mensch, Tier und Vegetation ihn auch betrußt und trotzig erwarteten, zu ducken wußte er doch. Wind mußte sein; man gebrauchte ihn zum Segeln, und er gehörte zum Wasser. Sah ein alter oder junger Fischer über glattes Meer oder Binnenwasser hin, pflegte er verdrießlich den Riemen hinter den Zähnen hin und her zu wälzen: „Flaue Brif! — dat schwabbelt un schwabbelt.“ — Aber hatte der Nordost die

Baden recht voll genommen und setzte über See und Berge mit seinem langgezogenen Wis — ouih — — da wußte man, wie er 's meinte. Und im November und Dezember war auf keine gute Laune mehr bei ihm zu rechnen. Grimmig fuhr er daher über die Dünen; Disteln und Niedgras niedergepreßt, eine Sandwolke vor sich hergepeitscht, hinein ins Dorf. Den Sonnenblumen an den Hausmauern die braunen Samenköpfe eingeknickt, dem Vieh die Schwänze zwischen die Beine gepreßt und schlurrenden, alten Weiblein die Röcke über die vermummtten Köpfe gestülpt. Haus hohe Wogen aufgewälzt, die das kleine Ruderboot auf die schaumigen Rücken heben, es tanzen lassen, daß auch die stärksten Männerfäuste es nur mit Aufgebot der ganzen Kraft längs des Lotsenkutters festzuhalten vermögen. Und nun, wenn „alle Mann übergenommen“ sind, das schrägliegende Fahrzeug hinuntergefegt in die nächste Wassergrube, es gehoben, mit Sturzwellen übergossen und wieder eingetaucht in den Abgrund. So unter Gefahr und Mühsal, mit kurzgerestten Segeln, mit knarrenden Blöcken und schlingenden Tauen vorwärts — — gepeitscht, geschaukelt, geschleudert dem schwarzen Punkte zu, der am



verschimmenden Horizont dort hinten auf der Höhe wartet.

Der Steuermann nimmt das Glas vom Auge: „Lotosboot in Sicht! —“ Der Kapitän atmet auf. Und er kann es jetzt. Dies verächtliche, enge Fahrwasser hat viel von seinem Schrecken verloren in den letzten Jahren. Kommandeur Altermann wird in einer knappen Stunde das Steuer nehmen — denn bei diesem Sturm ist er der erste im Boot, er und seine Lotosen gehören zusammen, gilt es Menschenleben — und mit sicherer Hand das Schiff durch den Greifswalder Bodden führen. Der Freilotse früherer Zeit sah oft über rollende See, über Gischt und Schaum mit leisem Gruseln: „kein Düttel kümmt dor dörch,“ zog den Südwester tiefer über die Ohren und stappste in seinen langen Krempstiefeln unentschlossen am Strande umher, bis — es zu spät war.

Freilich, mit dem seckundigen, vereidigten Führer ersteigt jetzt eine andere Gestalt in grüner Uniform, blanke Treffen am Kragen, blanken Säbel an der Seite, die schwankende Strickleiter am Schiffskörper gewandt, sicher und selbstverständlich — ein unerwünschter, ungerne gesehener Gast. Er dankt kurz für die in der Kajüte angebotene Erfrischung, zieht das eigene Fläschchen Rognak hervor, stärkt sich und begibt sich an die Arbeit.

Keine der länglichen, grünen Seemannskisten bleibt verschont. Alles muß ans Tageslicht, was der Mann einkaufte nach langer, schwieriger Wahl, Hand und Auge geleitet vom heimwehkranken, sehnächtigen Herzen, und viele Monate hindurch hütete für eine Gattin, ein Kindchen oder ein Bräutchen. Und unnachlässig geht 's ans Tagieren. Der königlich preußische Beamte sackelt nicht — dem Staate sein Recht. Ein Raiber verbirgt wohl zuweilen ein armseliges Päckchen in seiner Koje, der geschulte Wissende entdeckt 's, und konfisizieren ist die Folge. Schmugglerware — sie wandert in den braunen Lederack, der flink an der Strickleiter entlang gleitet und ins Boot fällt. Schele Blicke und halbhunterdrückte Flüche begleiten die unerfreuliche Arbeit des Beamten. Er sieht und hört anscheinend nichts; schließt gemächlich die dicke, lederne Brieftasche, grüßt freundlich-lässig in die Runde und tritt an

den Kommandeur heran zum harmlosen Gespräch.

Das sind die Segnungen der Kultur — hier gebend — dort nehmend. Die Seemannsgattinnen in den Hasenstädten wissen davon mitzuspochen. Wandeln sie nach ihrer statlichen Art in den weichen, grellfarbten, englischen Kleiderstoffen, die der Gatte „mitbrachte“, einher, geht alle Bewunderung der Freundinnen unter in dem ärgerlichen Bewußtsein: es lohnt nicht mehr; die dumme Steuer frist den Profit.

Heute ist erst der vierundzwanzigste Oktober, und die See liegt noch glatt und klar unter einem leicht mit graublauen Wölkchen behangenen Himmel. Welle auf Welle kräufelt sich an den Strand, benezt Muscheln, Seetang und Steine, daß sie ausblinken im Morgenlicht, und zieht sich plätschernd zurück. Es ist kaum sechs Uhr früh.<sup>1)</sup>

Von dem Bauerngehöft, das mit seinem Brink, auf dem schon die Gänse schnattern, hart an den Strand heranliegt, kommt Hans Look's, barhäuptig, barfüßig, in steifer, eigengemachter, grauwollener Unnerbüx und Hemdärmeln. Einen Augenblick legt er die runzlige Hand über die blinzelnden Augen. Dann schreitet er vorwärts, hinein in den tauigen, flimmernden Morgenglanz. Der erste breite Stein im Wasser bietet ihm Raß. Er nimmt stöhnend Platz und stellt die mageren, nackten Füße in der kühlen Flut zurecht. Die schweren Holzpantoffeln hat er am Strande abgestreift. Mit den großen, harten Händen schaufelt er sich nun Wasser über Kopf und Gesicht, prustet kräftig, trocknet ein wenig am Hemdärmel, schwenkt die Hände und zieht einen alten, verbogenen Hornkamm aus der Bürgentafche. Kräftig bearbeitet er mit ihm seinen schlohweißen Haarschopf. Und es tut not. Selten macht Wabder Look's Toilette. „Wehn wäscht Hasen un Wöß? — leben od,“ pflegte er zu sagen. Aber heute macht sein einziger Sohn Hochzeit mit Trin-Ziefen Dummrat, der Bauerntochter aus Groß-Mediz, alle seine verheirateten Töchter kommen mit Männern und Kindern, da will er feiern und auch mit in die Kirche gehen.

<sup>1)</sup> Vgl. die Fußnote S. 465.

Auf dem Hofe, dessen Mitte eine große Mistpfütze bildet, um die herum nur ein schmaler Steg zu den Ställen und Scheunen führt, hantiert schon Martin, der Bräutigam, unter Beistand von Knecht und Dirn. Die Aderwagen werden an die Seite geschoben, Pflüge, Eggen, Sensen und Harken unter den Schuppen gestellt. Der Alte schleppt noch die lange Hobelbank herbei, zerrt die Häcksellade aus dem Wege, setzt mit dem selbstgebundenen Reishesen das Größte an Stroh und Unrat in die Dunggrube, wirft Strauchwerk und Knüppel zum Holzhaufen — und der Hof hat sein Sonntagskleid angelegt.

In der großen Scheune schmücken und sichern die Dorfmadchen. Guirlanden aus Buchsbaum und Papierblumen ziehen sich von Balken zu Balken, die Mitte ziert eine Krone von laubumwundenen Tonnenreifen, die mit ein paar Talglütern besetzt sind.

Das ganze Dorf ist eingeladen. „Mann, Frau, Kind un Gesind“ hat der buntbeskleifte und betroddele Hochzeitsbitter „aufgefordert“ mit gereimtem Spruch, im feierlichen Kundgang durch die Dirschaften, gefolgt von sämtlichen Böhren und Hundern.

Einige Wagen rattern heran. Zwischen den Leitern, die mit Laub umwunden sind, tauchen die blanken, gewaschenen Gesichter der Verwandtschaft aus den unliegenden Dörfern auf.

Die Begrüßung ist allerseits kurz und einsilbig; der Insulaner liebt keine Unterhaltung. Feste Händedrücke werden getwechselt, die Schnapsflasche kreist, Butter, Brot, Wurst und Speck — das Hochzeitsfrühstück — wird eilig und stumm verzehrt.

Jetzt fallen draußen Schüsse; es ist Zeit zur Abfahrt.

Der Wassertweg ist der kürzeste, und die Glocken vom Groß-Redizischen Kirchturm schallen gar feierlich den tiefliegenden, sich langsam fortbewegenden Ruderbooten entgegen. Denn viele wollen „mit“, und man kann es wagen, weil „keine Spier von Wind“ die Überfahrt gefährlich macht. Die Einschiffung hat sich unter Kreischen und Jauchzen vollzogen. Die Männer nehmen die Frauen auf den Rücken, tragen sie an die Boote, die ein beträchtliches Ende vom Ufer ab an eingerammten Pfählen schaukeln, und setzen sie rückwärts,

wie man einen Sack abwirft, hinein. Manch Knecht greift da fester zu, als gerade nottut. Ein Kind wird oft noch — quer unter dem Arm — mit auf den Weg genommen; für unnötige Gänge hat der Poke keinen Sinn.

Aber jetzt heißt es still sitzen in den überladenen Booten! — Jeder weiß es, darum wird es auch keinem gesagt. Erst bei der Ausschiffung gibt's wieder Sträuben, Quitschen, jedes Wort und verheißenden Blick. Der Bräutigam zeigt ein ehernes Gesicht, der Sitte gemäß.

Auf dem Kirchhofe, in dessen Mitte das Kirchlein mit dem stumpfen Turme steht, erwartet man das Brautpaar und den Herrn Pastor. Die Alten haben sich auf die Mauer hingehockt, die Jungen stehen und treten hin und her, schäkern mit den Dirnen und haben erwartungsfrohe Gesichter. Hier und dort schäumt die Lebenslust schon ein bißchen über; aber das jauchzende „Juh — huh!“ magt sich nur gedämpft heraus angesichts der Kirche.

Martin steht in Bauer Dummrats niedriger Stube, die ganz leer ist, und wartet. Da klinkt die Kammertür, Lütt-Fielen trippelt über die Schwelle, einen Kranz um die zierlichen Schultern, das Kinderköpfchen mit der schweren, reichbeskleiften Hüll bedeckt, fröhlich und wichtig. Sie reicht den schlachen Strauß von Rosmarin und Papierblumen dem Manne in die Höhe. Der nimmt Kind und Strauß und preßt beides an die kräftige Brust. Trin-Fielen, die eben folgt, sieht es und wieder werden ihre Augen feucht. Sie hat schon viel geweint heute Morgen, denn Bäuerin Hanne hat mit dem grauen Kopfe geschüttelt, immer den Himmel beobachtet und wieder geschüttelt: „Kloar ründ um — dat givt hüt kein Spierken Natt 's!“ Und es war doch viel, viel sicherer mit dem Glück, wenn es der Braut in die Krone regnete. Und gar noch hier, wo keine Krone war! — Die Kaze hatte auch die schöne fette Milch stehen lassen — zwei, dreimal zugeleckt und dann abgegangen, und Trin-Fielen hatte doch den Segen darüber gesprochen. Was das Tier wohl davon hatte, daß es ihr diesen Kummer machte. Und in der Nacht schrie die Gule so laut, daß sie unmöglich im Kirchturm geessen

haben konnte, es war wirklich gewesen, als lämen die unheimlichen Töne aus der hohen Ulme vor Trin-Fielens-Kammerfenster.

Jahre ihres Lebens hätte sie darum gegeben, wenn sie heute die schwere, hohe, blanke Krone auf ihrem Kopfe hätte tragen dürfen, und doch — sah sie das fröhliche, liebliche Dirning — — ach, wie war das Leben doch bunt und schwer. —

„Mien Hart is vull tum Plagen,“ sagt sie seufzend und heftet dem Bräutigam den Strauß an die Jacke. Ihre braunen, harten Finger zittern dabei, und die Stecknadeln biegen sich krumm und wollen durchaus nicht durch das steife Gewebe. Martin hätte viel darum gegeben, wenn er ein Trostwort zur Hand gehabt hätte; aber so sicher ihm scheint, daß sein Schatz sich unnötigerweise quält, zu sagen versteht er es ihm nicht. Seine große, haarige Hand fährt ganz sachte über das weiche, tränenerfüllte Gesicht: „Lat gaud sin, Trining!“ stottert er verlegen.

Sie gehen. Aber vor der Tür nimmt Hanne Dummrat die Kleine von Martins Hand und sagt bestimmt: „Du söttst Grodmudding un Grodvabding an.“

So kommen sie auf den Kirchhof, und vom Pfarrhause her gleichzeitig der Herr Pastor. Grüßend geht er durch die Reihen und „Gu 'n Morgen! gu 'n Morgen!“ murmelt es rechts und links. Der Küster öffnet seinem Vorgesetzten die Tür, läßt ihn noch in der Sakristei verschwinden und setzt sich zum Singen zurecht. Jetzt ein Stampfen, Scharren, Räufern, Hinundherrücken, Husten — ein scharfer Überblick des Küsters über die Bankreihen — ein befriedigtes Nicken, und es geht los. Leicht ist es nicht. Keine Orgel läßt ihr Vorspiel durch das Kirchlein fluten, allein die Stimmgabel muß mit ihrem dünnen „Ting—Tang“ dem altersschwachen Ohr, von dem der alte Werner erst den schlohweißen Haarbüschel zurückstreicht, den Ton übermitteln. Alles Ubrige vom Einsetzen bis zu den tremulierend auszuführenden Übergängen und wieder hinein in die Melodie hat der stoppelige, zahnlose Mund des hohen Siebenzigers zu besorgen. Doch Übung schafft Meister. Bald fünfzig Jahre hat Werner nun schon mit Ernst und Eifer, das Gesangbuch hebend

und senkend, seine Gemeinde taktlich zusammenzuhalten versucht — soweit das eben angeht, es gibt immer Dickköpfe darunter, die unentwegt ihre Naht singen — da müßte es doch mit dem Dausend zugehen, wenn er nicht noch diesen Hochzeitsgesang im Gange halten könnte.

Nach der stehenden Melodie: O, heil'ger Geist, keh' bei uns ein . . .“ geht er tapfer ins Zeug:

„Der Ehstand soll uns heilig sein,  
Du, Schöpfer, setzest selbst ihn ein,  
Als du an Abam dachtest,  
Und eine tugendhafte Braut,  
Die du aus seiner Ripp erbaut,  
Ihm zur Gehilfin brachtest.  
Stifter! Stifter! dich erhöhen,  
Die in Ehren dein sich freuen,  
Durch dich blühen und gedeihen.“

Und die Schuljugend umjubelt vom Chor herab seine Kräfttöne und gibt dem Gesang das Jauchzende, das die Gelegenheit fordert.

Es ist Landesfite, daß bei Trauungen ein vollständiger Gottesdienst abgehalten wird. Erst nach der Predigt begibt sich das Brautpaar vor den Altar, die Trauungszeremonie wird vollzogen, und Segen und Schlußgesang beenden die Feierlichkeit.

Langsam entleert sich die Kirche. Das junge Paar ist in die Sakristei getreten, die „Gebühren“ zu bezahlen und sich die Glückwünsche ihres Seelsorgers abzuholen; mit ihm zusammen verläßt es die Kirche, und der Küster holt den großen Schlüssel aus der Tasche des langschöpfigen Noches und schließt ab.

Die Rückfahrt vollzieht sich nicht ganz so korrekt als die Hinjahrt. Die flachen Brantweinflaschen sind aus den Bürentaschen hervorgekommen und haben Stimmung geschaffen; der Wind hat sich aufgemacht, es gibt Wellen, Spülwasser. Aber die bedächtigen Alten speien in hohem Bogen über Bord und schicken ein „Dunnertwedder“ nach dem andern unter das junge Volk, wenn es im Übermute der Gefahr nicht achtet. Denn, obgleich nur Binnenwasser, gibt es recht tiefe Stellen hier, und die schwerbeladenen Boote müssen im Gleichgewicht erhalten werden, soll nicht eintreffen, was der alte Lookz prophezeit: „Versupen as 'ne Kiep vull jung' Hundten.“

Einige uralte Flinten, verbogen und verrostet, sind in die Boote geschmuggelt und denjenigen Burschen übergeben worden, „dei beint hebbn“ Stolz knallen sie damit los, über die geduckten Köpfe der kreischenden Dirnen und zeternden Alten hinweg. Denn nicht immer geht das gut aus. Mancher Krüppel in den Dörfern beweist es.

Das allerletzte Boot beherbergt die ganze Geistlichkeit mit Familien. Ein alter Lotse rudert es stumm und bedächtig. Die Frau Pastorin ist nach ihrer eigenen Aussage eine Landratte. Sie betritt nie eine Bootsplanke ohne Geschrei. Auch heute sucht sie mit nervösem Umsichgreifen und großen, fragenden Blicken ringsherum Angst zu erwecken. Aber Pastor Häsler streicht nur beruhigend über ihren schwarzen, gestrickten Handschuh: „Kind! Kind! ich bitte dich —“ und die alte Küsterin sieht mit hellen Augen aus einem mindestens zwanzig Jahre alten Badenhut auf die rollenden Wogen. Lachend wischt sie ein paar „Spritzer“ aus dem rotgeäderten, wohlgenährten Gesicht: „Huch! —“ und gibt sich mit Behagen dem Auf- und Abwiegen des Bootes hin.

Im Hochzeitshause angelangt, setzt man sich gleich zu Tisch. In der einzigen Stube des Bauernhauses, die so niedrig ist, daß ein mittelgroßer Mann bequem an die Decke reichen kann, nehmen das Brautpaar mit Verwandten, der Pastor, der Lotse, der Küster mit ihren Gattinnen Platz an langen Tischen, die mit groben, hedenen Tüchern belegt sind. Auf der Dähl sitzen die vornehmeren Dorfbewohner: Bauern und Rätner, in der Scheune die ärmeren: Büdner, Fischer und Inligger (Leute ohne Eigentum) und alle jungen Burschen, Dirnen und Böhren. An beiden Orten speist man von rohen Brettern, die über Tonnen gelegt sind, und aus großen Schüsseln, die in der Mitte der improvisierten Tische stehen und für je sechs Mann berechnet sind. Den Holzlöffel bringt sich jeder mit, ein Klappmesser ist stets in allen Bürgen- und Rodtaschen, Gabeln kennt niemand. In der Stube hat jeder Gast einen eigenen, irdenen Teller; für weiteren Komfort muß er selbst sorgen. Es gibt Reis, dick mit Zucker und Zimt bestreut und mit Milch übergossen,

Pflaumen und Klöße, mit großen, fetten Schweinefleischstücken dazwischen, Fische mit einer scharfen Senfsauce und Branntwein und selbstbereitetes Dünnbier als Getränk.

Die Braut ist wenig und zimperlich, der Sitte gemäß. Steif sitzt sie da in ihrem Staat. Die Brautkrone, die von bunten Bändern, Schmelzen, Flittern, Gold und Silberfchaum und Papierblumen hoch aufgebaut, sonst den Kopf schmückt, fällt heute weg; aber der Schulterfranz, ebenfalls von verwirrender Buntheit, liegt um den Ausschnitt der Jacke, und ein dünnes, grünes Gewinde schmiegt sich schüchtern um die Hüft. Den Hals bekleidet ein grelles, seidenes Tuch; es umleuchtet Trin-Fielens heute etwas blaßes Gesicht und gibt ihm Frische. Es ist eine hübsche Braut. Alle sehen es, der Bräutigam aber am besten. Immer wieder wendet er verstohlen den Kopf nach seiner Gefährtin. Er ist nur geschmückt mit jenem großen Strauß, der genau zwischen den beiden Knopfreihen der Jacke sitzt. Diese, sowie die weite, kurze, schwarzleinene Bürg blänkert von Neuheit und Farbe und gibt von letzterer noch bereitwillig ab an Hände und was sonst ihnen nahe kommt.

In der Stube verläuft das Mahl recht schweigsam. Der Pastor und der Lotse kommandeur wechseln ein paar Worte, der Küster hört respektvoll zu, die Bauern und ihre Angehörigen sagen Joa! und Nee! — Denn es geniert sie stark, wenn hochdeutsch gesprochen wird; sie warten lieber mit ihren Auseinandersetzungen, bis sie unter sich sind.

Mamsell Palsow'n sitzt mit am Brauttische. Ihre Gefühle schwanken zwischen Stolz und Unbehagen. Sie war ja hier beinahe als Mutter — aber das war man, daß die „Kommandürs“ in Billershausen verkehrten und daß das allemal schenierlich war. Herr und Frau Pastor? — — na! mit denen hatte sie weiter nichts zu tun, ihr Seelenheil lag in den Händen des Müllhäger Pastors; aber was sie war, diese Pastern, die hatte immer so was — — natürlich hochdeutsch und denn überhaupt. Es war rein zum Verrücktwerden. Sie hatte sich so viel Nüßliches ausgedacht, was sie beim Essen sagen wollte und nun — — redete einer von den Herrschaften sie an, saß ihr warrachtig ein Klob im Hals. Der Herr

Lotfenkommandür war eigentlich nich beängstigt, der rebete am liebsten plattdeutsch, ümmerlos, und lachte so hell un lustig. Aber wie man mit ihm dran war — ob man 'n hüfchen mit „aufgeben“ konnte? — das war auch so 'ne Sach. Aus Herrschaften war nicht allemal klug zu werden.

Das alte, rotblanke Gesicht wird immer spizer zwischen der blütenweißen Tollsaltenshaube; endlich machen Arger und Verlegenheit sich Luft.

„Wat hebben de Wiver hier blos toerecht-kakt! Dit 's jo de reine Deubelsrak — vör Solt nich to eten,“ sagt Mamsell, speit hinter sich über ihren Stuhl, schiebt den Teller jurick und sieht sich mit Genugtuung um.

Frau Pastor stoßert mit der selbstmitgebrachten, eisernen Gabel weiter in den Fischstückchen auf ihrem Teller herum. Frau Kommandeur sieht über die Anwesenden hin, das schmale, weiße Gesicht von vielen freundlichen Fältchen durchzogen, unter dem spizen Rinn die breite, peinlich gebundene rosa Schleife, die die weiße Blondenhaube auf dem glattgeschittelten Haar festhält — ganz Toleranz und ganz Abwehr. Herr Pastor und Herr Kommandeur fahren nach kurzem Ausblick fort in der Unterhaltung über die jetzt alle Gemüter bewegende Schulfrage. Da beschließt Mamsell zornig bei sich, sofort nach dem Essen aufzubrechen. Wenn Martin Looß sich gedacht hatte, daß sie, Christiane Balsow'n, die nun bald vierzig Jahre über Duzende von Knechts und Dirns regiert hatte, gerad gut genug dafür wär, hier unter dem Pokenvolf sich mit „Hütt“ un „Mütt“ zu verlustieren, dennso hatte er sich gründlich in 'nen Kessel gesetzt.

Auf Hus- und Schündahl geht es sehr heiter zu. Geessen wird massenhaft, auch getrunken. Aus den mächtigen Reischüsseln langt sich jeder mit seinem Löffel heraus; hat er „naug“, leckt er das Gerät sauber ab und steckt es in die Jackentasche. Die folgenden Gerichte werden mit dem Klappmesser geessen. Die festen Stücke werden aufgespießt, in der Tünke hin und her gedreht und geschickt über den sehr schmalen Tisch hinüber in den Mund befördert. Die Fischstücke werden in die Hand genommen, mit dem Messer „abgemacht“ und die Gräten von den Männern unter den Tisch

geworfen, von den Frauen aber auch in den Brustlaß gespuckt, der zu diesem Zweck vorher etwas gelodert wird. Nach Beendigung des Mahles wird draußen „ausgeschüttet“. Auch in der Stube wird der Fisch so verzehrt, da es durchaus für unpassend gilt, die Gräten auf dem Teller zurückzulassen. „Die Vornehmen“ essen jedoch nach ihrer Art, die verwundert und kopfschüttelnd von den Eingeborenen angesehen wird.

Die Tische leeren sich allmählich; ein gemeinames Aufstehen gibt es nicht. Dann treten die Musikanten, einen Tanz spielend, im Hause an, holen das junge Paar ab und führen es in die Scheune, die unterdessen von flinken Händen geräumt und gesetzt worden ist und nun als Tanzsaal dient.

Der Herr Pastor hat sich zwar allen Gästen angeschlossen, ist dann aber mit seiner behäbigen Gattin über den langen Hof, behutsam um die rölllich blinkende Mistpfütze herum, ins Haus zurückgewandert. Ein Tänzchen ist freundlich abgelehnt. Fünf Minuten später sieht man das geistliche Paar wohlvermummt den Weg nach dem Strande einschlagen, zwei alte Lotfen hinter sich, die „ehr översetten möten.“

In der Scheune tanzt man. Immer flott über die Vertiefungen der ausgedroschenen Lehndielen hinweg. Die Bretterwände des Strohsachs schüttern, der Sonnenreißer unter dem Dach wiegt sich, die Talglichter tröpfeln. Die Burschen heben jauchzend die Dirnen in die Luft und bringen sie derb wieder zum Stehen — die Schämigen trippeln, die Recken lassen die Röcke fliegen. Vor Lust und Staub sieht einer den andern nicht mehr, fühlt ihn aber um so sicherer. So bis gegen Mitternacht.

Aus der Ecke, wo auf einem breiten Tische die vier Musikanten sitzen, läßt sich die Posaune in langgezogenem, halb Klage-, halb Alarmruf vernehmen, die übrigen Instrumente fallen ein, Trin-Fieken steht alsbald mitten in der Scheune, und was jung und heinig ist und Mann heißt, umringt sie und fordert einen Tanz. Sie geht von einem Arm in den andern im rasenden „Tweitritt“, bis sie atemlos ist und Hüß und Kränzlein sich lockern. Sichernd greift sie mit beiden Händen

darnach — mit bloßem Kopf zeigt sich ein Frauenzimmer niemals — und läuft davon; Martin ihr nach. Und hinter beiden her geht johlendes Gelächter.

Nun kommt ein „Biertouring“ (Figurentanz von vier Touren) an die Reihe, dem andere Tänze folgen bis in den Morgen hinein.

Als die Sonne über das Scheunendach geklettert ist und einen hellen Streifen durch die offenen Torflügel über die Tenne wirft, reißt sich die Augen, wer von Branntwein und Freude auf ein Stündchen in ein dunkles Eckchen gedrängt worden war, schüttelt sich in der Morgenkühle, probiert die Beine und mischt sich wieder unter die Unermüdblichen. Wer aber reell „duhn“ ist, wird von mitleidigen Händen ins Scheunensack befördert, wo er auf Heu oder Stroh sanft ruht wie in Abrahams Schoß.

Gegen zehn Uhr Vormittags erscheinen Fieken und Martin im gewöhnlichen Sonntagsstaat wieder unter den Gästen. Der junge Ehemann schöpft mit irdenem Topfe aus einem Holzspann das säuerliche Bier und bietet es ringsherum an. Wer sich gelabt hat, gießt den Rest zu dem Vorrat. Die junge Frau reicht aus ihrer großen Schürze jedem einen Zwieback. Wieder kreischt die Fiedel, pimpert die Klarinette, brummelt der Baß — aber ließ von Anbeginn der Takt zu wünschen übrig, jetzt hat er überhaupt nichts mehr mit der Sache zu tun — die Posaune ruht ganz; des Meisters Arm hält sie liebevoll umschlungen, ein Bund Stroh hat beide aufgenommen. Die Scheune leert sich mehr und mehr. Wer gewöhnt ist, den Freudenbecher bis auf die Reige zu leeren, schlägt noch entzwei, was sich an Gläsernem auf Tischen und Bänken vorfindet, stiert die blutige Faust an und taumelt den Andern nach.

Im Hochzeits Hause sind noch die Reste vom verfloffenen Tage aufgestellt, und wer kann und will, mag sich erquicken. Die Auswärtigen rüsten sich zur Abfahrt mit Wagen oder Boot, die Dorfleute legen die arg zuggerichteten Festtagskleider ab und widmen sich der drängendsten Arbeit.

Vadder Hans Lookz zieht die „Mähren“ aus dem Stall und pflügt den Acker für die

Winterfaat. Der Stadtherr, den irgend ein Zufall in diesen Tagen auf die Halbinsel verschlug, der natürlich miteffen und mitfeiern durfte, überall spöttisch herumlächelte und sich auch jetzt mit gönnerhaftem: „Aber Mann! Das hätte doch bis morgen Zeit! — Schlafen Sie doch lieber!“ dem Alten in den Weg stellt, wird abgefertigt: „Slapen kann 'n naug, wenn 'n dob is.“

## VII.

Im Küsterhause standen die Holzpantoffeln allenthalben herum; man ging auf Socken. Das weiße Haupt des Hausvaters lag so still auf dem bunten Kopfkissen, der eingefallene Mund stand offen, und die Augen waren geschlossen. Der Doktor aus Putbus war eben abgefahren und hatte einen Moschusgeruch zurückgelassen; weiter nichts. Es gab keine Hilfe mehr. Das Herz hatte nun mehr als achtzig Jahre gearbeitet, ruhig und gleichmäßig in bescheidener Freude, in kleinem Leid, jetzt schien es müde geworden. Ganz matte Schläge verkündeten noch ein wenig Leben. Als die Sonne hinter dem Groß-Medizischen Berg verschwunden war und das Stübchen langsam in Dämmerung versank, hörte das leise Nöcheln des Sterbenden auf. „Wie ein Licht verlöscht — ein langsames Ausleben.“ ließ sich der seit Jahren angestellte Hilfslehrer und in Aussicht genommene Nachfolger zum Pastor vernehmen, der, die Hand seines alten treuen Mitarbeiters in seiner Rechten, still am Bette saß. Die Witwe, eine rundliche Fünziglerin, die zweite Frau, schluchzte in ihre Schürze. Die „Kinder“, Männer und Frauen in den Vierzigern und Fünzigern, standen betreten und bekümmert umher. Sie hatten alle schon erwachsene Kinder, es gab Großväter und Großmütter unter ihnen, und die Zeit, da dies dumpfe niedrige Stübchen, dieser rotangestrichene Klappstisch sie einmal in und um sich versammelt hatten, lag weit ab. Statt der Trauer meldete sich die Sorge. Wer nahm nun die Mutter? — würde die Gemeinde ausreichend für sie sorgen? und wo blieb Liese, das Nesthäkchen? Einer der Söhne besprach das gleich mit dem Pastor unter der Haustür.

„Sie wissen, Herr Pastor, wenn zwei Augen davon sind . . .“

„O, lieber Werner.“

„Liese ist ja ein respektables Mädchen, gesund und arbeitsam; aber wenn er nun durchaus nicht will! — Sie sind nun Jahr und Tag in einem Haus . . .“

„Ja, das ist eine heikle Sache.“

„Es ist doch eigentlich hier im Lande immer Mode gewesen, daß wer die schöne Brotstelle kriegt, auch etwas dafür tut . . .“

„Ja, ja.“

„Haben Herr Pastor schon mal mit ihm gesprochen . . . ich meine man, so angedeutet? —“

„N—ein. Aber meine Frau.“

„Und er hat sich nicht erklärt, wie er über diese Angelegenheit denkt?“

„Rein. Vielleicht spricht er jetzt.“

„Ja, Herr Pastor, das ist man — die Wohnung wird nun frei, Mutter muß ja ins Wittwenhaus. Er kann leicht auf andere Gedanken kommen, nun er freie Bahn hat, und wir haben das Nachsehen. Die Liese nun noch in 'n Dienst gehen — sie ist auch 'n Mädchen von einunddreißig . . .“

„Ja, ja.“

„Ich und mein Bruder haben uns ja doch auch eingeheiratet. Wie lange hätten wir noch auf Brot warten können, und meine Frau ist auch acht Jahre älter als ich; darin muß man doch vernünftig sein.“

„Ja, ja!“

„Es müßte denn schon sein, daß er durchaus nicht darüber hinwegkommen kann, daß sie damals das Malöhr gehabt hat mit dem Müllergesellen aus Bergen; aber das Kleine starb ja gleich.“

„Hm.“

„Herr Pastor sind wohl so gut und reden mal ein kräftiges Wort mit ihm! —“

Sie schüttelten sich die Hände. Der Pastor stieg nachdenklich über die ausgefahrenen Geleise der Dorfstraße weg. Daß muß Magdalene machen, dachte er bei sich. Aber es tut nicht gut, die Deutchen zusammenzubringen. Die Zeiten haben sich geändert, und wir Alten handeln weise, wenn wir unsere runzligen Hände von dem lassen, was junge Kraft sich aufbaut nach eigenem Sinn.

Frau Magdalene nahm den Fall mit regem Interesse auf, aber mit wenig Hoffnung.

„Ich hab' man gehört, Edward, er habe längst eine Braut, schon von der Präparandenschule her. Du weißt, die Art bindet sich früh. Na, mir könnte er gestohlen werden; aber — sie lachte jung und hell wie eine Zwanzigjährige — wahrscheinlich würde er mich auch nicht mögen. Doch die Liese wäre versorgt. Solch armes Wurm ist nun auch wie verraten und verkauft. Für die schwere Bauernarbeit taugt sie nicht recht und für was Feineres fehlen ihr die Gaben; heiraten wäre allemal das beste. Sie ist ja auch ein gutes Ding, bloß 'n hübschen dümmertüchtig. Wird es nichts, muß ich zusehen, daß ich sie in Bergen anbringe, vielleicht zum Nähenlernen, die Gemeinde muß das dann bezahlen.“

Und so geschah es. In absehbarer Zeit würde es nun eine fleißige Näherin mehr in der Welt geben. Frau Pastor aber erklärte, daß sie sich bald die Hacken abgelassen habe, um das zu erreichen. Und auf der Küsterbank saß Sonntags eine schmalgesichtige Frau mit einer schwarzen Mantille um die dünnen Schultern.

\* \* \*

Es war wieder mal ein gesegnetes Jahr gewesen. Aus den Ställen ertönte kräftiges Brüllen, Blöken und Grunzen, auf den Scheunböden sprangen runde, mehligte Körner unter dem Dreschflügel, vom Viehm her zog der Rauchgeruch der dicken Speckseiten und Würste über die Dähl in Stube und Kammern hinein, und in jeder Wiege lag wieder ein Kind.

Badder Look's hatte auch schmunzelnd den viertartigen verstaubten Kasten vom Boden geholt, ihn dem Dorf-Stellmacher übergeben, der neue, feste Gängel darunter schraubte und dann den Farbequast darüber hinweggehen ließ. In einer Ecke der Stube stand nun die fertige Wiege blank und stark zum Trocknen. Man umging sie sorgsam; Badder Look's ließ es sich aber nicht nehmen, wenn recht viele Leute in der Stube waren, einmal zu „probieren“ und alle Runzeln im alten

Gesicht vor Vergnügen spielen zu lassen, wenn das scharfe Knarren der Gängel auf der sandbestreuten Lehndiele Trin-Fielen das Blut ins Gesicht trieb. Es war aber nicht die Scham allein, die der jungen Frau zusetzte, es war auch Angst. Die Wiege durfte nicht gehen, ehe ein Kind darin lag. Dem Alten ließ sich aber schwer etwas klar machen, sein Gehör nahm immer mehr ab, sein Eigensinn aber zu.

Büßlich traf der Erbe ein, kaum daß er dem besorgten Vater Zeit ließ, die „Neue“ auf dem Leiterwagen heranzuschaffen. Denn Hoffstellern konnte es nicht mehr leisten; sie hatte immer dicke Beine und saß im Lehnstuhl. Die Nachfolgerin hatte aber noch gar keinen Namen und kein Wohlwollen in den Dörfern, denn es war „all anners.“ Sie hieß nur „de Nig“ (Neue), trotzdem ihr Name Müller und sicher leicht zu sprechen war, und kam ganz krank und frei in die Häuser, bloß mit einer schwarzen Handtasche, und redete immer los von Examen. Kein Mensch ahnte, was das sei. Aber die ganze Wichtigkeit, wenn so der große eiserne Stuhl vom Wagen geladen und ins Haus gerasselt wurde und nun vorerst bloß unheimlich ein Stück von ihm oben aus dem zugebundenen Sack hervorsah, fiel weg. Was nützte einem da das Examen! Drei Frauen aus der Nachbarschaft gehörten ans Bett der Wöchnerin, sie wußten, was sie zu tun hatten und Hoffstellern hatte es erst recht gewußt; aber die Neue jagte mit ihnen herum, quasselte allerlei zurecht und ahnte von nichts. Wenn das man immer gut ging! —

Trin-Fielen war so elend, daß sie darüber nicht nachdenken konnte. Sie hatte bis zur letzten Stunde schwer gearbeitet in Hof und Feld, dann war alle Kraft von ihr abgefallen mit einem Mal. Martin hatte sie mit zitternden Händen auf das hohe Bett geschleppt und in seiner Angst ins Dorf geschickt nach Hilfe. Da war die Wischen, die Heidmann'n und die Kliesow'n angetreten mit ihren harten, ersten Gesichtern und rauhen Händen. Denn was war da weiter bei? — Sie hatten alle viele Kinder gehabt, sowas mußte nun mal sein. Dem jungen Bauern aber sagten sie doch Bescheid aus einer langjährigen Erfahrung heraus, unumwunden, daß ihm der Angst-

schweiß auf die gebräunte Stirn trat und seine festen Hände flogen, als er die Mähren anschirrte.

Nun kommandierte eine hochdeutsche Stimme in dem stückigen, niedrigen Stübchen, und dazwischen zirpte und piepste es aus der vierkantigen, blanken Wiege, die Heidmannsch unausgesetzt gnattern ließ auf der sandbestreuten Diele, denn das war ihr Amt. Martin hockte hinter dem Tisch und hielt sein sonnenverbranntes Gesicht in beiden Händen. Was brauchten die Weiber zu wissen, daß es naß war von Tränen, die stromweise herabflossen und von denen er nicht sagen konnte, ob Sorge oder Freude sie ihm erpreßten. Denn dort unter dem hochgebauchten, grellbunten Kissen lag sein Sohn, der Erbe des Hofes. Ein tiefer Seufzer hob seine breite Brust. Da fühlte er eine schwere, zitterige Hand auf seiner Schulter, und eine heisere Stimme raunte ihm zu: „Ein poor Stunn — denn ward 't beter; dien Mudder hätt dat-sülwig utholl'n.“ „Mien Mudder!“ — flüsterte Martin vor sich hin. Ihm erstand plötzlich das Bild der kleinen, krummen Frau aus ihren letzten Lebensjahren, unermüdlich schaffend den ganzen Tag und oft stöhnend hinsinkend auf die Ofenbank. Ob sie viel gelitten hatte? und war ihr Siechtum eine Folge jener Schmerzen, mit denen seine arme junge Frau dort auf dem Bette rang? — In der Bibel stand: du sollst mit Schmerzen Kinder gebären. Oft hatte er das gelesen und nichts dabei gedacht, jetzt wußte er, was es hieß; aber warum? warum? — Eine Ahnung des heiligen Martyriums der Mutterschaft ging ihm auf in dieser ersten Stunde, seinem ungefügigen Denken angemessen, doch immerhin eindrucksvoll genug, ihm sein liebes, fleißiges Trin-Fielen noch näher ans Herz zu ziehen.

Aus den Schmerzensstunden, die der Alte als selbstverständlich hingestellt, wurden Wochen. Die junge Mutter konnte es den anderen Dorf Frauen nicht nachmachen, die spätestens drei Tage nach der Geburt ihr Tagewerk wieder aufnahmen, als wäre nichts gewesen.

„Sei is to fienknödig (feinknöchig), dat döcht nich för 'n Buren,“ sagten die Dorfleute und stempelten damit den Martin zum



bedauernswerten Mann. Dann kamen noch Frau Pastor und Frau Lotfenkommandeur mit ihren vornehmen Ansichten über Schonung einer Wöchnerin, mit weichlichen Krankensuppen und ängstlichen Voraussetzungen über das, was kommen könne. Dem jungen Vater standen die Haare zu Berge, der alte Lookß schlurzte verdrießlich umher, schimpfte vor sich hin und redete viel von „sien Dösch“, die ganz anders gewesen wäre, das Vieh brüllte auf der Dähl und in den Ställen; da stand Trin-Fielen mutig auf: „In Gott's Namen!“ — Martin wehrte ängstlich: „Nee, nee!“ — Aber die junge Frau ließ sich nicht mehr halten: „Wadder hätt Recht, so geiht dat nich wieder, dat Annelst kümmt jo nah baben. Wat de Annern seggen, is all niemodschen Kram, dat 's wat vör vornehm Lüü, un' Dart is anners.“ Sie taumelte in der Wirtschaft herum, erholte sich scheinbar schnell bei Schwarzbrod und Milch, fing wieder an zu klagen, freute sich der Besserung, saß aber dann an einem Sonntag Vormittag nach der Kirche in Frau Pastors Wohnzimmer auf einer Stuhllecke und weinte jämmerlich.

Frau Magdalene streichelte an ihr herum. Sie war verständig genug, hier nicht mit Vorwürfen anzurücken — ein Einzelner richtet nichts aus gegen althergebrachte Unvernunft — zum Gatten aber sprach sie ehrlich betrübt: „Glaube mir, Edward, sie hat ihren Knackß weg fürs Leben. Wieviel Frauen in den Dörfern haben ihren „Schaden“; daß unsere arme Trin-Fiel so jung dazu kommen muß, ist ein Jammer. Du sollst sehen, die fällt noch dem Doktor Lockmann in Putbus in die Hände.“

Das traf nun nicht ein. Die tapfere Frau ertrug ihr Leiden mit der Zähigkeit der Infulanerinnen und der Ergebung in „Gottes Schickung“. Der Wohlstand des Hauses gebieh unter ihrer fleißigen Hand und das Bübchen unter ihrer sorgenden. Wadder Lookß, der nun doch schon recht stümperig wurde, hatte wieder sein „Räuf und Pleg“ und fand die Schwiegertochter wieder nach seinem Sinn — von früh bis spät auf dem Plag. An den langen Winterabenden druffelte er dicht neben dem großen Ofen auf der Bank, fing aber auch an zu reden, wenn es

ihm so paßte. Und dann hörchte Kind und Kindeskind und Knecht und Dirn und Jung'. Aus dem tiefen Schacht der Überlieferung und seinen eigenen Erinnerungen holte er hervor, was sein Grübeln gerade nach oben warf, und die Geschwägigkeit des Greisenalters half dem sonst Wortkargen zum Ausdruck. Trin-Fielen — so meinte er — hätte nicht so oft die Dirnen anstoßen brauchen, wenn ihnen der Mund offen stehen blieb und die Reznadel (langes Instrument zum Anfertigen der Fischneze) auf die Schürze fiel. Da war so manches abschreckende Beispiel in den Dörfern, nicht oft genug konnte das dem jungen Volk gezeigt werden. Und die Alten waren dazu da. Die hohle, heifere Stimme kam dann durch die dämmrige Stube und pochte an Ohren und Herzen.

„Nu is hei all lang bod.“ — Jeder wußte, wer, denn Wadder Lookß hatte kein großes Repertoire. „De Düwel hätt em halt. Dat hätt immer pultert un totot upp sien Städt (Grabstätte), un as sei uppgrawt hebben, wär de Sarg leddig. Von lütt upp an hätt sic dat wieft. Hei künn sic nich bögen, wenn hei den Namen Jesus hört — nich in 'ner Kirch', nich in 'n Hus' bi de Dövelstunn — 't wär em nich mäglich. Un utsprefen künn hei em ock nich. Wenn hei em man eins hadd orrig utsprefen künn, dennso wär de Düwel ut em rutesohrt, öwers hei künn 't nich. In Frühjohrstied grep hei lütt Wägel — Klappneß rut, lütt Ogen ufsteken.“ —

„Jesus, Lüü un Kinner!“ —

„De Schaulmeister hätt em tagelt un inspunnt, un de Preister hätt em vermahnt — all eins; hei künn nich gegenan. De Düwel hätt em to dull ünner hadd.“

„Häst du em kennt?“

„Nee. Sien Wiew hew id eins seihn. Sei wär lütt un schein, un dat Witt in ehr Ogen sah bläudig ut. De drei Dirns sünd nah 'n Wadder schlacht (geartet). Drei lange, schiere Dirns, all drei dow un stumm.“

„Jesus Christus, Gottes Sohn!“ —

„As hei grauen würd, stünnen mit eins de Kirchenlocken still. De Köster hätt treckt un treckt, ünner duller — kein Luut. — Un 't Nachts hätt dat in 'n Torm rabastert, dat de Emäblüü, de dicht bian wahnten, angst un

hang wärd. Sei hebben de heil Nacht upp de Knei lägen un bedt.“

„Un nächsten wär sien Sarg leddig?“ —

„Nich 'n Spierten von em, blot Hutwelspöhn (Hobelspähne). Un upp 'n Kirchhof allens still.“

Trin-Fielen fröstelte dann wohl unter der dicken Jacke: „Badding, dit häst du all so oft vertellt . . .“

„Je, uns' Herrgott lätt sid nich spotten. . . . Ith weit 't doch noch, woans dat den Snieder güng?“

„Ne . . .“

„Jo . . .“

„Ach, Badding, lat man . . .“

Der Alte setz sich besser zurecht: „Ich will 't vertellen: Sien Kopp satt em deip mang de Schullern, em würd immer de Puhst knapp, hei neiht un neiht — un kreg nig sarig. Wenn hei sien Tuhren kreg, schlög hei üm sid, sien eigen Mudder hätt to Tieden Schacht kregen. De beiden Ollen hebben hungern müßt, wiesdat hei immer neiht un neiht un nig sarig kreg. Als hei dod wär, is sien recht Hand ut de Ird wussen, de Preister hätt väl beben müßt, dunn is sei ewing ünnersackt. Man dor sünd noch Lüd in 'n Döörp, de hebben den Snieder seihn, wo hei ganz krümming seten hätt upp de Brausen (Nasen, mit denen der Grabhügel belegt) un neiht un neiht — wenn de Mand recht hell schient . . .“

„Je, süß künn hei jo od nich seihn.“

„Martin! wat ick di segg, dat döcht nich, wenn 'n Minsch öwernäst (übernäßig) deiht; uns' Herrgott lätt sid nich anführ'n.“

Wenn der Alte aber mit seiner hohlen Stimme im Schummern berichtete von den Schrecknissen eines Schiffbruchs, wie die Leichen alle herangespült seien und immer wieder vom Strande abgetrieben, und keine Menschenhand sie habe fassen und halten können, wie der Seehund sie angefressen habe, aber nie ganz und gar, weil der Teufel sein Anteil haben wolle, dann stand Fielen auf. Unsicher fuhr ihre Hand auf dem Tische herum, ein Streichholz bligte auf: „Ich will man de Lamp ansteken . . . Martin, lang mi eins dat 'Sangbauk von de Burt.“

Der Alte aber murmelte weiter, denn die Hauptsache fehlte noch im Bericht.

„Holt is dor so väl anstremmt, dat tweed in 'n Döörp den heil Winter naug habbd hebben, un Tunnen, leddig un vull, hätt de See noch lang nahher upp 't Ower smeten — sei hebben sid all' gaut dorbi stahn in 'n Döörp.“

„Badding, lat sien! dit geiht einen jo döörch un döörch.“ Und Fielen zog das offene Ollämpchen zu sich heran, blätterte und las:

„Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt . . .“ und so weiter alle zwölf Verse mit heiferer, gerührter Stimme mühsam und langsam und mit gewissenhaftem Nachdruck auf den Reim bis zum Schluß:

„So gehen uns're Wege gewiß zum Himmel ein.“

„Amen!“ — kam 's seufzend von der Ofenbank her, „dat gäw de leitw Gott! —“ Und Badder Dooks zog die geringelte Zipfelmütze wieder fest über den struppigen Graukopf.

Lütt Fielen war auf der Lehmbiele, das Köpfschen an Großvaters Knie, über dem eintönigen Lesen eingeschlafen. Trin-Fielen hatte Mühe sie zu ermuntern und auf die Weichen zu stellen. Martin und der Alte schlurrtten in der Stube hin und her, spieen vor sich hin und reckten die steifgewordenen Glieder. Hans-Korl, der pfiffige Knecht, drängte sich an die junge Dirne, als sie mit ihrem schleppenden „Gu'en Nacht“ sich anschickte, die Stube zu verlassen. „Grugt di od, Mining? schall ick 'n beting mit in dien Rahmer kamen? —“ Und als sie es erlaubte, sah niemand etwas Unerhörtes darin. „Jung Bland will uttowan.“ Ehebruch kannte man aber nicht in den Döörfern.

### VIII.

Es war gekommen, wie seinerzeit Pastor Häslar den Hausvätern der Dörfer Tesson und Klein-Redtz von Amtswegen mitgeteilt, nicht ganz so schnell, wie geplant, aber endlich doch. Jedes Pokenkind mußte sechs Tage in der Woche zur Schule gehen. Herrgott, war das ein Kreuz! —

„Jesus! Lüd und Rinner! wo is 't möglich! —“ schrien die Weiber, als wirklich „dei

grot Stuw" beim Ortsschulzen freigemacht und mit Tischen und Bänken ausgestattet wurde für den Unterricht. Als Mudder Schultsch, eine alte Wittfrau vom Butenstrand, Fischneze, Lumpen und kleingehacktes Holz aus einer Kammer hinauswarf und sie als Amtswohnung für den jungen Lehrer anbot zur Miete. Als dieser dann „war-raftigen Gott" eintraf; frisch vom Seminar, blutjung, ein geborener Sachse, ohne Ahnung von der plattdeutschen Sprache und der Hochzeit der Poken.

Das halbe Dorf sah dem Einzug des über die ungeahnt schnelle Anstellung Hochbeglückten zu — aus gemessener Entfernung, die Hände in den Taschen der weiten Büxen, oder unter den dicken Schürzen.

„Wat schall nu so ein' bi uns!?" — sagt Heidmannsch zu Looksch, dreht die harte wollene Schürze und schneuzt kräftig hinein. „Wenn 't noch ein' von un' Dart wär, dennso wär dat noch 'ne Mäglichkeit, dat wi em biholl'n können; man dees is jo kein Lüdwat nütt — — hür doch blot eins, Nahweresch, wat hei torechtphöht! ut em kann jo kein Stwien klauß warden."

„Je!" mißt sich ein alter Lotse hämisch ein. „Biholl'n möt wi em nu; kein Düwel ward em freten. Man nu kümmt noch upp an, wat hei dat Spill nicht verlöppt . . . (ob er die Sache aushält).

Aber er hielt aus. Pastor Häzler stand ihm getreulich bei mit Rat und Tat und ein blondes Mädchen wartete in der Heimat auf ihn. Wenn der letzte Dachziegel dort auf dem Neubau, der am Berge emporkwuchs, festlag, würde er sich sein Lieb holen. Weib, Amt und Brot — — starke Faktoren, dazu Vorkämpfer der Kultur — — wer würde hadern und klagen!

Aber eine schwere Aufgabe blieb es, die freigewöhnte Jugend festzuhalten auf den Schulbänken. Und war sie überhaupt nur erst da! — An manchem Morgen zog Lehrer Fuchs aus, sich sein Auditorium zusammenzusammeln aus den Häusern, vom Felde und von der Dorfstraße, und nicht immer folgte es freiwillig. Pastor Häzler aber ermahnte zur Milde und Nachsicht, und der Schulrat, der plötzlich auch ins Pokenland einfiel, ver-

langte Fortschritte, Fortschritte!! Gerechter Gott! — kaum verstanden sich Lehrer und Schüler.

Das ging so hin durch viele, viele Monate mit Schelten, Beschwören und, riß die Geduld, einer gesunden Tracht Prügel, bis es in einigen leidlich hellen Köpfen zu tagen begann. Hier kam ein Körling, dort ein Johanning mit einer Schiefertafel nach Hause, auf der wahrhaftig geschriebene Buchstaben standen.

„Nee, so wat!" — Die Alten staunten das Stück Schiefer im glibberigen Holzrahmen an, dann den gelehrten Spröckling, und nun wuchsen die Ansprüche ins Riesengroße: „Mien schall all bei schrewen Schrift man so weg lesen können, jüst as hadd hei bei Fibel . . . Mien schall 'n Breiw schriewen können!"

Das letzte verlangte Trin-Fieken Look geborene Dumrat forschweg für ihr Lütt-Fieken und versprach dem Lehrer eine fette Speckseite, wenn er es rasch mache. Denn ihr Mann war Ortsschulze geworden für Badbern, und es war nicht unmöglich, daß allerlei „Schrebenes" ins Haus kam.

Die „Bildung" war also soweit gut im Gange. Nun kam auch ein Bagger auf der Heede in Sicht, von einem Dampfschiff herangeschleppt. Der lagerte sich schwerfällig im Fahrwasser und begann seine Eimer einzutauchen in den sandigen Grund. Sie hoben und senkten sich bis an den Rand gefüllt, in langer Reihe, zwischen rasselnden Ketten, immer auf und ab. — Lotse Brand sah einmal von seinem Boot aus zu; kopfschüttelnd berichtete er: „Jd haw tellt und tellt, ümmertau — man dat nähm kein End — mi is 't äwerworden; dat hal de Düwel."

Der Baggerinspektor aber sah von seinem Kajütenfenster aus über das wunderschöne, grüne Giland hin; ein wonniger Gedanke durchzuckte sein sehnsuchtskrankes Herz: in ein solches freundliches Hüttchen, nahe der See, bringst du dein junges Weib, und stößt dein Boot auf den Strand zu kurzer Erholung am Lande von der Tagesarbeit, grüßt dich das blonde Köpchen durch die kleinen, vielgeteilten Scheiben.

Es geschah. Und der erste Badegast betrat die Halbinsel.

## IX.

Ein Sommerabend war's. So lau und lind die Luft, so weich der Wind, der durch die breitausladenden Äste des alten Bergamottbaumes strich. Auf der Bank darunter saßen der Pastor und seine Gattin. Sie lauschten dem Säuseln über und um sich, dem Lachen und Plaudern auf der Dorfstraße und dem Hundegebell, das von allen Höfen erschallte und den alten, müden Nero von seiner Hütte her zur ärgerlichen Antwort reizte. Und sie lauschten in sich hinein auf die Stimmen, die ertönen, wenn das Haar gebleicht und Mund und Augen müde geworden sind. Dem Pastor war die Pfeife ausgegangen über dem Sinnen. Er fühlte die Abendkühle, schauerte leicht zusammen und ermahnte zum Aufbruch. In der Studierstube flammte die kleine, grünlackierte Blechlampe mit dem seitwärts angebrachten, geschlossenen Ölbehälter — eine Errungenschaft der Neuzeit — auf.

„Willst du noch arbeiten, Edward?“

„Nein; doch setze dich noch ein Weilchen zu mir hierher auf das Sofa — so.“ Er lehnte sich zurück. Frau Magdalene hatte schon ein Papierstreifen von der karierten Tischdecke ertwischt, mit flinken Fingern drehte sie es zum Fribus und ließ ihn an der Lampe aufflammen: „hier Männing!“ — „Danke!“

„Ich glaube, ich verstehe die Zeit nicht mehr, Lenchen!“

„Wieso? Edward.“

Der Pastor streichelte das glattrasierte Kinn; wieder und wieder trafen sich Daumen und Zeigefinger unter der kurzen Haargruppe am Halse. Sein nachdenklicher Blick ging über das Zimmer hin und blieb an einer Kreidzeichnung, dort über dem Büchertische, haften.

„Ja . . . ja!“ — —

Frau Magdalene wartete.

„Der da drüben sagte einmal in einer gesegneten Stunde: Geduld üben, mein Sohn, ist jedes Menschen Pflicht. Predige sie allen, du aber zeige sie. Das Wort verfliegt — das Beispiel redet fort und fort.“

Wieder versank er in Sinnen.

„Edward!“ Frau Pastor liebteste fachte die runzlige Hand, die die Pfeife hielt.

Der Sanftermahnte hob den weißen Kopf:

„Ja . . . ja . . .“

Frau Magdalene griff in das Körbchen, in dem zu allen Zeiten ein fester, dunkler Wollstrumpf der Vollendung entgegenharrte. Doch die Hand des Gatten lag schon auf ihrem Arm: „Bitte, laß heute, Kinding.“

„Wir waren doch heute früh in Tellow, der neue Küster und ich, du weißt?“

Frau Magdalene nickte.

„Zum ersten Male sollten wir einen Landweg zusammen machen; nach Klein-Nediz hatten wir doch immer Bootsverbindung. Ich warte und warte. Man läßt mir vom Küsterhause sagen, Herr Schult . . .“

„Herr?“ — —

„Herr Schult würde pünktlich an Ort und Stelle sein, er ließe sich einstweilen die Sachen ausbitten. Ich händige dem Boten Amtskleidung und Abendmahlsgesäte ein — ungern, denn ich verstand schlecht, alles in dem Bündel unterzubringen, der alte Werner hatte es stets gemacht . . .“

„war ja auch seine Pflicht.“

„und gehe also voraus; freue mich des Meeres, seiner Bläue und Frische und folge mit den Blicken dem Flug der Möven, meiner Lieblinge. Ich komme weiter und weiter und bin schon in der Nähe des Dorfes. Neben mir ist plötzlich ein Geräusch, wie das Knarren eines Wagens auf dem weichen Landwege. Ich schaue auf. Mein Küster fährt grüßend an mir vorüber . . .“

„Der Hans-Duast!“ — —

„Er springt elastisch von dem hohen Leiterwagen, heißt den Knecht die Pferde absträngen und warten; einstweilen aber das Bündel ins Haus tragen.“

Eine Aussprache vor der Amtshandlung schien mir unangebracht. Als ich aber nach Beendigung derselben dem alten Fischer Thoms die Hand gedrückt und ihm ein paar tröstliche Worte zugewendet, auch mich von den übrigen Hausgenossen verabschiedet, war Leiterwagen samt Küster und Bündel weit vor mir auf der Höhe der Düne sichtbar.“

„Und du hast ihn nicht herkommen lassen?“

„Noch nicht, Magdalene, denn ich gestehe, ich bin noch nicht mit mir im reinen.“

„Aber Edward! das ist doch unerschämmt.“

„Von unserem Standpunkt aus, gewiß; von seinem? — Können wir den überhaupt beurteilen?“

„Du bist zu gut, Edward. Gehörig auslöhen! das wäre ihm gesund gewesen.“

„Aber unser Verhältnis zueinander würde ungesund. Unser Beruf duldet keinen Streit. Wenn wir nebeneinander stehen, stehen wir auf dem Boden der Kirche, und Gottes Wort ist unsere Sprache.“

Er erhob sich und ging mit müdem Schritt bis zur Wand, nahm das vergilbte Bildchen vom Nagel und drehte es um: „Schau her, Lenchen.“

Auf der fleckigen Pappe war, kaum noch leserlich, dicht am Rahmen zu sehen: Das Beispiel redet fort und fort. Waldemar Häzler 1780.

„O, dein Geburtsjahr . . .“

„Ja.“

Seine freundlichen Augen liebkosten die steilen verblaßten Schriftzüge. „Es soll reden,“ sagte er leise und hängt das Bild an seinen Platz. Dann legte er den Arm um Frau Magdalenenens Schulter: „Komm, liebes Weib, wir wollen zur Ruhe gehen.“

„Und du willst nichts . . .“

„Still davon. Das ist abgetan. Habe Dank für deine Teilnahme an meiner Unruhe, meiner Unsicherheit. Wo ist deine Hand — sieh, Lenchen, die Aussprache mit einem lieben, hilfsbereiten Wesen klärt manches in uns. Wir Menschen sind ein unvollkommenes

Geschlecht, abhängig von Stimmungen und Meinungen. Wir tasten — wohl uns, wenn gütige Hände sich uns entgegen strecken.“

„Edward!“ —

Sie lehnte sich an ihn, und ihre Augen feuchteten sich: „Was könnte ich . . .“

„Still, Kind!“ — Er küßte ihr Stirn und Wangen. „Und nun komm!“

Langsam wanderten sie nebeneinander über den Flur, der Schlafstube zu. Der Pastor trug das Talglicht und leuchtete vorsichtig: „Da Lenchen, die Schwelle . . .“

„Ich sehe, Edward.“

Des Pastors Pfeife war nicht ganz leer. Im Schlafrock wanderte der Greis noch auf und ab, mit Behagen die letzten Jüge auskostend. Frau Magdalene nestelte schon an den Haubenbändern.

„Weißt du, Edward, daß Mine Nehls und Hanne Heidtmanns sich einen Dienst in Greißwald gesucht haben?“

„Nein, seit wann?“

„Ich weiß es nicht genau. Sie gehen im Oktober hin; vorher sollen sie aber erst noch das Abendmahl nehmen. Die ersten, die in die Ferne streben . . .“

„Die ersten — viele werden ihnen folgen. Arme, verblendete Kinder! aus der Freiheit in die Dienstbarkeit. Sie werden harte Erfahrungen machen; sie sind noch nicht reif für die Fremde.“

„Das war auch mein Gedanke, und ich habe kräftig abgeraten; genügt hat es nichts. Das Geld lockt sie.“

„Ja, ja. — Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit . . . Gute Nacht, liebes Weib, schlaf wohl.“



## Über das Ideal einer einheitlichen deutschen Frauenbewegung.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Dem Bundestag in Danzig steht die Erledigung einer Interpellation bevor: „Was kann der Bund tun, um die Frauen aller Klassen zu einer einheitlichen deutschen Frauenbewegung zusammenzuschließen?“ Diese Interpellation ist der Beitrag des Vereins Frauenwohl-Berlin zur diesjährigen Tagesordnung. Ihre Bedeutung ist aus dem Wortlaut erkennbar. Da es heißt: Frauen aller Klassen, so liegt wohl ihr Schwerpunkt in der Frage nach dem Verhältnis des Bundes zu den proletarischen Frauen. Wenn man in gleichem Maße an die konfessionelle Frauenbewegung gedacht hätte, hätte man logischerweise sagen müssen „aller Klassen und aller religiösen und politischen Überzeugungen“ oder etwas ähnliches. Zunächst also werden wir uns auf einen Rückblick auf die Bundesgründung und die Arbeiterinnenvereine an der Hand der „verbotenen gewesenen Broschüre“ über den linken Flügel rüsten oder besser gesagt in Geduld gefaßt machen müssen. Und dann werden wir, wie in Dresden, den Radikalen den Lorbeer des sozialen Gewissens oder des sozialpolitischen Intellekts in der deutschen Frauenbewegung überlassen müssen. Denn der Bund wird auf diese Interpellation eine nach dem Herzen der Radikalen unzureichende Antwort geben müssen.

Und warum? — Es ist, um diese Frage zu beantworten, notwendig, das Ideal einer „einheitlichen deutschen Frauenbewegung“ einmal, seines Gefühlswertes entkleidet, im Licht der gegebenen Tatsachen anzusehen.

Zunächst steht das Eine fest, trotz der Polemik, die in der von Heinrich und Lily Braun herausgegebenen „Neuen Gesellschaft“ gegen den Begriff der einheitlichen deutschen Frauenbewegung geführt wird: An sich liegt in dem Inhalt des Wortes Frauenbewegung, mag man ihn noch so weit fassen, nichts, das eine solche Einigung der Frauen aller Klassen und aller politischen und religiösen Überzeugungen hindert. Es muß von unserer Seite immer wieder betont werden, daß die Frauenbewegung ihren Grundlagen nach weder an bestimmte soziale und politische Anschauungen, noch etwa an besondere wirtschaftliche Zustände absolut gebunden ist. Wir sind der Ansicht, daß die konservativste Grundbesitzerin, die keine Stimme in ihrem Schulvorstand hat, im Grunde demselben Feind gegenüber steht, wie die Arbeiterin, der das Stimmrecht in ihrem Gewerbegericht verweigert ist.

Das werden schließlich auch die Sozialistinnen zugeben. Aber sie haben die Ansicht, daß es, um diesen Feind zu bekämpfen, keiner Frauenbewegung bedürfe. Man hat sie gelehrt, in der Knechtung der Frau ein Symptom des Klassenstaats zu

sehen, das, durch ihn tausendfach bedingt, auch nur mit ihm zugleich fallen kann. Und sie halten ferner die Lösung der Frauenfrage im Sinne einer vollen wirtschaftlichen und rechtlichen Emanzipation durch den Zukunftsstaat für durchaus und felsenfest garantiert. Dazu gibt ihnen das sozialdemokratische Programm ein Recht, denn die Befreiung der Frau und die volle Gleichberechtigung der Geschlechter gehört seit lange zu seinen Kardinalpunkten.<sup>1)</sup> So heißt die Forderung für die Frauen: stützt die Partei, kämpft Schulter an Schulter mit den Männern den politischen Kampf, es ist der einzige Weg zum Siege auch für euch, zur sicheren Erfüllung eurer besonderen Frauenwünsche.

So lehren offiziell die Führer. Daß diese Lehre sämtlichen Männern einer deutschen Dreimillionenpartei aus der Seele gesprochen sein sollte, wird niemand für wahrscheinlich halten. Man bedürfte gar nicht einmal des Beweises durch all die verräterischen kleinen Entgleisungen, die sich dieser oder jener Genosse in punkto Frauenrechte auf jedem Parteitag zu schulden kommen läßt. Von allen Selbstverleugnungen, die das Programm dem einzelnen abverlangt, ist ganz gewiß dem Durchschnittsparteigänger die Verleugnung seiner männlichen potestas die härteste. Und die Parteidisziplin wird hier sicherlich einen ansehnlichen Bestand verschwiegener Kezerei und privater Rückfälligkeit hinter Schloß und Riegel halten.

Es entspricht ganz diesem Stand der Dinge, wenn ein Artikel von Edmund Fischer in der Märznummer der Sozialistischen Monatshefte (S. 258 ff.) einmal eine „ausgiebige Erörterung der Frauenfrage“ verlangt, „der man in den letzten Jahren so sehr aus dem Wege ging, als scheue man sich auszusprechen, was ist.“ Nun ist ja wohl dies Aus-dem-Weg-gehen, das der „Vorwärts“ in einer Entgegnung entschieden bestreitet, nicht eine bewußt geübte Politik gewesen, sondern — was allerdings symptomatisch vielleicht ebenso schwer wiegt — das Vermeiden von etwas Unbehaglichem, eine gewisse Scheu, die Bekenntnistreue in diesem Punkt zu genau auf Herz und Nieren zu prüfen. Und wundern wird es niemanden, wenn der Anfang, den Edmund Fischer selbst zu der gewünschten Erörterung macht, Ansichten über die Frauenfrage zutage fördert, wie sie gerade so gut in den „Grenzboten“ oder in der „Kreuzzeitung“ stehen könnten. Er behauptet, trotz des schönen Paragraphen des Parteiprogramms wörtlich: „Die sogenannte Frauenemanzipation widerstrebt der weiblichen Natur und der menschlichen Natur überhaupt, ist unnatur und daher undurchführbar.“ Ich glaube nicht, daß man den Genossen Fischer wegen seines feministischen Glaubensbekenntnisses von der Partei ausschließen wird, ja, daß man seinem Abfall von den anerkannten Überzeugungen der Partei auch nur entfernt die Bedeutung beilegt, die etwa die Meinungsverschiedenheit des Genossen Schippel in der Zolltariffrage gehabt hat. Man wird die Stellung zur Frauenemanzipation nicht zu einer test question und die Ablehnung der Gleichberechtigung der Frauen, mag man sie noch so nachdrücklich als „spießbürgerlich, philisterhaft, kleinbürgerlich“ bezeichnen, nicht zu einer Todsünde stempeln. Ergo — so für alle Zeiten unbedingt sicher, fraglos und selbstverständlich, wie es nach den offiziellen Kundgebungen der Partei scheint, ist die Förderung der Frauenemanzipation durch die Sozialisten nicht.

Aber vielleicht durch den Sozialismus? Oda Olberg hat eine ausgezeichnete Erwiderung auf Fischers Artikel im Aprilheft der Sozialistischen Monatshefte mit dem

<sup>1)</sup> Vgl. Kautsky in seinen Erläuterungen zum Erfurter Programm. Stuttgart 1902.

Bekanntnis geschlossen: „ich glaube an die Befreiung der Frau durch den Sozialismus — auch trotz der Sozialisten“. In dieser Antwort ist interessant, wie die ruhige Wissenschaftlichkeit, die Oda Olbergs Erörterungen stets kennzeichnet, zu einer Objektivität führt, die auch den Parteistandpunkt gewissermaßen von außen sieht und darstellt. Und so liegt für sie der Ausgangspunkt der Frage nicht wie bei Fischer innerhalb, sondern außerhalb der sozialistischen Weltanschauung. Fischer fragt: Fordert die wirtschaftliche Entwicklung, an die wir glauben, die Frauenemanzipation? Oda Olberg sieht in dieser Fragestellung eine Verkrüppelung des Problems; der Ausgangspunkt liegt für sie in der Frau selbst. „Die Frau strebt, wie jedes Lebewesen, nach Raum zum Ausleben für ihre Lebensenergie.“ — — „Das Streben ist das Gegebene, die Tatsache, von der jede Diskussion der aus diesem Streben geborenen Frauenfrage am besten ihren Ausgang nimmt.“ Edmund Fischer hat gefragt: Können und müssen wir der Frauenemanzipation einen Platz in unserem sozialistischen Programm geben? Hilft uns die Frauenemanzipation zur Verwirklichung der sozialistischen Gesellschaft? Und Oda Olberg fragt: Hilft uns die sozialistische Gesellschaft zur Frauenemanzipation? Sie bejaht diese Frage, aber eigentlich nur deshalb, weil sie dies Streben der Frauen für etwas so unbedingt Unausrottbares hält, daß sich ihm die Gesellschaft anbequemen und unterordnen muß. Vorsichtig und abwägend gibt sie zu, daß eine sozialistische Gesellschaftsordnung diesem Streben vielleicht besonders günstige Möglichkeiten bietet, aber sie ist weit davon entfernt, einmal, die freiheitliche Bewegung der Frauen ausschließlich als eine Unterfrage dem sozialistischen Programm einzuordnen, noch andererseits zu behaupten, daß der Sozialismus an sich die Emanzipation der Frau garantiere. Sie verläßt sich, um mit ihren eigenen Worten zu sprechen, bei jeder Prognose „auf den Freiheitsdrang der Frau“. Durch ihn wird die zukünftige Gesellschaft — wir dürfen ergänzen, denn es liegt in der Konsequenz ihres ganzen Gedankenganges: wie sie auch beschaffen sein möge — in irgend einer Form zur Frauenemanzipation gezwungen werden. „Trotz der Sozialisten“.

Was uns an dieser ganzen Widerlegung besonders interessiert, ist eben die Tatsache, daß hier eine Sozialistin selbst die Frauenbewegung als eine über die Parteien hinausgreifende, einheitliche, zugleich geistige und wirtschaftliche Bewegung auffaßt. Wir gewinnen für unsere Frage aus dieser Polemik die Tatsachen: erstens, daß auch in der sozialistischen Partei der Kampf der Frau gegen den Mann um ihre besonderen Fraueninteressen gekämpft werden muß — sagt doch Oda Olberg kaltblütig: viele Parteigenossen denken wie Fischer, die meisten fühlen wie er; und dadurch ist zweitens bewiesen, daß die Ziele der Frauenbewegung neben den Zielen der politischen Partei stehen als etwas für sich, etwas, zu dem die Wege der Partei an sich noch nicht führen, sondern Sonderwege, auf denen sich tatsächlich die Frauen aller Parteien zusammenfinden.

Damit ist aber nicht gesagt, daß dieses Zusammenfinden auch in den Formen äußerlich zum Ausdruck gebracht werden kann oder muß, die in der Interpellation des Vereins Frauenwohl mit dem Ausdruck „zu einer einheitlichen deutschen Frauenbewegung zusammenschließen“ ins Auge gefaßt zu sein scheinen — da doch die Deutung der Interpellation nur in der Konsequenz des die Sozialistinnen betreffenden Dringlichkeitsantrags von Dresden gesucht werden kann — oder daß der Bund deutscher Frauenvereine die Aufgabe habe, Versuche in dieser Richtung zu unternehmen.



Erlaubt glaube ich, daß der Wert eines solchen äußeren Zusammenschlusses überschätzt wird. Die sozialdemokratischen Frauen haben in vielen äußeren Kundgebungen ihrerseits die Stimme der bürgerlichen Frauenbewegung verstärkt, sie sind von ihrem Standpunkt aus bei ausnahmslos allen wichtigen Anlässen für die Ansprüche der Frauen an die Gesetzgebung eingetreten, wirksamer oft als wir, weil ihre Abgeordneten entschiedener und einstimmig für sie zu haben waren. Es ist schließlich gleichgültig, ob eine Forderung aus einem oder aus zwei Lagern kommt, wenn sie nur mit gleicher Entschiedenheit vertreten wird, und wenn nur die gleiche Pläne von Frauen dahinter steht. Vom Ziel aus betrachtet, wird sich die in den zwei Strömen gefonderte Energie doch einheitlich darstellen. Und wir haben nach dem bisherigen Verhalten der sozialistischen Frauen durchaus keinen Grund zu der Annahme, daß sie der Vertretung ihres Frauenstandpunkts nicht allein gewachsen wären und dazu etwa der Anregungen von seiten der unabhängigen Frauenbewegung bedürften.

Andererseits wissen wir doch ganz genau, daß die Sozialdemokratinnen jede öffentliche programmatische Erörterung einer „einheitlichen deutschen Frauenbewegung“ mit einer ganz entschiedenen Ablehnung beantworten müssen. Selbst wenn wir uns darüber nicht selbst einige Erfahrungen zugezogen hätten, — dank dem Eifer der Radikalen — so müßte es sich jeder sagen, der sich auch nur die geringste Mühe gibt, die Stellung der Frauen innerhalb der Sozialdemokratie zu verstehen. Es wäre ein Schlag ins Gesicht für die ganze Parteitaktik, wenn die sozialdemokratischen Frauen einer demonstrativen Solidaritätserklärung, von der Zentralorganisation der bürgerlichen Frauenbewegung abgegeben, auch nur die geringste Sympathie zeigten. Je mehr solche Erklärungen abgegeben werden, je mehr prinzipielle Erörterungen überhaupt über diese Solidarität gepflogen werden, um so mehr rückt jede Art von Zusammenarbeiten in einem einzelnen Fall in das Licht dieser Verschwisterungstendenzen, je mehr werden die Sozialdemokratinnen fürchten, es könnten von unserer Seite aus einer gelegentlichen gemeinsamen Aktion unberechtigte Folgerungen gezogen werden, je entschiedener werden sie es sich zur Pflicht machen, sich zurückzuhalten. Es wird gerade das Gegenteil von dem erreicht, was erreicht werden soll. Aberdies setzen wir unsere eigene politische Reise in ein seltsames Licht, wenn wir so handeln, als brauchten wir wirklich nur, wir als die „Privilegierten“, den „armen Schwestern“ die Hand zu reichen, damit sie uns um den Hals fallen. Wenn wir den politischen Standpunkt der ändern, und die Pflicht ihn innezuhalten und durchaus ihm entsprechend zu handeln, nicht achten, so sieht es doch bedenklich so aus, als wären wir uns überhaupt über derartige Verpflichtungen nicht so sehr klar oder als nähmen wir sie nicht ernst. Mir scheint, daß der Bund deutscher Frauenvereine es seiner eigenen Würde schuldig ist, programmatische Sympathiekundgebungen der sozialistischen Frauenbewegung gegenüber — so sehr sie auch Leuten mit warmem sozialen Empfinden und unklaren politischen Begriffen nach dem Herzen sein mögen — nicht wieder herbeizuführen.

Die Interpellation des Vereins Frauenwohl könnte aber auch etwas anderes bezwecken wollen. Vielleicht will sie den Bund auffordern, sich der Arbeiterinnenorganisation energischer anzunehmen. Es liegt mir nun vollständig fern, irgend einer Vertreterin der bürgerlichen Frauenbewegung das Recht auf Mitarbeit in der Arbeiterinnenorganisation zu bestreiten, oder die Arbeiterinnenorganisation zum Monopol der Gewerkschaften zu erklären. Aber man darf sich doch der Gefahr nicht verschließen, die bei dem durchaus politischen Charakter der ganzen Arbeiterorganisation gerade der so

leidenschaftlich betonten Solidarität der Frauen aller Parteien von dieser Seite her droht. Es ist gar keine Frage, daß bürgerliche Frauen, die auf diesem Gebiet zu organisieren beginnen, sehr leicht nicht nur in den Verdacht, sondern tatsächlich in die Lage kommen, Eeelenfischerei in den Reihen der Gewerkschaften zu treiben, oder irgend einer bürgerlichen Partei größere Dienste zu leisten als der Frauenbewegung. Wer das vom Standpunkt seiner politischen Überzeugungen aus für richtig und nützlich hält, mag es tun, mache sich aber klar, daß man damit politische Arbeit tut und Frauenbewegung im Dienste politischer Überzeugungen treibt.

Vom Standpunkt der unpolitischen, besser gesagt politisch neutralen Frauenbewegung aus aber hat man sich im einzelnen Falle doch zu prüfen, ob nicht die Gewerkschaft der Arbeiterin bessere Dienste leistet, bezw. sie im Sinne der Frauenbewegung besser erzieht, als irgend eine von bürgerlicher Seite begründete und mitgeleitete Sonderorganisation. Jedenfalls aber scheint es mir die Bedingungen zu einer gedeihlichen Mitarbeit der Frauenbewegung in der Arbeiterinnenorganisation, an deren Möglichkeit — taktvolle und sachkundige Persönlichkeiten vorausgesetzt — ich durchaus nicht zweifle, von vornherein zu zerstören, wenn vor der breitesten Öffentlichkeit allgemeine programmatische Erörterungen darüber gepflogen werden, ehe etwas Erhebliches an einer einzelnen Stelle versucht und erreicht ist. Die Pionierarbeit wäre hier auf jeden Fall von Einzelvereinen oder Einzelpersonlichkeiten zu leisten, und es müßte einer politisch wirklich neutralen Arbeiterinnenorganisation schon sehr viel Terrain gewonnen sein, ehe der Bund die Aufgabe der Arbeiterinnenorganisation auf sein Programm schreiben dürfte.

Was der Bund tun kann, um dem Gedanken einer einheitlichen deutschen Frauenbewegung, den er tatsächlich vertritt, Ausdruck zu geben, ist ein Doppeltes.

Er kann seine eigne Auffassung der Frauenbewegung, als einer von politischen Überzeugungen unabhängigen Strömung, die in gleicher Weise aus unserm geistigen wie aus unserm wirtschaftlichen Leben gespeist wird, in einem klar formulierten Programm niederlegen. Das ist in einem Vorstandsantrag des Danziger Programms in Aussicht genommen. Und dann können die einzelnen Vereine und jeder, der sich sonst für die Frauenbewegung verantwortlich fühlt, die Frauen dazu erziehen helfen, daß sie diese tatsächlich bestehende Solidarität der Frauen aller Klassen begreifen und verwirklichen, so weit nicht unsere gegenwärtigen politischen Verhältnisse dieser Verwirklichung Grenzen ziehen. Dabei giebt es ganz gewiß noch ein gut Teil Befangenheit, bewußter und unbewußter Engherzigkeit in den eigenen Reihen zu besiegen. Die neutrale Frauenbewegung ist noch weit davon entfernt, den ihrer Bedeutung und ihrer Grundlage entsprechenden Charakter gewonnen zu haben. Vor allem fehlt es ihr an Volkstümlichkeit. Das Niveau ihrer ganzen Rundgebungen, ihrer Literatur, ihrer mündlichen Propaganda, liegt innerhalb des Gesichtskreises der „oberen Schichten“. Sie ist in ihrem ganzen Betrieb zu „bürgerlich“ — d. h. sie ist eigentlich noch nicht einmal bürgerlich, denn sie hat den Weg zum Herzen und zum Verständnis des unteren Mittelstandes, des Kleinbürgertums, auch noch nicht recht gefunden. Wenigstens nur an vereinzelten Stellen. Vorläufig fehlt es ihr auch an den geeigneten propagandistischen Kräften, denn diese Umsetzung unserer Gedanken und Überzeugungen ins Volkstümliche erfordert Talente, die verhältnismäßig recht selten sind. Und noch in anderer Beziehung ist unsere bürgerliche Frauenbewegung einseitig. Sie hat ihren Sitz in den Städten. Bis jetzt hat die Propaganda noch wenig das Land gewonnen.

Mir scheinen die in Ostpreußen in fortschrittlichem Geiste begründeten ländlichen Hausfrauenvereine ein Dienst an der Frauensache, der höher steht als manche tönende Massenfundgebung in der Großstadt. Dieser Verbreiterung des sozialen Umkreises der Frauenbewegung werden vielleicht die Landesverbände wichtige Dienste leisten können. Aber auch ohne Begründung solcher Verbände könnte von den städtischen Zentren aus diese Mission in die Wege geleitet werden.

\* \* \*

Wenn von dem „Ideal einer einheitlichen deutschen Frauenbewegung“ die Rede ist, haben wir es aber nicht nur mit politischen, mit sozialen Trennungen, wir haben es seit einigen Jahren auch mit der konfessionellen Spaltung der deutschen Frauenbewegung zu tun. Auch damit haben wir uns als mit einer gegebenen Tatsache abzufinden, auch wenn wir sie ebenso beklagen, wie die Isolierung jenes anderen großen Kreises von Frauen durch die Sozialdemokratie. Ja, in mancher Hinsicht tiefer beklagen, denn hier ist — nach meinem Gefühl — willkürlich die Grenze verschärft, um ein Motiv zur äußeren Spaltung zu gewinnen. Die sozialdemokratische Frauenbewegung ist das Kind einer politischen Partei, sie hat sich auf dem Boden dieser Partei entwickelt und ist nichts weiter als die Zusammenfassung der Frauen, die dies politische Programm für sich verwirklichen wollen. Durch ihre Gebundenheit an die Parteiansichten und die Parteidisziplin sind ihr von Anfang ihre Grenzen gesteckt worden. Eine überzeugte Sozialdemokratin kann nicht zur bürgerlichen Frauenbewegung gehören, weil diese nach ihrer Anschauung überflüssige Arbeit tut und falsche Wege einschlägt. Der Glaube, daß die Verwirklichung der Frauenemanzipation von der Beseitigung des Klassenstaates schlechtweg abhängt, ohne sie nicht zu denken ist, verpflichtet sie, diese Beseitigung als ihre erste, die einzig mögliche Aufgabe zu betrachten. Der Gegensatz ist unüberbrückbar.

Ein solcher unüberbrückbarer Gegensatz besteht aber zwischen der neutralen und der konfessionellen Frauenbewegung nicht. Wenigstens das, was von konfessioneller Seite zum Prinzip der Spaltung gemacht ist, die Religion, ist eine solche Grenze nicht — oder wir könnten nicht, wie sowohl von katholischer als von evangelischer Seite zugegeben wird, in unserer neutralen Frauenbewegung überzeugte Befürworterinnen beider Konfessionen haben. Und hier muß einmal gegen die Art, wie besonders von katholischen Führern über die Stellung der interkonfessionellen Frauenbewegung zur Religion geurteilt wird, ein ganz entschiedener Protest eingelegt werden. Es wird immer so hingestellt, als wolle die Bewegung, weil sie die Einheit der religiösen Überzeugungen nicht zum Organisationsprinzip macht, „von Christentum und Religion nichts wissen“. <sup>1)</sup> Das ist eine ungerechte Beschuldigung, die auf einer wenig gewissenhaften Deutung des Standpunktes der interkonfessionellen Frauenbewegung beruht. Es heißt durchaus nicht, die Kraft einer religiös begründeten Weltanschauung verkennen oder geringschätzen, wenn wir es dem Einzelnen überlassen, den Weg zu den Quellen seiner Kraft selbst zu suchen, wenn wir der Ansicht sind, daß es die Aufgabe der Frauenbewegung weder sein dürfe, noch überhaupt sein könne, nebenbei religiösen oder besser gesagt spezifisch konfessionellen Interessen zu dienen.

<sup>1)</sup> Prof. Dr. Mausbach: Bedeutung und Ziele des katholischen Frauenbundes.

Dazu ist ihr Rahmen einerseits zu eng, sie hat eben ein Teilgebiet kulturellen Strebens, die Entfaltung der weiblichen Kräfte, zu fördern, andrerseits zu weit, ihre Aufgaben als Frauenbewegung machen es ihr zur Pflicht, sich an alle Frauen, der verschiedensten religiösen Überzeugungen, zu wenden. Es ist damit durchaus nicht gesagt, daß nicht bei jedem tiefen und ernsten Menschen auch die Frauenbewegung sich den Wertbegriffen seiner Weltanschauung unterordnete, sich mit dem Innerlichsten seiner Lebensauffassung verbände und dadurch neben dem allgemeinen, äußerlichen einen spezifischen, persönlichen Inhalt bekäme. Aber es ist meine feste Überzeugung, daß sich auf dem Boden der interkonfessionellen Frauenbewegung eine Einheit herstellen ließe, bei der doch der Entfaltung jeder besonderen Richtung ihr Recht gewahrt würde.<sup>1)</sup>

Im Grunde kommt aber zu diesem Betonen des konfessionellen Moments noch etwas anderes, das den deutsch-evangelischen und den katholischen Frauenbund von dem Bund deutscher Frauenvereine trennt, etwas, das an sich mit Religion gar nichts zu tun hat, so oft es auch aus der Religion abgeleitet und mit ihr in Verbindung gebracht wird. Das ist kurz gesagt die Einschränkung ihrer Ziele.

„In den Reihen der allgemeinen konfessionslosen Frauenvereine“, so sagt Prof. Mausbach in der schon zitierten Rede mit Beziehung auf ein Gedicht von Annette von Droste, „haben unsere katholischen Frauen zu viel gefunden von jenem Wettersturm, Trompetengeschmetter und Handschuh-Hinwerfen, zu wenig von jener Ehrfurcht vor der heiligen Natur und der frommen Sitte, zu wenig von jener zitternden Scheu, mit der die echte Frau den Griffel ergreift, und von jener Bescheidenheit, mit der sie ihre Kräfte und Ziele abmißt.“ Nun hat man zwar von „zitternder Scheu“, nach den Berichten zu schließen, sogar bei den Rednerinnen des ersten katholischen Frauentags nicht viel gemerkt — der Entschluß des premier pas qui coûte hatte eben für sie, dank der Selbstverleugnung unserer ersten Vorkämpferinnen, von seiner ungeheuren Härte schon ein gut Teil verloren. Aber das zeigten die Verhandlungen jenes Tages, das zeigt auch die ganze propagandistische Tätigkeit des jungen Bundes: man will langsam vorgehen, man lehnt die politischen Forderungen ab, schränkt die beruflichen ein.

Und ähnlich lauten die Stimmen aus dem deutsch-evangelischen Frauenbund. „Die deutsche Sitte erlaubt uns manches nicht, was bei Frauen anderer Nationen vielleicht nicht abstößt; lassen wir die äußere Form fallen, so geben wir damit nur zu leicht auch einen Teil unseres inneren Zartgefühls auf: ‚Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte‘. Wir wollen treu festhalten an den gottgewollten Ordnungen: Familie und Staat, Kaiser und Reich! Nach politischen Rechten für die Frau zu streben, entspricht nicht unserer Überzeugung.“ So heißt es in einem Artikel: Was will der Deutsch-Evang. Frauenbund? im „Frauenkalender“ von 1905. — Da die neutrale Frauenbewegung unseres Wissens auch nicht mit dem Plan umgeht, „Staat und Familie, Kaiser und Reich“ zu stürzen, so bedeutet das Bekenntnis der ungenannten Verfasserin dieses Artikels wohl, daß sie den Staat in genau seiner jetzigen Form, den Staat der durchgehenden Rechtlosigkeit der Frau zu erhalten wünscht. Damit aber ist allerdings nach unserer Überzeugung die ganze Bewegung auf sehr zweifelhafte Grundlagen gestellt.

<sup>1)</sup> Wir verweisen im übrigen auf den Artikel derselben Verfasserin: Konfessionalismus und Frauenbewegung im Januarheft 1904. D. Red.

Hier also liegen allerdings Grenzen. Die beiden konfessionellen Frauenbunde sind zugleich die Zusammenfassung der konservativen Elemente in der deutschen Frauenbewegung. Diese Grenzen aber werden so gewiß schwinden, als die Konsequenz des eignen Strebens die Frauen in beiden Lagern über einen für den Moment gesteckten Rahmen hinausführen muß. Dann wird das Ideal einer einheitlichen deutschen Frauenbewegung seiner Verwirklichung ein gutes Stück näher gerückt sein.

\* \* \*

Es ist im Interesse der Bundesarbeit zu bedauern, daß ihr durch die konfessionellen Vereine und die Sozialdemokratie wertvolle Kräfte entzogen sind — daß dem Bund die Wärme und Innerlichkeit so mancher religiösen Persönlichkeit, und daß ihm die Sachlichkeit so mancher im politischen Kampf geschulten Kraft verloren ist. Wir alle sind uns bewußt, daß dieser Verlust leicht eine Verengung unseres eignen Gesichtskreises bedeuten kann. Das Ideal einer einheitlichen deutschen Frauenbewegung aber brauchen wir uns nicht nehmen zu lassen. Wir können uns darauf verlassen, daß die Frauen, die innerhalb der verschiedenen politischen und konfessionellen Lager für ihr Geschlecht arbeiten, durch ein Gesamtbewußtsein zusammengehalten werden, das schließlich doch die ausschlaggebende Kraft ihrer Unternehmungen sein wird.



## Luise Schillerin.

Ein Frauenleben aus vergangenen Tagen.

Von

Julie Pfeifficker.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 488.)

Über im Gerlinger Pfarrhaus gab es einen Pfarrverweser mit Namen Frankh. Dieser sollte eigentlich längst seine eigene Pfarre haben, und an seiner Seite sollte die Luise, geborene Schillerin, als Pfarrfrau walten. Schon seit Jahren verkehrten die beiden jungen Leute auf freundschaftliche Weise miteinander, und längst fanden die Leute, daß eines fürs andere eine „passende Partie“ sei. Doch war es die eigene Schwerfälligkeit und Bequemlichkeit, war es Mangel an Selbstvertrauen oder gar die Ungunst der Verhältnisse, die den jungen Theologen bisher abgehalten hatten, das entscheidende Wort zu sprechen? Er konnte sich nicht dazu entschließen, und die arme Luise, die genau wußte, wie es um ihr Herz stand, vergoß manche heimliche Träne des Kummers und mitunter wohl auch des Argers. Dem Vater war es auf seinem letzten Krankenlager noch das größte Anliegen, die Tochter unverorgt zurücklassen zu müssen.

Unter Verforgung wurde für ein junges Mädchen nichts anderes verstanden, als daß sie unter die Haube komme. Daraus wurde auch nicht der geringste Hehl gemacht, sondern sobald ein Mädchen ins heiratsfähige Alter gekommen war, galt es als selbstverständlich, daß für sie nach einem Ehegespons ausgesehen wurde, woran sich

Freunde und Bekannte in wohlwollendster Weise zu beteiligen pflegten. Auch bei Luise war das nicht anders. Als einmal ein junger Mann aus dem Bekanntenkreise sich verheiratete, konnte die Mutter eine leise Verstimmung nicht ganz unterdrücken, denn die Bemerkung entschlüpfte ihr: „Die Luise hätte sich gewiß auch vor ihn geschickt.“ Der Vater hatte die Hoffnung, daß vielleicht ein junger Gärtner eine der Töchter heiraten würde, und das hätte ihm sicher nicht übel gepaßt, einmal Tochter und Pflanzschule zugleich denselben Händen übergeben zu können. Oberhofgärtner Scheidlen, mit dessen Familie Luise sehr befreundet war, leiht solch versorglichen Wünschen poetischen Ausdruck, indem er in einem ihr gewidmeten Geburtstagskarmen ihren Genius folgendermaßen anspricht:

„Gib Deiner lieben Schillerin  
Bald einen Jüngling hoch von Sinn  
Und sanften Herzens, dessen Hand  
Sie führt ins große Vaterland“ usw.

Ähnliches sagt der Stammbuchvers der Stollin:

„Freundin, unter Lust und Scherzen  
Fliehe Dir Dein Leben hin.  
Werde einst des besten Mannes  
Zärtlichste Gebieterin.“

Der Geschmack hat sich in derlei Dingen inzwischen etwas geändert, und so würde auch der Leutnant von heute einem jungen Mädchen gegenüber seine Wünsche in andre Form kleiden als es der Leutnant v. Bouwinghausen mit seinem Blättchen „An die Jungfer Schillerin“ getan hat:

„Unter Scherz und sanften Freuden schwebt  
Freundin! dir dein Leben hin;  
Und der große Freudenschöpfer gebe  
Dir ein Männchen recht nach deinem Sinn.“

Sind solche Äußerungen gewissermaßen noch zart zu nennen, so trägt dagegen der gedruckte Vers, der ohne Namensunterschrift ins Stammbuch gelegt worden war, faustdick auf:

„Noch immer trübt die ungewisse Liebe  
Dir deine Stunde, armes, gutes Mädchen du!  
Ein Jahr dahin! Mein Herz wünscht jede trübe  
Durchhoffte Stunde dir in ganze Jahre süßer Ruh  
Zu wandeln, wünscht, daß bald, o bald die bange Küsse  
Gesicherte Umarmung dir versüße.“

Doch all die guten Wünsche in Poesie und Prosa wollten bei Luise lange nicht in Erfüllung gehen. Daß sie selbst dabei irgend welchen Schritt entgegen getan hätte, ist nicht anzunehmen, aber daß es der sterbende Vater für sie tut, erkennt sie in einem Schreiben an den Bruder mit aufrichtigem Danke an:

„Die liebe Mutter wird dir im letzten Briefe einiges von meinem geliebten Freunde geschrieben haben; ich hätte dir es schon selbst mitgeteilt, allein die Aussichten waren bisher noch nicht so hoffnungsvoll wie jetzt. Nun hat er sich ganz gegen den lieben seligen Vater erklärt. Letzterer ließ ihn zu sich vors Bett kommen vor ungefähr zehn Tagen und sagte ihm, daß er noch ein Anliegen hätte und wünschte darin Gewißheit zu haben. Er sähe täglich, mit welchem Attachement er sich gegen seine Luise besonders, und überhaupt wie tätig teilnehmend er sich gegen uns alle schon geraume Zeit her betragen, daß dieses noch sein einziger Wunsch wäre, seine Luise versorgt zu wissen, um ruhig sterben zu können. Mein Freund gab ihm dies zum Trost: daß er ganz ruhig sein könnte deswegen, indem er ihn versichere, daß sobald er Brot und Amt habe, ich es mitgenießen solle, welches schon lang in seinem Herzen beschloffen gewesen; gab ihm die Hand darauf und versicherte ihn seiner fortdauernden Liebe und

Anhänglichkeit an uns alle. Der gute Vater! es war ihm immer vor mich bange; weil mein Freund sich unterdessen noch gar nicht gegen ihn äußerte, glaubte er, daß es nur Freundschaft allein wäre, weil er sich unserer so tätig annahm; jetzt aber sehen wir ihn an, als wenn er schon in unsere Familie gehörte.“

Und Christophine schreibt an denselben am 23. Mai 1796:

„Ich habe nun auch den Herrn Vikarius Frankh kennen lernen, der schon etliche Jahre mit der Luise bekannt, und nach dessen ganzem Betragen zu schließen ist, daß er Absichten hat. Er ist ein guter Mann, dessen Außeres nicht unangenehm ist und steht auf dem Punkt, bedienstet zu werden. Er ist überdies ein sehr gutmütiger Mensch, welcher, so lang als unsre Krankheiten währen, uns auf die freundschaftlichste Art beigestanden und viele Dinge im Haus besorgt hat, welche die Mama oder ich nicht haben besorgen können. Ich habe ihn hören predigen, und sein planer evangelischer Vortrag hat mir mehr gefallen, als wenn er mehr Philosoph wäre. Er hat selbst Vermögen, daß er bei seiner Wahl nicht nötig hat auf Vermögen zu sehen. Der Papa hat von ihm verlangt, er möchte ihm eine Art Rational aufsetzen, die dem lieben Bruder hier beigelegt ist. Er ist jetzt 11 Jahr examinierter Magister und indessen immer auf Vikariaten gewesen, in welchen er den Umfang seines künftigen Predigeramts vollkommen hat einsehen lernen. Vielleicht wäre er schon bedienstet, wenn er mit einem geringen, an den Grenzen des Landes liegenden Ort hätte Vorlieb nehmen wollen. Da er aber als ein geborener Stuttgarter einige Wahl hat“ usw.

An anderer Stelle schreibt sie noch: „Frankh ist ein guter Mann, der sich für sie und sie sich für ihn schickt, und sie werden glücklich sein.“

Und dann wieder heißt es:

„Mein sehnlichster Wunsch ist, daß sie Frankh glücklich machen möchte; so wie ich ihn kennen lernte, schicken sie sich recht gut zusammen. Sie und er haben wenig Außeres, also werden sie wohl miteinander eher vorlieb nehmen; beide sind rechtschaffen und können in ihrer Lage viel Nutzen stiften.“

Doch trotz all des schönen Einklangs brauchte der beschlußflebrige Frankh noch drei weitere Jahre, bis er mit sich selbst endgültig ins Reine kam.

Wie es scheint, rückte ihm die Mutter Schiller mit immer deutlicheren Winken zu Leibe und sprach sogar dem Sohne gegenüber die Absicht aus, den säumigen Freier vor einer Zeugin zu einer Aussprache zu nötigen.

So ganz zu verwundern wäre ein solches Vorgehen, von dessen Ausführung uns jedoch nichts bekannt ist, nicht gewesen, wenn man bedenkt, durch wie viele Freundschafts- um nicht zu sagen Liebesbeweise Frankh im Lauf der Jahre seine Zusammengehörigkeit zur Familie bekundet hat. Auch bewiesen seine Aussprache gegen den Vater sowie seine Handlungen längst, daß er sich vollkommen klar über seine Empfindungen gewesen sein mußte. In welcher schiefen Stellung er sich jedoch durch sein Benehmen brachte und welche Verstimmung in der Familie dadurch hervorgerufen wurde, das erfahren wir wieder durch einen Brief Christophines an Schiller vom 17. März 1797, wo die betreffende Stelle lautet:

„Wegen der Geschichte mit dem Vikari, die sie dir auch werden geschrieben haben, ist es noch immer zweifelhaft, könnte die Luise ganz frei handeln, so dünkte ich, sollt sie die Bekanntschaft ganz aufheben, da er sehr viel Zweideutiges im Charakter hat — aber so muß man die Sache von allen Seiten überlegen, und so viel ich merkte, liebt sie ihn dennoch, ob sie schon alle diese Fehler sieht; und dann ist es doch eine Aussicht der Versorgung, da er aufs längste in einem Jahr einen Dienst bekommen muß, seine Mutter ist kürzlich gestorben, die immer dagegen gewesen sein soll.“

Da scheint also der Haken zu stecken: seine Mutter war nicht für die Verbindung! Frankh, der Sohn eines Umgeldskommissärs aus Stuttgart, war das einzige Kind vermöglicher Eltern und sollte bei seiner Wahl ohne Zweifel auch nach etwas Geld sehen, damit Gleiches zu Gleichem komme, also ganz anders, als Christophine dachte,

die gerade in der Vermöglichkeit des Mannes einen Grund dafür erblickte, daß die Frau keines mitzubringen brauche.

Wie Luise selbst über ihren zaudernden Liebhaber dachte, können wir nur erraten, ganz deutlich spricht sie sich nicht darüber aus, aber einen Begriff von ihrer Herzensverfassung und ihrem treuen bescheidenen Lieben gibt uns ein von Leonberg aus an Christophine gerichtetes Briefchen, worin sie erzählt, daß ihr Freund den ganzen Mittag bei ihr gewesen und was dann gesprochen worden sei. Hierauf fährt sie fort: „Vor ungefähr vierzehn Tagen gab er (das liebende Mädchen schreibt bezeichnender Weise „Er“ groß, worauf sie dann das große E streicht und durch ein kleines ersetzt) mir seinen Schattenriß ganz klein in Gold gefaßt zum anhängen, den ich auch ganz heimlich unterm Halstuch trage. Er ist recht ähnlich getroffen und hat kein übles „proville“. Das Miniaturportraitle, wo du mir geschickt, gab ich ihm (auf etlichmal wiederholtes Bitten um ein Bild von mir), worauf er mir seinen Schattenriß brachte. Es ist gar ein gutes gefälliges Geschöpf, nur ein wenig salopp in seiner Kleidung, das mir auch oft unangenehm ist, besonders weil wir immer soviel Besuche von den wirklichen hiesigen Einwohnern haben, wann diese von seiner Kleidung auf seinen Charakter schließen. Ich hab es ihn auch schon oft deutlich merken lassen, daß ich lieber sehe, wenn er hübsch reinlich gekleidet immer wäre, allein er vergißt sich gleich wieder. Diesen Fehler aber würde ich schon zu heben wissen, wenn meine Wünsche erfüllt würden.“

Damit sollte es in der Tat nun nicht mehr lange anstehen. Freilich gab es zuvor noch einen großen Schrecken, als Frankh, verdrücklich darüber, daß er sich mehrmals vergeblich um ein Pfarramt melden mußte, die Flinte ins Korn werfen und auf alles weitere Welden verzichten wollte. Aber noch im selben Jahr, nach siebenjährigem Besinnen und gerade noch, ehe er in sein vierzigstes Lebensjahr eintrat, kam es zur Hochzeit am 20. Oktober 1799. Damit konnten auch endlich die guten Wünsche, die Schiller schon drei Jahre früher im Hinblick auf dieses in Aussicht stehende Ereignis schrieb, in Kraft treten:

„Meiner guten Luise wünsche ich zu ihren guten Aussichten und dem braven jungen Mann Glück, der ihr seine Hand anbietet und durch sein edles Betragen an dem Krankenlager unseres Vaters seine rechtschaffene Geinnung an den Tag gelegt hat. Vielmalß soll sie mich ihm als meinem künftigen Schwager empfehlen und sich im Voraus meiner Freundschaft und herzlichster Ergebenheit sichern.“

\* \* \*

Vom Oktober 1799 an haben wir nun Luise als Pfarrfrau in Cleverfulzbach aufzusuchen, und es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie sie dort ihren Hausrat — zu 1000 Gulden schätzt die Mutter die ganze Ausstattung ein — nebst den zahlreichen „Hochzeitsgeschenken“ auswacht und ordnet. Da sind die drei Gugelbojer-Wädel aus Kupfer, der Kupferhasen, das Kupferschäpflin, die Silberlöffel u. a. m. Kunstgegenstände, Nippes und was sonst an fragwürdig wertvollen Gegenständen heutzutage einen Hauptbestandteil des neuen Inventars auszumachen pflegt, fehlen ganz auf dem Verzeichniß, das sie darüber anlegte. In einer Zeit, wo ringsum Kanonen donnern und Säbel rañeln, da ist der Sinn naturgemäß aufs Nützliche gelenkt, zudem entbehrte die Welt damals noch der segensreichen Einrichtung der Kamischazare, Ausverkäufe und Warenhäuser, wo derlei Dinge in bewingend reizvoller Ausföhrung wohlfeil angeboten werden. Die Leute waren entseßlich nüchtern und schenkten dementivredend. So gab der „Herr Spezial“ rund und nett einen Dukaten. Andere machten es ähnlich und gaben je nach Vermögen oder gutem Willen ebenso viel oder weniger, der eine eine halbe Markdor, der andere einen großen oder einen halben Taler, jener 4 Sedebäzner u. s. f. Dafür konnte die Braut, die solche Gaben ohne Arg entgegennahm, kaufen, was ihr für ihren Haushalt notwendig erschien. Jenen ehrlichen Schenkern aber scheint ein Begriff abgegangen zu sein, der bei uns zu hoher Ausbildung gelangt ist, nämlich daß ein Geschenk vor allem etwas vorzustellen hat. Ein Stück Geld heißt nichts vor,



sondern es ist nicht mehr und nicht weniger, als was ihm der Münzstempel aufgedrückt hat. Doch damit es der Prosa nicht zuviel werde, hatte der Bruder den Wallenstein als Beitrag zur Hausbibliothek gestiftet. In ihren großen, braun angestrichenen Kästen aus Tannenholz hatte Luise viel zu hängen: das schwarze Taffetkleid, den hellblauen Caraco-Rock (Kaliko), das dunkle Böver- (Viber-) Kleid, drei weiße Mullkleider und eine Menge anderer Kleidungsstücke in Seide, Wolle und Kattun, nebst dem Taffet-Salopp, den verschiedenen Peterlen, dem weißen Pelzschlupfer (Muff), den Hüten von Seidenhasen und weißem Atlas, Schürzen, Schärpen, Bändern und Schuhen, worüber die pünktliche Besitzerin ebenfalls eine Liste aufgestellt hatte.

An dem neuen Wohnort scheint sie sich rasch eingewöhnt zu haben. Das Dörfchen Cleverfulzbach ist eine halbe Stunde von Neustadt an der Linde entfernt und gehört zum Oberamt Neckarsulm. Es liegt inmitten fruchtbarer Felder und saftiger Wiesen, die größtenteils von schönen Laubwäldern begrenzt sind.

Das Pfarrhaus selbst, alt und von bescheidener Größe, steckt zwar ziemlich zwischen den Häusern, doch geht seine Rückseite in den Garten, zu dem eine Hintertüre führt. Heute werden darin noch Luiken-Apfelbäume gezeigt, die aus Vater Schillers Baumschule auf der Solitude stammen und von Luise gesetzt sein sollen. Hart neben dem Pfarrhaus ist eine Scheuer, aus der dem jungen Paare zum Einzug wohl schon der „traulich winterliche Klang entgegengetönt haben mag, nach dessen Takte das Herz sich so recht genügsam einspinnen kann“, wie Frankhs Nachfolger im Amt, der Dichter Eduard Mörike sagt. Wie sehr war es ihnen zu gönnen, endlich im eigenen Heim sich zu befinden. Daß Luise mit Lust nun ihres Amtes als Hausfrau waltet, geht aus einer launigen Bemerkung Reinwalds an Schiller hervor, die lautet: „Die Schwester Luise ist jetzt ganz Landwirtin und türmt ihre Vorräte von Kraut und Schweinefleisch auf.“ Jedoch allzuviel Ruhe, um sich einzuspinnen und der neugeschaffenen Häuslichkeit zu genießen, war dem Ehepaare nicht beschieden, so gut dies auch nach der vorausgegangenen sorgenvollen Zeit von des Vaters Tod an für die junge Hausfrau hätte sein mögen, denn auch der kleine Ort Cleverfulzbach wurde nicht von französischer Einquartierung verschont. Hierüber weiß ein Brief der Mutter zu berichten, die im November sich bei der Tochter zu Besuch befindet und an den Sohn schreibt:

„Wirklich sind Franzosen um uns her und auch hier in dem kleinen Ort haben wir einige 30 Mann nebst einem Offizier, der beinahe alle Tage ins Pfarrhaus kommt wegen der Sprache (Luise verstand Französisch), weil die Gemeinen drei Monate keinen Sold bekamen und die Offiziere sechs Monate, wo sie doch zu bedauern, wo doch außer der Kost noch so viele Bedürfnisse. Der Offizier, der ein sehr artiger Mann, ist öfters sehr mißmutig und klagt es, da er selbst Vermögen zu Hause. Er behilft sich in allen Stücken sehr und hält auch seine Abriegen recht gut in der Ordnung. Die hiesigen Einwohner haben selbst Mitleid mit ihnen. Alle sehnen sich recht sehr nach dem Frieden.“

Da die Geistlichen ihre Besoldung in Materialien bekamen, so erwuchs auch dem Frankhschen Hause genug Unannehmlichkeit in dieser Hinsicht aus solch gestörten Verhältnissen, was die Mutter in ihrem Briefe berührt: „Die Beamten und Geistlichen haben keinen Besoldungswein bekommen, welches sehr hart, da die wenigsten Geldbesoldung, Wein und Frucht das meiste; und Frucht will niemand. Der Pfarrer hätte wirklich über 50 Scheffel zu verkaufen. Es kostet wirklich der Scheffel nicht mehr als 4 Gulden, vor 2 Jahr 9—10 fl., Haber auch 4 fl. Heuer ist wenig Wein geraten, aber so gut als er in vielen Jahren nicht war.“

Diese Unruhen, die mit dem Frieden von Luneville, 9. Februar 1801, endigten, erschwerten der jungen Frau die Erfüllung ihrer Pflichten in Haus und Gemeinde gar sehr, doch brachten sie auch viel Abwechslung in das abgelegene Dorf.

Hier mußte es Luise, die an mehr Verkehr gewöhnt war, doch recht einsam und still vorkommen, besonders da auch Frankh, wie Mutter Schiller sich ausdrückt, „ganz kein unterhaltender Mann“ war, und am liebsten hätte sie die Mutter ganz bei sich behalten mögen. Diese zog es jedoch vor, nur besuchsweise da zu sein, ihren dauernden

Wohnsitz jedoch in Leonberg beizubehalten. Um aber auch als Gast ihre völlige Unabhängigkeit zu wahren, bezahlte sie ein Kostgeld, denn, sagte sie, „er ist ein sehr genauer Mann und sieht sehr darauf.“ Im ganzen scheint sie jedoch recht gut mit Frankh zufrieden gewesen zu sein und hielt mit ihrer Anerkennung nicht zurück. „Er tut sein Amt recht gut versehen und ist auch ein guter Prediger, wo die Leute sehr gut mit ihm zufrieden hier sind,“ bemerkt sie dem Sohne gegenüber. Freilich, daß der Schwiegersohn etwas „ökonom“ ist, verursacht manchmal kleine Mißhelligkeiten; so hätte sie z. B. es gern gesehen, wenn er ihr zu Ehren häufiger die Pfarrkutsche hätte einspannen lassen. Aber des häufigen Nutzens wegen geschah dies nicht, und sie hatte doch selbst eini zu deren Anschaffung 50 Gulden zugeschoßen! Doch schätzte sie selbst Sparsamkeit viel zu hoch, um diese Eigenschaft an anderen ernstlich zu tadeln, galt sie ihr doch als beste Bürgschaft für ein gesichertes Auskommen. Wenn darum Christophine bei Gelegenheit von ihrer Schwester schreibt: „Ihre Vermögensumstände sind sehr vorteilhaft. Sie ist wirklich glücklich und zufrieden,“ so stimmte gewiß die Mutter mit Freuden bei und überfab die kleinen Schwächen des Schwiegersohns.

Seine Schweigsamkeit scheint Frankh auch auf das Brieffschreiben ausgedehnt zu haben, denn Schiller beschwert sich, noch keinen Brief von seinem Schwager erhalten zu haben. Da nimmt ihn die Schwiegermutter jedoch sofort in Schutz, indem sie ihn zu entschuldigen sucht, daß er gewiß den Mut nicht dazu habe.

Im darauffolgenden Jahr dehnte die Mutter ihren Besuch im Pfarrhaus bis tief in den Herbst hinein aus. Die Geburt des ersten Kindes, einer kleinen Tochter, „recht schön wohlgestaltet“, die aber nach 14 Tagen schon wieder dieses Erdendasein verließ, hatte für Luise eine ernste Krankheit im Gefolge. Wie schwer krank sie damals war, geht aus dem Schreiben der Mutter an den Sohn hervor, worin es heißt:

„Die Luise war lange sehr schwach, und ich habe sie durch meine Pflege so erträglich erhalten, so gut war ihr mein Beistand.“

Leider kam nur allzubald für Luise die Gelegenheit, diese, wie so manche andere Liebesmühe zurückzuerstatten: Cleverfulzbach war es, wo Mutter Schiller ihre letzten Lebenstage verbringen sollte. Am 12. Februar 1802 hatte Luise die leidende Frau, wohl in Betten eingebüllt, mit eben jener Pfarrkutsche zu sich ins Pfarrhaus geholt, denn sie wollte die geliebte Mutter selbst versorgen. Als jedoch die Krankheit nicht weichen wollte, sondern eine ernste Wendung zu nehmen begann, da riet Schiller, die Mutter solle nach Ludwigsburg verbracht werden, damit sie unter bessere ärztliche Leitung käme. Doch diese wollte sich lieber weiter von der Tochter versorgen lassen und meinte: „Bei Luise kann und darf ich alles sagen.“ Bitter schwere Leidensstage hatten sie miteinander durchzumachen, bis der Augenblick gekommen war, wo Frankh mit seinen feinen Zügen ins Kirchenbuch von Cleverfulz eintrug:

„Den 29. April Nachmittags 2 Uhr starb meine Frau Schwiegermutter, weil Frau Elisabeth Dorothea, weil Herrn Joh. Kaspar Schillers, Herzogl. Württembergischen Majors und Intendanten der Herzogl. Solitude Gemablin an der Entzündung und wurde am 1. Mai Nachmittags 2 Uhr standesgemäß beerdigt. (Alter 69 Jahre, 4 Monat, 16 Tag.)“

Eine nimmermüde liebevolle Pflegerin war Luise der Dabingeeangenen gewesen, und dazwischen hinein hielt sie die Geschwister, namentlich den Bruder, auf dem Laufenden über der Mutter Befinden. „Du glaubst gar nicht, lieber Bruder,“ heißt es da einmal, „was mir das bei ihren vielen Leiden für ein Trost ist, daß ich sie selbst pflegen und ihr doch manchmal eine kleine Erleichterung verschaffen kann, wie sie gegen Dich, lieber Bruder, so dankbar ist, daß Du auch so viel für sie tust und sie unterstützen; auch die liebe Christophine nimmt so Anteil, auch Reinwald. Sie hat schon oft mit Tränen Gott gedankt, daß er ihr so gute Kinder gegeben und uns schon oft den Segen erwünscht. Ach, der liebe Gott wird sie in der bessern Welt für ihre Leiden gewiß belohnen!“

Und nachdem alles bis zum Schwersten vorüber ist, da überblickt sie in Ruhe den letzten Leidensgang der Mutter und beschreibt ihn dem Bruder:

„Ach Gott, das waren Tage für mich! Mein Herz zersprang mir fast vor Kummer. Sie verlor beinahe ganz das Bewußtsein, sprach allerlei in der Hitze, wollte immer zum Bette hinaus, daß wir nur an ihr zu trösten hatten. So wie sie aber zu sich selbst wieder kam, sprach sie von ihren lieben Kindern und dankte Gott mit innigster Rührung vor diesen Trost im Tod. Ach, von Dir, lieber Bruder, sprach sie oft, und segnete alles mit so vieler Dankbarkeit gegen Dich, was Du je unternehmen würdest.“

War Luise und ihrem Manne auch die ganze Pflicht der Pflege allein zugefallen, die beiden fernern Geschwister nahmen doch an ihren Sorgen und ihren Freuden gleich lebhaften Anteil.

„Es tröstet und beruhigt mich,“ schreibt Schiller am 8. Mai an Luise, „mich mit ihr zu beschäftigen und mir das Bild der teuren Mutter lebendig zu erhalten. Und so sind sie denn beide hingegangen, unsere teuren Eltern, und wir drei sind nun allein übrig. Laß uns einander desto näher sein, gute Schwester, und glaube, daß Dein Bruder, auch von Dir und Deiner Schwester noch so weit getrennt, Euch beide innig an seinem Herzen trägt und Euch in allen Vorfällen des Lebens mit seiner brüderlichen Liebe herzlich entgegenkommen wird. Aber ich kann heute nicht mehr schreiben.“

Ähnlich warm empfindend äußert sich auch Christophine, wenn sie schreibt:

„Aber Du hast auch meine Stelle vertreten, gute Luise, das ich Dir lebenslang gedenken werde. — Du hast viel ausgestanden, aber jetzt kannst Du auch ruhig sein, und Gott wird Dir deine vorigen Kräfte gewiß wieder schenken; suche Dich jetzt nur so viel als möglich zu zerstreuen und vorzüglich der frischen Luft zu genießen. Die schöne Jahreszeit heitert endlich auch ein betrübtes Herz auf, und nun mußt Du ganz für deinen lieben Mann zu leben suchen. Wenn Ihr nur zu uns eine Reise machen könntet.“

Allein vom Reisen konnte keine Rede sein, denn die Gesundheit Luises bedurfte sehr der Schonung. Noch ordnet sie, dem Wunsche der Mutter nachkommend, deren Hinterlassenschaft, verbringt aber dann den Sommer in möglichster Ruhe, um sich von den vorangegangenen Anstrengungen zu erholen und für die kommenden vorzubereiten. Daß Frankh sie mit zarter Sorgfalt umgab, würde sich nach allem, was er einst der Familie Schiller gegenüber in vergangenen schweren Zeiten geleistet, vermuten lassen, doch findet sich dies an verschiedenen Stellen noch besonders ausgesprochen. „Mein lieber Mann,“ so schreibt Luise kurz nach der Mutter Tod an den Bruder, „tut mir alles, was er mir in den Augen ansehen kann, und überhebt mich vieler Geschäfte.“

Im Oktober desselben Jahres kam zur Freude seiner Eltern ein Sohn zur Welt, Johann Gottlieb, der seine Tante Charlotte zur Patin bekam. „Du bist eine so tätige Hausfrau,“ schreibt diese in ihrem Glückwunschbrief zur Geburt des kleinen Gottlieb, „daß man Dich nicht wird abhalten können, Dich früh in Deiner Wirtschaft zu beschäftigen. Da wird aber der liebe Schwager Ernst zeigen und Dich zur Ruhe verweisen, hoffe ich.“

Der „liebe Schwager“ scheint der auf ihn gesetzten Hoffnung entsprochen zu haben, denn Christophine stellt ihm in ihrem Brief an den Bruder ein günstiges Zeugnis aus: „Von der lieben Luise habe ich recht gute Nachrichten; sie hat mir selbst wieder geschrieben; auch ihr Kind ist gesund, und der Schwager hat sich sehr gut bei dieser Gelegenheit betragen.“

Besonders oft schreiben die Schwägerinnen einander nicht, doch herrscht stets ein vertraulicher, herzlicher Ton zwischen ihnen. Auch mit Schiller ist bekanntlich der Briefwechsel nicht häufig, was bei Luise gar manchmal eine wehmütige Klage hervorruft. Jetzt aber taucht der Gedanke an ein baldiges Wiedersehen auf und darüber hocherfreut schreibt Luise am 27. März 1803 an ihre Schwägerin:

„Da er — Schiller — uns dieses Jahr zu besuchen gedenkt, so kannst Du Dir vorstellen, liebe Lotte, wie äußerst erfreuend uns diese Zeilen waren. Ach, ich versehe

mich oft in Gedanken in dieſe angenehmen Stunden, wo ich meinen lieben Bruder und Dich, liebe Lotte, nach ſo langer Zeit wieder an mein Herz drücken kann! — Mein Haus iſt ſchon ſo geräumig, daß ich Euch ein ordentliches Zimmer einräumen kann.“ Aber das Jahr ging zur Reige, ohne daß der ſchöne Plan zur Ausführung gekommen wäre, und ſo ging's auch im darauffolgenden.

Inzwiſchen war Frankh nach dem drei Stunden von Cleverfulzbach entfernten Möckmühl verſetzt worden. Luiſe berichtet ihrem Bruder in einem Brief vom 8. März 1805 über ihre jüngſten Erlebniffe:

„Ich weiß gar nimmer, wie lange es iſt, daß ich nicht eine Zeile mehr von Deiner Hand geſehen; ich rechne es Deinen vielen Geſchäften und Zerſtreuungen zu und glaube gewiß, daß Dir die Schweſter Luiſe im Andenken ſein wird.“

Nun aber, da ich von einer ſchweren Krankheit mich wieder erholt — (ich wurde ſo ſchwach, daß nur ein Haar noch fehlte zu einem Ubergang ins beſſere Leben — und doch, Gott hat mich meinem Mann und Kindern wieder geſchenkt!) achte ich alſo vor billig, meinem lieben Bruder mit eigener Hand Nachricht davon zu geben. Auch hat ſich zu eben der Zeit, als ich kaum wieder etwas beſſer wurde, unſer Aufenthalt verändert. Mein lieber Mann iſt Stadtpfarrer in Möckmühl geworden, eine Stelle, um die er das Herz nicht gehabt hätte, ſich zu melden, weil er beinahe der jüngſte in der Diöceſe iſt; aber ſein Herr Spezial gab ihm ſo gutes Zeugniß, daß man ihm dieſe Stelle vom Hochlöbl. Conſiſtorio durch die dritte Hand angetragen. —

Der Pfarrdienſt iſt viel Verbeſſerung für uns; erſtlich die Beſoldung, und dann die angenehme Geſellſchaft, in die wir gekommen; es ſind viele Honoratiores hier und ſind ſehr gefällig gegen uns, haben uns prächtig empfangen — und dann iſt auch eine lateiniſche Schule hier, die uns ſehr willkommen in Hinſicht auf unſern lieben Gottlieb, der viel gute Anlagen zeigt. Der Ort iſt wohl etwas eng gebaut, aber ſehr volkreich mit Menſchen (es ſind nebst den Filialen 1400 Seelen), liegt am Sartfluß und iſt eine fruchtbare Gegend. Auch haben wir ein großes, geräumiges Haus mitten in der Stadt, daß ich den lieben Bruder mit der lieben Lotte viel beſſer logieren könnte als in Sulzbach.“

Etwas anders lautet das Urtheil, das Chriſtophine zwölf Jahre ſpäter, als ſie dort zu Beſuch war, in einem Brief an die Schwägerin Charlotte über Möckmühl fällt: „Der hieſige Aufenthalt gefällt mir außer dem Zirkel der lieben Meinigen gar nicht. Der Ort iſt klein, unreinlich und ungesund.“ Der ſchönen Gegend läßt ſie zwar alle Gerechtigkeithen angebeißen, wie auch ihren kleinen Nichten, doch dann kommt ſie abermals auf Möckmühl zurück und ſeine Bewohner und ſchließt mit dem Ausruf: „Du glaubſt nicht, wie in dem kleinen Neſt ein Lügus herrſcht und daneben die höchſte Armut. Lieber will ich in Meinungen der Herzogin aufwarten (ſie ſah nie auf den Anzug), als hier die Frau Antmännin beſuchen, welches zwar wenig genug geſchieht.“

Luiſe war beſcheidener in ihren Anſprüchen. Das ſchöne geräumige Haus und die zwei Gärten, die zur Pfarre gehörten, bedeuteten in ihren Augen eine große Verbeſſerung gegen früher, dazu bekamen die Pfarrleute gleich zum Einſtand „6 Eimer Wein, 32 Scheffel Dinkel, 10 Scheffel Roggen, 14 Scheffel Hafer, 20 Maß Holz“. Da konnte ſich zunächſt ſchon leben laſſen! Nach dem Aufenthalt in dem abgelegenen kleinen Dorfe war es jetzt für ſie genufreich, wieder mit mehr Menſchen in Verkehr zu kommen, denn ſie war eine leutfelige Natur, die ſich gern und leicht mittheilte. Am willkommenſten war es ihr wohl, wenn das Geſpräch auf ihren Bruder kam, und man ſpürt es ihren Worten deutlich an, wie es ſie kränkt, daß ſie lange ohne Nachricht von ihm geblieben war, wenn ſie in dem vorhin angeführten Schreiben bemerkt: „Man fragt mich überall, was ich von meinem lieben Bruder vor Nachrichten hätte, und da tut mir's im Herzen weh, daß ich ſo lange nichts von Dir ſelbſt weiß.“

Diesmal jedoch beantwortete Schiller ihren Brief umgehend, indem er zur Ueberſiedelung nach Möckmühl Glück wünſcht. Ach! es waren die letzten Zeilen, die von

des vielgeliebten Bruders Hand an sie kamen! Die nächste Nachricht aus Weimar meldete seinen Tod.

Wie tief erschüttert sie von diesem Schlage war, das können wir ihr nachfühlen, das spricht auch aus den schmerzbelegten Worten, die sie am 25. Mai an Charlotte richtet, der sie trotz aller eigenen Betrübniß noch Trost zuzusprechen versucht:

„Füge Dich mit mir in den Willen der göttlichen Vorsehung, die uns freilich oft hart prüft, daß unsre schwache Hülle beinah unterliegt. Diese Post war mir freilich ganz unerwartet, und mein Herz ist noch so wenig gefaßt, es gewiß zu denken.“

Mit dem Heimgang des Bruders war auch in Luises Dasein die Sonne erloschen. In langen Jahren war er der Mittelpunkt all ihrer geistigen Interessen gewesen. In seiner brüderlichen Liebe hatte ihr Herz stets eine Zuflucht gefunden, und so groß auch ihre Bewunderung für ihn war: ihre Liebe zu ihm war immer noch größer. Wohl hörte jetzt der Verkehr mit seiner Familie nicht auf, denn Luise war und blieb ihr innigst zugetan, aber er wurde naturgemäß denn doch etwas spärlicher. Einmal hatte sie die Freude, ihren Neffen Ernst, der in Tübingen die Forstwissenschaft studierte, einige Tage bei sich zu sehen. Unsommer vertiefte sie sich in des Bruders Werke, wie ja überhaupt die Freude am Lesen ihr bis ins Alter treu blieb. Doch Tatmenschen können sich nicht zu lange der Trauer hingeben, und Luise war ein solcher. Sie stand noch auf der Höhe des Lebens und hatte den Forderungen des Tages Genüge zu leisten. Mit dem Gatten sieht sie sich eins in tüchtigem Streben und Schaffen. Tüchtigkeit, die ein Hauptzug bei sämtlichen Gliedern der Familie Schiller ist, findet sich auch bei ihr in hohem Maße. Und so führt sie die Zügel ihres Hauswesens mit fester Hand und läßt sich die Erziehung ihrer drei Kinder angelegen sein. Außer dem schon genannten Gottlieb wuchsen noch zwei Töchter zu ihrer Freude heran, und wie gut sie diese in Zucht zu halten weiß, das geht aus folgender Stelle eines Briefs von Christophine an ihre Schwägerin (1810) hervor:

„Ihre Kinder machen ihr viele Freude durch ihre Gesundheit und guten Anlagen. Der älteste Junge ist sieben Jahr und soll brav lernen. Die beiden Mädchen sollen lieblich und gut sein, und die älteste auch schon etwas arbeiten können.“

Und aus einer zweiten, die sich in dem schon erwähnten Brief befindet, den Christophine von Möckmühl aus schreibt:

„Die Mädchen der Luise, 10 und 12jährig, besorgen alle die kleineren wirtschaftlichen Geschäfte mit Gewandtheit und Frohsinn.“

Wie sich Luise schon an den früheren Wohnorten und deren Nachbarschaft geachtet und geliebt sah, so geschah es auch in Möckmühl. Man ehrte in ihr die Schwester des berühmten Bruders, man schätzte aber auch ihre eigene Persönlichkeit, ganz zu geschweigen von ihrer Geschicklichkeit in Angelegenheiten der Hauswirtschaft und Nadelarbeit, worin ihr Rat häufig in Anspruch genommen wurde. Ein Blättchen aus ihrem Album gibt ganz hübsch dieser Doppelverehrung Ausdruck. Es stammt vom Dr Friedr. Dav. Gräter, Pädagogarch, geschrieben auf der Visitation den 14. J. 1819 und ist gewidmet

„Des unsterblichen Schillers edler Schwester,

Luise Frankh,

mit herzlichster Verehrung Hochachtung und Freundschaft.“

Luises Leben schließt ein volles Frauenschicksal in sich mit all seinen naturgegebenen Freuden und Leiden. Ihr Gatte ging ihr um zwei Jahre im Tode voraus, nachdem er bis zuletzt im Amte hatte tätig sein können, und ihm folgte, ein Jahr später, der einzige Sohn, der in Möckmühl als Mühlenbesitzer und Stadtrat lebte. Wie ein Schwert mag der Schmerz um den Einzigen der Mutter durch die Seele gegangen sein, doch es ist uns keine Kunde davon aufbewahrt geblieben. Stützend und tröstend stand ihr jedenfalls die Liebe ihrer übrigen Kinder und Enkel zur Seite.

Luise, die ältere Tochter, war an den Pfarrer Elwert in Brettach verheiratet und Christiane, die jüngere, an den Kaufmann Kühner in Möckmühl selbst.

Von diesem Schwiegersohn wissen wir Näheres über die letzte Lebenszeit Luises. In einem an Christophine Reinwald gerichteten Briefe schreibt er:

„Ob schon sie lange krank war, bewies sie die größte Standhaftigkeit, war im Umgang angenehm, verlor trotz ihrer großen Leiden ihre Heiterkeit nicht. Ihr Geist blieb gesund und frisch bis zum letzten Augenblick. Sie hat in ihrer Krankheit noch viel gelesen, wodurch sie ihre Leiden oft vergaß. Die größte Freude machte ihr noch kurz vor ihrem Ende ihr Nefse Ernst von Schiller; er ließ ihr durch Baron von Cotta eine der ersten Schiller'schen Prachtausgaben zustellen. Bei Empfang derselben lebte sie ganz auf und dankte im freudigsten Gefühl dem lieben Gott, daß er sie diese Freude noch erleben lassen; er möchte auch ihrem Nefsen, dem gütigen Geber, dafür lohnen — bat sie.“

\* \* \*

Wir sind am Ende. Andere schriftliche Aufzeichnungen haben sich bis jetzt nicht gefunden oder sind überhaupt nicht vorhanden. Aber wir können uns wohl genügen lassen an dem, was wir haben, denn es ist kaum anzunehmen, daß weitere Nachrichten das Bild, das sich uns aus dem Gegebenen enthüllt, wesentlich zu verändern vermöchten. Nur auf einen Zug ihres Wesens soll zum Schluß noch aufmerksam gemacht werden, denn er weist uns darauf hin, in welcher Richtung ihre Lebensarbeit, nämlich die Arbeit an sich selber, lag. Mehrmals wird in den Briefen eine Schwäche der Luise berührt, und Christophine tut es am deutlichsten, indem sie von ihrer Schwester sagt: „Sie hatte immer von Natur etwas Angstliches, das ihr jede kleine Unannehmlichkeit vergrößerte.“ Möglich, daß ihr körperliches Befinden dabei mitbeteiligt war, denn sie hatte im Laufe ihres Lebens manchmal unter Krankheit zu leiden, aber dann erst recht hat es einen Sieg zu bedeuten, einen Sieg über sich selbst, wenn der Schwiegersohn bezeugen kann, daß sie trotz ihrer großen Leiden — sie starb an der Wassersucht — die Heiterkeit nicht verloren habe. Wenn Carlyle von Schiller sagt, er sei ein moralisches Genie, so darf sie sich füglich auch in dieser Beziehung seine Schwester nennen.

Doch ehe wir von der Luise Schillerin, der einstigen „Sonne der Solitude“, scheiden, wollen wir uns doch noch um die von ihr hinterlassenen „literarischen Dokumente“ kümmern, um ihre Dichtungen und Rätsel. Wenn ich von vornherein darauf verzichte, alles, was davon noch vorhanden ist, gedruckt oder ungedruckt, vorzuführen, ja, auch nur auf seine Echtheit genauer zu prüfen, so geschieht dies aus dem einfachen Grunde, weil es einestheils nicht auf die Menge ankommt, um die Art ihrer Gedankenrichtung zu kennzeichnen, und andernteils, weil nichts darunter sich befindet, das nicht ebenso gut von ihr hätte sein können. Nahezu alles aber ist von ihrer eigenen Hand geschrieben, einiges wenige von der ihres Gatten, ein Stück ist bezeugt von ihrem Schwager und vieles mit ihrer eigenen Namensunterschrift versehen. Man kann also ruhig annehmen, daß, was auch nicht von ihr selbst herrühren sollte, jedenfalls soweit ihr Wohlgefallen erregt haben mußte, es abzuschreiben. Aber es würde auch sonst kaum lohnen, ihre Verse der Verborgenheit zu entziehen, denn sie machen auf literarischen Wert keinerlei Anspruch. Nur als Zeugnisse für das innere Leben ihrer Verfasserin, dadurch, daß sie uns verraten, was auf sie Eindruck machte und ihr Nachdenken erregte, haben sie Bedeutung. Und da genügt eine Probe, um uns zu zeigen, daß Luise Schillers Gedanken sich in den Bahnen des rationalistischen Kirchenliedes bewegten. Eines ihrer größeren Gedichte trägt den Titel: „Der große Geist.“ Majestätisch schreitet es einher und bekundet einen starken Gefühlsaufschwung. Einige Strophen davon seien hier wiedergegeben:

Hoch weht der Geist des Herrn einher  
Durchs Schöpfungsall, durchs weite Meer,  
Durch jeden Pulsschlag der Natur,  
Durch jedes Stäubchen jeder Flur.

Der Geist des Herrn noch höher quillt  
Im Menschen, seiner Gottheit Bild,  
Am höchsten in des Weisen Brust,  
Des Himmels Bier, der Erde Luft.

Da steht der Weise wie ein Gott:  
Gesundheit schminkt sein' Wangen rot,  
Sein königlicher Feuerblick  
Scheucht Neid und Bosheit weit zurück.

Tief krächzen Dohlen unter ihm  
Mit plauderhaftem Ungeflüm,  
Er schaut herunter und — sie fliehn,  
Wie Rebel vor der Sonne hin.

usw.

Dieses Gedicht zeigt ein kindliches Vergnügen an sprachlichem Aufputz und läßt zugleich einen leichten Niederschlag ihrer Lektüre nachweisen, denn „der Weise, dem Gesundheit die Wange rot schminkt,“ hat wohl seine Heimat in den „Beweggründen zur Tugend,“ einem von Luises Büchern, in dem die eindrucksvolle Stelle vorkommt: „Der tugendhafte Wandel befördert die Gesundheit des Leibes. Denn nichts reizet die Maschine so gewaltig darnieder, als heftige Leidenschaften. Die Tugend aber beherrscht die Leidenschaften.“

Den breitesten Raum unter den dichterischen Erzeugnissen der Luise nehmen ihre Rätsel ein. Auch sie sind freilich nur für den Familiengebrauch bestimmt und ihre Würdigung bedarf des guten Willens eines engsten Freundeskreises. Nur eines sei hier wiedergegeben, das sie als Tochter ihres Vaters zeigt:

Die erste Silbe stellt dir jedes Jahr  
Mehr Augen als selbst Argus dar;  
Sie ist im Garten oft zu sehn.  
Die zweit' und dritte Silbe macht  
Aus unsern Kindern kluge Leute.  
Sie gehn dahin, doch nicht mit gleicher Freude.  
Als wie zum Spiel das Ganze lacht  
Dir wie ein junger Hain entgegen  
Und lohnet einst durch reicher Früchte Segen.

(Baumschule.)

Und nun, gute Luise, nimm's nicht übel, daß wir dich so genau beleuchtet haben, noch auch, daß wir deine dichterischen Gaben nicht für mehr halten, als was sie sind: Kinder des Augenblicks und für den Augenblick geboren, doch Beweise dafür, daß auch in dir ein Funke glühte von dem Feuer, das in deinem Bruder zur mächtigen, weithin leuchtenden Lohe aufflamnte. Um feinetwillen konntest du es dir wohl gefallen lassen, auch hat es dir ja keinen Schaden gebracht, du konntest es gut ertragen, denn deine Farben sind waschecht durch und durch. Mit natürlicher Selbstverständlichkeit trägst du deinen Wert in deiner eigenen Persönlichkeit. Niemals zwangst du dich, wißig zu scheinen, warst aber mit Erfolg bemüht „um den Ruhm eines vernünftigen, artigen und tugendhaften Frauenzimmers.“





Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

## Bildungswesen.

\* **Immatrikulation von Frauen an technischen Hochschulen.** An der technischen Hochschule in München werden mit diesem Semester auch Frauen immatrikuliert. Ebenso hat das braunschweigische Ministerium die Bewerbung einer rite vorgebildeten Abiturientin um Zulassung zur technischen Hochschule dahin beantwortet, daß ihrer Immatrikulation nichts im Wege stünde.

\* **Promotionen.** Zum Doktor der Medizin promovierte in Berlin Frä. Elise Taube. In Heidelberg erwarb Miß May Lansfeld Keller den Doktorgrad der philosophischen Fakultät. An der Ruperto-Carola haben im Wintersemester im ganzen 6 Damen, 5 in den philosophischen, 1 in den mathematischen-naturwissenschaftlichen Fächern, den Doktorgrad erworben.

\* **Der Karlsruher Stadtrat** beschloß dem Unterrichtsministerium die bringende Bitte zu unterbreiten, es möge mit aller Beschleunigung die Anerkennung der dem **Mädchengymnasium** verliehenen Berechtigungen eines deutschen Gymnasiums durch den Bundesrat herbeigeführt werden. Bis jetzt nämlich wird das am Karlsruher Mädchengymnasium abgelegte Abiturium bei der Zulassung zu den ärztlichen Prüfungen nur durch jedesmal besonders erteilten Dispens dem an einem Knabengymnasium abgelegten Examen gleich gerechnet. Insbesondere hat kürzlich das bayerische Kultusministerium die Universitäten angewiesen, das Reisezeugnis eines Mädchengymnasiums künftig nicht mehr als ausreichend für die Immatrikulation anzusehen. Eine Verweigerung des vom Karlsruher Magistrat beantragten Anerkennnisses ist ausgeschlossen, weil der Lehrplan des Mädchengymnasiums mit dem des Knaben-(Reform-)Gymnasiums völlig übereinstimmt.

\* **Zum ersten Assistenten am anatomischen Institut der Universität Bern** am Prof. Strasser ist vom Regierungsrat Fräulein Dr. med. Sophie Gehoff aus Nowegradok in Rußland ernannt worden.

\* **Frä. Kati Marcinowski** aus Breslau erhielt den von der Universität Zürich ausgeschriebenen Hauptpreis für die Bearbeitung des Themas „Es sind neue Untersuchungen über den Ursprung des Endocarbs und der Blutkörperchen bei Amphibien anzustellen.“

\* **Daß das Frauenstudium in Österreich** ansehnliche Dimensionen genommen hat, zeigen die einschlägigen Zahlen des abgelaufenen Wintersemesters. Es studierten danach auf den österreichischen Hochschulen im ganzen 1213 Frauen, davon 288 als ordentliche Hörerinnen, 522 als außerordentliche Hörerinnen und 403 als Hospitantinnen. Nach den Fakultäten stellte sich das Studium der Frauen so, daß die rechts- und staatswissenschaftliche Fakultät 37 Hospitantinnen (davon den Hauptteil in Graz) zählte, die medizinische Fakultät 77 ordentliche Hörerinnen, 9 außerordentliche und 38 Hospitantinnen (Hauptteil in Wien und Kralau), die philosophische Fakultät endlich 211 ordentliche, 513 außerordentliche und 328 Hospitantinnen. Von den einzelnen Universitäten hatte Wien den stärksten Besuch von Frauen, nämlich 354, dann kommt Kralau mit 215, Lemberg mit 175, die tschechische Universität zu Prag mit 169, Graz mit 163, die deutsche Universität zu Prag mit 69, Czernowitz mit 49, endlich Innsbruck mit 29 studierenden Frauen.

\* **Frauenstudium an der katholischen Universität Freiburg i. d. Schweiz.** Eine Art Analogie zu den preussischen Oberlehrerinnenkursen bildet die sogenannte Akademie vom heiligen Kreuz, die unter der Leitung der Lehrschwestern von Menzingen an der Universität Freiburg errichtet ist. Die Schülerinnen der „Zentralstelle höherer wissenschaftlicher Lehrerinnenbildung“, die sich aus den verschiedensten Ländern — auch aus Deutschland — rekrutieren, und von denen ca. ein Drittel den Kongregationen angehört, werden von Professoren der Universität in sämtlichen für das höhere Lehrfach in Betracht kommenden Fächern unterrichtet. Die Frequenz betrug im Wintersemester 39.



## Berufliches.

\* **Deutsche Dienstmädchen für Südwestafrika.** Auf eine Anfrage des Bezirksamts Swakopmund hat die Deutsche Kolonialgesellschaft sich erneut bereit erklärt, Mädchen für Dienststellungen im Schutzgebiet kostenfrei aus Deutschland nach Swakopmund zu entsenden, sofern solche Stellen ihr nachgewiesen werden.

\* **Als städtische Schulärztin** ist Frä. Dr. Rose Senger in Hannover angestellt worden.

\* **Ein weiblicher Schreiner** wird sich demnächst vor der Meisterprüfungskommission in Kempten der Meisterprüfung unterziehen. Es ist dies, wie die Allgäuer Ztg. erfährt, Fräulein Zenzi Geher aus Nesselwang, die nun schon 20 Jahre lang — seit ihrem 15. Lebensjahre — in der Schreinerei ihres Vaters tätig ist und sich durch Erwerbung des Meistertitels die spätere selbständige Weiterführung des väterlichen Geschäfts sichern will. Sehr interessant wird es nun sein, wie sich die Handwerkskammer zu diesem Fall, der bisher wohl vereinzelt dastehen dürfte, stellen wird. Da sich aber die Handwerkskammer für die Zulassung weiblicher Lehrlinge zur Gesellenprüfung ausgesprochen hat, dürfte auch in diesem Falle die Genehmigung der Handwerkskammer zu erwarten sein.

## Arbeiterinnenfrage.

\* **Im Arbeitersekretariat** des Gewerkschaftskartells, dem ersten im Reiche, so wird aus Nürnberg mitgeteilt, wird jetzt als vierter Beamter eine Frau, die erste Arbeitersekretärin Deutschlands, angestellt. Sie soll besonders die gewerkschaftliche Agitation unter den Nürnberger Arbeiterinnen betreiben.

## Soziale Fürsorge.

\* **Die seit 1903 beim Stadtpolizeiamt Stuttgart angestellte Assistentin** hat kürzlich den zweiten Jahresbericht über ihre Tätigkeit erstattet. Aus der darin enthaltenen Statistik ist zu entnehmen: Vom 1. Januar bis 31. Dezember 1904 fanden auf dem Stadtpolizeiamt Stuttgart 1632 Verhaftungen weiblicher Personen statt. Bei 128 von diesen konnte die Fürsorge der Polizei-Assistentin eintreten und zwar wurden:

ihrer Angehörigen zugeführt . . .	28,
in Rettungsanstalten untergebracht	84,
in Stellung . . . . .	16.

Von männlichen Eingelieferten nahm die Polizei-Assistentin neun in Fürsorge, von denen untergebracht wurden:

in die Trinkerheilstanstalt . . . . .	2,
in Arbeiter-Kolonie . . . . .	1,
in Stellung und in die Heimat . . . . .	6.

Auch von Kindern konnten 21 untergebracht, resp. den Kinder-Rettungsvereinen übergeben werden. Es handelte sich sowohl um die Kinder von eingetragenen männlichen und weiblichen Personen, als um andere verwahrloste Kinder jeder Altersstufe, bei denen eine Fürsorge dringend geboten erschien. Zwangsberziehung wurde in acht Fällen beantragt. (Frauenberuf.)

\* **Aber die Frauen in der öffentlichen Armenpflege** sprach in der letzten Versammlung der Armenkommissions-Vorsteher der Leiter des Berliner Armenwesens, Stadtrat Münsterberg. Er teilte mit, daß jetzt in 25 Kommissionen etwa 30 Frauen Mitglieder seien. Die schriftlichen Berichte der betreffenden Vorsteher hätten sich wieder, mit Ausnahme von nur zweien, günstig über die Tätigkeit der Frauen geäußert. Herr Münsterberg hat, immer mehr Frauen zur Mitarbeit heranzuziehen, fügte aber hinzu, den sich ablehnend verhaltenden Kommissionen werde die Armendirektion weibliche Mitglieder nicht aufzwingen. In der Tat ist der Widerstand der Kommissionen noch recht groß. Es gibt jetzt in Berlin rund 360 Armen-Kommissionen, da fallen die 25 Kommissionen, in denen bereits Frauen tätig sind, recht wenig ins Gewicht. — Ebenso anerkennend über die weibliche Armenpflege äußert sich der soeben erschienene 3. Band des „Berichts über die Gemeindeverwaltung der Stadt Berlin 1895—1900“.

## Die rechtliche Stellung der Frau.

\* **Eine Verschlechterung des Vereinsrechtes** der Frauen bringt eine Novelle zum Vereinsgesetz in Elsaß-Lothringen. Es sollen, während bisher keine Sonderbestimmungen für Frauen vorhanden waren, die Frauen in Zukunft von Vereinen und Versammlungen, die eine Einwirkung auf politische Wahlen beabsichtigen, ausgeschlossen sein. Im Landesauschuß wurde dieser Vorschlag des Regierungsentwurfs von verschiedenen Abgeordneten energisch bekämpft.



# VERSAMMLUNGEN und VEREINE.

## Der IV. bayrische Frauentag in Augsburg

(27.—29. April) zeigt die bayrische Frauenbewegung in konsequentem Weiterschreiten auf dem Wege, den sie sich mit diesen zweijährigen Tagungen vorgezeichnet. Nachdem die Frauen aus den kleineren Orten nun mehrere Male nach München und Nürnberg einberufen worden sind, geht man jetzt dazu über, die „Tage“ in der Provinz abzuhalten, dieses Mal in Augsburg, das nächste Mal in dem schönen Neustadt, „der Perle der Pfalz“; und schon sind Wünsche laut geworden, daß sich danach Würzburg aufraffen möge, den Wirt zu machen. Es liegt auf der Hand, daß diese für ein kleineres und noch wenig vorbereitetes Terrain bestimmten Versammlungen sich in ihren Tagesordnungen in vielem von den großstädtischen unterscheiden; sie entsprechen ungefähr einem früheren Stadium der Bewegung und müssen manches nachholen, was anderswo schon selbstverständlich geworden ist. Dafür haben sie den Vorzug größerer Sachlichkeit; man streift sich noch nicht um persönliche Ansichten, ebenso wenig um formale Fragen, Statuten u. dgl. Das Publikum ist von naiver Empfänglichkeit und bereitet den Vortragenden den Genuß eines freudigen, oft enthusiastischen Eingehens auf das Gebotene.

Trotz dieser und mancher andern Gunst der Umstände, die einen Frauentag in der Provinz „gemüthlicher“ und „stimmungsvoller“ machen als in der Ganz- oder Halb-Millionenstadt, darf man sich die Arbeit in der Kleinstadt nicht etwa leichter vorstellen. Im Gegenteil. Es gehört das dreifache an persönlichem Mute dazu, gegen die dort herrschenden Traditionen und gesellschaftlichen Vorurteile anzukämpfen, die sich als ein fast unzerstörbares Gespinnst jedem, der seinen eignen Weg gehn möchte, um die Füße schlingen, und es macht den Augsburger Frauen alle Ehre, daß sie in einer der konservativsten Städte des konservativen Bayerlandes dem modernen Geiste so erfolgreich Eingang gebahnt haben. Im schönen Festsaal der alten Fürstenherberge zu den drei Wahren fanden an drei Vormittagen die üblichen öffentlichen Beratungen statt, unter starker Beteiligung des Publikums. Auch die städtischen und staatlichen Behörden waren vertreten. Am ersten Tage handelte es sich um die Zulassung zur Armenpflege, um welche die bayrischen Frauen bekanntlich ganz besonders schwer kämpfen müssen. (Referentin: Frau Alice Benzheimer-Mannheim.) Über Wochenspflege in Haus und Anstalt und über die Reform des Hebammenwesens sprachen Frau Elise Hopf-Nürnberg und Dr. med. Gräfin Selbern-Egmond-Frankfurt.

In der lebhaften Debatte, die sich an diese beiden Referate angeschlossen, kamen eine Reihe sozial bedeutungsvoller Gesichtspunkte zum Ausdruck, die Aufnahme der unehelichen Wöchnerinnen, der Unterschied zwischen der einfachen und deshalb billigen Hebamme und der „gebildeten“ und teuern „Geburtsheiferin“ usw., und es zeigte sich, wie sehr die Teilnahme an der Bewegung das Denken der Frauen schon gereift hat: jede „unsoziale“ Ansicht erfährt sofort die entschiedenste Zurückweisung.

Der zweite Vormittag gehörte den Bildungsfragen. Auch auf dem Gebiete des höheren Mädchenschulwesens haben die bayrischen Frauen ganz besonderen Grund, ihre Behörden anzuklagen. Der Mangel an öffentlichen Töchter Schulen, das enorme Überwiegen der geistlichen Institute und der geistlichen Lehrkräfte an den weltlichen Anstalten drücken dem ganzen Mädchenunterricht den Stempel der Rückständigkeit auf. Das Referat, welches, wenn auch in gemessenster Form, doch alle von Seiten der Frauen erhobenen Beschwerden in vollem Umfange bestätigte, hielt der Stadtschulrat von Augsburg, Dr. Löwenek, selbst! — und in der sehr erregten Diskussion über die von ihm aufgestellten Grundsätze wurde es ihm nicht ganz leicht gemacht, die Reserve zu beobachten, die sein Amt ihm auferlegt. Er fand sich mit Humor darein, daß er bei allen Zugeständnissen den Frauen natürlich doch „noch nicht weit genug“ gehe. Hatte Dr. Löwenek einen großen — nach der Meinung vieler fast zu ausschließlichen — Nachdruck auf die Erziehung der Frau zum Mutterberufe gelegt, so vertrat die folgende Referentin, Frä. Helene Sumper-München den Standpunkt der individuellen Berufsbildung, die sie für jedes Mädchen fordert. Aber die Notwendigkeit besserer kaufmännischer Vorbildung für die weiblichen Angestellten sprach Frau Bröll-Frankfurt. Den Schluß der vierstündigen Sitzung bildete ein Bericht über die Münchener Gymnasiakurse, erstattet durch Frau Anna Steible.

Der letzte Vormittag war dem Vereinsleben in den kleinen Städten und seinen Schwierigkeiten gewidmet. Ein sehr instruktives Referat von Frau Klara Lang-Zweibrücken behandelte den erzieherischen Wert der Organisation und der parlamentarischen Form. Frau Mathilde Frey aus Immenstadt entwarf in einem köstlichen Gemisch von Ernst und Humor ein Bild vom Erdenwallen einer Frauenrechtlerin in der Provinz und auf dem Lande, die den Mitbürgern und -bürgerinnen ihr Innerstes offenbaren möchte und dafür gekreuzigt und verbrannt wird. Der häufige laute Beifall,

der ihre schlichten und doch so charakteristischen Worte unterbrach, bewies, wie mancher der Anwesenden sie aus der Seele gesprochen.

Die beiden öffentlichen Abendveranstaltungen im sogenannten Schiefgrabensaale nahmen unter massenhaftem Andrang des Publikums, wobei auch die Männerwelt stark vertreten war, den besten Verlauf. In je zwei Vorträgen (am ersten Abend: „Gedanken über den Mutterberuf“ Frau Helene von Forster-Nürnberg, „Die Frauen und das Vaterland“ Frä. Ika Freudenberg-München; am zweiten Abend: „Beruf und Ehe“ Frau Marianne Weber-Heidelberg, „Die Pflichten der Frau in der Not unserer Zeit“, Frau Elisabeth Krufenberg-Kreuznach) wurde das hauptsächlichste über die Stellung der Frau in Familie, Gesellschaft und Staat gesagt, was die neue Weltanschauung der Frauen ausmacht.

Alles in allem: ein tüchtiges Stück Arbeit, dieser 4. bayerische Frauentag, und ein Fortschritt, dessen Anregungen im ganzen Lande fühlbar sein werden. —

#### Der Verband norddeutscher Frauenvereine

tagte vom 14. bis zum 16. April in Rostock. Die Hauptpunkte der Tagesordnung bildeten die Stellung des norddeutschen Verbandes zu den Anträgen der Bundestagung in Danzig und die Gründung eines Ausschusses für weibliche Vormundschaft. Als Landesverband ist der Verband norddeutscher Frauenvereine an der Frage der Reorganisation des Bundes auf der lebhaftesten interessiert. Die Vorsitzende Frau Julie Eichholz begrüßte den Reorganisationsplan als ein zweckmäßiges Mittel, die Arbeit der Verbände für den Bund und mit dem Bunde organischer zu gestalten, und die Ge-

schäftsführung im Bunde zweckmäßiger zu organisieren. In der Diskussion wurde der Beschluß gefaßt, den Delegierten des norddeutschen Verbandes in Bezug auf diesen Antrag freie Hand zu lassen, da die Besprechung der Reorganisationsfrage in Danzig noch neue Gesichtspunkte für die Beurteilung ergeben könne. Von dem Antrage betreffend die Aufstellung eines allgemein gültigen Programms der Frauenbewegung durch den Bundesvorstand befürchtete man eine Beschränkung der geistigen Selbständigkeit der Einzelvereine und wünschte statt dessen den Vorstand nur mit einer „Zusammenstellung der leitenden Gesichtspunkte der Frauenbewegung“ zu beauftragen. — Der Antrag des Verbandsvorstandes betreffend Gründung eines Ausschusses für weibliche Vormundschaft bezweckte, daß alle dem Verbands angehörenden Frauenvereine, jeder in seiner Stadt, einen Ausschuß für weibliche Vormundschaft bilden, der unentgeltlich Unterweisung in allen für die Vormundschaft wichtigen Fragen gibt und Kurse einrichtet über die gesetzlichen Rechte und Pflichten des Vormundes und Pflegers. Sowohl dieser Antrag wie der dazu gehörende betr. eine wünschenswerte Statistik für weibliche Vormünder fanden einstimmige Annahme. — Die Berichte der Delegierten und des Vorstandes zeigten, wie trotz aller Schwierigkeiten die Propaganda in den kleinen Städten tüchtig und stetig fortschreitet. In einer öffentlichen Abendversammlung sprach Frä. Dr. Ella Mensch über das Thema: „Bringt die Frauenbewegung neue Ideale?“ Der Vorstand wurde in seiner Gesamtheit wieder gewählt und besteht aus: Frau Julie Eichholz, erste Vorsitzende, Frau Prof. Lehmann, zweite Vorsitzende, Frau Otto Traun, erste Schriftführerin, Frau Dr. Flemming, zweite Schriftführerin, Frau Prof. Wendt, Kassensührerin.

## Bücherschau.

„Schiller“. Von Eugen Kühnemann. Mit einer Wiedergabe der Schillerbüste von Danneberg in Kupferdruck. 1. und 2. Auflage. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck (Preis geb. 6,50 Mark). Die Schillerfeier hat noch manche Gabe gebracht, die sie weit überdauern wird. Dazu möchte in erster Linie der Kühnemannsche „Schiller“ gehören. Das Buch will der in der Tiefe erfaßten Aufgabe dienen, das eigene Urteil zu fragen, was der Dichter uns Heutigen zu sagen hat, die Auffassung Schillers für die Gegenwart neu zu prägen. Ein Erziehungsbuch zu Schiller will es sein. Zu diesem Endzweck will es hineinführen in das künstlerische Leben der Schillerschen Dichtungen. Neben die zahlreichen biographischen Denkmäler, die ein neues Verhältnis zu Schiller als rein menschlicher Persönlichkeit suchen, stellt es sich als ein literarisches Denkmal großen Stils, das neue Seiten der künstlerischen Persönlichkeit zeigt, mit der der Deutsche schon abgeschlossen zu haben glaubte. Die Analysen der Dramen, die räumlich das Buch beherrschen, sind auch inhaltlich das Hervorragendste. In knapper Fassung, ohne Trivialitäten und ohne die bei Schiller fast als Pflicht empfundenen Schulmeister-

allüren, gibt uns hier ein künstlerisch nachfühlender neue Einblicke in Motive, dramatische Gestaltung, Charaktere der Schillerschen Tragödie und der Tragödie überhaupt. Und der Darsteller sieht in dieser Einführung in die tiefsten Absichten des Dichters seine wesentlichste Aufgabe, nicht in der Kritik, nicht in der Abschätzung an andren. Das mag dem Buch noch zu ganz besonders warmer Empfehlung angerechnet werden.

Einen wertvollen kleinen Beitrag bietet ferner der Urenkel Schillers, Alexander von Gleichen-Rußwurm in der von ihm getroffenen und eingeleiteten Auswahl Schillerscher Aussprüche in „Friedrich Schiller, Ästhetische Erziehung“, die als vierter Band der „Erzieher zu deutscher Bildung“ bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig (Preis 2 Mark, geb. 3 Mark) erschienen sind. Wenn man die diesen in Briefen und Abhandlungen zerstreuten Aussprüche Schillers so als Brevier gefaßt beisammen sieht, wird man sich erst des großen Reichtums ästhetischer Anschauungen bewußt, die durch ihn Gemeingut geworden sind.

Als ein nicht geringer Gewinn der Jubiläumfeier dürfte auch die „Illustrierte Volksausgabe von Schillers Werken“ zu betrachten sein, die

und die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart bietet. Wir haben das Erscheinen der ersten Lieferung bereits in der vorigen Nummer vermerkt, wollen heute noch die Vollendung des ersten Bandes verzeichnen und werden im Verlauf des weiteren Erscheinens noch auf das verdienstvolle Unternehmen zurückkommen.

Endlich sei noch der folgenden beiden Schillerbildnisse gedacht.

„Schillerbildnis“ von Leo Samberger, herausgegeben vom Dürerbunde. Kleine Ausgabe im bekannten Meisterbilderformate Preis 25 Pf., große Ausgabe im Silberformate  $46\frac{1}{2} \times 34\frac{1}{2}$  cm Preis 2 Mark. Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey in München.

Die kleinere Ausgabe des groß aufgefaßten Bildes im Meisterbilderformat ist zur Massenverbreitung bestimmt. Das Bild wird abgegeben bei Bezug von 25 Exemplaren an zu 20 Pf., von 50 Exemplaren an zu 15 Pf., von 100 Exemplaren an zu 12 Pf., von 500 Exemplaren an zu 10 Pf. Die große Ausgabe bietet einen prächtigen Wandschmuck und wird gleichfalls bei Bezug von größeren Partien zu wesentlich ermäßigtem Preise bis zu 75 Pf. verkauft.

„Schillerbildnis“ von Karl Bauer  $19 \times 29$  cm. Preis 1 Mark, im Furnierahmen 2 Mark, in massivem Rahmen mit Glas 3 Mark (Verlag von B. G. Teubner, Leipzig). Das früher erschienene große Schillerbildnis von Bauer wurde von uns bereits in einem früheren Heft gewürdigt.

„Unsichtbare Bande“. Erzählungen von Selma Lagerlöf. Deutsch von Marg. Langfeldt. Berlin, Franz Wunder. (Preis geh. 3 Mark, geb. 4 Mark). Bei jeder neuen Gabe überrascht Selma Lagerlöf durch die Stärke ihrer Persönlichkeit. Nicht nur nach ihrer künstlerischen, sondern auch nach der menschlichen Seite; in bezug auf den Reichtum an inneren Erfahrungen, Gedanken und Empfindungen, aus der ihr Künstlerium schöpft. Denn wie bei Marie Ebner-Eschenbach ist bei Selma Lagerlöf die Grundlage ihres Schaffens, das eigentlich Beschwingende in ihrem Dichten der Kampf einer Denkerin mit den Lebenskräften. In ihr vereinigt sich wie im Mythos und im Volksmärchen tiefe Lebensweisheit mit der Bildkraft einer ganz lebendigen, sinnlich kräftigen Anschauung. So werden ihre Dichtungen Symbole in dem Sinn, wie Märchen und Sage Symbole sind. In „Dunkel Ruben“ — dem feinsten Gleichnis der Sammlung — wie in dem gewaltigen „Die Vogelfreien“, in dem tiefen „Der entthronte König“, wie in der lieblichen Erzählung von dem Einsiedler und dem Vogelnest wird uns eine Lebenswahrheit geboten, der edle Fund eines tiefsten Größelns über das Wesen und die Werte der Menschen. Und wie dieser Fund von Tiefen redet, in die nur die Großen und Unermüdlichen einsame Wege führen, so spricht aus der künstlerischen Fassung eine eigenwüchsigste Kraft feinsten Art. Eine Kraft, die dem Wesen titanischer Menschen in großen, martigen Zügen Ausdruck geben und sich doch auch wieder der Aussprache leiser und weicher Seelenregungen in bewundernswürdiger Biegsamkeit und zartester Ausdrucksfähigkeit hingeben kann. Und diese Kraft hat nichts Nervöses und Überreiztes, sie verrät in jeder Äußerung ihren Ursprung aus der fehlerlosen Einheit eines gefunden seelischen Organismus.

„Glückliche Menschen“. Roman von Wilhelm von Polenz. Berlin, F. Fontane & Co. (Preis geh. 3 Mark, geb. 4 Mark). Der nachgelassene Roman des Verfassers darf bei seiner Gemeinde auf Beachtung rechnen; vereinigt er doch in dem fertig gewordenen Teil so manche Vorzüge früherer Arbeiten. Besonders weiß Polenz auch hier wieder den Landjunker mit seinem ganzen Milieu zu lebendiger Anschauung zu bringen. Der Schluß des Bandes ist nur skizziert; man sieht die Menschen allmählich in eine Berechtigung zu dem Titel des Romans hineinwachsen, zu dem der fertig gewordene Teil nur die Exposition darstellt.

„Ethik und Kapitalismus“. Grundzüge einer Sozialethik von Lic. theol. G. Traub. Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn 1905. — Das Buch ist eine Tat intellektuellen und moralischen Mutes. Ein Geistlicher aus der Schule Friedrich Naumanns besinnt sich auf die praktische Aufgabe der geistlichen Erzieher des Volks, nicht nur alte Werte zu hüten und zu erhalten, sondern sie in das moderne Leben wirklich hineinzutragen und zu sehen, wie sie da als Maßstab oder als Richtschnur wirken können. Das war wahrlich keine leichte Aufgabe! Das Gebiet einer modernen Sozialethik ist ein unübersehbares Gewebe differenziertester Lebensformen, die nicht allein von geistigen, sondern viel mehr noch von materiellen, mechanischen Kräften geschaffen sind. Wenn man ethische Normen auf diese wirtschaftlich bedingten Verhältnisse anwendet, geht man meist von einseitigen subjektiven Gesichtspunkten aus. Der Agrarier verurteilt den Industrialismus, der Lohnarbeiter das Kapital, der Mittelstandspolitiker das Warenhaus als unmoralisch. Die naive Sozialethik ist Klassenethik. Es ist eine der größten Aufgaben der Volkserziehung, Grundbegriffe einer sozialen Gerechtigkeit zu schaffen, die auf die Gesamtheit unseres volkswirtschaftlichen Lebens anwendbar und gültig sein können und seiner vielfachen Bedingtheit gerecht werden. Dazu will Traub gelangen. Der Hauptvorzug seines Buches ist die Vorurteilslosigkeit und Weite seiner Lebensfassung. Traub ist einer von den echten Idealisten, die daran glauben, daß alle gesellschaftlichen Zustände zum Ausbruch sittlicher Werte gemacht werden können. Er glaubt an die Ethisierung des Maschinenzeitalters, er glaubt daran, daß alle die Machtmittel unserer modernen äußeren Kultur in den Dienst des Besten in der Welt gestungen werden können und müssen. Und man folgt ihm gern, wenn er die Wege dazu sucht. Es schadet nichts, daß man trotz der fleißigen wissenschaftlichen Studien, die dem Buch zu Grunde liegen, den volkswirtschaftlichen Laien spürt. Ein Grenzgebiet, wie es die Sozialethik ist, ist naturgemäß auf Laienarbeit angewiesen. Uns allen, die wir in den neuen Zuständen leben und gezwungen sind, unserm sittlichen Gefühl einen Standpunkt dazu zu suchen, stehen nicht die Mittel der Fachwissenschaft zur Verfügung. Wir suchen alle. Gerade den Suchenden bietet das Buch aber viel: den Gewinn eines geistigen Kämpfers, der, mit seinem ganzen Sein ein Kind seiner Zeit, ihren Problemen mit hellem Auge und warmem Herzen nachgegangen ist.

Goethes Lebensanschauung in ihrer geschichtlichen Entwicklung, I. Teil. Von Christoph Schreympf. Stuttgart, Frommann. Schreympf ist

wohl einer unsrer eigenartigsten, bedeutendsten lebenden Männer. Er ist ganz von der Leidenschaft des Denkens befaßt, aber alles andre eher, als ein kalter Verstandesmensch. Einer der geistreichsten Schriftsteller und Redner, hat er doch nicht die gewöhnliche Sorte Geist, die wie Champagner perlt und sprüht. Bei ihm zeugt der durchbringende scharfe Verstand mit einer feurigen leidenschaftlichen Seele Gedanken voll wunderbarer Tiefe der Erkenntnis. Auf rein philosophischem Gebiet, wie bei „Menschenlos“ und den „religiösen Reden“, tritt das noch deutlicher hervor, als bei dem neuesten Werk, wo sich der Verfasser öfters referierend verhalten mußte und auch wollte. Aber trotzdem, welch eine Fülle von Anregungen, neuen, überraschenden Gedanken, Tiefblicken in das Menschenleben, in den inneren Zusammenhang der Dinge oft in kleinen Zwischenbemerkungen, kurzen Absätzen. Er verlockt den Leser immer wieder, Goethe selbst zur Hand zu nehmen und mit geschärfteren Augen sich in seine Schönheit zu vertiefen. Und das ist's gerade was Schrempf wollte. Der I. Teil behandelt den jungen Goethe; der II. Teil, den uns der Verfasser für nächstes Jahr in Aussicht stellt, verspricht, weil komplizierter, noch interessanter zu werden. Helene Christaller.

„Gesetz betreffend Kinderarbeit in gewerblichen Betrieben“. Vom 30. März 1903. Nebst den dazugehörigen Bekanntmachungen des Bundesrats, den Ausführungsanweisungen der deutschen

Bundesstaaten und Elsaß-Lothringens und vier Anhängen von Konrad Agash und M. von Schulz. Dritte wesentlich verbesserte Auflage. Jena, Gustav Fischer (Preis 3 Mark; geb. 3,50 Mark). Das als Heft 10 der Schriften der Gesellschaft für soziale Reform erschienene verdienstvolle Buch hat in der neuen Auflage wesentliche Vermehrungen erfahren. Es ist sehr anzuerkennen, daß somit dem für die Orientierung auf dem betreffenden Gebiet längst unentbehrlich gewordenen Buch eine immer erhöhte Brauchbarkeit gesichert wird.

„Frauentalender für 1905“. Herausgegeben vom Deutsch-Evangelischen Frauenbunde. Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin (Pr. 1,20 Mark). Den Hauptinhalt des Kalenders bilden neben dem üblichen Kalendarium z. ein gutes Verzeichnis von Frauenberufen und Ausbildungsanstalten, sowie die Mitgliederlisten des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes. Eine Reihe von kleinen Aufsätzen legt außerdem von der Arbeit des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes und von dem Geist, in dem sie geleistet wird, Zeugnis ab. Der dem offiziellen Programm beigegebene Artikel: Was will der Deutsch-Evangelische Frauenbund? ist als eine Art Kommentar zum Programm reichlich unklar und ein wenig sentimental. Im übrigen gibt der Kalender, wie alle Publikationen des Bundes, ein Bild energischer und tüchtiger praktischer Arbeit.

**Liste neu erschienener Bücher.**

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochenener Bücher ist nicht möglich.)  
**Sergel, Albert.** Sagen und Eudien. Gedichte. Preis brosch. 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark. Kofod.  
**Storra, Thelma.** Wobon mein Herz sich freigeungen. Verlag von R. Lillenthal. Berlin NW. 7. 1905.  
**Sreitberg, Gisela Gräfin von.** Das Recht zur Beseitigung feindlichen Lebens. § 218 des Reichs-Straf-Gesetzbuches in neuer Beleuchtung. Verlag von Wilhelm Müller, Dranienburg, Berlin.  
**Tandt, Marie.** Deutsches Schülerinnen-Jahrbuch 1904—1905. Notizkalender und Nachschlagebuch für die Schülerinnen sämtlicher höherer Lehranstalten. Verlag von B. W. Gebel, Gr.-Lichterfelde. 0,80 Mark.

**Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerbundvereins.**

Zentralleitung:  
 Frk. J. Rodenacker,  
 Berlin W. 35, Genthinerstr. 16,  
 Gartenhaus I.

1. Für eine gräfliche Familie in Posen wird zum 1. September 1905 eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte, musikalische Erzieherin zu zwei Mädchen von 8 und 9 Jahren gesucht. Englisch, im Ausland erlernt, Bedingung; außerdem Erfahrung im Zeichen- und Turnunterricht erwünscht. Gehalt 700 Mark.  
 2. Für eine Fabrikdirektorsfamilie wird zum 1. Juli 1905 eine erfahrene, musikalische, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Erzieherin für drei Mädchen von 12, 10 und 8 Jahren gesucht. Gehalt 650 Mark.

**Kurse zum Studium der Englischen Sprache**

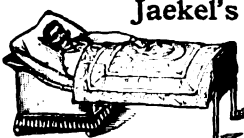
veranstaltet mit fünf englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. 2 Prospekte durch den Vorstand, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis einschließlich aller honorare und Vorträge 24 Mark wöchentlich in geteiltem, 30 Mark in Privatzimmer. 2 2 2 2

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

Schreib- □ Maschinen- □ Arbeiten. Abschriften • Diktate • Stenogramme! schnell • diskret • billig. **Sirchfeld & Fränkel** Berlin W., Taubenstraße 43. Fernspr. Amt I 6363.

**Breslau, Gartenstr. 5,** Gewerbe-, Handels- u. Haushaltungsschule (Kochunterricht). Gegr. 1880. Ausbildungskurse für Haushaltungs-, Handarbeits- und Gewerbeschullehrerinnen. Pensionat. Näheres durch Prospekte. **Dora Mundt.**

**Jaekel's Neues Banket-Sofa-Bett**



90 cm Bettbreite. kein Abrücken von der Wand nötig, bequem zusammenlegbar. Kein Eisengestell. Solide Ausführung. Preisliste Abt. I. gratis u. franko.

**R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik**  
 Berlin, Markgrafenstr. 20. München, Blumenstr. 49.

# Schering's Malzertrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Konvalaleszenten und bewährt sich vorzüglich als  
 Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc. Fl. 75 Pf. u. 1.50 Mk.  
 gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden (Sten-  
 mittel, welche bei Blutarmut (Mischsucht) etc. verordnet werden. Fl. Mk. 1 u. 2.  
 wird mit großem Erfolge gegen Abmagerung (sogenannte englische Krankheit)  
 gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Fl. Mk. 1.—

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 10.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

3. Gesucht zu sofort für eine Familie auf dem Lande in der Rheinprovinz eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische Erzieherin für zwei Mädchen von 6 und 8 Jahren. Französisch und Englisch, im Auslande erlernt, Verbindung. Außerdem wären die Schulaufgaben eines Tertiarers zu beaufsichtigen. Gehalt 900 Mark bei freier Station.

4. Für eine Familie auf dem Lande in Schlesien wird zum 15. August 1905 eine katholische, wissenschaftlich geprüfte, musikalische, jüngere Erzieherin zu zwei Mädchen von 10 und 14 Jahren gesucht. Gehalt 600 Mark.

5. Für die städtische höhere Mädchenschule einer kleinen Stadt Schlesiens wird für den 8. August bis 30. September 1905 eine wissenschaftlich geprüfte, erfahrene, evangelische Lehrerin zur Vertretung gesucht. Gehalt nach Vereinbarung.

6. Für eine Privatschule in kleiner Stadt Norddeutschlands wird zum 1. Oktober 1905 eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte, erfahrene Lehrerin gesucht. Englisch, im Auslande vervollkommen, Verbindung. 24 Stunden wöchentlich. Persönliche Vorstellung erwünscht. Gehalt 1300 Mark.

7. Gesucht zum 15. August 1905 für eine Privatschule in Brandenburg eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte, erfahrene Lehrerin. Englisch, im Auslande vervollkommen, Verbindung. Naturwissenschaften und Geographie für die Oberstufe. Gehalt 700 Mark bei freier Station.

8. Gesucht zum 1. Juli für eine Familie in Spanien eine junge, musikalische, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Erzieherin für ein Mädchen von 6 Jahren. Gehalt 800 Mark; freie Reise; Rückreise nach 2 Jahren.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenermittlung: Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gartenhaus I. Sprechstunden: Wochentags 11—3, Sonnabends 11—1 Uhr.

## Töchterpensionat Chale a. Harz.

Wissenschaftliche Fortbildung, Haushalt, Musik etc. Prospekte.

Frau Professor Lohmann.

Bad Flinsberg. Villa Dabheim. Familienpensionat. Nahe Kurhaus, Wald, Bädern. Vorzügliche Verpflegung. Prosp. Frau Bürgermeister Grabe.

Probebrief **90000** gratis.

Befragte in Briefen zum Selbstunterricht verfaßt der Verlag für Nationalstenographie, Leipzig 67.

Die „Geschäftsstelle der Versicherung der Mitglieder deutscher Frauenvereine“ der „Friedrich Wilhelm“, Berlin W., Behrenstraße 60/61, Leiterin Srl. Henriette Goldschmidt,

bietet allen Familienvätern und Müttern die vorteilhafteste Lebensversicherung zum Besten ihrer Kinder, arbeitenden Frauen, Lehrerinnen etc. Pensionsversicherung mit Übertragbarkeit der Policen und Rückzahlung im Todesfall und besten Schutz bei frühzeitiger Erwerbsunfähigkeit. Treue schriftliche und mündliche Beratung von 10—1 U.

## Langenschwalbach im Taunus.

Stahlquellen. Natürl. Kohlensäure-Bäder. Eisenmoorbäder. Prospekte gratis durch die Kurverwaltung.

Das ganze Jahr geöffnet.

Spezial-Anstalt für Asthma. Inselbad bei Paderborn. Sanatorium für Herz- und Nervenleiden.

Quellenerquelle — Alter Park — Wandelhalle — Elektrisches Licht — Zentralheizung  
 Alle Arten Bäder. — Prospekt auf Wunsch.  
 Leitender Arzt: Dr. med. Kraemer. Lehrerinnen erhalten 10% Ermäßigung.

## Ausbildung zu hygienisch geschulten Pflegerinnen für gesunde und kranke Kinder.

Der Verein Kinderpoliklinik mit Säuglingsheim in der Johannisstadt zu Dresden bildet in seiner Vereinsanstalt, dem Dresdner Säuglingsheim, junge gebildete Mädchen aus guter Familie sachungsgemäß durch theoretischen u. praktischen Unterricht zu Pflegerinnen für gesunde u. kranke Kinder aus. Das neue Anstaltsgebäude liegt in bevorzugter Lage, in nächster Nähe des Großen Gartens. Die Elevinnen erhalten freie Station und Anstaltskleidung. Wegen Auskunfts- und Anmeldung wende man sich an die Verwaltung: Dresden, Bernauerstr. 4, Postamt 16.

## Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Daleschestr. 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet Älteren u. Jüng. Damen für längere und längere Zeit einen angenehmen Aufenthalt in der Reichshauptstadt. Monat. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 76 Mk. an. Pensionen v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen d. Herrn Pastor Schmidt, SW., Dorfstr. 66 I und Herrn Pastor Pless, SW., Zeltower Str. 21 III. Fr. Selma Spranger, Vorsteherin.

## Lehrinstitut

für

## Reformschneiderei.

Gründl. Ausbildung im Musterzeichnen, Zuschneid, prakt. Arbeit.

## Schnittmusterverkauf.

Anfertigung einfach u. eleg. Kostüme, spez. n. außerhalb.

## Tüben & Osner.

Berlin W., Genthinerstr. 9, Gartenst. III.

# Verein für Familien- und Volkserziehung in Leipzig,

gegründet 1871. Vorliegende: Frau Henriette Goldschmidt, Weißstr. 16 II.

## Erziehungs- und Bildungsanstalten.

a) **Volkskindergärten** (Weißstr. 16, Querstr. 20). b) **Handfertigkeitunterricht** für Schulkinder. c) **Seminar für Kindergärtnerinnen** f. d. Familie u. zur Leitung von Kindergärten. d) **Gyrecum** in drei Abteilungen. 1. Wissenschaftliche Vorträge und Lehrkurse (Allgemeine Fortbildung) 2. Berufsbildung (Erzieherinnen für die Familie, Lehrerinnen an Kindergärtnerinnenseminaren). 3. Lehrkurse in Zeichnen und Modellieren.



Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugefandt.

Pensionat  
im  
Vereins-  
hause  
Weißstr. 16.

### Gyrecum.

#### Lehrkurse:

Deutsche Sprache u. Literatur, Stilistische u. Vortragsübungen, Politische u. Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Naturwissenschaften und Mathematik, Volkswirtschaftslehre, Ethik.

#### Sprachkurse:

Französisch, Englisch, Italienisch, Lateinisch.

Erziehungslehre und Methode Sr. Sröbels, Methodik des Elementarunterrichts. Praxis im Kindergarten und in der Schule. Geschichte der Pädagogik, Gesundheitslehre.

Anfragen sind zu richten an die Leiterin des Gyrecums.  
Hr. H. H.

Was tun doch die Kinder wohl lieber, geschwinder,  
Als nahe beim Hause, im lieblichen Garten  
Zu bauen, zu pflanzen, zu gießen, zu warten. (Sr. Sröbel.)

### Modellierklasse.



Der Erziehungsberuf ist der Kulturbederf der Frau. Er erfordert Wissenschaft und Kunst, das Kennen und das Können. (H. Goldschmidt.)

### Seminar.

#### Unterrichtskurse:

Deutsche Grammatik u. Literatur, schriftliche u. Leseübungen, Geschichte der menschlichen Arbeit und Bürgerkunde, Botanik und Zoologie. Rechnen u. Geometrie. Erziehungslehre und Methode Sr. Sröbels, Methodik d. Elementarunterrichts, Praxis im Kindergarten und in der Schule. Geschichte der Pädagogik, Gesundheitslehre, Handfertigkeit und Handarbeit. Französisch und Englisch ist fakultativ.

Anfragen sind zu richten an die Leiterin des Seminars.  
Hr. H. H.

**Originalrezept. Rindfleisch** mit Kräutern. 6 Personen. 2 bis 3 Stunden. Ein gut zurechtgemachtes Filet legt man in eine Kasserolle, deren Boden dicht mit feinen Speckscheiben bedeckt ist, gibt das nötige Salz und  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  Liter leichte Brühe oder Wasser, einige Zwiebeln, zerschnittenes Wurzelwerk, eine kleine in Scheiben geschnittene Pfeffergurke, einige Stiele Thymian, etwas Estragon und Gewürz dazu und läßt das Fleisch unter öfterem Begießen im Bratofen gar dämpfen. Wenn es herausgenommen ist, wird die Sauce durch ein Sieb gerührt, mit ein wenig in Wasser glattgequirltem Kraftmehl feimig gekocht, mit 6 bis 8 Tropfen Ragout Würze vollendet und angerichtet.

v. Bg.



Dieser Nummer liegt ein Prospekt bei

**Pädagogischen Verlags**  
**Ernst Wunderlich**  
in Leipzig,  
Johannessgasse 11

bei, den wir besonders zu beachten bitten.



## Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!  
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** Weltausstellung St. Louis 1904.

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunst-  
stickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

**Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.**

Filialen an allen grösseren Plätzen.

## Internat des städtischen Mädchen- Gymnasiums, Karlsruhe. \*

Schulgeld 81 Mk. Jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. Jährl.  
Ankunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.  
Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“.

## Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz**,

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin  
Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterfonten.  
Silb. Medaillen. • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • Pension im Hause.

## Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von  
Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen  
Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

**Adolf Schustermann**, Zeitungs-Nachrichten-  
Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen !  
! : : : : : und Zeitschriften der Welt : : : : : !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

## Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstrasse 34-35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstrasse 34-35 zu adressieren.

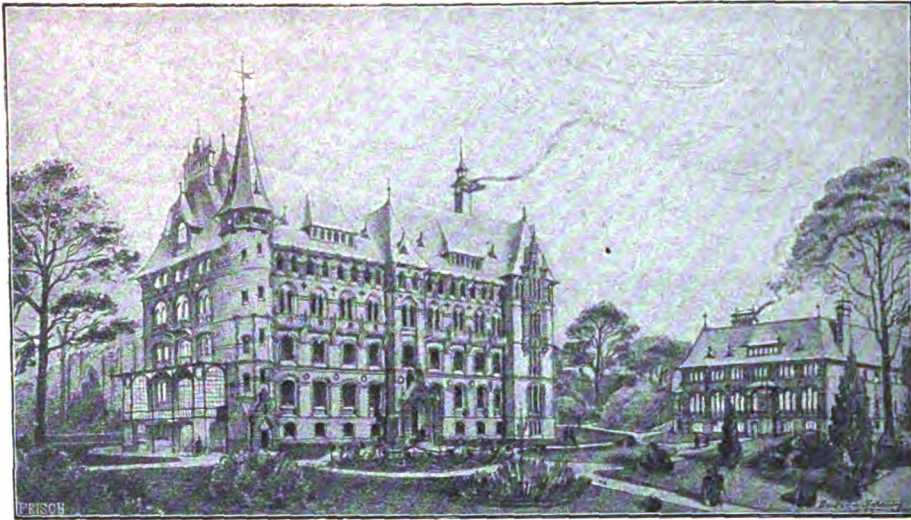
|| Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto  
beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt. ||



# Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Besichtigung  
der Anstalten  
jeden Dienstag  
für Haus I  
von 10—12 Uhr;  
für Haus II  
von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

## Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

**Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.**

Course zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

**Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.**

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect.

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

Haus II.  
gegründet 1885:

Seminar-Koch-  
und  
Haushaltungsschule:

Hedwig Heyl:

Course  
für Koch-  
u. Haushaltungs-  
Lehrerinnen.

**Pensionat.**




Course  
in  
allen Zweigen der  
Küche u. Haushaltung  
für  
Töchter  
höherer Stände,  
für  
Bürgertöchter.

**Kochcourse  
für Schulkinder.**

Ausbildung  
zur Stütze der Hausfrau  
und Dienstmädchen.  
Auskunft über Haus II  
erteilt Frä. D. Martin.

Im XVI. Jahrgange erscheint: \* \* **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** \* \*  
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals  
und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland  
2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.  
Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.



# DIE FRAU

Herausgegeben  
von  
Helene Lange.

Verlag:  
W. Moeser Buchhandlung,  
Berlin S.

## Die Frauen und das Vaterland.

Von

Ika Freudenberg.

Nachdruck verboten.

Als ich konfirmiert wurde, da bekamen wir als Spruch den Vers aus dem 5. Kapitel des Matthäus, der auch der Konfirmationspredigt zugrunde lag: Laßet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß sie eure guten Werke sehen und euren Vater im Himmel preisen. Es wurde uns dann gesagt, daß damit nicht ein oberflächliches Prahlen gemeint sei, sondern ein echtes, tiefes Durchdrungensein, das gar nicht anders kann, als sich auch nach außen hin kundgeben.

Unser verehrter Herr Pfarrer wußte natürlich sehr wohl, daß dies eines von den großen Worten ist, deren die Schrift mehrere enthält, in denen gesagt ist, man solle alles dahinten lassen, sich von seinem sonstigen Leben, von den Seinen losreißen und einzig und allein Zeugnis ablegen vom neuen Geiste und Glauben — vor aller Welt! Aber er bedachte, daß er vierzehn- und fünfzehnjährige Jungen und Mädchen vor sich habe, die die Bedeutung eines solchen Wortes noch gar nicht zu fassen imstande gewesen wären. Und namentlich uns Mädchen schärfte er ein, daß wir uns nicht etwa zu irgend einem unbescheidenen Herausstreten aufgefordert fühlen sollten; wir am allerwenigsten dürften das Licht unserer Frömmigkeit oder sonstiger Vorzüge vor den Leuten leuchten lassen. Unsere Pflicht sei, uns im Kleinen und Stillen zu halten, und eben fromm zu sein.

Und so kam er schließlich bei dem ungefähr entgegengesetzten Rückertschen Verse an:

Röge Jeder still beglückt  
Seiner Freuden warten.  
Wenn die Rose selbst sich schmückt,  
Schmückt sie auch den Garten.

Ich habe später oft und oft an diesen Spruch und an diese Predigt denken müssen, als der Sturmwind einer neuen Bewegung der Geister, als insbesondere Gewalt und Drang der Frauenbewegung so viele von uns erfaßte und aus dem stillen Leben daheim hinaustrieb. Da wurde ja auch uns von allen Seiten zugerufen: was tut ihr? ihr lehnt euch auf gegen Sitte und Herkommen? ihr tretet in die Öffentlichkeit, ihr fordert das Gerede der Leute heraus? Wißt ihr nicht, daß die Frau die Beste ist, von der man nicht spricht? Wißt ihr nicht, daß das Land am glücklichsten ist und am höchsten steht, in dem die Frauen in stiller Zurückgezogenheit verharren und alle großen Dinge den Männern überlassen?

Und nicht nur Gegner unserer Bestrebungen haben so gesprochen. Auch solche, die wohl einen Fortschritt für nötig hielten, fanden doch das Mittel einer öffentlichen Bewegung ungeeignet, und man konnte — und kann heute noch — von ernstdenkenden Frauen, die in ihrem Herzen zu uns stehen, die Ablehnung hören: nicht durch öffentliches Auftreten, nicht in lauten Versammlungen wird das errungen, was den Frauen fehlt. Wir ziehen vor, im Verborgenen, in unserem kleinen Kreise, der Sache unseres Geschlechts zu dienen. Wenn erst jede Frau so ist, wie sie sein soll — dann ist uns geholfen.

Sie haben in ihrer Weise recht, die so sprechen. Und doch können Zeiten kommen, in denen es auch für sie noch etwas Größeres gibt, als ein solches stilles Sein; Zeiten, in denen die Frau sich ein Herz fassen muß zu Dingen, zu denen sie etwas treibt, was stärker ist, als ihr persönlicher Wille.

Eine solche Zeit ist jetzt.

Seit Jahrzehnten ist ein mächtiger Ruf an unser Geschlecht ergangen. Wir sehen die Frauen aller Länder angerührt und ergriffen von einem Geiste, der sie lehrt, sich zusammenzuschließen, der sie instinktiv erkennen läßt: Tausende und Tausende von vereinzelt, zusammenhangslosen Atomen machen noch keine Bewegung! Es muß eine Vereinigung, ein allseitiges Durchbringen mit den gemeinsamen Interessen stattfinden. Nur von einer solchen besetzten Gemeinschaft kann die fortreibende allgemeine Kraft ausgehen, die sich jeder einzelnen mitteilt, die jede einzelne dahin bringt, nun auch wirklich Ernst zu machen mit der Arbeit für das Ganze.

Wenn wir diesen Mahnruf nicht verstanden hätten, wenn die Frauen, die vor dreißig bis vierzig Jahren die Bewegung ins Leben riefen und die sich damals einer Feindseligkeit, einem Aufsehen preisgaben, von dessen Peinlichkeit wir heutigen uns schon gar keine Vorstellung mehr machen können, wenn sie erklärt hätten: nein, wozu eine Organisation? Wir ziehen vor, uns im Kreise unserer Freunde Anerkennung zu erwerben und an unseren Nächsten zu tun, was wir können — dann müßten wir heute beklagen, daß der Geist einer großen Zeit unser Geschlecht verständnislos und kleinmütig gefunden hätte, daß die Frauen wieder einmal den alten Erbfehler ihrer Natur bewiesen hätten: den Mangel an Gemein Sinn, die Beschränkung auf den eigenen persönlichen Lebenskreis, die Gleichgültigkeit für das überpersönliche Allgemeine.

Wir dürfen uns freuen, daß es anders gekommen ist; daß der heroische Sinn der Frauen, von dem uns die Geschichte unseres Vaterlandes so manches Beispiel erzählt, auch nicht versagt hat, als es sich um die eigene Sache handelte. Denn dieser Kampf, den wir führen, — fürs Vaterland wird er freilich zunächst nicht geführt — es ist ja nicht in Gefahr — uns Vaterland aber dreht er sich im letzten Grunde doch!

Wir Frauen wollen ein Vaterland haben, in demselben wahren Sinne, in dem es der Mann hat!

Es genügt ja nicht, daß man in einem Lande geboren und seinen Gesetzen unterworfen ist, daß man seine Ordnung genießt und dafür seine Steuern leistet, um in Wahrheit Bürger dieses Landes zu sein. Auch der Mann hat sich mit solcher elementaren Zugehörigkeit nicht begnügt. Von jeher hat ihm als Ideal des Staates vorgeschwebt: eine Gemeinschaft von Gleich-Freien und Gleichberechtigten, in der die Gesamtheit der Bürger in den großen staatlichen Fragen den Ausschlag zu geben habe. Als Jüngling hat er sich begeistert für die Republiken des Altertums; als Mann hat er dann danach gestrebt, dieses Ideal von einem souveränen Volke in Einklang zu bringen mit unserer angestammten Staatsform, der Monarchie. In dem gewaltigen Ringen gegen den Absolutismus ist so die konstitutionelle Monarchie entstanden, die wir heute haben. Das war der große Sieg des Liberalismus. In ihm hat der Mann sich selbst befreit von den Autoritäten, die auf dem Standpunkt stehen bleiben wollen: ein Volk müsse in Unbildung und Unmündigkeit erhalten bleiben; befreit von veralteten Gesetzeschranken, die bis dahin den Einzelnen in seinem persönlichen Wirken, in der freien Meinungsäußerung, in seinem Erwerb hinderten und einengten: so hat er für sich das Recht des Mitredens und Mitbeschließens in den nationalen Angelegenheiten erobert. Durch diese Befreiung, durch dieses Mündigwerden des Volkes ist der Staat erst zu einem wahrhaft lebensvollen Gebilde, zu einem wahrhaft nationalen Staate geworden. In den Kämpfen um die bürgerlichen Rechte während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist dem deutschen Volke eine echt vaterländische Gesinnung überhaupt erst erwachsen. Aus der Sehnsucht nach der deutschen Freiheit und deutschen Volkseinheit heraus sind die Lieder gesungen, die heute dazu dienen, der Jugend Begeisterung fürs Vaterland einzulößen. Wohl hatte schon Schiller den Ton der Liebe zum Vaterlande mächtig angeschlagen, aber mehr in allgemein idealisierender Weise. Die besondere Liebe zum deutschen Vaterlande, das bewusste Gefühl von deutschem Wesen lebte damals erst auf, als das Bürgertum um seine politische Selbständigkeit litt und stritt, und damals erst ergriff sie die breiten Schichten des Volkes. Eine solche Gesinnung kann ja nicht vorgeschrieben werden. Aus der oft unbewussten, Jedem eingeborenen Liebe zur Heimat entwickelt sich von selbst die bewusste und tätige Liebe zum Vaterland, wenn dies Vaterland anfängt, eine Bedeutung für uns zu haben. Bedeutung aber hat es für den, der fühlt, daß auch er dem Vaterlande etwas gilt, daß es ihn braucht, daß er etwas zu seinen Ehren tun kann. Auch diese Liebe muß gegenseitig sein.

Es wird, glaube ich, unserer Bewegung in den Augen einer richtenden Nachwelt einmal nicht zur Unehre gereichen, daß ihre Begründerinnen, die in ihrer Jugend noch von diesen Freiheitskämpfen berührt worden waren, eigentlich davon ausgingen, in diesem freien Lande verstehe es sich von selbst, daß die Frau als Bürgerin neben dem Manne stehe. Luise Otto suchte in begeisterten Worten den Patriotismus, den Bürgersinn der Frauen wachzurufen; sie ermahnte ihr Geschlecht, nicht teilnahmslos von ferne zu stehen, sondern den großen Gedanken der Zeit mitzudenken, und als Frauen zu tun, was sie tun können, um die Erkenntnis der wahren Bürgerpflicht, um den Mut der Überzeugung, das Gefühl für Gerechtigkeit und eine nationale Gesinnung dem ganzen Volke, vor allem der Jugend einzupflanzen.

Der Widerhall, den ihre Lieder und Schriften in Frauenkreisen fanden, war schwach. Die Frauen waren überhaupt noch nicht zur Besinnung auf sich selbst, zur Einsicht, daß ihr Geschlecht auch neben den persönlichen noch allgemeine Pflichten habe, gekommen. Das haben sie erst in der bitteren Schule gelernt, in die das letzte halbe Jahrhundert sie genommen hat. An den beiden Generationen, die sich in diesem Zeitraum gefolgt sind, ist die Wirkung der großen wirtschaftlichen Umgestaltung offenbar geworden, die sich aus der Erfindung der Maschinen und aus der Vorherrschaft des Großbetriebes ergeben hat. Millionen von Frauen sind seitdem auf sich selbst, auf eigenen Erwerb angewiesen; das anmutige Gerank von Geschützt- und Geborgenheit, womit Sitte und Poesie die Frau umspinnen hatten, und hinter dem sie stillbeglückt ihres Lebensinhaltes warten sollte — es erstarrte und welkte hin vor dem kalten Hauche einer unerbittlich fortschreitenden und über den einzelnen hinwegschreitenden Wirklichkeit. Die Frauenarbeit erringt sich heute in unserem Berufs- und Erwerbsleben täglich mehr Boden und mehr Achtung. Wir haben eine stattliche Zahl wissenschaftlich und künstlerisch, kaufmännisch und gewerblich tätiger Frauen, die ihre Existenz sich selbst gegründet haben. Und diese sind es nun, von denen zunächst die Forderung nach vollen bürgerlichen Rechten aufs neue ausgeht. Diese sind es, die sich sagen: für unseren Beruf und für das Gedeihen unserer Arbeit sind ja die staatlichen Verhältnisse von der allergrößten, unmittelbarsten Bedeutung! Die Beschlüsse, die da in Kammern und Kollegien gefaßt werden, die Gesetze, die die Volksvertretung aufstellt, die gehen uns ja ebenso an, wie den Mann. Denn mit dem Gefühl des Dringens in dem großen nationalen Betriebe, da kommt einem auch das Gefühl des Dazugehörens! Man muß uns auch fragen, man muß uns mitreden, unsere Meinung, unsere Interessen in die Waagschale werfen lassen — nicht über unsere Köpfe hinweg dekretieren, als ob wir nicht da wären! Auch wir sind Glieder des Ganzen, auch unsere Arbeit trägt zur wirtschaftlichen und geistigen Blüte unseres Volkes bei, und soll es tun. — Wir spüren's nun einmal, was es heißt, wenn sich einem die Erkenntnis ausdrängt: dies Land ist dein Land, sein Glück und Unglück ist auch das deine! In diesem Boden wurzelst du, das Blut dieses Volkskörpers fließt auch in dir, seine Stärken und Schwächen sind auch die deinen, und seine Grenzen, die inneren wie die äußeren, sind auch dir gezogen. Du magst gehen, wohin du willst, du wirst dem Vaterlande doch nicht entinnen, denn du trägst es in dir! Und alle Schätze der Fremde können dir das nicht bieten, was die Heimat dir bieten könnte: die Möglichkeit, dein wahres Wesen zu entfalten, zu arbeiten und zu wirken, daß dein Leben für dich und für die Andern die dir verwandt und ähnlich sind, seine volle Frucht bringt.

Wir scheint, es ist mit Freuden zu begrüßen, daß in Frauenkreisen solche Besinnung auflebt! Daß uns endlich der echte Patriotismus kommt, der auf lebendigem Anteil beruht, an Stelle des seitherigen vagen und matten Gefühls, das eigentlich immer nur bei großen Gelegenheiten aufflammt, mitgerissen von der Begeisterung des Mannes, aber an sich nicht stark und nicht wurzelecht, weil wir eben keinen rechten Sinn damit verbanden. Für uns gilt ja noch heute das, was Fürst Bismarck in seiner berühmten Rede vom 28. März 1867 — über das allgemeine Wahlrecht — gesagt hat: wer keine Stimme hat, wer nie gehört wird, der ist politisch tot.

Politisch tot — wo soll denn da die lebendige Liebe herkommen? Nun, heute also schlägt diese Liebe auch bei uns die Augen wieder auf. Heute stehen wir da, wo der deutsche Mann vor fünfzig Jahren stand und kämpfen jetzt denselben Kampf, den er

durchgekämpft hat. Für uns ist er freilich nicht mehr so großartig, nicht mehr so reich an Gefahren und Katastrophen, wie es der seine war; es handelt sich ja nur mehr darum, den Umfang einer Idee zu erweitern, die längst verwirklicht und fest gegründet ist. Dafür sind auch unsere Kräfte so viel schwächer, wir haben ja keine Macht ins Feld zu führen, als die Überzeugung von unserem guten Recht. Mit der allerdings müssen wir unter die Leute gehen und auch sie überzeugen, und uns an der öffentlichen Meinung einen Bundesgenossen werben, der uns stärkt und hilft.

\* \* \*

Wir wissen wohl, daß uns nichts Geringeres entgegensteht, als eine tausendjährige historische Entwicklung, die es mit sich gebracht hat, daß die Frauen kein unmittelbares Verhältnis zum Vaterlande haben, sondern nur als Gattin, als Tochter, als Schwester neben dem Bürger als ihrem Vertreter stehn und seine Zugehörigkeit, sein Bürgertum mitfühlen dürfen. Das Vaterland stellt sich politisch dar als der Staat, und den Staat hat der Mann geschaffen und eingerichtet. Durch Waffengewalt sind alle Reiche gegründet und erhalten worden; aus der Gewalt ist erst das Recht hervorgegangen, das Recht, welches dann wieder rückwirkend die Gewalt eingeschränkt und zu der durchs Gesetz bestimmten Ordnung veredelt hat. Dies alles, dies Riesige, Fundamentale, ist das Werk des Mannes; sein Werk ist auch der ganze Ausbau dieser Fundamente, aller Handel und Verkehr, alle Wissenschaft und Technik, kurz, die gesamten Einrichtungen, in denen das äußere Leben einer Nation besteht. Ist es da nicht ganz selbstverständlich, daß auch ihm allein alles Recht, alle Autorität gehört? Ist etwas anderes auch nur vorstellbar, als daß überall, wo gemeinsame Angelegenheiten geordnet und entschieden werden, wo Wissenschaft gelehrt, wo Recht gesprochen wird, wo Gesetze geprüft und Volksinteressen erwogen werden — daß da überall die Männer unter sich sind und gar nicht daran denken, die Frau, die allerdings mit dem gesamten Volke draußen vor der Schranke steht und der Entscheidungen harret — sie auch zur Beratung zu laden und um ihre Meinung zu fragen?

Wir antworten auf diese Frage mit zwei Gegenfragen. Erstens: ist die Frau müßig gewesen in den Jahrhunderten, während der Mann den großartigen Bau des Staates errichtete? Hat sie gar nichts dazu beigetragen, daß es nicht bloß ein Machtstaat zum Schutz der Sicherheit und des Eigentums, sondern ein Kulturstaat geworden ist?

Zweitens: Hat der Staat, nachdem er Kulturstaat geworden, wirklich gar keine Aufgaben für die Frauen? Ist nicht ein gewisses Maß von Mitarbeit der Frauen erforderlich, wenn sein Bemühen, die an Zahl so ungeheuer angewachsenen Nationen auf eine wirkliche Kulturhöhe zu bringen, Erfolg haben soll?

Was die erste Frage angeht, so sind wir allerdings der Ansicht, daß in allem, was wir da so weit und breit entfaltet sehen, viel mehr stille, aber mächtig fördernde Frauenarbeit steckt, als man ahnt. Die große Aufgabe der Frau war die Pflege des persönlichen Lebens, die Vorbedingung zu allem Wirken und Schaffen. Nur entzieht sich naturgemäß die unermessliche Größe, der unermessliche Wert dieser Leistung dem oberflächlichen Blick und verschwindet vollständig neben dem, was der Mann getan. Die Arbeit des Mannes ist nämlich mit steigender Zivilisation an immer mehr objektiven Gegenständen sichtbar geworden. Sie konnte von einer Hand in die andere weiter

gegeben werden. Zu jeder einzelnen unserer äußeren Lebenseinrichtungen haben unzählige Kräfte beigetragen, jede einzelne ist das Ergebnis von oft unabsehbar vielen vorgegangenen oder die Zusammenfassung von vielen gleichzeitigen Arbeitsleistungen. Auch alles Wissen und Können besteht in hohem Grade aus solchem Empfangen und sich Aneignen dessen, was andere auf dem gleichen Gebiet getan haben; diese ganze weite Welt sachlicher Kultur ist von einer verbündeten Arbeiterschaft, die Schulter an Schulter vorgegangen ist, ins Leben gerufen worden.

Die Arbeit der Frau konnte sich ihrem Wesen nach niemals in auch nur annähernd gleichem Maße summieren, sich niemals in äußeren Gegenständen darstellen — sie galt ja eben dem Persönlichen. Und wer sieht es der Leistung, den Werken eines Menschen an, wie viel Arbeit erforderlich gewesen ist, ihn an Geist und Charakter leistungsfähig zu machen? Wer fragt danach, wie viel Lebenskraft und Ansprüche anderer eine produktive oder auch ganz einfach nur dominierende Persönlichkeit für sich verbraucht, um das werden zu können, als was sie schließlich dasteht? Jede Familie ist ein kleiner isolierter Organismus für sich; all die lebenslange Arbeit, die in ihm geschieht, geht mit ihm wieder zugrunde, ohne eine äußere Spur zu hinterlassen. Kein sichtbares Ergebnis bleibt zurück, an dem andere weiterbauen könnten, ebensowenig, wie die Frau sich gleichzeitig mit anderen zu einer gemeinsamen sachlichen Leistung verbinden konnte. Hat eine Frau auch etwas ganz Besonderes an Intelligenz und Tatkraft zustande gebracht, ein Hauswesen unter den schwierigsten Umständen gesteuert — es wird mit ihr vergessen, es verkörpert sich ja in nichts. In Millionen unsichtbarer und unwägbarer Wertteilchen ist die Arbeit der Frau mit hinausgegangen in jene Welt der sachlichen Dinge, und niemand weiß mehr davon!

Nicht, als ob die Frau Undank und Verkennung geerntet hätte, das wäre natürlich eine ungerechte Übertreibung. Aber man kann sagen, daß ihr auch ihr Lohn gewissermaßen in unsichtbarer Münze gezahlt wird. Man ehrt und liebt die Mutter, gewiß — aber man findet nichts darin, die Mutter im Gesetz mit Unmündigen auf eine Stufe zu stellen und man denkt nicht daran, daß die Mutter auch zugleich die Wirtschaftlerin, die Pflegerin und Erzieherin des Menschengeschlechts ist, deren Arbeit so gut wie jede andere den Erfolg haben müßte, dem, der sie leistet, wirtschaftliche Selbständigkeit und rechtliche Anerkennung zu erwerben.

Im Getöse des Maschinenzeitalters wird solch ein leises Fördern natürlich nicht gehört, und sogar ein so genialer und modern denkender Politiker wie Friedrich Naumann glaubt den Frauen raten zu müssen, sie sollten erst einmal etwas Ordentliches leisten, um ihre Ansprüche zu beweisen, Gewerbe und Industrie sei auch für sie das Mittel, sich emporzuarbeiten. Ja, haben denn die Frauen nicht seit Anbeginn der Welt die wertvollsten Dienste geleistet? Geht etwa irgend einer der Berufe, die wir uns jetzt erobern und die wir ebenfalls mit Ehren auszufüllen hoffen, über den der Hausfrau? Wir können heute nicht alle Hausfrauen werden, und wir fühlen zum Glück, daß wir auch noch andere Dinge tun können. Aber das große Verdienst des weiblichen Geschlechts, um dessen willen es seine Rechte fordert, um dessen willen es als die ebenbürtige Gefährtin des Mannes anerkannt sein will, das braucht wahrlich nicht erst erworben zu werden. Das besteht von Ewigkeit her. Nur daß natürlich diejenige, die die ganze Last des Frauenlebens trägt, nicht zugleich selbst um diese Rechte ringen kann. Dazu sind eben andere berufen, die die Hände frei haben.

Aber nach wie vor, in allen Kulturverhältnissen und in allen Wirtschaftslagen wird die Hauptaufgabe der Frau darin bestehen, die Seele des Hauses, die Seele alles persönlichen Menschentums zu sein; auch alle weibliche Berufstätigkeit wird von einer starken Neigung durchzogen sein, auf jede mögliche Weise und wenn auch von weit her an der allgemeinen Erfüllung dieser Aufgabe mitzuwirken — und G. Bäumer wird Recht behalten mit dem Schlußwort ihrer Schrift über „die Frau in der Kulturbewegung der Gegenwart“: „Was die Kämpferinnen den gebietenden Mächten in Staat und Gesellschaft abringen, das legen sie der Mutter und ihrem Kinde zu Füßen.“

Es ist merkwürdig, aber es finden sich sogar immer wieder Frauen, die den Eifer der Liebeshwürdigkeit so weit treiben, daß sie ihr eigenes Geschlecht am liebsten ganz aus dem Gesichtskreis des Mannes hinwegräumten. Raumann zitiert mit Vorliebe eine Dame, die nach der Düsseldorfer Ausstellung geschrieben hat: Angesichts dieser Wunderwerke der Industrie komme einem wirklich der Gedanke, die Welt brauche die Frauen gar nicht mehr, da sie doch an diesem allem so gar nicht beteiligt seien. Ja, glaubt man denn, wenn es kein Haus und kein Familienleben gegeben hätte, wir hätten auch nur den kleinsten Teil all dieser Herrlichkeit; wir hätten auch nur den Anfang der Gefüttung, auf der unsere Kulturzustände überhaupt beruhen?

Man kann heute aber auch andere Stimmen hören, die sagen, es sei nun nachgerade fast zu viel dieser äußeren Entfaltung, dieses fast unheimlichen technischen Könnens, für das es gar keine Schranken mehr gibt. Die Menschheit sei doch nicht dazu da, daß die Züge immer noch schneller fahren, die Mietskasernen sich immer noch höher aufstürmen und die Fabrik alle Art von Arbeit, ja sogar die Kunst immer erbarmungsloser mechanisiert. Es komme doch darauf an, daß wir uns die Fähigkeit bewahren oder zurückerobern, in diesen so bequem gemachten Zuständen ein möglichst persönliches, innerlich reiches Leben zu führen. Prof. Simmel schreibt einmal: „Der Satz, daß wir die Natur beherrschen — durch die moderne Technik — hat den fürchterlichen Revers, daß sie nun uns beherrscht. Alles, was uns die Natur vermöge der Technik von außen liefert, ist durch tausend Gewöhnungen, tausend Zerstreungen, tausend Bedürfnisse äußerlicher Art Herr geworden über das Sichselbstgehören, über die geistige Zentripetalität des Lebens. Gewiß haben wir jetzt statt der Tranlampen Acetylen und elektrisches Licht; allein der Enthusiasmus über die Fortschritte der Beleuchtung vergißt manchmal, daß das Wesentliche doch nicht sie, sondern dasjenige ist, was sie besser sichtbar macht. Der förmliche Rausch, in den die Triumphe der Telegraphie und Telephonie die Menschen versetzt haben, läßt sie oft überssehen, daß es doch wohl auf den Wert dessen ankommt, was man mitzuteilen hat.“

Wenn diese Weltanschauung an Boden und an Einfluß gewinnt, wenn die Auffassung sich einigermaßen durchsetzt, daß die technische Vollenbung doch immer nur Mittel zum Zweck der Vollenbung des eigentlichen, des persönlichen Lebens sein dürfe — so wird sich dies als eine außerordentliche Begünstigung unseres Strebens erweisen. Wenn man nur danach fragt, wieviel Eisen und Stahl, wieviel Dampfkessel und Kanonen ein Volk exportiert — dann verschwindet natürlich alle Frauenarbeit und Frauenleistung aus dem Begriff der nationalen Produktion. Wenn man aber danach fragt, wie die Tausende, die all das hervorbringen, leben, ob sie ein behagliches Heim haben, ihre Kinder pflegen und erziehen können, ob sie neben der Arbeit auch Zeit und vor allem Sinn dafür haben, an das zu denken, was Geist und Herz brauchen, um satt



zu werden — wenn wir danach fragen, dann erscheint sofort das Arbeitsgebiet, die ganze Sphäre der Frau als bedeutungsvoller Hintergrund in dem Gemälde nationaler Tüchtigkeit und nationaler Weltmacht. Das eigentliche Vaterland ist doch nun einmal daheim und nicht draußen. Es darf sich nicht nur darum handeln, Ströme von Reichtum von draußen her in einige wenige Hauptkanäle zu lenken, sondern es handelt sich auch darum, daß das ganze weitverzweigte Netz eines nationalen Wirtschafts- und Erwerbslebens bis in die kleinsten Aderchen hinein, die den einzelnen Haushalt speisen, in gutem Stand ist, nicht durch Mißgunst der Umstände oder durch eigene Hilfslosigkeit verstopft, sondern offen und bereit, auch seinen Teil vom allgemeinen Segen zu empfangen. Je mehr der Staat also seine Mission darin erkennt, neben äußerer Größe auch innere Kultur, neben der Ausdehnung der Weltmacht auch daheim Wohlstand und Gesittung zu fördern, um so wichtiger ist es für ihn, in welchem Grade auch die Frau ihrer Aufgabe gerecht wird, um so größer ist sein Interesse, auch die Frau unmittelbar in seine Dienste zu nehmen und zu seinen Zwecken heranzubilden.

\* \* \*

Damit kommen wir nun auch noch zur Beantwortung unserer zweiten Frage. Es ist für den modernen Großstaat eine Notwendigkeit, die sich immer gebieterischer geltend machen wird, neben seiner uniformierenden, vereinheitlichenden Tendenz auch eine Tendenz der Individualisierung zu befolgen. Der zentralisierenden Gleichartigkeit großstaatlicher Einrichtungen wirkt naturgemäß der Drang nach Kultivierung alles Besonderen, Eigenartigen entgegen, die Erkenntnis, daß nicht Einförmigkeit, sondern Mannigfaltigkeit inneren Reichtum bedeutet. Ferner: Jene Gesetze und Einrichtungen, die für Millionen bestimmt sind, können auch nur ganz allgemein gehalten sein und lassen überall der praktischen Anwendung einen weiten Spielraum. Der Staat braucht also ausführende Organe, die mit den persönlichen und sachlichen Verhältnissen, auf die sich seine Festsetzungen beziehen und in die sie eingreifen, genau Bescheid wissen. Der Staat braucht Sachverständige, die ihn in zuverlässiger Weise über die Lebensbedürfnisse aller Klassen und Stände unterrichten.

Nun liegt auf der Hand, daß in vielen Fällen, wo es sich um Familieninteressen oder gar um spezielle Fraueninteressen handelt, Frauen auch die geeigneten Vertreterinnen, die berufenen Vermittlerinnen sein werden, und so ergibt sich unser Verlangen nach solchen geschulten und gebildeten Vermittlerinnen ganz von selbst aus der Lage der Dinge, aus dem natürlichen Wunsche, diese Lage so günstig, so vernünftig zu gestalten, wie nur irgend möglich; und was vor fünfzig Jahren eine von einigen wenigen aufgestellte radikale Forderung war, ist heute ein von vielen klar gefühltes sachliches Bedürfnis. Aus diesem Bedürfnis heraus fordern wir für die Verwaltungskörper unserer Mädchenschulen weibliche Mitglieder, möchten wir die Handhabung des Arbeiterinnenschutzes weiblichen Fabrikinspektoren übertragen sehen, halten wir die Armenpflegerin für unentbehrlich, die Waisenspflegerin, den weiblichen Vormund, die weibliche Leiterin der Arbeitsnachweise für Frauen; wir dringen bei der Durchführung einer Wohnungsreform auf den weiblichen Inspizienten, ferner auf die Zulassung weiblicher Beisitzer in die unteren Verwaltungsbehörden der Versicherungsanstalten u. dergl. mehr. Überall, wo es gilt, Frauennot und Frauenrecht zu beurteilen, da müssen auch Frauen als Sachverständige zur Stelle sein. Daß die Laiengerichte, die Kaufmanns-

Gewerbe- und Geschworenengerichte noch nicht das sind, was sie sein wollen und sollen, so lange nicht Frauen über Frauen mit urteilen — das fängt man an, uns hier und da zuzugestehen. In der Tat, wenn etwas eine Unvollständigkeit unserer Kultur bedeutet, so ist es das, daß auf dem weiten Gebiete der Rechtsprechung nie und nirgends eine Frau für die andere eintreten kann, daß wir auch da ausgeschlossen sind, wo die Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Pflicht, die für ein ganzes Volk gelten sollen, festgelegt werden. Andere Länder haben bereits den weiblichen Advokaten, Holland, Italien, Frankreich — von Amerika ganz zu schweigen —, und manches mal mögen ihm zur Verteidigung einer unglücklichen Geschlechtsgenossin Argumente zu Gebote stehen, die auch dem geistreichsten und bereitesten Kollegen nicht einfallen können. Was aber den Einfluß betrifft, den Frauen — so hoffen wir! — künftig einmal auf die Rechtsgesetzgebung ausüben werden, so zeigt sich schon heute, daß er dazu beitragen wird, auf denjenigen Gebieten des Zivil- und des Strafrechts, deren mangelhafter Ausbau von den Frauen besonders empfunden wird, Fortschritt und Verfeinerung der Rechtsbegriffe anzubahnen. Wir Laien und Sachunverständige sagen uns ja einstweilen nur: wenn Frauen mitzureden hätten, sowohl bei der Aufstellung der Gesetze als bei der Beurteilung des einzelnen Falles, dann würde manches Mal barmherziger verfahren mit einem armen Geschöpf, das in bitterer Not und Verlassenheit die Pflicht gegen sein Kind versäumt hat, während ihr Mitschuldiger frei ausgeht, und manches Mal käme eines jener Ungeheuer in Menschengestalt, die mit ihren entsetzlichen Sittlichkeitsverbrechen Frauen und Kinder — oft die eigenen! — verderben, nicht mit ein paar kurzen Monaten Gefängnis davon. Jenseits solcher vielleicht laienhaften Vorstellungen aber besteht doch die unzweifelhafte Tatsache, daß die Mitwirkung wissenschaftlich gebildeter und praktisch geschulter Juristinnen einerseits und lebenskundiger, berufserfahrener Weisgerinnen andererseits unsere Rechtspflege in vielen Fällen individueller, einsichtiger und deshalb gerechter machen wird. Es gibt eben auf allen Gebieten des menschlichen Gemeinschaftslebens Aufgaben, für welche die Frau ein besonderes Interesse, einen besonderen Blick und auch eine besondere Beredsamkeit mitbringt, in deren Erfüllung sie deshalb dem Ganzen auch nützliche Dienste leisten kann und mit dahin wirken, daß überall die Härte, der Formalismus des bloßen Prinzips durch eine lebendige Individualisierung, durch Anpassung an die Wirklichkeit ergänzt werde.

Dürfen wir nun im Hinblick auf dies alles, in dem vollen Gefühl, daß wir etwas leisten können und wollen, was, so bescheiden es auch im Einzelnen sein mag, doch in seiner Gesamtheit ein auf die Dauer wohl merklicher Beitrag zur Volkswohlfahrt und Volksgesittung sein würde — dürfen wir nun nicht vor den Staat hintreten und sagen: gib uns die Bildung, die wir brauchen, um auch unser Wirken nach großen Gesichtspunkten zu gestalten, und dann gib uns das Recht, dies Wirken überall da einzusetzen, wo es nötig ist. Du bist es uns schuldig, die wir auf deine Fürsorge ebensoviel Anspruch haben als der Mann, und du bist es dir schuldig, dem Vaterlande, das von dir den Fortschritt und die Veredelung seines Volkstums erwartet. Ein Volkstypus ist so lange nicht auf seine volle Höhe gekommen, nicht mit allen seinen Anlagen und Leistungsfähigkeiten entfaltet, als nicht beide Geschlechter ebenbürtig nebeneinander stehen, und als nicht um sie eine Jugend aufwächst, die von Vater und Mutter das Beste empfängt, was beide zu geben haben. Glaube nicht, daß du die Wirrnis und die Gefahren der sozialen Frage lösen kannst, ohne dir die Frauen zur

verständnisvollen Mitarbeit heranzuziehen; und glaube nicht, daß es dir gelingen wird, alle Schichten und Klassen mit wahrhaft nationaler Gesinnung, mit der tiefen Liebe zum Vaterlande, die auf dem Sich-eins-fühlen mit seinem Wohl und Wehe beruht, zu durchdringen, wenn nicht in der Familie, im Reiche der Frau, die Keime dieser Liebe gehegt und gepflegt werden.

Noch ist der Staat fast unzugänglich für unsere Forderungen. Es genügt nicht, daß wir unser Recht in Worte kleiden, wir müssen es durch die Tat beweisen. Diese Tat ist die organisierte Bewegung. Was im Munde einer Einzelnen eine gutgemeinte Behauptung ist, wie sie im Laufe der Jahrhunderte unzählige Male ausgesprochen worden und wirkungslos verhallt ist, das ist eine beachtenswerte Strömung, wenn Tausende und Tausende zusammenstehen und ihren Willen zu einem einzigen, starken Gesamtwillen vereinen. Die Bewegung ruft überall die Erkenntnis wach, sie ruft von allen Seiten her Kämpferinnen auf den Plan, und dem unablässigen Anpochen so Vieler wird es schließlich auch einmal gelingen, die schwere, fest verschlossene Pforte zum Weichen zu bringen.

Aber die Bewegung tut noch mehr — denn das bloße Rufen und auf seinem Recht-Bestehen ist in der Tat noch kein Beweis. Sie setzt alle Kraft dahinter, daß inzwischen schon überall zugegriffen wird, wo sich nützliche Arbeit bietet; sie wartet die offizielle Ermächtigung gar nicht ab, sondern sucht immerhalb der ihr bis jetzt gezogenen Schranken dem Gesamtwohl Dienste zu leisten, die vielleicht einmal bereiteter als alle Worte für sie sprechen werden. Wir nennen diese sich beständig ausdehnende Tätigkeit: soziale Arbeit, und drücken damit aus, daß sie einen Fortschritt bedeuten soll über die frühere, in ihren Absichten eng begrenzte Wohltätigkeit hinaus, die ja nichts weiter wollte, als das Unglück lieblich und in der Stille trösten. Soziale Arbeit will sich mit Bewußtsein einreihen in die fürsorgende und erziehende Wirksamkeit des modernen, von sozialem Geiste erfüllten Kulturstaates, sie setzt volkswirtschaftliche Kenntnisse voraus, sie wird nur dann richtig getan, wenn sie in alle die angrenzenden Gebiete, zwischen denen sie sich bewegt, verständnisvoll eingereicht, wenn sie also von einem durch Wissen gereiften Urteil über die gesamten Verhältnisse geleitet wird. Zu dieser sozialen Arbeit sucht die Bewegung die weibliche Jugend planmäßig heranzuziehen; sie ist die praktische Vorschule für das künftige Bürgertum der Frau; in ihr müssen wir Werke schaffen, die gesehen werden, und denen man's glaubt, daß die Frau berufen ist, auch im Großen und Allgemeinen dem Manne helfend zur Seite zu stehen.

Es ist eine kulturgeschichtlich merkwürdige Tatsache, daß fast ein jedes Vaterland sich im Bilde einer mächtigen, heroischen Frauengestalt darstellt. Die Germania, die Bavaria und viele andere, mit Schwert und Schild und sonstigen Abzeichen bedeuten den Inbegriff eines nationalen Volkstums. Das hat doch anscheinend keinen rechten Sinn. Anscheinend entspricht der historischen Entwicklung doch höchstens das preussische Wappen mit seinen zwei wilden Männern. Aber auch Preußen hat neben diesen beiden keulenhaltenden Riesen noch eine Borussia.

Wir möchten dies Symbol als eine Bürgschaft dafür annehmen, daß das Gefühl, das oft so viel, viel mehr Recht hat, und so viel weiter sieht, als der Verstand, der immer in den Interessen des Augenblicks befangen ist, — daß es sich unbewußt ein Genüge getan hat, indem es das aus dem werdenden Männerstaate

immer mehr und mehr verdrängte weibliche Element wenigstens im Bilde festhielt. Für das natürliche Gefühl gehören eben Mann und Frau zusammen, in der Einzelfamilie wie in der großen Gesamtfamilie, dem Staate. Es läßt sich nicht irre machen durch solche äußerlichen Argumente, wie dies, daß der Mann allein die Kriege führen, folglich auch allein im Räte sitzen müsse u. dergl. Gerade weil der Mann Krieger ist und kriegerische Neigungen hat, grade weil er hundertmal sein eigenes Leben und das Leben Anderer gering schätzt, darum muß das Interesse der Menschheit auch von der Frau vertreten werden, von der Oda Olberg einmal gesagt hat, daß der Grundzug ihres Wesens dahin geht, Leben zu erhalten. Weiß doch sie auch am besten, wie teuer jedes einzelne Leben erkauft ist!

Natürlich hat das Vaterland besondere Aufgaben für den Mann und besondere Aufgaben für die Frau — aber es gehört deshalb nicht einem von beiden allein, es ist die höhere Einheit, die beider Leben und Wirken umschließt. Wie auch die Kultur-entwicklung die Frau benachteiligt hat, — das Herz der Menschheit hat Partei für sie genommen und hat es in jenen Idealgestalten ausgesprochen: zum vollen Begriff des heimatischen Vaterlandes, dem wir unsere Liebe und Treue weihen sollen, gehört die Gestalt der mütterlich sorgenden, oder der jungfräulich wehrhaften, tapferen und aufrechten Frau — bald ist es ja mehr das eine, bald das andere.

Glauben wir also daran, daß dies Gefühl, das so stark und siegreich überall und überall gesprochen hat — daß es eine Vorahnung gewesen ist, und daß aus der inneren Wahrheit auch einmal eine äußere werden wird. Und lassen wir den Glauben an diese unsere Zukunft leuchten vor den Leuten, daß er sie bezwingt und aus Gegnern Freunde macht.



## Pfarrgehilfinnen.

Von

Helene Christaller.

Nachdruck verboten.

Aus dem Kreis der Freunde der „Christlichen Welt“ sind in letzter Zeit mehrfach Stimmen laut geworden, die die berufliche Mithilfe der Frau an der Arbeit des Pfarrers verlangen. Lic. Otto regte die Sache zuerst an in Nr 39 der „Christlichen Welt“ aus dem Jahr 1903. In Nr 2 und 37 des Jahres 1904 haben dann auch andere sich zustimmend dazu geäußert; ebenso Professor D. Zimmer in einem Vortrag in Hameln. Hofprediger Stöcker belegte die Berechtigung dieses Berufs in einem sympathischen Vortrag zu Hannover mit einer Anzahl Bibelstellen, die auch sehr rückständige Leute beruhigen könnten, und Frauen wie Paula Müller und Helene von Dungen haben mehrfach das Wort dazu ergriffen.

Daß eine weibliche Hilfe im Pfarramt sehr notwendig ist, braucht eigentlich nicht mehr diskutiert zu werden. In unseren Städten kommt kein Pfarrer ohne vielfache weibliche Hilfe aus, und auf dem Dorfe tritt die Pfarrfrau in die Lücke, soweit es ihr Hausfrauen- und Mutterberuf gestattet. Bis jetzt war das alles freiwillige, unbezahlte

Arbeit, die unbeschäftigte Frauen in den Städten so nebenher taten. Die Zahl der unbeschäftigten Frauen aber nimmt immer mehr ab, und manche muß auf pastorale Arbeit, in der sie Tüchtiges leisten würde, verzichten, weil ihr Beruf sie ernähren muß. Außerdem ist es sicher, daß ein großer Teil dieser freiwilligen Arbeit an starken Mängeln leidet. Es fehlt die strenge Organisation und vielfach das starke Bewußtsein der Pflicht; man kommt, wenn man Lust hat, oder bleibt auch ebenso oft weg. Daneben findet sich dann häufig mehr guter Wille als Begabung. Der einzige und gewiß nicht gering zu bewertende Vorzug vor der beruflichen Arbeit liegt eben in ihrer Freiwilligkeit. Deshalb denken die Befürworter der Pfarrgehilfinnen sicherlich nicht daran, auf freiwillige Hilfe irgendwie zu verzichten, denn sie hat schon viel geleistet und wird bei guter Organisation in Zukunft noch mehr leisten. Die geschulte und zu diesem Beruf vorgebildete Frau macht keine der bisherigen Hilfskräfte überflüssig, sondern sie soll den mit Arbeit überhäuften Pfarrer entlasten und überall da ersetzen, wo Frauen naturgemäß Besseres leisten.

Das Studium der Theologie nimmt erschreckend ab. Woher das kommt, wollen wir hier nicht näher untersuchen; über kurz oder lang wird sich ein ganz empfindlicher Mangel bemerkbar machen. Dem abzuhelfen wird man zum Stadtmisionar greifen und zu der Frau. Aber selbst ohne Mangel würde die weibliche, mütterliche Art der Frau stets ihren Platz neben dem Mann behaupten, wie es in der häuslichen Kindererziehung und im Lehrerberuf auch der Fall ist. Der Mann hat die Religion noch weniger gepachtet, als die Logik; Priesterinnen und Prophetinnen gab es zu allen Zeiten.

Es ist nun die Frage, wie sich die Gemeinde, die Geistlichen und die Kirchenbehörden in dieser Sache verhalten werden. Bei der Gemeinde kann ich aus Erfahrung sprechen. Bei ihr ist das Können das Ausschlaggebende. Kann die Frau so schön und erbaulich reden wie der Pfarrer, kann sie am Krankenbett so trösten, gehen die Kinder gern zu ihr in den Unterricht und die Frauen und Jungfrauen zu ihren Vereinen, dann ist für die Gemeinde die Berechtigung vollauf erwiesen, und keiner fragt nach staatlichen Diplomen; die Gemeinde verlangt nur eine begabte, religiöse Persönlichkeit, und über den Mangel einer solchen Persönlichkeit hilft ihr das beste theologische Examen nicht hinüber.

Wie stellen sich sodann die Geistlichen zu dieser Frage? Im allgemeinen scheinen mir die Liberalen mehr geneigt, als die Orthodoxen, denn sie sind neuen Ideen offener, die aus der Stadt mehr, als die vom Land, denn sie fühlen stärker das Bedürfnis nach weiblicher Mitarbeit. Widerstrebend sind in erster Linie die gesellschaftlichen Amtsmenschen links und rechts, geneigt die religiösen Persönlichkeiten, denn sie sind die Lebendigen, die sich vor dem Leben nicht zu fürchten brauchen.

Wie endlich verhalten sich die Konsistorien? Soviel ich sehe, huldigen sie dem Wahlspruch: *Quieta non movere*. Von sich aus werden sie nichts Neues machen; wenn sie aber von den Gemeinden gedrängt werden, dann sagen sie „ja“. Vor der Gewalt der Tatsachen haben sie sich noch stets gebeugt. Borerst aber wird es ja die Gemeinde sein, die derartige Hilfskräfte anstellt.

Wie denken wir uns nun den Beruf und die Ausbildung dazu?

Sein Gebiet ist wohl wesentlich die weibliche Vereinspflege. Da sind die Kranken- und Samaritervereine, bei denen der Pfarrer sich sehr oft überflüssig fühlt, denn seine Damen wissen fast alles besser, und es schwirrt ihm in den Ohren von Wochenbett- und Kinderpflege, Typhusrekoneszenz und Magendiät. Wie gern würde er seine Zeit da sparen, wenn er nicht denken müßte, daß ohne eine verantwortliche Autoritätsperson die Anarchie ausbrechen würde.

Vor allem wäre es wünschenswert, wenn die Leitung von Kindergottesdiensten in den Händen von Frauen läge. Es gibt einige Männer, die auf diesem Gebiet ganz Hervorragendes leisten, im allgemeinen ist es aber nicht gerade die Stärke des Mannes, kindlich und lebhaft zu reden und zu erzählen. Man gehe nur in die Kindergottesdienste und höre zu; viele reden zu hoch, andere zu trocken und schulmäßig. Bei

jahrelanger Leitung eines Kinder Gottesdienstes auf dem Lande beschäftigte ich als Helfer, neben Frauen und Mädchen, auch jüngere Männer, die aber nie den Vergleich mit jenen aushielten; die Männerklassen waren stets in der Auflösung begriffen. Es lag nicht an ihrer Jugend (20—30 Jahre), denn Mädchen im gleichen Alter gehörten zu meinen besten Lehrerinnen. Das soll natürlich noch kein Beweis sein, es unterstützt nur meine Beobachtung, die ich bei den verschiedensten Gelegenheiten gemacht habe.

Als weitere Tätigkeit käme für die Pfarrgehilfin die Pflege der Jungfrauenvereine in Betracht. Sie werden jetzt schon vielfach von Frauen geleitet, meistens Kinderschwestern, oft auch von Pfarrfrauen oder älteren Damen aus der Gemeinde, die man nicht weiter auf ihre Begabung prüft und bei denen man gar manchmal den guten Willen für die Tat nimmt. Jüngere Pfarrer und Vikare pflegt man nicht gerade zu diesem Amt zu wählen, nicht aus Mißtrauen gegen sie, sondern um Unzuträglichkeiten vorzubeugen, in die ein junger Mann da unschuldigerweise hineinkommen kann. Ich glaube nicht gerade, daß die Frauen hier an und für sich dem Mann vorzuziehen sind, denn der Einfluß eines ersten Mannes ist sehr stark und gut für die Mädchen, doch wie die Sachen liegen, wird man in vielen Fällen auf die Arbeit der Männer verzichten müssen.

Aber dann sollen es wenigstens Personen sein, die für Jugend Verständnis haben! Die gebildet und begabt sind und frei reden können! Wie manches Mädchen hat mir schon erklärt, in den Verein gehe sie nicht, es sei zu langweilig; die Andacht werde abgelesen aus einem Buch (oft nicht einmal fließend) und außer dem Singen sei nichts los. Ein gebildetes Mädchen vollends würde uns ins Gesicht lachen, wenn man es zum Vereinsmitglied werben wollte. Wieviel könnte da eine hochgebildete, anregende und doch ernste Frau wirken!

Es kommen dann noch die Krankenbesuche dazu, besonders bei Frauen, was der Geistliche als große Arbeitserleichterung empfinden wird, Krippen und Kindergärten, weibliche Gefangenenseelsorge, Arbeit an den Gefallenen, Frauen-, Mütter- und Wägvereine. Arbeit gerade genug!

Vorkläuferinnen zu diesem Beruf finden wir in neuerer Zeit öfters. Da sehen wir die Offizierinnen der Heilsarmee durch die Straßen ziehen, die Gräfin Schimmelmann hält ihre Vorträge und organisiert ihre Seemannsbeime, eine deutsche Dame, Fräulein v. Pehold, ist gar regelrecht als Pfarrer der Free Christian Church in Leicester, und wie manche gibt es, deren Namen in kleinen Kreisen gekannt sind und die jederzeit im Stande wären, ohne eine andere Vorbildung, als die sie sich selber nach und nach verschafft haben, in diesen Beruf einzuspringen.

Aber wir denken ja nicht daran, ohne Ausbildung Ämter zu verlangen, es muß der Behörde gegenüber eine gewisse Garantie da sein. Professor von Soden in Berlin, der der Sache sehr freundlich gegenüber steht, schlägt das dortige Viktorialyceum vor; es wären, ein Jahr lang etwa, Vorlesungen zu hören über Theologie, Kirchengeschichte, Philosophie, Volkswirtschaft, Pädagogik etc., woran sich womöglich ein Examen schließen sollte. Man denkt für Hospitantinnen von der Kenntnis des Lateinischen und Griechischen bei den Religionskursen absehen zu können. Die Studienkosten würden bei bescheidenen Ansprüchen 1000—1200 Mark betragen.

Darnach käme Anleitung in praktischer Arbeit, die vorerst unbezahlt wäre. Diese zu gewähren sind eine größere Anzahl von Pfarrern bereit, darunter auch Professor von Soden, in dessen großer Gemeinde in Berlin Gelegenheit zu allen Zweigen der Pfarrgehilfintätigkeit ist.

Nach einhalb bis einjähriger freiwilliger Tätigkeit und Bewährung glaubt man auch ein Gehalt von den maßgebenden Behörden durchsetzen zu können. Die Pioniere haben es natürlich auch in diesem Beruf schwerer als die Nachtreter.

Derartig vorgebildete Frauen denke ich mir nicht nur als Gehilfinnen, die unter einem bestimmten Geistlichen arbeiten, sondern auch als selbstständige Gemeindepflegerinnen neben dem Pfarrer, als Leiterinnen und Hausmütter in allerlei Frauenheimen und Stiften, Rettungsanstalten und Asylen. Je nach Alter und Begabung

wird jede schon den Pflichtenkreis finden, in dem sie am meisten leistet, und wir wollen hoffen, daß die ersten Pioniere bald Mitsrebende finden werden.

Mehr als bei allen andern Arbeitsgebieten wird es hier auf die Person ankommen. Es sollte sich niemand dazu drängen, der sich nicht innerlich angezogen fühlt, Predigtmaschinen gibt es gerade schon genug. Es gehört dazu eine ernste, nicht zu junge, religiöse Persönlichkeit, mit volkstümlicher Rednergabe, die gute Erzählerin, Kinder- und Menschenfreundin ist. Das, was am wichtigsten ist, kann ja die beste Vorbildung nicht geben, sie kann es nur vertiefen und klären, sodaß wir es auch andern mitteilen können. Daneben aber erleichtert sie doch sehr die Arbeit durch äußere Hilfsmittel, Übung, guten Rat und durch die Sicherheit, die ein wohlgeordneter Gedankenbesitz auch in schwierigen Situationen gewährt.



## Sechs.

Preisgekrönte Erzählung

von

Elisabeth Tilljebjörn.

Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von Maria Rassow.

Nachdruck verboten.

„Daß Bruder Charles Emil uns nicht zu einer von den Tausen der kleinen Mädchen eingeladen hat, darüber darf man sich vielleicht nicht so sehr wundern, aber wenn sein einziger Sohn getauft werden sollte, ohne daß wir dabei wären, so würde mich das wirklich schmerzen,“ sagte Fräulein Agathe mit einem wehmütigen Schütteln ihrer Locken, deren Ergrauen mit Kosmetik zu bekämpfen sich nicht mehr verlohnte. „Und das würde auch unsere selige Mutter geschmerzt haben,“ fügte sie hinzu und blickte hinüber zu den Bildern der seligen Mutter und des seligen Vaters, die in ovalen Rahmen über dem Sofa hingen.

„Sein einziger Sohn,“ wiederholte Schwester Ulla mit einem Aufschrecken, „er kann zehn bekommen!“

„Scht, scht,“ Agathe erhob abwehrend die feinen, schmalen Hände, und fünf Paar mehr oder weniger verwelkter Wangen erröteten.

Diese Ulla sagte auch immer so kuriose Dinge!

„Er hat nur einen einzigen Sohn,“ sagte Anne Sophie in gemessenem, zurechtweisendem Ton, „und was die Zukunft noch bescheren kann, davon — davon spricht man nicht.“ Hier errötete sie so, wie man es nur damals tat, als das neunzehnte Jahrhundert noch jung war, und beugte sich dann tief über ihren Stuhlrahmen.

Einige Augenblicke war es ganz still in dem kleinen Wohnzimmer. Von der einsamen Straße der Kleinstadt drang kein störendes Geräusch in das Schweigen. Nur die alte Uhr in ihrem Tempel von schmalen Marmorpfeilern pickte sachte ihr Tick-Tack auf der bauchigen Kommode, und einige naseweise Sommerfliegen flogen mit mißvergünftigem Summen um die zuckerhutförmigen Papierblumenbouquette auf dem Spiegeltische.

„Ja,“ sagte die blasse Gunilla und sah mit einem Seufzer von dem weißen Kragen auf, an dem sie stückte, „wenn ich nur diesen Kragen fertig bekomme und die Bürgermeisterin ihn vor Mittwoch bezahlt, dann kann ich mir ein Paar schwarze Zeugschuh für die

Tausch kaufen. — Aber werde ich nicht fertig, dann kann ich nicht gehen.“

Mit einem raschen, besorgten Blick sah Agathe von dem Rahmen auf, mit dem sie Anne Sophie gegenüber auf dem einen Fenstertritt saß.

„Du hast doch Mamsell Altmann ordentlich vorgehalten, daß die Bürgermeisterin auch nicht den entferntesten soupçon haben darf, daß es eine von uns ist, die den Kragen sticht?“

„Ja, liebe Agathe, du kannst ganz ruhig sein, das sage ich ihr jedes Mal.“

Mit einem müden Seufzer strich Gumilla glättend über ihr blondes Haar, das schon so glatt war, wie Quittenkerne es machen konnten.

Wieder hörte man ein kurzes Lachen von Ulla, die vor dem schweren, geschnitzten Eichenholzschrank stand und Bettlaken herausnahm. Es war der letzte Sonnabend im Monat, und es mußte gewechselt werden. Aber es war eine beschwerliche Sache, sechs Paar heiler Laken von der feinen, seidenartigen Leinwand — und auf anderer konnten die sechs Schwestern nicht schlafen — herauszuziehen.

„Es ist doch wohl keine Schande, einen Kragen zu sticken, auch wenn er für den fetten Hals der Bürgermeisterin bestimmt ist?“ sagte sie hastig, aber in dem gedämpften Tonfall, der ihnen von Kind auf anerkannt worden war.

„Schande! Mein Gott, was für ein horribles Wort!“ Von den vier Plätzen auf den beiden hohen Fenstertritten blickten vier Paar Augen betroffen auf; Frédrique, die auf dem hochbeinigen, kattunbezogenen Sofa saß, fuhr zusammen, als hätte sie einen Schlag bekommen, und die Perlen, aus denen sie eine Schnur für die Ofenklappe nähte, klirrten.

„Ein horribles Wort,“ wiederholte Agathe, „und es ist doch begreiflich und natürlich, dünkt mich, daß es für Damen von Stande nicht comme il faut ist, für Geld zu arbeiten.“

„Gerade als wenn man mit seinen eigenen Domestiken ebenbürtig wäre,“ fügte Anne Sophie hinzu.

Vier Köpfe nickten diesem Wort Beifall.

Aber Ulla schüttelte rebellisch ihren kraushaarigen Flachskopf, den weder Erziehung, noch Armut, noch Pomade zu bewältigen vermocht hatten.

„Mich dünkt, man kann trotzdem beweisen, daß man von anderer Qualität ist,“ murmelte sie.

„Um auf das zurückzukommen, wovon wir vorher sprachen,“ fiel, das weitere abschneidend, Frédrique ein, die bisher schweigend dagefesselt hatte, „so würde ich es einen offenbaren Mangel an égards für uns finden, wenn Charles Emil und Ebba uns dies Mal nicht einluden,“ und starker Unwille war hierbei auf ihrem scharfen, dunkeln Gesicht zu lesen, „aber es sähe Ebba recht ähnlich.“

„Mir ist manchmal, als wenn ich Ebba au fond gar nicht kenne,“ bemerkte Margrete Luises sanfte, jugendliche Stimme, „es ist, als ob sie sich nie die Zeit nähme, eine von uns im besondern kennen zu lernen.“

„Nein, sie scheint kaum zu wissen, daß wir nicht alle egal aussehen. Sonst würde sie nicht jede Weihnachten uns sämtlich Spitzenkragen mit blauen Rosetten schenken. Sie müßte doch sehen können, daß ich niemals blau habe tragen können.“ Und Frédrique, die Brünnette, warf einen stolzen Blick auf ihre blonden Schwestern.

„Du trugst ein rosa Kleid damals, als wir zum Neujahrsball in der Stadt waren,“ sagte Agathe und warf den mütterlich liebevollen Blick der ältesten Schwester auf Frédrique, „damals, als wir so viel mit dem Fährich Åreberg tanzten. Erinnerst du dich, er sagte, wir sähen aus wie ein großes, schönes Bouquet, das eben auf einem Blumenbeet gepflückt worden sei.“

„Ja.“ Frédrique lächelte die angenehme Erinnerung an. Doch gleich darauf bekam ihr Auge einen wehmütigen Ausdruck. „Als wir ihn das nächste Mal trafen, verwechselte er uns aber und glaubte, es wäre Gumilla, die in rosa gekleidet gewesen und mit ihm von Tegner's ‚Åxel‘ gesprochen habe. Unbegreiflich, daß er mich nicht von Euch andern unterscheiden konnte, ich bin doch so dunkel.“

„Er sah dich ganz einfach nie,“ fiel Ulla ein.



„Wieso? Was meinst du?“ Frédrique richtete sich verletzt auf, „er sah mich nicht, mich, mit der er tanzte, der er — —“

„Er sah nicht dich für dich allein, er sah uns — ‚die Mädchen‘, ‚die Fräulein von Hjelmfelt‘, eine Art Kollektivbegriff, ziemlich hübsch, recht fein sogar in jener Zeit, in rosa und blau und weiß, aber — immer beschwerlich groß und plagraubend. Er sah uns so, wie alle Menschen uns sehen, als ‚die Mädchen‘ — wenn auch jetzt alte, grauwerdende Mädchen — aber nie jede Einzelne als einen Menschen für sich! Ober glaubt ihr, daß es jemand gibt, der daran denkt, daß Agathe liebevoller, Frédrique brünetter, Margrete Luise jünger und ich kurageußer bin, als die andern? Glaubt ihr, daß jemand daran denkt, daß jede für sich allein Wünsche, Neigungen und Anlagen jemals gehabt haben könnte? Ach nein, wir sind nicht Personen jede für uns, wir sind nur Teile eines Ganzen — — das Einzige, worauf wir ein Recht haben, ist, daß jede für sich wie ein ganzer Mensch leiden darf — und einmal bekommen wir wohl auch einen Sarg und ein Begräbniß jede für sich allein, das ist wenigstens ein Trost, obgleich nicht gerade ein erweiternder.“

Und Ulla nahm hastig die sechs einigermaßen heißen Latenpaare, die zu finden ihr endlich gelungen war, und eilte hinaus.

An der Türe wandte sie sich um und warf einen tränenverschleierten Blick auf die Fünf im Zimmer. „Wie ich wünsche, daß Charles Emil und Ebba sie zur Taufe einladen möchten,“ dachte sie, „diese kleine Zerstreuung könnten sie wirklich brauchen, und ich würde so gern zu Hause bleiben — niemand brauchte dann zu wissen, daß mein schwarzes Seidenkleid an den Rückennähten bricht — und da wären es doch nicht mehr als fünf.“

Mit erschreckten Blicken, gleichsam als hätten sie eine unheimliche Entdeckung gemacht, hatten die Fünf einander angestarrt. Jetzt saßen sie mit gesenkten Köpfen, als wenn ein Urteil über sie gesprochen wäre, und es lag nicht die gewöhnliche Kraft und Überzeugung in Agathens Stimme, als das übliche: „Diese Ulla, was sie immer für kuriose Dinge sagt,“ über ihre Lippen kam.

Wieder wurde es ganz still in dem kleinen Wohnzimmer. Etwas Neues, Unheimliches war in die Stube getreten — ein Gedanke, den sie niemals gewagt hatten klar auszudenken, war plötzlich, in Worte gekleidet, mitten vor sie hingestellt worden.

Frédrique strich sich mit einer nervösen Bewegung über die gefurchte Stirn — es war so schwül im Zimmer, und der Duft aus den großen Potpourri Vasen auf dem Spiegeltisch machte sich dumpf und schwer fühlbar. Frédrique warf einen Blick auf sie und gewahrte im Spiegel darüber ihr eigenes Gesicht. Ach, es war nicht weit her mit dem Trost, den sie immer bei dem Gedanken empfunden hatte, daß sie dunkler sei, als die andern.

Da wurde das Schweigen plötzlich durch ein halblautes „D!“ unterbrochen, das von Anne Sophie ausging, die ihren Platz am Reflexionspiegel am Fenster hatte.

Diesen Platz hatte sie durch ein unausgesprochenes Familienübereinkommen erhalten, als Ersatz für viel Weh und Pein. Dürftig scheint oft der Ersatz, den das Leben gibt — und doch würde Anne Sophie jetzt in ihren alten Tagen die Wahl schwer gefallen sein, zwischen dem Aufgeben des Reflexionsspiegels und dem Verlieren ihrer angeborenen Eskofeln.

„D,“ fuhr Anne Sophie fort, „da ist der Rittmeister aus Hedäker! Er kommt in seinem Gig angefahren.“

Raum hatte sie dies gesagt, als alle unisono mit gedämpfter Stimme ausriefen: „Er hält bei uns!“

Wenige Minuten später trat der Herr Rittmeister herein, im dunkelblauen Rock und blumiger Sammetweste, elegant und höflich, sich mit dem Hut in der Hand verbeugend.

„Ich komme aus Hjelmberga,“ sagte er und setzte sich etwas schwindlig von dem Reigen von Knigen, der um ihn herum vor sich ging, auf einen Stuhl nieder. „Ich sprach dort vor, als ich heute Morgen auf der Fahrt von Hedäker vorbeikam, und da haben Charles Emil und die scharmante Frau Ebba mich gebeten, ich solle als ihr Gesandter agieren und ihre Einladung an drei der Damen zum Donnerstag zur Taufe ihres kleinen Sohnes, bei dem sie Bevatter stehen möchten, übermitteln.“

Es ging ein Beben durch seinen gespannt laufschenden Zuhörerkreis.

„Welche,“ fragte Agathe mit leiser Stimme und still beherrschtem Wesen.

„Das, bat Charles Emil, möchten die Damen selbst bestimmen. Alle sind natürlich gleich willkommen,“ und der Rittmeister verbeugte sich ringsum und lächelte nach allen Seiten sein artigstes Lächeln.

Ein feiner und formvollendeter Mann, dieser Rittmeister! Er blieb noch ein Weilchen und plauderte lebhaft und liebenswürdig von Bruder Charles Emil und Bruder Philipp, von der Ernte auf Hjelmberga und von der Zeit, „als die gnädigen Fräulein noch selbst draußen wohnten und das ganze Haus mit Leben und Heiterkeit erfüllten,“ wie er sich so höflich ausdrückte. Dann stand er auf und sagte bei der Abschiedsverbeugung, während er wieder nach allen Richtungen hin lächelte, daß es ihm eine große Freude sein werde, bei der Taufe diejenigen der Fräulein wiederzusehen, die so liebenswürdig sein würden zu kommen.

Unzweifelhaft, dachte Agathe, hat er Margrete Luise besonders angelächelt, wenigstens in einer besondern Manier. Sie sollte hinaufahren! Margrete Luise sollte selbstverständlich eine der drei Gevatterinnen werden. Ach, sie war ja noch so jung — nicht viel über dreißig Jahre. Das feine, bleiche Gesicht zwischen den langen, lichtbraunen Locken hatte wirklich noch etwas Frühlingsartiges an sich. Wer konnte es wissen — vielleicht hatte das Leben Margrete Luise noch manches zu bieten! — Aber wer sonst sollte fahren? Es war schwer zu wählen und zurückzustellen!

„Nun“ — Ulla kam eilig herein, „was hatte der Rittmeister zu sagen?“

„Aber warum kamst du denn nicht, Ulla? Er war scharmant, er ist ein so feiner und gewandter Mann, dieser Rittmeister!“ so erklang es im Chorus.

„Brachte er Grüße aus Hjelmberga?“ fragte Ulla weiter, die mit Fleiß in der Küche geblieben war, um im Wohnzimmer die Anzahl der Damen des Hauses wenigstens um eine zu vermindern.

„Ja,“ diesmal war es ein ziemlich schwacher, halblauter Chorus, der ihr antwortete.

„Nun?“

„Ja — Charles Emil schickt eine Einladung für — Ebba schickt eine Einladung für,“ berichtigte sich Agathe, „für drei von uns — welche wollen — zu des kleinen Jungen Taufe zu kommen.“

„Drei?“

„Ja, sie — sie haben es vielleicht eng, sie erwarten wohl viele von Ebbas Familie, kann ich mir denken.“

„Natürlich! Ebbas ganze Familie von nah und fern! Präsentable und Unpräsentable!“ Jetzt war es ein laut murmelnder Chorus, der sich hören ließ.

„Ja,“ sagte Ulla, „sechs Betten sind viel. Man kann sich eigentlich nicht darüber verwundern. Es ist ein beschwerliches Kollektivum, das sechs Betten gebraucht.“ Hart setzte sie den Schlüsselkorb auf den Tisch. „Aber damals waren wir nicht zu viele, als es unsern teuern Brüdern beliebte, für ihre Rechnung so viel sie konnten von unsern sechs Erbteilen zu eskamotieren, und sie nahmen uns das Heim unserer Kindheit. Was Philipp betrifft, so würde er es damals recht gern gesehen haben, wenn wir sechzehn gewesen wären — notabene alle mit ebenso großen Erbteilen wie die unsern — nur hätte es niemand erfahren dürfen, daß er mit einer solchen Lächerlichkeit, wie sechzehn Schwestern, behaftet wäre!“

„Aber Ulla, liebste Ulla!“ Es waren mehr als eine, doch nicht alle fünf Stimmen, die diesen vorwurfsvollen Ausruf laut werden ließen.

„Ach was, ich will mich ausdrücken! Und ich werde auch ihnen eines Tages meine Meinung sagen. Ich habe so lange geschwiegen, daß ich am Ersticken bin. Beständig reden sie — sowohl Philipp und Josephine, wie Charles Emil und Ebba — von ‚den Mädchen‘ und ‚den Mädchen‘ wie von einer kompakten Masse! Ebba glaubt, daß wir alle Ohrenweh haben, weil Anne Sophie das hat, und Josephine glaubt, daß Kinder sich vor uns allen fürchten, weil ihr kleiner dummer Klaus einmal schrie, als er Frédrique zu sehen bekam. Aber ich werde ihnen sagen, daß eine jede von uns ein Mensch für sich ist, daß wir gelitten und gekämpft und gelernt haben eine jede für sich — daß wir einst geträumt und gehofft haben eine jede für sich — —“

Ulla's Stimme schnappte ein wenig über, was einem nicht ganz unterdrückten Schluchzen verdächtig ähnlich klang.

„So, nun habe ich mich ausgesprochen und — und das tat gut — und jetzt möchte ich gern wissen, welche von euch die Absicht haben, Ebba's Familie mit ihrer Gegenwart beim Gebatterstehen zu beehren.“

„Ich hatte gedacht,“ begann Agathe mit einem leichten Zittern in der Stimme — und sie holte tief Atem, wie um über Ulla's Worte hinwegzukommen — „ich hatte gedacht, daß Margrete Luise, als Jüngste, es wohl brauchen könnte, ein wenig in die Welt hinauszukommen.“

„Nein, nein,“ protestierte Margrete Luise, „ihr wißt doch, daß ich dies Frühjahr in der Gesellschaft beim Landrat war.“

„Da war ich auch,“ fiel Fredrique ein.

„Und ich,“ sagte Anne Sophie, „also müßt ihr drei gehen — sans hésitation.“ Und sie sah auf die drei, welche nicht auf der Fête des Landrats letztes Frühjahr gewesen waren.

„Nein, nein, Margrete Luise ist so jung,“ entgegnete Agathe eifrig, „sie muß hinfahren. Es werden viele Menschen da sein, es kann amüsant werden — und man kann gar nicht wissen —“

„Ja,“ fiel Ulla ihr mit weicher Stimme ins Wort, „Margrete Luise soll fahren. Sie ist so jung,“ und sanft legte sie die Hand auf der Schwester lichtbraune Locken. „Du fährst statt meiner, nicht wahr?“

„Nein, Ulla muß fahren!“ so tönte es lebhaft aus fünf Mündern, „du warst ja nicht einmal mit im Nähkränzchen bei Bürgermeisters vorigen Herbst.“

„Ich fahre auf keinen Fall,“ antwortete Ulla mit Nachdruck, „ich habe nicht die mindeste Lust. Überdies ist mein schwarzseidenes Kleid auf dem Rücken geplagt.“ Ulla fühlte sich ordentlich glücklich über den Riß.

„A — — ach!“ es klang wie ein vielstimmiges betrübtes Echo.

„Auch ich reise nicht. Das ist abgemacht, ich bin fest entschlossen,“ und Agathe erhob die schmalen Hände, als wolle sie jeden Protest

abwehren. „Ich könnte es nicht aushalten, an die Drei zu Hause zu denken,“ fügte sie in weichem Ton hinzu.

„Ich auch nicht, ich auch nicht!“ Keine einzige Stimme fehlte bei diesem eifrigen Ausruf.

„Ich möchte nicht hinfahren, auch wenn man mir dort alle Freuden des Lebens böte!“ rief Fredrique mit wirklichem Pathos, „zu denen, die bei einer solchen Gelegenheit drei von uns ausschließen wollen, reise ich nicht. Es ist ein affront gegen die Drei!“ und mit Würde richtete sie ihren stolzen Rücken auf, der doch schon so gerade war, daß er um keine Linie gerader werden konnte.

„Ich auch nicht, ich auch nicht!“ sanfte und stolze Töne klangen zusammen in diesen gemeinsamen Ruf.

„Ja,“ sagte Anne Sophie leise und reichte über den Stuhlrahmen hinüber Agathe die Hand, „ich für mein Teil finde, daß wir es am besten und gemüthlichsten hier zu Hause miteinander haben — wir alle zusammen.“

„Ja, ja, wir alle zusammen! Da darf keine fehlen!“ Agathe streckte die Hände aus, als wollte sie alle Schwestern mit einem Mal umfassen, „ja, du mußt mich erkustieren, liebe Ulla — ich bin gewiß töricht — aber ich für mein Teil würde nicht wünschen, daß wir weniger wären.“

„Weniger! Nein, wie kannst du glauben, daß ich es so meinte? nein —“ Ulla's Stimme schnappte wieder in jener verdächtigen Weise über — „nein, nein, nicht eine weniger als sechs, und alle zusammen, beständig zusammen — und sterben und — und begraben werden zugleich! — Wir ignorieren die da draußen, die nichts von uns allen wissen wollen, die nicht verstehen, was jede einzelne für sich fühlt! Hier verstehen wir es!“

„Ja, hier verstehen wir es!“ Es waren sechs mehr oder weniger welke Gesichter, die einander zunickten, sechs Paar feuchter Augen, die sich innig ansahen.

Aber Küsse und Umarmungen gab es nicht. Es sieht so lächerlich aus, wenn sechs Stück sich umarmen und küssen, deshalb hatten sie sich das schon lange abgewöhnt.



## Die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen.

Von

Alice Salomon, Berlin.

Nachdruck verboten.

Der Liberalismus hat im neunzehnten Jahrhundert auf allen Gebieten des geistigen und sozialen Lebens seine Siege zu verzeichnen. Auch im Wirtschaftsleben haben seine Theorien sich Bahn gebrochen. Man glaubte, der Entfaltung der Persönlichkeit die Bahn frei zu machen, wenn man alte Arbeitsordnungen beseitigte und dem *laissez faire*, *laissez passer* auch im Wirtschaftsleben Raum bot. Die Folge war jene grenzenlose Ausbeutung der schwächeren Arbeitskräfte, derer, die sich am wenigsten wehren konnten, die den Gedanken der Solidarität noch nicht erfaßt hatten: der Kinder, der Jugendlichen, der Frauen. Ganze Distrikte sind entvölkert worden, weite Volkskreise sind körperlichem und sittlichem Ruin verfallen, weil die Arbeitgeber übermäßige Anforderungen an die Kräfte dieser Arbeiterschichten stellten. Die moderne Kultur ist aufgebaut auf mißbrauchter Arbeitskraft. Menschenleben sind verschwendet worden, um billige Güter herzustellen.

Erst spät hat man eingesehen, wie unwirtschaftlich ein solcher Verbrauch von Menschenkraft vom nationalen Gesichtspunkt aus ist; und diese Einsicht schlug Bresche in das System des Liberalismus und Individualismus, wenigstens soweit es sich auf wirtschaftlichem Gebiet durchgesetzt hatte. Wohl kehrte man nicht zu den alten Zuständen zurück; aber der Staat stellte Bedingungen auf, die bei Beschäftigung von Arbeitern in Fabriken und Werkstätten als Norm, als Mindestmaß des zu Gewährenden dienen sollten. Diese Schutzgesetzgebung ist allmählich fortgeschritten, vom Schutz der Allerschwächsten, der Kinder, zum Schutz der jugendlichen Arbeiter, zum Schutz der Frauen, schließlich auch der Männer.

Es ist eins der schwierigsten Probleme der Frauenbewegung, wie sie sich zu der Frage des verschiedenartigen Schutzes für arbeitende Frauen und Männer zu stellen hat. Denn auch die Frauenbewegung ist am Stamme des Liberalismus erwachsen; auch sie forderte zunächst freie Bahn für die Frauen: das Recht, sich unbeschränkt einen Erwerb zu suchen. Und während diese Bewegung noch im vollen Gange ist, stößt sie auf die Bestrebungen des Staates, die Arbeit der Frauen in anderer Weise als die der Männer zu regeln und zu beschränken, auf einem Gebiet, das Jahrzehnte hindurch den Frauen ungehindert preisgegeben war. Es handelt sich für uns darum, zu entscheiden, ob wir diesen Schutz des Staates gut heißen, ob wir ihn befördern wollen, oder ob wir glauben ihn im Interesse der Frauenbewegung ablehnen zu müssen.

Die deutsche Frauenbewegung hat sich bisher auf den Boden gestellt, daß eine schrankenlose Freiheit auf wirtschaftlichem Gebiet tatsächlich zur Unterdrückung der Frau führen kann. Sie hat sich nicht von der abstrakten Theorie, der scheinbaren Logik leiten lassen, sondern sie hat den tatsächlichen Verhältnissen ins Auge geblickt und daraus die Konsequenz gezogen, daß die arbeitende Frau eines stärkeren Schutzes als der Mann bedarf, weil die Natur den Frauen größere Lasten auferlegt hat und weil die Frau für das Wirtschaftsleben nicht genügend geschult und erzogen ist, um sich zunächst selbst helfen zu können.

Daraus ergab sich für die Frauenbewegung die Forderung, die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen auf ein Maß festzulegen, das ihnen eine gesundheits-

gemäße Lebensweise ermöglicht. Daß dieser Forderung mit der bisher gültigen Festlegung eines elfstündigen Maximalarbeitstages, der sich durch zweistündige Pausen auf 13 Stunden verlängert, der in großen Städten durch den Weg zur Arbeitsstätte eine vierzehnstündige Abwesenheit der Arbeiterin vom Hause bedeutet, nicht Genüge getan ist, bedarf keines Kommentars.

Seit einer ganzen Reihe von Jahren wird daher die Herabsetzung des Maximalarbeitstages der Frauen auf zehn Stunden als die dringendste sozialpolitische Maßregel gefordert. Aber die Notwendigkeit, Möglichkeit und Durchführbarkeit einer solchen Maßregel ist unendlich viel gestritten worden, und schließlich hat denn auch die Regierung die Initiative ergriffen, um zunächst durch eine umfangreiche Erhebung die Erfahrungsgrundlage für eine eventuelle Gesetzgebung zu schaffen. Auf Veranlassung des Reichskanzlers haben im Jahre 1902 die Gewerbeaufsichtsbeamten sämtlicher Bundesstaaten Erhebungen über die Dauer der täglichen Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen und über die Zweckmäßigkeit einer weiteren Herabsetzung der gegenwärtig zulässigen Dauer ihrer Beschäftigung angestellt. Das Resultat dieser Untersuchungen liegt jetzt in einem umfangreichen, vom Reichsamt des Innern bearbeiteten Band vor.<sup>1)</sup>

Zunächst ist durch die amtlichen Erhebungen festgestellt worden, daß schon heute in 64 Prozent der in Betracht kommenden Betriebe (die 53 Prozent der Arbeiterinnen beschäftigten) zehn Stunden und weniger gearbeitet wird, daß also für einen so erheblichen Teil der Fabriken ein gesetzlicher Zehnstundentag keine Schwierigkeiten herbeiführen würde. Es ist denn auch im großen und ganzen — für die meisten Industrien — die Frage der Durchführbarkeit des Zehnstundentages ohne weiteres bejaht worden. Nur die Angehörigen der Textilindustrie glauben darin eine große Schädigung erblicken zu müssen. Sie sind es auch, die bisher den Maximalarbeitstag meist voll ausnutzen. Von den Textilarbeiterinnen hatten 78 Prozent eine länger als zehn Stunden währende Beschäftigungszeit, in den Spinnereien sogar 84 Prozent der Arbeiterinnen. Die Schwierigkeiten, die der Textilindustrie aus einer Verkürzung der Arbeitszeit erwachsen könnten, würden nun wohl kaum ins Gewicht fallen, wenn nicht die Textilindustrie durch ihre Ausdehnung für die Frauenarbeit wie auch für das Wirtschaftsleben Deutschlands von der allergrößten Bedeutung wäre. Sie beschäftigt die Hälfte aller deutschen Fabrikarbeiterinnen und zwei Drittel aller der Frauen, die heute noch mehr als zehn Stunden täglich arbeiten. Zudem greift die Arbeit von Männern und Frauen in den Textilfabriken dermaßen ineinander, daß die Einführung des Zehnstundentages für die Frauen hier auch unbedingt eine zehnstündige Arbeitszeit der Männer im Gefolge haben würde. Und so spitzt sich die ganze Frage der Einführung des Zehnstundentages eigentlich zu einer die Textilindustrie betreffenden Frage zu.

Trotz aller Bedenken, die für diese eine Industrie von den Gewerbeaufsichtsbeamten vorgebracht werden, kommt doch die ganz überwiegende Mehrzahl der Bericht-erstatte zu einer Befürwortung des Zehnstundentages. Von 84 Gutachten sprechen sich 66 grundsätzlich für, 18 gegen die gesetzliche Einführung des zehnstündigen Arbeitstages aus. Und es ist höchst wahrscheinlich, daß die Regierung die Konsequenz aus dieser Stellungnahme ihrer Beamten zieht und mit der Einführung des Zehnstundentages nunmehr Ernst macht.

Die meisten Beamten haben sich bei ihren Gutachten von gesundheitlichen und sittlichen Rücksichten leiten lassen. Aus vielfachen Beobachtungen teilen sie mit, daß die Krankheitsziffern der Arbeiterinnen da zurückzugehen pflegen, wo die Arbeitszeit herabgesetzt wird. Sie weisen darauf hin, daß die Ernährung der Arbeiterinnen und — wo es sich um verheiratete Frauen handelt — auch der Familie, eine weit bessere zu sein pflegt, wenn die Arbeiterin nicht durch übermäßige Beschäftigungsdauer zu erschöpft ist, um den häuslichen Beschäftigungen noch die nötige Kraft und Aufmerksamkeit widmen zu können. Sie betonen ferner, daß die in den Entwicklungsjahren

<sup>1)</sup> Die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen. Berlin 1905. R. von Deckers Verlag.

stehenden Arbeiterinnen ganz besonders durch die lange Arbeitszeit geschwächt werden. Die weit verbreitete Ansicht, daß durch die vielfache Verwendung von Maschinen die Arbeit so erleichtert worden ist, daß auch eine längere Arbeitszeit keinen großen Kraftaufwand erfordert, erfährt durch die Gutachten ihre Korrektur. Die Beamten berichten, daß infolge des Akkordlohnsystems die Arbeiterinnen sich oft bei der Beantwortung von Fragen, die während einer Fabrikrevision an sie gerichtet werden, kaum Zeit zum Anschauen von ihrer Arbeit gönnen, an der sie sich in angespannter Tätigkeit abmühen.

Nur wenige Gutachten haben sich gegen den Zehnstundentag ausgesprochen. Von diesen muß der Bericht des Beamten aus Frankfurt a. O. besonders erwähnt werden. Er stützt seine Ablehnung darauf, daß die Verkürzung der Arbeitszeit auf elf Stunden, die im Jahre 1891 erfolgte, die Gesundheit der Fabrikarbeiterinnen nicht günstig beeinflusst habe. Er glaubt, daß auch beim Zehnstundentag durch intensivere Tätigkeit keine Erleichterung für die Arbeiterinnen eintreten würde. Der Grund zu den vielen Krankheiten der Arbeiterinnen wird nach seiner Ansicht schon in den Jahren vor der Fabrikarbeit gelegt und zwar durch die Vergnügungssucht der Eltern. „Wenn diese sich an einem Vergnügen beteiligen wollen, so können sie ihre Kinder nicht ohne Aufsicht lassen und nehmen sie daher mit, rauben ihnen den für die Gesundheit so notwendigen Schlaf, ganz abgesehen davon, daß ihnen auch manchmal zu viel Alkohol gegeben wird, und daß sie manches sehen und hören, was ihnen besser noch verborgen bliebe. Kommen dann später die jungen Mädchen in die Fabrik, so verwenden sie ihre freie Zeit nicht in nützlicher Weise, sondern treiben sich draußen herum und lassen keines von den vielen Vergnügen vorübergehen, die ihnen geboten werden. Auch in moralischer und sittlicher Beziehung bleiben die Herumtreiberinnen mit den jungen Burschen zusammen nicht ohne Folgen.“ Diese Einwände mögen für einzelne Bezirke mit niedrig stehender Bevölkerung vielleicht nicht unberechtigt sein. Aber es fragt sich doch, ob man nicht gegen diese Mißstände besser ankämpfen kann, wenn man an Stelle der überlangen, stumpfmachenden, zu sinnlichen Genüssen anreizenden Arbeitszeit eine Beschäftigungsdauer setzt, die auch den arbeitenden Klassen Kraft und Sinn für höhere Genüsse läßt. Jedenfalls wird eine Verkürzung der Arbeitszeit die jungen Arbeiterinnen fähiger machen, am Fortbildungsschulunterricht, an Volksbildungsbestrebungen mit Interesse und Erfolg teilzunehmen, sich mehr als bisher auf ihre künftigen Hausfrauenspflichten vorzubereiten. Die Aufgabe, hierfür die nötigen Gelegenheiten zu schaffen, wird ganz besonders den Frauenvereinen zufallen.

\* \* \*

Von größerem Wert als die Ausführungen über den gesundheitlichen und sittlichen Nutzen oder Schaden des Zehnstundentages — die ja doch stark durch subjektive Voraussetzungen gefärbt sind — sind die Gutachten über die wirtschaftliche Durchführbarkeit der fraglichen Maßregel. Es handelt sich hier darum, festzustellen, welche wirtschaftlichen Folgen sich für die Arbeitgeber, für die Industrie ergeben werden; und zu untersuchen, wie die Verkürzung der Arbeitszeit auf die Arbeiterschaft selbst, auf die Lohnhöhe und Arbeitsgelegenheit wirken würde. In den meisten Industrien, namentlich da, wo viel Handarbeit in Betracht kommt, auch da, wo der Gang der Maschinen durch die Bedienung der Arbeiter beeinflusst wird, dürfte der Zehnstundentag ohne Schwierigkeiten einzuführen sein. Die Leistungen werden sich kaum verringern oder nach einiger Zeit sich durch größere Intensität wieder ausgleichen, und der Gewinn der Unternehmer wird insolgedessen nicht verkürzt werden. Wo aber — wie in der Textilindustrie, namentlich in den Spinnereien — der Gang der Maschinen ausschlaggebend für die Masse der Produkte ist, wird eine verkürzte Arbeitszeit entweder einen Verlust an Unternehmerngewinn, oder einen Lohnausfall der Arbeiter, oder eine Steigerung der Warenpreise bedeuten. In eingehenden Darlegungen stellen sich die meisten Aufsichtsbeamten auf den Standpunkt, daß auch hier die Schwierigkeiten keine unüberwindlichen sind. Soweit der inländische Markt in Betracht kommt, würde eine Steigerung der Warenpreise ohne Schwierigkeit durchzuführen sein. Aber auch die ausländische Konkurrenz, auf die die deutschen

Unternehmerorganisationen bei der Bekämpfung des Zehnstundentages stets hinzuweisen pflegen, muß sich mehr und mehr von den Regierungen der anderen Staaten sozialpolitische Lasten auferlegen lassen, und internationale Vereinbarungen über gesetzlichen Arbeiterschutz sind im Gange und werden sicherlich nivellierend wirken. Aus diesen Ursachen glauben die meisten Berichterstatter die Industrie durch den Zehnstundentag nicht bedroht. Der Berichterstatter für Liegnitz sieht beispielsweise in der elfstündigen Arbeitszeit keineswegs eine Notwendigkeit; „denn so gut wie die Eisenindustrie, die Tabakindustrie, die Bekleidungsindustrie und viele andere mit einer sonst durchwegs eingeführten zehnstündigen Arbeitszeit an ihrem Gedeihen nichts eingebüßt haben, ebensogut wird sich die Textilindustrie ohne den geringsten Schaden mit einer täglichen Arbeitszeit von zehn Stunden abfinden können. Es ist auch anzunehmen, daß die Textilindustrie die zehnstündige tägliche Arbeitszeit längst eingeführt haben würde, wenn in derselben nicht vorwiegend weibliche, sondern, wie in der Eisenindustrie, hauptsächlich männliche gelernte Arbeiter beschäftigt würden, die eher imstande sind, berechnete, maßvolle Forderungen durchzusetzen.“ Auf Grund solcher Anschauungen wird denn auch für die Textilindustrie die Einführung des Zehnstundentages im Gesetz befürwortet.

\* \* \*

Das in der Frauenbewegung oft erörterte Problem, ob Frauen durch gesetzliche Schutzmaßregeln vom Arbeitsmarkt verdrängt werden, ob die Arbeitgeber es vorziehen werden, an Stelle geschützter Frauen ungeschützte Männer zu beschäftigen, wird eingehend in dem Abschnitt über die voraussichtliche Wirkung des Zehnstundentages auf die Arbeiterschaft erörtert. Die Berichterstatter bestätigen hier die Ansicht, daß bei einer günstigen wirtschaftlichen Lage, bei einer aufstrebenden Volkswirtschaft besondere Schutzgesetze die Frauen in keiner Weise schädigen. In Deutschland liegen die Verhältnisse augenblicklich so, daß die Unternehmer die Frauenarbeit überhaupt nicht mehr entbehren können. Und zwar aus verschiedenen Gründen: Zunächst sind die Frauen für bestimmte Verrichtungen — und das trifft besonders für die Textilindustrie zu — viel geeigneter als die Männer. Ihre Leistungen bleiben daher vorteilhafter, selbst wenn einer schrankenlosen Ausnutzung der weiblichen Arbeitskraft ein Riegel vorgehoben ist. Aber viel ausschlaggebender noch ist die Tatsache, daß in Deutschland überhaupt zur Zeit von einem Überfluß an Arbeitskräften gar nicht gesprochen werden kann. Die Industrien, die wenig qualifizierte und niedrig bezahlte Arbeitskräfte beschäftigen, haben ohnehin die größten Schwierigkeiten, ausreichend Arbeitskräfte zu finden. Seit Jahren wird in der Textilindustrie dauernd über Mangel an Arbeitskräften geklagt, und es ist daran zu erinnern, daß ein großer Arbeitgeber in Baden vor einigen Jahren sich ernsthaft mit dem Gedanken trug, Japaner heranzuziehen, da die einheimischen Kräfte den Bedarf nicht decken. Auch aus Württemberg wird berichtet, daß in allen Industriezentren die Zahl der verfügbaren weiblichen Arbeitskräfte erschöpft ist, daher die Vermehrung der Arbeiterinnen in einem Betriebe nur immer durch die Verminderung in einem anderen erkauft werden kann. Daher weisen denn auch die Gegner des Zehnstundentages darauf hin, daß eine eventuelle Einbuße an der Produktion nicht durch vermehrte Einstellung von Arbeitskräften ausgeglichen werden kann, da schon jetzt eine Vermehrung des Personals an dem Mangel geeigneter Arbeitskräfte scheitert. Auch in Sachsen (Freiberg, Aue), kurz aus allen Textilbezirken wird über den Mangel an weiblichen Arbeitskräften geklagt, und unter diesen Umständen ist es im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Fabrikanten Arbeiterinnen entlassen werden, um sie durch männliche Arbeiter zu ersetzen. Viel eher ist eine Steigerung der Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften zu erwarten.

Wo aber die Arbeiterinnen so gesucht und begehrt sind, wie es tatsächlich in der Textilindustrie der Fall ist, braucht man keine Lohnherabsetzung zu befürchten. Auch wenn die Arbeitsleistung durch die verkürzte Arbeitszeit zurückgehen sollte, müßten die Arbeiterinnen bei einiger Solidarität in der Lage sein, die bisherigen Lohnsätze

festzuhalten, sich jeder Verminderung zu widersetzen. Wo die Arbeitskräfte knapp sind, haben die Arbeiterinnen bei der Festsetzung des Lohnes eine günstige Position. Die Unternehmer können es nicht riskieren, Arbeiterinnen zu entlassen; sie werden gerade da, wo ein Produktionsausfall entsteht, den Versuch machen müssen, mehr Arbeitskräfte heranzuziehen. Sie werden sich daher untereinander überbieten. Die Konjunktur würde deshalb für die Arbeiterinnen eine durchaus günstige sein.

\* \* \*

Die Gewerbeaufsichtsbeamten haben sich nicht damit begnügt, ihre eigenen Ansichten und Erfahrungen über die strittige Frage auszusprechen, sondern sie haben auch versucht, die Interessenten selbst, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu Äußerungen heranzuziehen. Es kann kaum verwundern, daß die Arbeitgeberverbände sich im großen und ganzen ablehnend gegenüber der Einführung des Zehnstundentages verhalten. Vielmehr ist diese Haltung der Unternehmer auf die natürliche, durch die Interessenvertretungen gesteigerte Abneigung gegen eine weitere zwangsweise Einschränkung ihrer Verfügungsmacht zurückzuführen. Die Unternehmer wehren sich ganz naturgemäß gegen jede Beeinträchtigung der Bewegungsfreiheit der Betriebe, um so mehr, als sie dadurch fürchten, in der Konkurrenz mit dem Ausland benachteiligt zu werden. Wenn so auch die Arbeitgeberverbände, die Handelskammern gegen die Einführung des Zehnstundentages Front machen, so fehlt es doch nicht an einzelnen Unternehmern, die die Durchführbarkeit jener Regelung zugeben und sie im Interesse der Arbeiterinnen ausdrücklich befürworten. Besonders in den Bezirken, in denen die Verkürzung der gesetzlich zulässigen Beschäftigungsdauer bereits große Verbreitung gewonnen hat, ist der überwiegende Teil der Industriellen für die gesetzliche Einführung des Zehnstundentages eingetreten. Wie die Unternehmerorganisationen sich einheitlich gegen, so sprechen die Arbeiterorganisationen sich einheitlich für den Zehnstundentag aus. Er liegt in der Richtung ihrer Bemühungen. Sie würden die verkürzte Arbeitszeit unter allen Umständen als einen Fortschritt betrachten. Die in den Organisationen nicht vertretenen Arbeiterinnen dagegen zeigten wenig Interesse und Verständnis für die Maßregel. Viele sind so stumpf, daß sie überhaupt über eine Änderung bestehender Verhältnisse nicht nachdenken und nicht urteilen. Die meisten sind auch nicht weitsichtig genug, um nicht einen Lohnausfall zu befürchten. Gerade ihre Äußerungen zeigen klar und deutlich, daß viele Arbeiterinnen aus sich selbst heraus, durch eigene Kraft, eine Besserung ihrer Lage nicht erzielen dürften; daß die Schutzgesetzgebung die Arbeiterinnen erst frei machen muß, damit sie lernen, Verständnis und Initiative für die Gestaltung des eigenen Lebens zu gewinnen.

Es sei noch kurz darauf hingewiesen, daß auch die Frage einer Verlängerung der Mittagspause von 1 Stunde auf  $1\frac{1}{2}$  Stunden und des früheren Arbeitsschlusses am Sonnabend in den Erhebungen berücksichtigt worden ist. Während aber die Inspektoren einheitlich für den verkürzten Arbeitstag eintreten, ist ihre Stellungnahme zur obligatorischen  $1\frac{1}{2}$  stündigen Mittagspause im großen und ganzen ablehnend. Es wird nur verschiedentlich befürwortet, die Mittagspause in den Orten oder in den Betrieben zu verlängern, in denen — den lokalen Verhältnissen entsprechend — die Mehrheit der Arbeiterinnen dafür eintritt. Auch für den früheren Schluß der Arbeit an Sonnabenden (bisher muß die Arbeitszeit am Sonnabend um  $5\frac{1}{2}$  Uhr beendet werden) hat sich nur die kleinere Zahl der Beamten ausgesprochen. Zum Teil glauben sie, daß den Betrieben zu große Schwierigkeiten daraus erwachsen würden. Einzelne halten eine solche Maßregel nur für angebracht, wenn sie auch auf die Männer ausgebeht würde. Andere wieder halten nur für die verheirateten Frauen ein Bedürfnis nach dem freien Sonnabend Nachmittag für vorliegend. Sicherlich könnte in einer ganzen Reihe von Industrien das vermehrte Arbeitsbedürfnis, das dort an Sonnabenden vorliegen soll, durch eine bessere Einteilung der Arbeit beseitigt werden. Das Publikum kann zu einer rechtzeitigen Bestellung erzogen werden, und die Angaben der Denkschrift erscheinen zum Teil unbegründet, soweit sie





Und dann kommt — gesperrt! — der schon zitierte Satz von der Frau auf der Kanzel und der Frau der freien Liebe.

Es würden nun mehrere Druckseiten dazu gehören, um die Fülle der Mißverständnisse auseinanderzusetzen, die der Verfasser — sei es bona fide, sei es um dem Leser seinen Standpunkt annehmbar zu machen — in diese Sätze zusammenzudrängen vermocht hat. Aber der Kern der Sache verdient eine Beleuchtung. Um weibliche Geistliche zu diskreditieren, beruft sich ein kirchlich-evangelisches Blatt auf den von Psychiatern konstatierten Zusammenhang zwischen religiösem und geschlechtlichem Leben — auf jenen Zusammenhang, der den schamlosen Aufspredigten eines Zacharias Werner vor den Lebemännern des Wiener Kongresses ihren perverten Reiz gab. Das Beispiel ist übrigens auch ganz geeignet, die seltsame Inkonsistenz des Verfassers zu zeigen. Als ob nicht dieser Zusammenhang von Religiosität und Sinnlichkeit — den die Psychiater konstatieren — eben so gut den männlichen Geistlichen in Gefahr brächte. Es ist nicht das Beispiel des Zacharias Werner allein, das diese Gefahr illustriert; die Geschichte der Mystik und der Konventikel liefert noch manches andere, und sie zeigt zugleich, daß der „innige und eben deshalb geheimnisvolle Zusammenhang zwischen dem geschlechtlichen und dem religiösen Leben“ auch unter Umständen gegen den männlichen Hirten weiblicher Seelen Bedenken erwecken könnte.

„Die Frau auf der Kanzel ist die Schwester der Frau der freien Liebe.“ Wenn der Satz in diesem Zusammenhang überhaupt einen Sinn hat, so bedeutet er, daß die Frau auf der Kanzel jene Emotionen sucht, in denen sich ein unbefehrtes, geschlechtliches mit dem religiösen Empfinden vereinigt — oder sagen wir lieber, in denen eine sinnliche Gefühlschwelgerei sich der religiösen Vorstellungen bemächtigt, sie in sich hinein-, zu sich herabzieht.

Das aber ist eine ganz unerhörte Beschuldigung, entweder ein so gewissenloses Urteilen ins Blaue hinein, oder aber ein so absichtliches Ignorieren der Wahrheit, daß es in einem kirchlich-evangelischen Anzeiger einigermaßen seltsam berührt.

Ich weiß nicht, ob der Verfasser des Artikels je einen weiblichen Prediger gehört, gesehen oder von ihm Zuverlässiges gelesen hat. Hat er die schlichte, feste Persönlichkeit von Miß Shaw, ein Typus altamerikanischen, lauterer, energischer und durch und durch gesunden Puritanertums, beim Berliner Frauentongress gesehen? Und erlaubt ihm der „geheimnisvolle Zusammenhang“ zwischen seiner Gerechtigkeit und seiner Religion, ihr gegenüber die weiblichen Prediger eine „Sumpfpflanze aus einem Sumpfboden“ zu nennen? Oder weiß er nicht, daß die weibliche Geistliche überhaupt nicht im Zusammenhang mit der Frauenemanzipation zum erstenmal in unserem kirchlichen Leben aufgetreten ist — so selbstverständlich sich die Frauenbewegung auf ihre Seite stellt — sondern daß jene konsequente Fortbildung des protestantischen Gedankens, die sich in den religiösen Sekten der Quäker, der Methodisten vollzogen hat, der Frau die Rechte des allgemeinen Priestertums zum erstenmal in vollem Umfang übertrug?

Die Frau, die in jenen Kreisen sich in den Dienst ihrer Überzeugungen, in den Dienst werktätiger Liebe stellte, und die Frau, die heute, aus dem Drang nach einem positiven Lebensinhalt heraus, das Amt der Predigerin ergreift, sie sind einander allerdings verwandt. Jede von ihnen treibt der Wunsch, ihr Leben der Wahrheit zu widmen, andere an die von ihr erkannten Kraftquellen zu führen, beide der Glaube an die soziale Mission ihres Berufes und die Überzeugung, daß die reine Absicht zu helfen,

seelische und äußere Not zu lindern, ein Recht hat, sich ihre eigenen Wege zu suchen. Die Frau, der im Kampf für ihr Geschlecht die Augen für das Entbehren und Leiden von Millionen aufgegangen sind, ist nicht in Gefahr, ihren Beruf als ein gefühlsschwelgerisches Sichausleben aufzufassen. Sie weiß, daß im Lebenskampf nicht dem Andachtsrausch einer flüchtigen Stunde, sondern der Vertiefung und Stählung eines höchsten Verantwortlichkeitsgefühls der Sieg beschieden ist. Sie wird, wenn sie so ihre Aufgabe erfährt, in einem Beruf, dem die Pflege des Innerlichsten und Zartesten im Menschen obliegt, ganz gewiß Arbeit finden, die der Mann nicht leisten kann. Seelische Not, die ihm als Mann naturgemäß verschlossen bleibt, wird ihr vielleicht verständlich; sie findet Mittel und Wege der Beeinflussung, die er nicht sieht. Und die Arbeitsteilung könnte also auch hier Reichtum und Kraft bedeuten.

Auf alle Fälle ist es eine Tatsache, die recht tief gehängt zu werden verdient, daß ein kirchlich-evangelisches Blatt seine Abneigung gegen die kirchlichen Rechte der Frau nicht anders zu begründen weiß, als indem es die weiblichen Geistlichen und mit ihnen alle, die für sie eintreten, durch die häßlichsten Insinuationen beleidigt. Nicht anders — da übergehe ich allerdings ein Argument, das in dem zweiten Teil des Artikels noch herangezogen wird. Da heißt es: „Das Weib will über sich selbst hinaus.“ — „Die Frau auf der Kanzel bedeckt nur mühsam mit den Falten des Talars die mangelnde Selbstbescheidung.“ Neben der sexuellen Entartung ist es also der sündhafte Hochmut, der die Frau auf die Kanzel treibt. „Was ihr Männer auf der Kanzel zu sagen wißt, das wissen wir auch“ — das sei das Lösungswort „gewisser Führerinnen.“ Und dieser Hochmut wird vor dem Fall kommen. „Der Kaiser Caligula ging in seinem Palaste zu Rom in Frauenkleidern umher, weil er seinen Lebenszweck eben völlig aus dem Auge verloren hatte, und die moderne Frau in Priesterkleidern — Lots Weib sah hinter sich und ward zur Salzsäule!“ Auf wen dieses merkwürdige Gleichnis sich bezieht, ist übrigens nicht ganz deutlich: wird das Weib in Priesterkleidern zur Salzsäule oder macht den Hüter des geheiligten Bestandes das Entsetzen dazu?

Aber im Ernst gesprochen: Der Fall zeigt einmal wieder, mit was für einer Gegnerschaft wir zu kämpfen haben. Da ist keine Spur von jener Gerechtigkeit, die das Wahre sehen will, und die sich bemüht zu verstehen, wo sie nicht gutheißen kann. Wir verstehen, daß sich auf einem Gebiet, auf dem imponderable Gefühlswerte eine so große und berechtigte Rolle spielen, auf dem die Tradition doppelt heilig und doppelt ehrwürdig erscheint, das Neue nur langsam die Herzen gewinnt! Wir verstehen, daß es dem Empfinden vieler zunächst widerstrebt, ein Amt sakramentalen Charakters in die Hand einer Frau gelegt zu sehen. Und wir achten dies Empfinden, wo es sich einfach als solches ausdrückt und nicht nach diesen oder jenen nicht einwandfreien Argumenten greift, um sich ins Recht und die anderen ins Unrecht zu setzen. Die Form der Polemik aber, die der Artikelschreiber des Evangelisch-kirchlichen Anzeigers für kirchlich und evangelisch hält, muß aufs schärfste zurückgewiesen werden; nicht nur im Interesse der Frauenbewegung — denn der Schaden solche Gegner wenig — sondern vor allem im Interesse der Religiosität und des Christentums, für das heute mehr als je das Stoßgebet am Platz ist: Gott bewahre es vor seinen Freunden.



## „Bibelots.“

Von

Dr. phil. Helene Herrmann.

Nachdruck verboten.

So lautet der Titel eines neuen Buches von Felix Poppenberg.<sup>1)</sup> Es enthält einen großen Teil der in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Essays des Autors. Nicht lose gesammelt, sondern durch fein berechnete Anordnung zu einem Ganzen verbunden. Die ersten hundert Seiten geben die Erlebnisse des Verfassers auf seinen Wanderungen durch allerhand Kulturen, suchen Bestrebungen des modernen Kunstgewerbes, Tendenzen künstlerischer Gebrauchskultur zu charakterisieren und wohl auch psychologisch zu deuten. Drei Aufsätze von mehr kulturhistorischem Interesse leiten geschickt zu dem literarpsychologischen Teil über. Die Beschreibung einer Meißner Porzellanausstellung läßt Kokostimmung anklingen, das Bild des Aventuriers Casanova ruft uns die glänzende gesellschaftliche Verfallskultur des 18. Jahrhunderts vor Augen, und in die Sphäre bürgerlicher Gesinnung führt uns eine Charakteristik von Chodowickis Reise von Berlin nach Danzig, eine Schilderung, die mehr den Kultur- und Seelengehalt der Blätter als ihre artistische Eigenart beachtet. Der literarische Teil des Buches erzählt von Erlebnissen in Seelenwelten; durch Gefühlsphären des 18. Jahrhunderts von sehr entgegengesetzter Art geführt, dürfen wir von dem Seelenüberschwang der Elisa von der Recke ausruhen bei der Betrachtung friedvollen Lebens, stark und einfach fühlender Naturen, beim „christlichen Adel deutscher Nation“. Aber nur, um in dem letzten, „Romantische Spiegelungen“ überschriebenen Teil auf alle Höhen und in alle Abgründe romantischer Seelen mitgenommen zu werden; romantisch hier nicht im literarhistorischen, sondern im weitesten psychologischen Sinne gefaßt.

\* \* \*

Die Knappheit des Raumes zwingt mich, die Besprechung des ersten Teils, der kunstgewerblichen Essays, sehr einzuschränken. Die innere Verbindung, die beide Teile mit einander haben, deutet uns der Titel des Buches „Bibelots“ an: den Gang des Verfassers zu seltenen Genüssen des Auges ebenso wie der Erfahrung im Seelengebiet. Ein Auge, das Reize aufzuspüren weiß, ein Sinn, der darnach strebt, die Sichtbarkeit der Natur durch Verstehen vieler ihrer künstlerischen Anregungskräfte mit verfeinerter Genußfähigkeit aufzunehmen, ergötzt sich auch an all den Versuchen des modernen Menschen, in den Dingen, die ihn umgeben, seinem neu erworbenen Schönheitsgefühl Ausdruck zu verschaffen. Bei „keramischen Spaziergängen“, bei Wanderungen durch moderne Möbelausstellungen, vor den Werken der „Gläsernen Kunst“, vor den Schmuckkünstlern René

<sup>1)</sup> Leipzig, Zeitlers Verlag 1904.

Saliquès ist es ihm ein Genuß mehr, aus eigener Erfahrung neues Sehen, neue künstlerische Gesinnung erklären zu können. Besonders gelungen scheinen mir der Aufsatz „Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit“ und alle die Partien in den anderen Aufsätzen, die das Thema des neuen Naturgefühls und seines Ausdrucks im Kunstgewerbe behandeln. An verschiedensten Beispielen wird gezeigt, wie durch dies neue Naturgefühl das Prinzip des Organischen, Funktionellen, der lebendigen strebenden Kraft in den Gebilden des Kunstgewerbes wieder Bedeutung gewinnt, wie es sich in den Linien ausdrückt, in dem Zusammenhang der Teile eines Möbels, im Wuchs eines Glases. Lehrreich ist hier namentlich die Charakteristik der ersten Behrensgläser. Die Bescheidenheit lernen wir lieben, mit der der Jünger der Natur aus dem Material die ihm adäquate Form hervorzulassen und zum Sprechen zu bringen weiß. Vor allem aber geht Poppenberg der Wechselwirkung von Naturversenkung und umbildender Phantasie im Kunstgewerbe nach, da wo es sich um die zahlreichen dekorativen und malerischen Anregungen handelt, die der mit „neuen Augen“ in die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit Schauende täglich und stündlich gewinnen kann. Er zeigt die heilsame Gegenwirkung der neuerwachten Freude an linearen und koloristischen Naturanregungen gegen die „schablonenhafte Nachahmung historischer Stile“, gegen die „Vorliebe für stoffliche, darstellerische, allegorisierte Art“. Und aus diesen Partien des Buches teilt sich uns das warme Glücksgefühl eines Menschen mit, „dem das Alltägliche das Wunderbare und das Übersehene ein Märchen geworden ist.“ — Erwähnenswert finde ich auch die psychologische Charakteristik René Saliquès aus seinen Schmuckstücken. Nur scheint mir eine Gefahr sich darin zu verraten, daß wir nicht eine stärkere Ablehnung jener „Hybris der Kostbarkeit und Künstlichkeit“ finden, die vergessen will, daß sie Gebilde einer dienenden, lebenbegleitenden, gebundenen Kunst schafft: die Gefahr der zuweilen etwas schwelgerischen Betrachtungsweise des Autors. Bringt er sich nicht durch allzuwillige Hingabe an die Assoziationsreize, die für einen mit Kulturen aller Art gesättigten Sinn von einem Schmuckwerk ausgehen können, um den tieferen Reiz, den Unterschied zwischen einem doch immerhin nur kunstgewerblichen Gegenstand und einem von allem praktischen Lebenszusammenhang gelösten Kunstwerk ganz stark empfinden zu können? Den Aufsatz Schaufenster-Kultus sähe ich ohne allzu großes Bedauern im Zusammenhang des Buches fehlen.

\* \* \*

„Seelische Verwandtschaften, verstoßene Wünsche, schamhaft verborgene Leiden, die Abgründe hochmütiger, schweigsamer Seelen entschleiern sich, wenn man einen starker Reaktion fähigen Menschen in seinen Erlebnissen mit Büchern belauscht, sie lösen bei gewissen Naturen Verstecktes aus als Erlebnisse mit Menschen. Es ist als ob mancher in den Büchern längst Verstorbener sein Wesen konzentriert dargestellt fühlt und das, was nur dunkel in ihm webt, mit einem Mal erfüllt sich regen sieht.“

Diese Zeilen aus Poppenbergs Buch eröffnen am besten das Verständnis für seine Art literarischer Kritik. Sie entspringt viel mehr einem eigenartig gewendeten Lebenstrieb als etwa einem reinen Trieb des Erkennens. Noch pointierter verrät er dem, der zu lesen weiß, in seinem jüngst in der Neuen Rundschau erschienenen Aufsatz über den Fürsten Pückler, warum er literarischer Kritiker geworden. „Aus ungeheurer Neugier auf sich selbst“ oder besser noch aus einer „Sehnsucht nach gesteigertem Lebensgefühl“. Die Versenkung in fremde Naturen, die der seinen irgend-

wie verwandt sind, oder in deren andersgearteter Lebensform sich doch irgend eine, wenn auch momentane Sehnsucht befriedigen kann, gibt ihm eine Selbstbestätigung, ein Erfahren seiner selbst, wie es das Leben in diesem Maße vielleicht nicht für ihn bereit hat. Ihm wird nie, wie dem theoretisch gestimmten Menschen, dem Forscher, das methodische Problem wichtiger sein als der Gegenstand, der Prozeß des Erkennens mehr Genußmittel als der Inhalt. Sondern der Genuß der Erforschertätigkeit liegt ihm im Aufspüren seltener Inhalte, komplizierter Seelenzustände, die ihm seine eigenen Möglichkeiten deuten helfen, vor ihm stehen als die „vielen Spielarten seiner Menschlichkeit“. Die erste Bedingung dafür, daß diese sehr subjektive Kritik objektiv Wertvolles zeitige, ist die, daß der Kritiker zunächst zu wählen verstehe und mit der im journalistischen Beruf nicht immer leicht zu wählenden Vornehmheit Beschreibung und Analyse von Erscheinungen vermeidet, an denen er kein tieferes Interesse nehmen kann, es sei denn, daß es sich um die energische Abwehr von Kunstwidrigem handele. Poppenberg besitzt diesen Zug zum „Erfahren“ nicht nur im Sinne des reizvoll Seltenen, sondern im anderen Sinne der individuellen Auswahl. Nun aber bringt jene Art des forschenden Selbstgenußes im Verstehen anderer Seelen ein Tiefgrab, ein Entdecken bisher verborgener Schächte in der eigenen Natur zuwege. Nicht nur eine Selbstbestätigung, eine Selbsterweiterung wird gewonnen, und dies fördert wiederum die literarische Kritik: der Kritiker erweitert sein Gebiet, er wird empfindlich für vieles, was früher kein Echo bei ihm fand, er vermag schließlich den Erscheinungen aller Eigenart gerecht zu werden, er fühlt sein Leben in allen Erscheinungen, die er betrachtet; die „multiplication de l'individualité“, von der unser Buch gern spricht, wird ihm in einem anderen Sinne Ereignis. Und auf Umwegen gelangt er über das Verlangen nach der Spiegelung persönlichen Seins und Wünschens hinaus zu dem Ziele, das mir eine Vorbedingung ästhetischer Kritik scheint: mit liebevollem Blick die Fülle der Seelen zu umfassen und in ihrem Werden zu begreifen. „Erkenne jedes Ding's Gestalt, sein Leid und Freud, Ruh und Gewalt.“

\* \* \*

Wie der Reiz seltener sichtbarer Gebilde, so wirkt auf den Autor der Reiz seltener seelischer Zustände, und zu ihnen führt er uns am liebsten. Orgien der gefühlsmäßigen wie der intellektuellen Phantasie, Genüsse und Schrecken übersteigter Sensibilität, Gefühlsverwirrungen, „Gefühlssraffinements aller Art“, der Hang der Seelen zum Grauenhaften und Grotesken wird uns neu beleuchtet und zu tieferem Verständnis gebracht. Bei der Besprechung der Heilbornschen *Novalis*-Ausgabe (der ich allerdings peinliche philologische Treue nicht nachgerühmt hätte) lockt es ihn, in die *Mysterien* von *Novalis*' Stimmungen hineinzuleuchten, namentlich in die, die unser heutiges Gefühl nacherleben kann; wir erfahren von Verwandtschaften zwischen der romantischen und der modernen Künstlerseele. An einer anderen Aufgabe, die auch ihre tiefen Reize besitzt: das Bild der *Novalis*'schen Gedankenwelt aus den Fragmenten zu skizzieren, versucht er sich gar nicht. In *Hebbels* Tagebüchern beschäftigen ihn weit mehr als der große objektive Gehalt der Welt- und Kunstanschauung die „états d'âme“, das Chaos des Innern, „die Hölle von Reizbarkeit und Empfindlichkeit“, das Inferno der *Hebbels*'chen Träume und Visionen und mehr noch als das, wie *Hebbel* in leidenschaftlichem Bewußtfeinstkontakt mit seinem Innern bleibt, wie er als Beschwörer und Besieger seiner Dämonen erscheint. Das wird an der Hand der Tagebücher in

fesselnder Weise einsichtsvoll dargestellt. Vielleicht wäre zu wünschen, daß wir von diesen Hebel-Wegen noch öfter hinübergeführt worden wären zu den Partien der Tagebücher, die das Schauern der Seele vor den Rätseln und Schrecken des Universums, des Lebens zeigen, daß wir das Ringen um diese Probleme aus dem Ringen mit dem Ich hätten tiefer verstehen lernen.

Daß das Vorhandensein pathologischer Zustände allein nicht schon Poppenbergs Urteil für einen Künstler besticht, beweist der Grabbe-Aufsatz. Die Formplumpheiten dieser pathologischen Erscheinungen beleidigen seinen Geschmack so sehr, daß er, obwohl das menschliche Bild an der Hand der Briefe mit großer Treffsicherheit charakterisiert wird, dem Künstler meinem Gefühl nach etwas zu wenig gibt. Auch wäre vielleicht der rührende Zug der Friedenssehnsucht in der Seele des Friedlosen, der in den Briefen hie und da auftaucht und in einer der herrlichsten Szenen des „Hannibal“ seinen künstlerischen Ausdruck findet, erwähnenswert gewesen. Ein psychologisches Problem beschäftigt Poppenberg vor allem und wird an einigen hervorragenden Beispielen mit außerordentlichem Feingefühl betrachtet: das Problem der Doppelexistenz, das Zuhausesein einer Seele in zwei Welten. Wie es ihn an den Briefen der Elisa von der Recke interessiert, daß sie uns „an die Grenze zweier Welten“ führen, und ihm das die „psychologisch pikantesten Kulturkuriositäten“ sind, „wo die entgegengesetzten Schichten sich berühren“, so ist es ihm ein Reiz ohnegleichen, wenn der Gegensatz nicht nur wie hier in den äußeren Verhältnissen und in den inneren Bedürfnissen eines Menschen liegt, sondern wenn diese feindlichen Welten in einer Seele vereint sind. Immer wieder weiß er dies Phänomen in anderen Modifikationen aufzuzeigen und zu erläutern. Die typisch germanische Spielart dieses Doppellebens scheinen ihm die zu repräsentieren, „die zu der Unbegrenztheit innerer Welten die eng umzogene äußere Welt . . . lieben“; er gibt mit eindringender Analyse die individuellen Erscheinungsformen dieses Phänomens und seine individuelle Tragik oder Groteske. In einer besonderen Ausprägung erscheint es bei Jean Paul: „ein erdwurzelndes Menschenkind, das des Alltags Geschäfte und die grotesken Ornamente des leiblichen Lebens sorglich mit nachdenklichen Augen zu merken weiß, und ein mythischer Phantasievogel mit weittragenden transparenten Schwingen, der allen Weltalls-Flugbahnen, Sternenwegen und Kometenstrahlen gewachsen ist und aus Götterfern in das Tal des Lebens herniederblickt.“ Wieder verändert bei Annette von Droste, die eine andere ist in der Liebe für das Beschauliche, im tiefen Gefühl für die Poesie der Enge, eine andere, „wenn sich . . . die Dämonie ihres Bodens über sie warf“: ein Stück heimischer Natur gerade in der Art ihres Doppellebens. Hier wird die Beobachtung dieser Erscheinung ein wertvolles Mittel, die Mannigfaltigkeit ihres Naturgefühls tiefer zu verstehen. Dann wieder Grillparzers inneres Leben, wie es sich in den Tagebüchern enthüllt: „eine Doppelexistenz ist es, ein ganz leidenschaftliches inneres Leben in Vorstellung und Phantasieschöpfung und ein gefühllos äußeres Dasein, das außer Verdruß keiner starken Erregung fähig wird.“ In anderer Beleuchtung erscheint das Problem des Doppelwesens, wenn Poppenberg mit sicherer Hand an die geheimnisvolle Tragik des Künstlers rührt, der als Gebieter dasteht im Glanz seiner Werke, scheu und lebensschwach in seiner menschlichen Existenz. Mehr noch als an Grillparzer wird dies an Conrad Ferdinand Meyers Erscheinung gezeigt, des Beschwörers tatgewaltiger Menschen, der sein zartes, reizbares Innenleben von seinen Geschöpfen aufzehren läßt. In zwei Aufsätzen, die mir als die feinfühligsten und aufschlußreichsten

erscheinen: dem über Jean Paul und dem über Grillparzer, lüftet er den Schleier von dem anderen tragischen Künstlergeschick: von den Verbrechen, die der Künstler um der Kunst willen gegen das Leben begehen muß. Er erläutert an den Briefen und Bekenntnissen dieser beiden die Art des Künstlers, der „niemals Menschen liebt, sondern nur aus ihnen Funken schlägt, das eigene Innere zu illuminieren und in Glanz und Mauth den eigenen Gefühlen strahlende Feste zu geben, bei denen auch ein Menschenopfer nicht verschmäht werden würde.“ Wieder ist es die Gegenwart, die ihm tieferes Interesse an diesen Offenbarungen Jean Paulscher Briefe, Grillparzerscher Tagebücher verstärkt, er gedenkt Ibsens, doch er meint, diese Komplikationen würden nicht erst heut entdeckt.

Wertvolles verdanken wir Poppenberg für die tiefere Erkenntnis einer anderen menschlichen Spielart. Er weiß die großen Erleber zu zeichnen, die virtuosen Genießer, Geschmackskünstler, die Menschen, die ihren Trieben lauschen, die ihr Leben „dichten, fühlen, machen“, wie es Hofmannsthals Andrea wünscht. Auch hier beobachtet er gern die Variationen des Typus: die naiveren, in denen die flutende Lebenskraft, die raffinierteren, in denen die bewusste Absicht, Regisseure ihres Lebens zu werden, überwiegt. Wir erkennen aus Poppenbergs Analysen, wie diese Menschen nur scheinbar Gegenbilder des Künstlers sind, ihm innerlich aber sehr verwandt, anders nur als er und glücklicher, weil sie nicht „von dem Schaffenstrieb verzehrt werden, von der Leidenschaft, das Erlebte dichterisch wieder umzusetzen, sondern weil Erleben und Verbrauchen bei ihnen Selbstzweck ist.“ Die Aufsätze unseres Buches über Casanova und Friedrich von Genz bezeugen nicht so auffallend wie der Pücker-Essai, wie tief Poppenberg sich zu ihnen hingezogen fühlt, warum er gerade für diese seelische Erscheinung einen stärkeren Spürsinn, eine reichere Darstellungsfähigkeit besitzt als für alle anderen.

Wie diese seine seelischen Vettern hat er auch zuzeiten den Sinn für das Beschauliche, Einfache, Enge. Er so wenig wie sein Pücker erliegt seinem Zwange gleich jenen „philiströsen Romantikern“, sondern solche Erscheinungen zu charakterisieren bedeutet ihm Erholung, dasselbe etwa, was dem Gesellschaftsmenschen ein Landaufenthalt ist. Er freut sich starker Einfachheit, die Stil besitzt. So ist sein Interesse für Gabriele von Bülow, für die Familie Reden zu erklären; doch muß ich gestehen, daß ich mehr psychologische Anregung aus seinem Pücker-Aufsatz schöpfe als aus denen, die vom „christlichen Adel deutscher Nation“ handeln, und ich glaube, daß dies durchaus nicht nur am Gegenstand und an meinem Geschmack liegt.

\* \* \*

Nur weniges kann ich über die Darstellungsart andeutend sagen. Poppenberg hat die Neigung, seltene seelische Erscheinungen durch Assoziationsklänge, wie sie sich dem reich Belesenen schnell einstellen, unserem Verständnis näher zu bringen; namentlich erinnert er gern bei Erscheinungen der Vergangenheit an seelisch Verwandtes aus unseren Tagen: hat doch diese Verwandtschaft meist seine Neugier auf jene Erscheinungen zuerst geweckt, ist es ihm doch ein tiefer Reiz, nicht nur das eigene Wesen, sondern überhaupt die Seelenbewegungen der Gegenwart im Vergangenen wiederzufinden. Das häufige „man denkt an“ bedeutet bei ihm nicht ein Belesenheitsäyprunken, sondern ist der Ausdruck eines zuweilen angedeuteten Glaubens, eines Staunens über „die Wiederkehr des Gleichen“. Zwei Tendenzen sind in seinem Stil zu beobachten. Erstens: die



Richtung auf das charakterisierende, bezeichnende Wort, auf das Bild, das ins Herz einer Erscheinung trifft, das imstande ist, auch einen visuellen Eindruck dem Leser vor Augen zu zwingen. In den kunstgewerblichen Aufsätzen kann man die außerordentliche Schmiegsamkeit und Biegsamkeit, den Ausdrucksreichtum und die nachschlüpfende Fähigkeit seiner Worte bewundern, wo es gilt, die neuen Farben-Linien-Bewegungsindrücke, die verschiedenartigen Berührungseindrücke, die ein neu erfrischter Natur Sinn sich erobert hat, wirklich suggestiv zu beschreiben. Eine zweite Tendenz ist da, deren Berechtigung vielleicht nicht allgemein anerkannt werden wird: die Richtung auf das Stimmung erweckende Wort, das nicht nur geeignet ist, Eindrücke konzentriert zu vermitteln, Erscheinungen schlagend zu erklären, sondern das auch versucht, den ganzen Gefühlskreis, der um eine Erscheinung webt, mit zu beschwören, sich jedesmal der Stimmung des behandelten Gegenstandes anzupassen. Ich meinerseits sehe hierin einen Wert der Darstellung, obwohl ich zugebe, daß die Knappheit und Schlantheit zuweilen darunter leiden kann. Eine Neigung zum Pretiosen, zum Glibern und Bauschen des Stils ist denn zuweilen auch bei Poppenberg zu bemerken, und dann möchten wir ihm zurufen: „il faut être sec!“ Doch überwiegend empfangen wir von seiner Darstellungsgabe, seiner Sprache wohlthuende Eindrücke; der fein und tief Erlebende weiß auch das bezwingende Wort zu finden, das uns seine Erlebnisse mitteilt.



## Heimatlose.

Von

Marie Scotta.

Nachdruck verboten.

**P**iet hatte einige unzusammenhängende Erinnerungen aus ihrer frühesten Kinderzeit. Eigentlich waren es noch keine Erinnerungen, es war ein dumpfes Bewußtsein, das sich zu losgelösten Bildern gestaltete.

Ein sonnverbrannter, von Mauern eingeschlossener Rasenplatz. Mitten darauf ein alter Sack, auf dem ein kleines Kind saß. Das Kind war Piet selbst. — Piet die Namenlose, die keine andere Heimat kannte als das Spital in einem kleinen Nordbrabanter Städtchen. — Aber jetzt in der Erinnerung kam es ihr vor, als sei das kleine Geschöpf auf dem Sack ein anderes Kind gewesen.

Es krabbelte mühsam fort und strebte einem Sandhaufen zu, der in der Ecke lag. Dann vergrub es seine Händchen in den heißen

Sand und lachte laut. — Gestalten gingen über den Spitalhof in klappernden Holzsandalen. Die eine oder andere sagte das Kind und setzte es auf den Sack zurück. Dabei streifte die rauhe, braune Wolle des Klostergewandes Piets Gesicht.

Eine gestrichte Puppe mit rotem Gesicht und roten Schuhen ragte als Lichtgestalt aus jener Zeit empor. Wenn Piet an den Schuhen leckte, schmeckte es sonderbar, und ihre Hände wurden rot. Das war beinahe ebenso schön wie der schmutzige Sand.

Dann wurden die Bilder deutlicher und traten in einen Rahmen der Zusammengehörigkeit mit anderen Dingen.

Piet konnte sich in ihrem Hof umschauen. Sie sah gelbe, reisende Birnen an einer der

langen, rötlichen Backsteinwände. Sie sah die Menschen, die drinnen in den Gängen an den offenen Fenstern vorüberkamen — die Schwestern in schwarzen, schweren Schleiern, die kranken oder alten Frauen in ihren breiten, weißen Nordbrabanter Hauben.

Neben Piet saß Trine in ihrem großen, runden, geschlossenen Stuhl, rollte den Kopf mit dem kurz geschorenen Haar auf der gepolsterten Lehne hin und her und lachte vor sich hin. Manchmal schrie sie auf und suchte mit den langen Händen auf etwas loszuschlagen, aber die Hände gehorchten nicht und fielen wieder herab.

Piet unterhielt sich sehr gut über Trine. Sie fand, daß sie gerade aussah wie eine Kartoffel und zählte die Knollen, die von der Nase und anderen Gesichtsteilen gebildet wurden. Auch wenn Trine schrie und lachte, war es unterhaltsam für Piet. Sie konnte dann die seltsamen Bewegungen der schwerfälligen, langen Zunge beobachten, die zu reden suchte und keine Silbe hervorbrachte.

Kadoge, die daneben in ihrem Wagen lag und auf das Sterben wartete, war bedeutend langweiliger. Sie lag oft stundenlang, ohne ein Wort zu reden und schaute mit großen, matten Augen in das Himmelsblau, das sich über dem Hof ausspannte.

„Dorthin gehe ich, Piet,“ sagte sie dann endlich und hob den Arm, an dem sich der Knochen scharf unter der Haut abzeichnete. Piet zuckte nur die Achseln und schwieg. Es war ihr klar, daß Kadoge log, denn sie sah nirgends eine Leiter oder eine Treppe, die da hinauf geführt hätte. Aber sie behielt ihre Gedanken gern für sich und hatte immer so viel damit zu tun, daß sie selten zum Reden kam.

Manchmal kam die Mutter Oberin durch den Hof und blieb bei den Kindern stehen. Sie war groß und hatte ein schwarzes Kreuz auf ihrem braunen Kleid eingestickt. Wenn sie Kadoge anschaute und mit ihr sprach, waren ihre Augen warm und ihre Stimme ganz weich und leise. Piet fühlte dann etwas Sonderbares in ihrer kleinen Brust und streckte die Händchen nach der ehrwürdigen Mutter aus. Aber wenn die blauen, sehr klaren Augen dann auf ihr ruhten, zog sie die

Händchen wieder zurück und versteckte sie unter die Schürze.

„Sei nur ein recht braves Kind, Petronella,“ sagte die Mutter Oberin und ging fort.

Piet starrte ihr nach. Als die hohe Gestalt unter der kleinen Tür verschwunden war, brach das Kind in lautes Weinen aus.

„Piet schreit schon wieder,“ sagte eine Schwester vom Fenster her in gleichmütigem Ton. „Hat sie sich weh getan?“

„Sie hat sich nicht von der Stelle gerührt,“ sagte Kadoges müde, verträumte Stimme, und Trine schlug mit den Händen auf ihren Stuhlrand wie toll.

Manchmal wurde ein Fest gefeiert. Der Namenstag der ehrwürdigen Mutter oder der Geburtstag der Königin Wilhelmina. Dann saßen die alten Männer im Hof um einen Tisch, spielten Karten und rauchten kurze Pfeifen. Die Pfündnerinnen und die Frauen, die nicht zu Bett liegen mußten, waren in einem großen Saal versammelt. Trine wurde in ihrem Stuhl und Kadoge in ihrem Wagen hereingeschoben, und Piet kauerte in einer Ecke und betrachtete das Ganze. Das Zimmer war hell von dem Leuchten der vielen weißen Hauben. Mächtige braune Lebkuchen wurden hereingebracht, von denen einer halb so groß war wie die Tischplatte, und jedes bekam seinen Teil. Trine wurde ein Stück in den Mund gesteckt, weil sie nicht allein essen konnte.

Eine von den Pfündnerinnen war siebenundneunzig Jahre alt. Sie stand mitten im Zimmer, schwang ihren Stock in der Luft und nickte mit dem Kopf, daß die großen, weißen Doldenblumen auf ihrer besten Haube zitterten.

„Wenn ich hundert Jahre alt bin, fährt mich der Herr Doktor in seinem Wagen in die Kirche,“ sagte sie mit einer Stimme, die klang wie das Anschlagen eines zerprungenen Topfes. „Ich werde viel älter als hundert Jahre. Seht nur, wie jung ich noch bin!“

Sie fing an zu tanzen in ihren großen Holzschuhen und lachte dazu. Die Stunzeln in ihrem Gesicht vertieften sich so, daß Piet an die Wassergräben denken mußte, die draußen die Spitalwiese umzogen.

Die Kapelle machte immer einen großen Eindruck auf Piet. Im Sommer fiel die Sonne durch die bunten Fenster und malte rote und blaue Streifen auf die gelblichen Wände und die schwarzen Schleier der Schwestern, die über der Stirne eine sonderbare tiefe Spitze bildeten. Im Augenblick, als man zum Evangelium aufstand, war dann gewöhnlich die Nase der ehrwürdigen Mutter wie in fattes Gold getaucht, was Piet mit ehrfurchtsvoller Freude erfüllte. Sie ahnte darin etwas Ubernaturliches, direkt vom Himmel Gefandtes.

Als sie älter wurde, betete sie.

„Gott, gib mir etwas Gutes, Schönes,“ sagte sie und preßte die Hände ineinander.

Es war immer eine Erwartung in ihr von etwas Gutem, Schönem.

Ein Vorgang stand deutlich vor ihrer Seele, an den sie nicht gern denken mochte.

Schwester Cristina erschien eines Tages im Garten, wo Piet Unkraut reißen sollte, sich statt dessen aber angelegentlich damit beschäftigte, schillernde Regentropfen aus den Kohlhäuptern zu fangen — trostlos, weil sie jedes Mal in ihrer Hand zerrannen.

Die Schwester wusch das Kind energisch, steckte es in sein Sonntagskleidchen und führte es bis an die Sprechzimmertür.

Piet hatte solches Herzklopfen, daß sie keine Frage hervorbrachte.

Schwester Cristina öffnete die Türe und schob Piet hinein.

Stühle standen kerzengerade an den weißgetünchten Wänden. Hinter einem schwarzen Bitter saß die Mutter Oberin.

„Komm' näher, Petronella,“ sagte sie.

Piet steckte den Finger in den Mund, um sich Mut zu machen und ging auf den Herrn zu, der diesseits des Bitters saß. Er saßte sie unter das Kinn und hob ihren Kopf. Seine beweglichen schwarzen Augen nahmen einen erstaunten Ausdruck an, während er sie betrachtete.

„Allerdings,“ sagte er, „ich hatte mir das Kind anders vorgestellt.“

„Ja,“ sagte die ehrwürdige Mutter unruhig.

Beide schwiegen. Der Bürgermeister drehte zerstreut seinen Schnurrbart.

„Du kannst wieder gehen, Petronella,“ sagte die Oberin.

Piet lief rasch hinaus. Draußen konnte sie sich nicht zurechtfinden und stand still.

„Eigentlich unangenehm,“ sagte drinnen der Bürgermeister. „Ein gänzlich verlassenes Kind, von körperlich und sittlich defekten Eltern stammend, tut beinahe besser, wenn es ein Idiot ist oder ein Krüppel. Man steckt es zeitlebens in eine Anstalt, und die Sache ist erlebigt. Das hatten wir auch als ganz sicher bei diesem Kinde angenommen. Ist es ganz normal und kommt später in die Welt hinaus, so hat die Gemeinde doch nur Last und Unannehmlichkeiten damit. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“

„Petronella scheint ganz normal,“ sagte die Oberin und seufzte.

„Und sehr hübsch,“ sagte der Bürgermeister. „Länger als bis zu sechzehn Jahren wird die Gemeinde das Kostgeld nicht für sie bezahlen. Man muß ihr dann einen Dienst verschaffen.“

Piet hörte das Scharren seines Stuhles beim Aufstehen. Sie lief davon wie gejagt und fiel der Küchenschwester in den Schoß, die unter einer Türe saß und Kartoffeln schälte.

Piet hatte diesen Vorfall nie vergessen, obwohl ihr ganz unklar war, was der Herr Bürgermeister hatte sagen wollen. Nur soviel schien ihr deutlich — sie hatte auf irgend eine Art ein Unrecht begangen, weil sie gerade Glieder hatte und kein Idiot war wie Trine.

Und dann der atemraubende Moment vor wenigen Monaten, in dem die Mutter Oberin ihr mitgeteilt hatte, daß sie jetzt 16 Jahre alt und fast erwachsen sei; daß das Kloster sie nicht länger behalten könne, weil es keine Plätze vergeben dürfe. Die Gemeinde wolle Piets Platz für ein hilfloses Kind. Piet müsse in einen Dienst, und es habe sich schon einer für sie gefunden, in einem Dorf der Umgegend beim Bauer van Deken. In acht Tagen müsse Piet dort eintreten.

Die Augen der Mutter Oberin, die nicht mehr so hell und wärmer blickten als zur Zeit, da Piet im Spitalhof auf einem Sack saß, waren naß, während sie das alles sagte. Das wäre unter anderen Umständen für Piet das

Wunderbarste an der Sache gewesen. Aber jetzt bemerkte sie es kaum.

In acht Tagen aus dem Spital fort. In die Welt hinaus.

Das heiße Gefühl kam über sie, mit dem sie in der Kapelle oft betete: „Gib mir etwas Gutes, Schönes, Gott!“ —

In die Welt hinaus.

Ihr Begriff von Welt war die weite Ebene, die da anfing, wo das Städtchen aufhörte. Eine lange, lange, kerzengerade Straße, von deren Ende niemand wußte. Kerzengerade, regelmäßig verschnittene Bäume zu beiden Seiten. Rings der feine, süße Geruch der Heide. Aufragend manchmal ein einsamer Baum. In der Ferne, wo das alles aufhörte, war es, als ginge man direkt in den Himmel.

Piet ging von der Mutter Oberin fort wie im Traum. Die alte Frau zog das grobe, blaue Taschentuch aus den braunen Kleiderfalten und weinte.

\* \* \*

Piet saß in der Sonne unter der niederen grünen Haustüre des Willem van Decken, zwischen dem grellen, bewegten Licht draußen und dem bunten Hellbunkel der Diele. Sie band trockene Heide in Büschel zusammen.

Drinnen kauerte Hanneken, die Haustochter, an der großen, dunklen Feuerstätte und suchte die roten, glimmenden Kohlen unter dem mächtigen, schwarzen Kessel anzufachen. Sie ächzte dabei und blies die runden Backen auf.

„Bring's nicht zuweg,“ sagte sie kläglich, während ein heißer Rauch ihr das Wasser aus den hellblauen Augen trieb. „Lieber Gott, was man sich plagen muß. Versuch du's, Piet.“

Die junge Magd stand auf und trug ihre Heide unter die strohgedeckte Scheune, an der weiße Binden emporkrochen. Ein heißer Sommerwind peitschte die jungen Birken, daß ihre Blätter flatterten wie lange, grüne Haare. Dahinter leuchteten die reifen Kornfelder fast rot.

Dann machte Piet sich drinnen am Feuer zu schaffen. Hanneken setzte sich auf den Boden und streichelte die kleine, gelbe Katze,

die unter den schwarzen Töpfen saß und sich wusch.

„Hast du im Spital auch so viel arbeiten müssen, Piet?“ fragte sie neugierig.

„Noch viel mehr,“ meinte Piet.

„Da bist du doch noch lieber bei uns?“

Der junge Mann, der an dem breiten, holzvergitterten Fenster saß und in die helle Landschaft mit den weißen Birkenstämmen und den satten Wiesen hinausstarrte, wandte den dunkeln Kopf und sah die Magd an. — Sie blieb stehen. Eine rote Flamme zuckte auf an der Feuerstätte und tauchte ihr Gesicht in Blut. Sie lachte nur.

„Piet,“ sagte der junge Mann, „ich möchte mich draußen vor die Tür setzen.“

Sie lief eilig, reichte ihm zwei Krücken, die an der Wand lehnten, und half ihm aufzustehen. Sein breiter, schön entwickelter Oberkörper ruhte schwer auf ihr. Das Blut stieg ihr dunkel in die Stirne bei der Anstrengung. Sie brachte ihn langsam über die gepflasterte Diele nach der Tür.

„Wie du den Jans vertöhnst.“ sagte Hanneken. „Eh' du kamst, hat ihn niemand bedient wie du's tust. Bei der vielen Arbeit — du lieber Himmel, da muß jedes sehen, wie's zurechtkommt.“

Piet half Jans, sich draußen niederzusetzen und nahm ihm die Krücken ab.

„Ich stell' sie weg,“ sagte sie. „Du stehst ja doch nicht auf ohne mich.“

Dabei lachte sie glücklich.

„Sie haben nicht gewußt, daß ein Krüppel auch ein Mensch ist,“ sagte Jans. „Ich hab' es selbst nicht recht gewußt, eh' du gekommen bist.“

Die dunkeln Augen in seinem schönen Gesicht loderten auf.

Piet stand da, sah ihn an und atmete schwer. Es war, als müsse etwas in ihr zerspringen vor lauter Glück.

„Und wenn du je fort willst, Piet, dann geh' ich zu Grunde.“

Sie schob ihm einen Holzloz unter die lahmen Füße und beugte sich so tief dabei, daß ihr blondes Haar über seine Hände fiel.

Ihr war als ginge rings die Welt unter.

Dazwischen mußte sie wieder lachen. Fortgehen — sie, die überhaupt nicht mehr wußte,

daß es eine Welt gab außer der Fensterdecke, der Diele, wo Jans saß?

Frau van Decken kam vom Feld herein. Piet flog an ihren Kessel zurück.

Am Nachmittag schaffte sie im Garten hinter dem Haus. Jans saß wieder im Freien. Piet hatte ihm alles herbeigetragen, damit er holzschnitzen konnte. Das war seine Freude.

Er brauchte alle Minuten etwas anderes. „Piet!“ rief er dann, und Piet ließ zehnmal in einer Stunde die Arbeit liegen und flog, um das Gewünschte zu holen. Sie merkte kaum, wie müde sie dabei wurde. Sie mußte noch arbeiten, als es dämmerte, um nachzuholen, was sie versäumt hatte.

„Wenn du mich führen willst — ich glaube, dann könnt' ich ein wenig nach den Feldern gehen — ganz wenig,“ sagte Jans mit Sehnsucht in der Stimme.

Er war seit zehn Jahren nicht weiter gekommen als vor die Haustüre.

Konnte Piet da an ihren schmerzenden Rücken und ihre schweren, müden Füße denken?

Sie ging taumelnd unter seiner Last dahin, totmüde, zitternd vor seligem Glück. In den Hecken duftete das wilde Gaisblatt. Die reifen Felder waren weiß betaut, und die Windmühle stand still mit großen, dunklen Flügeln gegen das langsam verblassende Rot eines dämmernden Abendhimmels.

\* \* \*

„Nur heraus da!“ sagte die Frau und zerrte ihre Magd aus der Ecke hervor.

Piet drückte sich an die Wand, aber die starke Hand, die sie festhielt, schleuderte sie in den leeren Mittelraum der Diele.

Der Kanarienvogel in seinem buntemalken Käfig hoch oben an einem schweren dunkeln Querbalken, schmetterte laut. Ihm gefiel die Sache.

„Mutter!“ schrie Jans auf.

„Schweig!“ herrschte die Frau ihn an.

„Ich mein', du hättest allen Grund dazu. Aber mit dir recht' ich ein ander Mal. Jetzt muß vor allem die Dirne aus dem Haus.“

Piet stand da mit gebeugten Schultern, als habe man sie geschlagen, und preßte den Arm an die Augen.

„Nicht so hitzig, Mutter,“ sagte der alte Mann aus der Kammer heraus. „Es ist ja nicht mehr zu ändern.“ —

„So? und da soll ich still dazu sein? vielleicht gar das Mädel als Schwiegertochter behalten? Da kennst du Dortje van Decken schlecht. Andern kann ich's nicht, aber dem Geschöpf meine Meinung sagen, dem hergelaufenen, das kann ich.“

Jans ließ die geballten Fäuste verzweifelt auf den Tisch fallen und stöhnte. Piet nahm den Arm von den Augen und sah ihn an. Aber ihr blasses, verängstigtes Gesicht brach die Liebe wie ein jähes Licht.

„Und wie sie ihn anschaut!“ sagte die Frau und verlor vor Entrüstung die Haube vom Kopf, daß die grauen, kurz verschnittenen Haare empor standen. „Haben sie dir denn in deiner Anstalt nicht das geringste Schamgefühl, beigebracht? Ein Ding von siebzehn Jahren!“

Sie faßte Piet und schüttelte sie. Das Schweigen und die Wehrlosigkeit des Mädchens reizten sie, daß sie sich nicht mehr kannte.

„So rede doch wenigstens, verstocktes Ding.“ —

„Ich —“ sagte Piet leise. Aber sie redete nicht weiter. Sie schüttelte den Kopf und schwieg.

„Dann geh — auf die Straße, wo du hingehörst,“ schrie die Frau und zerrte sie nach der Tür.

Zwei Krücken flogen polternd auf das Pflaster der Diele. Dann krachte ein Stuhl oder ein Tisch — jemand schrie auf.

Jans hielt sich einen Augenblick aufrecht; sein Atem kam keuchend, die Adern standen wie Stricke auf seinem Hals und seiner Stirne. Dann schwankte er nach vorwärts und stürzte schwer zu Boden.

Piet wollte sich losreißen.

Aber die Arme, die sie hielten, waren wie eiserne Klammern. Dortje van Decken hob das Mädchen, in das plötzlich Leben gekommen war, halb empor, trug es zur Tür und schob es hinaus. Die Türe fiel ins

Schloß, der Kiesel flog knirschend in den Sockel.

Piet warf sich auf die Erde und preßte den Kopf auf das grüne Holz der Schwelle.

\* \* \*

Das Laub an den rund verschnittenen, hochstämmigen Eichen längs der Landstraße färbte sich bräunlich. Es dunkelte schon unter den Bäumen. Auf den Strecken verblühter farbloser Heide zu beiden Seiten lag eine graue helle Dämmerung. —

Piet ging mühsam auf dem Fußpfad und vernied die Steine der Straße, denn ihre Füße bluteten. Das Kind, das sie unter einem zerrissenen, schwarzen Kragen an sich gepreßt trug, wimmerte leise. Manchmal knarrte ein Karren vorbei mit schwankender Laterne, die trübe Lichtstreifen auf den Boden malte. Dann blieb Piet stehen und sah hinüber.

Aber niemand kümmerte sich um sie, und sie sagte nichts.

Die Bäume wurden spärlicher. Wiesen und leere Felder traten an Stelle der Heidestrecken. In der weiten grauen Ebene tauchten Richter auf. Hundebellen und Menschenstimmen kamen aus der Nähe.

Die großen Augen in Piets hohlem Gesicht wurden verlangend und angstvoll zugleich. Das Wimmern des Kindes ging in schwaches Weinen über. Zum Schreien hatte es keine Kraft.

„Es hat Hunger — o Gott!“ sagte Piet und vergaß, daß sie selbst den ganzen Tag nichts gegessen hatte. Sie fing an zu laufen. Zu beiden Seiten der Straße zeigte sich eine dunkle Masse, in die Bewegung kam, als Piet sich näherte. Fahrende Kesselflicker und Zigeuner lagerten an der hohen Hecke. Die Karren standen ausgespannt. Einige Duzend hagerer Hunde von allen Größen, die sie gezogen hatten, fuhrten bellend an ihren Stricken auf. Weiber und halb bekleidete Kinder bewegten sich in schattenhaftem Durcheinander. Die Männer lagerten am Boden.

Piet blieb stehen. Sie sah aus, als höre sie zu diesen Menschen, aber etwas in ihr lehnte sich gegen die Zusammengehörigkeit auf. Aber das Kind weinte.

„Ein wenig Milch,“ sagte sie schon zu der ersten Frau, die an sie herankam.

Die Angeredete schien sich nicht zu wundern. Betteln war ihr eine Selbstverständlichkeit.

„Na, im Übermaße haben wir's ja nicht,“ sagte sie gleichmütig. „Aber wenn was da ist, könnt Ihr 's haben.“

Sie ging nach der Hecke zu, wo eben ein Feuer aus dürrer Holz aufsprasselte und machte sich unter ruhigen Gesichtern zu schaffen. Piet folgte ihr zögernd und setzte sich an den Begrab. Sie schlug den Umhang zurück und schaute auf das winzige Geschöpf in ihren Armen.

Die Frau kam mit einer gefüllten Kinderflasche zurück und sah zu, wie Piet den Pfropfen in den kleinen welken Mund schob.

„Das gibt einen Krüppel,“ sagte sie nach einer Weile. „Die Beine haben kein Leben.“

Piet zuckte zusammen wie von einem Peitschenhieb getroffen und deckte rasch die kleinen Glieder zu.

„Nein,“ sagte sie schroff. „Es ist nur schwach und halb verhungert.“

Die Frau zuckte die Achseln und ging fort. Dann kam mit sie einem Teller und ein paar Feten zurück.

„Da, eßt,“ sagte sie, „und deckt Euch zu für die Nacht. In den Karren ist kein Platz. Oder wollt Ihr weiter?“

Piets Augen gingen mit einem leeren Blick in die dunkle Ebene hinaus.

„Nein,“ sagte sie. „Ich danke Euch.“

Die Frau lachte.

„Ich hab' gedacht, Ihr gehört zu unseresgleichen. Aber ich seh', daß Ihr's nicht tut. Bei uns gibt's kein Danke und kein Bitte. Jeder nimmt und gibt, was er kann.“

Sie durchbrach den Kreis zerlumpter Gestalten, der sich hinter ihr gebildet hatte und sich jetzt auflöste.

Piet saß und schaute auf das gierige Trinken des Kindes. In ihrer Nähe lagen die Männer um das Feuer und spielten Karten. Die Kinder und Frauen waren verschwunden, die Hunde schliefen. Nur wenn

sich etwas regte, fuhr der eine oder andere auf, aber ein Fluch vom Feuer her schaffte bald wieder Ruhe. Piet wickelte sich und das Kind in die alten Decken. Den Teller ließ sie unberührt. Der Gedanke an Nahrung machte ihr elend. Endlich schliefen auch die Männer. Das Feuer glimmte noch in roten Kohlen am Boden. Die Bäume ragten dunkel in die dunkle Nacht. Von fernher kam das Rauschen der Kiefern.

Piet versuchte zu denken — an die Vergangenheit und an die Zukunft. Sie hätte gerne geweint, aber ihre heißen Augen starrten trocken in die Nacht. Ihre Gedanken wollten nicht klar werden. Manchmal dachte sie, Trine säße neben ihr und rolle den Kopf auf ihrer Stuhllehne hin und her. Dann schien es, als tanze die ehrwürdige Mutter Oberin in Holzschuhen um die Blut am Boden.

Aus solchen Vorstellungen schrak Piet auf und wußte, daß sie unter den Zigeunern war. Dann war es, als hielte sie Jans in den Armen und müsse ihn erwärmen.

„Ein Krüppel! ein Krüppel!“ sagte sie laut. Die Worte drangen ihr scharf in das Bewußtsein. Sie preßte das Kind an sich und stöhnte. — Es war, als müsse sie es retten — sie wußte nicht vor was. Vor der Grausamkeit der Lebenslust, die sie selbst einatmete — aber das sagte sie sich nicht. Ihr war nur, als müsse sie laufen — laufen, bis das kleine Geschöpf nicht mehr erreicht werden konnte.

Sie stand auf. Erst mußte sie sich am nächsten Baume festhalten, weil ihr schwindelte. Dann lief sie lautlos auf nackten Füßen in die Nacht hinein.

Bald fing es an im Osten grau zu werden. Piet fror, daß ihr die Zähne aneinander schlugen. Sie kam an Häusern vorbei. Die grünen und blauen Läden waren fest geschlossen. Die Gebäude wuchsen zu Riesenhöhe in der farblosen Dämmerung.

Piet bog in einen Wiesenpfad ein und lief einen Wassergraben entlang. Das graue Wasser fing an sich zu färben. Das verblaßte Schilf leuchtete noch einmal grün auf in der ersten Sonne.

Piet kauerte sich an dem Graben nieder

und ließ sich von den Strahlen beschneien. Sie konnte nicht mehr weiter.

Das Kind regte sich und fing wieder leise zu weinen an.

„O Gott, ich kann's nicht hören — ich kann's nicht hören,“ stöhnte Piet. „Ich kann ihm ja nicht helfen.“

Die armseligen Töne drangen ihr in Herz und Gehirn wie zermühlende Messer.

Das Wasser war jetzt blutrot und kräufelte sich im Morgentwind.

Piets Augen wurden starr.

„Wenn ich es hineinlegte — in einer Minute wär's vorbei. Und dann täte ihm nie etwas weh, und es hätte keinen Hunger — und brauchte nicht zu betteln. — Und im Himmel fänd' es schon jemand, der es lieb hätte.“ —

So groß waren die Seligkeiten, die Piet sich für das Kind ausmalte, daß ihr selbst sehnsüchtig zu Mut wurde. Aber für sich wagte sie so etwas nicht zu beanspruchen.

Sie schaute das Kind an. Seine kleinen Beine hingen leblos herab. Das winzige blaue Gesicht war von Schmerz verzerrt und durchsücht wie das Gesicht einer uralten Frau.

„Wenn das Wasser nur wärmer wäre!“ sagte Piet und tauchte die Hand hinein. „Es wird erschrecken.“

Sie wartete noch, bis die Sonne höher stieg und wärmer auf den Graben schien. Das Kind wurde still und blaß und kalt in ihren Armen. Piet merkte nicht, daß es tot war.

An einer verkrümmten, weißstämmigen Birke wurden die letzten Blätter wie von tiefem Gold. Die Sonne drang warm auf Piet ein.

„Jetzt,“ sagte sie, kniete nieder, küßte das kalte, starre Geschöpfchen und legte es ins Wasser.

Sie sah, daß es nicht erschrak und sich nicht rührte. Eine große, helle Freude brach über sie herein.

„Jetzt kann ihm nichts mehr geschehen — nichts, gar nichts mehr.“ —

An sich dachte sie nicht. Sie zog den kleinen Körper aus dem Wasser, trocknete ihn und hielt ihn fest an sich gepreßt.

Sie war sich keines Wunsches bewußt und keines Mangels. Sie freute sich nur über die Sonne und sah den großen roten Windmühlflügeln zu, die sich ihr gegenüber am Horizont zu drehen begannen. —

Nach einer Weile kamen Leute den Pfad entlang. Piet sah ihnen ruhig und freundlich entgegen. Sie fürchtete sich vor niemand mehr.

Die Leute blieben stehen und sahen erschrocken auf das tote Kind.

„Das habe ich getan,“ sagte Piet stolz. —

Als dann jemand sie am Arm faßte, stand sie gleichgiltig auf und ging mit. Ein Karren auf zwei hohen roten Rädern stand auf der Straße. Man mußte Piet hineinheben, denn sie ließ die Arme nicht von dem Kind. Dann saß sie hoch oben auf einem Stuhl; auf dem Boden des Karrens kauerten zwei oder drei Männer.

Piet dachte an den Himmel und stellte sich ihr Kind vor, das droben herumsprang und Lebkuchen aß. Sie lachte einmal laut auf vor Freude.

„Sie ist verrückt. Man muß sie ins Spital bringen,“ flüsterten die Männer einander zu.

Die Pforte, vor der man hielt, kam Piet bekannt vor. Aber es war ihr gleichgiltig.

Auch daß sie nachher im Sprechzimmer saß auf einem Stuhl in der fernsten Ecke, während die Männer die Tür bewachten und die ehrwürdige Mutter weinend hinter dem schwarzen Gitter stand, war ganz selbstverständlich und berührte Piet nicht. — Dann kam der Herr Bürgermeister herein. Er war grau geworden, und seine dunklen Augen waren beweglicher als je.

„Es ist Petronella,“ schluchzte die Mutter Oberin.

Piet nickte und wiegte das Kind.

„Man muß nach der Polizei schicken,“ sagte der Vater der Stadt. „Und zum Arzt. Sie ist geistig gestört, das ist klar. Die Sache muß nur festgestellt werden. Ich sagte es ja damals schon, wenn solche heimatlosen Kinder nicht gleich lebenslänglich interniert werden können, machen sie doppelte Last und Unkosten.“

Piet nickte immer noch. Was sie da hörte, kam ihr bekannt vor wie eine Kindererinnerung, wie die Glocke, die jetzt droben in der Kapelle zu läuten anfing. Ein Gefühl des Wohlbehagens überkam sie.

„Ich habe Hunger,“ sagte sie und stand auf. „Mein Kind auch.“

Die Männer wichen scheu von der Tür zurück.

Draußen stand Schwester Cristina und streckte ihr die Arme entgegen.

„Komm, ich will dem Kleinen zu essen geben,“ sagte sie und dabei liefen ihr die Tränen eilig über das alte Gesicht.

Piet überließ ihr ohne Widerstand das Kind. Schwester Cristina hatte ihr ja immer zu essen gegeben.

Sie ging durch die langen Gänge in den Hof hinaus. Die Sonne lag warm an den roten Backsteinwänden und auf den letzten Reseden. Das Kreuz der Kapelle funkelte hell in den blauen Himmel hinein.

Eine Puppe lag auf dem Rasen. Sie hatte blaue Schuhe. Piet erinnerte sich, daß die ihre rote gehabt hatte.

Sie setzte sich auf eine Bank, nahm die Puppe und fing an sie zu wiegen.

„Es tut ihr gar nichts weh — gar nichts,“ sagte sie und lachte froh.





## „Im Zeichen des Steinbocks.“

Bon

Sidonte Binder.

Nachdruck verboten.

**A**us Florenz, wo sie bekanntlich seit nahezu drei Jahrzehnten lebt, hat Isolde Kurz neuerdings zwei bedeutende Gaben und Beweise ihres Geistes und ihrer Kraft gesandt: einen Band Aphorismen<sup>1)</sup> und einen etwas schmäleren Band Gedichte<sup>2)</sup>. Beide Bücher enthalten das Gedicht „Im Zeichen des Steinbocks“: den Aphorismen dient es als Vorwort und hat ihnen zugleich den Titel geliehen, in den Gedichten steht es zwischen den andern. Klingende Reimpaare sprechen aus, was die Dichterin unter seinem Titel begreift:

Ein Flockensturm, als ging' die Welt zu Ende,  
Die lange Nacht der Wintersonnenwende!  
Und morgen tritt durchs winterliche Haus  
Des Steinbocks die versüngte Sonn' heraus.  
Altheil'ges Quellsfest, Urväterwonne,  
Des Lichts Triumphtag, die Geburt der Sonne,  
Dich ehr' ich zwiefach, alter Weibebrauch:  
Der Sonne Wiegenfest ist meines auch.<sup>3)</sup>

Ja, ich betrat die Welt beim Sonnensiege,  
Und unterm Steinbock stand auch meine Wiege,  
Zum Sinnbild nahm ich ihn, zum Wappentier,  
Sein hohes Zeichen, was bedeutet's mir?

In reinster Luft, am Rande der Koränen,  
Hoch über Fernen, die sich endlos dehnen,  
Der Gottheit näher ist des Steinbocks Welt,  
Den Adlern und den Sternen zugesellt,  
Vertraut dem Abgrund und der Wetterwolke,  
Ein Märchen laßt dem talgebirnen Volke,  
Der Berge Kenia, tausendfach bedroht,  
Lebt er — und Niederungen sind sein Tod.

So weist er aufwärts, wer in seinem Zeichen  
Geboren ist, der wag' es, ihm zu gleichen. . . .

Wer es aber wagen will, den darf die Gefahr des Sturzes von weglöster Höhe  
nicht schrecken, denn sein Reich ist auf Girscht, in ewigen Einsamkeiten, mit dort

Kann er als Sonnenbild sich offenbaren,  
Auf heil'ger Hoch' die Ju.-feuer zünden,  
Das Neue, das neu geboren ward, verkünden.

<sup>1)</sup> Isolde Kurz. Im Zeichen des Steinbocks. Aphorismen. München und Leipzig, Georg Müller 1905.

<sup>2)</sup> Diesel. Neue Gedichte. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachf. 1905.

<sup>3)</sup> Isolde Kurz ist am 21. Dezember geboren.

Und die Sonne, deren Dienst er sich weiht, verleiht ihm herrliche Gaben:

Das Haupt zu jeder Lichtgeburt bereit,  
 Mit Träumen, wahrer als die Wirklichkeit,  
 Den leichten Fuß, der rasch zum Gipfel trägt,  
 Die Hand, die wie zum Spiel den Drachen schlägt.  
 Mit solcher Gaben lustvoll strengem Zwange  
 Schickt ihren Streiter sie zum Siegesgange.  
 Und tausendfältig strahlt er Glanz zurück,  
 Daß wer ihn sieht, erkennt, er sah das Glück.  
 Und wo er wandelt, grünen Lenzesfluren,  
 Und wo er scheid, da läßt er Sonnenspuren,  
 Ihm weicht die Finsternis, und nur im Grab  
 Erlischt die Glut, die allen Wärme gab.  
 Die Dichter, die Propheten, die Erfinder,  
 Die Lichtgebornen all, die Sonnentinder,  
 Des Steinbocks hohes Zeichen schwingen sie,  
 Ein Juwelfest der Geister bringen sie.  
 Zum Dienst der Sonne kam auch ich . . .

Aber die Zeit, in die sie gekommen ist, erscheint der Dichterin untröstlich. Schwere Nebel liegen, wohin sie blickt, die Welt stöhnt wie unterm Alp, wie Siedhe schleichen die Menschen umher, Kreuze schleppend und Krücken. Die Jugend hält sich selbst für alt, den Lenz für krank, die Liebe für tot; Jchsucht und Neid erfüllen die Herzen:

Ein jeder zittert um sein Erdenheil,  
 Und jeder kürzt dem andern seinen Teil.

Die Muse sucht Fragen auf und sieht Gespenster.

Daß die Dichterin mit dieser Schilderung, der Welt von heute den Spiegel vorzuhalten meint, beweisen ihre unmittelbar sich anschließenden Fragen:

O Menschheit, hobst du jeden Schatz der Erden,  
 Um ärmer nur und ärmer stets zu werden?  
 Wardst du so groß, vertratst die Kinderfuß',  
 Und deine Kinderfeligkeit dazu?  
 Was kannst du nicht? dein rollender Planet  
 Ist kaum noch Schranke, die dir widersteht.  
 Den Raum bezwingst du, raubst der Zeit die Beute,  
 Der Blitz, einst Bote Zeus', dir dient er heute,  
 Ringst mit dem Vogel um sein lustig Reich,  
 Ein Schritt noch, und du bist den Göttern gleich.  
 Und doch voll Gram an beines Tages Rüste  
 Blickst du nach der verlass'nen Jugendküste,  
 Wo du noch spieltest und die Phantasie  
 Dir ihre farbigen Silberbücher lieh!

Aber alle Lande möchte die Dichterin darum die Menschheit zur Umkehr rufen, zur Heimkehr in ihr Jugendland. Aber es ist umsonst, die Welt vernimmt ihre Stimme nicht. So glaubt sie denn, daß das Dunkel noch tiefer, die Verwilderung noch furchtbarer werden, daß „ein Brand, wie auf dem Idasfeld entglommen,“ ein Schrecknis also der allgemeinen Zerstörung kommen müsse, ehe die Lichtgestalt des Weltenretters erscheinen könne. Ist dieser aber einmal erstanden und hat er sein „Retten, Rächen, Richten“ vollbracht, so wird das erneute Leben wonnig sein, Natur und Geist werden

sich vermählen, verjüngte Götter auf Erden wandeln. Beglückt, wer dann das große Fest der Wiederkehr mitfeiern darf! Die Dichterin selbst bescheidet sich:

Doch weil das Heil noch fern der kranken Welt,  
 Und weil mein Licht nur meinen Pfad erhellt,  
 Will ich von ihren Festen fern und Fehden  
 Mich mit der Zukunft einsam unterreden.  
 In ätherleichte Luft, zum Alpenstirn  
 Trägt mich der Geist, ich fühl' um meine Stirn  
 Das Wehen schon der ungeborenen Tage,  
 Mein Sein leg' ich getrost auf ihre Wage,  
 Und leb' ein Stündchen, wo die Zukunft webt,  
 Indes die längste Nacht vorüberschwebt,  
 Bis mir der Sonne neugeborne Pracht  
 Aus Windeln frischen Schnees entgegenlacht.  
 Wohlauf! Der Steinbock tritt die Herrschaft an,  
 So steige, Seele, mit der Sonnenbahn!

Seiner Form nach ist das Gedicht eine verstkünstlerische Leistung ersten Ranges. Schwerer fällt, es in seiner Eigenschaft als Vorwort zu den Aphorismen zu deuten. Denn diese übernehmen ungleich mehr von unserer heutigen Wirklichkeit, rechnen weit gelassener damit, als man besonders nach dem zweiten Teil des Gedichts mit seinem persönlich empfundenen Weltleid, seinem ebenso subjektiv geschauten Bilde von der Verderbnis der Welt und ihrer chiliaistisch-apokatastafischen Heilung voraussetzen möchte. Wohl mischen sich in der Annahme von der Notwendigkeit eines Zusammenbruchs des Seienden, damit Raum werde für die Wiederkunft eines Bessern, Fäden aus urgermanisch-mythologischen, alttestamentlichen und christlichen Vorstellungszweigen, — fremdartig läuft der hellenische vom Brande auf dem Idafeld dazwischen, — doch scheint es sich von seiten der Dichterin dabei weniger um das Aufstellen einer Weltanschauung, als um die lyrische Auslösung eines Stimmungskomplexes zu handeln.

Wie sollte das auch anders sein? Noch flutet Goethesches Wesen in unzähligen Kanälen durch unsere Bildung, und wieder ehrt die Zeit Schiller wie keinen Zweiten vor oder neben ihm. Ihnen aber galten die nie ermattende Arbeit, das rastlos strebende Sichmühen als die Erlösungsmächte, und selbst diejenigen unter uns, die die Stillung ihrer Heißbegier noch von einem außerhalb der eigenen Entschlüsse Stehenden erhoffen, wissen wenigstens, daß die Weltentrichter und Welterlöser nicht im Donner einer Götterdämmerung zu kommen pflegen.

Der erste Teil des Einleitungsgebichts mit seiner Schilderung jener Gemeinschaft begnadeter Höhemmenschen, wozu auch die Dichterin sich zählt, die im Zeichen des Steinbocks, zugleich des Sternbilds und des Tiers, stehen und dem Dienst der Sonne, des wachsenden Lichts, ihr Leben weihen, zusammen mit dem Schluß wohl ein Geburtstagslied, das die Dichterin sich selber einmal gesungen hat, stimmt weit einleuchtender zu den Aphorismen. Denn das Selbstgefühl der Sonnenpriesterin überschimmert das ganze Buch.

Aphorismen, wie man sie von Marie v. Ebner-Eschenbach und Paul Nikolaus Cossmann, oder, um einen viel Früheren zu nennen, von Georg Christ. Lichtenberg her kennt: kurze, spruchähnliche Sätze, geistreich zugespitzte Schlußglieder bedeutender Gedankenketten, formt Holde Kurz nur in der Minderzahl, sie führt lieber in die Gedankenreihen selbst ein und gibt auf diese Weise mehr kürzere oder längere Abhandlungen, (bis zu 9 Seiten) als Aphorismen im landläufigen Sinn. Aber aus-

gesponnen oder pointiert, allen gemeinsam ist die Klarheit der Sprache, eine entzückende Sicherheit des Ausdrucks. Man sieht Isolde Kurz niemals auf jener Jagd nach neuen Wortgebilden, die anderwärts so eifrig betrieben wird, und doch im ganzen so wenig Edelwild zur Strecke bringt. Sie kommt leicht mit dem vorhandenen Wortschatz aus, dünkt es ihr angemessen, so zieht sie, unbekümmert um die Puristen, denen sie in den „Neuen Gedichten“ ohnehin ein gepfeffertes Epigramm widmet, ein Fremdwort heran. Man spürt, daß sie im Bereich einer Sprache lebt, die dem Wohlklang das Recht zugesteht, Gesetze zu binden und zu lösen.

Das Kapitel: „Von der Sprache,“ und die sich damit berührenden: „Aus Völkerseelen,“ „Poesie,“ „Aus der Zeit,“ gehören denn auch zu den bedeutendsten der Sammlung. Hier findet man die bemerkenswerten Abschnitte über Stil S. 148, „die Interpunktionen“ S. 168, „Roman und Novelle“ S. 189 ff., „Menschenwerke im Wandel der Zeiten“ S. 198 ff., „Von der griechischen Tragödie“ S. 202—11, „der Konjunktiv“ S. 248 ff., „Chinesisches“ S. 252 ff. Im Kapitel „Poesie“ steht S. 184 das stolz-kaltblütige:

„Immer spricht der Dilettant den Künstler als Bruder an. Der Künstler mag sich dies ruhig gefallen lassen — er hat keine Pflicht der Aufrichtigkeit gegen ihn.“

Im gleichen Kapitel bringt Isolde Kurz auch ihre Vorliebe für klassische Bildung, ihre Begeisterung für griechische Größe und Art zum ungehemmtesten Ausdruck. Wie sie einst gesungen hat:

Mein Hellas! Jugendland! Kein holder Wahn,  
Wie dich im Sehnsuchtsstraume Dichter sah'n,  
Nein, mir verwachsen mit lebendigen Banden,  
Auf unseres Gartens Rasen neu erstanden,  
So reich auch unterm lergen Himmelsstrich!  
In deinem Boden wurzelt all mein Wesen,  
An deinen starken Brüsten zogst du mich  
Und lehrtest am Homer mich lesen,

so kommt sie auch hier immer wieder auf die Griechen zurück; sie dünken ihr vorbildlich und unerreicht in allen Dingen des Lebens: „bis herab zum Schuh.“

„Ethik und Rhythmus“ behandelt vorzugsweise das praktisch sittliche Verhalten des Menschen in seinem Verhältnis zum Weltganzen. Isolde Kurz weist auf den tiefen Zusammenhang der beiden namentlich auf dem Gebiet der physischen Veredlung der menschlichen Rasse hin. Diese Veredlung gilt ihr als oberster Kulturzweck, und alle Veranstaltungen der modernen Gesetzgebung und unserer philanthropischen Gesellschaft zur Fürsorge für körperlich und geistig Schwache, für Krüppel, Verbrecher, Trunkenbolde usw. hält sie für nutzlose therapeutische Versuche, solange die Macht und der Mut zur Prophylaxe fehlen.

„Ein veredelter Sozialismus,“ heißt es S. 103 ff., „wäre wohl einmal berufen, dem Abel wie Solon die Art an die Wurzel zu legen. Man hebe nur erst Erbrecht und Mitgift auf, daß das Geld als Kuppler zwischen Mann und Weib keine Rolle mehr spielen kann, so werden beide Teile sofort wenigstens den körperlich ebenbürtigen Genossen suchen und eine Gesundung des Normaltypus schon in der nächsten Generation wird die sichere Folge sein.“

Der seelische und geistige Aufschwung, meint sie, werde sich dann ganz von selbst einstellen. Der Weg zur Erfüllung dieses Kulturideals möge freilich über viele Schlachtfelder führen:

„Aber sollten auch zwei Drittel aller Lebenden vertilgt werden, ja und müßten selbst die Wunderwerke einer alten, heiligen Kultur bei dem Weltbrand vollends in Stücke gehen, der Preis wäre nicht zu teuer, denn eine solche neugeborene Menschheit könnte neue Wunderwerke schaffen.“

Diese Stelle der Aphorismen ist nahezu die einzige, die unmittelbar an den zweiten Teil des Einleitungsgebichts anknüpft. Sonst erinnern die Vorstellungen dieses und des folgenden Abschnitts S. 105 vielfach an Nietzsche, an dessen Lehre vom Übermenschen, an sein mitleidsloses: „was fällt, das soll man auch noch stoßen.“ Nietzsche widmet die Verfasserin anderweitig noch einige direkte Betrachtungen, ohne ihm — so feinsinnig sie sind — dadurch wesentlich näher zu kommen; den zuverlässigsten deutschen Führer auf diesem Wege, Theobald Zieglers Nietzsche-Buch, scheint sie nicht zu kennen.

Von Politik, ebenso von jenem Inbegriff sozialer und sozialpolitischer Probleme, der die Gegenwart als „Soziale Frage“ beschäftigt, halten sich die Aphorismen im allgemeinen fern, selbst dort, wo die Anknüpfung so nahe läge, wie beim Problem der Zuchtwahl. Eine Ausnahme macht der kleine Abschnitt „Todesstrafe“ S. 33 ff.; auch das Kapitel „Mann und Weib“ enthält Anstreifendes.

Solde Kurz benützt die mindere Verantwortlichkeit des Aphoristen zu allerlei Paradoxen. Aber sie tut es mit soviel schalkhafter Anmut, die betreffenden Abschnitte sind so voll Geist und Humor, daß man trotzdem sein helles Vergnügen daran hat. Am reichsten ausgestattet nach dieser Richtung erscheint das Kapitel: „Mann und Weib,“ worin übrigens ebensoviel ernste, klugempfundene Worte stehen. Eines davon heißt: „Mann und Weib sind zwei Nationen, die niemals fraternisieren, am wenigsten, wenn sie sich zu der großen Allianz die Hand reichen.“

Der gelesenste Abschnitt des Kapitels wird jedenfalls S. 72 ff. „Die Frau in der Küche“ sein. Er beginnt: „Alle Gebiete hat der Germane der Frau verschlossen, mit Ausnahme des einen, wohin sie nicht paßt, der Küche,“ spendet in der Folge dem Manne als Koch, dem Tisch der Franzosen und Italiener, wo Männer die Küche regieren, hohes Lob und behauptet, die Frau verdumme am Herdfeuer. Solde Kurz will das allerdings nicht aus sich selbst, sondern von einem alten Seefahrer haben, der ihr viele Sommer im Golf von Spezia die Küche bestellte, kommt aber ihrerseits doch auch zu dem Schluß: „Das Herdfeuer ist's, was die deutsche Frau heruntergebracht hat. Und um sich für die widerfahrene Unbill zu rächen, kocht sie so langweilig, daß jeder feinere Appetit schon vom Ansehen der Schüsseln vergeht.“

Wenn die deutschen Frauen sich dagegen zur Wehr setzen, sind sie im Recht. Aber vielleicht veranlaßt der Abschnitt sie doch auch, die derzeitige Erfüllung ihrer Kochpflicht einer Durchprüfung zu unterziehen. Hierzu würden sich folgende Leitsätze empfehlen:

1. Kochen heißt nicht bloß, allerlei Fleisch und Kraut auf seinem Herde gar werden lassen. Kochen ist vielmehr: das organisch bedingte Verarbeiten des Rohmaterials zu möglichst schmackhaften und nährwertigen Gerichten, unter bewußter Anwendung der einschlägigen Gesetze, und im Gefühl der Verantwortlichkeit über den eigenen Tisch hinaus im Hinblick auf das Ganze.

2. Sättigung und Ernährung sind zwei verschiedene Dinge.

3. Von der zweckmäßigen Ernährung eines Volkes, auch durch die Küche, hängt die gerüttelte Hälfte seiner Leistungsfähigkeit ab.

Auch mit der deutschen Frauenbewegung im engeren Sinn beschäftigen sich die Aphorismen zuweilen. Sie möchten das Problem der Frau auf eine breitere Grundlage gestellt wissen als die bloß wirtschaftliche und meinen S. 61: „wenn es sich bei all dem Kraftaufwand immer nur um die Förderung und ökonomische Sicherung einzelstehender weiblicher Wesen, also um den Ausnahmefall handeln sollte, so wäre der Preis zu klein für soviel Mühe.“ Die Aufgabe erscheint der Verfasserin größer, das Ziel ferner. In diesem Sinn vertritt und begründet sie auch die Ansicht, daß in Zukunft gerade die Frauen dazu berufen sein werden, die Hüterinnen und Bewahrerinnen der Bildungsschätze zu sein, die wir den Alten verdanken, und schließt mit den Worten:

„Freilich, es hat noch gute Wege, bevor die Frau diese Höhe ersteigt. Was sich heute unter dem Titel des ‚modernen Weibes‘ spreizt, jene seltsame Mischung von Präntension und Unzulänglichkeit, die auf wirkliches Können noch nicht eingerichtet ist und das Opferbringen verlernt hat, das ist eine unreif gefaulte Frucht am Baum der Zivilisation.“

Es wäre falsch, aus diesen und ähnlichen Stellen den Schluß zu ziehen, als hätte Iolde Kurz im internationalen Verkehr einer italienischen Fremdenstadt etwas von ihrem Deutschtum eingebüßt. Ihre reichangelegte Persönlichkeit hat sich vielmehr auf diesem für schwächere Naturen allerdings verhängnisvollen Boden in völlig deutscher Folgerichtigkeit entwickelt. Sie könnte gar nicht deutscher sein. Deutsch, wie ihre Sprache, ist ihr ganzes Denken und Empfinden, deutsch ihr Humor. Deutsch ist ihre leidenschaftliche Bevorzugung des klassischen Altertums, ganz deutsch die ihr mangelnde politische Ader, ihr Drang die Welt zu verbessern. Sehr deutsch ist auch ihre Neigung, der Heimat etwas am Zeug zu flicken, die Dinge draußen besser und vornehmer zu finden, das deutscheste aber die unverkennbare Sehnsucht nach eben dieser Heimat, die über allem liegt, was sie schafft. Auch Iolde Kurz fühlt, und heißer als sie eingesteht, wie Friedrich Wischer im Schlußepigramm seines Gedichts „die Deutschen“:

Sind doch alle Völker ja nur so,  
Bin lieber bei meinem als irgendwo.

\* \* \*

Iolde Kurz' „Neue Gedichte“ sind eine wundervolle Gabe. Hier begrüßen wir die Dichterin auf ihrem ureigensten Gebiet, und sie hat sich mit diesem Buch fraglos an die Spitze unserer heutigen deutschen Lyrik gestellt. Es wird kaum gelingen, Mann oder Weib, einen zu finden, der ihr diesen Platz streitig machen könnte. Die Sprache auch der Gedichte ist von einer künstlerischen Läuterung, die entzückt, Inhalt und Form gehen, in sieghafter Schönheit, reflexlos in einander auf. Kein Gedanke und keine Empfindung, die nicht so voll zum Ausdruck gelangten, daß man meint, ihrer Tiefe bis auf den Grund zu sehen. Und dabei klingt alles, Rhythmus und Reim, wie mühelos aus sprudelndem Quell geschöpft. Selbst bei klassischen Maßen. Die Dichterin hat solche übrigens diesmal seltener verwendet als in ihrem ersten Gedichtband. Ihre Fähigkeit der Einfühlung in die beseeelte und unbeseeelte Natur erscheint bewundernswert; ihr Humor tritt reizend zutage.

In den Gedichten, die an eine Begebenheit anknüpfen, etwas erzählen, überwiegt das lyrische Element, die Stimmung: hinreißend z. B. in „das Maienfest“ und „Vorsput“. Man beachte, wie namentlich im zweiten das im wachen Traum des Lyrikers Geschaute

nirgends die zarte Linie überschreitet, die es vom Gespenstisch-Phantastischen trennt. Der Berichterstatter muß sich hüten, Einzelnes zu nennen, weil es schwer fällt, ein Ende damit zu finden; nur auf „Geschwister“, das wunderbare „Brautlied“, die Epigramme sei noch besonders hingewiesen. Eine hervorragende Probe dichterischen Könnens haben ja schon die oben angeführten Stellen aus „Im Zeichen des Steinbocks“ geboten. Den Schluß mache eins der persönlichsten Lieder:

### Das Lämpchen.

Ein Lämpchen wandert  
In unfrem Stamme  
Mit heller Flamme  
Von Hand zu Hand.  
Dem Vater reicht' es  
An langer Leiter  
Der Ahn herunter.  
Wie brant' es munter,  
Als ich's empfang,

Und möchte weiter  
Im ewigen Wandern  
Zu all den andern,  
Die unten stehn.  
Es strahlt und funkelt  
Noch unverbunkelt,  
Und dennoch weiß ich:  
In meinen Händen  
Ruht du verenden,  
Du schönes Licht.



## Frauen- und Lehrerinnentage.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Die Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine in Danzig hatte ein sachlich wenig ergiebiges Programm durchzuarbeiten. Den „Mittelpunkt“ der Tagesordnung bildeten die Verhandlungen über eine Umgestaltung der Bundesorganisation, die vom Vorstande vorgeschlagen worden war, eine Angelegenheit, die zunächst nur den Bund selbst angeht und auf den Kurs in der deutschen Frauenbewegung nur mittelbar einen Einfluß gewinnen kann. Für den Außenstehenden also bot das Programm der Plenarsitzungen wenig. Aus den langen, langen Verhandlungen stellten sich eigentlich nur zwei unmittelbare praktische Aufgaben heraus: der Bund will darum petitionieren, daß der Fortbildungsschulzwang durch Ortsstatut auch auf die gewerblichen Arbeiterinnen ausgedehnt werden könne, und der Bund will für die Wählbarkeit von Frauen als Beisitzer, bezw. Vertreter von Arbeitgebern oder Versicherten für die Schiedsgerichte, die Vorstände und Ausschüsse, sowie die unteren Verwaltungsbehörden der Versicherungsanstalten petitionieren. Das sind natürlich nützliche und notwendige Schritte, aber als die einzigen für eine ganze Geschäftsperiode ins Auge gefaßten Aktionen erinnern sie ein wenig an das Schillerwort: „So kleine Schritte tut ein so

großer Lord". Und es ist kein Wunder, wenn auch die Verhandlungen, die stundenlang bei solchen an sich selbstverständlichen Forderungen festgehalten werden, sich ins Kleinliche des Technischen verlieren und zuweilen nur noch ein Trapez für parlamentarische Künste sind.

Ein paar Gelegenheiten erhoben die Diskussion über diese Einzelheiten hinaus zu den großen prinzipiellen Fragen. Die eine bot der Antrag des Vorstandes: die Generalversammlung wolle ihn mit der Aufstellung eines allgemeingiltigen Programms der deutschen Frauenbewegung beauftragen. Dem Antrag liegt der Wunsch zu Grunde, die Frauenbewegung für den sozialen Kampf in ganz bestimmten, fest umrissenen Forderungen zu objektivieren, ihre Ausgangspunkte und ihre Ziele ganz klar und unzweideutig auszusprechen, und damit Anfang und Ende des Weges zu bezeichnen, den jeder gehen muß, der ihr angehören will. Was augenblicklich nur als der ideelle Hintergrund jeder einzelnen Aktion, jeder praktischen Forderung vorhanden ist, das wird dann in jedem Augenblick jedem einzelnen Mitarbeiter klar und deutlich sein oder gemacht werden können; dadurch wird das „warum“ jeder Einzelaufgabe und damit ihre Rolle im Rahmen des Ganzen bezeichnet und der Gefahr der Zersplitterung in praktische Kleinarbeit eine wirksame Gegenteilstendenz geschaffen werden. Auch die Generalversammlungen des Bundes werden durch das Dasein eines solchen Programms gewinnen. Wenn es einmal da ist, so wird, den veränderten Anforderungen der Zeit entsprechend, dauernd daran gearbeitet werden müssen. Die Abgeordneten der Bundesvereine werden nicht nur wie bisher zu den praktischen Einzelaufgaben, sondern auch zur Mitarbeit an den theoretischen Grundlagen der Bewegung herangezogen werden. Und damit werden die eigentlichen Prinzipienfragen auf dem Forum der Generalversammlung erscheinen, die jetzt kaum zur Sprache kommen: auf den Boden welcher Gesellschaftstheorie stellen wir unsere Emanzipationsgedanken? wie weit berühren sie die Stellung der Frau in Staat und Gemeinde; wie weit etwa die Ordnung der Familie selbst? In welchem Zusammenhang steht uns die wirtschaftliche Selbstständigkeit der Frau mit ihrer rechtlichen Befreiung? Was bedeutet uns die Forderung „gleicher Moral“ auf sexuellem Gebiet?

Die Aufgabe, diese Anschauungen in eine Form zu bringen, die zugleich sachlich genau und propagandistisch wirksam ist, die allgemein und weit genug ist, um die vielen Strömungen, die sich der Frauenbewegung zugehörig fühlen, zu vereinigen, und doch nicht farblos und inhaltlich unbestimmt — diese Aufgabe ist wahrlich nicht leicht. Gelingt es dem Vorstand, sie zu lösen, so hat er damit der Bewegung einen Dienst getan, durch den wirklich ein „Markstein“, — um das viel mißbrauchte Wort einmal richtig anzuwenden — gesetzt wird. Die organisierte Frauenbewegung ist sich damit ihres Inhaltes bewußt geworden: das wird ihr eine viel größere Konsequenz und Geschlossenheit geben.

Freilich diese Geschlossenheit wird Opfer kosten. Man darf es den Einzelvereinen nicht verdenken, wenn sie — wie das in der Diskussion zu erkennen war — dem Programm mit Bedenken entgegensehen. Die innere Krisis, in die der Bund auf diese Weise tritt, ist notwendig und nützlich; wir müssen klar von uns scheiden, was sich an verschwommenem Individualismus, an einseitigem Doktrinarismus an unsere Sache geheftet und mit ihr verquickt hat. Aber darin hatten die Gegner des Programms — meist Vertreterinnen der Provinzpropaganda — unbedingt Recht, daß den Profelyten viel zugemutet wird, wenn man ihnen zugleich mit der ersten Verkündigung



die letzten Konsequenzen der Lehre zeigt. Schließlich aber liegt auch hier eine lösbare Aufgabe für die Redaktion des Programms, die mit den Forderungen zugleich die historische Gebundenheit ihrer Verwirklichung zu betonen haben wird.

Auf alle Fälle gehen wir einer interessanten und für alle, so oder so, fruchtbaren und lehrreichen Arbeit entgegen. Einen Schritt zu der Einheit der Anschauungen, die das Programm auszusprechen hat, zeigte die Verhandlung über die Interpellation des Vereins Frauenwohl: Was kann der Bund tun, um die Frauen aller Klassen zu einer einheitlichen deutschen Frauenbewegung zusammenzuschließen? Die Diskussion dieser Frage bildete zugleich einen zweiten wirklich interessanten Punkt der Tagesordnung. Sie zeigte die „Radikalen“ — die Interpellation wurde von Fr. Lüders begründet — sehr „gemäßigt“. Man hätte noch in Dresden von der Bundesmajorität aus die Resolution, mit der die Radikalen sich ihre Frage selbst beantworteten, nicht einbringen können, ohne des „Zagens und Zauderns“ beschuldigt zu werden. Von der Stellung zu den sozialistischen Frauen — um das Wort „sozialistisch“ wurde ja in Dresden von den Radikalen stundenlang gerungen — ist gar nicht mehr die Rede, nicht einmal von der Teilnahme an der Arbeiterinnenorganisation. Die Resolution hätte ebenso gut nicht gefaßt werden können. Sie sagt nichts Neues und nichts Bestimmtes, und hat nur insofern einen gewissen Wert, als sie den Einzelvereinen einmal wieder den großen Horizont der Bewegung zeigte.<sup>1)</sup> Frau Marianne Weber konstatierte denn auch folgerichtig, daß die „Radikalen“ davon zurückgekommen seien, die von sozialdemokratischer Seite aufgerichteten Schranken von uns aus ignorieren zu wollen, und wenn Fr. Else Lüders in ihrem Schlußwort sagte, daß das letzte Ideal doch die Überwindung aller Klassengegenstände durch den gemeinsamen, allen gleich heiligen Willen zum kulturellen Fortschritt sei, so sprach sie damit nur aus, was wir alle fühlen.

Sehr gründlich und gut wurde in den Sektionen gearbeitet. Hier, das zeigten die Verhandlungen der Mäßigkeits- und Sittlichkeits-, wie der Arbeiterinnen- und

<sup>1)</sup> Die von Fr. von Roy eingebrachte Resolution hatte folgenden Wortlaut:

„Die 6. Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine steht auf dem Standpunkt, daß die Frauenbewegung die Frauen aller Klassen angeht, und beklagt daher, daß die parteipolitische Kluft, die in Deutschland zwischen Arbeiterschaft und Bürgertum besteht, schädigend auf die deutsche Frauenbewegung einwirkt. In der Überzeugung, daß zur Erreichung der Ziele der Frauenbewegung ein Zusammenarbeiten von Frauen aller Klassen stattfinden muß, verpflichten sich die Delegierten ihrerseits nach Kräften dahinzuwirken, daß diese Kluft überwunden wird, indem sie die Mitglieder ihrer Vereine über die Lage und Kämpfe der Arbeiterinnen aufklären und zum Zusammenarbeiten mit den Arbeiterinnen anregen. Ferner ist durch lebhafteste Propagandatätigkeit, durch Veranstaltung von öffentlichen Versammlungen für die Verbreitung der Ideen der Frauenbewegung in den breitesten Volksschichten Sorge zu tragen.“

Sie wurde zugunsten einer von Frau Marianne Weber vorgeschlagenen knapperen Fassung abgelehnt:

„Der Bund macht es seinen Mitgliedern zur Pflicht, die Ideen der Frauenbewegung in alle Kreise und Klassen der Bevölkerung hineinzutragen und für den Gedanken der Interessensolidarität aller Frauen Propaganda zu machen.“

Die Resolution Lange-Freudenberg, die damals in Dresden angenommen wurde, ging viel weiter, insofern sie dem Bunde viel bestimmtere Aufgaben stellte: „Die 4. Generalversammlung des Bundes deutscher Frauenvereine erkennt die Wichtigkeit einer Verständigung zwischen der bürgerlichen Frauenbewegung und der Arbeiterinnenbewegung an und empfiehlt, die Möglichkeit einer Verständigung auf gemeinsamen Arbeitsgebieten von Fall zu Fall in betracht zu ziehen und nach Kräften zu suchen.“

Kinderschutzkommission, empfangen die Delegierten die eigentlichen Impulse für ihre Aufgaben. In der von Frau Edinger geleiteten Sitzung der Mäßigkeitskommission bearbeitete man die Frage der Aufklärung über den Alkoholismus durch die Schule und besprach die Möglichkeiten, in den mit Fabriken, Bauplätzen, Steinbrüchen usw. verbundenen Kantinen alkoholfreie Getränke zu verbreiten. Die Sittlichkeitskommission regte die Bundesvereine zu einer Enquête an über die Lebensverhältnisse der unehelichen Kinder, bezw. ihrer Mütter, eine Arbeit, die ganz gewiß nicht nur sozialpolitisch unendlich wertvolle Erkenntnisse verschaffen, sondern auch zu praktischem Tun und gesellschaftlichen Reformen die Wege finden helfen wird. Frau Scheven forderte zur Wiederaufnahme der Agitation für Polizeimatronen auf. Frau Eggers-Smidt bat, Schritte gegen die Animierneißen zu unternehmen und dafür zu sorgen, daß in den Krankenhäusern die erstmalig Inhaftierten nicht mit den alten Prostituierten die gleichen Räume teilen. Die Kinderschutzkommission unter Leitung von Frau Helene von Forster, erörterte die Frage der Generalvormundschaft — es war insofern die beste Diskussion der ganzen Bundestagung, als die vielseitigste Sachkenntnis dabei zutage trat und über allem, was gesagt wurde, die Wärme lag, die nur persönliche Erfahrung und innerlichstes Interesse gibt. In der Arbeiterinnenschutzkommission behandelte Frä. Pappritz „die Wohnungsfrage und die Arbeiterin“, ein Thema von schwerwiegender sozialer Bedeutung und einer Fülle auch von Anhaltspunkten zu praktischer Reformarbeit; es war schade, daß es am Schluß der Tagesordnung mit etwas nachlassenden Kräften behandelt werden mußte und die Versammlung nicht mehr frisch genug war, um durch die Diskussion den ganzen Inhalt des umfassenden und gründlich gearbeiteten Referats auszuschöpfen.

Wie — um nun auch das Interne der Bundestagung zu berühren — der Reorganisationsplan sich gestalten wird, hat die Verhandlung über den vorliegenden Entwurf noch nicht zweifellos klargestellt. Jedenfalls ist durch die Annahme eines „Amendements“, demzufolge die Einzelvereine die Generalversammlung bilden sollen, die repräsentative Grundlage des Vorstandsentwurfs abgelehnt. Das Stimmrecht wird auch künftighin von den Einzelvereinen ausgeübt werden. Damit ist den Bedenken Rechnung getragen, die der in dem Entwurf vorgesehenen Vertretung der Einzelvereine durch die Verbände entgegenstanden. Was der Kommission, die auf Grund dieses Amendements und des vorliegenden Plans einen neuen auszuarbeiten beauftragt ist, zu tun bleibt, ist die Prüfung, wie sich auf dieser Grundlage eine Organisation nach Verbänden, die an sich im Interesse einer vereinfachten Geschäftsführung für wünschenswert gehalten wurde, herstellen läßt. Es ist im Augenblick noch nicht zu sagen, zu welchem Resultat dieser Versuch kommen wird.

Die Abendvorträge waren dem Thema nach nicht sehr glücklich gewählt. Bedenkt man, daß sie der Propaganda in der breiten Öffentlichkeit dienen sollen, so erscheinen Themen von stark fachlichem Charakter wenig angebracht. Die Fortbildungsschule z. B. hat in den Arbeitssitzungen des Bundes ihren Platz. Den öffentlichen Versammlungen sollte man ein Programm von weiterem Horizont und zentralerer Bedeutung geben, ein Programm, das eine für das Ganze werbende und packende Kraft hat. Zu sachlicher Belehrung ist ein Vortrag an sich doch wenig geeignet, die Gebiete sind auch meist zu groß, als daß im Rahmen eines Vortrags wirklich Wertvolles daraus gegeben werden könnte. Unter der Weite des Gebiets litt z. B. der Vortrag über die Lage der Landarbeiterinnen. Eine Darstellung der herrschenden Verhältnisse



auferlegt werden. Der Befähigungsnachweis — ein Überbleibsel mittelalterlichen Junftzwanges — muß vor dem selbständigen Antritt eines Gewerbes durch den Nachweis einer mindestens zweijährigen Lehrzeit und ebenso langen Arbeitszeit erbracht werden. Während der Lehrzeit erhält der Lehrling keinerlei Entlohnung, muß aber als Entgelt für die ihm zu teil werdende Unterweisung allerlei, auch mit dem zu erlernenden Gewerbe in keinerlei Zusammenhang stehende Arbeiten verrichten, Besorgungen machen, einholen gehen usw. Bezüglich der in der Regel von den Frauen betriebenen Gewerbe aber bestimmt das Gesetz, daß hier der Nachweis auch durch Darlegung der in einer Arbeitsschule oder in der Familie erworbenen Kenntnisse erbracht werden kann. Da man nun gewöhnlich nicht zwei volle Jahre braucht, um Fußmacherei zu erlernen, wird den Lernenden viel unnützer Zeitverlust erspart; den Wiener Modistinnen aber mangelt es an Lehrmädchen. Und so verlangen sie vom Parlament den Zwang der zweijährigen Lernzeit, den Befähigungsnachweis. R. U.

### Arbeiterinnenfrage.

\* **Über die Beteiligung der Frauen an den christlichen Gewerkschaften** entnehmen wir dem Jahresbericht von 1904 (Nr 10 des Zentralblatts der Christl. Gew.), daß in den dem Gesamtverband angeschlossenen Verbänden im Jahresdurchschnitt 7624 weibliche Mitglieder gegen 107556 männliche vorhanden waren. Die Zunahme der männlichen Mitglieder betrug im letzten Jahr 13 957, die der weiblichen 2159.

\* **Über die Erfolge der weiblichen Gewerbeinspektion in Bayern** fällt die „Soziale Praxis“ (Nr 34 vom 25. Mai) auf Grund des Inspektionsberichts von 1904 folgendes Urteil:

Der vorliegende bayerische Bericht ist der erste, der auch — wenigstens für einzelne Bezirke — von zunehmendem Verständnis der Arbeiterinnen für die Aufgaben und die Tätigkeit der Assistentinnen zu berichten vermag. So heißt es in dem Referat für Oberbayern, daß die Revisionsstätigkeit der Assistentin weder seitens der Arbeitgeber noch der Arbeiterinnen irgend welchen Schwierigkeiten begegnete, insbesondere von seitens der Arbeiterinnen eine fortschreitende Inanspruchnahme der Assistentin zutage getreten sei. Ähnlich sagt der Berichterstatter für Niederbayern, daß der Verkehr der Assistentin mit den Arbeiterinnen ein sachdienlicher und das Entgegenbringen von Verständnis und Interesse durch diese in wachsender Zunahme begriffen sei. Allerdings gilt dieses Urteil nicht gleichmäßig für alle Bezirke, denn für die Oberpfalz erklärt der dortige Beamte, daß auf seitens der Arbeiterinnen größtenteils das Verständnis für die Stellung und die Aufgabe der Beamtin ihnen gegenüber fehle. Immerhin steht ein derartig ausgesprochen ungünstiges

Urteil doch vereinzelt da, sodaß man für Bayern zu der Annahme gelangen kann, daß hier die an sich sehr segensreiche Institution der weiblichen Gewerbeaufsicht die ersten Früchte zu tragen beginnt.

\* **Internationale Regelung der industriellen Nachtarbeit der Frauen.** Die internationale Arbeiterschuttkonferenz in Bern stellte folgende Grundzüge des internationalen Abkommens, betreffend das Verbot der industriellen Nachtarbeit der Frauen fest:

Art. 1. Die industrielle Nachtarbeit der Frauen soll verboten sein. Das Abkommen erstreckt sich auf alle industriellen Unternehmungen, in welchen mehr als zehn Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt sind; es findet keine Anwendung auf Anlagen, in welchen nur Familienglieder tätig sind. Jeder der vertragschließenden Teile hat den Begriff der industriellen Unternehmungen festzustellen, unter allen Umständen aber rechnen hiezu Bergwerke und Steinbrüche und die Bearbeitung und Verarbeitung von diesen Gegenständen, dabei sind die Grenzen zwischen Industrie einerseits und Handel und Landwirtschaft andererseits durch die Gesetzgebung jedes Staates zu bestimmen.

Art. 2. Die Nachtruhe hat die Dauer von mindestens elf aufeinanderfolgenden Stunden. In den 11 Stunden soll in allen Staaten der Zeitraum von 10 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens einbeziffen sein. In Staaten jedoch, in welchen die Nachtarbeit der erwachsenen industriellen Arbeiterinnen gegenwärtig nicht geregelt ist, darf die Dauer der ununterbrochenen Nachtruhe während einer Übergangsfrist von höchstens drei Jahren auf 10 Stunden beschränkt werden.

Art. 3. Das Verbot der Nachtarbeit kann außer Kraft treten: 1. im Fall einer nicht vorauszu sehenden und sich nicht periodisch wiederholenden Betriebsunterbrechung, die auf höhere Gewalt zurückzuführen ist; 2. für die Verarbeitung leicht verderblicher Gegenstände zur Verhütung des sonst unvermeidlichen Verlustes an Rohmaterial.

Art. 4. In Saisonindustrien und unter außergewöhnlichen Verhältnissen in allen Betrieben kann die Dauer der ununterbrochenen Nachtruhe an 60 Tagen im Jahr bis zu 10 Stunden beschränkt werden.

\* **Arbeiterinnenschutz im Kanton Basel.** Der Kanton Basel-Stadt, der erste Schweizer Kanton, der den gesetzlichen Arbeiterinnenschutz einführt, hat die bisher geltenden Bestimmungen kürzlich einer Revision unterworfen. Das neue Gesetz erstreckt sich auf die dem Fabrikgesetz nicht unterstehenden Gewerbebetriebe und die Warenhändler. In den Gewerbebetrieben ist die zehnstündige Arbeitszeit eingeführt, Verkäuferinnen über 17 Jahre dürfen 11 Stunden, unter 17 Jahren nur 10 Stunden beschäftigt werden. Mädchen unter 14 Jahren dürfen in gewerblichen Betrieben nicht beschäftigt werden. Die Überzeibewilligungen sind eingeschränkt, sie dürfen für Mädchen unter 18 Jahren nicht gewährt werden. Die Karenzzeit für Wöchnerinnen beträgt 6 Wochen. Für die

Käuferinnen muß ausreichende Sitzgelegenheit vorhanden sein. Zur Ausführung des Gesetzes ist die Gewerbeinspektion um eine weibliche Assistentin erweitert.

### Soziale Fürsorge.

\* Eine christlich-soziale Frauenschule will der Deutsch-evangelische Frauenbund demnächst in Hannover eröffnen. Die Anregung hierzu hat ein von Fräulein Adelheid von Bennigsen auf der Generalversammlung des Bundes in Hameln gehaltener Vortrag gegeben. Die Schule soll denjenigen Frauen, die sich auf dem Gebiete der Innern Mission, der Krankenpflege, der Liebestätigkeit und anderer sozialer Hilfeleistungen betätigen wollen, ohne gerade Diakonissen oder Diakonischwestern zu werden, Gelegenheit zur Ausbildung geben. Der erste Gesamtkursus wird am 15. Oktober d. J. beginnen und bis zum 30. September 1906 dauern. Das erste Vierteljahr bringt unterrichtliche Einführung in folgende Fächer: Bibellunde, Liebestätigkeit und Innere Mission, Entwicklungsgeschichte der sozialen Frauenarbeit, Volkswirtschaftslehre, Bürgerkunde, Erziehungslehre, Gesundheitslehre, Buchführung. Im zweiten Vierteljahr arbeiten die Kursistinnen praktisch in Anstalten der Inneren Mission und der Wohlfahrtspflege, im dritten Vierteljahr wird die Einführung in einzelne Zweige der Liebestätigkeit und sozialen Arbeit zugleich durch Unterricht und praktische Arbeit erfolgen und im vierten Vierteljahr sich wieder Anstaltsarbeit anschließen. Der vierte Kursus ist für die, welche eine Beschäftigung über Berufsausbildung haben wollen, während diejenigen, die nur Fortbildung erstreben, mit dem dritten Kursus abschließen.

\* **Sommerurlaub für Angestellte.** Alljährlich versendet der Kaufmännische Verband für weibliche Angestellte (Sitz Berlin), der 18 000 Mitglieder in allen Teilen des Deutschen Reiches zählt, an diejenigen Firmen, bei denen Verbandsangehörige beschäftigt sind, Rundschreiben mit der Bitte um Gewährung von Sommerurlaub oder eines freien Nachmittags in der Woche. Es ist erfreulich, daß der Sommerurlaub unter Fortzahlung des Gehalts sich immer mehr einzubürgern beginnt. Vereicht doch eine solche Maßnahme auch dem Prinzipale zum Vorteile, da die Angestellten dann mit größerer Frische wieder an die Arbeit gehen. Ein Ausfall entsteht kaum, denn die Gehilfen vertreten sich gegenseitig, der Urlaub fällt in die stille Zeit. Verschiedene Firmen haben bestimmte Grundsätze für die Gewährung von Ferien aufgestellt derart, daß mit steigendem Dienstalter auch die Zahl der Ferientage zunimmt, einige Firmen bewilligen auch Reisezuschüsse.

\* Die erste Armeninspektorin ist in Zürich mit den Pflichten und Rechten der männlichen Armenpfleger angestellt worden.

### Die rechtliche Stellung der Frau.

\* Das kirchliche Frauenstimmrecht hat als erste kirchliche Partei die „Evangelische Vereinigung“ in ihr Programm aufgenommen. Bei der Festsetzung des Programms auf der landeskirchlichen Versammlung dieser Partei beantragte Professor D. Haupt zu § 2 „Verfassung und Rechtsleben der Kirche“ den Zusatz: „Auch werden wir dafür eintreten, daß die an der Gemeindegemeinschaft teilnehmenden Frauen den von ihnen übernommenen Pflichten entsprechende Rechte erhalten.“

\* In Sachen des kirchlichen Stimmrechts haben zirka 500 Frauen in Bremen der Kirchenvertretung folgende Petition eingereicht:

Die ergebenst Unterzeichneten erlauben sich, der „Bremischen Kirchenvertretung“ nachfolgende Bitte zur gefälligen Kenntnisnahme und wohlwollenden Prüfung zu unterbreiten.

Die Frauen erstreben das Stimmrecht und das aktive und passive Wahlrecht in der Kirche und erbitten dies unter dem Hinweis, daß, sobald sie dieselben Bedingungen erfüllen wie die Männer, ihnen auch dieselben Rechte eingeräumt werden. Die Frauen erbitten das kirchliche Stimmrecht in der Weise, daß jeder Hausvorstand, ganz gleich, ob er aus einem Ehepaar, mehreren Geschwistern oder einer einzelnen Person besteht, nur eine Stimme führt. Bei Ehepaaren würde also entweder der Mann oder die Frau in Frage kommen.

Die Mütter, denen die religiöse Erziehung in demselben Maße wie den Vätern anvertraut ist, haben gewiß ein besonderes Interesse an der Wahl des Geistlichen, der ihr Kind belehren soll. Jede Frau wird um so größere Freude an der kirchlichen Gemeinschaft und an der Gemeindegemeinschaft empfinden, je mehr ihr Tun mit dem Bewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit geschieht. Wenn die Kirche der Frauenwelt volles Bürgerrecht gewährt, wird sie sich die Mitarbeit vieler Frauen sichern. Die Betätigung derselben aber würde das kirchliche Interesse in weitesten Kreisen anregen. Es dürfte von einer solchen Neuerung gewiß nur Gutes für die Kirche zu erhoffen sein.

In Bremen hat sich eine große Zahl von Geistlichen für das Stimmrecht der Frauen ausgesprochen, und da die Geistlichen über die Wertschätzung der Mitarbeit der Frauen am besten befugt sind zu urteilen, dürfte ihre Meinung stark ins Gewicht fallen.

Die Unterzeichneten bitten daher angelegentlichst, obiger Bitte Ihre Zustimmung nicht versagen und sie durch Ihren Einfluß an maßgebender Stelle fördern zu wollen.

In der 24. Sitzung der Bremischen Kirchenvertretung kam die Petition zur Verhandlung. Es wurde einstimmig beschlossen, die Eingabe

der Frauen den einzelnen Gemeinden der Kirchenvertretung zur Beratung und wohlwollenden Erwägung zu überweisen.

\* **Weibliche Sachverständige beim Kaufmannsgericht in Köln.** Der sehr rührige „Kölner Verein weiblicher Angestellter“ (Vorsitzende Elisabeth v. Numm) hat dem dortigen Kaufmannsgericht eine Vorschlagsliste von geeigneten Sachverständigen, Kauffrauen und Handlungsgehilfinnen, eingereicht mit der Bitte, in Streitsachen, bei welchen weibliche Personen als Sachverständige wünschenswert oder notwendig sind, die in Vorschlag gebrachten Personen berücksichtigen zu wollen. Darauf ist dem Verein von dem Vorsitzenden des Kaufmannsgerichtes ein Schreiben zugegangen, worin er unter dem Ausdruck des Dankes mitteilt, es werde dem Wunsche, daß in geeigneten Fällen die Vorschlagsliste Berücksichtigung findet, gerne Rechnung getragen werden.

\* **Die liberale Partei in England** hat auf ihrer im Mai abgehaltenen Generalversammlung das politische Frauenstimmrecht in ihr Programm aufgenommen. Die Women's Liberal Federation, die auf ihren beiden letzten Versammlungen beschlossen hatte, die Generalsekretäre der Partei nicht für Gegner des Frauenstimmrechts Wahl-agitation treiben zu lassen, braucht sich also jetzt keine Beschränkung mehr aufzuerlegen, da alle Kandidaten für das Frauenstimmrecht eintreten werden. Es ist das angesichts der kläglichen Art und Weise, in der im englischen Parlament die zweite Lesung der Frauenstimmrechtsbill am 12. Mai durch planmäßige Obstruktion zu hindern versucht wurde, eine sehr erfreuliche Tatsache.

\* **Die russischen Frauen in der politischen Bewegung.** Wer die Gedankenwelt der russischen Studentin kennt, ihre starken, politischen Interessen und ihre radikalen politischen Anschauungen, wird sich nicht wundern, daß in der freiheitlichen Bewegung, die sich jetzt durch die versteinerten Traditionen des Zarenreiches bricht, auch die russischen Frauen das Fördern lernen. So erhielt der Gouverneur von Moskau folgende, von 955 Russinnen unterschriebene Erklärung: 1. Für die Ausarbeitung der Fragen der Staatsordnung soll in die von der Moskauer Duma gewählte Kommission das allgemeine Wahlrecht auf alle Staatsbürger des Reiches ohne Unterschied des Geschlechts ausgedehnt werden; 2. Den Frauen soll das Recht eingeräumt werden, an der städtischen Selbstverwaltung teilzunehmen. Die Erklärung schließt mit den Worten: „Auch bitten wir die Vertreter der Moskauer Duma, sobald sie zur gemeinsamen Beratung der Fragen der Staatseinrichtung mit den Vertretern

des ganzen Volkes berufen werden, auch dort als Beschützer die politischen Rechte der russischen Frauen anzustreben.“

\* **Über die Wirkungen des Frauenstimmrechts in Colorado** berichtet ein Artikel der Westminster Review. In Colorado ist den Frauen das volle politische Stimmrecht im Jahre 1894 gewährt worden. Schon im Jahre 1899 faßte das Parlament von Colorado eine Resolution, die allen Staaten der Union zugeht. Man erklärte, daß das gleiche Stimmrecht die Art der politischen Wahlen außerordentlich günstig beeinflusst habe. Die Frauen hätten sich ebenso zahlreich an den Wahlen beteiligt wie die Männer, sie hätten die Wahlsitten gehoben und ihren Einfluß zugunsten besserer Kandidaten geltend gemacht. Das politische Verständnis innerhalb des Volkes habe durch die politische Emanzipation der Frauen zugenommen, und die Frauen selbst seien durch den Besitz der politischen Verantwortlichkeit brauchbarere Glieder der Gesellschaft geworden. Die gesetzgeberischen Reformen, die mit Hilfe der Frauen durchgeführt sind, betreffen hauptsächlich Kinderschutz und Fürsorgeerziehung, Gebiete, in denen die Einrichtungen von Colorado muster-gültig sein sollen. Mit Hilfe der Frauen ist auch die obligatorische Schulpflicht vom 8. bis zum 14. event. bis zum 16. Jahre eingeführt worden. Sehr strenge Gesetze sind zur Verhütung von Tierquälerei erlassen, kurz, die Mitarbeit der Frauen hat der Gesetzgebung tatsächlich die Richtung gegeben, in der alle Freunde des Frauenstimmrechts die Vorzüge weiblicher Mitarbeit in Gesetzgebung und Verwaltung suchen.

### Statistisches.

\* **Die Heiratshäufigkeit der niederländischen Frauen** in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts behandelt ein Aufsatz von Dr. Falkenberg, dem Direktor des städtischen statistischen Amtes von Amsterdam, in der Zeitschrift für Sozialwissenschaft. Der Artikel bietet eine Anzahl außerordentlich interessanter Resultate, welche die populären Ansichten über diese Frage zu korrigieren geeignet sind. Dr. Falkenberg kommt zu dem Ergebnis, daß die Heiratshäufigkeit nicht ab-, sondern zugenommen habe. Das liegt erstens daran, daß der Frauenüberschuß zurückgegangen ist. Während noch im Jahre 1830 auf 1000 Männer von 20 Jahren 1094 Frauen kamen, sind es 1899 nur noch 1056, also ein Rückgang des Frauenüberschusses von 30 pro Mille. Die Stätten der größten Heiratshäufigkeit der Frauen sind die kleinen Städte und die Landgemeinden, und zwar vor allem die Viehzuchtgemeinden von Nordholland und die Ackerbau-gemeinden von Seeland; in den ersteren ist die

Heiratshäufigkeit allgemein gestiegen, in den letzteren hat sie abgenommen. Die großindustriellen Gemeinden in Twente (Textil- und Maschinenindustrie) zeigen eine sehr geringe Heiratsfrequenz, ebenso die Handels- und Hafenplätze. An der Steigerung der Heiratshäufigkeit sind alle Altersstufen beteiligt, am stärksten die 25—30-jährigen, d. h. das durchschnittliche Heiratsalter der Frauen, ist ein jüngeres als früher. Sehr interessant ist die Tatsache, daß in den protestantischen Landesteilen die Heiratshäufigkeit viel größer ist, als in den katholischen. Das Verhältnis ist so, daß in allen Provinzen (mit Ausnahme von Utrecht), deren Prozentsatz an katholischen Frauen unter dem Reichsdurchschnitt steht, die Heiratsfrequenz über dem Reichsdurchschnitt steht, und umgekehrt. Die katholische Konfession begünstigt die Neigung zum Zölibat.

## Personalnachrichten.

\* Die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft am Bande wurde 1906 kurz durch den König von Württemberg verliehen.

\* Die goldene Medaille Litteris et Artibus wurde der bekannten Übersetzerin schwedischer Literatur ins Deutsche, Marie Franzos, durch den König von Schweden verliehen.

\* Der Oberschwester der Herzog-Georg-Stiftung für Krankenpflegerinnen, Frä. Frida Treiber, wurde von dem Herzog von Meiningen das dem Herzoglichen Hausorden angetragene Verdienstkreuz verliehen. Es ist zum erstenmal, daß diese Auszeichnung einer Frau zuteil geworden ist.



## Versammlungen und Vereine.

### Der rheinisch-westfälische Frauenverband

hielt seine Generalversammlung am 7. Mai in Elberfeld ab. Der Verband zählt etwa 5000 Mitglieder, die, abgesehen von einer Anzahl von Einzelmitgliedern, sich auf 28 Vereine verteilen. Das Arbeitsgebiet dieser Vereine repräsentiert die Frauenbewegung nach ihren erziehlischen, sozialen, rechtlichen Aufgaben. Rechtsstützstellen bestehen in verschiedenen Städten; durch das Mädchen-gymnasium in Köln und die neugegründeten Realschuln in Bonn wird die höhere Frauenbildung gefördert, und fast alle Vereine arbeiten auf irgend einem Felde sozialer Tätigkeit, Armenpflege, Fürsorgeerziehung, Volksbildungsbestrebungen, Haus-haltungsunterricht usw. Der Verband als solcher hat im letzten Geschäftsjahr eine rege Agitation für die Zulassung der Frauen zu den kommunalen Schulbehörden ins Leben gerufen, und es ist ihm nicht nur gelungen, zur Unterstützung dieser Forderung die Frauenvereine der verschiedensten Richtungen zu vereinigen, sondern auch städtische Behörden dafür zu gewinnen. Der Vertreter des Elberfelder Magistrats, Schulrat Dr. Woodstein, betonte in seiner Begrüßung, daß er die Einstellung von Frauen in die kommunalen Schulbehörden für einen wünschenswerten Fortschritt halte. Das Verbandssthema der verflochtenen Geschäftsperiode „Die weibliche Fortbildungsschule“ behandelte Frä. Auguste Ebers-Hagen von der Seite der allgemeinen Fortbildung, Frau Brüll-Frankfurt mit Rücksicht auf das kaufmännische Unterrichts-wesen. Die Stellung der Referentinnen und der Versammlung sprachen folgende Leitsätze aus:

„1. Eine Weiterbildung der aus der Volksschule entlassenen Mädchen ist aus wirtschaftlichen, sozialen und erziehlischen Gründen dringend notwendig. 2. Eine zweckentsprechende Weiterbildung ist nur in obligatorischen Fortbildungsschulen möglich.

3. Die Fortbildungsschule hat eine dreifache Aufgabe zu erfüllen: a) die Ausbildung für das Haus, b) die Ausbildung für den Beruf, c) die Vertiefung der Allgemeinbildung. Aus Rücksicht auf die Mädchen, welche nach der Schulentlassung einem Berufe nachgehen, ist die Fortbildungsschule als Stundenschule einzurichten. Der Kursus muß ein mehrjähriger sein. Der Unterricht muß in die Tageszeit verlegt werden. 4. Die Fortbildungsschulen sind in verschiedene Abteilungen zu gliedern, die hauswirtschaftlichen Unterricht und Ausbildung für einfache Erwerbstätigkeiten geben. 5. Für höhere Ausbildung sind besondere Ausbildungsanstalten zu errichten, die den Fortbildungsschulen angeschlossen werden können.“

Es wurde ferner die Absendung einer Petition beschlossen, die Möglichkeit statutarischen Fortbildungsschulzwanges auch auf gewerbliche Arbeiterinnen ausdehnen zu wollen.

Den Schluß der Versammlung bildete ein Vortrag von Frau Elisabeth Krulenberg: „Wie gestaltet sich beim Fortschreiten der Frauenbewegung das Verhältnis zwischen Mann und Weib?“

### Die Mitgliederversammlung des Vereins Frauenbildung—Frauenstudium

hat am 2. und 3. Juni in Göttingen getagt. Der Vereinsbericht gab zunächst einen Überblick über den augenblicklichen Stand der Frauenbildungsfrage. Als wichtige Momente wurden aus den Erscheinungen des letzten Jahres hervorgehoben: 1. die Strömung, die sich in Preußen gegen die Gründung von Gymnasialklassen für schulpflichtige Kinder bemerkbar macht, indem darauf hinielende Eingaben mit dem Bemerkten zurückgewiesen werden, daß die bevorstehenden neuen Bestimmungen abgewartet werden

soßen; 2. die bedauerliche Verzögerung in der Anerkennung der Maturitätsprüfung des Karlsruher Mädchengymnasiums durch die außerbadischen Bundesstaaten und das schroffe Vorgehen der Universität München gegen die Karlsruher Abiturientinnen, die durch einen bloßen Formfehler der badischen Regierung eine empfindliche Schädigung erleiden. Als erfreuliche Erscheinungen stehen dem gegenüber, daß die Konferenz der Direktoren badischer höherer Mädchenschulen, die in Karlsruhe getagt hat, sich im Sinne des Vereins gegen Aufheben von Gymnasialklassen auf die höhere Mädchenschule ausgesprochen hat, daß Hesse-Darmstadt sich entschlossen hat, Mädchen auch zu den höheren Knabenschulen zuzulassen und daß sowohl in Preußen als auch in Baden Frauen zum erstenmal das Examen pro facultate docendi bestanden haben. Der Verein ist um drei neue Abteilungen, Marburg, Tübingen und Ulm, vermehrt worden. Das Karlsruher Internat für Gymnasialtinnen erfreut sich eines guten Geheißens und ist stets bis auf den letzten Platz besetzt. Leider hatte die durch den Verein gegründete Zentralfstelle für die Vermittlung von Vorträgen nicht über ebenso günstige Erfolge zu berichten. Trotz der großen dafür aufgewendeten Mühe ist es nur in zwanzig Fällen gelungen, Vorträge zu vermitteln. Da der Erfolg so wenig der dafür geleisteten Arbeit entspricht, legte die bisherige Leiterin der Zentralfstelle, Frau Simon, ihr Amt nieder. Da sich niemand fand, die undankbare Arbeit weiterzuführen, ist diese Anstalt eingegangen.

Unter den zahlreichen eingelaufenen Anträgen waren zwei besonders wichtig und erregten sehr lebhaft Debatten. Der eine, ein Antrag auf Satzungsänderung, war vom Vorstand eingebracht worden und bezweckte ein stärkeres Mitwirken der Abteilungen an der Vereinsarbeit. Er schlug vor, dem Vorstande einen Beirat, bestehend aus sämtlichen Abteilungsvorsitzenden, an die Seite zu stellen, der zwar nur beratende Stimme haben solle, aber dem der Vorstand sofort Rechenschaft abzulegen habe mit Angabe der Gründe, die für seinen Beschluß ausschlaggebend gewesen sind und mit Angabe der dagegen stimmenden Vorstandsmitglieder. Dieser Teil des Antrages wurde mit großer Befriedigung aufgenommen; weniger Beifall fand der Vorschlag, den Vorstand selber, der bisher aus 11 Mitgliedern bestanden hat, auf 5—6 zu verkleinern. Da zwei Mitglieder erklärten, eine Wiederwahl nicht anzunehmen, wurde beschlossen, vorläufig die 9-Zahl beizubehalten, aber satzungsmäßig festzustellen, daß der geschäftsführende Vorstand, der sich nur wegen einer Formalität des bürgerlichen Gesetzbuches noch in den eigentlichen Vorstand und den Ausschuß gliedert, immer mindestens sieben Mitglieder haben müsse. Eine noch viel lebhaftere Debatte wurde durch einen Antrag der Abteilung Frankfurt heraufbeschworen, der verlangte, der Verein möge seine prinzipielle Stellung gegen Einführung von Gymnasialkursen nicht verlassen. Daß dieser Antrag von der Abteilung kam, die den Verein veranlaßt hatte, zum ersten Mal seine schroffe Stellung zu verlassen und die Gründung der Frankfurter Gymnasialkurse zu unterstützen, allerdings unter der Voraussetzung, daß sie 5-jährig sein und sobald wie möglich einen früheren Beginn des Unterrichts durchsetzen sollten, das machte den Antrag sehr bedeutsam, umso mehr als die Frank-

furter Erfahrungen zur Begründung herangezogen wurden. Er wendete sich hauptsächlich gegen zwei einzelne Klassen für erwachsene Mädchen, die von den Abteilungen Cassel und Erfurt ins Leben gerufen und vom Vorstande, allerdings mit einer kleinen Majorität, genehmigt worden waren. In der Debatte wurde nicht die alte Frage nach den Vorzügen der Gymnasialklassen für Schulpflichtige und für Erwachsene ausgetrollt. Darin waren alle einig, daß der Verein die ersteren anstreben müsse, so groß auch das Bedürfnis nach den letzteren sein möge, auch darin, daß Vereinsmittel zur Unterstützung von Gymnasialkursen nicht hergegeben werden dürfen, weil der Verein sonst nicht im Stande sei, nachdrücklich genug für das System einzutreten, das er anstrebt. Die Frage spitzte sich dahin zu: Ist es einzelnen Abteilungen zu gestatten, im Bedürfnisfalle und wenn es nicht möglich ist, Klassen für Schulpflichtige zu gründen, auch solche für Erwachsene ins Leben zu rufen, wenn die betreffende Abteilung durch besondere Sammlungen und Veranstaltungen die Mittel selber dafür aufbringt? Zwei fast gleich starke Parteien standen sich gegenüber. Die eine, geführt von Frau Marianne Weber, Frä. von Kästner und Frä. Dr. von Lengefeld, behauptete, daß die Expansionskraft des Vereins bedeutend abnehmen werde, wenn man der Tätigkeit der Abteilungen so enge und künstliche Schranken zöge, daß es überdies ein Unrecht sei, frische, arbeitsfreudige Kräfte, die man der Frauenbewegung gewinnen könne, unausgebildet verflümmern zu lassen. Die andere Partei, die hauptsächlich von Frä. Dr. Winterhalter und der Berichterstatterin vertreten wurde, meinte, daß man bei den zahlreichen Ausbildungsmöglichkeiten, die heute beständen, wohl voraussetzen könne, daß ein ernstlicher Wille seinen Weg finde; daß es aber für den Verein eine Schwächung und eine Schädigung seines Ansehens bedeute, wenn von seinen Abteilungen kleine Anstalten mit unzulänglichen Mitteln ins Leben gerufen werden, für die der Gesamtverein doch immer verantwortlich gemacht werden würde, auch wenn er sie nicht offiziell als die seinen anerkennt. Der Verein würde durch solche Gründungen ganz sicher in Widerspruch mit seinem Prinzip geraten, nur für vollwertige Bildung eintreten zu wollen. Schließlich einigte man sich auf den Ausweg, jeden derartigen Einzelfall von der jeweiligen Mitgliederversammlung entscheiden zu lassen. Die bestehenden Anstalten sollen selbstverständlich nicht aufgehoben werden. Von weiteren Beschlüssen sind die folgenden als die wichtigsten zu erwähnen: Die Abteilungen sollen ihre Aufmerksamkeit der Ausbildung von Handelsschullehrerinnen, der Gründung von Handelsschulen für Mädchen und dem Fortbildungsschulzwang für Mädchen auf kaufmännischem und gewerblichem Gebiete zuwenden. Die Abteilungen sollen auch für die Ausbreitung der allgemeinen Ideen der Frauenbewegung besonders in kleineren Orten arbeiten, da dies ein wichtiges Mittel zur Förderung der Frauenbildung bedeutet. Der Verein soll bei seinem Eintreten für die gemeinschaftliche Erziehung nach einem größeren Plane vorgehen; er soll für die Reorganisation der Mädchenschule in der Richtung des Lehrplans eintreten, den der allgemeine deutsche Lehrerinnenverein ausgearbeitet hat. In möglichst vielen größeren Städten sollen Auskunftsstellen errichtet werden, in denen Eltern über die den



Mädchen offenstehenden Berufe und Bildungswege Erkundigungen einziehen können. An Subventionen hat der Verein bewilligt: 2000 Mark für das Stuttgarter Mädchengymnasium; 1000 Mark für den Gymnasialzirkel in Königsberg; 300 Mark für ein Studentinnenzimmer in Berlin. — Der bisherige Vorstand ist wieder gewählt worden bis auf die zwei ausscheidenden Mitglieder Fräulein Hagemann und Frau von Pfaff, ebenso der Aufsichtsrat des Karlsruher Internats. Paula Schlobmann.

#### Der Verein Unterkunft für hilfsbedürftige Wöchnerinnen und deren Säuglinge

(Eingetragener Verein, Berlin, Vorsitzende: Frau Bianca Israel, Herr Priv.-Doz. Dr. Neumann)

besteht nunmehr seit 5 Jahren und hat während dieser Zeit 735 Frauen mit ihren Kindern in sein Heim aufgenommen und solange gepflegt, bis sie wieder einem Beruf zugeführt werden konnten. Im letzten Vereinsjahr ist die Anstalt um ein Säuglingszimmer und ein Isolierzimmer erweitert worden, und dadurch instand gesetzt, auch Säuglinge, deren Mütter im Krankenhaus lagen, oder die unter der Obhut der städtischen Armenpflege oder des Kinderschutzevereins waren, zeitweise aufzunehmen. Durch die Abgabe von Ammen nach sorgfältiger Auswahl und unter sozialethisch einwandfreien Bedingungen hat sich die Anstalt dem Publikum für die natürliche Säuglingsernährung zur Verfügung gestellt und ist damit einem in Berlin noch durch keinerlei Veranstaltungen befriedigten Bedürfnis entgegengekommen. Der Bericht über die Lebensverhältnisse der 120 Mütter, die der Verein im letzten Jahr gepflegt hat, ist eine wertvolle soziale Studie mitten aus dem Leben heraus. Von den 113 Wöchnerinnen waren die weitaus überwiegende Zahl, 102, lebige Mütter, davon 11 unehelich geborene und 9 frühverwaiste. Dem Beruf nach stellen die Dienstmädchen das weitaus größere Kontingent: 69, die Arbeiterinnen mit 20 das nächstgroße. Von den Dienstmädchen sind 29 bis unmittelbar vor der Entbindung im Dienst gewesen. Die jüngste Wöchnerin der Anstalt war eine 15 jährige Kontoristin. Von den Vätern bekümmerten sich 37 um die Mütter, während sie in der Anstalt waren. Von den 113 Müttern wurden entlassen in einen Dienst 42, als Amme 15, in Schlafstelle 15, zu Verwandten in Berlin 10 und außerhalb 5, in Privatwohnung 8, in Wohlfahrtsanstalten 6, als Näherin und Wäscherin 2, ins Obdach 3, außerdem ins Krankenhaus, wie erwähnt 5, unbekannt 1, als Hausamme blieb 1.

Es wurden 28 mal die Kinder mit der Mutter entlassen, hingegen 3 mal zu Verwandten in Berlin, 4 mal zu solchen außerhalb; 1 Kind wurde adoptiert: es kamen in private Wohlfahrtsanstalten 3 Kinder, ins Waisenhaus 6, während 63 Kinder vom Heim aus in Haltpflege gegeben wurden;

14 von den letzteren kamen in den Berliner Kinderschutzeverein.

Der Verein versucht auch, die weitere Entwicklung der entlassenen Kinder im Auge zu behalten und stellt fest, daß circa 70 Prozent von ihnen das erste Lebensjahr überleben. Die ausgezeichneten sanitären Einrichtungen des Heims, die sorgfältige, wissenschaftliche Verarbeitung seiner Erfahrungen und der weitberzige, humane Geist, in dem es geleitet wird, machen es zu einer Wohlfahrtsanrichtung, von der nicht nur ein unmittelbarer, praktischer Segen auf Hunderte von Armen und Hilfsbedürftigsten ausgeht, sondern die auch zugleich ihre Aufgabe in der Vertiefung und Bereicherung sozialer und wissenschaftlicher Erkenntnis in mustergiltiger Weise erfüllt.

#### Verein für Familien- und Volkserziehung in Leipzig.

Die Prüfungen im Seminar und Lyceum des Vereins waren in diesem Jahre von besonderer Bedeutung für die genannten Anstalten. Zum erstenmale wohnte der königlich sächsische Schulrat Professor Dr. Müller als Regierungskommissar der theoretischen und praktischen Prüfung bei und versah die Zeugnisse der als Kindergärtnerinnen entlassenen Schülerinnen mit seiner Unterschrift.

Gepflichtet wurde in zwei Vormittagen Rechnen, Geometrie, Botanik, englische Sprache, deutsche Literaturgeschichte, Sprech- und Vortragsübungen (Rezitation von Gedichten), Geschichte der Pädagogik, Methodik des Elementarunterrichtes. In der Fröbelschen Pädagogik bekundeten die Schülerinnen in freien Vorträgen in folgenden Themen das gewonnene Verständnis dieser Lehre. 1. Zusammenhang zwischen der Entwicklung der Gesamtheit (Kultur) und der des Einzelnen (Erziehung). 2. Der erzieherische Wert des Bauens; 3. die Bedeutung des Namens „Kindergarten“; 4. der Zusammenhang der Anschauungen Fröbels und Schillers über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes. Aus der allgemeinen Pädagogik wurden „Erziehungsmittel“ behandelt.

So gab die Prüfung trotz ihres knappen Rahmens doch ein Bild von der wissenschaftlichen Arbeit der zwei Lehrjahre, während die Ausstellung in den technisch-künstlerischen Arbeiten, im Zeichnen und Modellieren, der Handfertigkeit und der Handarbeiten, sowie die praktische Prüfung im Kindergarten (am 1. April) die notwendige Ergänzung bot. Zum Schluß der Prüfung dankte die Vorsitzende des Vereins, Frau Dr. Goldschmidt, dem Schulrat für sein Erscheinen; sie sah darin ein Zeichen der Anerkennung der 35 jährigen Arbeit des Vereins von Seiten der Regierung, worauf Herr Prof. Dr. Müller noch einige herzliche Worte an die jungen Kindergärtnerinnen richtete.



## Bücherschau.

„Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“. Mit Einführung von Houston Stewart Chamberlain. Zwei Bände. Jena, Eugen Diederichs. (Preis broschiert 6 Mark, gebunden 9 Mark.) Um eine schöne Ausgabe des Schiller-Goetheschen Briefwechsels hat uns der Diederichsche Verlag bei Gelegenheit der Totenseier Schillers bereichert. Was dieser Schatz für uns bedeutet, wie wir darin jeden der beiden großen Männer an anderen erkennen lernen, was an Gewinn daraus für unsere Kultur als Ganzes, wie für die Kultur jedes Einzelnen erwachsen kann, bringt Houston Chamberlain in seiner Einführung treffend zum Bewußtsein. Er zeichnet in knappen Zügen das Werden dieses einzigartigen Verhältnisses, um den Briefwechsel „nicht als Geschichte und Wissenschaft, sondern zur Bereicherung des eigenen Innern durch die Teilnahme an lebendigen, halbverborgenen Seelenvorgängen in dem Busen unsterblicher Männer“ verwerten zu helfen. — Die Ausgabe ist — bei Diederichs selbstverständlich — mustergiltig. Eine wesentliche Erleichterung für die Benutzung der Bände bieten die beigelegten Register: Goethes Arbeiten und Pläne; Schillers Arbeiten und Pläne, und ein ausführliches Namen- und Sachregister.

In demselben Zusammenhange sei auch des im gleichen Verlage erschienenen Bandes gedacht: „Schiller und der Herzog von Augustenburg in Briefen“. Mit Erläuterungen von Hans Schulz. Mit einem Bildnis. (Preis 3 Mark, gebunden 4,50 Mark.) Während mancherlei Veröffentlichungen aus Schillers Briefwechsel mit dem Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg, mancherlei Arbeiten darüber in Zeitschriften bereits oder als selbständige Bändchen erschienen sind, ist hier zum erstenmal der ganze Briefwechsel an einer Stelle vereinigt. Die sorgfältigen Einführungen und Erläuterungen helfen die wertvollen Dokumente auch für das Laienpublikum zu voller Geltung zu bringen, so daß die Briefe nicht nur als Selbstzeugnisse dastehen, sondern der lebendigen Ausgestaltung einer wichtigen Lebensperiode Schillers dienstbar gemacht werden.

„Ricarda Huch“. Eine Studie von Dr. Edgar Alfred Regener. Verlag von Julius Zeitler, Leipzig 1904. In der Studie tritt nicht eigentlich ein Literaturhistoriker der Dichterin gegenüber, um ihre Werke als Produkte ihrer Persönlichkeit und ihres Lebensganges zu erkennen und um sie im Zusammenhang der Literaturgeschichte zu verstehen, sondern ein Bewunderer und inniger Verehrer sucht nach dem Geheimnis der Schönheit, die ihm aus dem Werk der Künstlerin überwältigend entgegengeleuchtet hat. Er gibt keine Analysen der künstlerischen Wirkung und der Mittel, durch die sie zustande kommt. Er sucht wohl in dem Spiegelbild die Bewegung der Seele zu deuten, von der diese Dichtung erzählt, aber ohne alle biographischen Hilfsmittel und ohne jeden biographischen Zweck. Eine solche Studie hängt in ihrem Wert von der Feinheit des Verständnisses ab, von der Schärfe der Empfänglichkeit, die dem Kunstwerk entgegengebracht worden ist. Und wenn der Essay einen

literarischen und ästhetischen Wert besitzt, so beruht das auf diesen Eigenschaften des Verfassers. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß wir dem Verfasser das Vorwort gern schenken würden; in seiner novellistischen Einleitung scheint es uns gerade die feine Zurückhaltung, die seine literarische Studie kennzeichnet, außer Acht gelassen zu haben. Es ist nicht besonders geschmackvoll, den Leser in das Haus einer so vornehmen Künstlerin, wie Ricarda Huch, hineinzuführen, indem man ihm zugleich allerlei vertraulichste Mitteilungen im Tone eines Vertehrs sans gêne ins Ohr flüstert. Aber man braucht das Vorwort ja nicht zu lesen und wird an der Skizze selbst um so größere Freude haben.

„Der lange Tag“. Von Arthur Bonus. Heilbronn, Eugen Salzer. (Preis 2 Mark, gebunden 3 Mark.) Ein Buch für besinnliche Leute möchte man auch hier, wie bei allen Gaben des Verfassers, schreiben; ein Buch für jenen, dem der Ewigkeitswert des Lebens aufgegangen ist, der gerne über „die Sache der Religion und der Zukunft, unserer Kirche und der Wahrheit“, wie es eingangs heißt, nachdenkt; der sich nach einem wachen, wirklichen Leben, nach seinem langen Tag sehnt; der Heilige sieht, wo nur Menschen zu sein schienen; der Gutes findet, wo ihn das Böse schreckte. Manches Goldkorn wäre aus dem Inhalt zu lösen, um eine wertvolle Predigt daraus erwachsen zu lassen, eine Predigt, die mehr fruchtete, als viele, die von unsern Kanzeln erschallen. Keine Weltflucht wird hier gewünscht, kein Verachten des auf Erden Gebotenen, aber ein zweckvolles Erfassen und Verwerten desselben: „Nicht daß wir den Wert des Lebens zu stark empfinden, ist der Fehler, sondern daß wir den Zweck des Lebens zu schwach empfinden.“ Ganz besonders erfreulich und mit den Bestrebungen der vorwärtsschreitenden Frauen übereinstimmend, ist das, was Bonus über Erziehung der Kinder sagt: es sei den Anbeutungen zu folgen, die ihr ganzes Wesen uns gibt. Auch den Erwachsenen, andern und uns selbst gegenüber soll das individuelle Leben noch wichtiger genommen werden als jetzt; wir müssen stets bedenken, daß kein Mensch auf der Welt unnütz ist: damit, daß er eine Seele hat, hat er auch eine Aufgabe, die ihm von keinem abgenommen werden kann. Je mehr die Konvention abgestreift, die Schablone vernichtet und der Eigenart ihr Recht, wie ihre aus sich selbst geschaffene Pflicht, gelassen wird, desto eher verstummt des Verfassers Klage: „Ehrlich religiöse Menschen gibt es wenig in allen Lebensgebieten. Und auch der Menschen gibt es wenige, die eine selbsterlebte Überzeugung erstens überhaupt haben, zweitens für sie eintreten.“  
C. v. S.

„Junggäste des Glücks“. Roman von Emmi Clert. Berlin, F. Fontane & Co. (Preis 5 Mark.) Emmi Clert hat sich ein Problem gesetzt in ihrem Roman. Sie stellt auf die eine Seite den Offizier-Lebemann mit überreichen „sexuellen Erfahrungen“, bankrott an Geist und Körper, der in glänzender gesellschaftlicher Stellung

doch nach einem der liebenswertesten Mädchen erfolgreich die Hand ausstrecken darf, um sie dann einem Eheleind ohnegleichen zuzuführen. Auf die andere Seite stellt sie eine groß angelegte Frau, die nur einmal in heißer Liebe sich vergessen hat und zeitweilig die Achtung der Gesellschaft dafür hinnehmen muß. Sie schafft sich dann aus eigener Kraft ein ausgefülltes Dasein. Unzweifelhaft sind die so geschaffenen Situationen mit wirklichem Leben gefüllt. Nur die Häufung der Beweisstücke, die auffallende, das wirkliche Leben meist über treffende Folgerichtigkeit der Entwicklung verdrängt die Tendenz, beugt den ganzen Roman unter den Satz, der zu beweisen war: die unerhörte Ungerechtigkeit der doppelten Moral. Unter diesen Satz werden alle Persönlichkeiten gruppiert, von ihm aus auch die moralische Gerechtigkeit geübt, die so manche ruinierte Existenz dazu verurteilt, nur „Jaungast des Glücks“ zu bleiben. Das bedeutet selbstverständlich ein künstlerisches Manko des in sozialer Beziehung überaus „lehrreichen“ Romans.

„Peregrinas Sommerabende“. Lieder für eine Dämmerstunde sowie 80 Übersetzungen aus dem Französischen, Englischen und Dänischen von Irene Forbes-Rosse. Mit vielen Zeichnungen von Heinrich Vogeler-Worpswede geschmückt. Im Insel-Verlag zu Leipzig, 1904. Es sind viel zu viel Verse in diesem Buch; einige aber davon sind schöne Gedichte. Das nächste Buch der Verfasserin wird uns hoffentlich durch strengere Auswahl erfreuen. Die Verfasserin scheint mir nicht von Hause aus ein eigenartiges Verhältnis zur Welt zu haben. Ihre Form ist oft dilettantisch; wo sie künstlerisch wirkt, da wurde sie durch eine bescheiden willige Hingabe an Größere gewonnen. Die Wahl der Führer bezeugt ein demütig schönes Verhältnis zur Kunst. Ich glaube, Frau Forbes-Rosse wird ihr feines, aber begrenztes Innenleben noch sorgfältiger als bisher an vorhandener künstlerischer Kultur entfalten, und sich doch hüten müssen, eine Anempfängerin zu werden. Sie kennt kein leidenschaftliches Hineintauchenmüssen in die Natur- und Lebensbilder, die sie gestalten will. Wohl hat sie die Sehnsucht danach, in einem Feuer wirklich aufzulodern; aber sie steht davor und will die Hände hineinhalten:

Laßt mich frei aus Geißerfülle,  
Liebe, ach! verbrenn' mich wieder!  
Feine heißen Schmerzgewalten  
Noh'n um meines Kleides Falten . . .  
Mitten in die gelben Flammen  
Will ich meine Hände halten!

Sie bleibt Zuhauerin. Zuweilen in glücklichen Momenten fängt sie das geheime Leben einer Stunde im Rhythmus der Rhythmen. Am besten kann sie das schlafende oder entschlämmernde oder halbwaache Leben geben, dessen Glieder leise Träume regen. Am ehesten scheint mir in einigen Abendstimmungen das Zuhauerium aufgehoben, und die individuelle Note ihrer Seele mit der Naturstimmung ganz zusammenzutönen, mehr noch vielleicht in einigen Gedichten, die die Stunde des Pan, die Mittagsangst darstellen. Da sind müde gestreckte Glieder, vor Ermüdung zitternde Augenlider, deren Wimpernsenken den Anblick der Welt flimmernd verschleiern, Freude am Verbluten der Farben, Hinhorchen auf die Geburt der Stille, das

Sterben der letzten Laute. Ich nenne Gedichte wie „Der Brunnen“, „Mablena“, „Siesta“, „Guitarren in der Nacht“, „Heimweh“. Aber all diese Zustände sind so sehr Domäne einer ganzen modernen Kunstströmung, die dafür eine eigene Formensprache geprägt hat, daß es schwer ist, das Individuelle vom Anempfundenen zu scheiden.

Frau Forbes-Rosse hat eine Sehnsucht nach starkem plastischem Ausdruck. Dies und das Zuhauerwesen ihrer Natur führt sie zu C. F. Meyer. Dem aber ersetzte die in wundervoller Selbstzucht erworbene Kraft und die fast glühende Leidenschaft des Schauens den Mangel angeborener Aktivität — ganz abgesehen von der Eigenart seines Erlebens. Bei der „Peregrina“ aber bleibt das Können allzuweit hinter dem Streben zurück.

Bemerkenswert scheint mir, daß sie eine eigentümliche Gattung balladenartiger Gedichte ausbildet, in denen sie, bei starkem Sinn für die Optik und Akustik der Ballade, eigentlich nie wirkliche Balladenhandlung gibt, sondern nur Bilder aus dem Balladenreich. Die besten sind „Traumgesicht“, „Herbstspuk“. Auch hier unterstreicht sie das Zuhauerium, sie springt nicht mit beiden Füßen in das Leben ihrer Geschöpfe hinein, sie gibt jene Bilder als Visionen und erwähnt wohl auch ihre Stimmung vor und nach der Vision.

Ihr bildhaftes Sehen ist in Einzelheiten oft kräftig und glücklich. Ich bedaure, daß der Raumangel verbietet, Proben herzusetzen. Daneben stehen dann wieder ganz matte kraftlose Bilder. Ebenso ist's mit dem Rhythmisch-Musikalischen. Sie greift zuweilen lebendige Melodien, leider greift sie ebenso oft daneben. Sie darf sich in dem allerliebsten „Reimliedchen“ ihres Formbesitzes freuen wie eine junge Frau, die den Schmuckkasten öffnet. Sie schließt dies Liedchen:

Die Reime wiegen sich  
Wie Schwäne auf der Bläue,  
Der Rhythmus ihrer Treue  
Füllt ihre Tage ganz.

Leider bleibt der Rhythmus der Dichterin nicht alle Tage treu. Das nächste Mal mehr Notiz! Daß unter den Übersetzungen viel Erfreuliches ist, wird man nach dem über die schmiegsame Art der Verfasserin Gesagten mir gerne glauben. Leider vermag ich hier nicht genug nachzuprüfen. S. S.

„Opfer der Zeit“. Zweite, vermehrte Aufl. Von Emil Ertl. Leipzig, L. Staackmann. (Preis 3,50 Mark; geb. 4,50 Mark.)

„Feuertaufe“. Neues Novellenbuch von Emil Ertl. Leipzig, L. Staackmann. (Preis 3,50 Mark; geb. 4,50 Mark.)

Die Probleme, die Ertl in seinen Novellen vornimmt, gehören nicht zu den alltäglichen. In der ersten Erzählung der Opfer der Zeit, „Der tote Punkt“ ist mit großer psychologischer Feinfühligkeit der seelische Prozeß dargelegt, der sich in einem schwachen Verbrecher abspielt, einem Verbrecher, dem die Traditionen einer ehrlichen Vergangenheit zum toten Punkt werden, über den er nicht hinauslann. Aus dem zweiten Bande dürfte „Flammenschrift“ mit seinem realistischen Hintergrunde als die hervorragendste Erzählung bezeichnet werden. Die Hundegesichte „Apport“ und „Schicksal“ möchten zu dem Besten gehören, was wir auf dem Gebiet der Tiergeschichte besitzen.

„**Peter Rosegger Schriften**“, Volksausgabe, III. Serie in 80 Lieferungen à 35 Pfg. L. Staackmann, Verlag, Leipzig. Die gut ausgestattete Ausgabe schließt sich der früher erschienenen Oktavausgabe von Roseggers Schriften an. Sie bringt die neueren Werke des Dichters und beginnt mit einem der größten: „Das ewige Licht.“ Außer vielen kleineren Erzählungen wird diese Serie noch „Erbsegel“, „Mein Weltleben“, „Weltgibt“, „Mein Himmelreich“ bringen. Bis heute liegen die ersten 8 Lieferungen vor und damit ist bereits der erste Roman vollständig. Ein weiteres Wort der Empfehlung dürfte sich wohl erübrigen.

„**Die Kultur der Pflanzen im Zimmer**“. Von L. Gräbener, Großherz. Hofgärtendirektor in Karlsruhe. 2. Auflage. Mit 28 Abbildungen. Verlag von Eugen Ulmer in Stuttgart. (Preis gebunden 2 Mark.) Die zweite Auflage des praktischen kleinen Büchleins erfuhr eine gänzliche Umarbeitung. Neu hinzugekommen ist ein Abschnitt über Balkongärtnerie, ein Kapitel über die Zimmerkultur einzelner Pflanzenarten (Palmen, Kakteen, Orchideen); auch die Zahl der Abbildungen wurde vermehrt.

In dem rühmlichst bekannten pädagogischen Verlag von Ernst Wunderlich, Leipzig, erschienen nachfolgende Bücher, auf die wir besonders die Lehrerinnen unsres Leserkreises aufmerksam machen.

„**Herder und die deutsche christliche Gegenwart**“. Ausprüche aus Herders theologischen Schriften, geordnet und beurteilt von Ernst Lehn, Oberlehrer in Hannover. (Preis 2 Mark, gebunden 2,50 Mark.) Das Buch stellt die noch heute

wertvollen Gedanken Herders über Altes Testament, Evangelium, Apostel- und Kirchengeschichte, Glaubenslehre, Unterricht in der christlichen Religion systematisch und übersichtlich dar und fügt Erläuterungen und kritische Bemerkungen hinzu.

„**Schiller und die Kunstergieher**“. Eine pädagogische Studie von Paul Schulze-Bergdorf. (Preis 2 Mark, gebunden 2,50 Mark.)

„**Von der Heimatlunde zur Erdlunde**“. Ein Beitrag zur speziellen Methodik des erdhundlichen Unterrichtes, theoretisch begründet und praktisch dargestellt an dem nach landschaftlichen Einheiten gegliederten Logtlande von Paul Kohle, Lehrer in Plauen. Mit 6 Skizzen und 2 Bildern im Text, sowie 28 Skizzen und Käcklers Schulhandkarte des Logtlandes im Anhang. (Preis 2 Mark, gebunden 2,50 Mark.)

„**Die Praxis des Rechtschreibunterrichts auf phonetischer Grundlage**“. Vollständiger Lehrgang in Unterrichtsbeispielen, nebst Diktaten in Aufsatzform. Von Ernst Lüttge. (Preis 2,40 Mark, gut gebunden 3 Mark.) Inhalt: I. Teil. Zur Psychologie und Methodik des Rechtschreibunterrichts. II. Teil. Die Praxis des Rechtschreibunterrichts. (A. Hauptkursus für das 2.—4. Schuljahr; B. Ergänzungskursus für das 5.—8. Schuljahr.) III. Teil. Diktatstoffe.

„**Philosophie und Religion**“. Vortrag, gehalten im Philosophischen Verein zu Leipzig. Von Dr. Kaoul Richter, a. o. Professor an der Universität. (Preis 40 Pfg.) Die Rede dürfte mit ihren Auseinandersetzungen über das Verhältnis zwischen Religion und Philosophie für viele das zusammensassen, was als das Resultat ihrer eignen Empfindungen erscheint.

**Originalrezept.** Ein neues ausgezeichnetes Nührei-Rezept ist folgendes: Man löst eine halbe Maggische Bouillonkapsel in 3 Eßlöffel kochendem Wasser auf, verquirlt mit dieser Kraftbrühe 2 bis 3 Eier und 1 bis 2 Eßlöffel Tomatenmus. In flacher Pfanne läßt man etwas Butter zergehen, dünstet darin wenig kleingeschnittene, zarten Schinken, gibt die vorbereiteten Eier nebst einigen zerpfückten Butterstücken dazu und macht das Nührei fertig. Beim Anrichten mischt man 4 bis 5 Tropfen Maggis Suppen- und Speisewürze gut darunter. Wer es liebt, kann auch noch geriebenen Parmesankäse darüber streuen. Vorzüglich zu Stangenspargel.  
H. C.

**Auszug aus dem Stellenvermittlungsgesetz des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins.**  
Zentralleitung:  
Frl. J. Rodenader,  
Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gartenhaus I.  
1. Gehucht zum 1. Juli für eine Familie in Spanien eine junge, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Erzieherin

**Töchterpensionat Thale a. Harz.**  
Wissenschaftliche Fortbildung, Haushalt, Musik u. Prospekte.  
Frau Professor Lohmann.

**Damen-Pensionat.**  
Internationales Heim, Berlin SW., Salleschstr. 17, 1, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet Alternen u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen angenehmen Aufenthalt in der Reichshauptstadt. Monat. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monat. bei eigenem Zimmer d. 75 Mk. an. Passanten d. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen d. Herrn Pastor Schmidt, NW., Yorstr. 88 I und Herrn Pastor Pless, SW., Zeltower Str. 21 III. Fr. Selma Spranger, Vorsteherin.

Probefries 90000 gratis.  
Lehrgänge in Briefen zum Selbstunterricht verkaufte der Verlag für National- stenographie, Blegny 87.

**KRANKEN-**  
Fahr- u. Ruhestühle  
verstellbare Keilkissen usw.  
**R. Jaekel's**  
Patentmöbel-Fabrik  
BERLIN,  
Markgrafenstr. 20.  
Preisliste IV gratis und franko.



**Bad Hilsberg.** Villa Dabeim. Familienpension 1a. Nahe Kurhaus, Bad, Bädern. Vorzügliche Verpflegung. Prosp. Frau Bürgermeister Grabe.

**Lette-Verein**  
u. d. Protektorat J. M. der Kaiserin und Königin.  
Berlin W., Viktoriaparkpl. 6.  
Nur im August.  
Kursus f. Obst- u. Gemüseverwertung für den Hausbedarf, Einkochen der Früchte nach verschiedenen Methoden, Bereitung von Fruchtsäften, Likören und Weinen. Dörren von Obst u. Gemüsen.  
Prospekt u. Näheres durch d. Verwalt.-Bureau daselbst.

**Lehrinstitut**  
für  
**Reformschneiderei.**  
Gründl. Ausbildung im Musterzeichnen, Zuschneid., prakt. Arbeit.  
**Schnittmusterverkauf.**  
Anfertigung  
einfach. u. eleg. Kostüme, spez. n. außerhalb.  
**Tüben & Osner.**  
Berlin W., Genthinerstr. 9, Gartenh. II

# Schering's Pepsin-Essen

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. D. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung**, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Blutschwäche, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis  $\frac{1}{2}$  Fl. 3 M.,  $\frac{1}{4}$  Fl. 1.50 M.

**Schering's Grüne Apotheke**, Berlin N.,  
Chaussee-Strasse 10.  
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.  
Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essen.

für ein Mädchen von 6 Jahren. Gehalt 800 Mark. Freie Hinreise; Rückreise nach 2 Jahren.

2. Gesucht zu sofort für Privatschule in Süddeutschland zur Vertretung bis Oktober d. N. (eventuell spätere Anstellung) eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin. 28 Stunden wöchentlich; gute französische Sprachkenntnisse bedingt. Gehalt 1400 Mark.

3. Gesucht zum 1. Oktober d. N. für eine Fabrikbesitzerfamilie im Großherzogtum Baden eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische Erzieherin, katholischer Konfession, zu zwei Mädchen von 11 und 10 Jahren und einem Knaben von 5 $\frac{1}{2}$  Jahren. Gehalt 800 Mark bei freier Station.

4. Für eine höhere Privatschule in Norddeutschland wird zum 1. Oktober eine evangelische, jüngere Lehrerin gesucht. Examen in den Elementarfächern genügt. Anfangsgehalt 1000 Mark. 27 Stunden wöchentlich. Gehalt wird auf Reizen nach der neuen Methode gelegt.

5. Gesucht zum 1. August für eine Rittergutsbesitzerfamilie in Norddeutschland eine evangelische, musikalische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin zu zwei Mädchen von 14 und 10 Jahren. Französisch und Englisch im Auslande vervollkommen Bedingung. Gehalt 1200 Mark.

6. Ein Internat in der Nähe Berlins sucht zum 16. August zwei erfahrene Lehrerinnen, die beide im Auslande gewesen sind und wenigstens eine der fremden Sprachen vollständig beherrschen. Mindestgehalt 950 Mark bei freier Station. Einkauf in Pensionatskasse.

7. Gesucht zum 1. August für eine Rittergutsbesitzerfamilie in Schlesien eine evangelische, erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, musikalische Erzieherin zu zwei Mädchen von 8 und 11 $\frac{1}{2}$  Jahren. Gehalt 800 Mark.

8. Gesucht zu sofort für die Familie eines Oberamtmanns in Oberschlesien eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte, musikalische, erfahrene Erzieherin zu einem Mädchen von 14 Jahren. Gehalt 800 bis 900 Mark.

9. Für eine Familie auf dem Ranke in Schlesien wird zum 1. Juli eine junge, evangelische, wissenschaftlich geprüfte, musikalische Erzieherin gesucht. Zwei Mädchen von 8 und 10 Jahren sind in allen Fächern zu unterrichten. Gehalt nach Uebereinkunft.

10. Für eine Rittergutsbesitzerfamilie in Ostpreußen wird zu sofort eine junge, evangelische, wissenschaftlich geprüfte, musikalische Erzieherin zu zwei Mädchen von 11 und 8 Jahren gesucht. Gehalt 600 Mark.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gartenhaus I. Sprechstunden: Wochentags 11-3, Sonnabends 11-1 Uhr.

Die „Geschäftsstelle der Versicherung der Mitglieder deutscher Frauenvereine“ der „Friedrich Wilhelm“, Berlin W., Behrenstraße 60/61, Leiterin Sel. Henriette Goldschmidt,

bietet allen Familienvätern und Müttern die vorteilhafteste Lebensversicherung zum Besten ihrer Kinder, arbeitenden Frauen, Lehrerinnen etc. Pensionsversicherung mit Übertragbarkeit der Policen und Rückzahlung im Todesfälle und besten Schutz bei frühzeitiger Erwerbsunfähigkeit. Treue schriftliche und mündliche Beratung von 10-1 U.

## Langenschwalbach im Taunus.

Stahlquellen. Natürl. Kohlensäure-Bäder.

Eisenmoorbäder.

Prospekte gratis durch die Kurverwaltung.

Das ganze Jahr geöffnet.

Spezial-Anstalt für Asthma. Inselbad bei Paderborn. Sanatorium für Herz- und Nervenleiden.

Quellquelle — Alter Park — Wandelhalle — Elektrisches Licht — Zentralheizung  
Alle Arten Bäder. — Prospekt auf Wunsch.  
Leitender Arzt: Dr. med. Krämer. Lehrerinnen erhalten 10% Ermäßigung.

## Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit fünf englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis einschließlich aller Honorare und Vorträge 24 Mark wöchentlich in geteiltem, 30 Mark in Privatzimmer. N N N N

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

Breslau, Gartenstr. 5, Gewerbe-, Handels- u. Haushaltungsschule (Kochunterricht). Gegr. 1890. Ausbildungskurse für Haushaltungs-, Handarbeits- und Gewerbebeschulungsfrauen. Pensionat. Näheres durch Prospekte. Dora Mundt.

**Kleine Mitteilungen.**

Einen wissenschaftlichen Ferienkurs für Lehrer an Volksschulen und verwandten Anstalten veranstaltet der Bezirkslehrerverein von München in der Zeit vom 17. bis zum 29. Juli in der Kgl. Akademie der Wissenschaften. Es werden Vortragskurse in Philosophie, Literatur, Musikgeschichte, Naturwissenschaften, Geographie und Kinderpsychologie gehalten. Dozenten sind die Professoren Lippé, Munder, Günther, Hommel, sowie die Herren Privatdozenten Pfänder, Doffein, Boll, von der Pforsden und Dr. Spizner. Museumsführungen finden unter Leitung von Herrn Geh. Rat Dr. von Haber und Dr. Boll statt. Das Honorar beträgt 20 Mark, für Schulpraktikanten 10 Mark. Anmeldungen wollen unter Beifügung des Honorars an den Kassierer der Ferienkurskommission, Herrn Joseph Schaller, Pfaffenburgerstraße 41 gerichtet werden, der auch zur Erteilung von Auskünften gern bereit ist. Anmeldungen, denen der Teilnehmerbeitrag nicht beigelegt ist, gelten als nicht geschehen.



**Singer Nähmaschinen**

Einfache Handhabung!  
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** Weltausstellung St. Louis 1904.

Hochwertigster Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

**Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.**

Filialen an allen grösseren Plätzen.

**Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.** \*

Schulgeld 81 Mk. Jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. Jährl.  
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.  
Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“.

**Sprach- u. Handelsinstitut für Damen**  
von Frau **Elise Brewitz,**

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.  
Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin.  
Biereljähr-, Halbjähr- und Jahreskurse. • Ruhestortort.  
Pils. Medaille. • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • Pension im Hause.

**Zeitungs-Nachrichten**

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

**Adolf Schustermann,** Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen !  
! : : : : : und Zeitschriften der Welt : : : : : !

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.



**Bezugs-Bedingungen.**

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34-35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

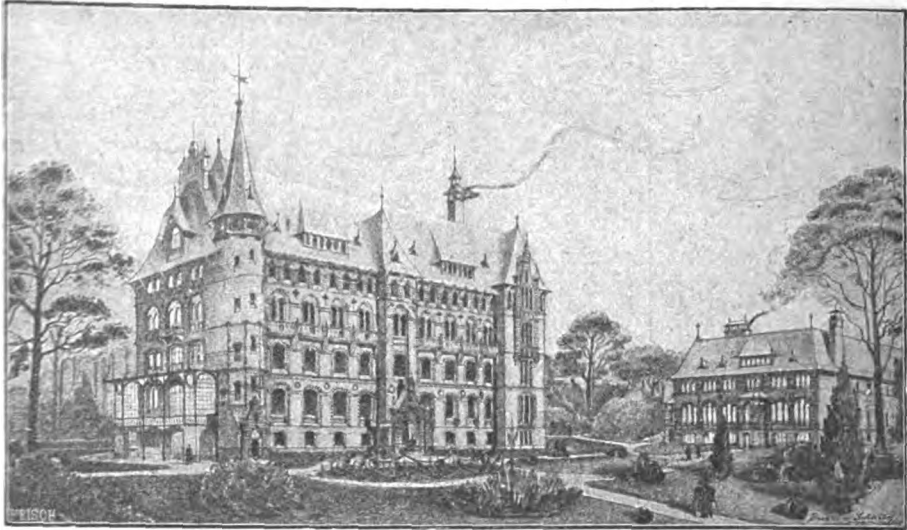
Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34-35 zu adressieren.

**Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.**

# Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Besichtigung  
der Anstalten  
Jeden Dienstag  
für Haus I  
von 10—12 Uhr  
für Haus II  
von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

## Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: **Hedwig Heyl**: Course für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

### PENSIONAT.

Course in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

**Kochcourse für Schulkinder.**

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

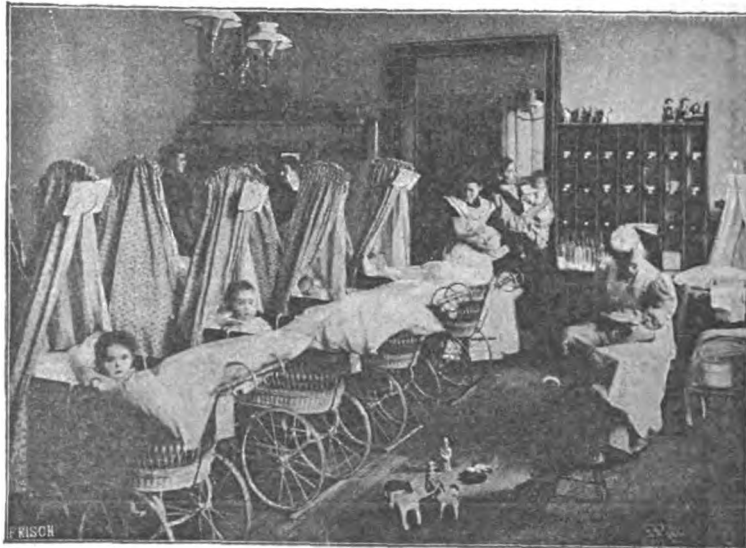
→ Auskunft über Haus II erteilt Frä. D. Martin. →

Haus I.  
gegründet 1870:

Seminar  
für  
Kindergärtnerinnen  
und  
Kinderpflegerinnen.

Course  
für  
junge Mädchen  
zur Einführung in den  
häuslichen Beruf.

Course  
zur  
Vorbereitung  
für  
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:  
**Victoria-Mädchen-  
heim.**

Kinderhort.  
**Arbeitsschule.**  
Elementarklasse,  
Vermittlungsklasse,  
Kindergarten,  
Säuglingspflege,  
Kinderspeisung  
laut Specialprospect.

Anfragen  
für Haus I sind zu richten  
an Frau Clara Richter.

Im XVI. Jahrgange erscheint: \* \* **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** \* \*

Redaktion im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Reeser Buchhandlung, Berlin S. — Trud: W. Reeser Buchdruckerei, Berlin S.

# DIE FRAU

Herausgegeben  
von  
Helene Lange.

Verlag:  
W. Hofer Buchhandlung.  
Berlin S.

## Ein Mitkämpfer der Frauen in der Sittlichkeitsfrage.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wer einen genaueren Einblick in die Bestrebungen zur Lösung der sexuellen Frage gewonnen hat, wer die Lösungsversuche, die von den Männern einerseits, die Bemühungen zur Reform der Sittlichkeit, die von den Frauen andererseits unternommen sind, nebeneinanderstellt, dem wird die Verschiedenheit der Ausgangspunkte, der Auffassung, des „erotischen Ideals“ der Geschlechter so scharf entgegen treten, daß es ihm von vornherein aussichtslos scheinen könnte, hier eine Verständigung, ein gemeinsames Ziel, übereinstimmende Forderungen zu finden. Vielleicht wird das auch in der Tat niemals ganz erreicht werden. Vielleicht haben wir hier mit einer physiologischen Verschiedenheit zu rechnen, die ihre Reflexe zu stark in das Bewußtseinsleben wirft, um es je zu einer vollständigen Übereinstimmung kommen zu lassen. Zur Zeit ist jedenfalls die durch die ganzen Kulturverhältnisse anezogene Einseitigkeit der Entwicklung zu schwerwiegend dazu. Bei beiden Geschlechtern. Vor allem aber ist das Triebleben des Mannes durch sein Jahrtausende hindurch unbestrittenes, auf der Macht des Stärkeren beruhendes Eigentumsrecht auf die Frau zu einer Herrschaft gelangt, die zur Zeit eine Verständigung zwischen den Geschlechtern unmöglich macht. Sie wird erst allmählich Aussicht gewinnen, und zwar in dem Maße, als die Vorbedingungen sich ändern, die zu dieser weit über das Normale hinausgehenden Steigerung geführt haben.

Und darum erscheint es für die Frauen, die jetzt zum erstenmal den Kampf um das Recht ihres sittlichen Empfindens auf diesem Gebiet aufnehmen, von hoher Bedeutung, wenn von seiten hervorragender Männer, von der männlichen Wissenschaft dieses Recht nicht nur anerkannt, sondern geradezu zu einem Faktor für die befriedigende



Lösung der sexuellen Frage gemacht wird; wenn das, was sie als Haupthindernis für die Anbahnung gesunderer Verhältnisse erkannt und bezeichnet haben, auch hier als solches hingestellt und bekämpft wird. Und das geschieht in dem Buch „Die sexuelle Frage“ von Professor Dr August Forel.<sup>1)</sup>

Die Vorbedingungen für eine Gesundung der sexuellen Verhältnisse sind nach Forels Ausführungen 1) die vollständige rechtliche und soziale Gleichstellung der Frau; 2) die Beseitigung der reglementierten Prostitution; 3) das Aufhören des Alkoholismus und der Geldherrschaft.

Die vollständige rechtliche und soziale Gleichstellung der Frau ist ihm Grundbedingung der glücklichen Ehe überhaupt. Das ist bei seiner Auffassung des Endziels der Verbindung der Geschlechter selbstverständlich. „Ich möchte das Ideal der sexuellen Liebe dahin definieren, daß ein Mann und ein Weib durch sexuelle Anziehung und Harmonie der Charaktere zu einem Bund veranlaßt werden, in dem sie sich gegenseitig zur sozialen Arbeit für die Menschheit anspornen, und zwar in der Weise, daß sie die Erziehung der ihnen am nächsten liegenden Wesen, nämlich ihrer Kinder, als Ausgangspunkt für das übrige nehmen. Eine solche Auffassung der Liebe läutert diese derart, daß sie ihre Kleinlichkeiten verliert, und gerade diese Kleinlichkeiten sind es, die auch die aufrichtigsten Liebesverhältnisse vielfach ausarten lassen. Die gemeinschaftliche soziale Arbeit von zwei in Zuneigung verbundenen Menschen, die zwar liebevoll für einander sorgen, aber einander auch beständig zum Aussharren und zum Weiterarbeiten nach außen anspornen, wird relativ leicht über die Eifersüchteleien und sonstigen bösen triebartigen Rückwirkungen des natürlichen, phylogenetischen Liebesexklusivismus siegen und die Liebesgefühle vielmehr immer idealer gestalten. So wird dem Egoismus zuweit der Boden, auf dem er gedeihen könnte, entzogen.“ (S. 103.)

Ein solches Zusammenwirken kann nur zwischen gleichwertigen und in dieser Gleichwertigkeit einander anerkennenden Menschen bestehen. „Es ist eine Abnormität und zugleich eine Ungerechtigkeit, das eine Geschlecht dem andern gegenüber herabwürdigen zu wollen.“ Ihre Stärke liegt zwar in der Regel nicht auf dem gleichen Gebiet. „Rein intellektuell ragt der Mann im Durchschnitt durch seine schöpferische Phantasie, seine Kombinations- und Erfindungsgabe und seine tiefere kritische Fähigkeit bedeutend über das Weib empor . . . Dagegen besitzt das Weib auf intellektuellem Gebiet ein Aneignungs- und Auffassungsvermögen, sowie eine Fähigkeit, das Aufgefaßte zu reproduzieren, die denjenigen des Mannes im großen und ganzen ziemlich gleich kommen . . . Im Gebiete des Gefühls sind die beiden Geschlechter stark verschieden, aber hier kann man nicht sagen, daß das eine das andere unbedingt überrage . . . Im Gebiet des Willens dagegen ist das Weib nach meiner Ansicht dem Manne im Durchschnitt entschieden überlegen. Hier und in keinem andern psychologischen Gebiet kann und wird sie immer wieder ihre Triumphe feiern. Dies wird gemeinlich verkannt, weil der Mann bis jetzt das Szepter der unumschränkten Gewalt, wenigstens äußerlich, allein geführt hat, weil infolgedessen die Menschheit von willenskräftigen Männern geleitet worden ist, und weil dadurch die willenskräftigen Frauen durch die Geseze und die brutale Kraft unten gehalten wurden. Wer aber im Volke genauer beobachtet, muß bald bemerken, daß der leitende Wille in der

<sup>1)</sup> München, Ernst Reinhardt. 587 Seiten. Preis 8 Mark.

Familie in der Regel nur äußerlich durch die muskelfräftigeren männlichen Herren und Gebieter repräsentiert wird. Der Mann prahlt viel öfter mit seiner Autorität, als daß er sie wirklich zur Geltung zu bringen versteht, denn ihm fehlt die Ausdauer, die Zähigkeit, die Elastizität des Willens, die die wahre Stärke des letzteren ausmachen, und die dem Weibe eigen sind . . . Der Mann ist impulsiver, stürmischer in seinen Willensregungen, leicht wankelmütig jedoch und nachgebend, wenn es sich um die zähe Durchführung handelt. Ganz natürlich ergibt sich daraus, daß durchschnittlich in der Familie der Mann die Gedanken und die Impulse gibt, das Weib aber, mit seinem Taktgefühl, die schlechten von den guten instinktiv trennt, die ersteren bekämpft und die letzteren durchsetzt.“ (S. 58 ff.)

Diese Gleichwertigkeit der Geschlechter soll nun aber nicht nur konstatiert werden — als bloße Phrase ist auch uns in Deutschland der Begriff ja lange geläufig — es sollen vielmehr ihre praktischen Konsequenzen für die rechtliche Gestaltung der Ehe gezogen werden. Dazu muß in erster Linie ausgeräumt werden mit dem „entsetzlichen, obwohl gesetzlichen Unsinn, den man eheliche Gütergemeinschaft nennt“. „Es sollte nicht so sein, daß der augenblickliche Liebesdusel des Weibes es dem Manne möglich macht, sich ihr Hab und Gut anzueignen“ . . . „Mehr noch; im gemeinschaftlichen Eheleben sollte die Hausarbeit des Weibes nicht als selbstverständliche nicht zu vergütende Leistungen, sondern gerade so gut wie die männliche Verdienstarbeit gewertet und auf das Konto des weiblichen Besitzes geschrieben werden. Die unselige Gütergemeinschaft sollte nicht nur nicht die Regel sein, sondern direkt für zivilrechtlich ungültig erklärt werden.“ (S. 361).

Mit dem Aufhören der gesetzlichen Berechtigung nur eines Willens in der Familie wird sich selbstverständlich auch das Verhältnis zu den Kindern anders regeln. Forel erkennt mit völliger Vorurteilslosigkeit den Widerspruch zwischen dem jetzigen Patriarchat und den Naturtatsachen an. „Unter normalen Verhältnissen pflegen die eigenartigen Bande zwischen Mutter und Kindern lebenslänglich zu dauern, während der Vater im besten Falle für seine größer werdenden Kinder einfach der beste Freund wird. Es wäre gut, die Väter würden endlich anfangen, diese Naturtatsachen anzuerkennen, statt immer noch so zähe an dem Nimbus der historisch künstlich gezüchteten Autorität eines veralteten und unnatürlichen Patriarchats festzuhalten. Die Tatsache, daß es viele pathologische, entartete Mütter gibt, bestätigt nur die Regel der Normalität, die wir eben erwähnt haben.“ (S. 54.) Er kommt auf Grund dieser Tatsachen zu der Forderung eines Matriarchats, bei dem „der mütterliche Name ganz von selbst aus Klarheits- und Einfachheitsgründen zum Familiennamen werden muß“. Sein „Matriarchat“ ist freilich himmelweit entfernt von dem Zukunftsideal von Ruth Bré, dem er die verdiente scharfe Kritik zuteil werden läßt. Anstatt dem Manne die Verantwortlichkeit im sexuellen Leben zu nehmen und im Matriarchat „eine Art Kopie des alten Patriarchats“ zu wollen, „bei welchem nur die Mutter, Großmutter, Urgroßmutter zum Matriarchen statt Patriarchen wird“, will Forel vielmehr dem Manne die volle gesetzliche Verantwortung nicht nur seiner ehelichen, sondern auch seiner außerehelichen Nachkommenschaft gegenüber zugewiesen wissen.

Die Gleichstellung der Frau wird freilich nicht erreicht werden, so lange „eine solche Monstrosität wie die staatlich patentierte Kuppelerei, verbunden mit der systematischen Herabwürdigung und Maßregelung eines Teils des weiblichen Geschlechts“, besteht. Sie erniedrigt auch den Mann. „Die Katze läßt vom Mausem nicht und spurlos geht

die Herabwürdigung des sexuellen Empfindens einer Persönlichkeit durch ein länger dauerndes gewohnheitsmäßiges Leben mit Prostituierten an den Menschen in der Regel nicht vorbei.“ (S. 80.) Auch die Möglichkeit einer inneren Verständigung zwischen Mann und Frau wird dadurch in Frage gestellt. „Das Mißverstehen der weiblichen Psychologie wird beim Mann durch die Prostitutionsgewohnheiten stark gefördert. Die Prostituierten sind nämlich nach dem männlichen Erotismus abgerichtete Automaten. Wenn die Männer in denselben die sexuelle Psychologie des Weibes suchen, finden sie darin tatsächlich nur ihr eigenes Spiegelbild.“ (S. 104.)

Mit der schlagenden Beredsamkeit, die nur die auf sittlichem Grunde ruhende Überzeugung gibt, geht Forel gegen „den Vertrag des Staats mit dem schändlichen Gewerbe der Kuppelei und der Prostitution“ vor. Nicht einen Augenblick läßt er sich durch die Annahme blenden, daß dieser Vertrag im Interesse der Moral und der Gesundheit notwendig sei. „Das Großziehen eines naturwidrigen Lasters durch den Staat kann nicht hygienisch sein.“ Ganz abgesehen davon, daß der vorgebliche Schutz vor Ansteckung, den die Reglementierung gewähren soll, völlig illusorisch ist, vermehrt das System durch die trügerische Sicherheit, die es den Männern gibt, noch die Ansteckungsgefahr. „Die Korruption des Staats und seiner Beamten, der vor allem die Polizei und die Bordellärzte ausgefakt sind, der Sitten überhaupt, durch eine so schändliche Institution, begünstigt die Prostitutionsgewohnheiten und mit ihnen die Ansteckungsgefahr. Zudem vergrößert die Frechheit der Kuppler und ihrer Helfershelfer die Zahl der Prostituierten, während andererseits die Angst vor der Polizei eine große Zahl derselben zur Umgehung der Gesetze veranlaßt und in die geheime Prostitution treibt. Kurz, der Sumpf wird immer tiefer und größer und dadurch keineswegs hygienischer. Das letztere beweist klipp und klar die Vergleichung der Zahl der venerischen Krankheiten in den mit Reglementierung beglückten Ländern und in solchen ohne Reglementierung.“ (S. 306.)

Und so ist tatsächlich „die ganze moderne, auf intensive käufliche Polyandrie promiscue beruhende Prostitution und Kuppelei nichts anderes, als eine großartige Niedetracht der modernen Kultur zum Zweck der Ausbeutung der männlichen sexuellen Genußsucht im Dienste des Mammons. Man verteidigt sie unter dem Vorwand der Hygiene, des Schutzes ehrbarer Frauen gegen männliche Attentate usw. Tatsächlich hat man aber mit ihrer Hilfe die Männer weibisch gemacht und korrumpiert, den normalen mit Liebe verbundenen sexuellen Verkehr in der Jugend unterdrückt, die Liebe selbst verdorben, eine große Zahl braver und tüchtiger Frauen von der Ehe, der Liebe, dem sexuellen Verkehr überhaupt fern gehalten und das sexuelle Leben unserer Gesellschaft auf böse Abwege geführt. Ohne das Geld und den Alkohol würde von der eigentlichen Prostitution nichts mehr übrig bleiben.“ (S. 303.)

Ohne das Geld und den Alkohol! Es ist Forel ein Leichtes, die furchtbare Rolle nachzuweisen, die Alkoholismus und Mammonismus bei der Prostitution spielen. Ihr Aufhören ist ihm die endgültige Bedingung für die Gesundung der sexuellen Verhältnisse. Eben darum ist diese Gesundung noch in weitem Felde. Aber allmählich kann auch die Sitte verurteilend einsetzen. „Der Staat soll daher vor allem seine schützende und dadurch anerkennende Hand von diesem Schmutz zurückziehen und durch alle ihm zur Verfügung stehenden gesetzlichen und administrativen Mittel nicht nur die Kuppelei, sondern auch die öffentlichen Auswüchse der Prostitution verfolgen, damit letztere auf rein persönliche, intimere Verhältnisse zurückgedämmt wird, bis eine gerechtere

soziale Organisation der Arbeit und ihres Lohnes und eine wirksame Bekämpfung des Alkoholgenusses die Lebenswurzeln des Selbstverkaufes allmählich vernichten.“

Forel verwahrt sich auf das entschiedenste dagegen, daß die Abschaffung narkotischer Substanzen, die zur Vergiftung ganzer Völker führen, als Genußmittel, und daß eine ökonomische Reform durch eine gerechtere Belohnung der Arbeit eine Utopie sei. Er hält sie so wenig für eine solche, wie eine gemeinsame Weltsprache oder die Abschaffung des Krieges zwischen zivilisierten Völkern. Das „sind vielmehr alles durchaus menschenmögliche, zu einer natürlichen Weiterentwicklung der Menschheit sogar notwendige Dinge. Nur das auf der Fähigkeit der Gefühle beruhende Vorurteil der alten Sitten stemmt sich dagegen und belächelt sie als Utopien, weil es selbst in seiner Kurzsichtigkeit die veränderten sozialen Verhältnisse des Menschen auf der Erdoberfläche übersehen oder unterschätzt und von den alten Götzen nicht lassen kann.“

Die Zusammenstellung dieser sozialen Reformen macht nun freilich ohne weiteres klar, daß Forel sich die Erfüllung seines sexuellen Ideals nicht eben in naher Zukunft denkt. Es wird neben der negativen Arbeit der Beseitigung direkter oder indirekter Quellen sexueller Mißstände und sozialer Unsitten ein gut Teil positiver Arbeit vor allem auf pädagogischem Gebiet zu tun sein, ehe eine idealere, durch möglichste Einschränkung der „Keimvergiftung“ in ihrer ganzen Qualität verbesserte Menschheit die ideale Zukunftsehe begründen kann. Sie „setzt Leute voraus, die über die natürlichen sexuellen Verhältnisse, sowie über ihre Gefahren von Kindheit an vollständig unterrichtet worden sind. Sie setzt ferner ohne Alkohol und andere narkotische Genußmittel erzogene Menschen voraus, die zwar das Recht besitzen, den vollen Ertrag ihrer Arbeit für ihr und ihrer Familie Leben und Unterhalt zu benutzen, aber nicht ihn für sich oder ihre Kinder zu kapitalisieren, d. h. zinstragend zu gestalten und anderen zu vermachen, resp. daraus eine Macht zu gründen behufs Ausbeutung fremder Arbeit zu egoistischen Interessen. Die Menschen wissen von Kindheit an, daß die Arbeit für jeden einzelnen Lebensbedingung ist. Mädchen und Knaben sind gemeinsam in vollster Gleichberechtigung erzogen worden, jedoch mit dem Bewußtsein der Verschiedenheit der Lebensaufgaben, wie sie durch die Verschiedenheit der Geschlechter und der Individualitäten bedingt wird.“ Unter so aufgewachsenen Menschen wird es dann zweierlei sexuelle Verhältnisse geben, das freiere Konkubinatsverhältnis, das sich nur durch den nicht amtlichen Charakter von der Ehe unterscheidet, im übrigen aber auch die volle Verantwortung für die Kinder beiden Eltern auferlegt, und die Ehe selbst. Bei dieser gehört das Familienheim und seine Leitung rechtlich der Ehefrau allein, „weil sie in der Tat das Familienzentrum ist.“ Forel faßt, was ihm in dieser Angelegenheit erforderlich scheint, „unmaßgeblich“ in folgenden Forderungen zusammen:

1. Namensgebung nach der Mutterlinie.
2. Mit Ausnahme der Fälle, wo infolge von Unfähigkeit, Mißhandlungen, Geistesstörungen und dergleichen die Ehefrau ihre Mutterrechte verliert, oder ihr dieselben gerichtlich aberkannt werden müssen, soll sie von Rechts wegen allein die Oberhoheit und die Vormundschaft über die Kinder besitzen, solange diese es nötig haben.
3. Die Ehefrau soll die Besitzerin und Oberleiterin des Heimes sein. Die von ihr geleistete Hausverwaltung und die Verrichtung ihrer Mutterpflichten sollen entsprechend gewertet werden, d. h. der Frau ebensogut wie seine Berufsarbeit dem Manne Anspruch auf angemessene Entschädigung verleihen.
4. So lange eine Ehe besteht, hat der Ehemann für den Schutz, den er der Familie leiht, für seine Mitarbeit am Haushalt und Kindererziehung, sowie für seine pekuniären Beiträge an die Kosten beider, den Anspruch auf Wohnung, Verpflegung und häusliche Bedienung bei seiner Frau.

5. Mit Ausnahme der zu leistenden Beiträge an der Haushaltung, und sowohl an der Erziehung wie an der Verpflegung der Kinder, gehört im übrigen der Erwerb des Mannes und sein Privatvermögen ihm allein, fogut wie Erwerb und Vermögen der Frau ihr allein zukommen. Bei einer etwaigen Scheidung werden dann auch die Vermögen getrennt. Mit den oben genannten, vom Gericht zu bestimmenden Ausnahmen gehören dann die Kinder der Mutter. Dagegen bleibt der Vater, solange er lebt und arbeitsfähig ist, verpflichtet, seinen angemessenen Teil an der Alimentation und Erziehung der von ihm gezeugten noch unmündigen Kinder zu leisten.

„Ein paradiesisches Glück und lauter ideale Zustände“ verspricht sich der Verfasser auch von dieser Ehe nicht. Nur werden Gemeinheit und Laster weniger tyrannisch auftreten können und höherstehende Menschen werden sich freier und naturgemäßer entwickeln können. Vor allem aber werden Ehe und Geschlechtsverkehr sich nicht mehr zu einer konventionellen Lüge gestalten.

\* \* \*

So weit Forel. Ich habe aus dem umfangreichen Buch nur diejenigen Ausführungen herausgezogen und herausziehen wollen, die für die Frau in ihrem öffentlichen Kampf um eine neue Sittlichkeit von besonderem Interesse sind und die zugleich die energische Stellungnahme Forels zeigen den Übeln gegenüber, die auch wir bekämpfen. Wer Forels ganzes System kennen lernen, wer sein Buch zum Studium machen will, wird Einblicke in die häßlichsten Seiten des Lebens tun müssen, auf die hier einzugehen ich keine Veranlassung habe. Der Zweck des Buches war sicherlich ohne diese Einblicke nicht zu erreichen. Manches Kleinliche und peinliche Detail indessen — besonders in bezug auf die lebhaft vom Verfasser vertretene Vorbeugungspraxis — hätte man lieber vermifft; es gehört mehr in einen medizinischen Ratgeber für Eheleute als in ein so großzügiges Werk.

Mein knappes Referat hat also nur über die oben erwähnten Punkte orientieren sollen; es bedeutet nicht in allen Fällen Zustimmung. Ebenso wenig aber läßt sich eine eingehende Kritik daran anknüpfen, da die zahllosen Tatsachenreihen, die zu den Forderungen Forels führen, im Rahmen eines Artikels nicht zu genügender Würdigung gebracht werden können. Nur auf eines dürfte hinzuweisen sein. Während Forel seine Folgerungen meist aus sicheren, ihm wie kaum einem anderen bekannten physiologischen und psychologischen Prämissen zieht, scheint die Verknüpfung der sexuellen Reform mit einer sozialistischen Gesellschaftsordnung auch bei aufmerksamster Lektüre zu äußerlich, um sich uns irgendwie zwingend aufzudrängen. Man hat das Gefühl, als stehe der Verfasser hier nicht mehr auf eigenem Boden, als schiebe er der allerdings wenig befriedigenden heutigen Gesellschaftsordnung eine bereits fertig ausgedachte nur deswegen unter, weil ihm ja selbstverständlich alle Möglichkeiten fehlen, diese neue Ordnung, deren Voraussetzungen wir viel zu wenig kennen, plausibel zu gestalten. Eben die Unmöglichkeit, die für die Zukunft ausschlaggebenden Faktoren zu benennen, sie, soweit es sich um die wirtschaftlich-technischen Grundlagen neuer sozialer Lebensformen handelt, auch nur zu ahnen, macht alle solche Grundrisse einer zukünftigen sozialen Ordnung so überaus unzuverlässig. Hier mischt sich in der Tat ein Stück Utopie in Forels Zukunftsideal.

Das Mißliche solches bis ins einzelne gehenden konkreten Ausbaus zukünftiger Gesellschaftsorganisationen zeigen ja auch die oben zitierten Forderungen Forels für die Zukunftsehe. Ob sie nicht wiederum das Schwergewicht einseitig verschieben? Ob sie nicht auf Grund der augenblicklich gültigen, aber doch eigentlich bedauerlichen Tat-

sache, daß der Vater häufig kaum ein Verhältnis zu seinen Kindern gewinnen kann, seine Rolle in der Familie auch für die Zukunft mehr einschränken, als für die heranwachsende Generation und für seine eigene sozial-ethische Entwicklung heilsam ist?

Aber tatsächlich kommt auf diese konkreten Ausführungen, an die sich freilich die Kritik am leichtesten heftet, wenig an. Weit wichtiger als die Unanfechtbarkeit dieser fernsten Perspektive ist die Fruchtbarkeit des Ausgangspunkts einerseits und andererseits die Tatsache, daß Forel für die nächste Zukunft die Wegweiser richtig setzt. Und sein Ausgangspunkt für die ganze Gestaltung der sexuellen Sittlichkeit ist das Recht des Kindes. Jeder Lösungsversuch der sexuellen Frage muß sich auf die Zukunft und auf das Glück unserer Nachkommen richten, das ist das Kriterium, das er immer wieder an jede Einzelfrage der sexuellen Moral legt. Die Wichtigkeit dieses Ausgangspunktes wird ebenso wenig bezweifelt werden können, als daß für uns der Kampf gegen die reglementierte Prostitution und den Alkoholismus, daß die Hebung der Jugendziehung und die soziale Gleichstellung der Frau die rechten Stichworte für die nächste Zukunft sind. Wir werden uns des starken Mitarbeiters für diese nächsten Ziele freuen dürfen.



## Kreiseriana.

Jüge aus Hans von Bülow's Briefen.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

„Das Gefühl des Mißverhältnisses, in dem der innere Geist mit allem äußeren Treiben um ihn her steht, erzeugt den krankhaften Überreiz, der ausbricht in bittere höhrende Ironie. Es ist ein krampfhafter Ripel, den das schmerzlich berührte wunde Gemüt empfindet, und das Lachen ist nur der Schmerzenslaut der Sehnsucht nach der Heimat, die im Innern sich regt.“

E. Th. A. Hoffmann: Seltsame Leiden eines Theaterdirektors.

Immer muß ich bei Hans von Bülow Johannes Kreislers gedenken, der E. Th. A. Hoffmann-Gestalt, der salamander-glühend, elektrisch-zuckend, ein musikalischer Elementargeist in den Phantasiestücken auf und nieder taucht. Die Ertafen künstlerischen Genießens umbranden mit purpurnen Bogen beide Erscheinungen, das Phantom des Dichters und den Menschen, den wir noch selbst erleben durften.

Und beide sehen wir wesensverwandt von gleichen Dämonen gehegt. Leidenschaft reißt sie über die engen Grenzen hinaus, göttliche Wut gesteigerten Lebens, ein edler Haß gegen das Gewöhnliche und Gemeine. Und überstrafft sind die Saiten des Inneren angespannt, der leiseste Eindruck spielt darauf und erregt Schwingungen. Und alles wird entweder Glück oder Verzweiflung oder grimmiger Hohn, der sich mit spitzen Krallen wehrt und sich selbst damit verwundet. Trolle und Kobolde spuken im

Temperament. Das Menschenkind merkt wohl, wenn sie erwachen und sich regen; sie treiben ihr närrisch-böshafte Spiel; sie ziehen unsichtbare Fäden, daß die Gebärden sich verstellen, und das Gesicht tolle Grimassen schneidet und aus den Mundwinkeln infernalischer Spott spricht. Und das Menschenkind leidet selbst an seinem inneren Spuf, und die scheue, zarte und vornehme Seele birgt sich schamhaft . . .

Johannes Kreislers „musikalische Leiden“ sind auch Hans von Bülow's Leiden. Die Empörung edler Rasse gegen Frohndienst und gegen die gezwungene Lebensknechtschaft im Sold von Mittelmäßigkeit und Dilettantismus schießt flackernd auf, züngelt und sprüht wie Voges Lohc. Aber dann in hohen Feierstunden wachsen der irdischen Gebundenheit weite Geistesflügel, die Gnade göttlicher Momente kommt über Hand und Seele. Musik erwacht in Allgewalt, die Schwarzalben ducken sich, und auf Tönen geht der Heimwehflug ins ferne Land, wo Wähen Frieden findet . . .

\* \* \*

In solchem Sinne kann man die Briefe Hans von Bülow's Kreisleriana nennen. Diese Musikerbriefe<sup>1)</sup>, von der Witwe des Meisters zugänglich gemacht und aufschlußreich begleitet und beleuchtet, sind menschliche Lebensblätter, die weit über den Rahmen musikalischer Zeithistorie herausragen. Comedia vitae humanae geben sie in unerhörter Polyphonie der Stimmungen und der Schicksalsreflexe. Im Wechsel des Gefühls, im Enthüllen und Preisgeben, in Selbsttäuschung und Widersprüchen, in Capricen und sich überschlagenden Launen, in Enthusiasmus und in greller Verzweiflung führen sie ein erregendes, erschütterndes Schauspiel auf, das zu leidenschaftlicher Teilnahme zwingt.

Diese Briefe sind wie der, der sie schrieb, mit Elektrizität geladen. „Den lieben, ganz Exzeptionellen“, nannte Bülow's Mutter den Sohn einmal in einem ihrer Schreiben, die mit leisen Fingerpißen und ängstlich verborgenen Sorgen sich um den Fernen, Umhergehetzten mühen. Nie herrscht Mittelklima, immer wallt es zwischen den Polen in dieser passionierten Natur, und die Stimmung läuft in Extremen. Bülow fühlt selbst den Prozeß der Selbstverbrennung in sich. Und ihre Funken sprühten auf die Strohdächer der Philister.

Furor durchtobt dies Temperament. Vor dem Orchester, wenn er das Werk aus seinen Händen lebendig werden fühlt, hat er Erlebnisse voll ungeheurer Sensationen: Seelenrausch und Extase, wenn sich sein höchster Traum erfüllt, und Tragik und zermürbende Dual, Zusammenbruch und Scherbensturz, wenn das Gelingen fehlt und er nicht aus den trägen Seelen Feuer schlagen kann.

Bülow spricht einmal mit einem kühnen Wort von dem „Orchesterkoitus“, er prägt in einem sinnlichen Begriff sein künstlerisches Genießen, höchste Konzentration, Umarmung und Hingabe, Entrückt- und Gebannt sein in einem überstarken Gefühl. Und man denkt an die Tamnhäuserouvertüre und an den Liebestod Tristan und Isolde.

Bülow rast, fassungslös, haltlos, wenn sein Gefühl gekränkt wird, wenn das angetastet wird, was ihm wert. „Priester und Soldat“ fühlt er sich, das Schwert und die Zunge sitzen ihm lose, und mit heiligem Eiferzorn, „santo spirito cavaliere“, kämpft er für seine Götter, für die „Trinität“ Wagner, Liszt, Berlioz.

Und Laubheit ist ihm ein noch größeres Argernis als Feindseligkeit. Fressendes Feuer möchte er auf die Gleichgiltigen schütten, und im kreislerischen Paroxysmus

<sup>1)</sup> Bis jetzt erschienen fünf Bände, die bis 1879 führen. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

wütet er, er wolle dem Dirigenten ans Pult springen, ihn hinunter stürzen, ihm den Taktstock entreißen, seine Stumpfheit laut geißeln; „sollte es mich ein Auge kosten, wie rasend sehne ich mich es jenem Oboer als Dolch in die lahme, lederne, lumpige Seele zu bohren, ihn zu lehren, daß man mit Beethoven oder Wagner nicht in derselben Tonqualität konverziert wie mit seiner Waschfrau“.

Dies Temperament muß sich austoben, um nicht zu ersticken. Bülow konnte nie neutral bleiben, er mußte sich exponieren, mußte persönlich werden. Der Trieb war überstark, daher die Herausforderungen des Publikums, das er mit Skorpionen züchtigen wollte, wenn es sich nicht würdig erwies; daher die nie ruhenden Preßfedern und kritischen Gänge mit der Kritik. Ein letzter Ritter, streitfroh und glaubensfest, ritt er mit seinem Schild, drauf die Devise „Alle Bülow ehrlich“, in das Turnier, um seine Heiligtümer zu verteidigen. Keine feige Vorsicht, kein ängstliches Überlegen konnte ihn je hindern.

Ein rücksichtsloser Bekenner, betonte er sein „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“. „Die Wahrheit muß herfür“, und er, der vornehme Weltmann von der romantischen Noblesse und der edelen Kultur einer temps passé, wird „fröhlich wütig zur nacktesten Expektoration gedrängt“, zu Augenblicksgrobianismen, wenn die geschliffene, polierte Sprache nicht reicht, seine Empörung auszudrücken. Denn nach Ausdruck ringen, darin besteht dies Bülow-Wesen und Leben, und das zu unterbinden halte niemand die Macht. Von den „Zündnadelproben“ unter Bülows Leitung, dem napoleonischen Musikdespotismus, wo es wettete und einschlug, bekommt man einen Begriff, von seiner Empörung und gebärdenverstellendem Grimm, wenn die Sänger sich Majestätsbeleidigung am Werk eines Großen erlaubten, und mit „applaustrreibender Kraftschreibeis“ auf das Publikum spekulierten. Späßhaft spricht Bülow selbst von dem „konstitutionell beschränkten Quantum privilegierter Offenheit, das man Stall-, Schul- und Kapellmeistern einräumt“; er selbst hat es sich nie beschränken lassen, Zahmheit und Leisetreten waren ihm die größten Sünden, für das „Entsetzen“ ist er nach dem Satz: „Genie ist, wenn man die Leute zum Entsetzen treibt“, und sein größter Haß gilt den Philistern und ihrem spießbürgerlichen „Kinnbackengewackel“.

Bülow hatte jene überwache Nervenregbarkeit, die auf leisesten Reiz reagiert. Mit hypersensibeler Empfänglichkeit nahm er jeden Eindruck auf und genoß so Lust- und Leidgedühle leidenschaftlich potenziert. Künstlerische Verwandte solcher Art sind E. Th. A. Hoffmann, Poe, Baudelaire, und mit ihnen teilt er außer der Nervenraffe die Vorliebe für die Katzen.

Bülow besaß jene nervöse Konstitution, die durch die geringste Veranlassung in einen Zustand scheinbar völligen Zusammenbruches geraten und dann wieder durch einen Eindruck, der seine „moralische Schwungkraft“ belebt, schnell zu Steigerung und Hochflug gerissen werden konnte. In ihm ist das, was Baudelaire an E. Th. A. Hoffmann bewundert, das Opium naturel, das mit neuem Glanz, neuer Lebensfülle und trunkenem Fluidum welke Menschlichkeit erfüllt.

Hans von Bronsart schrieb darüber: „Ich habe Bülow in Zuständen gesehen, die dem Auge des Laien als Vorboten baldigen Hinscheidens erscheinen mußten, dann traten Tage ein, wo er sich relativ gut befand, ja, oft machte er den Eindruck, als sei er so gesund, elastisch und frisch wie jemals.“

In den Zeiten des Tiefstandes kommt über ihn die edle Scham, sich zu verbergen; er flüchtet, taucht unter, spinnt sich in Alleinsein ein; Sehnsucht nach



menschlischer Teilnahme verzehrt ihn, und zugleich widerspruchsvoll peinliche Scheu, sie zu fordern und zu suchen.

Auch die „atmosphärische Genialität“ Goethes ist in dieser elektrisch geladenen Seele. Jahreszeiten haben bei ihm stärksten klimatisch-psychischen Einfluß.

Aberfein ist sein Gefühl für den Ton der Situationen; er wittert die leiseste Dissonanz in den menschlichen Beziehungen, und er leidet, wenn sie nicht gelöst wird. Tagelang muß er dann darüber nachgrübeln, wie es zuging, daß die gegenseitige Einstimmung differierte, daß die Einsätze falsch kamen und der Rhythmus schwankte. Und das oft nur von seiner Sensibilität bemerkte Mißlingen einer Begegnung mit Menschen, die ihm lieb, plagt und peinigt ihn, wie die seinen Ansprüchen nicht genügende Reproduktion eines musikalischen Kunstwertes.

Immer wird er zu einem unwiderstehlichen Miterleben gerissen, er ist so impressionabel, daß ihn Erscheinungen und Eindrücke in verwirrenden Kreis ziehen und er seine seelischen Kräfte, sein Herzblut an sie verschwendet. Ein maßloses Ausleben, ein schrankenloses Verbrauchen der Gefühlskräfte erschüttert diesen inneren Haushalt in seinen Grundfesten. Als er Balzacs Korrespondenz liest mit der Schilderung der ewigen Lebenskämpfe gegen unzählige große und kleine Leiden jeder Gattung und Farbe, empfindet er das Tragische darin bis zum Lebensüberdruß; er muß das Buch fortschließen, da der Anblick ihn stets unwillkürlich zum Lesen reizte und er dann „aus dem Seufzen gar nicht herauskam“. Und von Berlioz Memoiren sagt er: „Es ist schwer, die furchtbare Melancholie, die einen dabei ergreift, allein zu tragen.“ Er bedarf einer tollen französischen Farce, der „voyage autour du grand monde“ von Quatrelles als „Antispleenistikon“, um die Wirkung dieser „Agano- oder Thanatographie“ zu überwinden. Bülow hatte auf seiner Brust jene hautlose Stelle, von der Ibsens Baumeister Solnes spricht, und jede Berührung peinigte seine Empfindlichkeit. Das Impressionabele seines Wesens bewirkte, daß er, die schnellgefakte Beute des Eindrucks, zwischen widerspruchsvollen Stimmungen hin und her geschüttelt wurde. Immer wieder packen ihn die Sehnsüchte nach dem Verleugneten. Er panzert sich mit Härte und Menschenverachtung, er errichtet sich den „zweckmäßigen Hintergrund des Pessimismus“, er wehrt die „deutsche Freundschaftstyrannie“ ab und preist die stolze Einsamkeit und Unabhängigkeit eines Ibsenschen-Nielscheschen Individualismus. Und gleich Nielsche wirbt er sein Leben lang um Freundschaft und menschliche Gemeinsamkeit.

Ein tief Verehrender ist er, mit der unaustilgbaren Begier am edlen Werk zu dienen. Er gesteht selbst ein, nicht pikant und ironisch sei er in Wahrheit, sondern eher sentimental, und er sagt auch, daß er das „arrogante Auftreten“, das gar nicht in seiner Natur liegt, nur als eine unsympathische Schutzwanne brauche.

Aus Eigenerkenntnis wendet er bei denen, die ihm nahe stehen, eine Education sentimentale an. Er warnt eine Freundin vor Melancholie, „das sich Gebenlassen in der Sentimentalität hat sein Gefährliches,“ und er verordnet als Heilmittel Goethe. Seiner Schwester empfiehlt er statt der Nouvelle Héloïse die Causeries du lundî und rät ihr: „sei recht vernünftig, laß alles Schwärmen für Wunderfames, was es nicht gibt, dann lebt sich leichter, heitrer“.

Er selbst aber ließ nie vom „Wunderfamen“, und das „leichtere heitere Leben“, das ihm, wieder ähnlich wie Nielschen, in Italien manchmal wie ein milder Abendhauch fühlbar vorbeiflog, ward ihm nie in Ganzheit.

Er litt schwer an sich selbst. Bitter und höhnisch sagt er, er möchte seine Verfassung wegschleudern wie einen „schief getretenen Gummischuh“. Er kommt sich manchmal lebensunfähig vor, wenn er sieht, wie gegen seinen besseren Willen die Spukgeister und Trolle seines Innern böshaften Schabernack treiben, Hindernisse zwischen ihm und den letzten Freunden türmen, daß man nicht mehr zu einander kann. Bülow weiß, daß er gegen seine Reizbarkeit schutzlos ist, daß er sich austoben muß, und mit der vornehmen Gerechtigkeit, die ihn nie verläßt, nimmt er meist alle Schuld auf sich. Aber tiefschmerzlich wird es ihm, wenn sich wieder ein Band löst. Es ist ergreifend, in den Hannoverischen Kapiteln zu lesen, wie Bronsart, der Intendant, und Bülow, der Kapellmeister, um ihre Freundschaft ringen, sie zu erhalten, wie jeder sich müht, Konflikte zu meiden, wie Bülow vor allem mit peinlichster Sorge darauf bedacht ist, daß durch ihn des Freundes Prestige nicht verlegt wird.

Immer neigt er dazu, sich aufzuopfern, vorausgesetzt, daß man die „Idee“, für die sein Ungestüm ins Zeug gegangen, respektiert. Und immer sagte er sich, was er den Münchenern, die ihn zurückholen wollten, schrieb: „Mitunter kommt es mir vor, als verstände ich selbst ganz und gar nicht mit meinen Landsleuten zu verkehren — woher sonst die ewigen Mißverständnisse, Verkennungen, Falschdeutungen?“

Unter schweren Depressionen leidet dieses Leben. Ihm ist gegeben, an keiner Stätte zu ruhen. Die wilde und wüste Hege des reisenden Künstlertums, der gebieterische Zwang des „making money“ peinigt diese empfindliche, feinhäutige Art mehr als die Gewerbsmäßigen. Er wütet und eifert gegen das Metier, gegen die Sklaverei: Je voyage comme un coffre, je travaille comme un nègre; chrétien errant nennt er sich und er beklagt die Kastlosigkeit und Pflaglosigkeit seines Lebens. Doch diese Klagen sind nie weichlich, sondern immer voll der bitteren Gefaßtheit der Notwendigkeit. Das zeigt sich weniger bei den „petites misères de la vie“ des Pianisten, Kapellmeisters und Musiklehrers, als bei den wirklichen Katastrophen des Lebens. Hier ist er wortkarg, und jene Scham des edelen Besiegten bestimmt ganz sein Verhalten. Als er durch die Untreue eines Agenten ein Vermögen, den Lohn einer verhassten Gastspielreise einbüßt, konstatiert er das nur und bittet ihn mit Trost und den beliebten nachträglichen Ratschlägen zu verschonen.

Schwerer als der Geldverlust aber, das merkt man hindurch, ist ihm die schmutzige Berührung mit dem Menschlich-Ordinären.

Alles Erlebte schlägt krallige Fänge in sein Inneres, und nie wird er befreit von den Wunden der Vergangenheit. Nichts vernarbt, und immer wieder strömt das rote Blut.

Bülow bestärkt sich einmal seine Meinung vom „Glück des Vorbei“, von der Erleichterung durch definitiven Abschied, aber Selbsttäuschung war das. Die Vergangenheit behielt dämonische Macht über ihn und was ihn wirklich einmal besessen, dafür gab es kein Vorbei. Von der tiefen Lebenstragödie, die ihn vergiftet, in der er der Unterlegene war, und Freund und Weib verlor, um dafür selbstquälerisch das Werk des Freundes weiter zu lieben und dafür zu schaffen — von dieser Tragödie bringen an die Oberfläche der Briefe nicht viel Zeichen. Nur einmal bricht es los, als Bülow von dem für ihn so furchtbaren Jahre 1869 schreibt, und dann als er 1876 mit furchtbarer Gefaßtheit sich klar macht, daß er, der am Bayreuther Werk den stärksten Anteil hat, durch seine Tragödie, durch „Schicksal und Weltküde als ein

Verdammt ausgeschlossen ist, dem wichtigsten Kunstgeschichtsereignis des Jahrhunderts beizuwohnen.“

Er begreift — es ist nach einer Amerikafahrt — den schaurigen Wahnsinn nicht, der ihn nach Europa zurückgetrieben, und er hegt den Plan einer vollständigen Auswanderung, schon um nicht in der Nachbarschaft des Bayreuther Festtheaters zu weilen, das „zu besuchen gewissermaßen ebenso absurd für ihn wäre als es nicht zu besuchen“. Der Tristan, die Dichtung vom Treusten, der untreu ward, ist ihm ein „fatalistisches, ominöses Werk“ geworden, aber los werden kann er dies „unvergleichlich schöne Gift nicht wieder“, und das Werk des Meisters bleibt, was auch der Mensch ihm angetan, ihm hoch und hehr. Dies Verhältnis Bülow's zu Wagner, das über die menschlichen Gebundenheiten und die quälerischen Irrungen der Affekte herauswächst, und unabhängig von ihnen ein Jenenseits rein künstlerischen Fühlens sich schafft, dies zeugt von einer Edeltrasse ohne Gleichen.

Das ist überhaupt ein starker Trieb in diesem Leben, „die Leidenschaft zur Noblesse“; seine alte Familiendevise „alle Bülow's ehrlich“ erweitert er zu der Parole „honnête et exalte“, gern gebraucht er den so oft mißbrauchten Begriff Gentleman, und er selbst war solch einer sans peur et sans reproche, und dies mittelalterliche Ritterwort kann man brauchen, denn wahrhaft ritterlich, unzeitgemäß und romantisch hielt sich dieser Edelmann in allen Lagen seines vielumhergetriebenen, hart kämpfenden Lebens.

Bülow muß sich seine Existenz mit schweren Opfern verdienen. Die Reisen, nach Rußland z. B., „um sich einen Monat italienischen Himmels zu erkaufen“, zermürben ihn; er leidet unter dieser Erwerbssjagd, und aufatmet er, in „Sabbatabendscheuerluft“, wenn solche Zeit hinter ihm liegt. Er nimmt sie auf sich, um seiner Berufung möglichst unbeeinträchtigt durch materielle Interessen dienen zu können. Als er den Plan der Mannheimer Nationalbühne trug und darüber verhandelte, war ihm der Geldpunkt Nebensache. Das Honorar von Boß für Bearbeitungen lehnt er ab, da die früheren Bedingungen verjährt und er es „ungentlemanlike findet einen Verleger zu steigern“.

Er gibt Rubinstejn, der reich war, nichts nach in freiem sich zur Verfügung stellen, und stets hat er leichte Hand und offene Taschen für die Angelegenheiten seiner Freunde, wie er z. B. freudig das Geld hergab, um Freund Ritters Poesien zum Druck zu helfen.

\* \* \*

„Musikmüde bin ich selten, menschenmüde immer“, schrieb Bülow, und an seiner Tür in Hannover konnte man lesen: „Vormittags nicht zu sprechen, Nachmittags nicht zu Hause“.

Um so stärker entwickelte sich auf dem Boden dieser allgemein theoretischen Menschenabneigung die Sehnsucht und der Wunsch nach einer Verständnissgemeinschaft mit den Besseren. Familie war ihm Gräul, er suchte Wahlverwandschaften, er dachte an eine Art unsichtbarer Kirche, an eine „Franc-Maçonnerie des gens d'esprit“. Nach solchen war er immer, wie Nietzsche, korsarengleich auf Raub aus. Von solch stürmischer Heftigkeit waren seine Freundschaften, von solchem Bedürfnis nach Einstimmigkeit erfüllt, daß in ihnen überreichlich Konfliktkeime ruhten, und die Möglichkeiten bitterer Enttäuschungen und gestörter Illusionen allzu nahe lagen. Glücklicher, leichter

und erfreuender sind die Beziehungen Bülow's, die sich rein menschlich jenseits von der Musik ansinnen und in denen die Liebe zu einem freieren, heiteren Wesen sich betätigen kann.

Bülow besaß eine feinschmeckende Intelligenz für allerlei Exemplare menschlicher Gattung, er verstand die buntscheckigsten Besonderheiten, wenn der Fall nur abseits der musikalischen Orthodoxie lag, und konnte sich daran erfreuen und sich in diesen Freuden ausruhen.

Aparte Menschenkenntnisse sind hier zu lesen. Eine außerordentlich pikante Analyse gibt er von dem polnischen Grafen, auf dessen Schloß er 1854 als Lehrer verschlagen wird: „Er hat in seinem Äußeren jenen geistreich-sinnlichen pli, ähnlich wie der Kopf einer zutraulichen Rabe, jenes tierisch-intelligente Element, das über das fein-menschlich-stupide durch seine Naturwahrheit imponierend erhaben ist. Er verehrt den Kladderadatsch mit Verstand und Enthusiasmus, und mein Herz sonnt sich, wenn er sich darüber ausläßt. Er läßt sich von dem Spiritus packen, und das ist schon sehr viel; wenn ich einen witzigen Einfall habe, ist er hauptsächlich mein Publikum, und zwar, wie ich es liebe, nicht äußerlich bewundernd, aber sichtlich und innerlich konsumierend.“

Aus solch bunter Menschenbeute, die sich in diesen Briefen spiegelt, hebt sich heraus Karl Gillebrand und der Florentiner Kreis um Frau Lauffot. Er verhaßt Bülow in jenem kritischen Jahre 1869, als er aus Deutschland floh, als er glaubte, keine Musik mehr hören zu können, zu einer Wiebergeburt. Ähnliche Atmosphäre herrscht hier, wie in Nießches Turiner Stimmungen, da auch er von Wagner genesen wollte und den lachenden, glitzernden Rausch der Carmen feierte.

„Hier fängt die Liebenswürdigkeit unseres Gestirns erst an“, sagt Bülow entzückt von Florenz, er genießt das „Opium der Sonne in den Cascinen“ und das liebenswürdige Heidentum des Katholizismus. In solchem Zeichen beginnt der dritte Akt seiner Lebenskomödie. Und wie diese Bühne, so sind ihm die Menschen sympathisch: „mit ganz ähnlichen Leiden geschlagen, zum Vergessen wie vorher zum Entfagen gleich fest entschlossen, freundlich-fatalistisch empfindend, heiter-pestimistisch denkend, und darum dankbar der Gnade des Schicksals für jeden frohen Augenblick.“

Frau Jessie Lauffot ist in Florenz für Bülow eine Heiterkeitsentbinderin; sie macht alle die spaßenden, spielenden Launen frei, die krausen, sich überschlagenden Wendungen, die Clownerien des Stils, die Grotesken des Einfalls, der schnurrigen Namengebungen und Verdrehungen, die Belustigungen des Verstandes und Witzes, in denen der Melancholiker so groß war wie sein Geistesbruder Johannes Kreisler. In den Briefen an diese Frau tanzt sein Geist verwegen mit kühnen Pirouetten auf dem Seil als ein weiser Narr und wirft Confetti auf die plundrige Welt herab. Und voll Zickzack-Ornamente sind auch die Briefe zwischen Bülow und Gillebrandt, dem vollendeten Künstler des Essays und des literarischen Portraits, der freilich an einem Bülow, an der „schönsten Zierde der Florentiner Menschen-Menagerie“, ein reifes Sammlervergnügen haben mußte. Gillebrandt weiß wundervoll mit Bülow plaudernd umzugehen. Er schildert ihm, wie die Florentiner Freunde behaglich schnurren und spinnen, den Ragen gleich, die jene Freunde ebenso lieben, wie Bülow. Sie gehen nicht einmal mehr ins Theater; sie haben sich teleskopische Operngucker angeschafft und sehen sich vom warmen Kaminfeuer und Sessel aus die Weltkomödie an, und er ruft Bülow zu: „Ja, wenn Sie noch manchmal hier wären, Sie kratzbürstig-pulver-

ratetiger bout en train. Wenn Sie nicht bald kommen, dann schlafen wir wirklich ein. Sie haben doch nicht die philiströse Idee, reich werden zu wollen; das lassen Sie den Naiven. Frei werden ist genug und höchstes Ziel für den wirklich Gebildeten.“ Und ein andermal lockt er den Freund: „Komm her ins Land der Sonne, wärme Dich wie eine Eidechse an der Casinenhecke, laß Dich streicheln von den italienischen Grazien, laß Deine Ohren schwelgen in der weichen Sprache Americus', bis die Nerven wieder ruhig, die Haare wieder gekämmt, die Knochen durchwärmt, die Helmholzschen Ohrtuben wieder gestimmt sind, und dann gehen wir mit Dir zurück und lauschen Dir, oder mit Dir, den Christusharmonien des Meisters, als ob wir wirklich keine eingefleischten Heiden wären.“

Zur „Franc-maçonnerie des gens d'esprit“ gehörte auch Ferdinand Lassalle, dessen epikuräisch-raffinierte Symposien — einmal gab es Haschischpastillen in türkischen Pfeifen — hier sich spiegeln und von dem einige grazios gezirfelte Episteln besondere Würze in diese musikalische Welt streuen.

Auch Nietzsche-Zusammenhänge erscheinen. Zunächst rücksichtslose, schonungslose Wahrheiten Bülow's über die Kompositionen Nietzsches, denn „in der Musik hört die Höflichkeit auf“. Entsetzlich, schädlich, antimusikalisch, von apollinischem Element keine Spur — das ist noch das mildeste in Bülow's Expectoration. Er fühlt, als Tristaninterpret, etwas Schuld daran, „einen so hohen und erleuchteten Geist in so bedauerliche Klavierkrämpfe gestürzt zu haben“.

Nietzsche nimmt die vernichtende Kritik mit guter Haltung auf: „mancherlei ist wahrscheinlich durch technisches Ungeschick so querbeinig aufs Papier gekommen, daß jedes Anstands- und Reinlichkeitsgefühl eines wahren Musikers dadurch beleidigt sein muß“.

Auf vielen anderen Wegen aber treffen und grüßen sich die beiden Geister in sicherem Einvernehmen. Gemeinsam war ihnen die Abneigung gegen die deutsche Kleinbürgerei und der Kultus des Europäertums.

Bülow ist begeistert von Nietzsches Schilderung des Bildungsphilisters, des Mäcens der Kunst ohne Stil. Er fühlt sich mit diesem Kämpfer eins und sagt: „die ästhetische Internationale ist für unser einen ein weit obdüsserer Gegner als die der schwarzen oder roten Banditen.“ Und brillant, ganz wie aus seiner eigenen Werkstatt geprägt, findet er das Flugwort: „Öffentliche Meinungen — private Faulheiten“.

\* \* \*

Wie ein Reigen aus Hoffmann's Erzählungen ziehen dann Gefühlsepisoden vorüber. Die heftige Empfänglichkeit dieses nervösen Temperaments wird leidenschaftlich erregt durch graziosen Frauenreiz; eine sehr verfeinerte essentielle Sinnlichkeit ist das, durch das Medium künstlerischer Nerven geht sie, und ein Selbstgenuß der eigenen Gefühlssteigerung ist dabei wesentlich; ein passionierter Mensch empfindet sich selbst voller, schwebender, ausstrahlender in den Ausnahmezuständen, es ist wieder das opium naturel, das Wunder und Träume wirkt und den Rausch voll Glückszillusion.

Geschmack voll Delikatesse hat Bülow, — „les nuances c'est tout, en musique comme en amour“ —, der wundervolle Reiz eines Frauenohrs entzündet ihn; es wirkt „gut abgerundet und gemeißelt wie ein Magnet“. Die Rubensweiber — la fameuse chair école flamande — degoutieren seine empfindlichen Nerven: „une femme doit être mobile, qual piuma al vento, une femme doit être portative“.

In Padua heißt sie Elvira, und sie ist eine Tänzerin; nur in Noten kann er ihr Wesen wiedergeben: Gluck, Iphigenie in Aulis.

Ein Bann ist über ihm, und ganz hoffmanesk schildert er selbst diesen seltsamen Liebesalb: die feuchte Luft von Padua, das unerhört tolle Dim-bam der Viertelstundenglocken, eine Trauerstimmung voll Gefühls der Raum- und Zeitlosigkeit, voll Unbehagens und doch voll magischen Reizes. Und die Probe, in die er Elvira begleitet: „sie hat mir die Seele aus dem Leibe getanzt, es kam mir vor, als schrumpfte ich bei jedem Pas mehr zusammen, bis schließlich zur Größe eines J-Punktchens. Nur mit einem Gaskischrausch war die Empfindung zu vergleichen.“

In Mailand heißt sie Giulia wie ein Phantom Callotscher Phantasiestücke: Bülow genießt hier seine „kur durch Glückseligkeit, gegenwartstrunken à la Goethe“. Medium ist die Musik. Als Giulia spielt, hätte er vor Entzücken und Lebensfreude laut aufschreien mögen. Schöpfergenuß ist diese Emotion, und er gesteht sich: „ich habe Giulia in ein paar Monaten entwickelt — aus eigener Kraft, daß es ein Wunder ist. Wie unrhythmisch war sie trotz aller Anmut, wie rhythmisch schritt sie jetzt neben mir einher, auf dem Gange in die Kirchen, Museen, Campi Santi. Wie rhythmisch kniete sie nieder, als wir Sonntags die Messe hörten; wie rhythmisch fächelte sie abwechselnd sich und mich — mein Werk, mein Geschöpf, meine Wiederschöpferin.“

Und dann erscheint, kapriziös und verwirrend, wie eine princesse lointaine, die schöne Baronin D., die Washingtoner Leidenschaft. Und Bülow, aufgewühlt, zerrissen, schreibt ihr zwischen den Schlachten, zwischen den Konzerthegen, zuckende, vibrierende Briefe. Eine phantastische Symphonie bilden sie, einen Karneval der Stimmungen. Das hastige Unruh-Thema geht hindurch, von Ort zu Ort gejagt wird er, er muß „amuser, ennuyer ce tas d'imbéciles qui se nomme public. Mes jambes et mes mains font leur service comme des nègres alcoolisés — il n'y a que le coeur qui flambe toujours avec la même violence et qui crie à se rompre: Romaine, je t'aime, je t'aime.“

Weiche dunkle Moll-Passagen flüstern von Traum und Frieden, von der Melancholie Venedigs. Dazwischen brillante Käufe, ein Spiel der Einfälle, die der Mondäne huldigen und ihr ein geschmeicheltes Lächeln auf die Lippen zaubern sollen, und dann ein Scherzo, wie die Szene einer komischen Oper, als die beiden „Clavierter“ sich vor Bülow um das Tempo einer Beethovenschen Sonate streiten und er, um nicht zu sagen „vous êtes tous deux des imbéciles“, bald dem einen recht gibt, bald dem andern und dabei an nichts anderes denkt als an die geliebte Frau.

Dann wieder aufgewühlte Schmerzensteine, die Sehnsucht nach einem Wort von ihr, einem petit mot: — c'est désespérant les monologues sans intermèdes, und bitteres Zürnen auf die „ennemie“, und Gefühl des ganz Verfallenseins voll graufamen Glücks.

Ein Kapitel „Notre coeur“ ist das. Es durfte in diesen reichen Menschenbüchern nicht fehlen. Und so wogt denn in ihnen, wie im Werke Balzacs, des von Bülow so Bewunderten, des Lebens furchtbarer und herrlicher Überfluß. —



# Jugendfürsorge und Strafrecht in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Von

Anna Papprik.

Nachdruck verboten.

Einer der lehrreichsten Vorträge des Internationalen Frauenkongresses im Juni 1904 zu Berlin war der Bericht der Amerikanerin Miß Sadie American-New-York über die „Jugendgerichte“ (Juvenile Courts); — lehrreich, weil diese Einrichtung uns als eine notwendige Ergänzung unseres Fürsorgeerziehungs-Gesetzes erschien und weil wir Frauen, angesichts der bevorstehenden Revision des Strafgesetzbuches, uns mit erhöhtem Interesse den Problemen einer geläuterten Strafrechtspflege, besonders des Strafvollzuges, zuwenden. Naturgemäß konnte die Rednerin im engen Rahmen ihres Referats nur die großen Richtlinien dieser Einrichtung skizzieren, die sich erst im Zusammenhang mit der gesamten Fürsorge- und Strafrechtsbehandlung der Jugendlichen in Amerika zu einem lebendigen Bilde gestalten. Dieses lebendige Bild verdanken wir einer meisterhaften Monographie des österreichischen Gelehrten Dr J. M. Baernreither „Jugendfürsorge und Strafrecht in den Vereinigten Staaten von Amerika“;<sup>1)</sup> er hat uns mit dieser Studie einen wertvollen Beitrag zur Erziehungspolitik unserer Zeit gegeben, einen Beitrag, der hoffentlich auch unsere Strafrechtspflege befruchten wird.

Dr Baernreither berichtet, daß Edward Livingstone der Erste in Amerika gewesen ist, der bereits 1820 das Strafrecht von einem durchaus modernen Standpunkt aufgefaßt hat. Die Volksvertretung von Louisiana hatte ihn beauftragt, ein Strafgesetzbuch zu verfassen. Er legte einen ausführlichen Plan für das Werk vor, und geht dabei von der Idee aus, daß in einem Strafsystem, das die Freiheitsentziehung vorsieht, das ganze Resultat davon abhängt, wie diese Freiheitsentziehung geschieht, wie sie eingerichtet wird und wie sie wirkt. Die Volksvertretung von Louisiana billigte seinen Plan und weist in ihrem Auftrag ausdrücklich darauf hin, daß „die Vergeltung dem Gesetze fremd bleiben solle und das einzige Ziel der Strafe darin bestehe, die Begehung einer strafbaren Handlung zu verhindern.“ Ganz besonders verständnisvoll zeigt sich Livingstone in seiner Auffassung über die Behandlung der jugendlichen Verbrecher. Er vertritt die Ansicht, daß der Ort, in dem die straffällige Jugend untergebracht werden soll, mehr eine Erziehungs- als eine Strafanstalt sein müsse, eine Schule, in welcher die verbrecherischen Gewohnheiten des Zöglings eine strenge Disziplin verlangen, die aber immer eine Schule bleiben müsse. Livingstones Plan ist damals noch nicht verwirklicht worden; Baernreither nennt ihn mit Recht „eins jener vorausseilenden Geistesprodukte, welche im Strom der Zeit zu verschwinden scheinen, aber nach Jahren und Jahrzehnten, wenn sich dieselben Gedanken wieder zu heben beginnen und das Leben zu beherrschen anfangen, nicht wenig zu ihrem Siege beitragen.“ Tatsächlich werden denn auch jetzt die meisten der amerikanischen Anstalten für Fürsorgezöglinge und jugendliche Verurteilte nach diesen Prinzipien eingerichtet und geleitet. —

<sup>1)</sup> Verlag von Dunder & Humblot. Leipzig 1905. Preis 7 Mark.

Die Amerikaner unterscheiden zwischen verlassenen und verwahrlosten Kindern (orphans, neglected, dependent children) und straffälligen Kindern (delinquent children). Für beide Kategorien gilt der Grundsatz der Erziehung, und da die Grenzlinie zwischen beiden sich oft nicht scharf genug markiert, so sind sie in manchen Anstalten vereinigt, doch geht die neuere Tendenz dahin, sie zu trennen, weil bei den „Straffälligen“ doch vielfach strengere Formen der Erziehung angebracht sind. Die Altersgrenze, innerhalb welcher das Prinzip der Zwangserziehung unbedingt Geltung hat, ist in der Regel das vollendete 16. Lebensjahr, aber in vielen Staaten ist man noch darüber hinausgegangen. Personen, die wegen Verbrechens zum erstenmale verurteilt werden, und zwischen dem 16. Lebensjahre und einem mittleren Lebensalter stehen (dieses ist in den verschiedenen Staaten verschieden normiert, z. B. auf das 25., 30., ja selbst 40. Jahr), können von dem Richter in besondere Anstalten verwiesen werden, in die sogenannten Reformatory Prisons, welche in erster Linie Erziehungs- und Besserungszwecke im Auge haben.

„Die Verurteilungen der Jugendlichen sollen keine Strafurteile sein“ — heißt es in einem dieser Anstaltsberichte — „sondern eine Überweisung in eine Anstalt zur Erziehung und Disziplin. Die Idee, daß die Insassen unserer Reformatories meistens geschädigte und nur deswegen verbrecherische Individuen sind, wird immer allgemeiner anerkannt. Einen gewissen Einfluß mag man der Vererbung zuerkennen, die Hauptursachen der Kriminalität der Jugend aber liegen anerkanntermaßen in der fehlerhaften Umgebung und in dem Mangel der Bedingungen für eine gesunde körperliche und geistige Entwicklung.“ Ja, diese Anstalten streben noch mehr an, als „Erziehung“, sie wollen eine „Reformation“, d. h. eine Umwandlung des Individuums herbeiführen, seine äußere und innere Befreiung von verbrecherischen Anlagen und Gewohnheiten, zugleich aber seine Ausstattung mit physischer und moralischer Gesundheit, mit Selbstachtung und Selbstbeherrschung, mit Kenntnissen und solchen Fertigkeiten, die es ihm auch tatsächlich ermöglichen, sein Brot ehrlich zu verdienen. Der Vergeltungsgedanke ist ausgeschaltet; nicht die Reue, das Rückwärtschauen wird gepflegt, sondern der junge Mensch wird im Gegenteil darauf hingelenkt, selbst die Initiative zu ergreifen, ein anderer Mensch zu werden. Dieser Umbildungsprozeß des Individuums läßt sich der Zeit nach nicht von vornherein bemessen. Es ist eine Art Heilungsprozeß, dessen Dauer nicht vorausgesagt werden kann, daher die „Indeterminate Sentence“, d. h. die Überweisung in die Anstalt, durch Verfügung des Richters, auf unbestimmte Zeit. Die Dauer der Internierung darf jedoch 5 Jahre nicht übersteigen; dieser Termin gilt als Maximal-Strafzeit in Zwangserziehungsanstalten. Gerade dieser Urteilsform wird in Amerika eine große erzieherische Wirkung zugesprochen; Baernreither bezeichnet sie direkt als das „Rückgrat des Reformatory System“. Die psychologischen Voraussetzungen dieser Methode legt Frederic Howard Wines in seinem Werke: „Punishment and Reformation“ folgendermaßen dar:

„Durch Zureden läßt sich das Pflichtgefühl nicht wecken; ein direktes Anwenden transzendenter Motive schlägt fehl. Deswegen müssen Motive ins Spiel gebracht werden, die auf den Sträfling höher wirken, und dieses Motiv ist die Freiheit! Der Sträfling darf daher auf der einen Seite keine Hoffnung auf Begnadigung, keine Aussicht haben, in absehbarer Zeit loszukommen, sondern nur die Aussicht, durch seine Aufführung sich die Freiheit zu erwerben. Die Aufführung des Sträflings darf aber nicht in einem resignierten Sichfügen in die Gefängnisdisziplin bestehen, sondern hier setzt das Reformatory System mit allen seinen Mitteln der Arbeit, der Erziehung und Religion ein, die alle dem Umwandlungsprozeß dienen, dem das Individuum unterworfen werden soll. — Die Arbeit, die in Frage kommt, muß vor allem die richtige Arbeit sein, produktiv, nicht bloß Muskelübung, sondern mit Aufmerksamkeit, Berechnung und Nachdenken verbunden, d. h., sie muß ein gewisses technisches, produktives Ziel haben. Von der richtigen Unterweisung in der Arbeit hängt die Leistungsfähigkeit ab, das erste Erfordernis der Entlassung.

Die Erziehung, d. h. der Unterricht nicht nur in den Schulfächern, sondern in gewerblichen, technischen, landwirtschaftlichen Handierungen, liegt in der systematischen Arbeit und ist zugleich die Voraussetzung derselben. Darüber hinaus muß sie aber auch die Erweckung der geistigen Regsamkeit und des geistigen Interesses zu erreichen suchen, damit der Sträfling nicht vergeblicher Reue, dem Grübeln über die Vergangenheit, unzüchtigen Gedanken, der Verbitterung und neuen Plänen zur Übertretung der Gesetze nachhänge. Daher Unterricht in Gesetzeskunde, Verfassung, politischer Ökonomie, praktischer Ethik, alles in anregender Form, um Interesse und Selbstdenken zu wecken. Aber neben der Erlangung der Freiheit



werden noch andere, nähere Motive wirksam zu machen gesucht. Der Sträfling soll auch unmittelbare Vorteile erreichen können, die er noch in der Anstalt selbst genießen kann, wenn er sie durch sein Verhalten selbst verdient. In vielen Fällen sind diese näheren Motive geradezu der erste Anstoß zur „Reformation“. Die Bedürfnisse des Sträflings bilden den ersten Anstoß für seine Besserung; sie sind die vorhandenen Motive, um ihn auf dem rauhen Pfad seiner Umbildung vorwärts zu drängen. Unverbesserlich ist nur derjenige, dem keine Bedürfnisse, keine Motive einzupflanzen sind. Ein Bedürfnis herauszufinden heißt ein Motiv schaffen. Ist ein Motiv gegeben, so kann man eine Gewohnheit in Gang bringen. Eine Gewohnheit anlernen ist soviel wie Charaktereigenschaften hervorrufen. Gewohnheit ist die Schule des Gewissens. Gewissen und Gewohnheit verstärken sich gegenseitig.“

Die Freiheit, die sich der Sträfling selbst verdienen muß, ist zuerst nur eine bedingte, d. h. er wird „on parole“ entlassen. Während der Probezeit untersteht er der Beaufsichtigung der Anstalt und ist dem über ihn verhängten Urteile noch nicht entrückt. Erst wenn er die Prüfung der probeweisen Freiheit bestanden hat, erfolgt seine definitive Entlassung.

Nachdem wir das Prinzip kennen gelernt haben, auf dem diese Reform-Zwangserziehungsanstalten aufgebaut sind, wollen wir uns durch den Verfasser in die eine oder andere derselben einführen lassen. Die erste dieser Anstalten „Elmira“ (für Knaben) wurde bereits im Jahre 1876 eröffnet und ist seitdem vorbildlich für viele andere geworden.

Die größte Sorgfalt wird in dieser Anstalt auf die körperliche Pflege und auf die Verbesserung des gesundheitlichen Zustandes gelegt. Turnen, Bäder, Massage und reichliche Kost dienen diesem Zwecke. Der Schulunterricht wird in vielen, mehr als 20 Klassen erteilt, um so viel als möglich individualisieren zu können; daneben gewerbliche Ausbildung in 38 verschiedenen gewerblichen Berrichtungen. Die sämtlichen Insassen der Anstalt — durchschnittlich ungefähr 1500 — sind in drei Grade eingeteilt. Jeder Neu-Ankömmling tritt in den zweiten Grad und kann, je nach seinem Verhalten, in den ersten Grad aufsteigen, oder in den dritten versetzt werden. Ein sorgfältig ausgearbeitetes Markensystem regelt dies Auf- und Absteigen. Die Disziplin wird jetzt ohne körperliche Züchtigung aufrecht erhalten.

Unter den Anstalten, die nach dem Muster von „Elmira“ eingerichtet sind, gehört „Concord“ in Massachusetts zu den bedeutendsten. Es dürfte von Interesse sein, einen Blick in den Lehrplan dieser Anstalt zu werfen. Der Schulunterricht wird zunächst in den Gegenständen der Volksschule erteilt, dann aufsteigend bis zum Vortrag von Geschichte, Staatslehre, Ethik. Es finden regelmäßige Prüfungen statt, in denen — in den oberen Klassen — u. a. folgende Prüfungsfragen vorgelegt werden: „Wozu dient das Blut im menschlichen Körper?“ „Welches ist die Wirkung des Alkohols auf die menschliche Herztätigkeit?“ „Welches ist der wesentliche Unterschied zwischen der Stadt- und der Grafschaftsverwaltung?“ „Was versteht man unter einem Strafprozeß? was unter einem Zivilprozeß?“ „Wenn Unordnungen ernsterer Natur in einer Stadt ausbrechen würden, wessen Pflicht wird es sein, sie zu unterdrücken?“ „Welches ist der moralische Einfluß, den der Güteraustausch auf die Zivilisation der Welt ausübt?“ „Welches ist der Einfluß eines festen Vorsatzes auf den Charakter?“ „Welches ist der Unterschied zwischen „cooperation“ und Sozialismus?“ und ähnliche mehr.

Eine besondere Einrichtung in „Concord“ ist die Vereinstätigkeit unter den Sträflingen. Sträflinge des ersten Grades, also die besten, dürfen sich gesellschaftlich zusammentun, um Sonnabend und Sonntag Abend belehrende Unterhaltungen, musikalische und andere Deklamationen und Vorträge zu veranstalten. Programme hierzu werden von den Vorstehenden dieser Vereinigungen zusammengestellt, in der Anstalt gedruckt und verteilt. Anstaltsbeamte sind bei diesen Veranstaltungen nicht zugegen. Der Direktor sagt von diesen Abenden, daß sie dazu beitragen, die Disziplin selbsttätig aufrecht zu erhalten, und lobt ihren Einfluß.

Auch der Wochen-Speisezettel, der uns aus einer anderen derartigen Anstalt übermittelt wird, trägt zur Bervollständigung des Bildes bei. Es gab am

## Sonntag:

Breakfast: Beef Pudding, Bread, Syrup & Coffee.  
 Dinner: Pork and Baked Beans, Pickles, Bread, Syrup & Coffee.  
 Supper: Ginger Bread, Bread, Syrup, Cocoa & Sugar.

## Montag:

Breakfast: Stewed Prunes, Sugar, Bread, Syrup & Coffee.  
 Dinner: Boiled Beef & Vegetable Soup, Bread & Syrup.  
 Supper: Fried Mush, Bread, Syrup & Coffee.

## Dienstag:

Breakfast: Stewed Raisins, Sugar, Bread, Syrup & Coffee.  
 Dinner: Beef, Mashed Potatoes & Turnips, Dressing, Bread & Syrup.  
 Supper: Ginger cakes, Bread, Syrup & Coffee etc. etc.

Zum Schluß möge ein Blick auf die Statistik uns über die Erfolge belehren. Seit 1876 bis einschließlich 1903 wurden 12 044 Personen in Elmira aufgenommen, die unter der „Indeterminate Sentence“ standen. Davon wurden in dieser Zeit 29 ohne Bedingung, 7804 dagegen auf Probe entlassen; 1137 haben in der Anstalt das Maximum der Strafzeit abgebüßt; 28 sind entsprungen; 213 sind in der Anstalt gestorben; 1456 wurden an andre Gefängnisse, an Irrenhäuser und Spitäler abgegeben. Also stehen 7833 Entlassene, d. h. Gebesserte, 1697 gegenüber, die teils gestorben, in Hospitäler oder andre Anstalten überführt werden mußten, während die 1137 nach verbüßter Maximal-Strafzeit Entlassenen unter die Rubrik „unbestimmt“ fallen. Der Prozentsatz in den übrigen Anstalten ist ein ähnlicher, doch weisen die Zahlen in den letzten Jahren immer günstigere Resultate auf, je mehr das System der Spezialisierung durchgeführt wird.

Ein weiteres und besonders wichtiges Glied in dem System bildet die sogenannte „probation“ (Bewährungsfrist). Dr Baernreither charakterisiert das Wesen der Bewährungsfrist dahin: „probation“ ist nicht bedingte Verurteilung, weil in der Regel keine Verurteilung erfolgt, wenn der Versuch mit der ‚probation‘ gemacht wird; sie ist auch nicht Strafaufschieb, weil keine Strafe von vornherein ausgesprochen wird, also auch kein Aufschub derselben stattfinden kann; ebenso wenig ist sie bedingter Straferlaß, weil noch keine Strafe vorhanden ist, die bedingt zu erlassen wäre. Probation ist vielmehr Aufschub der Verurteilung, ein Aussetzen des Verfahrens zugunsten des Versuches, ob das Verhalten des schuldigen und geständigen Angeklagten, wenn er in Freiheit belassen, aber unter den Einfluß einer erziehlichen Überwachung gestellt wird, sich nicht derartig zufriedenstellend gestaltet, daß der Besserungszweck vernünftigerweise als erreicht angenommen und Verurteilung und Strafe überhaupt vermieden werden kann. Probation ist also keine Strafe, sie ist aber auch keine Freisprechung, sondern ein Surrogat der Verurteilung und Strafe, ein Ersatz für beide im Sinn einer Gesetzgebung, die vor allem den Zweck verfolgt, die Kriminalität zu bekämpfen und, wenn sie dies durch die ‚Bewährung‘ bei einem Menschen erreicht hat, auf die Vergeltung durch Zufügung einer Strafe verzichtet.“

Zur richtigen Beurteilung des Systems der „probation“ ist es vor allem notwendig, seine Handhabung näher kennen zu lernen. Eine wichtige Behörde hierbei ist der „Board of Prison Commissioners“ (die Gefängnis-Kommission), die als oberste Strafvollzugsbehörde funktioniert. Sie hat das Gesetz über probation für die Legislative des Staates vorbereitet. Nach dem Gesetze besteht sie aus fünf Mitgliedern, von denen immer zwei Frauen sein müssen. Der Governor des Staates ernennt jedes Jahr ein Mitglied auf fünf Jahre, doch kann nach Ablauf dieser Geschäftsperiode dieselbe Person wieder berufen werden. Vom Governor wird auch der Obmann der Gefängnis-Kommission ernannt; dieser ist der eigentlich leitende Beamte, der ein Jahresgehalt von 4000 Dollars und Ersatz seiner Auslagen erhält, während den anderen Mitgliedern nur die Auslagen erstattet werden. Die Gefängnis-Kommission ernennt einen ständigen Sekretär, der ein Jahresgehalt von 2500 Dollars bezieht sowie die nötige Zahl von Hilfskräften. Dieser Behörde unterstehen sämtliche Gefängnisse und

Reformanstalten des Staates; sie hat sie zu besuchen, die Durchführung der Vorschriften zu prüfen und eventuell neue Verordnungen über Disziplin, Unterricht, Hygiene usw. zu erlassen, doch unterliegen diese der Bestätigung des Governor. Neben dieser Gefängniscommission wirken eine große Anzahl von staatlich angestellten Fürsorgern (Probation officers), die die Pflicht haben, alle Straffälle zu untersuchen und dem Richter Anträge bezüglich der „Bewährungsfrist“ zu machen. Probation officers, Gefängniscommission und Richter arbeiten Hand in Hand; sie halten von Zeit zu Zeit Konferenzen ab, um den Bewährungsdienst zu vervollkommen, Einheitlichkeit in das Vorgehen der Fürsorger zu bringen und ein gutes dienstliches Zusammenwirken herbeizuführen. Das Gehalt der Probation officers (das sich zwischen 1500 bis 1800 Dollars bewegt) wird vom Gericht bestimmt und von den Counties gezahlt. Auch erhalten sie den Ersatz ihrer Auslagen. Außerdem eröffnet ihnen das Gericht zuweilen einen Kredit, um, wenn nötig, dem „auf Probe Entlassenen“ zeitweilig eine Unterstützung zukommen zu lassen.

Ganz besonders interessiert uns natürlich die Tätigkeit der weiblichen Probation officers, und ich lasse darum einen Bericht der Vorsteherin der weiblichen Abteilung in Boston, Mrs. Elizabeth Tuttle, im Wortlaut folgen:

„Alle weiblichen Personen, die innerhalb der Stadt verhaftet werden, kommen, eingeliefert von verschiedenen Polizeistationen, nach dem „House of Detention“ (Gerichtsgefängnis), wo geteilte Abteilungen für Männer und Frauen bestehen. Die Frauenabteilung hat ein ausschließlich weibliches Aufsichtspersonal. Mit jeder eingelieferten Person wird der Vorsteherin der Frauenabteilung von dem Polizeiorgan eine mit Namen, Wohnort, Personalbeschreibung und der Bezeichnung des begangenen Deliktes ausgefüllte Karte übermittelt. Jeden Morgen — Sonn- und Feiertags ausgenommen — sind wir im Gerichtsgefängnis von 7 Uhr an, wo uns die Vernehmung der Verhafteten obliegt. Wir versuchen, uns soviel als möglich über ihre Verhältnisse zu informieren, über die Art ihres Lebens, ihrer Arbeit, über die Wahrscheinlichkeit ihrer Schuld und über etwaige Anzeichen ihrer Besserungsfähigkeit. Vielfach müssen wir Gänge in die Stadt machen, um uns von der Wahrheit der Aussagen zu überzeugen. Alle eingelieferten Fälle müssen jeden Tag sofort dem Richter vorgeführt werden; wir müssen darauf vorbereitet sein, ihm über jede Person die Auskunft zu geben, die er verlangt. Wir wissen genau, daß von unseren Angaben seine Entscheidung des Falles abhängt. Obgleich wir stets die Wohlfahrt des Staates im Auge behalten, ist es doch unser Bestreben, jede Frau von der Einsperrung fernzuhalten, welche gewillt ist, ihre bösen Gewohnheiten zu überwinden . . . .

Die „probation“ selbst besteht dann darin, daß das Verfahren bis auf weiteres ausgesetzt ist, und zwar auf eine Zeit, die je nach dem Ermessen des Richters zwischen 5 Wochen und einem Jahre schwankt. Während dieser Zeit wird von der betreffenden Person verlangt, daß sie sich aller geistigen Getränke enthalte, daß sie uns über ihr Tun und Lassen berichte und uns sofort jeden Wechsel in ihrem Aufenthalt anzeige. Wir besuchen sie in ihrer Wohnung oder dort, wo sie arbeitet; wenn sie unseren Weisungen nicht folgt, wird sie vor Gericht geladen und dem Richter übergeben. Wir führen genau Buch über jeden einzelnen Fall, da wir ein Kartensystem haben, das uns die Prüfung jedes einzelnen Falles rasch ermöglicht. Diese Vormerkungen führen wir mit größter Genauigkeit, da sie häufig von anderen Gerichten zu Rate gezogen werden. In jenen Fällen, die vertagt werden, um weitere Erhebungen zu pflegen, sind wir, wenn die betreffende Person in einem anderen Orte wohnt, auf die Mitteilungen der Probation officers dieses Ortes angewiesen, aber es kommt auch nicht selten vor, daß wir zu den nötigen Erhebungen selbst hinreisen. Wenn wir Ursache haben, anzunehmen, daß eine Frau, für die das Bewährungsverfahren eingeleitet ist, übelberückte Häuser besucht, so suchen wir sie dort in Begleitung eines oder mehrerer Probation officers auf. Wenn wir sie finden, wird sie sofort auf die nächste Polizeistation gebracht und von dort wegen „Violation of Probation“ ins Gerichtsgefängnis abgeliefert, vor den Richter gestellt und verurteilt. Den Ersten jeden Monats übersenden wir der Gefängniscommission einen ausführlichen Bericht über unsere Tätigkeit. — Die hoffnungsvollsten Fälle, mit denen wir es zu tun haben, sind jene, die sich uns freiwillig anvertrauen, „Voluntary Probation“, wodurch wir sonst verlorene Frauen und Mädchen vor gerichtlichen Verfolgungen bewahren. — Wir erhalten oft Briefe und Besuch von Frauen, viele Monate, nachdem sie definitiv freigelassen wurden. Durch drei Jahre erhielten wir den Besuch einer Frau regelmäßig jeden zweiten Monat, und sie erschien nie, ohne uns Blumen zu bringen. Unsere präventive Arbeit ist von größter Wichtigkeit für die Individuen, die Stadt und den Staat und sie wächst glücklicherweise von Jahr zu Jahr.“

Die hier geschilderten Maßnahmen werden ganz analog in der Männerabteilung ausgeführt.

Die Probation officers sorgen auch dafür, daß die Gerichtsverhandlungen, welche Frauen betreffen, in den Zeitungen nicht besprochen werden, und versichern, daß der Erfolg eines Besserungsversuches bei Frauen oft davon abhängt, daß die Sache in der weiteren Öffentlichkeit nicht bekannt werde. Mrs. Elizabeth Tuttle gibt folgende Zahlen aus dem Gebiet ihrer Tätigkeit an: Im Jahre 1901 wurden in

Boston im ganzen 2801 Frauen und Mädchen von der Probation officers in Untersuchung gezogen und davon 426 der Bewährungsfrist unterworfen; 51 zeigten keine Neigung zur Besserung, wurden vor Gericht gestellt und verurteilt; 79 verschwanden; 262 dagegen wurden, nachdem sie sich „bewährt hatten“, frei entlassen. Diese Zahlen decken sich ungefähr mit den Berichten aus den anderen Staaten, auch in bezug auf die männlichen „auf probation gestellten“ Personen. — Dr Baernreither faßt den Eindruck, den er von dem ganzen Verfahren nach eingehenden Studien an Ort und Stelle gewonnen hat, in die Worte zusammen: „Der Probation officer versteht nicht nur ein ihm durch das Gesetz anvertrautes Amt, sondern auch eine soziale Mission, und nur in dem Umfange, in dem er sie zu erfüllen imstande ist, hat die Einrichtung überhaupt einen Sinn. Soweit sie aber gelingt, ist die Bedeutung der probation eine sehr hohe und das Ziel ein so eminent praktisch-ethisches, daß es selbst jene zu verfühnen geeignet sein dürfte, welche in diesen Fällen die Vergeltung durch Strafe vermissen.“

Die Krönung des ganzen Gebäudes aber besteht in den Jugend-Gerichtshöfen (Juvenile Courts) von denen uns Miß Sadie American auf dem Internationalen Frauentag berichtet. In erster Linie waren es zwei Frauen, die für die Ausgestaltung und Ausbreitung der Jugendgerichtshöfe in Amerika mit ganz besonderem Eifer gewirkt haben: Mrs. Joseph T. Brown, die im Chicago Women's Club einen Spezialauschuß, das „Juvenile Court Committee“, gründete und Mrs. Hannah Kent Schoff in Philadelphia, die Präsidentin des National Congress of Mothers, die der Frage der strafrechtlichen Behandlung der Jugend ein eifriges Studium widmete und die Gesetzgebung des Landes vielfach in dieser Hinsicht beeinflusst hat. Den Jugend-Gerichtshöfen unterstehen alle straffälligen oder auch nur verwahrlosten Personen unter 16 Jahren; an den Verhandlungen nehmen nicht nur die Probation officers (meist Frauen) teil, sondern Abgesandte der verschiedenen Wohlfahrts-Einrichtungen, die sich mit Jugendfürsorge beschäftigen. Sie gewinnen aus den Verhandlungen ein Bild über den Charakter des Kindes, über seine Verhältnisse usw. und können danach beurteilen, welche Art der Besserungs- oder Erziehungsanstalt die geeignetste ist, oder auch, ob es vorteilhafter für das Kind wäre, es in Familienpflege zu geben oder nur unter probation zu stellen. Nach dem gewonnenen Eindruck entscheidet der Richter, und das Kind wird sofort einem der anwesenden Fürsorger anvertraut und durch diesen seinem Bestimmungsort zugeführt. Dr Baernreither urteilt aus eigener Anschauung über dies Verfahren folgendermaßen:

„Sobald man sich an das für uns Fremdartige gewöhnt hat, eine Gerichtsverhandlung vorzugsweise in Händen von Frauen zu sehen, so findet man es natürlich, daß Angelegenheiten von Kindern von Frauen betreut werden, die den geschäftsmäßigen Ernst doch immer mit einer gewissen mütterlichen Haltung gegenüber dem Kinde verbinden.“

Und ein amerikanischer Richter schreibt:

„Meine Erfahrung, die ich durch Anwendung des Gesetzes beim Jugendgerichte gemacht habe, hat mir die feste Überzeugung beigebracht, daß die Errichtung dieses Gerichts von unschätzbarem Werte ist als ein zivilisatorischer Faktor unseres Gemeinwesens. Die vollständig getrennte Behandlung der Kinder, ohne zuzulassen, daß sie irgendwie mit erwachsenen Verbrechern zusammenkommen, und die Überwachung von Kindern und Eltern durch gewissenhafte Probation officers sind wirksame Mittel, die Zahl der Verbrechen zu verringern.“

Selbstverständlich bleibt auch in Amerika die Praxis hinter dem theoretischen Ideal zurück. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß die ganze Bewegung noch sehr jung ist, noch im Werden und Wachsen begriffen und daß man naturgemäß erst Erfahrungen sammeln muß, um das Reformatory System immer mehr und mehr ausbauen und vervollkommen zu können. Beachtenswert aber scheint mir die theoretische Basis, auf der das ganze System prinzipiell aufgebaut ist. Charles Richmond Henderson, Professor der Soziologie an der Universität zu Chicago, schreibt darüber in seinem Werke: „Introduction to the study of the dependent, defective and delinquent classes and of their social treatment“<sup>1)</sup>:

<sup>1)</sup> Boston, D. C. Heath & Co. 1901.

„Wir können das System Lombroso und seiner Schule, das auf strengem Determinismus aufgebaut ist, nicht in Betracht ziehen. Wir stehen vielmehr auf dem Standpunkt, daß die ererbten physiologischen und psychischen Merkmale als Ursachen des Verbrechens nur in geringem, ja selbst unbedeutendem Maße angesehen werden können, außer in ausgesprochenen Fällen der Krankheit oder des Irrens, daß im Gegenteil soziale, ökonomische, industrielle, häusliche und erzieherische Verhältnisse die Hauptursachen sind und daß es geradezu verwirrend und schädlich ist, auf physische und geistige Veranlagung zu viel, ja überhaupt ein Gewicht zu legen, weil dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit von den sozialen Reformen und von jenen möglichen Verbesserungen abgelenkt wird, die innerhalb des menschlichen Könnens liegen und die allein imstande sind, die Verbrechenslaufbahn zu verhindern.“

„Auf die Frage der Verantwortlichkeit“ (schreibt Baernreither) „und des freien oder unfreien Willens wird kein System gebaut; dagegen strebt man praktisch und ethisch zugleich an, den verdorbenen, unterdrückten, durch physische oder geistige Krankheit verkümmerten Willen zu erziehen, einem Individuum, dem der Unterschied zwischen Recht und Unrecht aus irgend einem Grunde fehlt, diese Erkenntnis beizubringen, bei ihm das Gewissen und das Bewußtsein eigener Verantwortung zu wecken.“

\* \* \*

Es kann nicht die Absicht dieser Besprechung sein, das Buch des Dr Baernreither im Auszug wiederzugeben oder es auch nur erschöpfend zu behandeln; diese Zeilen bezwecken nichts anderes als zum Studium des interessanten Werkes anzuregen. Wenn wir auch nicht der Ansicht sind, daß sich die amerikanischen Institutionen einfach auf deutschen Boden verpflanzen lassen, so glauben wir doch, daß auch deutsche Strafrechtswissenschaftler und Sozialreformer eine Fülle von Anregung und Belehrung aus dem Buche schöpfen können, und besonders sollten die deutschen Frauen, dem Beispiel der Amerikanerin folgend, ihren Einfluß dahin in die Waagschale werfen, daß auch bei uns endlich eine Strafrechtspflege für Jugendliche angestrebt wird, die dem modernen Empfinden, wie dem heutigen Standpunkt wissenschaftlicher Erkenntnis mehr entspricht, als dies bei der bisher gültigen der Fall war. <sup>1)</sup>



## Otilie Hoffmann.

Nachdruck verboten.

Es ist das Schöne bei einer jungen sozialen Bewegung, der ein rasches Werden beschieden ist, daß ihre Vorkämpfer in einem weiten Kreis von Nachstrebenden noch Mitkämpfer sind. Die deutsche Frauenbewegung hat dieses freundliche Geschick gehabt. Sie hat es nicht nötig gehabt, ungekannte Führerinnen in weit zurückliegenden Generationen aufzufuchen, um ihnen den Lorbeer einer kühnen Verehrung pflichtschuldig darzubringen, sondern die ihr heute angehören, konnten und können den Begründern, den Pionieren auf den verschiedenen Gebieten selbst die Hand reichen, können ihnen als Mitstrebende aus dem lebendigen Gefühl einer vollen geistigen Arbeitsgemeinschaft heraus ihren Dank aussprechen.

Als eine solche Vorkämpferin und Mitkämpferin zugleich hat die deutsche Frauenbewegung Otilie Hoffmann an ihrem 70. Geburtstag gefeiert. Denn der Frauenbewegung rechnen wir Otilie Hoffmann zu, wenn auch ihrem Lebenswerk, der Bekämpfung des Alkoholismus, seine Grenzen nicht innerhalb der Frauenbewegung gezogen sind. Otilie Hoffmann hat ihre Arbeit in der Mäßigkeitsbewegung im Sinne

<sup>1)</sup> Vergl. Dr jur. Marie Raschle: Zur Reform des Strafrechts. Verlag der Frauen-Rundschau, Berlin SW. 11. Preis 60 Pf.

der Frauenbewegung, als einen Teil der Kulturaufgaben aufgefaßt und geleistet, die der Frau in einer neuen sozialen Ordnung naturgemäß zufallen werden und müssen.

Schon vor ihr haben Frauen an den von Männern geleiteten Anti-Alkohol-Bestrebungen teilgenommen, vereinzelt Mitarbeiterinnen, deren Hilfe man gern benutzte, die sich aber ihres besonderen Frauenstandpunktes gerade dieser Bewegung gegenüber kaum bewußt waren. Ottilie Hoffmann hat von Anfang an das besondere Interesse der Frau an der Bekämpfung der Trinksitten betont, ihr war der Alkoholmißbrauch ein Kulturfeind, der mit seinem ganzen Gefolge von Brutalität und Entartung in ganz besonderem Sinne dem Aufstreben des weiblichen Prinzips in unserem sozialen Leben gegenüberstand. So hat sie das Band zwischen Frauenbewegung und Alkoholkämpfung geknüpft, das die Kommission zur Bekämpfung des Alkoholismus innerhalb des Bundes deutscher Frauenvereine dauernd gefestigt hat. Sie hat damit nicht nur das soziale Programm der deutschen Frauenbewegung um ein wichtiges Gebiet erweitert, sie hat auch der Frauenarbeit in der Mäßigkeitsfrage einen inneren Zusammenhang und damit erst die Möglichkeit einer einheitlichen und stetigen Entwicklung gegeben.

Der Weg dieser Entwicklung ist nicht eine rasche Folge von glänzenden Siegen gewesen. Sie steht noch heute in ihren Anfängen; aber die Verhandlungen der Mäßigkeitskommission des Bundes, deren Vorsitzende Ottilie Hoffmann ist, die Mitgliederzahl des abstinenten Frauenbundes, des Vereins abstinenten Lehrerinnen, die Mitarbeit der Frauen in den verschiedenen großen Vereinen zur Bekämpfung des Alkoholismus, das alles zeigt doch die aufsteigende Linie. Und wie diese äußere organisatorische Entfaltung von einer unermüdbaren, hartnäckigen, persönlichen Propaganda für die Idee erzählt — einer Propaganda, die keine Gelegenheit ungenützt vorübergehen ließ und deren Durchführung eine ungeteilte Hingabe bedeutet — so zeigt doch wieder das Arbeitsprogramm dieser Organisationen, so zeigen die positiven Leistungen, die aus dieser Propaganda hervorgegangen sind, daß die praktische Verwirklichung der verbreiteten Ideen auf gesundem und fruchtbarem Boden steht. Durch die Gründung von sechs Volks-Kaffee- und Speisehäusern in Bremen, die Einrichtung von temporären Kaffeehäusern bei Ausstellungen, Bauten usw., hat Ottilie Hoffmann der praktischen Arbeit der Frauen auf diesem Gebiete ihr Betätigungsfeld gezeigt. Gerade diese letzte Einrichtung ist ja schon vielfach nachgeahmt worden.<sup>1)</sup>

Ottilie Hoffmann hätte für die von ihr vertretene soziale Arbeit den Zusammenschluß mit der Frauenbewegung nicht gesucht und nicht gefunden, wenn sie nicht auch direkt an dem Ringen der Frauen teilgenommen hätte. Als Lehrerin lernte sie die Frauenbewegung zunächst als einen Kampf um erweiterte und vertiefte Bildung kennen, einen Kampf, an dem sie für ihre Person und in ihrem Beruf tapfer teilgenommen hat. Und darüber hinaus entfaltete sich die Frauenfrage für die bürgerlichen Schichten ja als Erwerbsfrage. Auch in dem weiteren Kreise von Aufgaben, den die Frauenerwerbsfrage umfaßte, hat Ottilie Hoffmann durch die Mitbegründung des Bremer Frauenerwerbsvereins (1867) der Frauenbewegung wichtige Dienste geleistet. An den Verhandlungen des Allgemeinen deutschen Frauenvereins wie des Bundes deutscher Frauenvereine hat sie mit stets gleich lebendigem Interesse teilgenommen.

Und so vereinigt die Lebensarbeit von Ottilie Hoffmann die beiden Elemente in sich, von denen jeder wirkliche Fortschritt auf dem Gebiete der Frauenbewegung abhängt, die beiden Elemente, in denen der Wert jeder tüchtigen Frauenleistung für das Ganze unserer Bewegung beruht: die sichere Überzeugung von der neuen sozialen Mission der Frau und die Beherrschung eines Einzelgebietes, auf dem sich die einzelne Frau durch tüchtige Kleinarbeit unentbehrlich macht und die Anerkennung erzwingt, die ihr dann fernere Türen öffnet.

<sup>1)</sup> Vergl. das Kapitel: Die Teilnahme der deutschen Frauen an der Bekämpfung des Alkoholismus im Handbuch der Frauenbewegung, Bd. II.



# Einsame Sühne.

Von

Dorothea Konrad.

Nachdruck verboten.

Ein sonniger Frühlingsnachmittag hatte meine Freundin Erika und mich veranlaßt, nach Erledigung von Besorgungen, die uns Straße auf Straße ab geführt hatten, noch bevor wir unseren Heimweg antraten, einen Abstecher über die nahegelegene, unvergleichlich schöne Promenade der Stadt zu machen. Man begegnete dort immer einigen Bekannten, und da meine Freundin, bei der ich seit einer Woche als Gast war, in einem ziemlich entfernten Vorort wohnte, so benutzte besonders ich gern die Gelegenheit, vielleicht liebe Jugendfreunde hier auf dem Vereinigungspunkte des Bekanntenkreises meiner lieben alten Heimat begrüßen zu können.

Langsam schreitend, den Blick in die Ferne gerichtet, sprach Erika lebhaft von den Schönheiten der einzelnen Bergketten, die in dem hellen, weichen Licht der Frühlingssonne das Tal mit seinen vielen schmucken Dörfern in weitem Bogen umgrenzten. Erika hatte als tüchtige Fußgängerin sie alle häufig besucht, und ich freute mich, wie so oft, an der frischen, durstigen Empfänglichkeit, die dieser kräftige und tiefe Mensch von jeher aller Schönheit entgegengebracht hatte.

„Wie schade,“ sagte sie dann in ihrer raschen, warmen Art, „daß du so schlecht zu Fuß bist und mich niemals auf meinen Ausflügen begleiten kannst — wir könnten uns wirklich sonst ein paar ganz besonders herrliche Tage verschaffen. Es gibt ja gar nichts Köstlicheres als so eine Wanderung in den taufrischen, strahlenden jungen Morgen hinein. Du glaubst nicht, wie oft“ — — —

Erika stockte plötzlich, und als ich sie verwundert ansah, bemerkte ich, wie ihre Gesichtszüge,

die eben noch von nichts als dem Erfülltssein mit hellen und heiteren Eindrücken erzählten, sich plötzlich verdüsterten. Erstaunt sah ich mich nach irgend einer Ursache dieses wunderbaren Wechsels um, aber ich bemerkte nichts, das mir Aufklärung geben konnte. Von Bekannten näherte sich uns nur ein Herr — der allgemein verehrte, in Stadt und Land gleich beliebte und hochgeschätzte Herr Geheimrat Rothe. In früheren Jahren war er der Hausarzt meiner Freundin gewesen und, soviel ich mich erinnern konnte, damals viel bei ihr ein- und ausgegangen — aber schon vor langer Zeit hatte er seine Praxis aufgegeben und sich ausschließlich gemeinnützigen und politischen Bestrebungen gewidmet.

Überzeugt, daß von dieser Seite Erikas auffallende Erregung nicht kommen konnte, erwartete ich zwischen den beiden langjährigen Bekannten eine lebhafte Begrüßung und rüstete mich schon, auch mein Teil zu der in Aussicht stehenden Unterhaltung beizutragen. Doch — meine Freundin sah an dem Herrn Geheimrat vorbei mit einem Ausdrucke, der ihn zwang, verlegen seinen höflich bereiten Gruß zu unterlassen.

Ganz verdußt schritt ich neben Erika weiter. Die schnelle Erkenntnis, daß dieser Vorgang eine sehr ernste Veranlassung haben mußte, ließ mich jede Frage vermeiden.

In Erikas Gesicht wich der starre Ausdruck einer mühsam beherrschten Bitterkeit nicht wieder. Die schöne Stimmung war verflogen. Still kehrten wir heim und saßen nun schweigend in dem traulichen, mit Palmen und blühenden Pflanzen geschmückten Erker, den der sinkende Abend allmählich mit Dämmerung

füllte. Mir ist die Stimmung dieses Abends unvergesslich. Die schmerzliche Süße der Frühlingsluft, die verwehte Töne des fernen Lebens draußen zu uns hineinrug, und dies lastende, beklemmende Schweigen, das ein unbekanntes, unausgesprochenes Leid zudeckte. —

Plötzlich lehnte Erika ihren Kopf an meine Schulter mit einer Bewegung, in der alle Beherrschung der Macht eines unerträglichen Schmerzes erlag, und begann leise und unaufhaltsam zu weinen. Es war nicht ein stürmischer, befreiender Schmerzensausbruch, es war das Erliegen unter einem lange getragenen unabänderlichen Lebensleid, der Notruf ungezählter Stunden und Tage, ein Klagen ohne Hoffnung und ohne Trost — —

Endlich richtete Erika sich mit einem mühsam erkämpften Anflug ihrer alten tapferen Entschlossenheit auf und sagte leise: „Verzeih — — und frag mich jetzt nicht. Vielleicht finde ich noch einmal die Kraft, dir das alles zu erklären. Und sonst . . . ich werde schon damit fertig . . . ich habe es ja jahre- und jahrelang getragen . . . ganz allein. — Verzeih mir meine Fassungslosigkeit“, sagte sie dann noch einmal, indem sie mit einer raschen Bewegung ihr verwirrtes Haar ordnete. Ich kannte diese feine Selbstbeherrschung an ihr, die sie nach jedem leidenschaftlicheren Gefühlsausbruch fast scheu und verlegen machte, und den Stolz, der auch den liebsten und nächsten Menschen gegenüber Teilnahme und Hilfe abwies. Und ich mußte ihre Art achten. Aber es tat weh, sie in dieser Not ihrer Einsamkeit zu überlassen.

Es waren Jahre nach diesem Frühlingsstag vergangen. Wir waren noch mehreremale längere Zeit zusammen gewesen. Erika hatte mit keinem Wort jenes Erlebnis berührt, das mir ihr Leben, das ich zu kennen glaubte, in einem ganz neuen, rätselhaften Licht zeigte.

Da bekam ich die Nachricht von ihrem Tode. Und einige Tage später von einem ihrer Brüder ein an mich adressiertes, versiegeltes, schmales Paket. Es enthielt ihr Schicksal, in ganz einfachen Worten dargestellt, wie es ihrer vornehmen, jeder Selbstinszenierung fast ängstlich aus dem Wege gehenden Art eigen. Die Aufzeichnungen waren wenige Tage nach jenem Frühlingsabend begonnen

und, wie es schien, in Absätzen zu Ende geführt. Das Selbstbekenntnis einer Frau, die am Ende ihres Lebens mit ganz schlichter Strenge die Geschichte ihrer Leidenschaft nur unter dem Gesichtspunkt von Recht und Unrecht sieht. Eine Selbstanklage — eine Rechtfertigung.

\* \* \*

Ich habe dir, liebe, liebe Anna, wohl fast ein Recht darauf gegeben, dir das Rätsel dieses Abends, das traurige Geheimnis meines Lebens zu lösen. Und vielleicht ist es gut, daß es so kam; vielleicht bringt ein Bekenntnis Erlösung von all den Kämpfen, dem grenzenlosen Kummer — den Gewissensqualen, die ich so lange ganz, ganz allein zu tragen gehabt habe. Vielleicht werde ich mir auch bei dieser Rückschau über manches Unverstandene in meinem eigenen Wesen klar.

Ich glaube, ich bin im Vergleich zu anderen ein Mensch, bei dem Verletzungen tief treffen und schwer heilen. Ich habe wohl vieles in meinem Leben schwerer empfunden und länger mit mir herumgetragen, als es die Sache in den Augen anderer und an sich wert war. Wie viel habe ich z. B. in den ersten Jahren meiner Ehe unter den Taktlosigkeiten der Frauen gelitten, die mir bei jeder Gelegenheit meine Kinderlosigkeit vorhielten. Was ich auch tat, es galt in den Augen jener jungen Mütter nichts! Warum wollten Sie dieses oder jenes auch nicht tun? so sprachen sie kühl lächelnd, Sie haben doch hinreichend Zeit für alles — Sie haben ja keine Kinder! — Solche Äußerungen machten mich beinahe weinen, mit einem bangen Zittern wartete ich immer schon darauf — obgleich es mich fast berührte wie körperliche Schläge!

Und doch war meine Ehe nicht unglücklich. In gewisser Hinsicht waren wir sogar glücklich, trotzdem — wie ihr alle ja wohl doch gehäht habt — es mir in den ersten Jahren namenlos schwer geworden ist, mich vollständig in die Art meines Mannes hineinzufinden. Du hast mir einmal gesagt, daß ihr es bewundertet, wie ich mich Arnolds Eigenheiten anzupassen und ihm trotz der Verschiedenheit unserer Naturen sein Leben gestalten zu helfen wußte. Mein Verdienst dabei war nicht so



groß, wenn du bedenkst, daß ich meinen Mann aus wahrer Liebe geheiratet habe! Das Schlimme war nur, daß Arnold als einziger Sohn seiner Eltern von diesen und seinen Schwestern schon arg durch Liebe verwöhnt worden war. Ich dagegen als einzige Schwester mehrerer Brüder war umgekehrt im gleichen Verhältnis — nur, daß folgerichtig bei mir die Wirkung eine andere war! Während ich mit meinen Brüdern durch dick und dünn ging als ihr kleiner, tüchtiger Kamerad — wofür sie mir allerdings in ritterlicher Liebe und Aufmerksamkeit blind und treu ergeben waren — ja, während ich eine Ehre darin suchte, es meinen Brüdern in ihren manchmal recht spartanischen Dubeuheludentaten möglichst gleich zu tun, war mein Mann von seiner Familie her gewöhnt, daß sein Wohl und Wehe bei allem zuerst in Betracht gezogen, daß stete Rücksicht auf seine Wünsche genommen wurde. Und nun bedenke, daß ich eigentlich nie einen gesunden Mann gehabt habe — durch seine schwache Gesundheit wird auch die Sorgfalt der Seinen begreiflich —, daß mich nach der frischen, kräftigen Lebenslust meines Elternhauses immer so etwas wie Krankenzimmeratmosphäre umgab, daß mir aber erst allmählich ein Verständnis für seine wirklich ernstern Leiden aufging, dann wirst du dir ungefähr ein Bild davon machen können, wie viel ich in unseren ersten Ehejahren zu überwinden hatte, und daß wohl wirklich ein fester Wille nötig war, meine Art zu verleugnen und ganz in meines Mannes Wesen aufzugehen. Du mußt das aber nicht mißverstehen. Ich habe doch eigentlich nie das Gefühl gehabt, einen falschen Schritt getan zu haben. Ich liebte Arnold innig, und deshalb war das Aufgeben meines eigenen Ich doch kein wertloses Opfer.

Es wird dir wohl erinnerlich sein, daß Arnold regelmäßig mit fast peinlicher Genauigkeit in den ersten Monaten eines jeden neuen Jahres mehr oder weniger schwer erkrankte. Das geschah auch bald, nachdem er in diese Stadt versetzt worden war. Arnold hatte seine bevorstehende Erkrankung schon vorausgesehen und sich beizeiten mit Dr. Rothe in Verbindung gesetzt. Wir mußten noch eines Abends spät zu ihm schiden, und unvergeßlich ist mir, wie beim ersten Anblick unseres neuen Arztes ein eigentümliches, ich möchte sagen abwehrendes

Gefühl durch meinen Körper rieselte. Es wäre Selbsttäuschung, wenn ich meinte, dir heute noch genau den Eindruck schildern zu können, den Dr. Rothe zuerst auf mich machte, denn ich war ganz hingegenommen von den Leiden meines Mannes — aber das ist fest in mir sitzen geblieben, daß ich mehr fühlte als dachte: Arnold hätte sich auch einen anderen Arzt wählen können! —

Nun, als Dr. Rothe am nächsten Morgen wiederkam und ich ihm voll ins Gesicht sah, wich dieses sonderbare Gefühl von mir. Er hatte etwas Frisches und Zuversichtliches in seinem Wesen, das verwandte Saiten in mir anschlug und mich langsam für ihn einnahm, je näher ich ihn kennen lernte.

Meines Mannes Anfall war nach einiger Zeit überwunden; der Doktor blieb fort, und ich dachte kaum noch an ihn, als er nach ungefähr zwei Wochen sich unerwartet wieder einstellte. Es ist doch liebenswürdig — so empfand ich —, daß er sich noch einmal nach seinem Patienten umsieht. Wir unterhielten uns über Arnolds Krankheit, der Doktor gab noch einige allgemeine Winke, und damit war der Besuch abgetan. Nach weiteren vierzehn Tagen war Dr. Rothe aber wieder da. Mein erstes Gefühl war ein Erstaunen, aber ich beherrschte mich und verplauderte freundlich mit ihm abermals ein Viertelstündchen. Als er dann nach kurzer Zeit wiederkam, begriff ich, daß hierzulande der erwählte Arzt sich als Hausarzt betrachtet und deswegen seine Besuche regelmäßig wiederholt. Arnold und ich sprachen über diese Auffassung, und da sie gerade für unsere Lage ihr Gutes hatte, nahmen wir die weiteren ärztlichen Besuche gern hin. Hätten wir das doch nicht getan! O wie viel würde mir erspart geblieben sein, wie ganz anders hätten alle diese Jahre sein können!

Mein Mann lebte insolge seiner zarten Gesundheit still und zurückgezogen. Wir besuchten wohl Theater und Konzerte, aber die Gesellschaften, die wir mitmachten oder gar selber veranstalteten, kann ich heute noch zählen. Bei meiner Lebenslust und meinem innigen Interesse an Menschen habe ich unter dieser Zurückgezogenheit immer gelitten. So kam es, daß mir die Besuche des Dr. Rothe allmählich eine angenehme Abwechslung wurden; ich

hatte ihn gern und freute mich harmlos seines Kommens.

Nun war es vielleicht ein Fehler meiner Erziehung, daß ich mir im fröhlich harmlosen Verkehr keine Zurückhaltung auferlegte, und während es mir immer schwer wurde, ein tieferes Gefühl auszusprechen, im einfach geselligen Zusammensein mein Temperament oft mit mir durchging. Diese „Unvorsichtigkeit“ meines Charakters hat sicher ihren Ursprung in dem langgewohnten innigen Verkehr mit meinen vielen Brüdern. Unter uns herrschte natürlich denkbar größte Ungezwungenheit, und weil wir alle lebhaft waren, trieben wir uns wohl gegenseitig in einen freieren, zwangloseren Verkehrston hinein, als ein Mädchen in der Gesellschaft haben darf, ohne sich Mißverständnissen auszusetzen.

Lange Jahre entging es meiner Arglosigkeit, heute aber weiß ich es, daß Dr. Rothe mich von Anfang an bis zu diesem Tage falsch beurteilt hat. Ich verkehrte freundschaftlich vertraut mit ihm, aber mir lag es vollständig fern, ihm als Frau entgegenkommen, gefallen zu wollen.

Heute weiß ich es, daß Dr. Rothe in meinen Worten und Handlungen viel mehr gesehen hat, als ich ahnte. Aber er war auch vorsichtig genug, mein wachsendes Vertrauen zu ihm nicht zu zerstören und mir nicht zu zeigen, in welchem Sinn er all meine Unbedachtsamkeiten auslegte. Ich war ja so weisfremd und harmlos! Ich würde es für selbstverständlich gehalten haben, daß er, wenn er eher als ich eine aufkeimende Gefahr in unserem Verkehr gesehen hätte, sie zu ersticken versucht hätte. Es blieben ihm Wege genug, seine Besuche so einzurichten, daß er meinen Mann antwesend traf, oder sie überhaupt einzustellen und nur zu kommen, wenn wir ihn in dringenden Krankheitsfällen riefen!

Ich weiß nicht, wodurch es kam, aber plötzlich fühlte ich, daß Dr. Rothe anfang mir gefährlich zu werden. Und damit beginnt nun meine eigentliche Leidensgeschichte. Ich zwang mich noch dieses eine Mal — der Gedanke an meinen vertrauenden Mann, an meine Brüder, die jeder für meine Ehre die Hand ins Feuer gelegt hätten, die samt und sonders geschworen hatten, nie eine Frau zu nehmen, die nicht in

allem genau mir gleiche — diese Vorstellungen gaben mir Kraft, das erste Aufwallen eines wärmeren Gefühles tapfer zu unterdrücken. Aber meine Harmlosigkeit war dahin — und damit war eine weitere Gefahr für mich entstanden.

Laß mich schnell über die Zeit hinweggehen, da meine Kraft anfang zu versagen: — erlaß es mir, dir genau zu schildern, wie ich die einzelnen Stadien durchlebte — durchlitt, bis der Augenblick kam, da ich bezwungen in den Armen meines Versuchers — meines Ueberwinders lag! — — Über drei Jahre waren vergangen von dem Tage an, da ich ihn zuerst sah — du wirst wenigstens nicht sagen können, daß ich ihm sein Werden leicht gemacht, daß ich nicht mit mir gekämpft habe. — — Dann aber, dann gab ich mich ihm hin — mit Leib und Seele — — nicht, weil ich wollte, nein, weil ich mußte, weil ich nicht anders konnte, als ihm endlich angehören! — —

O, wäre mein Mann doch nicht so blind vertrauend gewesen! Ich hätte oft ihm zu Füßen sinken mögen und stehen: Arnold, hilf mir! — — Aber der Arme war zu sehr mit sich und seinen Leiden beschäftigt. Er hatte die so schwer zu erschütternde Abneigung kränklicher Menschen gegen Erregungen und Konflikte. Er brauchte ja auch seine ganze nervöse Kraft, um seine Berufsarbeit durchzusetzen. Ich war gewöhnt, ihn zu schonen. So schwieg ich. Und nachdem das Schreckliche geschehen, mußte ich erst recht schweigen! —

Es zog auch nach den Kämpfen der ersten Zeit eine gewisse Stille in mir ein. Eine starre Ergebenheit. — Ich ließ das Verhängnis gehen, wie es eben wollte. Ich fühlte mich sinken und sinken. Aber ich sah keinen Weg, mich zu retten, und ich gab es auf, einen zu suchen. Aber das Gefühl meiner Schuld verließ mich keinen Augenblick. Es rief mir unbarmherzig Tag und Nacht nur ein einziges schreckliches Wort zu: — — — — !

Wenn Rothe kam und ich ihn spüren ließ, wie ich litt, wunderte er sich und meinte, überlegen und — ein wenig geringschätzig lächelnd, ich müsse mich doch glücklich und reich fühlen in unserer Liebe — und als ich ihm einmal antwortete: nein, ich werde nie und nimmer vergessen, daß unsere Liebe

eine Schuld, von beiden Seiten eine Schuld ist, da sagte er nur kurz: sei nicht so larmoyant! —

Arnold merkte nichts von meinem Seelenzustand. Und doch, eines Tages, als wir unseren gewohnten Spaziergang durch den Wald machten und es regnete und ich das Gefühl hatte, die Arme ausbreiten zu müssen und laut zu rufen: Regen, Regen, wasche mich rein! — da sagte Arnold plötzlich zu mir: „Was fehlt dir eigentlich? Du siehst ja ganz entseztlich vergrämt aus!“

Von der Stunde an zwang ich mich so viel als möglich zur alten Heiterkeit zurück, und um mir nur die äußere Ruhe und Fassung erhalten zu können, versuchte ich, alle die anklagenden drohenden Gedanken abzuweisen, zu unterdrücken, herunterzulämpfen. Auch wie Rothe seine Schuld trug, fragte ich nicht mehr. Er war ebenfalls seit Jahren verheiratet, aber ich kannte seine Frau nicht und wußte nur, daß sie kinderlos war wie ich.

In der Kunst wird so oft für das Recht einer großen Leidenschaft, ihre Macht, über alles hinwegzutragen, gekämpft. Da habe ich mich immer gefragt: ja, denken denn diese Menschen auch daran, was für ein unreiner Bodensatz von Heimlichkeit und Lüge, von unzähligen kleinen und großen Vertrauensbrüchen, von niedrigen Erfindungen und Hintergehungen den feurigen Wein einer solchen verbotenen Liebe durchsezt? Ist das nichts, daß man seine Lauterkeit tausendmal besleckt, sein Bestes tausendmal verleugnet! Daß man ein schmutziges Gewebe um sich selbst und die Menschen spinnt, die an einen glauben? Ich log — Rothe gegenüber, um nicht „larmoyant“, nicht kleinlich und feige zu erscheinen, — Arnold gegenüber, um ihn in seiner glücklichen Unbefangenheit zu erhalten. Und oft fragte ich mich selbst entsezt: heuchelst du wirklich nur, oder ist das jetzt dein eigentliches, wahrhaftiges Wesen?

Es kam der Tag, da ich mich Mutter fühlte! —

Es war nun doch wie ein Glücksgefühl, das mich still beseligte. Ich sah nicht rechts, nicht links, ich dachte nur an das kommende Kind. Ein guter Mensch sollte mein Sohn werden — denn, daß es ein Knabe sein

würde, stand fest in mir! Es war doch wie eine Zukunft, eine Aufgabe, etwas, um wieder anzufangen! Es kam mir vor, als könnte ich von hier aus wieder einen Strom von Reinheit in mein Leben hineinleiten, der all das Häßliche fortspülte. Ach, ich weiß nicht mehr, was ich alles tat, um von der ersten Stunde an einem werdenden Menschen eine gute Mutter zu sein! —

Mein Verhältnis zu Rothe nahm in jener Zeit allmählich eine andere Form an — es wurde ein ruhigeres. In späteren Jahren ist es mir ganz bestimmt wieder bewußt geworden, daß er ein etwas langes Gesicht machte, als ich ihm von meiner Hoffnung sprach — in jener Stunde aber fühlte ich mich zu gehoben, um das zu sehen. Es ist mir jetzt fast unerklärlich, daß ich mir nicht sagte: mit dem Kinde gewinnt unsere Schuld Leben und volle Wirklichkeit. Daß nicht nun mein Verhältnis zu Rothe unerträglich, mein Schuldgefühl gegen Arnold vernichtend wurde. Aber es lag eine so wunderbare Macht in dem Gefühl dieses Werdens, es war, als ob diese Lebenshoffnung, dieses Warten und Lauschen auf die Zukunft alle anderen Gefühle zum Schweigen brachte. Meine Reue wurde unklarer und stiller, und ich fühlte mich auch Arnold gegenüber ruhiger.

Die Zeit ging hin und meine Stunde kam — du weißt, wie entseztlich sie war! Als nach stundenlangem Ringen ein Knabe sterbend geboren wurde, da fühlte ich nur das eine: Gott hat dich gerichtet! Und als ich erfuhr, wie mein Kind zur Welt gekommen war, da sagte ich mir mit harten Worten: Dein Sohn hat sich im Mutterleibe umgekehrt und ertürrt über die Schande seiner Mutter!

O, daß ich damals nicht wahnsinnig geworden bin, daß ich in meiner Dual nicht laut meine Sünde und meine Strafe hinausgeschrien habe! — Vielleicht war ich körperlich zu schwach, innerlich zu gebrochen, vielleicht auch stand ich unbewußt unter dem starken Willen des Dr. Rothe, dem das schwere Amt zugefallen war, mir beizustehen. — Um seinetwillen, von dem ich damals glaubte, daß er ebenso schwer leiden müsse wie ich, und um meines armen, erschütterten Mannes willen beherrschte ich äußerlich meine Verzweiflung,

so gut es meine schwachen Kräfte erlaubten. Ob mein Mitgefühl Nothe gegenüber richtig war — ich will es heute nicht mehr prüfen, aber in späteren Jahren — verzeihe mir Gott! — in späteren Jahren, da kam mir doch der schreckliche Gedanke: er hätte dein Kind retten, es dir erhalten können — wenn er gewollt hätte!

— — — Tage und Nächte lag ich weinend, unaufhörlich weinend, ohne Ruhe — ohne Schlaf! Nur der eine Gedanke beherrschte mich: du mußt gesund werden und leben um deines leidenden, schwergeprüften Mannes willen — du mußt nun an ihm gut machen können, was du heimlich ihm angetan hast! — Und meine Bitte zu Gott, mir das Leben zu erhalten und mir Zeit zur Sühne zu geben, wurde erfüllt — ich genas! Ja, mit der wiederkehrenden Kraft zogen auch ruhigere, stillere Gedanken in mein todtwundes Herz ein. Ich sagte mir: Gott hat euch gestraft durch die schreckliche Stunde, ihr habt gebüßt — aber Gott hat dir auch verziehen, als er das Kind nahm.

Und dann kam eine Zeit, über der mir jetzt in der Erinnerung etwas liegt, wie ein weicher, leiser Glückschimmer: etwas Tröstliches, Reinigendes.

Die furchtbare Aufregung hatte meinem Manne sehr geschadet. So lange ich lag, hielt er sich aufrecht, aber am Tage meines ersten Ausganges legte Arnold sich zu langer, schwerer Krankheit. Nun war ich wieder an meinem natürlichen Plage! Wohl war ich selbst noch schwach, aber mein Wille zwang den Körper. Und als mein Mann sich endlich langsam erholte, da kam unsere Verzekung — sie rettete mich vor neuen Versuchungen!

Denn daß trotz allem, was hinter mir lag, diese Versuchung für mich nicht vorüber war, darüber klärte mich — zu meinem eigenen schmerzlichen Bertwundern — das Gefühl auf, mit dem ich der Trennung von Nothe entgegenseh. Er war der Vater meines Kindes, und ich hatte ihn zu leidenschaftlich und innig geliebt! Und ich glaubte noch an ihn, wie ich an mich selbst glaubte.

Ich sah in ihm den Leidgenossen, gleich schwer getroffen wie ich selbst, und wie ich ein Kämpfer gegen das Vergangene. Und

als er mir beim Abschied in seiner alten, fröhlichen, sorglosen Art, mit fast lachendem Munde die Hand schüttelte, da meinte ich, er sei stark um meinethwillen.

Die folgenden Jahre in der neuen Heimat kann ich übergehen. Nur einmal, ungefähr ein Vierteljahr nach unserer Trennung, überraschte mich Nothe durch seinen Besuch. Doch hatte ich mich innerlich schon so weit gefestigt, daß ich sofort zu meinem Manne schickte, obgleich er sehr unzufrieden darüber war. Dann kam er nicht mehr, und es vergingen mehrere Jahre, ehe wir einander wiedersahen.

Doch erfuhr ich hin und wieder durch Bekannte, wie sich sein Leben weiter gestaltete. Schon kurz nach unserer Verzekung hatte er den Titel Sanitätsrat erhalten — bald darauf entsagte er ganz dem ärztlichen Berufe, um nur noch seinen Neigungen, besonders der Politik zu leben. Schon zu meiner Zeit hatte er sich viel den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt gewidmet, Schritt für Schritt seinen Wirkenskreis erweitert, und da er bei all seinen liebenswürdigen Eigenschaften ein sehr beliebter und überall gern gesehener Mann war, wurde es ihm nicht schwer, endlich sein Ziel zu erreichen und in den Reichstag gewählt zu werden. Ich bin mir damals nicht klar darüber geworden, weshalb mich diese Nachrichten schmerzten und quälten. Irgend etwas in mir war enttäuscht, als wenn ich heimlich eine andere Gestaltung seines Schicksals erwartet hätte. Aber ich kam nicht dazu, diesem Gefühl nachzugehen. Ich vermied es auch, überhaupt über ihn nachzudenken. Ich wollte das Vergangene überwinden und wenigstens jetzt ganz und ungeteilt für meinen Mann leben. Arnold erleichterte mir das sehr. Er war aufmerksamer und rücksichtsvoller gegen mich als je, und es schien, als bedeute ich etwas Höheres für ihn, nachdem ich so namenlos hatte leiden müssen um ein Kind, das nur geboren wurde, um zu beweisen, daß ich Mutter hätte sein können. —

Ich will über die nächsten Jahre schnell hinweggehen. Arnolds Leiden nahmen nach und nach ernstere Gestalt an, und so kam endlich die Zeit, da er sein Amt niederlegen mußte, um ganz in Ruhe seiner Gesundheit — oder richtiger gesagt: seiner Krankheit zu

leben. Da das Klima in unserem damaligen Wohnorte ihm gar nicht zuträglich war, er aber nicht mehr die Energie besaß, sich an einem ganz fremden Orte einleben zu wollen, so lehrten wir kurz entschlossen nach hier zurück. Vielleicht auch war es eine Aufmerksamkeit gegen mich, die ihn diesen Entschluß fassen ließ, da Arnold wußte, daß ich das Grab meines Kindes von Freunden sorgfältig pflegen ließ. Ich stimmte seinem Beschluß um so lieber zu, da ich hoffte, daß die mit Schönheit so reich gesegnete Natur dieses Landes Arnolds leidendem Gemüt und schwachem Körper wohlthend sein würden.

Die Möglichkeit eines Wiedersehens mit Rothe fiel nicht mehr ins Gewicht. Wenn man jahrelang, Tag und Nacht in Angst und Sorge um einen lieben, schwerleidenden Menschen leben und seine ganze Kraft aufwenden muß, um den Kranken zu pflegen, zu trösten und zu erheitern, dann — das wirst du mir wohl glauben — hilft einem das ganz von selbst, alle anderen Gedanken in den Hintergrund zu drängen. Ich hatte nicht die Zeit gehabt, mich nutzlosen Gedanken und Stimmungen hinzugeben, und so war ich wohl innerlich stark und gesund geworden.

Das Leben mit seiner täglich wiederkehrenden Mühe und Not trieb mich vorwärts, Arnold nahm vollständig meinen ganzen Menschen in Anspruch — er konnte und wollte nicht eine Minute mehr ohne mich sein. Und ich glaube, ich hätte nicht das leisten können, was ich geleistet habe, wenn nicht als unterstützende Kraft die ewig mahnende Stimme meines Gewissens mir unablässig zugeflüstert hätte: Du kannst ihm nie genug Liebe wiedergeben für die einst geraubte!

Ungefähr ein halbes Jahr nach unserer Rückkehr starb mein Mann. Du weißt, wie ich um ihn geweint habe! Aber du weißt nicht, unter welcher Selbstqual ich mir immer wieder sagte: Deine Liebe war dennoch unecht, deine Trauer heute ist dennoch gelogen, denn du hast ihm die Treue nicht gehalten, wie er es von dir glaubte. Wäre Arnold nur ein gesunder Mensch gewesen, o gewiß, ich hätte ihm gebeichtet, um seine Vergebung gesleht — nur um endlich diese Bergelast von mir abwälzen zu können. So aber bei seinen Leiden

mußte es mir ja ein trauriger Trost sein, daß er ahnungslos blieb und seine Ehe wahrhaft glücklich glaubte.

Allerdings, meine ich, in der schlimmsten Zeit, da muß er doch manchmal das fremde, störende Element zwischen uns empfunden haben — — und wäre Arnold nicht zu sehr mit sich beschäftigt gewesen, dann hätte sein allzu blindes Vertrauen ganz gewiß sehend werden müssen!

Das erste Wittwenjahr war fast um, ich hatte schon begonnen, mich ein wenig aufzurichten von dem Leid der vergangenen schlimmen Jahre, und fing so leise an, für den kommenden Sommer in wiederertwachender Teilnahme für das Leben, eine Reise zu überlegen in jene Gegenden, die ich zuletzt mit Arnold besucht hatte und die mir um seinetwillen lieb geworden waren — — da endlich kam das Unheil, das ja eigentlich noch immer kommen mußte!

Ich war eines Vormittags, gottlob! ganz allein in meiner Wohnung, als jemand an der Vorgangstür schellte. Ich öffnete und erblickte eine Frau, die mir im ersten Augenblick ganz unbekannt schien, in der ich jedoch nach den üblichen Begrüßungsworten eine frühere Näherin wiedererkannte. Freundlich und arglos nötigte ich sie in mein Zimmer und erkundigte mich voller Teilnahme nach ihrem Ergehen. Liebe Anna, als die Frau nach einer kleinen Stunde mein Zimmer wieder verließ — da war ich ein abermals vom Schicksal schwer getroffener Mensch!

Was soll ich dir lang und breit die Unterhaltung jener Stunde wiedergeben — es regt nur qualvoll jeden Nerv in mir auf! Der kurze Inhalt ist: die Frau war nach einer unglücklichen, traurigen Ehe vor einiger Zeit Witwe geworden und, da ihr die Gelegenheit geboten war, wünschte sie, in ihre Heimat zurückzukehren und dort ein kleines Geschäft zu übernehmen, das sie vorteilhaft erwerben konnte. Aber nicht allein, daß sie zur Übernahme und für den ersten Anfang gar keine Mittel zur Hand hatte — sie sah auch hier noch bis über die Ohren in Schulden.

Ich sprach ihr mein Bedauern darüber aus und fragte, ob sie denn niemand hätte, der ihr beistehen könne. „Ja,“ meinte sie,

„deswegen komme ich gerade zu Ihnen!“ Und als ich sie erstaunt anblickte ob dieser Antwort — da — — o, da folgte das Schreckliche, das ich dir nicht wiederholen kann!

Ach, Anna, wie entsetzlich das ist, wenn man seine Sünde, sein geheimes Leid, seinen tiefsten Kummer so rücksichtslos laut nennen hört von fremder Zunge! Als ob es nicht genug wäre der eigenen Wortwürfe, der nicht zu stillenden Gewissensnot! — —

Der maßlose Schreck, der mich verstummen machte, verhalf mir im ersten Augenblick dazu, kein unüberlegtes Wort zu äußern. So kam mir von selbst die nötige Geistesgegenwart, um zunächst völlige Verständnislosigkeit zu heucheln — trotzdem mein armes Herz laut klopfte! — Soviel fühlte ich selbst, daß ich mich nicht ohne weiteres dieser Frau blind ergeben dürfe. Und da ich aus einer kleinen Nebewendung von ihr den Gedanken erhaschte, daß sie sich doch nicht so ganz sicher in ihren Behauptungen fühlte, gewann ich die Oberhand und konnte ihr endlich mit einer Sicherheit erwidern, die sie verstummen machte. Ja, die innere stille Verzweiflung gab mir sogar noch den Mut, der Frau klar zu machen, daß ihr Betragen gegen mich einer strafbaren Exzeption gleich käme.

So schüchternete ich sie, wie es schien, erfolgreich ein — — ob sie mir wirklich geglaubt hat, oder ob sie nur aus Klugheit nachgab? Ich will nicht darüber nachgrübeln, sondern nur die einfache Frage aufwerfen: wäre es denn nicht fast ein Wunder, wenn in den ganzen Jahren nicht ein einzigesmal irgend jemand von dem Hauspersonal etwas gemerkt haben sollte? — —

Schließlich hat ich die Frau mich zu verlassen und nach einigen Tagen wiederzukommen, ich wolle inzwischen überlegen, ob und wie ich ihr würde helfen können. Denn das empfand ich in meiner ersten dumpfen Überraschung dennoch klar, daß ich die Frau noch festhalten und sie mir näher bringen mußte, damit sie glaubte, was ich ihr vielleicht noch sagen mußte. Unter einem Vorwande zog ich mich für den Rest des Tages in mein Schlafzimmer zurück — ich mußte Ruhe haben, Ruhe und Zeit zum Nachdenken! Und das Nachdenken kam — o, wie kam es! Mit tausend Fragen rief es in

mir: warum, warum nur du und nicht auch er? — Einmal kam mir die wahnsinnige Idee, alles hier aufzugeben und so schnell als möglich zu verschwinden — —! Dann wieder drängte sich mir die Frage auf, ob ich die Frau zu Nothe schicken, oder ob ich ihn selbst um Beistand bitten sollte. Doch dagegen sprach plötzlich mein Stolz ein gewaltiges Wort: in schweigender Übereinstimmung einander innig verbunden fühlen durch gemeinsames Leid — das schien mir natürlich und selbstverständlich; aber mit lautem Wort die pekuniären Folgen unserer Schuld besprechen, oder gar mich ihm zu Dank verpflichten, daß er diese Folgen allein auf sich nahm — das empfand ich schlimmer wie Entwürdigung!

Und dann wußte ich plötzlich ganz deutlich: nicht an dich, nicht an Nothe darfst du denken, sondern nur an Arnold — sein Andenken rein zu erhalten ist deine erste und einzige Pflicht, du mußt wachen und sorgen, daß seinem Namen nicht noch über das Grab hinaus Schande erwächst.

Und danach handelte ich. Es ist schwer zu entscheiden, was richtiger gewesen wäre: mir die Frau durch Entgegenkommen zu Dank verpflichten — oder es darauf ankommen lassen, ob und was sie bei einer Abwehr meinerseits unternehmen würde. Ich wählte das erstere. Es hat mich ein kleines Vermögen gelöstet, die Frau aus ihrem Elend herauszuholen und ihr vorwärts zu helfen. Aber es ist mir gelungen — es gelang mir sogar durch mein ruhiges und sicheres Auftreten, sie mit der Zeit vollständig von der Unrichtigkeit ihrer Vermutungen zu überzeugen.

Nur das konnte ich nicht unterlassen, sie gleich beim nächsten Besuch zu fragen, warum sie denn nicht schon längst gekommen oder gar zu Dr. Nothe gegangen wäre, wenn sie glaubte im Recht zu sein. Nun, früher konnte sie nicht kommen, weil sie erst kürzlich meine Rückkehr erfahren hatte, auch hätte sie erst jetzt durch die veränderten Verhältnisse den Wunsch gefaßt, daß jemand ihr helfen möchte. Warum sie aber zu mir kam, das ist fast zum Lachen: wir Frauen müßten doch dem Manne gegenüber zusammenhalten, und ich wäre immer so freundlich und gütig gegen sie gewesen, da hätte sie eben mehr Vertrauen zu mir gehabt.

Du weißt, wie es um mein Vermögen steht und wie Arnold und ich darüber bestimmt haben. Bei einer vernünftigen Einteilung konnte ich mir zwar kein reiches, aber doch ein ganz angenehmes Leben gestatten. Nun fühlte ich, daß die Einsamkeit anfang, mich ganz einzuspinnen und daß ich unbeholfen fürs Leben werden würde, wenn ich noch länger zögerte, mich endlich allein hinauszuwagen. Ich hatte es ja nie kennen gelernt, allein, ohne männlichen Schutz zu gehen! Nun kam dieses Verhängnis, und damit waren ja all meine Pläne zerstört auf unbestimmte Jahre hinaus! Begreift du, was das für mich bedeutete? Auf mich selbst angewiesen sein, meine eigene traurige, quälende Gedankenwelt! Alles verschlossen, was einen doch einmal, wenn auch nur für Augenblicke, befreit hätte! Zu der ganzen Schwere der Last, die ich in jeder Stunde fühlte, auch noch dieser einengende, niederdrückende Zwang, sich einschränken zu müssen auf das allerallernotwendigste. Und damit der Zwang, sich zurückzuziehen, um nicht in die Lage zu kommen, Fragen zu beantworten, Lügen zu müssen. Meine Brüder wollten meinen Herzenswunsch erfüllen und mir ein eigenes kleines Haus mit einem Garten schenken, das selbstverständlich nach meinem Tode an unsere Familie zurückgehen sollte. Wie konnte ich aber jetzt an die Instandhaltung eines noch so kleinen Besitztums denken! Nein, ich mußte unter irgend einem glaubhaften Vorwand ihre Liebe zurückweisen, so schwer es mir auch wurde. Ach, es war grade, als ob das Schicksal sich nicht genug tun konnte, alles Schöne für mich bis in den Grund hinein zu vernichten! Und, glaube mir, ich war nicht tot und stumpf für das Leben — ich habe manchmal die Zähne aufeinandergepreßt und die Hände geballt — — aber, ich habe ausgehalten und mit Anstand die eingebrachte Suppe ausgelöffelt!

Und dann kam doch einmal der Tag, an dem ich einer außergewöhnlichen Schwierigkeit vollkommen rat- und hilflos gegenüber stand. Daß mir da der Gedanke kam, Nothe von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen, ist mir jetzt fast unerklärlich.

Es sprach da aber noch etwas anderes mit als der Gedanke, ihn die Folgen einer ge-

meinsamen Schuld mit tragen zu lassen, weil es über meine Kräfte ging, sie allein zu tilgen. Und ich glaube, dies andere war stärker. Es fällt mir schwer, dir das ganz deutlich zu machen. Sieh, es war so ein heimlich starkes Gefühl in mir, das hielt immer noch an ihm fest, das kämpfte mit heißer Angst dagegen, ihn aus meinem Leben, meinem Schicksal loszulassen. Liebe empfand ich nicht mehr für ihn; aber er hatte mir noch eine Frage zu beantworten, noch ein Rätsel zu lösen, an dem die Gedanken auf ihrem trüben Wege durch mein Leben hindurch schließlich immer wieder stillstanden: Was bedeutete unsere Liebe und unsere Schuld für ihn? Hatte ich mich weg-

geworfen? Ich bin mir damals nicht darüber klar geworden, aber jetzt weiß ich es gewiß: es war diese vernichtende heimliche Überzeugung, daß all die Qual schließlich nur durchlitten und durchkämpft war um ein paar angenehme Stunden für ihn, ein bißchen Sinnenfreude, ein Abenteuer! Und daß damit für ihn die Sache erlebigt war, daß all die bittere, bittere Not nichts für ihn war, als ein lästiges Nachspiel. Das wollte ich mir nicht eingestehen müssen!

Und darum drängte mich immer und immer wieder etwas wie ein Selbsterhaltungstrieb dazu, ihn auf die Probe zu stellen, um doch vielleicht die Stimme in meinem Innern Lügen strafen zu lassen.

Es war ja so viel, was diese Stimme verstärkte!

Er stand mitten in dem breitesten öffentlichen Leben unserer Stadt. Kein neues Unternehmen sozialer oder sonst irgend welcher Art, mit dem sein Name nicht verknüpft war! Von allen Seiten hörte ich ihn nennen, in allen Kreisen hatte er Fühlung.

Ich mußte unwillkürlich vergleichen.

Sieh, Anna, um mich zu beschäftigen, um meinem Leben wenigstens etwas Wert und Inhalt zu geben, habe ich gleich nach Arnolds Tode auch versucht, mich hie und da in Wohlfahrtsvereinen nützlich zu machen. Aber es blieb stets nur bei einem ganz schüchternen Versuche. Das Bewußtsein, in meinen eigenen Augen nicht rein und einwandfrei zu sein, gab mir den in moralstarken Worten so fest und sicher dastehenden Männern und Frauen

gegenüber ein Gefühl des Untwertes, das mich überall unsicher machte und bald wieder in meine Einsamkeit zurücktrieb. Woher nahm nur Rothe seine Kraft und seine Überzeugung, so ganz anders aufzutreten? Diese Frage kam mir in jenen unglücklichen Tagen immer wieder. Empfund er gar nichts, dem ähnlich, was mich so namenlos quälte? Du mußt bedenken, unsere Schuld war doch keine einmalige, flüchtige gewesen, kein Taumel des Augenblicks — sondern eine voll ausgelostete, jahrelange, erfüllt mit allen Wonnen und Kümernissen einer heimlichen Liebe! Und das löst sich doch nicht so leicht nach Willkür und Gefallen wieder aus!

So kam ich zu dem Entschluß, Rothe um seinen Besuch zu bitten. Ich war, seit wir wieder hier lebten, wenig mit ihm zusammen gekommen. Du magst es als einen Beweis meiner schwer errungenen Ruhe für ihn nehmen, daß ich heute nicht genau mehr weiß, durch welche Veranlassung er zuerst unser Haus wieder betreten hatte. Ob mein Mann ihn, oder ob er uns ausgesucht hat — ich weiß es nicht, jedenfalls kam er nicht als Arzt zu uns. Soviel ich mich erinnere, hat er auch nur einmal noch bei Lebzeiten meines Mannes uns besucht, und in dessen Gegenwart konnte selbstverständlich kein Ton aus unserer Vergangenheit anklingen.

Nach Arnolds Tode war er sofort und von selbst zu mir gekommen; unsere Begegnung aber war damals nur kurz. Dann hatte ich ihn in den nächsten Monaten noch einigemal zu mir bitten lassen, weil ich in irgend einer Nachlassfrage den Rat eines in städtischen Angelegenheiten gut unterrichteten Mannes nötig hatte. Unsere Unterhaltung war immer nur ganz sachlich gewesen und hatte nichts Persönliches berührt.

Wie immer, so kam er auch dieses Mal sofort nach Empfang meines Billetts. Etwas in mir wollte sich seines scheinbaren Interesses freuen, heute weiß ich: es war wie die schnelle Erledigung einer unangenehmen Sache. — Genau erinnerlich ist mir, mit welcher stillen Bewunderung er meine neue Wohnung betrachtete, die, in einem Vorort gelegen, freilich einen großen Abstand zu unserem früheren behaglichen Heim bildete. Nun, er nahm

schnell seine heitere, sorglose Miene wieder an, plauderte und lachte in der unbefangenen Weise und über sah beharrlich meine Versuche, ihm etwas Besonderes mitteilen zu wollen. Ich fand nicht das leiseste Entgegenkommen, das mir die ohnehin so schwere Zunge löste — und so ging er wieder von dannen, ohne eine Ahnung zu haben von der Gefahr, in der er doch so gut stand wie ich.

Beim Abschied gab er mir in seiner alten Weise die Hand und fragte in seinem liebenswürdig treuherzigen, so ehrlich klingenden Ton: „Darf ich einmal wiederkommen?“ Und dieser Ton hat noch einmal das Vertrauen in mir aufgeweckt, sodaß ich ruhig antwortete: „Ich werde mich freuen, Sie wiederzusehen!“

Und ich tröstete mich in diesem Glauben sogar mit der Aussicht seines nächsten Besuches für den Fall, daß die bevorstehende schwere Zeit unüberwindlich für mich allein sein würde. So kam es, daß ich die Last allein trug, weil ich vergeblich seines Besuches harnte — Jahre hindurch, und weil ich vergeblich wartete, so wurde mir langsam die Absichtlichkeit seines Fernbleibens bewußt.

Dreimal in den Jahren hatte ich Gelegenheit, ihm meine Anteilnahme an seinem Lebensgange auszusprechen: beim Tode seiner Frau, bei seiner Wiedertwahl in den Reichstag und als er den Geheimratsstitel erhielt. Jedesmal schrieb ich ihm ein paar Worte. Um seinen Besuch habe ich nicht wieder gebeten. Umgehend erhielt ich jedesmal einige schriftliche Worte seines Dankes zurück, sehr freundlich und verbindlich, und doch mit einer gewissen Ablehnung — ich fühlte das sehr wohl heraus, wenn ich es auch immer noch nicht klar und unzweifelhaft sehen wollte.

Es dauerte noch Jahre, öde, lange, entbehrungsreiche Jahre, bis diese äußere Last von mir genommen wurde. Die Frau besaß schließlich mehr Ehrenhaftigkeit als ich gehofft und erwartet hatte. Mein, ich kann wohl sagen kluges Verfahren gegen sie brachte es zuwege, daß sie — wie ich vorhin schon andeutete — mit der Zeit tatsächlich rückhaltlos mir glaubte, und mich sogar reuig ihres schrecklichen Verdachtes wegen um Verzeihung bat; sie entschuldigte sich unter vielen Tränen mit ihrer damaligen verzweifelungs-



vollen Lage. Nun, auch diese Szene wurde überwunden, in gewisser Hinsicht brachte sie mir ja große Erleichterung! Und dann kam eines Tages die Mitteilung von dem Aufblühen ihres Geschäftes. Mit einer Dankbarkeit, die immerhin ein wenig Balsam auf die vielen Wunden war, lehnte sie weitere Unterstützungen von mir ab.

Aber dann, als ich ein wenig auflebte in der Hoffnung, daß nun endlich alles gut wäre und nichts Böses mehr kommen könnte, da kam auf dem Grunde meines Leidenskelches noch ein trüber Rest, der mir nicht erspart bleiben sollte: die Erkenntnis! —

Nach meiner glücklichen Erlösung von all den stillgetragenen Sorgen beschloß ich jetzt, endlich meine Heimat wiederzusehen und meine noch lebenden letzten zwei Brüder zu besuchen. Ziemlich früh eilte ich eines Morgens in die Stadt, um Vorbereitungen für die Reise zu treffen. Mein Weg führte mich an Rothes Wohnung vorüber. Wenn ich irgend konnte, so mied ich jene Gegend — ich weiß nicht, ich hatte so ständig das Gefühl, als ob Rothe darin, mich in der Nähe seines Hauses zu sehen, eine Aufmerksamkeit gegen ihn erblicken würde, die zu erweisen mir fern lag. Heute aber konnte ich die Straße nicht gut ohne großen Umweg vermeiden, und so fügte es natürlich der Zufall, daß er gerade aus seinem Hause trat, als ich vorbeiging. Da mir leicht und fröhlich zu Sinne war wie seit undenklicher Zeit nicht, so begrüßte ich ihn lebhaft, reichte ihm die Hand und erzählte angeregt von meiner bevorstehenden Reise.

Nun wirst du, liebe Anna, es auch schon erfahren haben, daß der Verstand oft doppelt arbeitet. Während man das eine spricht, beobachtet und denkt man mit Blitzesschnelle nebenher ganz andere Dinge. So bemerkte ich, als ich ihn während des Sprechens voll ansah, mit Staunen, wie sorgfältig er in seinem Gesicht die Spuren des Alterns zudecken sich bemüht hatte. Das machte mich nachdenklich, und dabei sah ich an ihm vorbei in die Ferne. Mir fiel ein, wie er vor Jahren einmal zu mir sagte: man müsse seinem Nächsten immer ein angenehmer Anblick sein! — „ein angenehmer Anblick“, daraufhin mußte ich ihn plötzlich wieder ansehen, schneller als

er es vermutete, ja, so schnell, daß er nicht Zeit fand, seine Gesichtszüge in die alten verbindlichen Linien zurückzubeugen. Und da, bei der Schnelligkeit meines unerwarteten Blickes auf ihn, bemerkte ich, wie unsagbar verdrücklich und gelangweilt er auf mich herabsah! — —

Es gibt Blicke, die mehr sagen können als Worte. Nie hat Rothe mir ein unfreundliches Wort gesagt; aber die Worte, die dieser Blick sprach, die redeten hart und rücksichtslos, wie er über mich und unsere Stellung zueinander dachte. Wie ein plötzlicher Sturmwind oft die Nebel zerreißt und uns auf Momente klar und scharf die Umgegend erkennen läßt, so zerstörte mir dieser eine Blick mit einem Schlage alle Illusionen, die ich um sein Wesen und seine Person gewoben hatte.

Wie ich nach Hause gekommen bin — ich weiß es nicht. Es war, als hätte ein Schlag vor den Kopf mich getroffen. Also das war ich für ihn — eine lästige Erinnerung! — Jetzt sah ich alles ganz sonnenklar. Nicht Liebe war es, der ich alles opferte, nein, dem oberflächlichen Spiel eines eiteln Mannes habe ich gedient, dem habe ich die zahllosen Opfer an Schmerzen, Gewissensstrupeln und Entbehrungen gebracht.

Das war eine harte, eine furchtbare Erkenntnis! — Ich hatte nie daran gezweifelt, in seinem Herzen einen vollen Platz einzunehmen, und nie geglaubt, daß er je unsere Liebe vergessen könnte. Gedenke ich nur der schrecklichen Stunden, als das Kind geboren und wieder von uns genommen wurde, so meine ich, diese Stunden müßten genügen, uns unlöslich aneinander zu binden. Und wenn nun nicht mehr von Liebe die Rede sein kann, so doch von unbedingter Achtung!

Und nun war es so zu Ende damit, daß unser gemeinsames Leiden, alles, was wir einander gewesen waren, ihm nur noch wert war, fortgeworfen, abgeschüttelt, in den Staub getreten zu werden!

Ach, ich fühlte mich so entsetzlich erniedrigt! So wenig hatte ich, mein Leben, meine Liebe, meine Seele ihm gegolten!

Ja, kannte er mich denn überhaupt? Würde er von meinem Innenleben? Hatte

er sich überhaupt die Mühe gegeben, in mich hineinzusehen? Jetzt wurde ich mir auf einmal ganz klar darüber, daß wir nie ein ernstes, tiefes Gespräch gehabt haben.

Er hatte mich immer bei dem ersten ernstesten Wort unterbrochen oder durch irgend eine leichte, oberflächliche Bemerkung das Gespräch im gewohnten flachen Fahrwasser gehalten. Er hat nie Verständnis dafür gehabt, wie schwer die Untreue gegen Arnold und die Liebe zu ihm mich hin und her warf — nicht eine einzige wahrhaft teilnehmende Frage hat er je an mich gerichtet, ob und wie ich alles ertragen und überwunden habe. Nein, er hat als ganz selbstverständlich angenommen, daß mich nichts tief berührte. Und er hat auch von meiner Liebe eigentlich nichts gewußt. Ich bin in der Äußerung meiner Empfindung immer scheu und zurückhaltend gewesen. Er hat ja gar nicht gewußt, was ich ihm opferte.

So wie ich ihn immer überschätzt habe, so hat er mich bis zu dieser Stunde unterschätzt, nicht ernst genommen, weil ihm das bequemer war!

Ich war nicht Ich für ihn gewesen, nein, irgend eine amüsante junge Frau, gut, um ein paar Stunden mit ihr zu spielen. Irgend eine — vielleicht Eine von vielen! Warum auch nicht? Solche Beziehungen kann man ja vervielfachen, die nehmen ja nichts aus einem heraus, die stellen ja weiter keine Ansprüche!

Und weiter peitschten mich meine Gedanken wie Geißelhiebe: und ich? was hatte ich eigentlich in ihm geliebt? Unsere Seelen hatten ja nie zueinander gesprochen. Das Tiefe, Harte, Persönlichste hatte ja in unserem Verhältnis gar keine Stimme gehabt. Wir verkehrten erst fröhlich miteinander, fröhlich und

obenhin, dann zärtlich und leidenschaftlich — aber niemals griffen wir in die Tiefe. Ich habe nichts in ihm lieben können als das Außerliche, den schönen, frohen und stattlichen Menschen! Kein innerer Zwang, kein Zueinanderdrängen innerlichster Gewalten, solcher Mächte, die aus dem Grund unseres Wesens steigen, hat unser Verhältnis geabelt! Im letzten Sinn war es, trotz alles Vertrauens, trotz alles blinden Glaubens, auch von mir aus nichts als ein Sinnenrausch!

Jetzt hatte die nimmer ruhende Frage in meinem Herzen ihre Antwort: Weggeworfen!

Ein ganzes Leben vergeudet, alles Beste, alle Kraft zu Glück und Leid verschleubert.

Darüber hilft nichts hinweg. Das läßt sich nicht überwinden. Man vergißt es wohl einmal für ein paar Augenblicke. Und der Schmerz wird wohl ein wenig dumpfer, wenn man älter wird und der Lebensstrom zurückdehbt. Aber treu bleibt er einem bis ans Ende.

\* \* \*

Ich legte die Blätter aus der Hand. Und es war mir, als wachte rings um mich herum dieses leise, unaufhaltsame Weinen wieder auf, das ich nie vergessen habe, diese Klage, die wie Blut aus einer inneren Wunde quoll, lebensheiß, unstillbar. Ein vornehmer, stolzer, ein gesunder und froher Mensch war daran verblutet.

Und dann sah ich wieder den Herrn Geheimrat auf der eleganten, belebten Promenade im hellen Sonnenschein daher kommen, von allen Seiten ehrerbietig oder freundschaftlich begrüßt, überallhin dankend, weltmännisch verbindlich oder mit gewinnender Liebenswürdigkeit, je nachdem. Eine schöne, stattliche Erscheinung. Der Stolz seiner Vaterstadt.



# Hermann Stehr.

von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

**E**iner von denen, deren Schicksal Einsamkeit und Kampf ist, reicht uns einen Strauß seltener Blumen von fernen Höhen, aus entlegenen Tälern, die vor ihm kein Fuß betrat. Ihre feinen Kelche neigen sich über blutende, zerrissene Hände; Augen, die in todbringende Abgründe sahen, schauen uns voll bitterem Ernstes an, und wenn wir das Geschenk aus der Hand des Gebers nehmen, fühlen wir sie in der unbeherrschbaren Schwäche zittern, in der äußerste Anspannung sich löst.

Hermann Stehr hat sich in neue, ferne, seelische Reiche hingewagt; seine Dichtung trägt die Spuren eines Suchens, das von Schritt zu Schritt ein heißes Ringen war. Was ihn in diesen Kampf hineintrieb, war ein mitleidiges Verstehenwollen, ein bohrendes Leiden unter nie begriffenen Schmerzen, nie ausgesprochenem Erlebnis.

„Durch uns alle geht ein Bruch von Anbeginn; in Unruhe ringen wir um den klaren Besitz der Welt, die uns erfüllt.“ Ein Ringen in Unruhe — davon erzählt diese Dichtung.<sup>1)</sup>

Hermann Stehr ist Lehrer in Dittersbach in Schlesiens, Gerhart Hauptmann verwandt durch die Zugehörigkeit zum gleichen Stamm, die Aufnahme gleicher Eindrücke von Landschaft und Menschen; sein Jünger in mancher literarischen Hinsicht, ihm unterlegen an zuschlagender, zwingender Kraft, über ihn hinaus suchend nach dem Ausdruck für inneres Leben in seinen unendlich feinen, kaum faßbaren Bewegungen.

Seine Menschen sind die armen Kinder der kargen, schlesischen Landschaft. So bitter arm sind sie, daß Gewinn oder Verlust eines Talers ein Lebensschicksal aufrichtet oder zerbricht, daß über einem schönen Holzstiel im Wintervorrat hungrige Augen voll gieriger Wachsamkeit lauern. Sie sind wie mißhandelte Kinder, ängstlich und ernsthaft, scheu und gierig, leicht verstimmt und mit wenig Mut zum Lachen, schnell aus dem mühsam erbauten Haus ihrer armen, frierenden Seelen vertrieben. Weltenfern bleiben ihrer dumpfen Hilflosigkeit, ihrem unruhig ängstlichen Lebenskampf die Mächte, die ihnen zu Führern gesetzt sind, Kirche und Staat. Die Predigt des Pfarrers ist wie der Staub, der in den Sonnenstreifen der hohen Kirchenfenster spielt: „törichte Menschenworte im ewig lebendigen Licht“. Wie dem alten Schindelmacher, der im Gottesdienst Trost und Bestärkung für seinen guten Kampf sucht, die kraft- und sinnlosen Gedanken Jörn und Pein durch die Glieder jagen, so liegt eine herzzerreißende Ironie in der Szene, wo die Gerichtsbeamten mit ihren stumpfen Worten

<sup>1)</sup> „Auf Leben und Tod“, zwei Erzählungen. 1898/1900. — „Der Schindelmacher“, Novelle. 1899. — „Leonore Griebel“, Roman. 1900. — „Das letzte Kind“. 1903. — „Meta Konegen“, Drama. 1904. — „Der begrabene Gott“, Roman. 1905. (Sämtlich im Verlag von S. Fischer, Berlin.)

dem armen Weibe im „begrabenen Gott“ das Geheimnis ihres Elendes abzwängen wollen.

Was Hermann Stehrs Menschen ausdrücken sollen, ist nicht mit einer generalisierenden Analyse zu erfassen; nur sie selbst, die einzelnen, können von ihrem Meister erzählen. Die erste der Novellen, durch die der Dichter literarisch bekannt geworden ist, ist in dem Zweinovellenbände „Auf Leben und Tod“ schon in zweiter Auflage erschienen. Der „Graveur“ ist ein stiller, feiner Mensch von ängstlicher Rechtschaffenheit, dessen Seele von dem Glauben an das Gute und Tüchtige lebt. Sonst besitzt er keine Kraft; weder durch leichtes Vergessen noch durch frisches Handeln vermag er sich zu erlösen, wenn sein Glaube ihm zerstoßen wird. Seine Seele starrt auf die Wunde und sieht das Herzblut daraus hilflos verströmen. Ein Bruder, dem der Graveur um seiner eigenen Ehre willen alles geopfert hat, ein roher, ruhmrediger Säufer, schlägt ihn auf einsamem Wege zu Boden, so daß er wochenlang zwischen Tod und Leben schwebt. Er wird gesund, wenn er auch die Fähigkeit der Sprache verloren hat. Aber innerlich kann er nicht genesen. Das ungeheure Unrecht, das ihm geschehen ist, verwandelt ihm die Welt in ein Chaos, in dem nichts herrscht als brutale Gewalt. Ein krankes Mißtrauen vergiftet alle Ströme, die von ihm zu andern und von andern zu ihm fließen. Wir sehen seine Seele ein paar kraftlose Flügelschläge tun, um sich ins Helle zu retten, aber sie tragen nicht über den Abgrund, den sein Erlebnis zwischen ihm und der Welt gerissen hat. Als er, der aus seinem bescheidenen Handwerk die stillen und tiefen Freuden eines Künstlers zieht, seine Arbeit wieder aufnimmt, scheint es, als ob die guten und erhaltenden Kräfte, ein neues Vertrauen zu sich selbst, ihm helfen werden, sein zerstörtes Leben neu zu erbauen. Doch so nahe stehen die finsternen Gewalten seinem Wege, daß ein einziges Wort, eine kaum faßbare Erschütterung, ein unbedachter Eingriff genügt, um ihnen Macht über ihn zu geben. Wir sehen ihn schwanken, das Gleichgewicht wieder finden, wieder schwanken und versinken. Nun sucht seine Seele nur noch mit irrer Leidenschaft den, der sie um alles betrog. Ein zwiefach Friedloser, zwiefach Ausgestoßener wandert er umher, bis ihn — eine neue seltsame Art der Katharsis — die blutige Tat aus dem Bann seiner Irrgänge befreit. Er erwacht zum vollen Bewußtsein seiner selbst, seines ganzen Lebens, nachdem seine grausige Nachsucht einen Menschen vernichtet hat, der in seinem Wahnsinn an die Stelle des Gesuchten tritt, und in dem er blindlings die Zerstörung des eigenen Lebens richtete. „Nun ist er wieder daheim bei sich, bei seiner Seele, in seinem Herzen. Aber seine Seele ist vermorscht, sein Herz pocht nicht mehr dem Leben entgegen. Vor ihm gähnt die Zukunft wie ein unendliches Grab. Dort muß er, der lebendige Tote hundertfachen Tod sterben, wenn er weiter leben will. Aber er will nicht, aus Liebe zu sich. Sein Leben hat ihn zum Tode verurteilt. Er muß sterben. Das Gebot ruht in ihm. Er hat es gewoben in den Zeiten seiner Irrgänge, da er glaubte, seine Ehre hänge von den Mitmenschen ab. Nun richtet es ihn zu Grunde. Ergeben beugt er sich dem Spruch. Gebrochen, mit wankenden Knien schleppt sich der Graveur in den nahen Wald. Nachmittags fand man ihn erhängt.“

Diese eigentümliche Katharsis ist ein Stück von Hermann Stehrs Lebensanschauung. In manchem Menschen schicksal erscheint sie ihm als der einzige Akt, durch den es aus der Herrschaft des Zwanges, der blinden Notwendigkeit in das Reich der Freiheit, der königlichen Selbstbestimmung hindüberggeführt wird; die einzige Tat, durch die seine Dumpfheiten sich erhellen, seine Gebundenheiten sich lösen können und die Summe

des Tuns der Summe des Erleidens gleichgemacht wird. Dies Gleichgewicht von Gewinn und Verlust, von Erfolg und Niederlage in einem Menschenschicksal, das in uns allen ein tiefes Gerechtigkeitsgefühl fordert, kann ja auf zweifache Weise erreicht werden. Man kann langsam ein Gewicht nach dem andern an guten erlösenden Taten in die Schale legen, bis sie sich zum Sinken anschickt. Man kann aber auch ein ganzes Leben auf einmal hineinwerfen, so daß das Jünglein, von einem zitternden Stoß getrieben, zur andern Seite hinüberschnellt. Auch die Novelle „Der Schindelmacher“ zeigt ein solches Schicksal. Jahrelang hat der alte Mann, den der Tod seines Weibes in dumpfes seelisches Leiden und starre Lebensmüdigkeit versenkte, eine unwürdige Knechtschaft erduldet. In der stumpfen Gleichgültigkeit seines Schmerzes hat er sich von rohen und habfüchtigen Menschen abhängig gemacht, indem er vorzeitig ins „Ausgedinge“ ging. Und dann kommt es plötzlich über ihn, eine Unruhe, ein aufstrebender Stolz, der die Grenzen seines gedrückten Wesens plötzlich dehnt und weitet; dieser Stolz wächst und stößt sich an den Schranken seines armseligen Lebens. Da wird das kraftlose Wühlen in seinen traurigen Verhältnissen zum befreienden Entschluß. Unversehens und ungerufen, ihm selbst ein Rätsel, wacht das in ihm auf. Der Frühling hat irgendwie damit zu tun. Und doch kann er das neue Gesetz seines Lebens seiner Umgebung nicht mehr aufzwingen. Zu lange hat er in unschlüssig Schläffheit die Zustände um sich herum fest werden lassen, bis sie ihm nicht mehr gehorchen. So bleibt ihm nur ein Weg: mit dem Gericht über die Demütiger seines Stolzes, die Verächter seiner Menschenwürde, zugleich das Gericht über sich selbst zu vollziehen, der Stolz und Menschenwürde selbst verleugnet und verraten hat. In wilber Wut, in der die jahrelange Schmach mit all ihrem Dulden plötzlich zur richtenden Gewalt wird, treibt er seine Verwandten aus dem Anwesen, um dann mit eigener Hand alles zu zertrümmern und zu zerstören. Und als alles, das Haus, die Geräte, die Feldfrüchte, vernichtet, das blühende Korn vor der Reife gemäht ist, da „fühlte er sich stark, genesen von den Wunden seiner Demütigung. Die Last seiner peinigenden Dumpfheit und Erniedrigung war abgewaschen. Süßer, verlockender lag die blasse Fläche in der Ferne seines Bewußtseins. Mit heimverlangenden, brünstig vorgestreckten Armen schritt die Sehnsucht seiner Seele jener flimmernden Unfaßbarkeit entgegen. Ihr Gang war frei und schwebend, wie der Flug der Falter; denn sein Wesen hatte das Gehäuse seines verfehlten Lebens zer schlagen, das sie gefangen gehalten. Mit dem wiedergeföhenkten Lächeln seines friedseligen Kindergemütes schritt er durch das Tor des Todes.“

Eine solche Katharsis, nur daß ihre Bedeutung unendlich viel schwerer, tiefer und tragischer ist, bietet auch die Lösung in Stehrs letztem und gewaltigstem Roman „Der begrabene Gott“. Wer sich vom Leben alles hat nehmen lassen, nehmen lassen müssen, den macht nur der Tod wieder zum Herrscher über sein Schicksal. Eine Seele, der die Herrschaft über sich selbst, das klare Wissen um sich genommen ist, findet sich wieder in dem letzten Entschluß, ihren Gott, der sie zum Dank für ihre demütige Treue verhöhnt hat, zu begraben und sich selbst zu vernichten. Es ist keine bewußte Überzeugung; es ist ein die Menschen unterjochendes Lebensgesetz, ein dumpfer Naturzwang, der sie so handeln läßt. Für viele ist es der einzige lichte Augenblick ihres ganzen Lebens, der einzige Moment menschlich königlichen Selbstgeföhls. Auch das arme lasterhafte Weib in der Novelle „Meiße, der Teufel“ föhnt nur auf diese Weise.

\*

\*

\*

Die feinen Blütenkelche, die Hermann Stehrs Kunst uns darbietet, neigen sich zitternd über blutige, zerrissene Hände. Sein Schaffen erwächst aus einem aufs äußerste gespannten Ringen um die Lösung unbegriffener seelischer Rätsel. Es ist nicht die lichte olympische Freude am Dasein, an den Menschen, am Geschehen, die da mit leichter Hand ihren Strauß windet. Die Zerstörung, das Sterben, das Wachsen und sieghafte Vordringen vernichtender Gewalten — Verkettungen von Lebensmächten, in denen die Seele sich selbst zum unerbittlichen Fatum wird, das fesselt sein Auge. Es gibt Künstler, deren Schaffensimpulse nicht in dem Hineinsinken in die Tiefe des Stoffes, in der Deutung der Rätsel, sondern in der Darstellung selbst sich Genüge tun. Hermann Stehr gehört nicht zu ihnen. Der Untertitel seiner ersten Novelle „Eine psychologische Monographie“ zeigt die Richtung seines künstlerischen Interesses. Er steht dem Menschenleben gegenüber als ein Suchender, ein Forscher und Grübler; er möchte mit neuen, unendlich verfeinerten Instrumenten tiefer in seine Tiefen hineingraben. Und er braucht dann den Ausdrucksreichtum der ganzen modernen Kultur, um das Neuland, das er gefunden hat, zu beschreiben. So trägt seine Sprache vielfach noch die Spuren dieses Strebens, das Unausgesprochene zu verkörpern. Sie greift zu Umwegen, Umschreibungen; sie nimmt Elemente wissenschaftlicher Ausdrucksweise auf, um ihrem Gegenstand nahe zu kommen. Etwas Unausgeglichenes, zuweilen schwerfällig, manchmal fast schwülstig Wirkendes ist ihr eigen, vor allem in den ersten Versuchen. Es kommt dadurch auch ein gewisser Zwiespalt in seine Darstellung hinein: Die Menschen, die er schildert, reden die Sprache ihres Milieus, und der Dichter beherrscht diese Sprache, die mit ihren wenigen, scheinbar so elementaren Ausdrucksmitteln so tief und weit faßt, und die in ihrer einfachen Bewegung doch so feine und besondere seelische Schwingungen durchklingen läßt. Aber um diese einfach echten, ausdrucksvollen Formen schlingt sich des Erzählers Deutung wie ein üppiges Geranke. Man wird dadurch immer wieder aus der Welt der Dichtung in die Seele des Dichters zurückgerissen; man sieht ihn als Beobachter draußen stehen, in einer ganz anderen geistigen Welt, statt daß er mit seinen Figuren in eins verschmilzt.

\* \* \*

In zwei Dichtungen Hermann Stehrs liegen vor allem die Orientierungspunkte für die großen Möglichkeiten seiner Begabung. Die eine ist die Erzählung „Leonore Griebel“, in der seine Fähigkeit nadelfeiner Seelenforschung und die Kunst, die kompliziertesten, verwirrtesten inneren Erlebnisse hell und faßbar hinzustellen, ihre höchsten Triumphe feiert: Bewegungen, deren Linien im Dämmer einer halbawachen Seele auftauchen, sich zu krausem Spiel undeutlich verschlingen und leise wieder verlöschen, hält er mit Worten fest, ohne sie zu zerstören. — Die andere ist der Roman: „Der begrabene Gott“, in dem die Doppelexistenz von Dichter und Dichtung, die bis dahin noch fühlbar war, endgültig zur Einheit geworden ist. Hier hat Hermann Stehr den Stil gefunden, der die mit voller naturalistischer Wahrhaftigkeit aufgefaßte Lebensoberfläche als Produkt unendlich fein verwebter innerer Vorgänge erscheinen läßt.

„Leonore Griebel“ ist ein glänzendes künstlerisches Dokument eines psychopathischen Phänomens, die Krankheitsgeschichte einer Seele, die als letzter Trieb an einem Stamm versiegender Lebenskraft gewachsen ist. So lange Leonore Griebel in dem engen, dämmernden Kreis ihrer Kindheit lang gewohnte einfache Wege geht, bleibt ihre Schwäche ver-

schleiert. Als sie durch ihre Verheiratung aus diesem Kreise herausgetragen wird, kann sie sich nicht mehr zur Herrin dieses neuen, ihre eigene Kraft beanspruchenden Lebens machen. Das Gewohnheitsmäßige hat seine Macht über sie verloren; aus Eigenem vermag sie nicht zu schöpfen, um ihre neue Lebenssphäre seelisch zu durchdringen. Ihr Innenleben, das nicht die Kraft hat, von sich aus einen Lebensaustausch mit der Welt zu beginnen, wartet instinktiv auf das Eine, das sie dem ziellosen, wirren Spiel der Eindrücke entreißen könnte: es müßte jemand die Macht weiblicher Hingabe in ihr lösen, zu sich ziehen und bei sich festhalten. Ihr Mann hat diese Macht nicht. Grobzigig, gutmütig und von wurzelechter Banalität stößt er all die aristokratischen Instinkte, die, ihr selbst unbewußt, eine in Jahrhunderten gefestigte Macht über sie haben, schmerzhaft zurück. Er versteht ihren kranken Ansprüchen und ihrem erregten Verlangen, in dem die Inbrunst ihrer Lebensliebe lodert, nur auf eine Art zu begegnen: durch vorsichtiges, schonendes Fernbleiben, Zurückhalten, Vermeiden. Eine Praxis, in der sie mit der Hellsichtigkeit des Kranken den Mangel an Liebe, an lebendigem, wagemutigem Gefühl erkennt, und die sie deshalb bis zum Wahnsinn quält und beleidigt. So stirbt ihre Seele an ihrer Heimatlosigkeit.

Hermann Stehr zeigt in der Geschichte dieser Kranken, mit all ihren nervösen Spannungen, ihren das Wirkliche nach heimlich lebendigen Gesetzen umformenden Illusionen, der irrenden Schöpferkraft ihrer Sehnsucht, eine hellseherische Phantasie, die etwas Erschreckendes hat. Er hat hier für viele seelische Werte überhaupt als Erster einen sprachlichen Ausdruck geschaffen. Es ist selbstverständlich, daß solche Errungenschaften teuer bezahlt werden müssen, daß in dem Suchen nach der Wortform, die der Spur dieser feinen, flüchtigen Bewegungen zu folgen vermag, die künstlerische Einheit schwerer erreichbar ist, als wenn das Motiv an sich der Ausdrucksfähigkeit keine Aufgaben stellt. Darum spürt man in Leonore Griebel besonders, daß die Sprache ihre Dienste nicht leicht und willig lieh. Neben erlesensten Kraftproben ein Restbestand von Härten und Weitschweifigkeiten, Spuren davon, wie schwer die Hand des Künstlers das Wortmaterial aus seinen Fesseln herausbrach.

Solche Restbestände zeigt der letzte Roman des Künstlers „Der begrabene Gott“ nicht mehr. Es ist sehr schwer, über dies Buch etwas zu sagen, das seiner Tiefe, seiner Gewalt und Schönheit würdig wäre. Es ist auch fast nutzlos, seinen Inhalt anzudeuten, da mit den Geschneitten nicht ihre seelische Besonderheit, mit den Tatsachen nicht die leuchtenden Farben, die feinen Nuancen gegeben werden können, da es, kurz gesagt, unmöglich ist, die kraftvolle Einfachheit wiederzugeben, zu der die klingende Lebensfülle dieser Dichtung — nicht gebändigt, nein, geklärt und vertieft ist. Alle bitteren Nöte, alles Entsetzen, das im Schoß eines Menschenlebens begraben sein kann, verweben sich in dem Schicksal dieser Menschen, und dann lösen sich die quälenden, schneidenden Dissonanzen in einen Klang, der stillfeierlich, voll abweisender Hoheit, über der Tiefe schwebt. „Aber die Nacht der Erde blieb doch. Denn die läßt sich nicht fortschaffen. Sie gebiert den Menschen; sie nimmt ihn wieder von hinnen. Und zwischen der Nacht des Aufganges und des Niederganges schwingt auf gar engem Raum die Stundenglocke des Menschendaseins. Ihr Klang ist ewige Sehnsucht in notvollem Kampf und bitterster Süße.“

\* \* \*

Die Geschichte einer Erlösung ist auch „Das letzte Kind“. Der Dichter hat es seiner Frau zugeeignet mit den Worten:

„Nimm dieses Lieb! Es hat in böser Zeit  
Mich von der Erde tiefster Qual befreit.  
Und wenn's auch Dich erlöst von alten Schmerzen,  
So ist es doppelt teuer meinem Herzen.“

Ein Lied nennt er die kurze Erzählung selbst. Auf keine seiner Dichtungen wäre der Name anzuwenden wie allein auf diese. Sie ist die einzige, in der Hermann Stehr die Melodie, die alle Not und Süße des Menschendaseins heimlich durchklingt, zu einem selbständigen cantus firmus über dem irdischen Leben erhebt. Der Dichter tritt auf die Schwelle zwischen Leben und Tod, von der Gerhart Hauptmann „Hanneles Himmelfahrt“ geschaut hat. Die zwei Welten der menschlichen Seele berühren sich; vor der Türe der dürftigen Schneiderwohnung, in der das letzte Kind stirbt, steht die Welt des ewigen Friedens; ihr Bote tritt an die Wiege, die „von allen Hämmern der Erdennot dünngeschlagene Seele“ der armen Mutter, die mit dem Tode den Verzweigungskampf um ihr letztes Kind kämpft, mit ihrem Kinde zugleich zu erlösen. Wie blaue Fluten in ewig unberührbarer Schönheit an arme, nackte Felsküsten spülen, so breiten sich die lichten Fernen der Ewigkeit an den Grenzen dieser kleinen Menschentwelt voll Not, Furcht und Feigheit. Aber nicht wie ein fremdes Land, dessen unberührbare, heitere Hoheit zu denken, zerquälte Menschen in ihrer Knechtschaft und Dürftigkeit schmerzen muß. Die Macht der Liebe reicht hinüber. Die Sehnsucht der Mutter läßt in der Seele ihres Kindes, das vor diesem „letzten“ starb, die Liebe des Blutes nicht erlöschen. Sie zieht diese Seele vom Thron des Ewigen herab, um ihr beizustehen in dem Todeskampf um das „letzte Kind“. Das ist der eigentliche tiefe Sinn der Erlösung, daß es die Liebe ist, die aus der Not in den Frieden führt, daß der ganze Menschenjammer nicht beschämt und nichtig vor dieser Glorie steht, sondern sein eigentlicher tiefer Sinn gerechtfertigt wird. Denn sein Sinn ist die Furcht und Hoffnung, der Schmerz und die Verzweiflung der Liebe.

\* \* \*

In den neu entdeckten seelischen Tiefen, die Hermann Stehr entschleiert, gewinnt auch das Leben der Landschaft, der Natur, neue nie gesehene Farben, neuen seelischen Reichtum. Die einfachen Menschen, die er schildert, in deren Leben und Tun das Instinktmäßige, Naturbedingte so viel zu bedeuten hat, hängen mit tausend geheimen Fäden mit dem Wechsel von Sommer und Winter, Hitze und Kälte, Wolken, Wind und Sonnenschein zusammen. Auch in der landschaftlichen Schilderung hat Hermann Stehr sich von dem Breiten, Komplizierten zum Einfachen, Treffendsten durchgekämpft. Er neigt zu einer besonderen Art der Personifikation in seinen Naturschilderungen, bei der anfangs häufig das Gleichnis den eigentlichen Vorgang überwuchert und seine Farben nicht mehr durchscheinen läßt. „Die sommerliche Welt lag vor ihm, wie eine erwachendes, üppiges Weib; auf den blauen Himmelsaugen lagen noch leichte Wolken des eben verslogenen Nachtraumes; der frische Tag glühte ihr lustig auf den Wangen. Über dem Busen lag der dunkle Wäldermantel; aus dem ährengoldenen Haar glühte der bunte Kranz der Feldblumen“ usw. Aber diese Form der Naturschilderung, die im Anfang sich in allegorischer Übersinnlichkeit verliert, lernt Hermann Stehr allmählich zu meistern. Es ist schon etwas ganz anderes, wenn



er in „Leonore Griebel“ sagt: „der Nachtwind torkelte durch die Gasse, ein heimatloser Strolch, der trunken mit immer offenem Munde die dumpfe Empfindung seines Glends in ergriffenen Tönen hingellt, verstört lullt; dann donnert er an die Türen und begehrt Einlaß mit wirbelnden Fäusten, und immer beginnt er doch seinen ruhelosen Kundgang wieder mit dem hilflosen Wimmern zwischen frostzusammengeschlagenen Zähnen hindurch.“ Und wenn hier auch noch etwas von den übertrieben starken Farben zu spüren ist, die die Darstellungen in „Leonore Griebel“ überhaupt kennzeichnen, so gewinnt diese Form die schmiegsame Weichheit, die sie nun erst zum Bilde im echten künstlerischen Sinn macht, schon in der Erzählung „Das letzte Kind“. Da heißt es von dem Winde, daß er den Tannen des Berges die Nebel leise umwarf und abnahm, wie ein Kind, das seine Puppen an- und auskleidet, oder es wird geschildert, wie die Bäume aus dem Schlafe auffahren und den Wind aus ihren Kronen werfen, „der herabgleitend im Halbschlafe sich dehnt und dann wieder in sein luftiges Nest kriecht, umständlich und knurrend, wie Schlastrunkene sich zurecht legen“; hier steht das Bild schon vollkommen im Dienste des Eindrucks, den es uns übertragen soll. Die Naturschilderungen bei Hermann Stehr sind meist nicht flüchtig angedeutete Hintergründe für die handelnden Figuren, sondern breit und wuchtig ausgeführte Gemälde, aus denen die Stimmung fließt, die die ganze Szene beherrscht. Schon die ersten Dichtungen bringen Beweise der Kraft, mit der Hermann Stehr sich in die Seele der Landschaft hinein vertieft hat. Wie wundervoll erfaßt er schon in der ersten Novelle das psychologische Grundelement der Winterlandschaft: Alle Dinge stehen einsam und verschlossen für sich, jedes gleichsam gebannt und bewacht von seinem eigenen kalten, lastenden Schmerz. Das Leben ist erstorben und damit das Band, das sie einte, zerrissen. Erst wenn das Eis schmilzt, bricht der Bann ihrer Vereinsamung. Zwischen den Dingen hastet und sprüht ein wunderbares, unsichtbares Leben, sich hinneigend und sehnend; alles strebt zueinander in Harmonie und süßer Verkettung.

Ganz besondere Kunst zeigt Hermann Stehr in der Wiedergabe aller Naturstimmungen, in denen das Schwüle, Bange, Drückende die beherrschende Note angibt. Oskar Wilde hat gelegentlich gesagt, daß jede Lebenserscheinung einmal künstlerisch entdeckt wird und damit ein für allemal gewissermaßen erlebigt ist, und er hat Turner in diesem Sinne die Entdeckung des Sonnenunterganges zugeschrieben. In demselben Sinn kann man sagen, daß Hermann Stehr unsere künstlerische Welt um jene Stimmungen der Erwartung bereichert hat, die entscheidenden Wendungen, etwa dem Sonnenaufgang, dem Ausbruch des Gewitters, vorausgehen.

So wird im „Schindelmacher“ die Katastrophe durch die allmählich anschwellende Unruhe in der Natur vorbereitet. Das erste Bild: „Die Sonne hing hoch am Himmel in dumpf-kochender Glut. Zitternder Dunst lag um die Berge. Ferne Gegenstände sahen darin eigentümlich langgezogen aus: die Bäume, als ob sie auf den Behen stünden, die Häuser mit unnatürlich gereckten Feueresseln. Dazwischen, wie in Ungeduld vielfach gewunden, die Felder.“

Das zweite: „Längst lag Wangendorf hinter ihm, rundum Felder mit stillen Ähren. Der Fernendunst war von den Bergen niedergeglitten, der heiße Himmel hing tief und hatte jene hellgraue Farbe, die Eisenplatten vor dem Glühen zeigen. Die Luft, welche der alte Franz atmete, war wie ein brennender Trank. Die starren Berge lagen im Dunst gleich ohnmächtigen Schemen. Da und dort über die blau-

grüne, regungslose Ahrenweite ein Strauch, einer wie eine drohende Faust, einer wie eine hilfeschuchende Hand mit schmerzgekrümmten Fingern . . . über allem aber die nadelzitternde, beklemmende Glut.“

Dieses Leben der Landschaft ist nicht nur ein hinzugedachter Hintergrund, nicht eine rein künstlerische Verstärkung der feelischen Vorgänge, sondern ein wirkendes Element in ihnen, etwas, das eingreift, treibt und hemmt. In heimlich lebendigem Kontakt mit der Natur drängt es in der Seele des Schindelmachers zur Katastrophe. Während draußen der Himmel seine Spannungen in einer einzigen finsternen Wolke sammelt, schließt sich seine ganze Seele um den einen, die erlösende Vernichtung bergenden Entschluß.

„Das erste Murren fiel aus den Wolken. Der Wind kam. Der Staub wirbelte schwach-zerreißende Schleier. Die Blätter wurden unruhig und begannen zu zittern. Schauer rannen fiebernd über stille Wasser. Man goß das Feuer in den Häusern aus. Furchtsam redeten die Menschen. Schnell schloß der Tag sein Auge und flüchtete ins Weite. Die Schatten des Abends kamen bebend. Der Schindelmacher schritt den Eschberg hinauf. Sein Herz schlug und die ersten, großen Tropfen pochten auf die angstvoll tönenden Holzdächer.“

Und dann ist der erste Donner wie ein Kommandoruf für seine dumpf brütende Wut. Mit dem Toben des losbrechenden Wetters entlädt sie sich in wildem Vernichtungsjubel.

\* \* \*

Eines Künstlers produktives Anschauen des Lebens und der Dinge erscheint uns in seiner elementaren bildnerischen Kraft in der Kunstform des Symbols. Wie sich das Wesentliche, das Dynamische eines Eindrucks ihm offenbart und dann von innen heraus neue Gestalten annimmt, das ist das eigentliche Kriterium des künstlerischen Empfindens. Man sieht darin auf dem Gebiet der bildenden Kunst schon deutlicher als in der Dichtung. Hermann Stehrs Dichtung zeigt diese schaffende Kraft immer am Werke, von der einfachen Bildlichkeit des Ausdrucks bis zur künstlerischen Durchführung eines komplizierten Gleichnisses. Dies Letzte ist der Inhalt der Erzählung „Meide, der Teufel“, in der sich der Dichter eine Aufgabe gestellt hat, die nur ein feiner, künstlerischer Takt lösen kann. Ein ruppiger Hund, der sich dem Helden der Erzählung in aufdringlicher Demut an die Fersen heftet, verkörpert die Macht eines elenden Lebens, die Niedrigkeit des hundertfach Getretenen, allen in Marter und Verfolgung groß gewordenen Sklavensinn, und die Gier und Feigheit einer Kreatur, die nie etwas zu schenken hatte, sondern immer mit Betteln oder List sich das Ihre nehmen mußte. Mephistophel in einer niederen Sphäre! Wundervoll hat der Künstler es verstanden, die Beziehungen von Gleichnis und Wirklichkeit unaufdringlich, lose und spielend zu weben. Diese schmiedlerische, unwiderstehliche Treue, mit der das Vergangene, das, was einmal Macht hatte, tausendmal abgewiesen, niedergeschlagen, immer und immer wieder kommt!

Dies produktive Schauen treibt überall einen Blütenreichtum von Bildern, Metaphern, Gleichnissen. Stehr hebt die sinnliche Plastik des volkstümlichen Ausdrucks in die Kunstsphäre hinauf, von ihr lernend, sie benutzend und weiterbildend. Die Reden sind voll von solchen Wendungen, aufgegriffenen und nachgeschaffenen. Eindringlicher kann die Verzweigung des Schusters in dem Roman „Der begrabene

Gott“ an seinem verfehlten Leben nicht ausgedrückt werden als mit seinen Worten: „Bei mir is Oberleder ragelahl vo dr Sohle geplagt. Da nutzt kee Nagel mehr was.“ Oder die Lähmung aller Lebensenergien in dem Schindelmacher beim Tode seines Weibes: „Dr Treibriema war agiwee, der vo arnd woher, was mir noch nie wessa, ei die Schlenkermaschine, da Menschaleib do, Senn brängt.“

Aus dieser Bildlichkeit steigt wie ein starker, süßer Duft die Stimmung des alten Bürgerhauses in „Leonore Griebel“, wo das alte Leben mit wehenden Röcken und fliegenden Bändern auf hohen Hackenschuhen durch die Dachkammern tanzt. Diese Bildkraft tastet uns die furchtbare Ode in der Seele der Marie im „begrabenen Gott“ auf die Nerven: „Klappernde Kugeln liefen ihre Tage durchs Haus.“ Und sie löst in dem Liede „Das letzte Kind“ alle Weichheit der Sprache, damit sie die Seligkeit der letzten Befreiung singe: „Die Wellen seines Wesens wallten wie fröhliche Quellen zu Gott zurück.“

\* \* \*

Hermann Stehr hat einmal einen ersten Schritt auf dramatisches Gebiet getan mit seinem Schauspiel „Meta Konegen“. Es ist das dem modernen Dramatiker so nahe liegende Thema der „Einsamen Menschen.“ Eine Ehe, die zersplittert, weil die beiden Menschen, vom Bann ihres eigenen Wesens unlöslich umfassen, keinen Weg zueinander finden. „ . . . siehst du, so müssen Menschen sterben . . . wir leben von dem Leben anderer Seelen, die uns lieben. Und wenn die in Verwerfung übergehen — wo nehmen wir dann Atem her für unsern Atem? — — —“

Die ganze seelenkundige Feinheit Hermann Stehrs zeigt sich in der Auffassung dieser Vereinsamungsgeschichte. „Wie ist das gekommen! Wenn ich das nur wüßte! Wieviel Jahre lang, Tag und Nacht und Nacht und Tag hab ich mich das gefragt. Wenn ich das nur wüßte . . . Man geht einmal mit singender Seele schlafen, und beim Erwachen ist alles noch wie sonst und dennoch fremd. In der Zufriedenheit ein Mißbehagen, die Worte erst benagt, dann schief, dann leer, im Gesang ein unennbar Zerbrochenes, das Vertrauen scheidet, die Güte erzwungen, und alle Lust und alles Glück weicht aus den gewohnten Dingen. Sie wandert aus und nimmt verstohlen unsere Seele mit und macht uns heimatlos in unserm eignen Leben. Dann haben Eheleute nichts Gemeinsames mehr.“

Dieses dumpfe Nebeneinandersein, in dem aller Lebensaustausch stockt und erstarrt, das ist dann der Nährboden der Schuld. Das Drama läßt aus der schwelenden Glut dieser Schuld, aus der Bitterkeit, Heuchelei und heimlichen Feindschaft schließlich die Flamme aufschlagen, die alles verzehrt.

Das Schauspiel hat wundervolle, hinreißende Einzelszenen. Die unerschöpfliche Ausdrucksfähigkeit der Sprache hat daran nach meinem Empfinden den größten Anteil. Nicht eigentlich der dramatische Puls der Handlung. Denn Hermann Stehr hat die Kompositionsaufgaben seines Dramas noch nicht lösen können, ohne die Folgerichtigkeit der Charaktere zu verletzen. Gravierend scheint mir in dieser Hinsicht der Charakter des Max, der Meta Konegen zur Ehebrecherin im groben Sinn macht. Er muß die Möglichkeit dafür schaffen, daß sich die jahrelange Gefinnungsschuld zu einer Tatschuld verdichtet, eine Schuld, die zugleich vernichtend, unsühnbar wird. Aus dieser Notwendigkeit erklärt sich sein Charakter. Seine Sinnlichkeit ist roh, denn er ist imstande, sich zur Zeit seiner Liebe zu Meta mit dem groben und mannstollen Dienstmädchen einzulassen,

und seine ganze Banalität zeigt sich überdies in dem platten Geizwurz mit seinem Kumpan Dr Tezner. Dann aber muß er doch etwas haben, das Metas Leidenschaft erklärt und rechtfertigt, und so wird ihm ein Stück Künstlertum beigegeben und damit eine Fähigkeit zur Hingebtheit im edleren Sinn. Aber diese beiden Seiten schmelzen nicht ganz glaubhaft ineinander. Es bleibt ein Riß, und dieser Riß fest sich dann fort in die Seele der Meta Konegen hinein. Ihre Leidenschaft zu Max erscheint nicht wie eine naturnotwendige Auslösung der Spannungen, unter denen sie im Verhältnis zu ihrem Mann leidet, sondern mehr wie eine Ablenkung, eine begreifliche, aber doch mit ihrem Schicksal und ihrem Wesen nicht ganz innig und überzeugend verknüpfte Verirrung. Es sind nicht mehr ganz dieselben inneren Gewalten, die in der Katastrophe wirkenden, und die, von denen die Katastrophe vorbereitet worden ist. Und wir kommen nicht darüber hinweg, daß Meta Konegen das wahrhaft Tragische ihres Schicksals durch ihre Hingabe an Max Kullmann verdunkelt hat. Über die feine, seelentiefe Tragik der Fremdheit dieser beiden Gatten legt sich die viel gröbere und lautere ihres Leidenschaftsrausches für einen Unwürdigen. Dadurch wird dann auch die Schürzung und Verknüpfung der äußeren Handlungen kompliziert und zwiespältig. — — —

„Wir ringen in Unruhe um den Besitz der Welt, die uns erfüllt.“ Ringende mit den tiefsten Rätseln, den unlösblichen Antinomien unseres inneren Lebens sind alle die Menschen, durch die Hermann Stehr sich ausdrückt. Ein Ringender ist er auch als Künstler. Und das Beste, was uns seine aus Mühsal geborene Kunst gibt, ist die leuchtende Bestätigung jener tapferen und trostvollen alten Wahrheit: Πόλεμος κατ'ἰστέον, der Kampf ist der Vater aller Dinge.



## Robert Browning und Elizabeth Barrett Barrett.

Von

Agathe Overk.

Nachdruck verboten.

Unsere Generation befundet, wiewohl sie selbst keine Muße zum Brieffschreiben zu haben glaubt, ein reges Interesse für die Brieffsammlungen bedeutender Menschen. Der Keller-Stormsche Briefwechsel, die neuen Nietzsche-Briefe und vor allem die von Richard Wagner an Mathilde Wesendonck haben ein großes und dankbares Publikum gefunden. Zu ihnen gesellen sich jetzt die Briefe von Robert Browning und Elizabeth Barrett Barrett,<sup>1)</sup> die — ohne daß wir sie im übrigen den eben genannten vergleichen möchten — doch einen ganz eigenen Platz neben ihnen beanspruchen: Ein Fürst und eine Fürstin des Geistes begehren einander und erschließen sich durch ununterbrochene Mitteilung und in einer Weise, die nur durch die Höhe der Kunst, zu der sie gedrungen sind, erklärt werden kann, ihr ganzes Menschentum.

<sup>1)</sup> S. Fischer Verlag, Berlin.

Elizabeth Barrett Barrett war achtunddreißig Jahre alt, als sie, am 10. Januar 1845, den ersten Brief Robert Brownings erhielt. Dieser, am 7. Mai 1812 geboren, also fünf Jahre jünger als sie, drückt ihr darin seine Bewunderung für ihre Gedichte aus. Er wußte, wie hoch die damals schon Berühmte ihn, den noch wenig Bekannten, schätzte und vermutete wohl, daß es der Dichterin erfreulich sein müßte, zu dem Dichter der „Bells and Pomegranates“ in Beziehung zu treten. Die Antwort enttäuschte ihn nicht. Umgehend dankte ihm Elizabeth mit einem Schreiben, in dem sie alles Lob von sich abwehrt und ihm herüberreicht, in dem sie sich als seine Schuldnerin, „nicht nur um dieses herzlichen Briefes, sondern um der höchsten Dinge willen,“ bezeichnet.

Diese zwei Briefe sind die ersten Glieder der Kette, die die beiden Menschen von nun an immer dichter, und endlich unauflöslich umschlang. Sie kamen nicht mehr los voneinander. Es ist wie wenn diese ganz Geistigen, die sich fürs erste nicht von Angesicht zu Angesicht kannten, augenblicklich ahnten, was ihre Annäherung für sie bedeutete, so rasch, so unvermittelt setzt der menschlich-persönliche Einschlag ein und gestaltet sich, nie und nirgends gehemmt, zum herrschenden Motiv des Briefwechsels.

Gleich am Anfang wird Robert Browning von Elizabeth Barrett gebeten, sie ganz „en bon camarade“ zu behandeln, ihr seine Briefe so wenig zeremoniell, so schlecht lesbar zuzuschicken, als wenn sie sein Seher wäre — nur keinen Zwang! Er beachtet das kaum, wie wenn es das Selbstverständlichste von der Welt wäre, und bittet sie, ihm vor allem anderen stets Mitteilungen über ihr Befinden zu machen. Dann fragt er sie, wann er sie sehen darf, im voraus der Erfüllung seiner Bitte gewiß: „Ich werde Sie sehen, sage ich. Denn wann hätte ich einmal nicht bekommen, worauf ich mein Herz gesetzt hatte?“

Doch sie sehen sich nicht sogleich. Elizabeth Barrett empfing nur nahe Freunde und Bekannte in ihrem Krankenzimmer, es mußten ganz besondere Umstände sein, die einem Fremden die Tür zu ihr öffneten. Auch Robert Brownings Verlangen nach persönlichem Kennenlernen kostete ihr einen schweren Kampf. Sie erzählte ihm später, daß sie mit Tränen und Zittern seinem Kommen entgegengesehen habe. Doch schriftlich dringen sie in dieser Zwischenzeit noch um ein gutes Stück tiefer in ihres Wesens Gründe ein. So schreibt u. a. Elizabeth zwei Briefe, um deretwillen allein dem ganzen Buche höchster Wert eignet. In dem einen sagt sie die Worte: „Was wir das Leben nennen, ist eine Verfassung der Seele, und die Seele wächst in Glück und Weisheit, wenn sie es nicht durch eigene Schuld verwirft.“ Und der andere, am 20. März 1845 geschrieben, ist ein Werk in sich. Da erzählt die Dichterin dem Dichter, der „vom vollen Becher des Lebens, während die Sonne darauffchien, getrunken zu haben scheint,“ die Geschichte ihres Lebens, ihrer Jugend, ihrer Kunst:

„ . . . . Und wohl nur wenige der jüngsten Frauen der Welt haben nicht mehr von der Gesellschaft gesehen, gehört und kennen gelernt als ich, die kaum noch jung zu nennen ist. Ich bin auf dem Lande aufgewachsen, — hatte keine gesellschaftlichen Verbindungen, hatte mein Herz in Büchern und Poesie und meine Erfahrung in Träumen. Meine Sympathien fielen wie eine unbefestigte Geisblatranke zu Boden — und wäre nicht einer in meinem eigenen Hause — doch davon kann ich nicht reden. Es war ein einsames Leben, grün wie das Gras ringsum. Bücher und Träume — darin lebte ich — und das häusliche Leben schien nur leise ringsum zu summen wie die Bienen um das Gras. Und so verstrich und verstrich die Zeit, und

später, als meine Krankheit kam und es war, als ob ich am Rande der Welt stände und alles sei abgetan und keine Aussicht vorhanden (so schien es eine Zeit lang), je wieder die Schwelle eines Zimmers zu überschreiten; ja, da kam ich wohl dazu, mit einiger Bitterkeit daran zu denken (nachdem mir der größte Kummer meines Lebens Raum und Zeit zum Atmen gegeben hatte), daß ich blind in diesem Tempel stand, den ich verlassen wollte — daß ich kein menschliches Wesen gesehen hatte — daß meine Brüder und Schwestern von der Erde mir Namen waren, daß ich keinen großen Berg oder Fluß, ja nichts gesehen hatte. Ich war wie ein Sterbender, der Shakespeare nicht gelesen hat, und es war zu spät! verstehen Sie? Und wissen Sie auch, was für ein Nachteil diese Unwissenheit für meine Kunst ist? Ei, wenn ich weiterlebe und nicht aus dieser Abgeschlossenheit herauskomme, sehen Sie nicht, daß ich unter entscheidender Ungunst leide, daß ich in gewissem Sinne ein blinder Dichter bin? Sicherlich ist bis zu einem bestimmten Grade eine Entschädigung vorhanden. Ich habe viel inneres Leben gehabt und aus der Gewohnheit der Selbstbeobachtung und Selbstanalyse heraus errate ich vieles von der Natur der Menschen im allgemeinen. Aber wie gern würde ich als Dichterin ein wenig von diesem schwerfälligen, ungeschlachten, hilflosen Wissen aus Büchern gegen einige konkrete Erfahrung vom Leben und von den Menschen eintauschen, gegen einige . . . .“

Endlich am 20. Mai 1845 fand die erste Begegnung zwischen den beiden statt. Browning nannte den Tag später seinen wirklichen Geburtstag. Wie schon erwähnt, war er damals dreiunddreißig, sie achtunddreißig Jahre alt. Aber sie war von ihrer Krankheit — diese begann in ihrem fünfzehnten Jahre, als sie sich bei einem Ritt eine Rückenmarkverletzung zuzog — mitgenommen und erschien darum älter, so wenig man auch bei diesem unförperlichen Wesen geneigt sein mochte, an seine Daseinsdauer zu denken. Robert Browning soll ein sehr schöner Mann gewesen sein, von einer feurigen, wie südlichen Schönheit. Und, so wenige bisher die Bedeutung dieses aufsteigenden Gestirns erkannt hatten, Elizabeth Barrett wußte, welcher ein Dichter da vor ihr stand.

Bei diesem ersten Zusammentreffen glaubte Robert Browning die Kranke für Lebenszeit an das Siechbett gefesselt, und doch hat er sie einige Tage darauf in einem Briefe, den er später verbrannt hat, sein Leben mit dem ihren vereinen zu dürfen. Sie erwidert ihm, er möge „diese Dinge sogleich vergessen und für immer, daß er sie überhaupt gesagt hätte.“

Sie hält sein Begehren für „Großherzigkeit und Einbildung“, und er tut, als ob sie recht hätte, als ob es wirklich eine Übereilung von ihm gewesen sei. Auf diese Art denkt er die Störung aus ihrem Verkehr zu bannen; erst von einer späteren Zeit erhofft er die Verwirklichung seiner Wünsche.

Und Elizabeth, — trotzdem er ihr sagt: „Bei allem, was ich Ihnen sage, Ihnen schreibe, weiß ich wohl, daß ich darauf vertraue, daß Sie mich fast über das Maß menschlicher Fähigkeiten hinaus verstehen“ — wehrt ängstlich allem in seinen Worten, was ihr wie von Liebe diktiert erscheint. Sie kann es nicht fassen, daß ihrem Leben, das sie nach außen ganz abgeschlossen wähnt, das sie nur in sich lebt, jählings eine so ganz andere Gestalt gegeben werden soll — und durch einen, der ihr als eine Verkörperung der Lebensmacht selbst erscheinen muß. Aber sie will ihn nicht ganz verlieren, und sie tut das, was jedes kleine Mädchen bei der Zurück-

weisung eines nicht unangenehmen Bewerbers tut: sie bittet um seine Freundschaft. Doch es ist selbstverständlich, daß Elizabeth Barrett diese Phrase adelt und mit pulsendem Inhalt erfüllt. Robert Browning empfängt ein schwerwiegendes Pfand ihres Vertrauens: das Bekenntnis von den Schatten, die ihr Dasein verdunkeln. Sie erzählt ihm von dem unbedingten Gehorsam, den ihr Vater in allen Angelegenheiten fordert, den ihm sämtliche Kinder — die schwache, wenig einflußreiche Mutter war, als Elizabeth neunzehn Jahre zählte, gestorben, — angstvoll zollten, und sie gesteht ihm den größten Schmerz ihres Lebens: den Tod ihres geliebtesten Bruders, als dessen mittelbare Ursache sie sich fühlt. Er, den sie in dem oben zitierten Briefe mehrmals erwähnt, und „den sie ohne Vergleich und Nebenbuhlerschaft auf der ganzen Welt am meisten geliebt hat,“ war auf ihren inständigen Wunsch, gegen den ausdrücklichen des Vaters in Torquay, wo sie sich zur Heilung ihrer angegriffenen Lungen aufhielt, geblieben und hatte auf einer Segelfahrt den Tod gefunden. Wochen und Monate hatte sie da mit „wanderndem Geiste“ gelegen und „fühnte all ihre früheren schwachen Tränen dadurch, daß sie nun keine einzige vergießen konnte.“

Es war das erstemal, daß sie einem Menschen dieses Geschehen mitteilte. Mündlich konnte sie mit Browning noch Jahre nach ihrer Verheiratung nicht darüber sprechen, so hatte das düstere Ereignis ihr seelisches Gleichgewicht erschüttert.

Wochen vergehen. Sie sehen sich von Zeit zu Zeit und schreiben sich täglich, — oft sogar mehreremale, — von Menschen und Blumen, von Musik und Ideen und Poesie und eigentlich doch immer nur — von sich. Dann tritt er wieder mit seiner Werbung hervor, in verdoppelter Eindringlichkeit, und als überzeugendstes Beweismittel für die Berechtigung seiner Bitte dient ihm die stets schroffer zutage tretende Härte ihres Vaters, der Elizabeth nicht gestatten will, während des kommenden Winters Genesung im Süden zu suchen. Und sie lauscht ihm, zögernd, immer noch seine Großmut betonend, um dann endlich zu versprechen, daß sie ihm folgen will, wenn sie den Winter gut übersteht. Jetzt erst bricht das solange gewaltsam Zurückgehaltene hervor, und in selbigem Staunen sagt sie ihm von ihren Empfindungen: „Es ist für mich etwas zwischen Traum und Wunder, das alles — als ob ein Traum meiner frühesten, strahlendsten Traumzeit all diese dunklen Jahre hindurch gelegen hätte und nun in Sonnenschein tauchte und mit doppeltem Licht zu mir zurückkäme.“ — Sie tauschen — der große Dichter und die große Dichterin — ihre Haarlocken aus, und immer unverhüllter, ungedämpfter beherrscht das heiße, leuchtende Gefühl ihren Briefwechsel. Und dennoch hat Elizabeth Barrett noch nicht ihr ganzes Zagen überwunden, noch martert sie ihn und sich mit Zweifeln über die Beweggründe seiner Werbung, will ihn stets von neuem prüfen, ob auch nicht das Mitleid oder die Hochachtung vor ihrer Kunst die Triebfedern sind. Sie kann es noch nicht fassen, daß Robert Browning, der Gottgefürstete, dem alle Tore der Welt offenstehen, sie, gerade sie, die Sieche, seit Jahren der freien Bewegung beraubte, zur Gefährtin seines Lebens begehrt. Es setzt sich in ihr der Gedanke fest, daß sie als Weib dem Manne nichts zu bieten vermag. Tief innen zwar steht sie hoch über dieser Vermutung, sie weiß um anderes, da sie ihm schreibt: „Aber beachte, wie, wenn ich in dieser Krankheit gestorben wäre . . . und Dich nicht gekannt, Dich nicht erraten hätte . . . in vieler Hinsicht wärest Du wunderbar unerraten!“ Doch sie kennt ihn noch nicht genug, um mit ihrem Denken vor dieser Möglichkeit stehen zu bleiben, es ist ein letztes, suchendes Spüren.

Und nun zeigt er ihr, wie es um seine Liebe steht. Sie, „deren Güte in ihn hineinsinkt, bis es beinahe schmerzt,“ ist seine Krone und sein Palmzweig, sie ist „die wahrhaftige Sirene, die auf ihn wartet, um Lied und Lied zu singen.“ Er schwört ihr, daß sie eines Tages seiner so sicher sein wird, wie er im Augenblick, da er schreibt, seiner selbst sicher sein kann, denn nur in ihrem Leben lebt er, jeder Tag ohne sie ist ihm eine Qual, er kann sich sein ferneres Dasein nur an das ihre geknüpft vorstellen und diese Zeit des Einsseins schneller herbeizuführen ist all sein Streben.

Elizabeths inneres Schwanken ist überwunden, nur ein äußerer Grund läßt sie noch zögern: Das Gewicht über ihrem Kopf, das System, mit dem ihr Vater sein Haus umschraubt hält, das keine selbständige Regung der Seinen aufsteigen läßt. Eine Schwester und ein Bruder von Elizabeth waren, als sie den Wunsch, sich zu vermählen, äußerten, bedingungsloser Ungnade verfallen; wie anders noch würde er sich aus diesem Anlaß zu ihr verhalten, seiner kranken Lieblingstochter! Und um des Vaters willen, dem sie in schmerzbeschwerter Liebe anhängt, bittet sie Robert Browning, zu warten und ihre Pläne ganz geheim zu halten.

Mittlerweile geschieht etwas von höchster Tragweite: Elizabeth Barrett beginnt körperlich zu erstarren. Ihr, deren einzige Bewegung bisher in einer von Zeit zu Zeit unternommenen Ausfahrt bestand, wird es möglich, umherzugehen und zu Fuß Ausflüge von einer Straße zur anderen zu machen. Von welcher Bedeutung diese Veränderung ihres Befindens auf ihre Stimmung ist, liegt<sup>1</sup> auf der Hand. Wirkt schon allein das Wiedersehen mit der Außenwelt wie ein schier unbegreifliches Wunder auf sie ein — ergreifend klingt ihr Ausruf: „Und unter einem Baum zu stehen und den grünen Schatten des Baumes zu fühlen!“ —, wieviel mehr noch muß sie die Vorstellung bewegen, daß jeder gesünder verlebte Tag ein Schritt zum Ziele, der Vereinigung mit dem Geliebten ist! Vielleicht bietet gerade diese Epoche die Erklärung für Elizabeth Barretts spätere Hinneigung zum Spiritismus. Ein ganz und gar innerlicher, von jeher stark von dem Mystischen im Christentum erfüllter Mensch wie sie es war, mußte den so auffällig in die Tage ihres drängendsten Herzenshoffens fallenden Genesungsbeginn als das sichtbare Eingreifen einer jenseitigen Macht empfinden. Das Studium Evedenborgs und der in den fünfziger Jahren rasch und mächtig emporblühende Geisterglaube haben dann das übrige getan, um Elizabeth Barrett in solchen Anschauungen, die übrigens von Robert Browning niemals geteilt wurden, zu bestärken.

In der nun folgenden Zeit, im Sommer 1846, beginnen Mr. Kenyon, ein alter, gütiger, den Barretts halb verwandter Kunstmäcen und einige Freundinnen des Hauses, auf den Verkehr der beiden aufmerksam zu werden. Sie sehen sich zu Heimlichkeit und Verstellung gezwungen, — ein ihnen qualvoller Zustand —, und erkennen, daß es nicht mehr länger so gehen kann. Auf eine letzte Beschwörung Brownings: „Was früher ein Fest war, ist jetzt Hungern, so wächst mein Verlangen nach Dir,“ erklärt Elizabeth Barrett sich bereit, sobald wie möglich heimlich mit ihm nach Italien zu gehen, und sie schicken sich an, ihren Plan in bezug auf seine Ausführbarkeit zu erwägen. Auch dabei zeigt sich wieder, von wie geradezu organischer Zusammengehörigkeit diese zwei Menschen sind. Ihre Kultur ist eine so hohe, daß ihnen gegen ihre inneren Forderungen die äußerlichen Ansprüche der Zivilisation wenig oder nichts bedeuten. Sie entrücken sich bei der Aussicht, ein Leben ohne jeden Gesellschaftszwang in der Fremde zu führen, nur sich und ihrem Schicksal zugewendet.



Wohl dringt Browning auf Einhaltung eines gewissen Komforts, doch geschieht das einzig in der Sorge um ihre Gesundheit. Schließlich setzen sie fest, nur ihre Kleider und einige Bücher mitzunehmen sowie zwei unentbehrliche lebende Wesen: Wilson, die getreue Kammerfrau und Flusß, den geliebten Hund.

Um dem Beginn der rauhen Jahreszeit auszuweichen, beschließt das Paar, Ende September Trauung und Flucht zu bewerkstelligen. Die Absicht des alten Barrett, wegen notwendiger Reparaturen in seinem Hause seine Familie aufs Land zu schicken, zwang sie zu einer Beschleunigung ihres Vorhabens, denn Browning und Elizabeth vermuteten mit Recht, daß sich ihrem Vorhaben in London noch die wenigsten Schwierigkeiten bieten würden.

Am 12. September 1846 — Robert Browning hat Tag und Stunde auf einem Briefumschlag bezeichnet — fand die Vermählung der beiden in der Marylebone-Church statt. Zwei Trauzeugen nur wohnten dem Akt bei. Eine Woche später verließen sie England, um sich nach Florenz zu begeben. Bis zum Tode Elizabeth Barretts im Jahre 1861 haben sie sich dann keinen Tag mehr voneinander getrennt. In dem letzten, unmittelbar vor der Abreise an ihn gerichteten Briefe schreibt sie: „Morgen um diese Zeit habe ich nur Dich noch, um mich zu lieben. Nur Dich! Als sagte einer: nur Gott!“

\* \* \*

Das ist im wesentlichen das äußere Geschehen in diesen Grüßen von Seele zu Seele. Es läßt sich leicht festhalten, denn sind die Briefe auch in der Hauptsache Geist- und Gefühlsergüsse, so sind sie doch wiederum die erläuternden Worte zu Tatsachen, die allein für sich so unendlich viel bedeuten. Aus diesem Grunde hatte der Überseher recht, seine sehr gewandt besorgte Übertragung mit einem Roman zu vergleichen. Doch auch dem, der nicht gewillt ist, seine Lektüre nach ihrem Verhältnis zum Romanhaften zu werten, gibt das Buch einen unvergleichlichen Gewinn: den zwingenden Eindruck von dem reiflosen Zusammenklang zweier erlesener Wesen, die wie auf die Welt gesandt scheinen, das Wort wahr zu machen, daß der Mensch nicht Mann oder Weib, sondern Mann und Weib ist. Der Brietausch muß ihm sein wie ein großer, gesegneter Garten, in dem leuchtend Blume an Blume blüht, und immer neu muß er staunen vor der Fülle des Einzelnen, vor der unzählbaren Zahl der Strömungen, die, zart und kraftvoll zugleich, das Ganze ädern.

Der Briefwechsel der Brownings gehört zu den Büchern, die einem beim Lesen eine sehr tiefe Freude ins Herz senken, eine Freude, wie sie nur etwas ganz Helles, ganz Reines spüren läßt. Und das ist vielleicht auch der stärkste Eindruck, der beim Rückdenken alle andern, im Augenblick noch so starken, verdrängt: die Empfindung der absoluten Reinheit, aus der heraus diese zwei Menschen denken, handeln und schreiben. Denn beide waren, wie sie auch durch Erziehung, Neigung und Vorbilder mit Liebe zu hellenischer Sinnenfreudigkeit durchtränkt waren, wie gern Elizabeth sich auch als Boccacciofreundin bekannte, ganz Keusche, Keusche von Grund aus, wie Nietzsche sie meint.

Als sie einander kennen lernten, waren Robert Browning und Elizabeth Barrett Barrett zwar noch nicht — wie das bei menschlichen und künstlerischen Individualitäten wie den ihren ja auch nicht anders möglich — im Besitz ihrer abgeschlossenen Entwicklung, jedoch vollständig und ohne jedes Verkennen über ihre Wesensbedingungen

im Klaren. Stolz und frei trugen sie ihr Schicksal, Auserwählte des Geistes, also Einsame zu sein und sie liebten ihre Einsamkeiten. Er war längst fest davon überzeugt, kein Weib mehr lieben zu können und war es zufrieden. Sie hatte mit dem Leben überhaupt abgeschlossen und „lebte mehr mit Schatten denn mit Menschen.“ Erst, da sie das Ende ihrer Einsamkeiten nahe fühlen, spüren sie, was sie dagegen eintauschen, und in Seligkeit erkennen sie, wie sie auch Auserwählte einer anderen heiligen Macht, der Liebe, sind. Und dieses Erkennen gebiert vor allem eine tiefe, tiefe Demut in ihnen. Sie wissen, welch unermessliches Glück dem einen in der Hingabe des andern erblüht, und es ist, wie wenn jeder mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft sein Ich zurückdrängt, um das Wesen des Geliebten bis zur Wurzel zu erfassen. Ein einziges, langes, unendlich variiertes „Du“ könnte man die Mehrzahl der Briefe nennen.

Elizabeth Barrett, deren Gedenktafel an der Casa Guidi in Florenz berichtet, „daß sie mit einem weiblichen Herzen das Wissen eines Gelehrten und den Geist eines Dichters verband,“ zeigt sich in den Briefen an ihren späteren Gatten anders, als man sich die Verfasserin von „Aurora Leigh“ vorstellt, wenngleich man annehmen muß, daß sie auch in diese Dichtung genug der eigenen Züge gewoben hat. Aurora Leigh schlägt die Hand des von ihr heiß geliebten Mannes um ihres Werkes willen aus, und erst nach langer Zeit, da sie einsieht, daß sie auch an der Seite des mittlerweile Andersdenkenden ihrem Schaffen leben kann, willigt sie ein, die Seine zu werden. Die Dichterin selbst aber zögert bei Robert Brownings Liebeswerben keinen Augenblick aus solchen abstrakten Gründen. Die sie bestimmenden, ihre Krankheit, die Starrheit ihres Vaters, die Erwägung der möglichen Unbeständigkeit in den Empfindungen ihres Geliebten für sie sind wesentlich anderer, konkreter Natur. Es wäre lohnend gewesen, Elizabeth Barrett in späterer Zeit die Frage vorzulegen, was sie als maßgebend für ihre allgemeine Anschauung anzusehen wünschte: ihr Werk oder ihr vom Impuls entschiedenes Leben. Ich glaube, sie hätte sich für das erste entschieden, denn sie wußte, wie selten einem Weib die Liebe eines Robert Browning zuteil werden konnte.

Steht Elizabeth Barrett mit ihrem epischen Hauptwerk also auf einem vorzüglich durch Ideenarbeit gewonnenen Standpunkt, so hat sie dafür ein anderes Werk geschaffen, das, unmittelbar wie nur je ein Bekenntnisbuch und doch von höchster Kunst geformt, uns einen ganz tiefen Einblick in die nahezu wichtigste Lebenszeit dieser wahrhaft Begnadeten gewährt. Ich meine die Sonette nach dem Portugiesischen, dieses Hohelied der Liebe, diese Morgengabe der Dichterin an den Dichter. In diesem — von Marie Gothein sehr gut ins Deutsche übertragenen — Zyklus, der zu dem Vollendetsten gehört, was tiefinnerliches Erleben, Inspiration und Gewalt über die Form in neuerer Zeit geschaffen haben, sehen wir das Weib knieend das Himmels-geschenk empfangen, als das ihr die Liebe ihres Geliebten erscheint. Ihren ureigensten Gefühlen errichtet sie dieses unvergängliche Denkmal, es ist dieselbe Elizabeth, die in den Briefen spricht: „Das Leben scheint mir nur durch dich zu kommen.“ Um sich der Glücksmöglichkeiten, die in dieser gesteigerten Gestalt lagen, ganz bewußt zu werden, müßte man beides, die Briefe und die Sonette, nur zusammen genießen. Sie sind wie ein ganz organisches Werk, und man weiß nicht, was an ihrem Entstehen den größten Anteil hat, die Liebesfähigkeit oder die Liebessehnsucht Elizabeth Barretts.

Das leitet herüber zu einer Frage, die ich kurz so formulieren möchte: Was war der Unterstrom von Brownings Verlangen nach Elizabeth Barrett? Nun gehört

es wohl zu den undankbarsten und nicht selten auch geschmacklofesten Dingen der Welt, den Beweggründen irgend einer Liebeswahl nachzuforschen. Erstens kommt dabei häufig wenig Erfreuliches zutage, dann aber, im besseren Falle, gibt es in der Brust des Wählenden doch oft zuviel der terra incognita, um trotz liebevollsten Versenkens jemals ganz klar sehen zu können. Es gibt aber wiederum Fälle, wo ein solches Versenken nicht nur lochend, sondern gradezu berechtigt ist, denn ein wunderbar reicher Lohn kommt dabei für die Gesamtheit heraus. Zu diesen Fällen muß Robert Brownings Liebeswahl gerechnet werden.

Das Bild, das alle Biographen Brownings von ihm geben, ist ein übereinstimmendes. Er wird als ein Mann von hervorragender Schönheit und Kraft geschildert, der seine Freuden ganz im Geistigen fand. Schon früh bestimmte sein ganzes Leben und Wesen das zwingende Schönheitsbedürfnis, das ihn zum größten aller modernen Asketen werden ließ. Seine ersten Werke bereits zeigen die ausschließliche Neigung zum Abstrakten, den unbefiegligen Gang zur Ausgestaltung nach der gedanklichen Seite. Es war eine allgemeine Klage des Publikums seiner Jugendzeit, daß seine Schriften zu dunkel und schwer verständlich wären, um gelesen zu werden. Zu all dem paßt sein erster Brief an Elizabeth Barrett, der den Verkehr anbahnte und die Worte enthält: „Ich liebe Ihre Bücher von ganzem Herzen — und ich liebe auch Sie.“

Dieser Satz war keine Redensart, er mußte eine bestimmte, im höchsten Grade sympathische Idee von Elizabeth Barrett in sich tragen, als er sich ihr näherte. Er hatte, ehe er sie kannte, einen ganz festen Standpunkt zu der Dichterin, deren eigenes Schaffen ihn hoch entzückte und die gesprochen hatte:

Ein „Granatenapfel“ Brownings! Schneidest tief du bis zur Mitte,  
wirfst du sehen in den Atern warm der Menschheit Herzblut fließen.

Die Sehnsucht und die Gewißheit, verstanden zu werden, trieben Browning zu Elizabeth Barrett. Sie stillte diese seine Sehnsucht; das hat er ihr später seltsam schön in den einfachen Worten gesagt: „In Ihnen ist nichts, was nicht alles aus mir herauszieht.“ Und doch, wie folgenschwer auch die selbstlose Bewunderung und das rückhaltlose Verständnis auf das Verhältnis der zwei einwirkten — bestimmend für die Eingehung der Ehe waren sie nicht. Das konnte auch nicht das Mitleid sein, das Browning mit der Gefesselten empfand, der große Seelenanalytiker hätte sich gehütet, auf diesem gebrechlichen Grunde zwei Leben aneinander zu fesseln. Nein, etwas anderes bestimmte Browning — denn er war der immer wieder Werbende, den Bund zur Ausführung bringende — und das war, daß er Elizabeth als den Menschen erkannte, dessen er zur Vollendung seines Lebens unabweislich bedurfte.

Man hat von Browning gesagt, daß er der einzige neuere englische Dichter ist, der Frauen schildert, ohne sie zu idealisieren oder herabzuziehen. Das ist schließlich selbstverständlich bei seiner gewaltigen Gabe der Wesensergündung; etwas anderes, nicht so selbstverständliches ist es, daß er tiefinnen, in seines Herzens Herzen, aus dieser Kenntnis der Weiblichkeit heraus sich einen tiefen Glauben zum Weibe errichtet hatte. Der brach nun mit unwiderstehlicher Macht hervor, da Elizabeth in sein Leben trat. Sie, die in ihrer langen Leidenszeit ganz Seele und Inbrunst geworden war, rief das Letzte in ihm wach, was ihm selbst noch unbewußt war, sie löste seines Wesens feinste und glühendste Teile aus, sie ließ ihn bis in sein Verborgenes spüren, daß er — sowohl der Künstler wie der Mensch — sich nur in ihr ganz entfalten konnte. Beim ersten Zusammentreffen mit Elizabeth Barrett wußte Browning,

daß ihm durch diese gebrechliche Gestalt mit dem schimmernden Sinn die adligste Form des Glücks zu eigen werden würde.

Es wird häufig betont und seltsam gefunden, daß Brownings poetische Produktion so wenig von diesem intensiven Erleben beeinflusst wird, daß man sowohl die während wie nach seiner über die Maßen glücklichen Ehe entstandenen Hauptwerke ganz in sich aufnehmen kann, ohne im geringsten an irgend ein Vorkommen im Leben des Künstlers erinnert zu werden. Abgesehen davon, daß dieses Verschwinden der Persönlichkeit hinter dem Werk gerade ein entscheidendes Merkmal hoher Kunst ist, möchte ich demgegenüber nur an die Pompilia in „The Ring and the Book“ erinnern. Wo ist der Dichter, der eine solche Gestalt ins Leben rufen kann, ohne eine auf Erden seltene Liebe zu einem Weibe zu kennen? Wie es auch um das andere stehen mag, die Worte, die Pompilia auf ihrem Sterbebett spricht, wären nicht erklingen, wenn ihr Schöpfer nicht um Elizabeth Barrett gewußt hätte.

Die Brownings haben sich beide unendlich viel zu verdanken. Sie selbst haben es als ihre größte Segnung empfunden, daß ihre Wege sich einten. Aber noch weit über sie hinaus strömte ihr Reichthum: Der Nachwelt ließen sie die herrlichsten Zeugnisse ihres Zusammenfindens und -seins.

Es hieße der Hoheit des Browningschen Bündnisses zu nahe treten, wollte man es als ein Vorbild für Ehen hinstellen. Ihr Schicksal ist ein Ausnahmeschicksal, das nur von Ausnahmemenschen, wie sie es waren, gelebt werden kann. Als eine Schönheitsbekundung muß es betrachtet und geliebt werden, eine unendlich beseligende, denn der Traum von Tausenden und Tausenden ist in ihm zu unmittelbarem, segensäendem Leben geworden.



## Erwerbstätigkeit.

### Sozialpolitische Aufgaben gegenüber dem Krankenpflegerinnenstande.

Zu diesem Thema hat kürzlich Professor Dr Ernst von Halle, Berlin, einen beachtenswerten Artikel in Nr 36 und 37 der Sozialen Praxis veröffentlicht. Nach seiner Schätzung gibt es augenblicklich in Deutschland etwa 50 000, die Krankenpflege ausübende weibliche Personen; von diesen gehören etwa drei Viertel großen Verbänden und zwar mehr als drei Fünftel religiösen Gemeinschaften an. Auf dieser Zusammenziehung des weiblichen Pflegepersonals beruht die schon oft festgestellte Tatsache, daß man auch bei der neuzeitlichen Ausgestaltung der Krankenpflege ganz überwiegend die Interessen der Kranken bezw. der Anstalten, nicht aber das Wohl des Pflegepersonals in den Vordergrund gestellt hat. Es ist nach dem Urteil des Verfassers die höchste Zeit, daß nach dieser allgemein üblichen Betonung des überwiegenden Unternehmerinteresses jetzt auch der sozialen Seite der Frage des Schwesterndienstes allgemeine Aufmerksamkeit ge-

widmet werde. Dazu gehört in erster Linie eine offizielle, d. h. staatliche Anerkennung des Pflegerinnenberufes als eines technisch und geistig gelernten, die Festlegung eines Mindestmaßes von Können und Wissen, gemeinsam mit dem Erfordernis sittlichen Verhaltens. Der Verfasser teilt jedoch die Ansicht Professor Zimmers und übrigens auch die von Frau Oberin Clementine von Wallmenich, die in unserer Zeitschrift zu dieser Frage Stellung genommen hat, daß eine sachgemäße Ausübung des Berufes auch weiterhin nur durch das Vorhandensein von Pflegerinnenorganisationen mit einer gewissen Verantwortlichkeit nach innen und außen gewährleistet werden wird. Ein Eingriff des Staates zwecks Festlegung von Aufnahmebedingungen und Zulassung wird demgemäß stets auf die Förderung des Anschlusses an anerkannte Verbände oder auf die Bildung von solchen Verbänden zurückzugreifen haben.

In bezug auf zwei andere wichtige Fragen des Krankenpflegerinnenberufes verlangt Dr von Halle das Eingreifen des Staates, und das ist erstens

eine gewisse Festlegung der Arbeitsbedingungen, besonders hinsichtlich der Arbeitszeit, und zweitens die Fürsorge für Alter und Invalidität. Während man in den industriellen Frauenberufen dem zehnstündigen Arbeitstag bald Eingang zu schaffen hofft, mutet man in dem überaus anstrengenden Krankenpflegerinnenberuf den Frauen eine dreizehn- bis fünfzehnstündige tägliche Arbeitszeit zu, die durch Überarbeit, Nachtwachen usw. noch bis ins unendliche ausgedehnt wird. Ferner sind hinsichtlich der Durchführung und Überwachung von Schutzvorkehrungen gegen die Gefahren des Berufes keinerlei einheitliche Bestimmungen getroffen, obgleich es sich doch um „gefährliche Betriebe“ im eminentesten Sinne handelt. Ebenso müßten allgemeine staatliche Vorschriften über Quantität und Qualität der Naturallieferungen bestehen, die ja im Krankenpflegerinnenberufe zum größten Teil die Entlohnung ausmachen.

Im einzelnen müßten etwa folgende Bestimmungen getroffen werden: Die Maximalarbeitszeit dürfte für die Tageszeit nicht mehr als 11, für Nachtdienst nicht mehr als 10 Stunden betragen, die durch bestimmte Mindestunterbrechungen von 13 bezw. 14 Stunden voneinander getrennt wären. Bestimmte und zu bestimmten Zeiten eintretende Erholungspausen müßten festgelegt werden, ebenso allwöchentliche Ruhepausen, wie die wöchentliche Maximalzahl der Arbeitsstunden. In den nicht der Arbeit dienenden Stunden müßte Gelegenheit zu angemessenem Aufenthalt außerhalb der Krankenzimmer gegeben werden. Es müßte ferner eine alljährliche, vier- bis sechswochentliche Dienstunterbrechung den Schwestern gesichert sein, und die Arbeit müßte in bestimmter hygienischer Hinsicht auf die Natur und den Körper der Frau Rücksicht nehmen.

Diese Regelung des Krankenpflegerinnenwesens wäre zum Teil ein Organisationsproblem, zum andern Teile eine Geldfrage. Es dürfte von Staats wegen keine Arbeitsordnung und kein Anstaltsbetrieb gebildet werden, welche für normale Verhältnisse schon die volle Ausnutzung der Arbeitskräfte des Pflegepersonals bis an die Grenze der Möglichkeit notwendig machen. Dadurch würden städtische, staatliche oder private Anstalten zu einer Vermehrung des Pflege- und Wärterpersonals gezwungen sein. Eine Reorganisation des Krankenpflegewesens in der ange deuteten Richtung würde aber durch eine allgemeine Forderung bedingt sein, nämlich eine staatliche Aufsicht über das Krankenpflegewesen durch besondere beamtete Instanzen. Dieser Staatsaufsicht würde dann eine weitere staatliche Organisation entsprechen, eine Art Zwangs-

genossenschaft der gesamten Pflegerinnen, die dann auch die Versicherung für Fälle der Invalidität und des Alters in zweckmäßiger und erfolgreicher Weise in die Hand nehmen könnte.

\*

### Schwimmlehrerinnenprüfung.

Ein preussischer Ministerialerlaß vom 2. Juni enthält Bestimmungen über eine jetzt einzuführende Schwimmlehrerinnenprüfung. Es heißt in dem Erlaß: „Zur Verbreitung des Mädchenschwimmens, welches zwecks gesunderthätiger Kräftigung der weiblichen Jugend tunlichst zu fördern ist, erscheint es erwünscht, den Turnlehrerinnen in ähnlicher Weise wie den Turnlehrern Gelegenheit zu geben, die Befähigung zur Erteilung von Schwimmunterricht nachzuweisen. Ich will daher zunächst die Prüfungskommission zur Prüfung von Turnlehrerinnen in Berlin, Königsberg, Breslau und Magdeburg hierdurch ermächtigen, solche Bewerberinnen, welche im Anschluß an die Prüfung als Turnlehrerin auch eine solche als Schwimmlehrerin abzulegen wünschen und nachweisen, daß sie hierzu durch geordneten Unterricht vorbereitet sind, zu einer entsprechenden Prüfung zuzulassen.“ Der Minister ersucht die Oberpräsidenten, ihm zur Ergänzung bezw. anderweitigen Zusammensetzung der dortigen Kommission Vorschläge zu machen. Dabei werde zu berücksichtigen sein, daß die praktische Prüfung der Bewerberinnen im Schwimmen und in den dazu gehörigen Fertigkeiten nur von weiblichen Kommissionsmitgliedern vorzunehmen ist. Die Zahl der letzteren werde demgemäß für diesen Zweck mindestens zwei zu betragen haben, welche beide des Schwimmens kundig sein müssen, und von denen mindestens eine später stets eine geprüfte Schwimmlehrerin sein muß. Ob und wie für den Anfang die Befähigung der betreffenden weiblichen Mitglieder der Prüfungskommission besonders festzustellen sein wird, überläßt der Minister der Erwägung der Oberpräsidenten. Die Prüfung selbst ist im wesentlichen nach Maßgabe der Anlage b zu der Prüfungsordnung vom 15. Mai 1894 vorzunehmen. Insbesondere sind in der praktischen Prüfung bezüglich derjenigen Fertigkeiten und Eigenschaften, welche für das Retten im Wasser Verunglückter und ihre Behandlung bis zur Ankunft eines Arztes notwendig sind, an die Schwimmlehrerinnen nicht weniger strenge Anforderungen zu stellen als an die Schwimmlehrer. Wegen der bei Beurteilung der Leistungen anzuwendenden Prädikate verweist der Minister auf seinen Erlaß vom 16. Mai d. J. Die Oberpräsidenten werden ersucht, das weitere zu veranlassen.



Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

### Bildungswesen.

\* **Weibliche Studenten an der Technischen Hochschule in München.** Von der Genehmigung des Kultusministeriums, an dem Studium der Technischen Hochschule teilzunehmen, haben 10 Damen Gebrauch gemacht und sich für das laufende Sommersemester immatrikulieren lassen und zwar acht als Hörerinnen in der Allgemeinen Abteilung, eine in der Architekten-Abteilung und eine in der Landwirtschaftlichen Abteilung.

\* **Ein Buchführungskursus für Handwerkerfrauen.** Das Kaiserliche Ministerium für Elsaß-Lothringen hat während der letzten Monate in Mühlhausen i. E. einen Buchführungskursus für Handwerkerfrauen, Töchter und selbständige Handwerkerinnen abhalten lassen. Es ist dies eine ungemein segensreiche Einrichtung von großer sozialer Bedeutung. Ein viel beschäftigter Handwerker findet nur mit Mühe und Not die Zeit, seine Buchführung in der wünschenswertesten Ordnung zu erhalten. Es beteiligten sich 56 Frauen an dem Kursus, und es wird ihr Fleiß, wie die Regelmäßigkeit des Besuches der Unterrichtsstunden in hohem Grade gelobt.

\* **Frauenstudium in Dänemark.** In diesem Jahre haben zum erstenmale zwei Damen das Staatsexamen an der Universität Kopenhagen bestanden und zwar die eine im juristischen, die andere im theologischen Fache.

### Soziale Fürsorge.

\* **Frauen im öffentlichen Ehrenamt.** In Mannheim, wo man seit Jahren im Rahmen des Elberfelder Systems Frauen als Armenpflegerinnen verwendet, hat man nunmehr auch zwei Stellen für Frauen in der gesetzlich geordneten Armenkommission geschaffen. Diese Kommission, die man in Baden sonst auch Armenrat nennt, wird nun

zusammengesetzt sein: 1. aus dem Bürgermeister als Vorsitzenden, 2. dem Polizeiamtsvorstand und dem Bezirksarzt als Staatsbeamten, 3. aus den Geistlichen und Predigern der sämtlichen Konfessionen, 4. aus vier Armenärzten, welche von den sämtlichen Armenärzten aus ihrer Mitte gewählt werden, 5. aus 14 Mitgliedern, welche der Stadtrat ernannt und von denen 4 Stadträte und 4 Stadtverordnete sein müssen, 6. aus 2 vom Stadtrat zu ernennenden Frauen, welche in der Armenpflege tätig sind oder waren, also in der Pflege erfahren sind.

\* **Dienstbotenvermittlung.** Die Kommune Charlottenburg will die Dienstbotenvermittlung sehr energisch in die Hand nehmen. Durch Gemeindebeschluß vom Februar 1902 war freilich die Tätigkeit des städtischen Arbeitsnachweises auf die Gesindevermittlung schon ausgedehnt worden. Infolge der räumlichen Lage des Arbeitsnachweises in einem Arbeiterviertel war es aber trotz aller Anstrengungen nicht möglich, der tatsächlichen Vermittlung von Dienstboten einen irgendwie erheblichen Umfang zu geben. Es sollen nun geeignete Räumlichkeiten in einer Gegend, in der die Herrschaften wohnen, gemietet werden. Die neuen Räumlichkeiten sollen ausreichende Gelegenheit für persönliche Besprechung gewähren. Als Verwalterin soll eine Persönlichkeit gesucht werden, die in der Dienstbotenvermittlung nicht unerfahren und gleichzeitig befähigt ist, die schriftlichen Arbeiten mit einer gewissen Selbständigkeit vorzunehmen.

### Arbeiterinnenfrage.

\* **Über den Stand der weiblichen Fabrikarbeit in Berlin** ist dem Jahresbericht der Gewerbeinspektion für 1904 folgendes zu entnehmen: Die Zahl der erwachsenen Arbeiterinnen ist von 78 160 im Vorjahr auf 88 797 gestiegen. Dieses Anwachsen beruht aber nur zum geringen Teil

auf einer tatsächlichen Vermehrung, zum größeren darauf, daß infolge der Verordnung vom 17. Februar 1904 zum erstenmal die Puzmachereien und Maßschneidereien in die Aufsicht einbezogen sind. Tatsächliche Vermehrung der Arbeiterinnenzahl hat stattgefunden in der Metallverarbeitung, Maschinenindustrie, Lederindustrie, Nahrungsmittelindustrie und im polygraphischen Gewerbe. Eine Abnahme der Arbeiterinnen zeigt die Papierindustrie. Die Einführung der neuen Bestimmungen der Verordnung vom 17. Februar 1904, betreffend die Ausdehnung der Arbeiterschutzbestimmungen auf die Konfektionswerkstätten, Maßschneidereien für Frauen- und Kinderkleidung und Puzmachereien hat einige Schwierigkeiten bereitet, weil den Vorschriften nicht überall das nötige Verständnis und Interesse entgegengebracht worden ist. Durch die Gewohnheit, infolge besonders gehäufter Bestellungen an Sonnabenden und Vorabenden der Festtage regelmäßig Überarbeit zu machen, wird der im Gesetze vorgesehene frühere Arbeitschluß an diesen Tagen in Puzmachereien, Maßschneidereien und auch vielen Konfektionswerkstätten tatsächlich illusorisch gemacht. In manchen Betrieben sucht man die Beschränkung der Arbeitszeit dadurch zu umgehen, daß man einfache gewerbliche Arbeiterinnen in Monatsgehalt stellt, als Direktrice bezeichnet und wie Betriebsbeamte, Werkmeister und dergleichen über die für Fabrikarbeiterinnen zulässige Zeit hinaus beschäftigt. Diesem Mißbrauche wurde in allen zur Kenntnis gelangten Fällen gesteuert.

\* **Englische Frauen in der Gewerbe-, Handels- und Sanitäts-Inspektion.** Wir entnehmen dem Juliheft der Women's Trade Union Review folgende Ausführungen: Nach langer ruhiger Agitation ist der Stand der weiblichen Inspektion der folgende: 26 weibliche Sanitätsinspektoren in London und 58 Inspektoren und Inspektionsassistenten außerhalb von London, dazu 5 Handelsinspektorinnen für England und Wales bringen die Gesamtzahl der weiblichen Inspektionsbeamten auf 89, während 19 Frauen mit der Durchführung der Shop-Acts in England beauftragt sind. Irland hat eine Frau für Dublin ernannt, welche nur die Durchführung der Shop-Acts kontrolliert. Schottland scheint nach der Aufstellung noch nicht zu weiblichen Inspektoren bekehrt zu sein, während Liverpool bei einer Gesamtzahl von 11 Inspektoren 8 Frauen neben 3 Männern ernannt hat. Der Erfolg der weiblichen Inspektion scheint danach unzweifelhaft. Die Frauen treten nun energisch für eine Vermehrung der staatlichen Fabrikinspektorinnen ein; bis jetzt genügt ihre Zahl (9 und 1 Assistentin)

bei weitem nicht, um den anderthalb Millionen Arbeiterinnen in erfolgreicher Weise die Segnungen der Schutzgesetzgebung zu garantieren.

## Die rechtliche Stellung der Frau.

\* **Zum Frauenstimmrecht in England.** Dem Bericht in der vorigen Nummer über eine Resolution, die zu gunsten des Frauenstimmrechts von der liberalen Partei Englands (National Liberal Federation) angenommen worden ist, fügen wir noch folgendes hinzu. Die Resolution, die Mr. Leif Jones einbrachte, lautete: „Die Versammlung erklärt, daß die Beschränkungen, welche im Augenblick in bezug auf das parlamentarische Stimmrecht und auf die Wählbarkeit zu kommunalen Behörden für die Frauen auf Grund ihres Geschlechtes bestehen, abgeschafft werden sollen.“ In seiner Begründung führte er aus, daß zum ersten Male eine offizielle Resolution zu gunsten des Frauenstimmrechts bei einer Versammlung der liberalen Partei eingebracht worden wäre. Wenn es Parteigenossen gäbe, welche die Frauen vom Stimmrecht auszuschließen wünschten, so wäre es an ihnen, diesen Ausschluß zu rechtfertigen. In einem freien Lande seien die einzigen Gründe, durch welche irgend eine Klasse oder Gruppe von dem Stimmrecht ausgeschlossen werden könnte, nach den Worten von Mill „persönliche Ungeeignetheit oder öffentliche Gefahr.“ Es schien ihm ungeheuerlich, daß irgend ein Liberaler einen von diesen beiden Gründen gegen die Gewährung des Wahlrechtes an die Frauen anführen könnte. Das Parlament mache es mehr und mehr zu seiner Aufgabe, die Bedingungen zu regeln, unter denen Frauen in den verschiedenen Industrien arbeiteten, und es sei gerecht und notwendig im Interesse der Frauen, daß sie eine Stimme bei der Abfassung der Gesetze haben sollten, unter denen sie lebten und arbeiteten. Es seien aller Verstand, alle Fähigkeiten, alle höheren und feineren Empfindungen des Volkes notwendig, um die sozialen Probleme zu lösen, denen es im Augenblick gegenüberstände. Die politische Befreiung der Frauen würde nicht nur eine schwerwiegende Ungerechtigkeit von ihnen nehmen, sondern würde auch der Gesamtheit gute Früchte tragen. Die Resolution wurde mit überwältigender Mehrheit gegen nur etwa vier oder fünf Stimmen angenommen.

\* \* \*

In der Zeitschrift L'Européen, Paris, erschien am 20. Mai ein Artikel über das Frauenstimmrecht in England und die Arbeiterklasse, in dem die englische Frauenstimmrechtsbewegung beschuldigt wurde, nur den Interessen der besitzenden Klassen

zu dienen. Gegen diese Beschuldigung wendet sich ein interessanter Brief von Miß Edith Palliser, der Sekretärin des Nationalbundes für Frauenstimmrecht in England, den wir im Wortlaut wiedergeben.

London, den 6. Juni 1905.

Gestatten Sie mir, in dem Artikel von Mr Jean Longuet einige Irrtümer zu berichtigen. Mr Jean Longuet konstatiert erstens, daß die verheirateten Frauen und die Arbeiterinnen nicht das Stimmrecht haben werden, wenn unsere Bill, welche den Frauen das Stimmrecht unter denselben Bedingungen wie den Männern gewähren will, Gesetz wird. Die Frauenstimmrechtsgesellschaften erklären dagegen, daß ihre Bill dies Recht den verheirateten Frauen und den Frauen aller Klassen gewährt. Die Erhebung, welche von der Arbeiterpartei in 50 englischen Städten gemacht ist, ist zu dem Resultat gekommen, daß von 59 920 Frauen, welche das Stimmrecht haben würden, 49 410 der Arbeiterklasse angehören. Diese Erhebung ist noch nicht beendet; aber wir schätzen, daß von 1 250 000 Frauen, die in England das Stimmrecht haben würden, ungefähr 850 000 der Arbeiterklasse angehören würden. Unsere Bill ist also nicht eine Reform nur zu gunsten der bürgerlichen Kreise.

Mr Jean Longuet konstatiert zweitens, daß es die Arbeiterinnen und die Arbeiterklasse sind, welche die Hauptgegner der Bill sind. Wir erklären im Gegenteil, daß es die Mitglieder des Unterhauses sind, die, indem sie sich weigern, die Gleichheit der Geschlechter in Fragen der öffentlichen Rechte anzuerkennen, alle unsere Schritte vereiteln. Die Frauen fordern diese Gleichheit in England seit vierzig Jahren, und wir erklären, daß die Verwirklichung des allgemeinen Stimmrechts das Stimmrecht der Frauen auf unbestimmbare Zeit hinauschieben würde. Ubrigens ist die Gesellschaft für allgemeines Stimmrecht erst vor sechs oder sieben Monaten gegründet worden, und unter den Wählern ist bis jetzt kein dringender Wunsch nach dem allgemeinen Stimmrecht vorhanden. Sehr wenige beschäftigen sich damit. Die Mehrzahl der Wähler gehört heute in England der Arbeiterklasse an, und im Namen der Gerechtigkeit verlangen

wir für die Frauen den Genuß der politischen Privilegien, die bis zu diesem Tage den Männern bewilligt sind. Es scheint uns, als ob niemand das Recht habe, von den Frauen zu verlangen, daß sie endlose Zeit warten, wenigstens ein halbes Jahrhundert, ehe sie zum Range der Bürger ihres Landes zugelassen werden.

## Personalnachrichten.

\* **Ein weiblicher Astronom.** Unter den Gelehrten, welche die totale Sonnenfinsternis vom 30. August beobachten wollen (sichtbar in Labrador, Nordost-Spanien, Nord-Algier, Tunis und dem nordöstl. Arabien), ist Mrs. Mabel Loomis Todd, die Tochter des Direktors der Seewarte der Vereinigten Staaten, und die Gattin Dr David Todds, Professor der Astronomie in Amherst College. Mrs. Todd hat ein populärwissenschaftliches Buch über die von ihr und ihrem Gatten beobachteten totalen Sonnenfinsternisse geschrieben. Sie wird die Beobachtung diesmal allein machen, da ihr Gatte mit der Aufstellung eines neuen Fernrohres auf der Amherst-Sternwarte beschäftigt ist.

\* **Eine arktische Forschungsreise** und zwar nach Gillisport in Labrador unternimmt Mrs. Hubbard, die Witwe des Forschers Leonidas Hubbard, der bei seiner letzten Expedition dorthin der Kälte und dem Hunger zum Opfer fiel. Mrs. Hubbard will die topographischen Forschungen ihres Mannes zu Ende führen.

Ubrigens wird auch Peary, den der Arctic-Club jetzt gerade auf eine Polarfahrt ausschickt, von einer Dame, Miß Babb, begleitet werden. Sie hat die Handhabung der drahtlosen Telegraphie übernommen, durch die Peary die Verbindung mit der Außenwelt aufrecht erhalten will.

### Alkoholfreies Erholungsheim des Vereins „Jugendbeschütz“

(auf dem Priorsberg in Neuzelle, Bahnstation hinter Frankfurt a. D.)

Ein alkoholfreies Erholungsheim für junge Mädchen hat Frau S. Bieber-Böhm in ihrer Besitzung auf dem Priorsberg in Neuzelle, Bahnstation i. d. Mark, für den Verein „Jugendbeschütz“ eingerichtet. Die geräumige Villa liegt im großen Garten mit alten Nuß- und Obstbäumen dicht an Walde auf einer Anhöhe und ist infolge ihrer geschützten Lage auch ein angenehmer Winteraufenthalt.

Eine fröhliche Schar junger Mädchen und Kinder hat dort seit Juli 1904 bereits in der guten Luft und bei der einfachen, wohlgeschmeckenden, nahrhaften Kost Erholung und Kräftigung gefunden. (Auf Wunsch vegetarische Kost.) Der billige

Preis ist 1,50 Mark bis 2 Mark pro Tag. Das Heim ist für blutarme, schwächliche oder etwas nervöse junge Mädchen bestimmt. Der Arzt wohnt in der Nähe des Erholungsheims. Badegelegenheit ist im Hause. Bei jeder Anmeldung ist das Nationale, die überstandene Krankheit oder bestehende Schwäche anzugeben. Das Erholungsheim ist mit einer Haushaltungsschule verbunden, in der der Preis noch mehr ermäßigt ist. Lehrgegenstände sind: Kochen, Wäschebehandlung, Nähen, Schneidern, Gesundheitslehre, Erziehungslehre, Hühnerzucht, Obst- und Gartenbau. Gebildete Lehrerinnen leiten das Heim und die Fortbildung und beaufsichtigen die hygienische Lebenshaltung. Telephonische und schriftliche Anfragen und Meldungen nimmt die H. Vorsitzende des „Jugendbeschütz“, Frau Justizrat Rosenheim, Berlin W., Schöneberger Ufer 14, I (Amt 6, 3252) entgegen. — Sprechstunde 9—10 und 3—4 Uhr.





# BÜCHERSCHAU.

„Ihres Vaters Tochter“. Roman von Lulu von Strauß-Torney. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin. (Preis 3,50 Mark.) Ein typischer Frauenroman, sein Problem ein typischer Frauenkonflikt. Eine Frau, die ratlos und tiefverlezt vor der Erfahrung steht, daß ihr Ideal von Liebe und Treue nicht das des Mannes ist und sein kann, und die durch ein eigenes Schicksal dann zum Verstehen geführt wird. Die Heldin findet in dem Nachlaß ihres schwärmerisch bewunderten Vaters Zeugnisse dafür, daß er, der ihr als Beförderung alles Edlen und Großen erschienen ist, ihrer Mutter die Treue gebrochen, sie betrogen und dadurch zur Trennung von ihm geführt hat, eine Trennung, die das Ende ihres zarten Lebens schnell herbeiführte. Sie findet für dieses Tun keinen Schlüssel und hat nichts als ein bitteres Verdammen. Und dann erlebt sie als Frau eine ähnliche Versuchung. Und aus dieser Versuchung, in der nicht sie, sondern der Mann sich als der Stärkere, der Pflichtbewusstere zeigt, gewinnt sie das Ideal ihres Vaters zurück. Das seine Problem ist fein und seelenkundig behandelt und in schöner, beherrschter Form dargestellt. Und doch ist Lulu von Strauß-Torney eine ausgeprägtere künstlerische Persönlichkeit als Lyrikerin. Man hat da einen stärkeren Eindruck von Eigenart und plastischer Kraft. Auch erscheint der Ausgang des Romans, durch den sie ihrer Heldin nach allem Kampf und aller Verzweiflung ein ruhiges tiefes Heuglück an der Seite eines Freundes ihres Vaters zuteil werden läßt, als eine Konzession an übliche Romanmotive. Es wäre feiner und stärker gewesen, den eigentlichen Konflikt nicht durch ein doch schon abgebrauchtes Nebenmotiv abzuschwächen und in seiner Gesamtwirkung zu verwischen. Die Verfasserin hat nicht den Mut gehabt, sich mit der rein innerlichen Lösung zu begnügen und auf den äußeren Ausgleich durch ein halbes Glück zu verzichten. Ihr Roman würde sich aus der Menge dessen, was geschrieben wird, nachdrücklicher herausheben, wenn ihr das gelungen wäre.

„Briefe einer Braut aus der Zeit der deutschen Freiheitskriege“. (1804 bis 1813.) Herausgegeben von Edith Freiin von Cramm. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin W. (Preis 4 Mark.) Die Schreiberin ist Philippine von Griesheim, die Braut eines vor Wesel erschossenen Schill'schen Offiziers, Albert von Wedell. Die Briefe sind an eine Freundin gerichtet, typische Badeschmerzergüsse, mit einem starken und warmen Hauch aus dem Leben der Zeit. Die kleine Schreiberin gibt uns in der

Art, sich auszudrücken, der etwas steifen und unbeholfenen Manier ihrer Scherze und Neckereien, mit ihrem Interessentkreis und ihren Ansichten das Bild eines Mädchenslebens in den höheren Kreisen der Gesellschaft von 1800. Eine gewisse intellektuelle Armut und Oberflächlichkeit kennzeichnet sie, die aber schließlich doch aufgewogen wird durch die schöne kräftige Charakterzucht einer preussischen Aristokratenfamilie jener Zeit und durch ein tiefes, ja leidenschaftliches Gemütsleben. Auch für die öffentliche Meinung jener Tage, für die politische Stimmung in den führenden Kreisen die Briefe ein lebendiges Zeugnis; ja, sie zeigen in einem winzig kleinen Ausschnitt, in einem an sich unbedeutenden und belanglosen Lebenskreis das Wachen des nationalen Empfindens, der patriotischen Gesinnung von den Unglücksjahren bis zur Erhebung von 1813. So sind die Briefe, trotzdem die Schreiberin selbst eigentlich nur durch ihr Schicksal interessant ist, doch wert gewesen, der Vergangenheit und dem Vergessen entrissen zu werden.

„Die Klauenerstraße“. Roman von Charlotte Niese. 2. Auflage. (Preis geb. 5 Mark.) „Vergangenheit“. Eine Erzählung aus der Emigrantenzeit. Von Charlotte Niese. (Preis gebunden 7 Mark.) „Neuenstorfs Tochter und andere Erzählungen“. Von Charlotte Niese. (Preis gebunden 5 Mark.) „Tintje“. Eine Erzählung aus dem alten Brüssel. Von Clara Hohrath. (Preis 3 Mark.) Sämtlich im Verlag von Fr. Wilt. Grunow, Leipzig.

Der Grunowsche Verlag hat sich ganz bewußt die Aufgabe gestellt, der deutschen Familie eine Reihe von Büchern zu schaffen, die im Gegensatz zu der sittlichen Lageheit so mancher modernen literarischen Erscheinung einem reinen Geschmack gesunde Kost bieten. Wir haben schon häufig Gelegenheit genommen, auf das auch äußerlich sich sehr vorteilhaft einführende Verlagsunternehmen hinzuweisen, dem wir Bücher wie „Krauskopf“, von Hermann Wette, Baudigs „Geschichten aus dem Forsthaufe“, „Spuren im Schnee“, „Die Chronik des Garnisonstädtchens“, „Bildmoorprinz“, Bröndstedts „Niels Glambäd“, „Freiheit“, „Der Vorreturm“, Björnsons Bauerngeschichten „Über den hohen Bergen“, Magdalene Thoresens „An einsamen Küsten“ verdanken. Auch Charlotte Nieses Erzählungen gehören hierher. Gar manchem alten „Schleswig-Holsteiner“ haben ihre Geschichten aus Holstein

und dänischer Zeit frohe und trübe Erinnerungen gewedt. In den oben genannten neu erschienenen Bänden erkennen wir ihre ganze lebenswürdige Art wieder, die gern die Gescheide freundlich lenkt und die behaglich vollendende Schilderung fortzuspinnen versteht bis zu dem vollen Aufschluß über das Ergehen lieb gewordener Menschen, der dem unblasierten Leser Bedürfnis ist. Das Leben und Treiben der kleinen Leute in der Klauunterstraße in Hamburg ist mit so warmem Herzen gesehen wie „les petits émigrés“ in dem Roman „Vergangenheit“, der uns im übrigen manches interessante Kulturbild aus Hamburgs Vorzeit bringt. Als achtester „Niese“ dürfte aber doch der kleine Band Erzählungen gelten, der uns neben der Titelnovelle eine Reihe intimer kleiner Skizzen aus der Jugendzeit der Verfasserin bringt.

In eine ganz andere Welt führt uns die Erzählung aus dem alten Brüssel, die Clara Pohrath uns bietet. Im Quartier des Marolles in einem Holschmelze-Keller wächst das Fintje (Josephine) heran, in der Armeleute-Atmosphäre, in dem täglichen Kampf, der in diesen Schichten noch mehr als anderswo „alle schweren Bürden auf die Schultern kleiner Mädchen wälzt.“ Und sie verfällt dem Geschick der kleinen Mädchen solcher Viertel; aus erborgtem kurzen Glanz in bitteres Elend zurückgeworfen, taucht sie endlich in die bescheidenen Schatten einer zufriedenen Kleingehilfen unter. — Das Brüssel des Palais d'Été und das Brüssel der Marolles in ihrem schneidenden Gegensatz, das hilflose Hineinstarren der Misérables in eine unverständene Kulturwelt kommt in der kleinen Erzählung zu lebendigem Ausdruck.

„Eine Abhandlung über das Bevölkerungs-gesetz oder eine Untersuchung seiner Bedeutung für die menschliche Wohlfahrt in Vergangenheit und Zukunft nebst einer Prüfung unserer Ansichten auf eine künftige Beseitigung und Linderung der Uebel, die es verursacht.“ Von Thomas Robert Malthus. Aus dem englischen Original, und zwar nach der Ausgabe letzter Hand (6. Auflage 1826), ins Deutsche übertragen von Valentine Dorn und eingeleitet von Professor Dr. Heinrich Waentig in Halle a. S. Erster Band. Jena, Gustav Fischer. (Preis brosch. 5 Mark, geb. 5,50 Mark.) Der bekannte sozialwissenschaftliche Verlag von Fischer in Jena hat sich durch seine „Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister“ ein wirkliches Verdienst erworben. Sind doch die Werke der national-ökonomischen Klassiker, um die es sich hier handelt, zum Teil nur in teureren Originalausgaben oder Übersetzungen, zum Teil überhaupt kaum noch zu haben. So muß denn diese wohlfeile, handliche und gut ausgestattete Ausgabe, in der vor allem solche Werke Berücksichtigung finden sollen, die für ganze Richtungen des wissenschaftlichen Denkens charakteristisch sind, vielen hochwillkommen sein. Das dürfte in erster Linie von dem hier vorliegenden sechsten Bande der Serie gelten, den ersten Band des epochemachenden Malthus'schen Werkes über das Bevölkerungsgesetz. Denn das Interesse, das auch der Laie an den hier erörterten Problemen nimmt, dürfte gerade diesem Werk einen großen Leserkreis sichern, ganz abgesehen von dem Genuß, den die Lektüre durch die Fülle der feinen Einzelbeobachtungen bietet, über die Gestaltung des

Problems auf den verschiedenen Wirtschaftsstufen, die Beziehungen zwischen Land und Stadt u. a. m. Das Werk dürfte auch zu denen gehören, die bei der nationalökonomischen Bildung der Frau nicht übergangen werden sollten.

„Der Konsul“. Roman von Jonas Lie. Berlin W. 10. Richard Taendlers Verlag. (Preis 3 Mark.) In der Ulfungsfamilie folgt immer auf eine herrschsüchtige, bergewaltigende Generation eine schwache, bergewaltigte. In diese Sachlage, ihre Voraussetzungen und Konsequenzen führt uns Jonas Lies „Konsul“ hinein. Die so gestellten psychischen Probleme werden mit der Ruhe und Selbstverständlichkeit entwickelt und gelöst, die nur auf dem sicheren Grunde treuer Lebensbeobachtung möglich ist. Gerade die feine Beachtung des Möglichen und Notwendigen, die auf diesem Grunde erwächst, macht auch diesen Jonas Lie wieder so lesenswert.

„Velasquez“. Des Meisters Gemälde in 146 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Walter Genfel. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. — Der sechste Band der „Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben“ bringt uns die Werke des Velasquez. Mehr noch als bei den früheren Bänden wird der Leser aus Laienkreisen hier die vorzügliche Einleitung zu schätzen wissen, da sie ihm Führer auf ziemlich fremdem Gebiet sein muß. Wenige werden die besten Werke des Velasquez in Madrid im Original gesehen haben, noch weniger aus wirklichem Studium von Land und Leuten sich ein Verständnis für seine Eigenart haben aneignen können. Die vielen Porträts aller möglichen Hofgrößen, vor allem die zahlreichen Bilder Philipps IV. von Spanien, der als Modell wahrlich keine vortrefflichen Eigenschaften besaß, werden, in der Nachbildung wenigstens, in erster Linie auch wohl nur den Kunsthistoriker interessieren. Daneben aber entschädigen die wenigen religiösen, mythologischen, und Genre-Motive, ja selbst ein einzelnes Bildnis wie das von Papst Innocenz X. (S. 73 bis 75) für ganze Reihen spanischer Hofsoletten, die dem Künstler selbst sauer genug geworden sein mögen. Wir dürfen den weiteren Veröffentlichungen der Deutschen Verlagsanstalt — in Vorbereitung sind Michelangelo, Schwind, van Dyck, Murillo, Holbein — mit großem Interesse entgegen sehen.

„Künstler-Steinzeichnungen“. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig. Eine Reihe von Neuerscheinungen dürften wieder die Aufmerksamkeit sowohl der Schule als auch der Familie verdienen, die die Künstlersteinzeichnungen längst als Zimmerschmuck lieb gewonnen haben. Unter den großen, farbigen Bildern (Preis 5—6 Mark) heben wir Schramm-Zittau: „Schwäne“, Georgi: „Ernte“, Schacht: „Einsame Weide“, Hoch: „Gletscher“ hervor. Es sind hier — ganz abgesehen von dem künstlerischen Wert der Bilder — von der lithographischen Technik Aufgaben gelöst, denen man sie früher kaum für gewachsen gehalten hätte. Zum erstenmal bringt die Sammlung auch ein Schwarzweißbild: Jesus und Nikodemus, das besonders für Schulen in Betracht kommen dürfte. — Die Verlagsabteilung hat ferner neben den großen und mittleren Wandbildern jetzt auch Blätter im

Preise von 1 Mark (in Furnierrahmen 2, in massivem Rahmen 3 Mark — 5 Blätter in Mappe 5 Mark, 10 Blätter in Leinwandmappe 10 Mark) erscheinen lassen. Es befinden sich unter den zunächst vorliegenden außerordentlich feine und gewinnende Motive. Wir nennen: Karl Diele: „Verschnitt“; Kampmann: „Baumbüte“, „Sturm“, „Bergdorf“, „Kirchturm im Mondlicht“; Anton Glück: „Morgensonne im Hochgebirge“, „Im Rosenhag“; Adolf Hildenbrand: „Stilles Gäßchen“; Hans Schröder: „Der Knappe“; Hans Reid: „Der Rattenfänger“. Wer bei bescheidenen Mitteln einen wirklich künstlerischen Wand schmuck sich sichern will, greife zu diesen Blättern.

„Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung“. Ausgewählte Briefe von Friedrich von Schiller. 2 Bände. Ausgewählt und eingeleitet von Universitätsprofessor Dr Eugen Kühnemann. Mit Bildnissen von Schiller, von J. H. von Danner und C. Schmidt. Hamburg-Großhorstel, Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. (Preis geb. je 1 Mark.) Wir haben schon mehrfach Gelegenheit genommen, auf das verdienstliche Unternehmen der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung aufmerksam zu machen, unseren Dichtern ein wirkliches Gebot im Volk zu sichern durch Verbreitung ihrer Werte. Die vorliegende Ausgabe Schillerscher Briefe, die schon der Name Kühnemanns als vorzüglich gewählt und eingeleitet kennzeichnet, wird diesem Zweck die besten Dienste leisten. — Das gleiche dürfen wir wohl von dem vor kurzem erschienenen Novellenbuch (Preis 1 Mark) sagen. Es bringt das Amulet von Konrad Ferdinand Meyer; Archambault von Ernst von Wildenbruch; Breite Schültern von Friedrich Spielhagen und Gregert Meinstorf von Detlev von Liliencron. Die vorzügliche Ausstattung der Bändchen verdient immer wieder hervorgehoben zu werden. — Auch dem neuen Unternehmen der Stiftung, zur Massenverbreitung guter Volkschriften beizutragen, ist der beste Erfolg zu wünschen. Es sind bereits zehn Hefte (à 15–30 Pf., gebunden 50–70 Pf.) erschienen; sie bringen sowohl Goethe und Schiller als auch Hoffmann und Brentano, Halm, Neuter und May Epth. Das Verzeichnis ist umsonst vom Verlag zu beziehen.

„Meyers Großes Konversations-Lexikon“. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Der zehnte Band bringt dem Geographen viel Willkommenes. Namentlich bringen die unsere Kolonien Kamerun, Karolinen und Kiautschou betreffenden Artikel viel Neues; ihre zum Teil neuen Karten weisen große Veränderungen auf. Im Artikel „Kapland“ ist den geologischen Verhältnissen besondere Beachtung geschenkt und die Bedeutung der Minenindustrie auf einer Spezialkarte hervorgehoben. Auch auf

den total umgearbeiteten und erweiterten Artikel „Japan“ mit seiner trefflichen Karte verweisen wir noch besonders; er erhält viel Beachtenswertes über die japanische Literatur. Von Literaturbiographien seien besonders die von Jensen, Jolai, Gottfried Keller, Irving, Kerner hervorgehoben; eine hübsche Porträttafel begleitet den Artikel „Junges Deutschland“. Auch der zehnte Band dürfte dem gebieneren Wert neue Freunde gewinnen.

„Talks about English Life“. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der englischen Umgangssprache. Für höhere Lehranstalten, Fortbildungsschulen, Pensionate, sowie zum Selbststudium. Von Frieda Rentsch. Zweite, durchgesehene und verbesserte Auflage. Rötten, Otto Schulze. (Preis gebunden 3 Mark.) Vielleicht wird mancher unserer Leser für den Hinweis auf dieses Buch dankbar sein, da es ein wirklich idiomatisches Englisch bietet, und dabei über die englischen Verhältnisse in leichter Unterhaltungsform gerade das bringt, was für den Ausländer wesentlich ist. Wer die zweite (von Lucie Hermann besorgte) Auflage mit der ersten vergleicht, dem wird die Beseitigung so mancher kleiner Inkorrektheit und zahlreicher störender Druckfehler nicht entgehen.

„Altenstücke zur Angelegenheit des Pfarrers D. M. Fischer an der Markuskirche in Berlin“, herausgegeben vom Vorstande des Deutschen Protestantenvereins. Berlin, C. A. Schweschte und Sohn. — Die Fischersche Angelegenheit ist bekannt genug, so daß ein Eingehen auf diese selbst sich erübrigt. Daß es sowohl für die Freunde einer freien kirchlichen Entwicklung wie für den Historiker von Wichtigkeit ist, das zerstreute Altenmaterial zu dieser Sache übersichtlich beisammen zu haben, liegt auf der Hand. Die vorliegende kleine Broschüre bietet sowohl den auf dem 22. Protestantentag zu Berlin gehaltenen Vortrag des Pfarrers D. Fischer als auch die ganze Reihe der dadurch hervorgerufenen Äußerungen der weltlichen Mitglieder des Gemeindefürsorgeausschusses von St. Markus, der kirchlichen Behörde und Fischers selbst; sie schließt mit dem Bescheid des evangelischen Oberkirchenrats.

„Paul Heyse, Novellen“. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen à 40 Pfg. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin. Die Novellenammlung liegt bereits bis zum 4. Bande abgeschlossen vor. Die letzten Lieferungen enthalten: Jorinde, Getreu bis in den Tod, Die talentvolle Mutter, Erkenne dich selbst, Helene Morten, Ein Abenteuer, Auf der Alm, Er soll dein Herr sein. — Der Inhalt dieser neuen Ausgabe der Novellen ist vom Dichter selbst geordnet.

„Die Tiere der Erde“. Von Dr W. Marshall. Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart. Das von uns bereits vielfach bei Einzelungen der Einzelieferungen gewürdigte Werk ist nunmehr durch die Ausgabe der Lieferungen 45–50 vollständig geworden und in drei stattlichen Bänden zu beziehen. — Im Anschluß an die darin vorliegende allgemeine Tierkunde beginnt jetzt bei dem gleichen Verlag und in der gleichen vorzüglichen Ausstattung ein Spezialwerk über „Unsere Haustiere“ zu erscheinen und zwar in 20 Lieferungen à 60 Pfg.

Bad Hilsberg. Villa Dabeim. Familienpension 1a. Nähe Kurhaus, Wald, Bädern. Vorzügliche Verpflegung. Prosp. Frau Bürgermeister Grabe.

**Töchterpensionat Chale a. Harz.**  
Wissenschaftliche Fortbildung, Haushalt, Musik u. Prospekt.  
Frau Professor Lohmann.



**Damen-Pensionat.**

Internationales Heim, Berlin SW., Falleschstr. 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen angenehmen Aufenthalt in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei eigenem Zimmer v. 75 Mk. an. Pensionen v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen v. Herrn Pastor Schmidt, SW., Dorfstr. 66 I und Herrn Pastor Fless, SW., Teitomer Str. 21 III. Fr. Selma Spranger, Vorsteherin.



**Lehrinstitut**

für  
**Reformschneiderei.**

Gründl. Ausbildung im Musterzeichnen, Zuschneid., prakt. Arbeit.

**Schnittmusterverkauf.**

**Zusertigung**  
einfach u. eleg. Kostüme, spez. n. außerhalb.

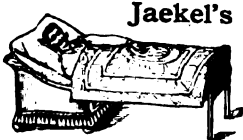
**Üben & Osner.**

Berlin W., Genthinerstr. 9, Gartenh. III.

Probekrief **90000** gratis.

Lehrgänge in Briefen zum Selbstunterricht verlaufe der Verlag für Nationalstenographie, Leipzig 87.

**Jaekel's Neues Banket-Sofa-Bett**



90 cm Bettbreite, kela Ab-rücken von der Wand mög-lich, bequem zusammenlegbar. Kein Eisengestell. Solide Ausführung.  
Preisliste Abt. I. gratis u. franko.

**R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik**  
Berlin, Markgrafenstr. 20. München, Blumenstr. 49.

**Lehrerinnen-Kurse**

der  
**Victoria-Portbildungsschule zu Berlin.**  
SW., **Cempelhofer Ufer 2.**

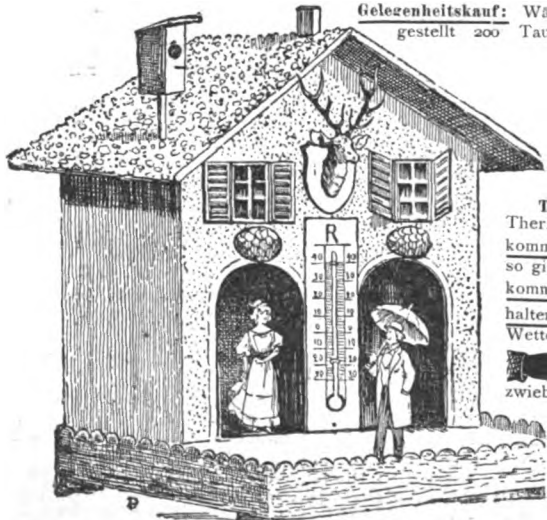
**Theoretische Fächer:** Pädagogik der Fortbildungsschule, Psychologie, Volkswirtschaftslehre. Die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reichs, Verfassungsgesch. **Kaufmännischer Fachkurs:** Buchführung, kaufmännisches Rechnen, Handelsrecht, Handelsgeographie, Handelslehre, französische und englische Handelskorrespondenz, Stenographie, Maschinenschreiben ujm. **Gewerblicher Fachkurs:** Wäschenähen, Schneidern, Putzmachen, Kunsthandarbeit, Kostümenähen. **Pädagogischer Fachkurs** (für Damen mit kaufmännischer Ausbildung): Allgemeine Erziehungslehre, allgem. Unterrichtslehre, Psychologie, Geschichte der Pädagogik, Lektüre pädagog. Klassiker, Probeklektionen. **Schriftl. Anfragen** zu richten an die Stellv. Vorstehende, Fr. Margarete Gensche, W., Dersflingerstr. 16. **Beginn:** Montag, den 18. Oktober. Der Unterricht findet meist Nachmittags statt. **Sprechstunde:** Mittwoch 6-8. Ausführliche Lehrpläne in der Anstalt.  
**Für Vorstand.**

**Kurse zum Studium der Englischen Sprache**

veranstaltet mit fünf englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. **Prospekte** durch den Vorstand, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. **Pensionspreis** einschließlich aller honorare und Vorträge 24 Mark wöchentlich in geteiltem, 30 Mark in Privatzimmer. **SSSS**

**Nur Lehrerinnen werden zugelassen.**

**Gelegenheitskauf:** Während der nächsten Zeit werden zum Verkauf gestellt 200 Tausend Thüringer Wetterhäuser, das Stück zu



**98 Pf.**

- 2 Stück M. 1.95
- 5 Stück M. 4.75
- 25 Stück M. 22.00
- 100 Stück M. 87.00

Unter 2 Stück werden nicht versandt.  
**Thüringer Wetterhaus mit Starkasten und grossem Thermometer:**  
 kommt der Mann mit dem Regenschirm aus dem Haus, so gibt es schlechtes Wetter;  
 kommt die Frau heraus, so gibt es gutes Wetter;  
 halten sich Mann und Frau im Hause auf, so ist das Wetter sehr ungewiss.

**Wegen Räumung grosser Obstbaumquartiere dieses Jahr sehr billig:** Obstbäume, Blumenzwiebeln, Rosen, Beerenobststräucher.

**Zu Jedem nur annehmbaren Preise** ausboten werden mehrere Tausend Araucarien, Zimmerschmuck-Tannen und mehrere Tausend Palmen, stattliche, gesunde Exemplare. Man verlange umsonst den gesamten Katalog von den Gärtnereien Peterseim, Hoflieferanten, Erfurt.

# Schering's Malzertrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Konvalaleszenten und bewährt sich vorzüglich als  
 Einderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc. Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.  
 gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisen-  
**Malz-Extrakt mit Eisen** mitteln, welche bei Blutarmut (Blutschicht) etc. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.  
**Malz-Extrakt mit Kalk** wird mit großem Erfolge gegen Rhachitis (sogenannte englische Krankheit)  
 gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Fl. M. 1.—  
**Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Strasse 19.**  
 Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

**Originalrezept.** Pikantes Gänselein. 6 Personen. 3 Stunden. Das Klein von zwei oder drei Gänsen wird mit Wasser aufgesetzt und gut abgeschäumt. Dann gibt man 2 bis 3 kleine Zwiebeln, 1—2 Lorbeerblätter, ein Kräutersträußchen, 2—3 Zitronenscheiben, einige Nelken und Gewürzkörner in die Brühe und kocht das Fleisch langsam weich. Unterdessen nimmt man von der Brühe eine Tasse weg, löst darin eine halbe Maggii-Bouillontafel auf und stellt diese Kraftbrühe einstweilen warm. Sobald das Fleisch gar ist, rührt man die Sauce durch ein Sieb, verkocht sie mit etwas in Butter braun geröstetem Mehl, einer in feine Scheiben geschnittenen sauren Gurke, etwas Essig und Weißwein zu recht pikantem Geschmack, gibt die Tasse Kraftbrühe dazu, läßt das Fleisch darin einmal rasch aufkochen, schmeckt das Gericht ab, würzt es mit 10—12 Tropfen Maggii Würze und läßt es zugedeckt auf warmer Herdplatte 10 Minuten gut durchziehen. v. Bg.

**Auszug aus dem Stellenvermittlungsbüro des Allgemeinen Deutschen Lehrervereins.**

Zentralleitung:

Hrl. J. Rodenader,  
 Berlin W. 35, Genthinerstr. 16,  
 Gartenhaus I.

1. Gesucht zu sofort für eine höhere Mädchenschule in der Rheinprovinz eine junge, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für den Unterricht in allen Fächern und einige technische Stunden. Gehalt 1200 Mark.

2. Gesucht zum 1. September für eine Familienschule in der Rheinprovinz eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin. 6—8 Kinder im Alter von 6—12 Jahren. Gehalt 1000 Mark und freie Wohnung.

3. Gesucht zum 1. August für eine Offiziersfamilie in Schlesien eine wissenschaftlich geprüfte, evangelische Erzieherin zu 2 Mädchen, die in allen Fächern zu unterrichten sind; außerdem wären die Schularbeiten eines Knaben zu beaufsichtigen. Englisch und Französisch im Ausmaß vervollkommen Bedingung. Gehalt 1200 Mark.

Die „Geschäftsstelle der Versicherung der Mitglieder deutscher Frauenvereine“ der „Friedrich Wilhelm“, Berlin W., Behrenstraße 60/61, Leiterin Srl. Henriette Goldschmidt,

bietet allen Familienvätern und Müttern die vorteilhafteste Lebensversicherung zum Besten ihrer Kinder, arbeitenden Frauen, Lehrerinnen etc. Pensionsversicherung mit Übertragbarkeit der Policen und Rückzahlung im Todesfälle und besten Schutz bei frühzeitiger Erwerbsunfähigkeit. Treue schriftliche und mündliche Beratung von 10—1 U.

## Langenschwalbach im Taunus.

Stahlquellen. Natürl. Kohlensäure-Bäder.  
 Eisenmoorbäder. Prospekte gratis durch die Kurverwaltung.

Das ganze Jahr geöffnet.

Spezial-Anstalt  
 für Nephma.

Inselbad  
 bei Paderborn.

Sanatorium für  
 Herz- und Nervenleiden.

Ottilienquelle — Alter Park — Wandelhalle — Elektrisches Licht — Zentralheizung  
 Alle Arten Bäder. — Prospekt auf Wunsch.  
 Leitender Arzt: Dr med. Kraemer. Lehrerinnen erhalten 10% Ermäßigung.

## Höhere Mädchenschule, Seleka,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,  
 Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,  
 Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung  
 von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24

Frau Klara Kessling

(nahe dem Anhalter, Potsdamer  
 und Ringbahnhöfe).

Vorsteherin.  
 1—2, Freitags 1—4

Breslau, Gartenstr. 5, Gewerbe-, Handels- u. Haushaltungsschule  
 (Kochunterricht). Gegr. 1880. Ausbildungskurse für Haushaltungs-, Handarbeits- und Gewerbebeschulthehrerinnen. Pensionat.  
 Näheres durch Prospekte. Dora Mundt.

4. Für eine höhere Privatschule in Josen wird zu sofort eine Oberlehrerin für Deutsch und Französisch (ev. Deutsch und Geschichte) gesucht. Spätere Übernahme der Schule erwünscht. Gehalt 2000 Mark.

5. Gesucht zum 1. Oktober für eine Privatschule in Westpreußen eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin. Französisch oder Englisch im Ausland vervollkommen Bedingung. 24—25 Stunden wöchentlich; circa 25 Kinder in einer Klasse. Gehalt 1400 Mark.

6. Gesucht für eine höhere Mädchenschule in größerer Stadt Norddeutschlands zum 1. Oktober eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin für den Unterricht auf der Oberstufe. Englisch im Ausland vervollkommen Bedingung. Hauptfächer Englisch und Deutsch. 24 Stunden wöchentlich. Gehalt 1200 Mark.

7. Gesucht zum 1. Oktober für eine höhere Mädchenschule in Norddeutschland eine junge evangelische Klassenlehrerin für den Unterricht auf der Unterstufe, mit wissenschaftlichem oder Volksschulexamen. Befähigung für den Gesangunterricht erwünscht. Gehalt 1200 Mark.

8. An der städtischen höheren Mädchenschule einer Stadt in Norddeutschland werden zum 1. August, spätestens 1. Oktober 2 Lehrerinnen gesucht. Anfangsgehalt 1000 Mark, 9 Alterszulagen à 90 Mark nach je drei Jahren. Mietentschädigung 160 Mark.

9. Gesucht zum 1. August für eine höhere Privat-Mädchenschule in Norddeutschland eine junge, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin. Gehalt 1200 Mark und Gelegenheit zu Privatunterricht. 26 Stunden wöchentlich; circa 35 Kinder.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 35, Genthinerstr. 16, Gartenhaus I. Sprechstunden: Wochentags 11—3, Sonnabends 11—1 Uhr.




## Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!  
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** Weltausstellung St. Louis 1904.

Hochwertigster Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

## Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe. \*

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“.

## Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz**,

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterkantor.

Gold-Medaille. • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • Pension im Hause.

## Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. Liefert zu mässigen Abonnementpreisen sofort nach Erscheinen

**Adolf Schustermann**, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen !  
! : : : : : und Zeitschriften der Welt ! : : : : :

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

## Bezugsbedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstrasse 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

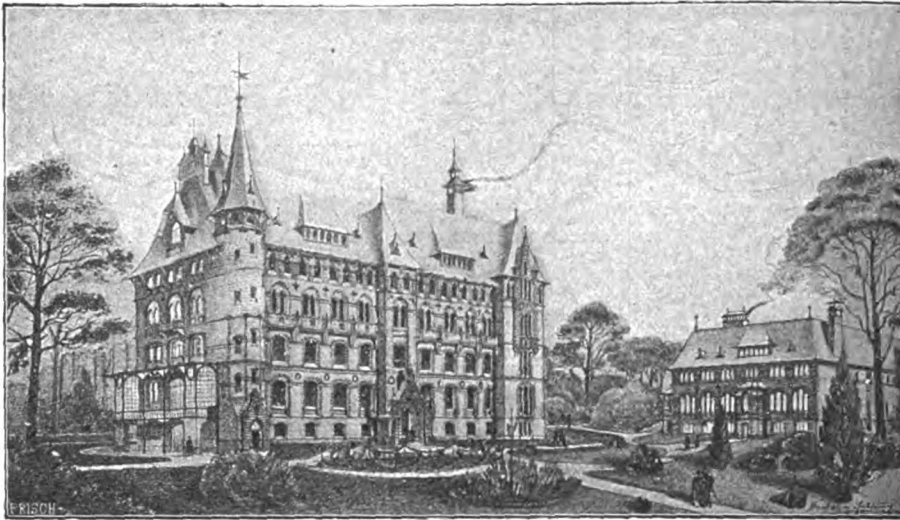
Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstrasse 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

# Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Besichtigung  
der Anstalten  
jeden Dienstag  
für Haus I  
von 10–12 Uhr  
für Haus II  
von 11–1 Uhr.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

## Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect.

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

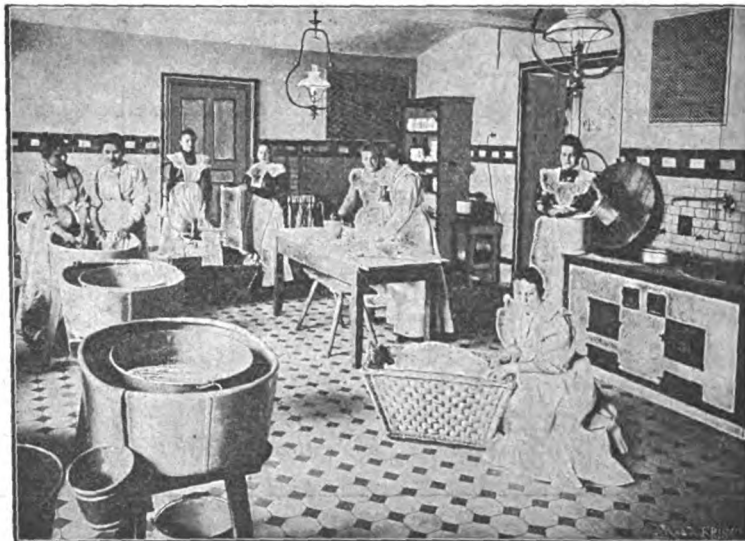
Haus II.  
gegründet 1885:

Seminar-Koch-  
und  
Haushaltungs-  
schule:

Medwig Heyl:

Curse  
für Koch-  
u. Haushaltungs-  
Lehrerinnen.

Pensionat.



Curse  
in  
allen Zweigen der  
Küche u. Haushaltung  
für  
Töchter  
höherer Stände,  
für  
Bürgertöchter.

Kochcurse  
für Schulkinder.

Ausbildung  
zur Stütze der Hausfrau  
und Dienstmädchen.

Auskunft über Haus II  
erteilt Frl. D. Martin.

Im XVI. Jahrgange erscheint: \* \* Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses \* \*  
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals  
und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland  
2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.  
Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Reeser Buchhandlung, Berlin 8. — Druck: W. Reeser Buchdruckerei, Berlin 8.

# DIE FRAU

Herausgegeben  
von  
Helene Lange.

Verlag:  
W. Moser Buchhandlung.  
Berlin S.

## Die „neue Ethik“.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Das öffentliche Leben verlangt zuweilen recht harte Opfer. Wer als Vertreter irgend einer Überzeugung einmal im Kampf der Meinungen steht, über den herrscht der alte Rechtsgrundsatz: Wer schweigt, wo er hätte reden können, stimmt zu. Man kann sich seine Gegner nicht aussuchen; man muß einen Schlag parieren, von wem er auch kommt und mit was für Waffen er auch geführt sei, so peinlich das auch manchmal ist.

Für alle Vertreterinnen der Frauenbewegung scheint mir diese Pflicht gegen die Sache ganz besonders unerfreulich auf einem Gebiet, das neuerdings der öffentlichen Diskussion wie kein anderes anheimgefallen ist: die sexuelle Frage. Ja, wenn nur taktvolle und feinfühlig Menschen wie Ellen Key in dieser Diskussion das Wort hätten! Aber im Gefolge der erlesenen Geister erscheinen die *di minorum gentium* mit ihrer vergrößerten, übertriebenen, aller Bedingtheit und aller Nuancen entkleideten Lehre, die gerade deshalb oft die gefährlichere ist.

Ich kann nicht sagen, daß die Art, wie Dr. Helene Stöcker die Diskussion ihrer Broschüre „Bund für Mutterschutz“<sup>1)</sup> im Zentralblatt aufgenommen hat, sehr dazu ermutigt, ihr die „große Sehnsucht nach einem Gegner“, von der sie spricht, zu erfüllen. Man riskiert, anstatt mit guten Gründen durch den Vorwurf intellektueller Minderwertigkeit mattgesetzt zu werden. Und abgesehen von der Aussicht auf dies Schicksal, das sich schließlich ertragen ließe: vielleicht ist überhaupt eine Polemik

<sup>1)</sup> Pan-Verlag, Berlin SW.



über Fragen, in denen neben intellektuellen Einsichten unbeweisbare Gefühlswerte so sehr mitsprechen, nur bis zu einer gewissen, sehr eng gezogenen Grenze fruchtbar. Trotzdem glaube ich, daß es im Interesse der Frauenbewegung liegt, in eine Erörterung der in dieser Broschüre aufgeworfenen Fragen einzutreten, soweit sie diskutierbar sind, und im übrigen Ansicht gegen Ansicht zu setzen.

Ich habe nun zunächst versucht, dem Wunsche Fräulein Dr Stöckers in bezug auf die Qualitäten des ersehnten Gegners nachzukommen und mir auf Grund ihrer Broschüre ihren Standpunkt „ganz und ehrlich“ klarzumachen. Leicht ist es nun freilich nicht, aus diesen klingenden Kommandorufen, diesen stolzen Angriffen, historischen Exkursen und halben Vorschlägen herauszufinden, was die Verfasserin eigentlich will, und warum sie ihre Ethik für eine neue hält. Aber ich habe es versucht. Hier ist das Resultat; ich muß es dem Urteil der Leser überlassen, ob ich den fraglichen Sinn der Broschüre getroffen habe, oder ob auch mich der Vorwurf jener „absoluten Verständnislosigkeit“ trifft, die man „nicht noch öffentlich dokumentieren sollte.“

Es handelt sich um eine „neue Ethik“. Nicht mehr und nicht weniger. Eine neue Ethik, zunächst allgemein, absolut genommen — gleich auf der ersten Seite sagt die Verfasserin, „es ist ein großes Ziel, was wir uns da stecken: eine neue Ethik schaffen zu wollen — insbesondere auf sexuellem Gebiet.“ Also insbesondere wird diese neue Ethik ihre Forderungen in bezug auf das sexuelle Gebiet ausbauen.

Die Anschauung, die in dieser Hinsicht jetzt die Menschen — mit Ausnahme von „einzelnen Stimmen“ — beherrscht, die „alte Moral“, wird folgendermaßen gekennzeichnet: Sie beruht auf einer Weltanschauung, die das Ziel des Menschen in einer fernen Ewigkeit sieht, das Leben hier als einen peinvollen Prüfungszustand auffaßt, den Menschen als einen ungehorsamen Sünder, den Geschlechtstrieb als das Böse an sich, eine furchtbare teuflische Macht, der der Mensch hilflos gegenübersteht. Die Ehe ist ein notwendiges Übel, um der Unzulänglichkeit und Gebrechlichkeit der menschlichen Natur und um der Kinder willen. In dieser Weltanschauung, welche die Menschheit um die köstlichsten Lebensgüter, Gesundheit und Jugend, um die herrliche Gabe der Liebe ohne böses Gewissen, um die Freude an dem Besitz von Kindern betrügt und die Liebe verleumdet und vergiftet hat, ist das Weib die Inkarnation des Bösen, die Hure, die Dirne. Reinheit heißt: ohne Liebe leben. Die Schwachen und Halben, die Nichtliebenden, fanden in dieser Anschauung eine willkommene Rechtfertigung für ihre eigene Unzulänglichkeit.

Nachdem so das Untier der alten Moral aufgebaut ist, „gekleidet in ein scheußlich Grau“, könnte man in bezug auf die neue Ethik weiter zitieren: Und ich, bewaffnet mit Geschloß, besteige mein arabisch Roß. „Das wollen wir erstens einmal: auch die aus ihrem Schlummer aufwecken, die bisher noch nicht die Brücke von ihrem Einzelleben zum Leben ihres Volkes, zur Entwicklung der Menschheit zu schlagen vermochten. Wir möchten diese engen, kleinen Egoisten und Philister, die sich so vor einer Störung ihrer fatten dumpfen Zufriedenheit fürchten, einen großzügigen befreienden Egoismus lehren, der das Wohl und Wehe des Ganzen als sein eigenes empfindet.“ Dieser großzügige befreiende Egoismus wird „starke, frohe, gesunde Menschen“ schaffen „von Adel der Gesinnung, von geistiger Reife, von Reichtum der Seele“, und „die Menschheit auf die Höhe führen, wo Seele und Sinne eins sind“. Die wenigen freien Geister, die sich vermöge der beglückenden und befreienden Seelenkraft einer eigenen Bewertung der Dinge „Auserwählte unter Tausenden“ nennen, sie wollen die Menschen lehren

beschränktem sexuellen Verkehr durch Präventivmaßregeln ermöglicht sehen will. Mir scheint dies tatsächlich der wesentlichste konkrete Punkt, von dem aus der Begriff „neue Ethik“ gerechtfertigt erscheint. Die übrigen Forderungen, die mit der Lösung der sexuellen Frage in Zusammenhang gebracht werden, haben im Programm der Frauenbewegung schon eine so vielfach befestigte Position, daß man keine neue Bewegung zu inszenieren brauchte, um sie zu fördern: die Notwendigkeit der Berufsarbeit für die Frau, die pekuniäre Bewertung der hauswirtschaftlichen Tätigkeit, die Mutterschaftsversicherung, intellektuelle Schulung der Frau, freierer Verkehr der Geschlechter, gemeinsame Erziehung, Verbesserung der rechtlichen Lage der unehelichen Mutter usw.

\* \* \*

Gehen wir nun die einzelnen Punkte der neuen Ethik kritisch durch. Zunächst ihre Grundlegung. Es handelt sich, so hat Dr Helene Stöcker zur Belehrung ihrer Gegner im Zentralblatt ausgeführt, um den Gegensatz zweier Weltanschauungen. Die eine ist die lebenverneinende des Buddhismus oder des Christentums, die andere die lebenbejahende der Antike, der Renaissance, Goethes, Nietzsches. Die Aufgabe der „neuen Ethik“ ist es nur, die Konsequenz dieser lebenbejahenden Weltanschauung auf sexuellem Gebiet zu ziehen.

Goethe sagt einmal: „Allgemeine Begriffe und großer Dünkel sind immer auf dem Wege, entsetzliches Unheil anzurichten.“ Ich glaube, auf keinen allgemeinen Begriff ist das Wort so anwendbar, wie auf den philosophischen der „Lebensbejahung“ und die im Zusammenhang damit zu Tode gehezten historischen „die Antike“ — „die Renaissance“. Burckhardt meint in seinem Buch über die Renaissance selbst, daß menschliche Einsicht zu schwach sei, um in bezug auf die sittlichen Äußerungen eines Volkes „die absolute Summe des Ganzen zu ziehen.“ Überdies sprechen in bezug auf die sexuelle Frage in unserer Zeit geistige und soziale Faktoren mit, die eine Berufung auf andere Zeiten ganz ausschließen.

Frl. Dr Stöcker beruft sich auf das Hetärenwesen; sie schließt aus der Tatsache, daß „die anmutvollsten und geistig bedeutendsten Frauen“, zu seinen Vertreterinnen gehörten, auf eine andere Bewertung der Prostitution und der Prostituierten durch die „lebenbejahende Antike“ und schiebt die Verkommenheit dieses Gewerbes im modernen Staat auf die Zweizüngigkeit der lebenverneinenden Moral, die die Prostitution bestehen läßt und die illegitime aber reine Liebe in Acht und Bann erklärt. Nun, zunächst würde sich Aspasia ebenso energisch verbitten, der Prostitution zugerechnet zu werden, wie irgend eine der schönen und geistreichen Courtisanen in einem Staate der „lebenverneinenden Moral“. Sie war, wie z. B. Busolt in seiner griechischen Geschichte betont, durchaus keine „publica“, keine Hetäre im engeren Sinn und stand als freigeborene Milesierin, wie andere Frauen, die ähnliche Bedeutung gewonnen haben, auf einer ganz anderen Stufe, als die gewöhnliche Prostituierte. Was die Prostitution im ganzen betrifft, so ergibt sich doch aus vielen Zeugnissen der Antike ein ganz ähnliches Bild wie das moderne. Und die Stellung des Staates hat auch etwas Analoges. Bekanntlich hat Solon sogar für Staatsbordelle gesorgt und, wie Philemon rühmt, „durch dieses heilsame und volkstümliche Institut sich aller Menschen Dank verdient, indem er Weiber erkaufte und ausstellte, gemeinsam allen und zu aller Dienst bereit“ — diese Sklavinnen wurden von der Polizei taxiert und besteuert. Daneben gab es die von privaten Spekulanten angekauften und die auf eigene Hand ihr Gewerbe

„Erotiker des Ideals“ zu werden, „wie Plato und Christus, wie Goethe und Nietzsche es uns vorlebten.“

Ich glaube, viele Leser werden die Frage auf der Zunge haben, mit der Fräulein Dr. Stöcker in einem Moment nüchterner Selbstbesinnung selbst die pathetischen Sätze ihres allumfassenden Beglückungsprogramms unterbricht: „Ja aber, was wollen denn diese Leute eigentlich?“

Ich versuche mir diese Frage — auf die in der Broschüre selbst eine direkte Erklärung nicht gegeben wird — zu beantworten, indem ich das Positive aus der Broschüre zusammenstelle.

Im Anschluß an den Weckruf für die engen, kleinen Egoisten und Philister wird gesagt: „Wir wollen ihnen klar machen, daß es nicht so die Zustände, die Dinge an sich sind, die uns glücklich oder unglücklich, stark oder elend machen — sondern eben unsere Wertung dieser Dinge. Um das gleich an einem konkreten Beispiel zu zeigen: die Prostitution hat ein ganz anderes Aussehen in einem Lande, in dem man den Geschlechtsverkehr als etwas Natürliches, den Göttern Wohlgefälliges ansieht als in Ländern, wo man in ihm die eigentliche ‚Sünde‘, die Erbsünde erblickt. Das Heterentum der Griechen z. B. hatte die geistig bedeutendsten, anmutvollsten Frauen zu seinen Vertreterinnen; dagegen bei uns: welcher Schmutz, welches bittere Elend ist damit verbunden! — — Wenn wirklich die Prostitution als solche ein notwendiges und unaufhebbares Übel ist — nun, sollte man dann nicht daran gehen, es mit einer anderen Behandlungsweise als bisher zu versuchen? Was hat die Prostitution so gemein gemacht? Doch vor allem unsere Verachtung, die dann auch den Verlust der Selbstachtung nach sich zog und eine Paria-Klasse schuf, die sich auf ihre Weise für diese Verachtung zu rächen suchte. Denn sich gegen die Verachtung der Mittwelt stolz und stark zu behaupten, das ist nur wenigen, den größten unter den Menschen gegeben.“

Es beruht also, wie es scheint, die Verachtung der Prostituierten darauf, daß man den Geschlechtsverkehr als solchen für sündlich hält. Wenn man das nicht tut, so ist kein Grund, „nur gerade die Preisgabe des Körpers so verächtlich zu finden.“ So weit geht allerdings die Umwertung der Werte nicht, daß nicht die Prostitution — auch gesagt, wir lehren die Prostituierte, „sich gegen die Verachtung der Mittwelt stolz und stark zu behaupten“ — als ein soziales Übel angesehen würde. Als Mittel dagegen hat die alte Moral nur die Entsagung gepredigt, trotzdem die Ehe „ihren Zweck, den menschlichen Geschlechtsverkehr zu regeln“, tatsächlich nicht erfüllt. Die neue Ethik ist der Ansicht, daß es „bei normal veranlagten Menschen gar keine absolute Abstinenz gibt“ und empfiehlt, wenn eine Ehe aus wirtschaftlichen Gründen noch nicht möglich ist, „das Verhältnis“. Voraussetzung ist, daß die Frau dabei nicht pekuniär vom Manne abhängig wird, daß sie eine sich selbst bestimmende, intellektuell dem Manne ebenbürtige Persönlichkeit ist. „Ist die Frau Selbstzweck, Persönlichkeit — dann kann ihr kein Leid von außen zustoßen — dann kann sie niemals mißbraucht werden“. Aber soll das „Verhältnis“ seinen Zweck, wirtschaftlich minder belastet zu sein als die Ehe, — andernfalls könnten die beiden Persönlichkeiten, deren Kameradschaft sich „zu einem Liebesverhältnis verdichtet“, ja gerade so gut miteinander die Ehe eingehen — wirklich erfüllen, so wird es eben auf der Grundlage prinzipieller Kinderlosigkeit aufgebaut. Fräulein Dr. Helene Stöcker hat zwar nicht in ihrer Broschüre Deutlichkeit, aber doch auf eine Interpellation von Fräulein Pappritz im zum Ausdruck gebracht, daß sie allerdings die Vereinigung zweier

707  
che  
ber  
en  
en  
te  
er  
b  
n  
r  
e

113 55  
X X

„Erotiker des Ideals“ zu werden, „wie Plato und Christus, wie Goethe und Nietzsche es uns vorlebten.“

Ich glaube, viele Leser werden die Frage auf der Zunge haben, mit der Fräulein Dr. Stöcker in einem Moment nüchterner Selbstbesinnung selbst die pathetischen Sätze ihres allumfassenden Beglückungsprogramms unterbricht: „Ja aber, was wollen denn diese Leute eigentlich?“

Ich versuche mir diese Frage — auf die in der Broschüre selbst eine direkte Erklärung nicht gegeben wird — zu beantworten, indem ich das Positive aus der Broschüre zusammenstelle.

Im Anschluß an den Weckruf für die engen, kleinen Egoisten und Philister wird gesagt: „Wir wollen ihnen klar machen, daß es nicht so die Zustände, die Dinge an sich sind, die uns glücklich oder unglücklich, stark oder elend machen — sondern eben unsere Wertung dieser Dinge. Um das gleich an einem konkreten Beispiel zu zeigen: die Prostitution hat ein ganz anderes Aussehen in einem Lande, in dem man den Geschlechtsverkehr als etwas Natürliches, den Göttern Wohlgefälliges ansieht als in Ländern, wo man in ihm die eigentliche ‚Sünde‘, die Erbsünde erblickt. Das Heterentum der Griechen z. B. hatte die geistig bedeutendsten, anmutvollsten Frauen zu seinen Vertreterinnen; dagegen bei uns: welcher Schmutz, welches bittere Elend ist damit verbunden! — — Wenn wirklich die Prostitution als solche ein notwendiges und unaufhebbares Übel ist — nun, sollte man dann nicht daran gehen, es mit einer anderen Behandlungsweise als bisher zu versuchen? Was hat die Prostitution so gemein gemacht? Doch vor allem unsere Verachtung, die dann auch den Verlust der Selbstachtung nach sich zog und eine Paria-Klasse schuf, die sich auf ihre Weise für diese Verachtung zu rächen suchte. Denn sich gegen die Verachtung der Mitwelt stolz und stark zu behaupten, das ist nur wenigen, den größten unter den Menschen gegeben.“

Es beruht also, wie es scheint, die Verachtung der Prostituierten darauf, daß man den Geschlechtsverkehr als solchen für sündlich hält. Wenn man das nicht tut, so ist kein Grund, „nur gerade die Preisgabe des Körpers so verächtlich zu finden.“ So weit geht allerdings die Umwertung der Werte nicht, daß nicht die Prostitution — auch gesetzt, wir lehren die Prostituierte, „sich gegen die Verachtung der Mitwelt stolz und stark zu behaupten“ — als ein soziales Übel angesehen würde. Als Mittel dagegen hat die alte Moral nur die Entfagung gepredigt, trotzdem die Ehe „ihren Zweck, den menschlichen Geschlechtsverkehr zu regeln“, tatsächlich nicht erfüllt. Die neue Ethik ist der Ansicht, daß es „bei normal veranlagten Menschen gar keine absolute Abstinenz gibt“ und empfiehlt, wenn eine Ehe aus wirtschaftlichen Gründen noch nicht möglich ist, „das Verhältnis“. Voraussetzung ist, daß die Frau dabei nicht pekuniär vom Manne abhängig wird, daß sie eine sich selbst bestimmende, intellektuell dem Manne ebenbürtige Persönlichkeit ist. „Ist die Frau Selbstzweck, Persönlichkeit — dann kann ihr kein Leid von außen zustoßen — dann kann sie niemals mißbraucht werden“. Aber soll das „Verhältnis“ seinen Zweck, wirtschaftlich minder belastet zu sein als die Ehe, — andernfalls könnten die beiden Persönlichkeiten, deren Kameradschaft sich „zu einem Liebesverhältnis verdichtet“, ja gerade so gut miteinander die Ehe eingehen — wirklich erfüllen, so wird es eben auf der Grundlage prinzipieller Kinderlosigkeit aufgebaut. Fräulein Dr. Helene Stöcker hat zwar nicht in ihrer Broschüre mit voller Deutlichkeit, aber doch auf eine Interpellation von Fräulein Pappritz im Zentralblatt zum Ausdruck gebracht, daß sie allerdings die Vereinigung zweier Menschen zu un-

glauben“ in bezug auf die Tatsachen des sexuellen Lebens vorwirft: „Leidenschaftliche und vollblütige junge Leute werden zwar sagen, wir geben unverständige und unausführbare Gesetze und werden alles mit ihrem Geschrei übertäuben.“ Aber er denkt sich die reine Atmosphäre eines Staates, in dem die Hingegenheit an die Begierde von vornherein ebenso verpönt ist, wie im heutigen Athen die Blutschande, in dem „der Sieg über die Sinnenlüste den Bürgern von Kindheit auf als der schönste hingestellt und in Worten, Sagen und Liedern verherrlicht wird“ — sollte da nicht diese Selbstbeherrschung zu erreichen sein? „Wenn schon die Wettkämpfer von Olympia, die doch besonders kraftstrotzende Männer sind, sich um ihres äußeren Sieges willen zu enthalten vermögen, warum sollte dies um so viel höheren Preises willen und bei so viel besserer Erziehung nicht möglich sein?“ Vielleicht dokumentiert die neue Ethik dem vorbildlichen Erotiker des Ideals ihre Nachfolge dadurch, daß sie diese Worte aus den „Gesetzen“ zur Ankündigung der Zeitschrift „Mutterchutz“ benützt.

Und nun die Berufung auf die Renaissance und ihre „Lebensbejahung“. Diese Berufung stützt sich auf die Tatsache, daß sich unter dem Einfluß der Renaissance eine andere Art sittlicher Zurechnung über die modernen Völker ausgebreitet hat, als sie dem Mittelalter geläufig war. Aber es hieße dieses Neue doch durchaus einseitig, viel zu eng und zu materiell fassen, wenn man es einfach als eine neue Mischung von Sinnlichkeit und Geistigkeit verstände. Lebensbejahung bedeutet in bezug auf die Renaissance, daß die einzelne Lebenserscheinung, die Persönlichkeit als Wertträger gilt. Das Gesamtbild der zusammenwirkenden und widerstreitenden Kräfte, seine Harmonie und Schönheit, nicht die objektive Übereinstimmung einer einzelnen Lebensäußerung mit irgend einer Norm gibt den sittlichen Wert. Diese Lebensbejahung umfaßt sowohl ein bei aller inneren Glut so platonisches Verhältnis wie das des Michel Angelo zu Vittoria Colonna, der er erst im Tode die Hand zu küssen wagte — wie das Leben der Männer und Frauen, die sich im Sinne der neuen Ethik auslebten. Andererseits ist es der Hauptfehler des Individualismus auf sittlichem Gebiet, das, was im Rahmen eines Lebens von großen Dimensionen, von mächtiger Schwingungswerte, sei es ästhetisch reizvoll, sei es sittlich bedeutend erscheint, zu einer Maxime für alle zu erheben bzw. herabzuwürdigen. Es ist ein Widerstreit, aus dem Leben der in geistiger und sozialer Hinsicht oberen Tausend — oder Hundert — in einem durch und durch tyrannischen und illegitimen Staatswesen, aus einer Zeit, die in gewisser Weise die Devise jenes glorreichen Banditen trug: „Feind Gottes, des Mitleids und der Barmherzigkeit“, Maßstäbe für eine im eminenten Sinne soziale Frage unseres modernen Kulturstaates gewinnen zu wollen.

Und um nun auch noch die anderen Autoritäten der neuen Ethik zu nennen: wahrscheinlich würde Goethe beim Anblick manches modernen Individualisten, der sich für das Ausleben seiner durchaus amüsischen Genußsucht auf die Weltanschauung des Olympiers zu berufen wagt, dasselbe Gefühl ergreifen, das Heine bewegte, als ihn der Schneidbergesell Weitling als Kollegen im Namen der Revolution und des Atheismus „mit dem Handwerksgruß des ungläubigen Knotentums“ anbederte. Und Nietzsche würde sich der gleichen Jüngerschaft gegenüber sehr nachdrücklich in das „Pathos der Distanz“ hüllen.

ausübenden Dirnen — und ich vermag absolut kein Zeugnis dafür zu finden, daß die Verachtung der Preisgabe des Körpers für Geld in der Antike nicht gerade so lebhaft empfunden wurde wie heute. Und wenn dieses Gefühl eine etwas andere Färbung trug, d. h. wenn die Verachtung mehr eine soziale als eine moralische war, so lag das nicht in der „Lebensbejahung“, die den Geschlechtsverkehr als etwas den Göttern Wohlgefälliges betrachtet, sondern darin, daß erstens in einem Staate der prinzipiellen Anerkennung der Sklaverei die Herabwürdigung eines Menschen zur Ware moralisch anders eingeschätzt wurde, und dann in der generellen Geringswertung der Frau, über die sich doch nur Einzelne erhoben haben. Auch der antike Staat hat die Prostitution geduldet und illegitimen sexuellen Verkehr aufs strengste verpönt. Den Beweisen einer grausamen Verfolgung von unglücklichen Liebespaaren, mit denen Fr. Dr. Stöcker die engherzige Moral der Kirche belegt, steht die Tatsache gegenüber, daß der athenische Bürger den Verführer seiner Tochter oder Schwester einfach tötete, sie selbst aber als Sklavin verkaufen konnte.

Die Blüte des Hetärenwesens beruht auf der Geringswertung der Ehefrau, der Frau, die dem Manne die legitimen Kinder gebar. „Die Hetäre“, heißt es cynisch bei dem Komiker Amphipolis, „verdient um vieles den Vorzug vor der angetrauten Frau. Diese, auch wenn sie dem Manne noch so zuwider ist, wird durch das Gesetz im Hause geschützt, die Hetäre kann man entlassen, darum muß sie sich durch Gefälligkeit des Mannes Gunst sichern.“ Sokrates legte den Finger auf diese Tatsache geistiger Vernachlässigung der Ehefrau als auf eine Wunde im antiken Leben und riet, man solle lieber sie zur ebenbürtigen Gefährtin machen (Xen. Oec. 3, 10 ff.) — während andererseits seine sehr realistischen Ratschläge hinsichtlich des Geschlechtslebens, das er lediglich als ein körperliches Bedürfnis auffaßt, beweisen, daß Seele und Sinne bei ihm wenigstens durchaus zweierlei waren.

Auch der edelste Vertreter der antiken Lebensanschauung kannte das Ideal der Verschmelzung von Seele und Sinnen in der Ehe nicht: Plato, den Dr. Helene Stöcker — mit einer etwas mißglückten und jedenfalls in diesem Zusammenhang sehr mißverständlichen Beziehung auf das Symposion — den Erotiker des Ideals nennt, dem die Vertreter der neuen Ethik nachleben wollen, war aller Wahrscheinlichkeit nach nicht verheiratet und stand ganz sicher den Frauen als Geschlecht ganz kühl gegenüber. Ihm ist die Frau vor allem ein vernünftiges Geschöpf und deshalb gleich dem Manne ein „politisches Wesen“. Daß sie nebenbei Geschlechtswesen ist, daß sie zu bestimmten Zeiten ihres Lebens an der — bei Plato ganz als Zuchtungsfrage behandelten — Erzeugung des Nachwuchses beteiligt ist, scheint ganz nebensächlich, ein Durchgangsstadium, das für das Ganze ihrer Lebensleistung an die Gesamtheit jedenfalls in keiner Weise die beherrschende Rolle spielt. Von einer Verschmelzung dieser ihrer Geschlechtsbestimmtheit mit ihrem ganzen seelischen Sein weiß er gar nichts.

Im übrigen aber hat auch „der Erotiker des Ideals“ die Lebensbejahung in der Beherrschung der Begierde gesucht, die, wie es in den Gesetzen heißt, „vor allen andern die Menschen zu bewältigen weiß“. Freilich ist er sich inmitten einer Kultur, die den Todeskeim schon in sich trug, bewußt, daß die Forderung der Selbstbeherrschung ihren Verkünder in einen harten Kampf stellt. Er ruft nach einem „besonders wagemutigen und hervorragend freimütigen Mann, der verderbten Seelen das zum Heil des Staates Notwendige und Geziemende sagt“. Er sieht voraus, daß es auch ihm gehen wird, wie den modernen Predigern der Entfagung, denen die neue Ethik „märchenhaften Aber-

Aber lassen wir die Frage auf sich beruhen, wie weit die Befenner der neuen Ethik ein Recht haben, sich auf die Lebenspraxis von Titanen und Helden zu berufen — das ist schließlich eine indiskutable Angelegenheit der Selbsteinschätzung — und wenden wir uns dem positiven Inhalt ihres Programms zu, dem neuen sexuellen Ideal. Frä. Dr. Stöcker sagt nun zwar, das sei noch nicht gefunden, das solle erst gesucht werden — eine gewiß anerkennenswerte Bescheidenheit, wenn man davon absieht, daß um dieses noch nicht gefundene Ideal, um eine rein negative Größe, ein zunächst nur destruktives Programm eine Gemeinde geschart wird — aber etwas Positives, das hat die zu Anfang versuchte Inhaltsangabe gezeigt, bietet die neue Ethik doch.

Zunächst die sogenannte „Lebensbejahung“ auf sexuellem Gebiet. Sicherlich ist der Geschlechtstrieb nicht das absolut Böse — ebensowenig aber natürlich das absolut Gute. Er ist überhaupt an sich ganz ohne ethische Qualitäten und wird sittlich oder unsittlich nur insofern er Beziehungen und Verantwortungen zwischen den Menschen schafft oder den Wert des persönlichen Lebens berührt und beeinflusst. Darin aber liegt heute für die Frau der tiefe Konflikt, daß die Verschmelzung von Seele und Sinnlichkeit in ihrem Liebesleben anders geartet ist als im Liebesleben des Mannes und daß sie zur Behauptung ihrer Ansprüche, ihres erotischen Ideals in einem Moment erwacht ist, wo die wirtschaftlichen Zustände die Verwirklichung dieses Ideals mehr als je erschweren. Einerseits spürt die Frau — nicht im Sinne eines pharisäischen rechnenden Auge um Auge, sondern aus einem tieferen Selbsterhaltungsinstinkt — jenes Defizit von Seelisch-Persönlichem in der Liebe eines Mannes von prinzipiellem Vorleben, andererseits machen die wirtschaftlichen Verhältnisse den Verzicht darauf für viele Männer zu einer ihrer Ansicht nach unerfüllbaren und von der Mehrzahl tatsächlich unerfüllten Aufgabe. Mag aus dieser Lage der Dinge dem Manne zunächst nur eine sanitäre Frage entgegentreten, für die Frau bedeutet die sexuelle Frage jene Spannung zwischen den Ansprüchen ihres Liebesgefühls und dem erotischen Leben des Mannes, sie bedeutet zugleich, daß diese Spannung, die als Einzelschicksal von Tausenden von Frauen durchlebt und durchlitten ist, jetzt als Frauengeschick schlechthin, in ihrer umfassenden sozialen Tragweite empfunden wird.

Das aber ist ein so einzigartiger Konflikt, etwas historisch so durchaus Neues, daß man ihn zu lösen seine Maßstäbe nicht aus anderen Zeiten nehmen kann. In der Antike löste der Mann das sexuelle Problem auf Kosten der Frau, der Mutter seiner legitimen Kinder. Selbst bei den vornehmsten Geistern ist das Verhältnis von Mann und Weib nicht so tief in das Gefühl der Treue getaucht, nicht so innig an die Bedingung einer seelisch-persönlichen Zusammengehörigkeit, eines Verbundenseins von gleicher Lebensbedeutung für beide geknüpft wie in unserm modernen Empfinden. Diese Treue aber, die im Grunde eine zarte Achtung vor dem Wert der Menschenseele bedeutet, ist eine Blüte germanisch-christlicher Kultur. Auch Dr. Helene Stöcker hat von der verinnerlichenden Wirkung der „alten Moral“ gesprochen und sie darin gesehen, daß „die Affekte, die sich“ — unter der Herrschaft der Askese — „nicht nach außen entladen durften, sich nach innen gewandt haben“. Ich sehe in dieser Verinnerlichung nicht eine Folge eines asketischen Zwanges; „nach innen gewandte Affekte“ können wohl die ungesunde sinnlich-geistige Schwelgerei einer entarteten Mystik hervorrufen, aber nicht dieses gesunde, tiefe, kräftig-bewußte Selbstwertgefühl, das der vollen persönlichen Hingabe einen Ewigkeitsstempel aufprägt. Dies Gefühl haben vielmehr die positiven oder sagen wir ruhig die „lebenbejahenden“ Kräfte des Christentums



wachsen lassen, indem sie sich mit einem tieflebendigen germanischen Rasseninstinkt verknüpfen, eben jener Fähigkeit zur Treue.

Mit diesem Faktor aber muß jeder Lösungsversuch der sexuellen Frage rechnen. Besonders die Frau wird sich an ihn halten, nachdem sie in die Behauptung ihres menschlichen Persönlichkeitswertes hineingewachsen ist, denn dieser Faktor bedeutet den stärksten Bundesgenossen für sie, den mächtigsten Schutz für ihr Liebesideal in einer Zeit, die ihr, wie ihre ganze Persönlichkeit, so auch dies Ideal lebendiger zum Bewußtsein gebracht hat und es zugleich stärker bedroht. Die monogamische Strenge dieses Ideals hat ihre Wurzeln aber nicht allein in der geistigen Kultur, sondern in der biologischen Verknüpfung von Liebe und Mutterschaft in der Frau.

In dieser Tatsache liegt die Kritik jener von Dr. Helene Stöcker vorgeschlagenen kinderlosen „Verhältnisse“ als Mittel zur Lösung der sexuellen Frage. Mag die Frau durch ihre Persönlichkeit noch so sehr „davor geschützt sein, mißbraucht zu werden“, mag man auch andererseits in der sittlichen Beurteilung der künstlichen Beschränkung der Kinderzahl den sozialen Zuständen noch so sehr Rechnung tragen — die moralische Anerkennung und generelle Freigabe solcher „Verhältnisse“ als Mittel zur Lösung der sexuellen Frage ist ein Mißbrauch der Frau, eine Zurücksetzung und Vergewaltigung jenes Instinkts in ihr, der in der Liebe nach dem Kinde verlangt. Der Liebe einer gesund empfindenden Frau ist der Wunsch natürlich, den Plato in jenem schönen Wort der Republik zur Forderung erhebt: Kinder zu erzeugen und aufzuziehen, damit einer dem anderen die Fackel des Lebens gottfürchtenden Sinnes weiter reiche. Ich begreife nicht, wie jemand in einem Atem dieses Mittel empfehlen und mit solcher Emphase davon sprechen kann, die Menschen sollten sich wieder „als einen Teil des großen Ganzen der Natur fühlen, das ewige Werden, die Schöpfer- und Schaffenslust überall in der Natur spüren.“

Und abgesehen auch von dem besonderen Empfinden der Frau: es liegt in dem vorgeschlagenen Mittel die Tendenz, die Selbstbeherrschung als Faktor zur Lösung der sexuellen Frage einfach auszuschalten. Damit aber würde man der Rasse ein Danaergeschenk im schlimmsten Sinne des Wortes machen.

Wir können in der Theorie die äußeren Zustände hin- und herschieben, wie wir wollen, wir kommen ohne die Forderung größerer Selbstbeherrschung an den Mann nicht weiter. Geben wir zu, daß die Selbstbeherrschung ihm Opfer auferlegt, während sie der normalen Frau natürlich ist. Aber die Achtung vor ihrer Liebesforderung fällt zusammen mit der Achtung vor ihrer Persönlichkeit. Darum hat die Frau ein Recht, dies Opfer zu verlangen, ja, sie kann gar nicht anders, denn sie würde mit dem Verzicht darauf die innerlichsten Forderungen ihres Wesens, den eigentlichen Grund ihrer Selbstachtung preisgeben. Das ist der eigentliche Sinn ihres Kampfes gegen die doppelte Moral. Die Frau mag sowohl in der persönlichen Zurechnung als in der allgemeinen Betrachtung dem Umstande Rechnung tragen, daß die Verschiedenheit des erotischen Empfindens bei Mann und Frau, in einer Reihe von Entwicklungsstadien verfestigt, nicht von heute auf morgen dem Gesetz einer gleichen Moral unterworfen werden kann — von der inneren Behauptung ihrer Ansprüche darf sie sich nicht abdrängen lassen.

Auch nicht, wenn dabei für eine größere Anzahl von Frauen die Möglichkeit herauskäme, zur Ehe zu gelangen. Bei aller Anerkennung der Tatsache, daß der durch die modernen wirtschaftlichen Verhältnisse gebotene Ausschluß von der Ehe für viele Frauen Verkümmern, Beeinträchtigung ihres Lebensgefühls und der Möglichkeiten

ihrer Persönlichkeitsentfaltung bedeutet, — wenn mit diesem Opfer die inneren Forderungen der Frau an die Höhe ihres Liebeslebens klar und unverwundet erhalten werden, so muß es gebracht werden; und umgekehrt, wenn die Ehemöglichkeiten für die Frauen nur durch die Preisgabe dieser inneren Forderungen zu erreichen sind, dann müssen wir darauf verzichten, denn dann hätte die Gesamtheit viel Schwereres zu ertragen, als jetzt einzelnen durch den Verzicht auf die Ehe auferlegt wird. Um so mehr, als das Leben, die Persönlichkeit und die Leistungen von Tausenden von unverheirateten Frauen — die Fräulein Dr Stöcker doch wohl kaum zu den nicht normalen wird rechnen wollen — beweisen, daß dieser Verzicht nicht als unerträglich empfunden wird.

Überhaupt — man kann auf diesem Gebiet keine neue Ethik machen, sie muß durch das Leben erkämpft werden. Wenn wirklich überwundene Anschauungen mit unerträglichem Druck auf den Menschen lasten, so werden sie ihr Leben trotz dieser Anschauungen führen, und das Gewicht von tausend lebendigen im vollen Sinne des Wortes in Freiheit gestalteten Schicksalen, der zwingende Wert vieler Persönlichkeiten, die, auf der Höhe der geistigen und sittlichen Kultur ihrer Zeit, einen neuen Weg nicht predigen, sondern beschreiten, wird dem notwendigen Neuen zum Siege helfen. Ich glaube nicht, daß der „Neuen Ethik“, wie Dr Helene Stöcker sie predigt, solche Zeugen erwachsen werden. Daß es Aufgabe der Frauenbewegung ist, die sozialen Bedingungen zu schaffen, unter denen weibliche Persönlichkeiten sich entfalten können, und andererseits in allen sozialen Lebensformen, auch in der Ehe, die Tatsache der menschlichen Gleichwertigkeit der Frau zur Geltung zu bringen, das hat uns nicht erst der „Bund für Mutterschutz“ gelehrt. Es ist zu Anfang schon gesagt worden, daß die Frauenbewegung alle die von Dr Helene Stöcker vorgeschlagenen Reformen in der wirtschaftlichen und rechtlichen Lage der Frau längst zu den ihren gemacht hat. Auch sie arbeitet daran, die Ehe „nach Vaterrecht“ zu überwinden, indem sie für die rechtliche Gleichstellung der Frau in der Ehe eintritt. Freilich wird sie ihre Propaganda nicht mit dem naiven Radikalismus der Führerin des „linken Flügels“ betreiben, die von allen „Frauen von Selbstachtung“ verlangt, daß sie die illegitime Ehe der legitimen vorziehen — ein Ausspruch, den man in Anbetracht von Dr Anita Augspurgs Neigung zu etwas hyperbolischer Formulierung ihrer Ansichten gar nicht so gewichtig hätte zu nehmen brauchen. Es ist ihr bei ihrem frauenrechtlerischen fiat justitia pereat mundus entgangen, daß auch die illegitime Ehe in mancher Hinsicht einen unwürdigen Rechtszustand für die Frau umschließt, und daß sie überhaupt, um irgend welcher Beeinträchtigung ihrer Selbstachtung zu entgehen, einem Staat, in dem sie nicht einmal einem politischen Verein angehören darf, unverzüglich den Rücken wenden müßte.

Auch über die uneheliche Mutter hat die Frauenbewegung ihre Gerechtigkeitsforderung ausgedehnt, die Forderung gleicher Verteilung der Verantwortlichkeit und sittlichen Zurechnung auf die Schultern von Mann und Frau. Wir wollen darin, daß der Mann sich dieser Verantwortung entzieht, nicht einen Grund finden, die Frau um so härter zu verurteilen, wie es die vulgäre Moral mit ihrer brutalen Hochachtung vor der gewissenlosen Selbstbehauptung zu tun geneigt ist, sondern diese Tatsache soll ihr im Gegenteil Anspruch auf den Schutz und die Hilfe der Gesellschaft gewähren. Und wir können dem Bund für Mutterschutz sicherlich dankbar sein, wenn er auf diesem Gebiet, die Einzelarbeit organisatorisch zusammenfassend, wirksamer und sicherer hilft. Wo diese Hilfe von Person zu Person geleistet wird, da heißt es selbstverständlich für

leben anständigen Menschen: „Moralisch zu Gericht sitzen, soll uns wider den Geschmack gehen.“ Aber die Gesellschaft als solche kann der unehelichen Mutter — wie dem unehelichen Vater — gegenüber doch auch nicht vergessen, daß diese Elternschaft, wie das Fräulein Dr Stöcker von der Frau in der legitimen Ehe sagt, „so oft ungewollt, oder bestenfalls willenlos, gedankenlos“ war. Sie darf, wenn sie das uneheliche Kind mit allen Mitteln vor einer Beeinträchtigung seiner Entwicklung zu schützen bemüht ist, nicht diejenigen ermutigen, die sich der Verantwortlichkeit, welche die Gesellschaft ihren Bürgern auferlegt und auferlegen muß, um eigenen Genusses willen entziehen.

\* \* \*

Und nun zum Schluß noch ein paar Worte zu einem Vorschlag, mit dem Fräulein Dr Stöcker sich einer seit kurzem bei uns aktuell gewordenen Bewegung anschließt: die Aufhebung des sogenannten „Zölibats“ der weiblichen Beamten, insbesondere also der Lehrerinnen.<sup>1)</sup> Ich bin unbedingt gegen eine staatliche Bestimmung, durch welche die verheiratete Lehrerin ein für allemal von der Schule ausgeschlossen wird. Staat und Gemeinden haben Möglichkeiten genug, sich die gewissenhafte Berufserfüllung ihrer Beamten zu sichern, ohne Bestimmungen über ihre Privatverhältnisse zu treffen. Man soll einem Menschen, dem man die Erziehung von Hunderten von Kindern anvertraut, nicht die Verantwortung für sein eigenes Leben einschränken. Fühlt die Lehrerin sich der doppelten Last ihres Berufes und der Mutterschaft gewachsen, so muß sie das Recht haben, den Versuch zu machen; so lange sie ihre Pflichten in der Schule nicht vernachlässigt, hat der Staat keine Veranlassung, eine Bevormundung ihres persönlichen Lebens zu übernehmen.

Aber wenn ich auch glaube, daß einzelne Frauen dieser doppelten Last gewachsen sein werden — eine sehr große Zahl verheirateter Lehrerinnen würde ich weder für ihre Familien, noch für die Schule, noch für den Lehrerinnenstand im allgemeinen für ein Glück halten. Es ist in einem sehr guten Artikel von Margarete Treuge zu den in der zitierten Broschüre enthaltenen Verhandlungen gesagt worden: Die Frage müsse nicht sein: wünscht die Lehrerin nebenbei Mutter zu sein? sondern: ist es wünschenswert, daß eine Mutter noch nebenbei Lehrerin sein muß? Und da müssen wir bei unseren gegenwärtigen wirtschaftlich-technischen Zuständen, bei der gegenwärtigen Organisation unseres Schulwesens mit einem Nein antworten. Auch abgesehen davon, daß die Bejahung dieser Frage die Frau in die Gefahr der wirtschaftlichen Ausnutzung zur größeren Bequemlichkeit des Mannes bringen würde, — wir haben angesichts der Urlaubs- und Krankenstatistik aller weiblichen Berufsangehörigen allen Grund, die Frau nicht noch mehr arbeiten lassen zu wollen. Sowohl der Pflichtenkreis der Mutter als der der Lehrerin ist einer Vertiefung und Erweiterung — man kann sagen bis ins Unendliche — fähig. Wir müssen wünschen, daß die Frau neben ihrem Beruf „ein politisches Wesen“ werde, daß sie auch zur Mitarbeit an der Gesellschaft in dem engeren Sinne einer Ausnutzung und Betätigung ihrer Bürgerrechte frei sei. Der Lehrerinnenstand arbeitet geradezu daran, der Lehrerin begreiflich zu machen, daß ihre Arbeit mit ihren noch so gewissenhaft vorbereiteten und gegebenen Unterrichts-

<sup>1)</sup> Vgl. zu dieser Frage auch: Die verheiratete Lehrerin. Hrsg. vom Landesverein preussischer Volksschullehrerinnen. Berlin 1905. Verlag v. Hermann Walthers.

## Ein Archiv des Herzens.<sup>1)</sup>

Von

Edgar Alfred Regener.

Nachdruck verboten.

**A**ls Georg Steinhausen im Jahre 1889 sein arbeitsreiches, noch heute ganz vorzügliches Werk „Geschichte des deutschen Briefes“ herausgab, nannte er es einen Beitrag „zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes“. Das Innere wie das Äußere der Briefe galten ihm als Dokumente, die ihm sichere Bausteine lieferten, einen Zeitabschnitt in der Geistes- und Kulturentwicklung des Volkes plastisch darzustellen. Er betonte es mit besonderem Nachdruck, daß er die Briefe als Quellen für historische Ereignisse oder als biographisches Material nicht mit blindem Vertrauen gelten lassen will wegen ihrer Unzuverlässigkeit nach dieser Richtung. Aber was dem politischen Historiker geringfügig und unwert erscheint, gibt uns, wenn wir beachten, wie das Volk sich in Briefen äußert, was es beschäftigt und worin es lebt, für sein ganzes geistiges Leben höchst wichtige Aufschlüsse, nur dürfen wir — warnt Steinhausen zugleich — nicht das allen oder mehreren Gemeinsame mit dem Individuellen verquicken. „So kann uns die Betrachtung des deutschen Briefes wichtige Beiträge zur Kulturgeschichte im weitesten Sinne, zur Geschichte des Verkehrs und der Geselligkeit, der Entwicklung der Volksbildung und des Volkslebens, wie des Volksgesistes und Volkscharakters gewähren.“ Und welche Fülle an Material bietet sich da den ordnenden Händen dar! Von einfachen Berichten geschäftlicher Art, Aneinanderreihen der Nachrichten in formelhafter Überlieferung, kaufmännischen Anweisungen mit ihren knappen, Zeit sparenden Kürzungen, Mitteilungen von Haus zu Haus, Sendschreiben der Städte, unbeholfenen Notizen und „Zettelgen“ bis zu den glatt stilisierten Plaudereien Wielands, Schreibern, durch deren Zeilen der schwüle Duft eines sinnverwirrenden Parfüms weht, bis zu dem inbrünstig wuchtigen Gestammel des gefangenen Schubart; von der dürftigen Niederschrift heimischer Geschehnisse bis zu Briefen, die zu einem Bedürfnis werden etwa in dem Sinne, in dem Lessing an Eva König schreiben konnte: „Bedenken Sie sein, daß der Mensch nicht bloß von geräuchertem Fleisch und Spargel, sondern, was mehr

<sup>1)</sup> Dr Julius Zeidler hat in seinem jungen Verlage, dem wir schon so manche feinsinnige, kunst- und kulturgeschichtlich interessante Veröffentlichung verdanken, z. B. Scheffler „Konventionen der Kunst“, Felsig Pöppenberg „Bibelots“, Goncourt „Die Frau im 18. Jahrhundert“ u. a., vor wenigen Wochen ein Buch herausgegeben, das durch seinen Titel seine Art angibt: „Liebesbriefe aus neun Jahrhunderten“. Der Tegernseer Mönch Wernher beginnt den Reigen, in dem alle durch die Geschichte unseres Geisteslebens bekannten Braut- und Ehepaare erscheinen. Neben den Briefen, die zwischen Braut und Bräutigam gewechselt wurden: Schiller und Lotte, Mozart und seine Papagena, Klopstock und Mollly, Mörke und Luise Rau, Robert Schumann, Wolke, Bismarck an seine Braut, stehen die Episteln liebender Frauen an ihre Eheherren und dieser an ihre Gattinnen: Luther und seine Rätin, Kurfürstin Anna von Brandenburg und Albrecht Achilles, der Prinz von Homburg, Schubart, Jean Paul. Dazu kommen Briefe mit der souveränen Liebe der kühnen Liebespaare: Karl Ludwig von der Pfalz und Luise von Degensfeld, Karoline Schelling, die Gündelode, Lenau und Sophie Löwenthal, Hebbel und Elise Lenking; schließlich auch die Schreiben der Freundschaftsminnen, der pietistischen und herrnhuterischen Liebesoffenbarungen. Nur ein paar Namen sollten dazu dienen, den Inhalt des Wertes zu charakterisieren. Ein peinlich genau gearbeiteter Anhang mit Erklärungen zu den Broden jedes Briefwechsels erleichtert die Benutzung des Buches sehr. Ich halte es für das schönste Lob eines Buches, sagen zu können, daß es einem Bedürfnis entspricht und eine Lücke in unserer Literatur ausfüllt. Das gilt von dem Zeidlerschen Buche, und darum wünsche ich ihm recht viele Leser.

stunden nicht getan sei, daß sie, um im eigentlichen Sinne „Volkserzieherin“ zu werden, ein volles Verständnis des sozialen, politischen und geistigen Lebens ihres Volkes besitzen und erhalten, eine ganze Fülle von Aufgaben der sozialen Fürsorge, der Volksbildung im weiteren Sinne in ihren Pflichtkreis ziehen, daß sie auch an der Entwicklung der Pädagogik als Wissenschaft mitarbeiten, auch an dem korporativen Leben ihres Standes beteiligt sein soll. Es kann nicht in seinem Interesse, nicht im Interesse der Schule liegen, die zur Verfügung stehenden Kräfte auf einem anderen als dem Berufsgebiet zu binden. Nicht Ehe und Mutterschaft an sich reicht der Frau „die Palme der vollen Entwicklung“ wie Frä. Maria Lischnewska in dem Referat der zitierten Broschüre meint; es gibt mindestens so viel verkümmerte, in Kleinlichen Sorgen erstickte, von dauernder Überhegung und Überlastung geistig erdrückte Ehefrauen als verbitterte Lehrerinnen. Zu aller Persönlichkeitsentwicklung gehört ein Maß von Ruhe und Freiheit, ein Gleichgewicht von Verantwortung und Leistungsfähigkeit, gehört vor allen Dingen die Möglichkeit, eine Aufgabe einem selbstgeschaffenen Ideal entsprechend erfüllen zu können. Und darum würde die Vereinigung von Mutter- und Lehrerinnenberuf bei der Mehrzahl der Frauen ihre Persönlichkeitsentwicklung und damit ihre Leistung an die Gesamtheit eher zurückhalten als fördern. — Aber wie gesagt, man kann diese Frage in die Hand der Lehrerin selbst legen. Einen großen Prozentsatz verheirateter Lehrerinnen wird auch die Aufhebung des „Zölibats“ nicht bringen. In Österreich sind es 17 Prozent, von denen noch mehr als ein Drittel keine Kinder haben. Und sollten sich bei diesen bedeutend ungünstigere Urlaubs- und Pensionierungsverhältnisse herausstellen, so würde eine Modifikation ihrer Anstellungsbedingungen gerechter sein als ein vollständiger prinzipieller Ausschluß. Im übrigen lehrt die Ausnutzung all der einseitigen und unvorsichtigen Äußerungen, die von den Kämpferinnen gegen das „Zölibat“ gefallen sind, durch die den Lehrerinnen feindliche Lehrerpresse, daß man klug getan hätte, mit diesem Kampf zu warten, bis die Lehrerin überhaupt festeren Boden in unserem Schulwesen gefaßt hatte.

In der Broschüre „Bund für Mutterschutz“ ist oft die Rede davon, daß man dem „Geschlechtstrieb seine natürliche Unschuld“ wiedergeben wolle. Ich glaube, daß nichts dieses Ziel so sicher vereiteln wird, wie die Propaganda einer Lebensanschauung, die das Ziel aller sozialen Gestaltungen in der Befriedigung der erotischen Instinkte des Menschen sieht. Ich habe zu Anfang dieses Artikels gesagt, daß über Fragen dieses Gebietes so schwer zu einer Einigung zu kommen ist, weil im letzten Grunde persönliche Gefühlswerte den Ausschlag geben müssen. Es ist im Lager der neuen Ethik das Wort gefallen: „Wir stehen am Anfang einer neuen Epoche. Wir haben eine Epoche gehabt, über der geschrieben stand: Mehr Bildung. Wir stehen mitten drin in der zweiten, über der geschrieben steht: Mehr Recht, und schon kündigt sich deutlich und unverkennbar die dritte an, über welche die Jugend, die wir heranziehen, die Worte schreiben wird: Mehr Freiheit und wahre Freude auf dem Gebiet des geschlechtlichen Lebens.“ Ich will diesen eigentümlichen Komparativen, dieser subjektiven Überzeugung von Frä. Maria Lischnewska eine andere subjektive Äußerung gegenüber stellen, ein Wort von Frau Ricarda Huch in ihrem Essay über Gottfried Keller: „Im modernen Leben wie in der modernen Kunst ist der Liebe zu viel Platz eingeräumt, und es gehört das zu den bedeutendsten Ursachen und Kennzeichen der Kränklichkeit und Schwäche unsrer Zeit.“

be.  
für  
tate Hilfe  
○○○

Im XVI. Jahrg.  
ition im Sekretariat,  
cht den Abonnenten u.  
für das Ausland 3 M.

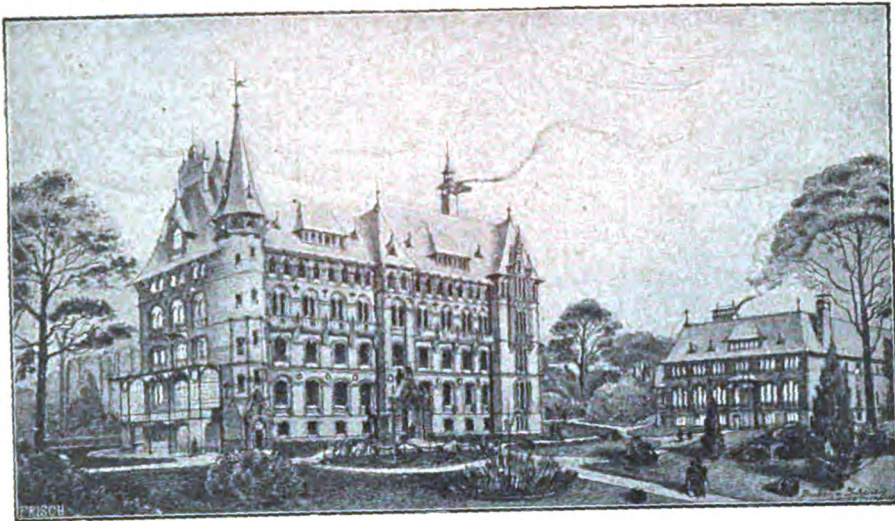
portlich für die Redaktion: 8.



# Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte  
werden  
auf  
Verlangen  
jederzeit  
zugesandt.



Besichtigung  
der Anstalten  
jeden Dienstag  
für Haus I  
von 10—12 Uhr  
für Haus II  
von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

## Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,  
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar - Koch- und Haushaltungs - Schule: **Hedwig Heyl**: Course für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

### PENSIONAT.

Course in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

### Kochcourse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

→ Auskunft über Haus II erteilt Frä. D. Martin →

Haus I.  
gegründet 1870:  
Seminar  
für  
Kindergärtnerinnen  
und  
Kinderpflegerinnen.  
Cursus  
für  
junge Mädchen  
zur Einführung in den  
häuslichen Beruf.  
Course  
zur  
Vorbereitung  
für  
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:  
**Victoria-Mädchen-  
heim.**  
Kinderhort.  
**Arbeitsschule.**  
Elementarklasse,  
Vermittlungsklasse,  
Kindergarten,  
Säuglingspflege,  
Kinderspeisung  
laut Specialprospect.  
→  
Anfragen  
für Haus I sind zu richten  
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: \* \* **Vereins-Zeitung des Pestalozzi - Fröbel - Hauses** \* \*  
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals  
und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland  
2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: **Helene Lange**, Berlin. — Verlag: **W. Weyer Buchhandlung**, Berlin S. — Druck: **W. Weyer Buchdruckerei**, Berlin S.



## Liste neu erschieuener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Mitfendung nicht besprochenen Bücher ist nicht möglich.)

**Strinberg, August.** Die Nachtgall von Wittenberg. Hermann Seemann Nachf., Leipzig.  
— Die gotischen Zimmer, Familiensprüche vom Jahrhundertende. Zweite Auflage. Hermann Seemann, Nachf., Berlin und Leipzig 1906. Preis geb. 4 Mark.

**Suttner, Bertha von.** Der Frauenweltbund und der Krieg. 1.—10. Tausend. Boffische Buchhandlung, Berlin W. 62, Mittelbischstraße 7/8. 1905.

**Thiesing, Dr. jur.** Das Vormundschaftsrecht. Populäre Rechtskatechismen, herausgegeben von Dr. jur. Marie Hasche. Preis 60 Pfg. Verlag der Frauen-Mundscha, Schweizer & Co., Berlin und Leipzig.

**Witkowski, Prof. Dr. Georg.** Die Meisterwerke der deutschen Bühne. Verlag von Max Hesse, Leipzig.

**Wolff, Anna Julii.** Hors d'oeuvre. Kleines und feines. 1,50 Mark. M. Lienthal Verlag, Berlin.

**Wolfsberg, A. von.** Neue Lieder. 66 ausgewählte lyrische Gedichte. Preis 2 Mark. Verlag von Hermann Kramer, Dresden.

— Liebe und Leben. Lyrische Gedichte. Verlag von Hermann Kramer, Dresden. 2 Mark.

**Woljogen, Ernst v.** Was meinem Onkel Oskar mit seiner Schwiegermutter in Amerika passierte. Preis 1 Mark. Fontane & Co. Berlin 1904.



**MAGGI'S Würze**  
mit dem Kreuzstern  
**Altbewährt!**  
Vielfach preisgekrönt!



## Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!  
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** Weltausstellung St. Louis 1904.

Unvergleichlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerie. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

## Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl.  
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.  
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium“.

## Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,**

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin.  
Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. \* Musterkorte.

Silb. Medaille. \* Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. \* Pension im Hause.

## Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

**Adolf Schustermann,** Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

! Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen !  
! : : : : : und Zeitschriften der Welt ! : : : : :

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

## Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

|| Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto ||  
|| beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt. ||

# Verein für Familien- und Volkserziehung in Leipzig,

gegründet 1871. Vorstehende: Frau Henriette Goldschmidt, Weststr. 16 II.

## Erziehungs- und Bildungsanstalten.

a) **Volkshkindergärten** (Weststr. 16, Querstr. 20). b) **Handfertigkeitunterricht** für Schulkinder. c) **Seminar für Kindergärtnerinnen** f. d. Familie u. zur Leitung von Kindergärten. d) **Lyceum** in drei Abteilungen. 1. Wissenschaftliche Vorträge und Lehrkurse (Allgemeine Sortbildung) 2. Berufsbildung (Erzieherinnen für die Familie, Lehrerinnen an Kindergärtnerinnenseminaren). 3. Lehrkurse in Zeichnen und Modellieren.



Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Pensionat im Vereins- hause Weststr. 16.



### Lyceum.

#### Lehrkurse:

Deutsche Sprache u. Literatur, Stilistische u. Vortragsübungen, Politische u. Kulturgeschichte, Kunstgeschichte, Naturwissenschaften und Mathematik, Volkswirtschaftslehre, Ethik.

#### Sprachkurse:

Französisch, Englisch, Italienisch, Lateinisch.

#### Erziehungslehre

und Methode Sr. Fröbels, Methodik des Elementarunterrichts. Praxis im Kindergarten und in der Schule. Geschichte der Pädagogik, Gesundheitslehre.

Anfragen sind zu richten an die Leiterin des Lyceums,  
**Fr. Dr. A. Götsche,**  
Weststr. 16 I.

Was tun doch die Kinder wohl lieber, geschwinder,  
Als nahe beim Hause, im lieblichen Garten  
Zu bauen, zu pflegen, zu gießen, zu warten. (Fr. Fröbel)

### Modellierklasse.



Der Erziehungsberuf ist der Kulturberuf der Frau. Er erfordert Wissenschaft und Kunst, das Kennen und das Können. (H. Goldschmidt.)

### Seminar.

#### Unterrichtskurse:

Deutsche Grammatik u. Literatur, schriftliche u. Leseübungen, Geschichte der menschlichen Arbeit und Bürgerkunde, Botanik und Zoologie. Rechnen u. Geometrie. Erziehungslehre und Methode Sr. Fröbels, Methodik d. Elementarunterrichts, Praxis im Kindergarten und in der Schule. Geschichte der Pädagogik, Gesundheitslehre, Handfertigkeit und Handarbeit. Französisch und Englisch ist fakultativ.

Anfragen sind zu richten an die Leiterin des Seminars,  
**Fr. A. Kolbe,**  
Weststr. 16 p.

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. C. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdaunungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung**, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Dyspepsie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis 1/2 Fl. 3 M., 1/4 Fl. 1.50 M.

**Schering's Grüne Apotheke**, Berlin N.,  
 Chaussee-Strasse 19.  
 Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.  
 Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Osena.

oder tüchtige Lehrerin, welche die Verpflichtung eingehen will, binnen Jahresfrist das Vorstehertinnenexamen zu machen. Gehalt 1800 Mark jährlich einschließlich Wohnung in der Schule.

2. Gesucht zum 1. Oktober d. J. für Rittergutsbesitzersfamilie in Preußen evangelische, musikalische, erfahrene Lehrerin mit guten Latein- und englischen Sprachkenntnissen für 2 Mädchen von 12 und 11 Jahren und einen Knaben von 8 Jahren. Gehalt 1000 Mk.

3. Für eine höhere Privatschule in Norddeutschland wird zum 1. Oktober eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, evangelische Lehrerin gesucht. 85 Kinder im Alter von 8-13 Jahren. Unterricht in allen Fächern. Gehalt 1200 Mark.

4. Gesucht zum 12. September für eine Familienschule in einer Stadt der Rheinprovinz eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin. 6 Kinder im Alter von 11-16 Jahren. Gehalt 1200 Mark.

5. Gesucht zum 1. Oktober für eine höhere Privat-Mädchenschule in der Rheinprovinz eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin mit bester Bildung im Englischen oder Französischen für die Mittelstufe; 25 bis 30 Kinder in einer Klasse. Gehalt 1800 Mark.

6. Gesucht zum 12. September für Institut in der Rheinprovinz eine evangelische und eine katholische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin. Gehalt bei freier Station 700 Mark; ohne freie Station 1200 Mark.

7. Für eine Privatschule in der Provinz Brandenburg wird zum 1. Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für das Ordinariat der II. Klasse gesucht. Französisch, im Ausland vervollkommenet, Bedingung. 26 bis 28 Stunden wöchentlich; Gehalt 1300 Mark. Gelegenheit zu Privatstunden ist geboten.

8. Gesucht zum 1. Oktober für eine Privatschule in Norddeutschland eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin. 10 Kinder im Alter von 8 bis 13 Jahren. Turn- und Gesangsunterricht erwünscht, doch nicht Bedingung. Gehalt 1400 Mark.

9. Gesucht zum 1. Oktober für eine höhere Gemeindeschule in der Nähe Berlins eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin. Anfangsgehalt 1000 Mark. Umzugskosten werden vergütet.

Die Adressen der Lehrerinnen und Stellen dürfen nicht weitergegeben werden. Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 36, Gentzinerstr. 16, Gartenhaus I. Sprechstunden: Wochentags 11-3, Sonnabends 11-1 Uhr.



Die „Geschäftsstelle der Versicherung der Mitglieder deutscher Frauenvereine“ der „Friedrich Wilhelm“, Berlin W., Behrenstraße 60/62, Leiterin Sel. Henriette Goldschmidt,

bietet allen Familienvätern und Müttern die vorteilhafteste Lebensversicherung zum Besten ihrer Kinder, arbeitenden Frauen, Lehrerinnen u. Pensionsversicherung mit Übertragbarkeit der Policen und Rückzahlung im Todesfalle und besten Schutz bei frühzeitiger Erwerbsunfähigkeit. Treue schriftliche und mündliche Beratung von 10-1 U.

**Langenschwalbach** im Taunus.  
 Stahlquellen. Natürl. Kohlensäure-Bäder.  
 Eisenmoorbäder. Prospekte gratis durch die Kurverwaltung.

**Höhere Mädchenschule, Selekt,**

Vorbereitungsklasse für das Seminar,  
 Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,

Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24

Frau Klara Kessling

(nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofs).

Vorsteherin.

1-2, Freitags 1-4

**Damen-Klubhaus und Familienheim**

Berlin-Charlottenburg Am Kanal 4/5 u. Berlin-Schöneberg Akazienstr. 5  
 Marchstr. 4/5

Wohnungen und Zimmer, unmöbliert und möbliert, auf beliebige Zeit, mit und ohne Pension für alleinstehende, gebildete Damen und Familien. Angenehmer, ruhiger Aufenthalt. Gemeinsame Speisesäle. Lese- und Gesellschaftsräume. Aller Komfort: Fahrstuhl, Heizung, elektrisches Licht, Fernsprecher. Bequeme Verbindung nach allen Teilen Berlins. Vorübergehend hier weilenden Damen wie Eheleuten kann wohl kaum ein besserer Aufenthalt geboten werden. Küche anerkannt vorzüglich. Nicht zu wechseln mit dem ehemal. Damenheim, wo Einzahl. zu Hypotheken verlangt wurden. Näh. und Prospekte Dirsaktion Haßner, Charlottenburg, Marchstr. 4/5.

„**Kaul Seyse, Novellen**“. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen à 60 Pfg. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart und Berlin. Es erschienen neuerdings die Lieferungen 27—37, die den 5. und 6. Band des Unternehmens bilden. Der fünfte Band führt den Titel „**Troubadour Novellen**“ und hat folgenden Inhalt: Marion — Der lahme Engel — Die Rache der Visgräfin — Der verkaufte Gefang — Die Dichterin von Carcasonne — Ehre über alles — Der Mönch von Montaubon — Geoffroy und Garcinbe. Der sechste Band bietet in den Novellen: David Jonathan — Grenzen der Menschheit — Kino und Mafio — Siechentrost — Die schwarze Jakobe — Gute Kameraden einen der beliebtesten Bände des Dichters, das „**Buch der Freundschaft**“.

**Originalrezept.** Geschmorte Gans. 6 Personen. 3 Stunden. Die Gans, die man zum Schmoren nimmt, kann älter sein als die Bratgans. Man macht sie gehörig zurecht und bindet über die Brust einige dünne Speckplatten. Dann belegt man den Boden einer Kasserolle dicht mit Scheiben von durchwachsenem Speck oder magerem Schinken, fügt Wurzelwerk und eine in Scheiben geschnittene Zwiebel, einige Stiele Weißkohl, Salz, Pfeffer und Gewürzkörner, legt die Gans so hinein, daß der Rücken oben auf zu liegen kommt, gießt 1 Liter Wasser darauf und läßt sie schmoren. Nach 1 1/2—1 3/4 Stunden wendet man sie um, füllt nach Bedarf noch Wasser nach und dämpft sie unter wiederholtem Begießen vollends weich. Nachdem man sie herausgenommen hat, wird die Sauce durch ein Sieb gerührt, mit einer braunen Mehlleimbrenne verköcht, abgeschmeckt, mit 1/2 Teelöffel Raggis Würze im Geschmack geträufelt und über die tranthierte Gans gefüllt. v. Bg.

**Auszug aus dem  
Stellenvermittlungsgesetz  
des Allgemeinen deutschen  
Lehrerinnenvereins.**

Zentralleitung:  
Fr. J. Bodenacker,  
Berlin W. 85, Genthinerstr. 16,  
Gartenhaus L.

1. Besucht zum 1. Oktober d. Js. für eine höhere Privat-Mädchenchule in Westpreußen eine evangelische Vorleserin

## Lehrerinnen-Kurie

Victoria-Portbildungsschule zu Berlin.  
SW., Tempelhofer Ufer 2.

**Theoretische Fächer:** Pädagogik der Fortbildungsschule. Psychologie. Volkswirtschaftslehre. Die soziale Beschaffenheit des Deutschen Reichs. Verfassungsrecht.  
**Kaufmännischer Fachkursus:** Buchführung, kaufmännisches Rechnen, Handelsrecht, Handelsaragraphie, Handelslehre, französische und englische Handelskorrespondenz, Stenographie, Maschinenschreiben ufm.  
**Gewerblicher Fachkursus:** Wäschennähen, Schneidern, Putzmachen, Kunsthandarbeit, Köchelnzeichnen.  
**Pädagogischer Fachkursus** (für Damen mit kaufmännischer Ausbildung): Allgemeine Erziehungslehre, allgem. Unterrichtslehre, Psychologie, Geschichte der Pädagogik, Lektüre pädagog. Klassiker. Probeklausuren.  
**Schriftl. Anfragen** zu richten an die stellv. Vorsitzende, Fr. Margarete Henschke, W. Dersingerstr. 16.  
**Beginn:** Montag, den 16. Oktober. Der Unterricht findet meist Nachmittags statt.  
**Probekunde:** Mittwoch 5—6. Ausführliche Lehrpläne in der Anhalt.  
**Der Vorstand.**

## Kurse zum Studium der Englischen Sprache

veranstaltet mit fünf englischen Lehrkräften der deutsche Lehrerinnenverein in England. Prospekte durch den Vorstand, 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. Pensionspreis einschließlich aller honorare und Vorträge 24 Mark wöchentlich in geteiltem, 30 Mark in Privatzimmer.

Nur Lehrerinnen werden zugelassen.

**Breslau, Gartenstr. 5,** Gewerbe-, Handels- u. Haushaltungsschule (Kochunterricht). Geogr. 1880. Ausbildungskurse für Haushaltungs-, Handarbeits- und Gewerbeschullehrerinnen. Pensionat. Näheres durch Prospekte. **Dora Mundt.**

**Bad Hilsberg.** Villa Daheim. Familienpension 1a. Nahe Kurhaus, Wald, Wäldern. Vorzügliche Verpflegung. Prospekt Frau Bürgermeister Grabe.

**Köhlterpensionat Thale a. Harz.**

Wissenschaftliche Fortbildung, Haushalt, Musik etc. Prospekte.

Frau Professor Lohmann.



### KRANKEN-

Fahr- u. Ruhestühle verstellbare Keilkissen usw.

**R. Jaekel's**  
Patentmöbel-Fabrik  
BERLIN,  
Markgrafstr. 20.

Preisliste IV gratis und franko.

### Prauenbart

kann, wie Ihnen jeder Arzt sagen wird, nur durch Elektrizität entfernt werden.

**Frau L. Schwartz,**  
Berlin W., Kirehbarstr. 6,  
n. Potsdamerstr.

Probekbrief **90000** gratis.

Lehrgänge in Briefen zum Selbstunterricht verkaufte der Verlag für National-Geographie, Leipzig 67.

### Lehrinstitut

für

### Reformschneiderei.

Gründl. Ausbildung im Musterzeichnen, Zuschneid., prakt. Arbeit.

### Schnittmusterverkauf.

Anfertigung

einfach u. eleg. Kostüme, spez. n. außerhalb.

### Düben & Osner.

Berlin W., Genthinerstr. 9, Gartenh. III.



### Damen-Pensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., **Kallestr. 17, I,** dicht am Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen angenehmen Aufenthalt in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 80 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 76 Mk. an. Passanten v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfehlung d. Herrn Pastor **Schmidt, SW.,** Yorstr. 86 I und Herrn Pastor **Pless, SW.,** Teltower Str. 21 III. Fr. Selma Spranger, Vorleserin.



„Gewerbliche Friedensdokumente“. Von Fanny Jmle. Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Tarifgemeinschaften in Deutschland. Jena, Verlag von Gustav Fischer, 1905. (Preis 10 Mark.) „Friedensdokumente“ nennt Fanny Jmle die Tarifverträge, welche jetzt auch in Deutschland in erfreulich anwachsender Zahl zwischen Unternehmern und Arbeitern abgeschlossen werden. Also der „soziale Friede“, so scheint es beinahe, ist im Gerannahen, auch ohne grundlegende Eigentumsumgestaltungen und ohne die Klassenkämpfe, die um solche Ziele geführt werden. Vielleicht tut man aber der Verfasserin unrecht, wenn man ihr einen solchen Rückschlag in ein kleines, stilles Heim des Friedens vorwirft; vielleicht hat sie mehr, als bei diesem Werk zum Ausdruck kommen konnte, den Sinn fürs Große, Ganze der sozialen Frage bewahrt. Wie dem auch sei — jedenfalls kann der Sozialpolitiker aus dem Buch manches lernen. Für die Frauenarbeit speziell bestätigt es, daß die Industrien, in denen die weibliche Arbeit vorherrscht, zu einer Tarifentwicklung wie die männlichen Gewerbe nicht gelangen; desgleichen, wo die Geschlechter miteinander konkurrieren. Für diese brennenden Fragen der Frauenarbeit und der Konkurrenz der Geschlechter wie auch der Heimarbeit ist aber der Tarifvertragsgedanke von so entscheidender Bedeutung, und das Studium der bereits vorliegenden Tarifgemeinschaften und ihrer ausgebildeten Methoden ist eine so wichtige Grundlage für die Vorbereitung etwaigen staatlichen Eingreifens, daß das vorliegende Werk auch in dieser Hinsicht gerade jetzt praktischen Wert hat.

„Goethes Philosophie aus seinen Werken“. Ein Buch für jeden gebildeten Deutschen. Mit ausführlicher Einleitung. Herausg. v. Max Heynacher. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1905. Das Buch erfüllt die Erwartungen, die man an sein Erscheinen in der „Philosophischen Bibliothek“, als Seitenstück zu Kühnemanns Schillerband zu knüpfen berechtigt ist, nur zum Teil. Die Auswahl, bei deren Zusammenstellung nach rein chronologischen Gesichtspunkten verfahren ist, könnte vielseitiger sein, wenn sie nicht nach dem Prinzip getroffen wäre, nur größere zusammenhängende Stücke aufzunehmen. Die Einleitung versucht da nachzuhelfen, indem sie die in Briefen, Gesprächen, einzelnen Dichtungen verstreuten Aussprüche philosophischer Bedeutung einflücht. Aber diese Einleitung dürfte höchstens als erste Skizze zu einer Darstellung von Goethes philosophischer Entwicklung gelten. Sie trägt einen Haufen unbehauener Steine zusammen und schiebt sie nach ein paar ziemlich äußerlichen Einteilungsprinzipien aufeinander. Man betrachte z. B. einmal das Kapitel 4 mit der Überschrift „von 1770 bis 1774“. Was ist da, ohne auch nur den Versuch zu einer inneren Zusammenfassung, flüchtig aneinandergereiht! Und wie oberflächlich ist der Werther abgetan! Dieselbe Uneinheitlichkeit zeigt das Kapitel: Italienische Reise. In der Erörterung über Goethe und Spinoza hätte wohl Diltheys schöner Aufsatz erwähnt werden sollen. Die Bedeutung des „Faust“ als Dokument Goethescher Weltanschauung ist gar nicht gewürdigt. Die Einleitung ist eine lose geknüpfte Kette von Einzelheiten. Die großen

psychologischen Momente, in denen die Einheit von Goethes philosophischer Entwicklung beruht, klar herauszuarbeiten, hat der Verfasser nicht vermocht, ja, wir dürfen wohl sagen, gar nicht versucht.

„Erinnerungen, Aufsätze und Reden“. Von Hans Delbrück. 3. Auflage. Berlin, Verlag von Georg Stilke. 1905. (Preis 5 Mark.) Die Sammlung kleiner und größerer, meistens in den preussischen Jahrbüchern erschienener Essays, die hier schon in dritter Auflage vorliegt, besteht die Probe, vor die solche Sammlungen immer gestellt sind: was für den Tag geschrieben war, ist gehaltvoll genug, um auch dem späteren Leser noch etwas zu sagen zu haben. Für unseren Leserkreis werden vielleicht weniger die im engeren Sinne politischen Aufsätze in Betracht kommen als die durch Gegenstand oder Auffassung persönlich gefärbten. Vor allem dürften die Artikel über Kaiser Friedrich und sein Haus, dem Delbrück ja als Erzieher des Prinzen Waldemar besonders nahe stand, interessieren. Sie bringen durch eine Fülle konkreter Mitteilungen manchen Zug der Persönlichkeiten klarer heraus; sie korrigieren manche Entstellungen und berühren wohlthätig durch die vornehme, unbestechliche Auffassung. — Mit Recht ist in die Sammlung auch ein Artikel über „Die gute alte Zeit“ aufgenommen, ein hübsches Beispiel ironischen Ad absurdum-Führens. Eine Reihe von Zeugnissen über das Schwinden der guten alten Zeit reicht von der Gegenwart zurück bis zu Nestor, der auch schon die gute alte Zeit, die unvergleichlichen Tage seiner Jugend, lobt. Aber die Jugendzeit Nestors aber „fehlen uns leider die zeitgenössischen Berichte.“

„Bei den Demütigen ist Weisheit“. Matthias Claudius, Auswahl aus seinen Schriften, nebst ausgewählten Gedichten. Herausgegeben von Hans Thun. Düsseldorf und Leipzig, Karl Robert Langewiesche. (Pr. cl. kart. 1,80 Mark.) „Nacht auf das Tor! Nacht auf das Tor!“ Sammlung deutscher Volkslieder, Reime, Sätze und Spiele. Herausgegeben von Maria Kühn. Mit Melodien. Gleicher Verlag und Preis. Ein paar erquickliche Bände hat uns der Verlag von Langewiesche wieder geboten. Mit ein paar freundlichen Geleitworten legt er sie den Müttern und denen, die einfältigen Herzens sich freuen können an Volles Art und Sinn, in die Hand. Die Auswahl ist vorzüglich getroffen. Auf die früher schon erschienenen hier bereits angezeigten Bände derselben Sammlung: Thomas Carlyle, Austin, Arndt, Luther, Deutsche Volkslieder, sei hier nochmals hingewiesen.

„Verlegerlisten für Schriftsteller“. Herausgegeben von der Redaktion der Feder. Berlin, Federverlag (Dr. Max Hirschfeld). Das kleine, sorgfältig zusammengestellte Buch will dem Schriftsteller das Suchen von Verlegern für jede Art von Büchern erleichtern, ihnen namentlich aber helfen, Verleger zu finden, die Honorar zahlen und nicht noch Herstellungskosten vom Verfasser beanspruchen. Es enthält außerdem Muster von Verlagsverträgen und sonst noch allerlei Wissenswerthes und dürfte sich als ebenso nutzbringend erweisen wie das vom gleichen Verlage herausgegebene Auskunfts-buch für Schriftsteller.

die Stellung des Staates zur Konfessionalität der Schule betrifft, so steht Rein auf dem Standpunkt, daß im Interesse wahrer Gewissensfreiheit die Entscheidung der Eltern in Schulfragen die letzte Instanz bilden müsse, eine Instanz, der die gesetzlichen Bestimmungen über die Schule unter allen Umständen Rechnung tragen und Geltung verschaffen müssen. Wir empfehlen die drei kleinen Schriften als einen Beitrag zu der viel diskutierten und vermuthlich in den nächsten Monaten noch mehr diskutierten Frage der Konfessionsschule zu weiter Verbreitung. Mag man über die Durchführbarkeit dieses Ideals der christlichen Einheitschule auch Zweifel hegen, — sie setzt eine Reife, eine Vorurteilslosigkeit, ein feines Unterscheidungsvermögen voraus, wie wir es weder von dem Durchschnittslehrer, noch von dem Durchschnittsschulrat erwarten können — so ist es doch wertvoll, den Standpunkt der absoluten Gewissensfreiheit und jener Liberalität, die doch die Berechtigung von Besonderheiten nicht aufgeben will, in solcher Reinheit und Klarheit kennen zu lernen.

„Gesammelte Schriften von Eduard Mörike“. Billige Volksausgabe in 4 Bänden. (Preis geb. 5 Mark, Halbfanz 6,50 Mark.) Die billige Ausgabe kommt dem neu erwachten, durch die Herausgabe des Briefwechsels bestärkten Interesse für den Dichter in bester Form entgegen. Sie bietet im ersten Band die Gedichte, im zweiten die Novellen und Märchen, dann im 3. und 4. Bande den Mäler Nosten in der zweiten Bearbeitung, die Mörike begonnen, aber nicht zu Ende geführt hat. Nach dem von Mörike selbst in der Bearbeitung befolgten Plan, sowie auf Grund von Fragmenten, die wenigstens die wesentlichsten Stellen des durch die veränderten Motive geforderten Neuen in Mörikes Ausführung enthalten, und schließlich unter Benutzung von eigenhändigen Korrekturen in des Dichters Handexemplaren hat Julius Kläiber den Roman durchgearbeitet. Ein schwieriges Werk, das aber mit Rücksicht auf des Dichters ausdrücklichen Widerspruch gegen einen Neudruck der ersten Fassung versucht werden mußte und mit Schonung und Verständnis durchgeführt ist. — Die billige Ausgabe entspricht ganz der im gleichen Verlage erschienenen bekannten großen Mörikeausgabe. Durch die Herabsetzung zu geringerem Preis ist also in keiner Weise die Sorgfalt und Reichhaltigkeit der Ausgabe beeinträchtigt.

„De profundis“. Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthause in Reading. Von Oskar Wilde. Herausgegeben und eingeleitet von Max Meyerfeld. Berlin, S. Fischer Verlag 1905. Die Aufzeichnungen sind auf alle Fälle ein erschütterndes menschliches Dokument. Sie leuchten in die Seele eines modernen Menschen hinein, der sich durch die Gewohnheit künstlerisch verstehender Betrachtung der Dinge um jede moralische Kraft gebracht hat, dem die menschlichen Erlebnisse nur da sind, um auf ihre künstlerische Formel gebracht zu werden, der sein eignes Ich lebt, wie den Helden eines Romans, eines Lustspiels voll überraschender Feinheiten oder einer Tragödie von unerhörter Melancholie. Das Buch ist der Versuch, das Schicksal des in Reading gefangenen Wilde auf seine Formel zu bringen, die ästhetischen Werte dieses Schicksals zu finden; pränslich und unsagbar trivial.

Die Aufzeichnungen sind voll artistischer Schönheit, auch voll interessanter Einsichten in das Wesen künstlerischen Schaffens und Genießens. Dabei aber liegt wie ein schillernder Giftstaub über ihnen der unsagbare Ausdruck davon, daß irgend etwas in diesem Menschen zerstört ist. Etwas Markloses, Richtungsloses ist darin, das wir mehr empfinden, als zu bezeichnen wüßten. Oskar Wilde ist der Mensch ohne Werte, der ganz Ernst gemacht hat mit der Tendenz der Moderne, Wertgefühle nur als Sensationen, nervöse Unterschiedempfindungen zu erleben. Ein Ultra-Individualist mit allen schrecklichen Symptomen dieser geistigen Krankheit unserer Zeit, mit dem ganzen Reichtum und der ganzen unerschöpflichen Schwäche ihrer Lebensbetrachtung. Als die Zeugnisse eines solchen Menschen sind diese Aufzeichnungen bei all ihrer Feinheit ein fürchtbares Menetekel.

„Ich harr' des Glücks“. Novellen von Rudolph Straß. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. (Preis 3,50 Mark.) Es sind diesmal nicht große Probleme, die der Verfasser verarbeitet. Aber auch in den kleinen Erzählungen, die dieses und jenes Motiv aus dem Leben des Volks und der „Gesellschaft“ aufgreifen, finden sich die alten Vorzüge: die Kunst, psychisches und äußeres Geschehen in eigenartige und doch durchaus wirkliche Beziehungen zu setzen, und eine ungewöhnliche Plastik der Darstellung. „Mei Häusche“, „Das Abämle“ und „Die Tat“ dürften noch besonders hervorzuheben sein; ohne jede tendenziöse Aufbringlichkeit reden sie die lebendige Sprache des sozialen Evangeliums.

„Siebenschläfer“. Roman von Agnes Harber. Dresden, Karl Gieseher. Ein freundlicher Roman mit gut gezeichneten Figuren auf dem Hintergrunde ostpreussischer Landschaft. Dem am Siebenschläfertage geborenen Helden hat sein Vater, der Pastor Methöfer, den Namen „seines Privatheiligen“, Immanuel gegeben, und er konnte nur an jedem wiederkehrenden 27. Juni mit Kopfschütteln und einem Seufzer die Worte Rants als Unversaglichwunsch an ihn verschwenden: der gestirnte Himmel über dir, das moralische Gesetz in dir.“ Auf der Suche nach diesem Gesetz zeigt ihn uns die Erzählung.

„Aufgaben der Gemeindepolitik“. Von Adolf Damaschke. 5., wesentlich erweiterte Auflage. (13.—20. Tausend.) Gustav Fischer, Jena. (Preis 1,50 Mark.) Daß das vorliegende Buch schon manchem ein willkommener Ratgeber auf dem Gebiet der Gemeindepolitik geworden ist, dürfte die fünfte Auflage zur Genüge erweisen. Es orientiert in knapper, übersichtlicher Form über alle die volkswirtschaftlichen Fragen, die innerhalb der deutschen Gemeindepolitik heute in den Vordergrund treten und Gegenstand des Streites sind. Auch wer mit dem bekannten Bodenreformer sich nicht überall in Übereinstimmung findet, wird für die Erörterung der einschlägigen Probleme, die zahlreichen konkreten Beispiele und die Art, wie dieser Stoff geboten wird, dankbar sein dürfen. Für unseren Leserkreis sei noch besonders hervorgehoben, daß der Verfasser vorurteilslos auch für das volle Gemeindewahlrecht der Frauen eintritt.

überboten werden. Zwei Bände Humoresken (Bd. IX, „Der Teufel im Stodenshub“, Bd. X, „Der Engel des Wunderlichen“), fügen dem Bilde noch einen neuen Zug hinzu. Die Übersetzung ist durchweg verständnisvoll und gewandt. Die Einrichtung, daß auch die Einzelbände dieser Ausgabe käuflich sind, ist eine große Erleichterung für das Publikum.

„Die bildenden Künstlerinnen der Neuzeit“. Von Anton Hirsch. Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart 1905. (Preis 9,20 Mark.) Der Verfasser, dem wir schon das Werk „Die Frau in der bildenden Kunst“ verdanken, spricht als ein Freund der aufstrebenden geistigen Entwicklung der Frauen und als einer, der daran glaubt, daß diese Entwicklung positive neue Werte auf allen Gebieten produktiven Schaffens zeitigt wird. Dieser Glaube kommt ihm aus einer gewissen Fühlung für das Wesen weiblicher Kunst, für die Eigenart ihres Fortschreitens zur Selbständigkeit und persönlichen Ausdrucksfähigkeit, eine Fühlung, die seiner Auffassung und seinem Verständnis der weiblichen Kunst der Gegenwart zu statten kommt. Die Darstellung selbst hatte als erster Versuch mit Schwierigkeiten zu kämpfen. Der Verfasser war, was eigentliche Vorkarbeiten anbetrifft, lediglich auf Notizen oder bestenfalls auf Essays in Tagesblättern und Zeitschriften angewiesen, mußte sich aber im übrigen ganz und gar auf eigenes Studium in Museen und Ausstellungen und auf eigene Information bei den Künstlerinnen selbst verlassen. Das so gewonnene ziemlich reiche, wenn auch natürlich nicht lückenlose und erschöpfende Material wird nicht eigentlich zu einer zusammenhängenden, auf innerer Verknüpfung beruhenden Geschichte der weiblichen Kunst zusammengefügt, sondern mehr lexikonartig als eine Reihe von Tatsachen gegeben, die der Verfasser aus einer reichen künstlerischen Erfahrung heraus mit einer gewissen Sicherheit, beleuchtet. So unvermeidlich es ist, daß die Auswahl in diesem Falle manchmal mehr dem Zufall als der inneren Bedeutung gefolgt ist, und so sehr man im einzelnen Büden ausgefüllt sehen möchte, so steht doch das Buch als ein erstes Register weiblichen Kunstschaffens im 19. Jahrhundert einzigartig da und ist insofern für alle, die an diesem Schaffen, sei es unmittelbar, sei es in seinem weiteren Zusammenhang mit der Entwicklung des Frauenlebens überhaupt, Anteil nehmen, durchaus unentbehrlich. — Eine große Zahl sehr guter Reproduktionen gibt dem Text Farbe und Anschaulichkeit.

„Himmliche und irdische Liebe“. Roman von Malwida von Meysenbug. „Eine Reise nach Ostende“ (1899) von Malwida von Meysenbug. Verlag von Schuster u. Löffler, Berlin und Leipzig 1905. Beide Bücher sind aus dem Nachlaß von Malwida von Meysenbug herausgegeben worden. Wir können gleich vorweg nehmen, daß der Herausgeber mit dem ersten dem literarischen Bilde der Malwida von Meysenbug keinen Dienst getan hat. Der Roman erscheint uns in jeder Hinsicht als das, was er nach den Mitteilungen des Herausgebers auch tatsächlich ist, ein Altersdokument. Die Greisin hat daran gearbeitet, bis sie außer stande war, die Feder zu halten. Der Roman zeigte eine beinahe kindlich schematisierende

Psychologie. Malwida von Meysenbug ist nie eine Dichterin gewesen; sie hat alles, was ihr von der Welt der Dinge und der Menschen gegeben wurde, mit einer wundervollen, weiten und zarten Empfänglichkeit aufgenommen, sie ist eine „schöne Seele“ von selten reinem, edlem und friedvollem Wesen; aber das Element ihrer produktiven Reaktion auf die Welt ist doch der Gedanke — man könnte wohl sagen der „angewandte“ Gedanke, daß der Welt durchaus zugewandt, an den Ereignissen besonders des inneren Lebens durchaus haftende Denken. — Als ein Mensch, dessen höchstes Pathos sich nicht an Dinge knüpft, sondern in Ideen entfaltet, zeigt sie uns die „Reise nach Ostende“, eine Art Ergänzung zu ihrem Memoirenwerk, über dem der edle und hochgemute Enthusiasmus der Achtundvierzigerin leuchtet. Ein schönes Dokument jener Jahre, deren Leben ein unendlich junger Mut, ein Strom freudigen Glaubens zu edlerer Gestaltung des Daseins schwellte. Die „höchste caritas“, die Nietzsche als das Wesen der Greisin unendlich wohlthuend empfand, ist in diesen Reisebriefen stürmischer, fast leidenschaftlich, und dem Großen, dem kämpfenden Volke zugewandt. Die Seligkeit jener Verbrüderungsstimmung zwischen Hoch und Niedrig, die gerührte Begeisterung für Polen, die ersten tastend formulierten Forderungen der Frauenemanzipation — all das spiegelt sich in dem kleinen Buch in farbigen Reflexen, und wir fühlen in diesem heilig ernsten Ringen mit fast beschämter Pietät, wie sehr wir Erben sind.

„Kirche, Staat und Schule“. Von Prof. Dr. Wilhelm Rein. Panverlag, Berlin SW. — „Religion und Schule“. Von W. Rein. München, J. F. Lehmanns Verlag. — „Stimmen zur Reform des Religionsunterrichtes“. Gesammelt und herausgegeben von W. Rein. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. Zu der gerabe jetzt besonders aktuellen Frage der Konfessionalität der Schule bieten die genannten Schriften direkt und indirekt wertvolles Material. In der zweiten Abhandlung, die als Sonderdruck aus den Beiträgen zur Weiterentwicklung der christlichen Religion erschienen ist, finden wir die Auffassung von der Aufgabe des Religionsunterrichtes in der Schule, von der aus dann die Frage der Konfessionalität des Schulwesens beantwortet werden kann. Nach der Ansicht von Rein kann die Schule, wenn sie Erziehungs- und nicht rein Unterrichtsanstalt sein will, auf den Religionsunterricht nicht verzichten. Nur muß dieser Religionsunterricht sich das Ziel setzen, nicht die Jugend mit einem bestimmten Quantum kirchlichen Lehrguts auszurüsten, sondern religiös sich selbst bestimmende Persönlichkeiten heranzubilden, und er muß sich, was seinen Inhalt betrifft, an „das Bleibende im Christentum“ halten, ohne die Errungenschaften der modernen Wissenschaft zu verleugnen. Es handelt sich also um eine christliche Einheitschule, die sowohl von Schülern beider Konfessionen besucht wird, als mit Lehrern beider Konfessionen besetzt ist. Der Religionsunterricht in dieser Einheitschule könnte, wenigstens bis zur Oberstufe, für beide Konfessionen gemeinsam erteilt werden, wenn sich eben beide dabei auf das Gemeinsame besinnen und dies Gemeinsame für das Grundlegende halten wollten. Eine solche christliche Einheitschule war die im Herzogtum Nassau bis 1846 bestehende Simultanischeule. Was nun

und sich eine Achtung gebietende Stellung erobert hat. Was dies heißt, kann nur der ermessen, der weiß, unter welchen schwierigen Verhältnissen der Verein vor 14 Jahren ins Leben trat. Wenn er jetzt hoffen darf, sich immer kräftiger zu entwickeln, so ist dies das Werk seiner bisherigen Vorsitzenden, die kurz nach seiner Gründung an seine Spitze trat, und der Verein erfüllte nur eine Dankespflicht, als er sie unter dem lauten Jubel der Versammelten zur Ehrenvorsitzenden erwählte und so ein Mittel fand, den Zusammenhang noch ausrecht zu erhalten. Außerdem wurde ihr die ausschließliche Verwaltung der beiden Mädchenhorte übertragen, die ihre Schöpfung sind; auf ihren

Wunsch wurde auch von der geplanten Einsetzung einer Kommission für die Horte abgesehen und es ihr überlassen, sich ihre Helferinnen selbst auszusuchen. Zur ersten Vorsitzenden wurde hierauf Frau Regierungsrat Marie Wegner, zu deren Stellvertreterin Fräulein Rosa Urbach durch Jurof gewählt. Rosa Urbach.

Der zweite ostdeutsche Frauentag wird im Oktober in Elbing stattfinden. Es werden drei Hauptthemen zur Verhandlung kommen: Die Frau in der Landwirtschaft, die Alkoholfrage, die Jugendsfürsorge.

## Bücherschau.

„Edgar Allan Poes Werke“. In zehn Bänden. Herausgegeben und übersetzt von Hedda und Arthur Koeller-Brud. Verlag von J. C. C. Brunß, Bünden i. W. (Preis broschiert 10 Bände à 2 Mark, gebunden 5 Doppelbände à 5 Mark.) Die Umbiegung der Zeitansehungen ins Romantische, die sich, für den Psychologen als Gegenwirkung nicht eben überraschend, auf so manchem Geistesgebiet heute vollzieht, zeigt sich auch in dem erhöhten Interesse für Dichter wie E. T. A. Hoffmann und Edgar Allan Poe. Wenn ihre Zeitgenossen durch das Stoffliche ihrer Erzählungen in erster Linie angezogen wurden — Poe hatte als Tages-Sensationschriftsteller einen Namen — so tritt für uns weniger naive Epigonen das Interesse an der Geartung der seltsamen Dichterindividualität in den Vordergrund, die hinter diesen krausen, zum Teil kraffen und absurden, zum Teil ergreifenden Schöpfungen steht. Die Ausgabe, die der rührige Brunßsche Verlag bietet, kommt durch ihre Stoffverteilung dem Bedürfnis eines Aufbaus dieser Persönlichkeit entgegen. Der erste Band „Leben und Schaffen“ enthält außer der Einleitung die Lebensbeschreibung des Dichters durch John S. Ingram, der die mannigfachen Entstellungen, durch die Poes erster Biograph Griswold das Andenken des Dichters verunglimpft hatte, aufdeckt und eine gerechtere Beurteilung ermöglicht. Ein paar kleine Aufsätze über Geheim Schreibkunst und über den damals alle Welt aufregenden Maelzelschen Schachspieler, dessen Geheimnis Poe bis ins kleinste erklärt, zeigen die eine Seite des seltsamen Mannes, die geradezu unheimliche Schärfe seiner analytischen Fähigkeiten. In einer kleinen Abhandlung des zweiten Bandes („Gebichte und anderes“) „Philosophie der Komposition“ wendet er diese Analyse in der merkwürdigsten Weise auf das eigene Schaffen an. Er führt uns in die Art und Weise ein, wie das Gedicht „der Rabe“ entstanden ist; jene wunderbare Dichtung, die beim Erscheinen in wenig Tagen die ganzen Vereinigten Staaten durchfließt und von der Eliza Barrett Browning dem Dichter schrieb: „Diese eindringliche Sprache, diese durchdringende Kraft hat hier in England eine wahre Sensation hervorgerufen. Einige meiner Freunde sind von dem Schauerlichen, andere von

dem musikalischen Element des Gedichtes ganz eingenommen. Man erzählt mir von Personen, denen das „Nevermore“ nicht mehr aus dem Sinne geht, und ein Bekannter, der das Unglück hat, eine Pallasbüste zu besitzen, wagt es nicht mehr, sie in der Dämmerung anzusehen.“ Und dies Gedicht, das wie in einem schauernden Tiefstimm hingewühlt scheint, soll nach Poes eigener Darlegung ein Produkt kühler Effektberechnung sein! Offenbar sieht er dabei von dem Primären, von der eigentlichen dichterischen Inspiration, die ihn gerade diese Effekte wollen und finden läßt, ab. Zieht man dies mit in Rechnung, so darf man allerdings zugeben, daß Poes Dichtungen durchweg auf den Effekt gehen. Vielsach im gröberen Sinne des Wortes, meistens aber haben wir die Empfindung, als reize diesen peintre maudit die künstlerische Aufgabe, irgend eine seltsame und furchtbare Sensation, ein ganz bestimmtes Nervenerlebnis den Leser nachempfinden zu lassen. Die „Mesmeristischen Enthüllungen“ (Band VI) und die unter dem Titel „Der Geist des Bösen“ (Band V) zusammengefaßten Kriminalnovellen gehören in diese Reihe, ebenso wie die romantisch-phantastischen Novellen des IV. Bandes, „William Wilson.“ Doppelgänger, Irrsinnige, Folterqualen, grauenhafte Mordtaten, Scheintod und Verwesung, das sind die Themen, um die der Dichter mit fürchterlicher Phantasie spielt; als Grundton klingt immer wieder durch, was man bei modernen Künstlern wohl als „Panik vor dem Leben“ bezeichnet hat. Von dem grausigen Geheimnis des Todes kommt der Dichter nicht los. Er, der als Knabe ganze Nächte auf dem Kirchhof verbrachte, um der geliebten Mutter eines Freundes, die dort lag, das schaurige Alleinsein zu erleichtern, flücht Kirchhofsstimmungen durch alle diese Novellen. Und dann wieder erhebt er sich zu der jubelnden Gewißheit einer unendlichen Fortbauer in dem seltsamen Phantasiestück „Seurela“, einem „Versuch über das materielle und geistige Weltall.“ Damit dürfte auf die Bände hingewiesen sein, die in erster Linie in das innere Leben des Dichters einführen. — Das Bändchen „Hans Pfaalls Mondfahrt“ (Band VII) bringt allerlei Abenteuerergeschichten, die freilich von den phantastischen „Abenteuern Gordon Pym“ (Band VIII) noch



## Verband Fortschrittlicher Frauenvereine.

Generalversammlung vom 2. bis 4. Oktober  
in Berlin.

Montag, den 2. Oktober, vorm. 9 $\frac{1}{2}$  Uhr: Erste  
öffentliche Sitzung:

Zur Reform der Ehe.

1. Die wirtschaftliche Grundlage. a) Referat von  
Maria Lischnewska; b) Korreferat von  
Dr phil. Käthe Schirmacher.
2. Die psychologische Notwendigkeit. Referat von  
Dr phil. Helene Stöcker.
3. Rechtspolitik und Ethik. Ein Diskurs über  
das Familienrecht des Bürgerlichen Gesetzbuches,  
Referat von Rechtsanwalt Dr jur. Neustadt.

Dienstag, den 3. Oktober, vorm. 9 $\frac{1}{2}$  Uhr: Zweite  
öffentliche Sitzung:

Zur Reform des Strafrechts:

1. Reformen im Strafprozeß. Referat von  
Dr jur. Anita Augspurg.
2. Reform des Strafrechts vom Standpunkt der  
Jugendfürsorge. Referat von Dr jur. Frieda  
Duenning.

Abends 8 Uhr: Öffentliche Versammlung.

Reform des Strafrechts vom Standpunkt der  
geschlechtlichen Sittlichkeit. Referat von Dr jur.  
Marie Raschke.

Mittwoch, den 4. Oktober, vorm. 10 Uhr:

Delegiertenversammlung.

Geschäftsberichte.

### Die Gesellschaft zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit zu Berlin

zeigt in ihrem ersten Jahresbericht, was auf  
diesem Gebiet an praktischer Tätigkeit in einem  
Jahre geleistet werden kann und weist darauf hin,  
was in der nächsten Zeit erreicht werden muß,  
wenn dem nach Hunderttausenden zählenden früh-  
zeitigen Hinsinken des jungen Nachwuchses in  
Deutschland mit Aussicht auf Erfolg entgegen-  
gearbeitet werden soll. Eine der wichtigsten Auf-  
gaben der Gesellschaft, nämlich das Gewissen des  
deutschen Volkes aufzurütteln und die Behörden,  
großen Wohltätigkeitsvereine, insbesondere aber  
die großen Volksmassen auf die Schäden uner-  
müdlich hinzuweisen, ist dank der kräftigen Unter-  
stützung von seiten der Presse bereits erreicht  
worden. Fast täglich liest man von Maßnahmen  
staatlicher oder städtischer Behörden, Vereine usw.,  
welche die energische Bekämpfung der Säuglings-  
sterblichkeit in die Zahl ihrer Aufgaben aufgenommen  
haben. Der Grundgedanke, der die praktische  
Tätigkeit der obigen Gesellschaft leitet, ist folgender:  
„Ernährung mit der Mutterbrust und Ernährung  
mit sorgfältig gewonnener und behandelter Kuh-  
milch hält die Säuglingssterblichkeit niedrig,  
welche die energische Bekämpfung der Säuglings-  
sterblichkeit in die Zahl ihrer Aufgaben aufgenommen  
haben. Der Grundgedanke, der die praktische  
Tätigkeit der obigen Gesellschaft leitet, ist folgender:  
„Ernährung mit der Mutterbrust und Ernährung  
mit sorgfältig gewonnener und behandelter Kuh-  
milch hält die Säuglingssterblichkeit niedrig,  
welche die energische Bekämpfung der Säuglings-  
sterblichkeit in die Zahl ihrer Aufgaben aufgenommen  
haben.“ Die Gesellschaft sucht durch mündliche und schrift-  
liche Belehrung sowie durch Stillprämien die

Mütter zum Selbststillen zu erziehen. Sie sorgt  
dafür, daß billige, hygienisch einwandfreie und  
frische Milch für alle Bevölkerungsklassen vor-  
handen ist. Bei der Durchführung dieses äußerst  
wichtigen Vorhabens hat sie die Unterstützung einer  
großen Zahl städtischer Kuhstallbesitzer gefunden,  
welche durch Vorträge darüber belehrt worden sind,  
wie selbst in der Stadt durch peinliche Sauberkeit  
hygienisch einwandfreie und trotzdem billige Milch  
gewonnen werden kann. Die Liste dieser nach  
modernen Grundsätzen die Milch behandelnden  
Molkereibesitzer, die von einer besonderen tier-  
ärztlichen Beaufsichtigungskommission häufig und  
regelmäßig kontrolliert werden, ist den Merkblätter  
beigegeben und wird in Zehntausenden von  
Exemplaren unter den Müttern von Säuglingen  
verteilt. Die Milch der unter Kontrolle der  
Gesellschaft stehenden Kuhställe wird als „frische,  
gekühlte Milch“ verkauft. Die betreffenden Kuh-  
stallbesitzer erhalten in diesem Jahre ein Schild  
„Lieferant der Gesellschaft zur Bekämpfung der  
Säuglingssterblichkeit“. Eine Anzahl von Damen  
hat sich zur mündlichen Belehrung der Mütter  
bereit erklärt. Um auch der ärmeren Bevölkerung  
die „frische, gekühlte Milch“ aus den kontrollierten  
Molkereien zugänglich zu machen, werden von dem  
Bureau der Gesellschaft, Frobenstraße 35, an  
Ärzte, Polikliniken usw. auf Wunsch Milchmarken  
gratis abgegeben, welche zum Bezug der einwand-  
freien Milch zu ermäßigten Preisen berechtigen.  
Es ist zu wünschen, daß die relativ günstigen  
Sterblichkeitsverhältnisse, wie sie trotz der Hitze im  
letzten Sommer in Berlin dank der energischen  
Tätigkeit der obigen Gesellschaft erreicht worden  
sind, in diesem Jahre noch erheblich günstiger  
werden mögen.

### Berein Frauenwohl-Dreslau.

Die diesjährige Generalversammlung des  
Bereins Frauenwohl in Breslau war von be-  
sonderer Wichtigkeit, denn sie brachte nach Erledigung  
des üblichen Jahresberichts, der diesmal von  
einer hochgestellten Tätigkeit namentlich auf den  
Gebieten des Rechtsschutzes und der Arbeiterinnen-  
fürsorge erzählen konnte, und des Kassenberichts  
eine Beratung des vom Vorstände vorgelegten  
Entwurfs für die neuen Satzungen. Nach  
reger Debatte wurde der Entwurf mit einigen  
kleinen Änderungen angenommen und hierauf wurde  
zur Vorstandswahl geschritten. Frau Sanitäts-  
rat Reischer, die altbewährte Vorsitzende des Vereins,  
erklärte, sie sei fest entschlossen, eine Wiederwahl  
nicht anzunehmen und blieb auch den Bitten gegen-  
über standhaft, die aus der Mitte der Versammlung  
an sie gerichtet wurden. Mit ihrem Rücktritt verliert  
der Verein nicht nur die allverehrte Leiterin, die  
es immer verstanden hat, ihn kraftvoll vorwärts zu  
führen; er verliert in ihr eine Frau von den  
höchsten Geistesgaben und seltensten Charakter-  
eigenschaften, die trotz ihres hohen Alters selbst der  
Jugend noch ein Vorbild frohgemuten Schaffens,  
selbstloser Aufopferung im Dienste der guten  
Sache bot und alle ihre Mitarbeiterinnen mit sich  
fortriß. Die Geschichte ihrer Tätigkeit schreiben  
hieße eine Geschichte des Vereins geben, der unter  
ihrer Führung in Breslau zum Mittelpunkt der  
Propaganda für die Frauenbewegung geworden ist

daß die Waisenspfelegerinnen zum Teil zu überlastet sind, um ihr Amt wirklich gut verwalten zu können. So sind manchen Pflegerinnen zur Zeit 200 bis 300 Kinder zur Kontrolle unterstellt.

### Die rechtliche Stellung der Frau.

\* **Das Frauenstimmrecht bei Gemeindevahlen.** Das Verfahren, das hinsichtlich des Erforderns schriftlicher Vollmachten für Personen geübt wird, die Frauen in der Ausübung des Stimmrechts bei Gemeindevahlen usw. vertreten, ist in Preußen ein ganz verschiedenartiges. Das ist in einem kürzlich ergangenen Erlaß des Finanzministers und des Ministers des Innern an die Provinzial-Steuerdirektoren und die Regierungspräsidenten an sich als unerwünscht bezeichnet worden. Da aber bei der Ausstellung von Vollmachten Stempelfosten entstehen und die stimmberechtigten Frauen sich infolgedessen erfahrungsmäßig vielfach der Ausübung ihres Rechtes enthalten, ist angeordnet worden, daß im allgemeinen von der Forderung der Vorbringung förmlicher schriftlicher, stempel-

pflichtiger Vollmachten abgesehen werde. Es ist zugleich verfügt worden, daß den Behörden die Stellvertreter von den Vertretenen in anderer Form schriftlich oder mündlich in zweifelsfreier Weise bezeichnet werden.

\* **Englische Frauen in Verwaltungsposten.** Vom County-Council in London wurden 5 Frauen zu Mitgliedern der Erziehungskommission ernannt. The Hon. Maude Lawrence ist als weiblicher Generalsinspektor in das Unterrichtsministerium berufen. — Der County-Council in London berief ferner drei Frauen in die Kommission zur Beaufsichtigung des Hebammenwesens. Auf dem Lande sind im ganzen 45 Frauen in diese Kommissionen berufen worden. — Auch in die Verwaltungskommissionen von Krankenhäusern werden in steigendem Maße Frauen gewählt, z. B. sind 6 Frauen neu ernannt in die Verwaltungskommission des Norfolk and Norwich Hospital, 3 für das United Hospital in Bath. In Glasgow gehören Frauen dem Board of Directors verschiedener Krankenhäuser an.

## Versammlungen und Vereine.

### Allgemeiner Deutscher Frauenverein.

23. Generalversammlung vom 2. bis 4. Oktober 1905 zu Halle a. S.

Die Generalversammlung wird am 2., 3. und 4. Oktober, Vormittags 9 Uhr, tagen. Es werden außer den Berichten über die Tätigkeit des Vereins und internen geschäftlichen Angelegenheiten 3 Flugblätter vorgelegt und verhandelt werden:

Warum brauchen wir weibliche Vormünder?  
Ref. Dr. jur. Frieda Duenfing.

Worin steht der Allgemeine deutsche Frauenverein die Aufgaben und Ziele der Frauenbewegung? Ref. Frä. Helene Lange.

Die Frau in der kommunalen Verwaltung.  
Ref. Frä. Dr. Gertrud Bäumer.

Außerdem kommen Anträge von Ortsgruppen und Zweigvereinen zur Sprache betreffend die Reform der Mädchenschule, die Zulassung der Mädchen zu den höheren Knabenschulen, die polizeilichen Verordnungen gegen die Anmierknaben, die Mitarbeit der bürgerlichen Frauen in der Bekämpfung und Sanierung der Heimarbeit, sowie ein Referat von Frau Elisabeth Krulenberg: Reformen im Hebammenberuf. Die genaue Tagesordnung enthalten die „Neuen Bahnen“ (Moritz Schäfer Verlag, Leipzig) vom 1. September.

Im Anschluß an die Generalversammlung findet für Mitglieder und eingeführte Gäste eine Sitzung

zur Besprechung des Themas statt: Von welchen Gesichtspunkten aus hat die Frauenbewegung an der Reform der sexuellen Ethik zu arbeiten? Ref. Frä. Anna Papprik.

Ferner ist mit der Generalversammlung ein öffentlicher Frauentag verbunden mit folgender Tagesordnung:

Montag, den 2. Oktober, abends 7 1/2 Uhr:

1. Moderne Streitfragen in der Frauenbewegung. Frä. Helene Lange.
2. Die Aufgaben der weiblichen Vormundtschaft. Frä. Dr. jur. Frieda Duenfing.

Dienstag, den 3. Oktober, abends 7 1/2 Uhr:

1. Die bürgerlichen Frauen und die Heimarbeit. Frä. Alice Salomon.
2. Alkoholismus und Volksfittlichkeit. Frau Dr. Hildegard Wegscheider-Ziegler.

Mittwoch, den 4. Oktober, nachmittags 4 Uhr:

1. Beruf und Ehe. Frau Marianne Weber.
2. Das Gemeindevahlrecht der Frau. Frä. Dr. Gertrud Bäumer.

Am Dienstag Nachmittag 4 Uhr findet eine Versammlung für junge Mädchen statt. Ansprachen von Frä. Dr. Käthe Windscheid, Frä. Alice Salomon, Frä. Dr. Gertrud Bäumer und anderen.

\* **Zu den Vorstand der Ortskrankenkasse in Heidelberg** sind zum erstenmal in Baden eine Frau als Vertreterin der Arbeitgeber sowie zwei Mitglieder des kaufmännischen Vereins der weiblichen Angestellten als Vertreter der Arbeitnehmer gewählt worden.

\* **Weibliche Gefangenaufsicher.** Die österreichische Justizverwaltung hat probeweise weibliche Gefangenaufsicher zur Beaufsichtigung von weiblichen Gefangenen angestellt. Vorläufig erhielten 8 Frauen solche Posten; sie erhalten die gleichen Bezüge wie die Männer und auch ein Dienstkleid, bestehend aus Toppe, Rock und einer Kopfbedeckung. Diese weiblichen Gefangenaufsicher wurden zunächst bei dem Wiener Landesgericht für Strafsachen und bei dem Strafbezirksgericht Josefstadt in Verwendung genommen.

\* **Die russischen Ärztinnen** planen für dieses Jahr einen Kongress, auf dessen Tagesordnung die Abfassung einer Petition um Zulassung zur Professur und die Frage des freien Zutritts zum praktischen Krankenhausdienste stehen werden.

\* **Als Schularztin in Paris** ist Frä. Dr. med. Desmolières gewählt worden. Ihre Tätigkeit erstreckt sich über das 9. Arrondissement.

## Arbeiterinnenfrage.

\* **Die beiden württembergischen Assistentinnen der Fabrikinspektion** haben im Berichtsjahr 1904 zusammen 901 Fabriken, darunter 301 Werkstätten der Kleider- und Wäschekonfektion revidiert, ferner 911 Betriebe der Werkstätten im Sinne des Kinderschutzgesetzes, wo Kinder beschäftigt waren, und 63 Revisionen, wobei keine Kinder angetroffen wurden, vorgenommen. Zusammen 1877 Revisionen. Außerdem machten sie 18 Besuche in Mädchenheimen, Krippen usw. und die Zahl der Besprechungen mit Behörden, Arbeitgebern, Vertrauenspersonen belief sich auf 360.

\* **Regelung der Frauen- und Kinderarbeit in Italien.** Ein Gesetzentwurf, der der italienischen Kammer am 20. Juni 1905 zugegangen ist, bezweckt eine Abänderung des Gesetzes vom 19. Juni 1902 in folgenden Hauptpunkten: Kindern unter 12 Jahren soll Fabrikarbeit überhaupt untersagt sein. Für unterirdische Arbeit ist, falls mechanischer Betrieb besteht, das 13., andernfalls das 14. Jahr Vorschrift. Bei bestimmten gefährlichen und gesundheitswidrigen Industrien kann das 15. Jahr für Knaben, das 21. für Frauen vorgeschrieben werden.

Besondere Bestimmungen gelten für die Schwefelindustrie Siziliens, Ausnahmenvorschriften sind bis zum 1. Juli 1904 vorgesehen. Für die in diesem Entwurf berücksichtigten Personen darf die Nachtarbeit 9 Stunden nicht übersteigen, bei Doppelschichten 8 Stunden. Weitere Bestimmungen regeln die Pausen, die im allgemeinen auf 1½ Stunden festgesetzt sind. (Soz. Praxis.)

\* **Mutterschaftsversicherung in Italien.** Dem Parlament liegt ein Gesetzentwurf zur Gründung einer Cassa di maternità vor. Sie soll die notwendige Ergänzung jener Gesetze darstellen, welche die Beschäftigung der Fabrikarbeiterin vier Wochen nach der Niederkunft verbieten. Die Beiträge schwanken je nach der Lohnklasse, der die Arbeiterin angehört; es gibt deren sechs, von 0,60—4,20 Lire Taglohn. Die Beiträge sind zur Hälfte vom Arbeitgeber, zur Hälfte vom Arbeitnehmer zu entrichten. Die Rivista Internazionale vom Juli 1905 rechnet auf baldige Annahme des Entwurfs durch die Kammer.

## Soziale Fürsorge.

\* **Frauen in der kommunalen Armen- und Waisensorge.** Die Waisenträte der Stadt Bcutchen beschlossen die Einführung der Generalvormundschaft und die Heranziehung von Frauen zur Waisensorge, zunächst ehrenamtlich. Ferner erklärten sich die Waisenträte damit einverstanden, daß die Aufsicht über die Haltekinder nicht durch die Organe der Polizeiverwaltung, sondern durch Organe der Armen- und Waisenverwaltung ausgeübt werde.

Der Gemeinderat von Posen erließ einen Aufruf an die Frauen, sich zum Amte eines Vormundes zu melden. Während in anderen Städten ein wenn auch erst kleiner Anfang mit weiblichen Vormündern gemacht sei, bestehe in Posen die weibliche Vormundschaft vorläufig nur auf dem Papier.

Die Stadtverordnetenversammlung von Darmstadt beschloß die Heranziehung der Frauen zur kommunalen Armenensorge; die Pflegerinnen nehmen mit gleichen Rechten wie die Bezirkspfleger an den Sitzungen der Armendeputation teil.

Die Waisensorgerinnen Münchens haben sich, wie es bereits in anderen deutschen Städten geschehen ist, zu einem Verbands zusammengeschlossen zwecks Förderung und Ausgestaltung des Waisensorgerinnenamtes. Der Verband ist sogleich beim Münchener Magistrat um vermehrte Anstellung von Pflegerinnen eingekommen mit der Begründung,



кафедра mit Quellenangabe erlaubt.

## Bildungswesen.

\* **Aber das Frauenstudium in Preußen** äußerte sich der abgehende Rektor der Universität Berlin in seiner Rektoratsrede in dem Sinne, daß die Immatrikulation weiblicher Studenten nahe bevorstände.

\* **Doktorpromotionen.** In Bonn promovierte Fr. Dr. Elvira Fölzer für Archäologie, in Heidelberg Fr. Margarete Siebert für Kunstgeschichte, in Berlin Fr. Christiane von Wedell für klassische Philologie, Fr. Gertrud Wolff für Naturwissenschaften.

\* **Aber die Gültigkeit des Abituriums am Karlsruher Mädchengymnasium** berichtet die „Münchener Allgemeine Zeitung“ folgendes:

Im Dezember letzten Jahres kam eine von der bayerischen Regierung abgeordnete Kommission hierher, um die Einrichtungen des in städtischer Verwaltung befindlichen und von etwa 90 Schülerinnen besuchten Mädchengymnasiums zu studieren. Die Mitglieder dieser Kommission, darunter besonders Ministerialrat Schach und die Oberstudienräte Dr. Wecklein, Ritter Dr. v. Orterer, Dr. Dietzsch u. a. sprachen sich damals außerordentlich anerkennend über das Gehörte und Gesehene aus und waren darin einig, daß die in den staatlichen Schulorganismus eingefügte Anstalt mit Recht Anspruch auf volle Gleichberechtigung mit den neunklassigen Knabenmittelschulen erheben dürfe. Um so lebhafteres Befremden mußte es daher erregen, daß einige Wochen später Abiturientinnen eben dieses Mädchengymnasiums und zwar gerade in München, wo sie an der dortigen Universität studieren wollten, nicht zur Immatrikulation zugelassen wurden, aus einem rein formalen Grunde: weil das Karlsruher Mädchengymnasium noch nicht in das seit 1839 bestehende „Übereinkommen“ der deutschen Staatsregierungen, betreffend die gegenseitige Anerkennung der von Gymnasien und Realgymnasien ausgestellten Reisezeugnisse, aufgenommen sei. Um die Wiederholung solch unliebsamer Vorkommnisse zu vermeiden, stellte die badische Unterrichtsverwaltung auf der kürzlich in Berlin tagenden Schulkonferenz den Antrag, das hiesige Mädchengymnasium ohne jeden Vorbehalt in das „Über-

einkommen“ einzubeziehen. Wie der soeben erschienene Jahresbericht der höheren Mädchenschule aus der Feder des Direktors Keim mitteilt, sprach sich Ministerialdirektor Althoff entschieden gegen den Antrag Badens aus, der dann auch unter den Tisch fiel. Es wurde nur das eine erreicht, daß die Medizin studierenden Mädchen keine Eingabe an den Bundesrat wegen Anerkennung ihres Reisezeugnisses zu machen brauchen, da diese durch Bundesratsbeschluß künftighin generell für die medizinischen Prüfungen erteilt wird. Für die anderen nicht Medizin studierenden Mädchen wird es unter diesen Umständen ratsamer sein, nicht am Mädchengymnasium selbst die Reifeprüfung für die Universität abzulegen, sondern sich der Prüfung am nächsten Knabengymnasium zu unterziehen.

\* **Der Fortbildungsschulzwang für die weiblichen Handelsangestellten** wird laut Beschluß der gemischten städtischen Deputation in Stettin eingeführt werden.

\* **Das Staatsexamen für neuere Sprachen** bestand an der Universität Leipzig als erste Dame Fr. Marie Lie, eine geborene Norwegerin.

\* **Die Zulassung zur Dozentur an der philosophischen Fakultät in Wien** ist nunmehr laut Beschluß des Professorenkollegiums Fr. Dr. Elise Richter endgiltig gewährt worden. Fr. Dr. Richter kündigt schon für das nächste Wintersemester Vorlesungen an.

## Berufliches.

\* **Aber Ziele und Tätigkeit der Hausfrauenvereine in Ostpreußen** sprach Frau Rittergutbesitzer Boehm-Lamgarben auf dem 10. Verbandstag der ländlichen Genossenschaften Raiffeisenscher Organisation. Sie behandelte ihr Thema im Zusammenhange mit der Frauenfrage und Frauenbewegung und von einem fortschrittlichen Standpunkt aus, der vielleicht manchen der anwesenden Herren zum erstenmal entgegengetreten sein wird.

### Auskunftsstellen und gemeinnützige Einrichtungen.

Dem allgemeinen Interesse der Mitglieder wird eine Rechts-Auskunftsstelle dienen, welche gegen ermäßigtes Honorar die Antwort von Sachkundigen auf alle juristischen Fragen gewährt.

Eine getrennte Abteilung des Bureau's wird sich unter der Leitung einer besondern Kommission, an deren Spitze Frau Hedwig Heyl steht, gemeinnützigen Fragen widmen. Eine Auskunftsstelle für solche Mitglieder, die soziale und erzieherische Einrichtungen Berlins studieren wollen, wird über die besten Wege und Mittel hierzu Auskunft und Rat erteilen und die Vermittlung übernehmen.

Es wird eine Liste von Klubmitgliedern aller Länder geführt, die sich erboten haben, fremden Mitgliedern beim Besuche ihrer Stadt mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Man sieht, daß es sich um ein organisatorisches Unternehmen von weitestem Horizont und vielseitigsten Aufgaben handelt. Wir würden zweifeln, ob es sich durchführen ließe, hätten wir nicht in der Persönlichkeit von Frau Hedwig Heyl eine schöne Gewähr dafür, und in der Fülle von ersten Frauennamen auf literarischem und künstlerischem Gebiet, die uns die Liste der bisher aufgenommenen Mitglieder zeigt, den Beweis, daß auch die Arbeit auf den einzelnen Gebieten in den besten Händen liegen wird.

Das Leben des Berliner Lyzeumklubs wird sich in dem Hause Potsdamerstr. 118b entfalten,<sup>1)</sup> dessen Straßen- und Gartenfront unsere Abbildungen zeigen. Ein großer Saal soll Veranstaltungen aller Art, Konzerten, Vorträgen, Diskussionsabenden dienen; der ausgedehnte Restaurationsbetrieb wird den Mitgliedern und deren Gästen, Herren wie Damen, den ganzen Tag und bis in die Nacht offen stehen. Besonders dürfte ein Mittagessen zu sehr mäßigen Preisen von vielen „arbeitenden Frauen“ bewillkommen werden, wie auch ein eleganteres Frühstück ein Bedürfnis mancher weit vom Mittelpunkt Berlins lebenden, anspruchsvollen Frauen erfüllen wird. Ein besonderer Reiz des Hauses liegt in seinem schönen Garten, in Gartensaal mit Terrasse und Freitrepppe, in seinen Loggien und Balkonen. Etwa 40 Gastzimmer, im etwaigen Preis von zwei bis sechs Mark, werden auf kürzere und längere Zeit vergeben werden, ein Billardzimmer ist vorhanden, das Lesezimmer wird in einer bisher in Berlin unbekanntem Fülle Zeitungen und Zeitschriften bringen.

Der Klub hat ordentliche und außerordentliche Mitglieder. Die ordentlichen Mitglieder sind allein berechtigt zur Beteiligung an den vom Lyzeumklub veranstalteten Ausstellungen und Veröffentlichungen der Arbeiten von Klubmitgliedern, sowie zur Inanspruchnahme des Bureau's in allen damit zusammenhängenden Fragen. Beim Vergeben von Klubräumen haben bei gleichzeitiger Anmeldung die ordentlichen Mitglieder das Vorrecht. Als ordentliche Mitglieder gelten: a) Frauen, welche eine selbständige Arbeit in Literatur, Journalistik, Wissenschaft, bildender Kunst oder Kunstgewerbe veröffentlicht oder öffentlich ausgestellt haben; b) einen akademischen Grad besitzen oder Lehrerin an einer staatlichen Hochschule sind. Als außerordentliche Mitglieder nimmt der Klub vor allem ausübende Künstlerinnen von Bedeutung und solche Frauen auf, die durch lebhaftes Interesse und Betätigung an gemeinnützigen Bestrebungen als wünschenswerte Mitglieder erscheinen. Der Arbeitsplan des Klubs zeigt, daß er nicht nur in Berlin lebenden Frauen etwas bietet; seine Mitgliederliste weist auch bereits Frauen aus allen Teilen Deutschlands auf.

Es ist ein großer Rahmen, in den das Wirken des Klubs hineingestellt ist. Wenn er sich mit wirklichem Leben füllt, so werden die geistig arbeitenden deutschen Frauen bewiesen haben, daß sie einer Selbsthilfe großen Stils gewachsen sind, dann wird zugleich ein neues Zentrum geschaffen sein, von dem aus die Frau ihre alte Macht über das gesellschaftliche Leben in einer neuen Form, einer Form, die dem Geiste unserer Zeit in besonderer Weise entspricht, von neuem geltend machen kann.

<sup>1)</sup> Unter der Adresse Lyzeumklub sind von dort Statuten, Aufnahmebedingungen usw. zu erhalten.



vollständige Liste der Namen und Adressen von Verlegern und Herausgebern aller Länder führt, mit genauer Angabe der besondern Eigenart ihres Verlages, ihrer Honorarbedingungen usw. Desgleichen eine Liste von vertrauenswürdigen literarischen Agenturen des In- und Auslandes.

Ganz besondere Berücksichtigung wird der Zweig der Übersetzungen finden. Es wird jedem Bureau aus der Zahl der Klubmitglieder eine große Anzahl von Übersetzerinnen zur Verfügung stehen und diese in direkte Verbindung mit dem Verfasser des zu übersetzenden Werkes oder dessen Herausgeber gebracht werden. Um die Übersetzungen des Lyzeumklubs zu anerkannt wertvollen zu machen, soll die Praxis innegehalten werden, daß allen sich zur Übertragung eines Buches meldenden Mitgliedern derselbe Abschnitt zu einer Probeübersetzung gegeben und nach der am besten gelungenen der Auftrag zuerkannt wird.

Für alle derartige Jurisfragen wird eine aus Mitgliedern des Klubs gebildete literarische Kommission zugezogen, deren Vorsitz für den Berliner Lyzeumklub Frau Gabriele Reuter freundlichst übernommen hat.

Auch ein eigener Lyzeumverlag für Werke von Klubmitgliedern ist in Aussicht genommen, und zu diesem Zweck hat sich das Londoner Bureau z. B. schon das englische Übersetzungsrecht je eines Buches aus dem Deutschen von Gabriele Reuter, Ossip Schubin, Marie von Bunsen und Clara Viebig gesichert, aus dem Französischen von Annes. Blanc-Donjon und Pierre de Coulevain, aus dem Italienischen von Grazia Deledda, aus dem Spanischen von Carmen Burgos, aus dem Schwedischen von Ellen Key.

### Bildende Kunst und Kunstgewerbe.

Durch das Bureau erhalten die dem Klub angehörenden Künstlerinnen Auskunft über die wichtigsten Ausstellungen aller Länder, deren Einsehungsbedingungen, künstlerischen und geschäftlichen Wert, die Art der ausgestellten Werke usw. Ebenso wird Auskunft erteilt über alle Museen und Privatsammlungen, über Vorschriften beim Kopieren von Kunstwerken, über Benutzung kunstgewerblicher Bibliotheken, und es wird durch Empfehlungsschreiben der Zutritt zu diesen Sammlungen erleichtert.

Auf Anfragen über Unterricht in öffentlichen Kunstschulen oder Privatateliers von Bedeutung wird ebenfalls zuverlässige Antwort gegeben und Rat erteilt.

Auskunft wird erteilt über Ausstellungslokale für Sonderausstellungen, und solche auf Wunsch unter Berechnung nur der Selbstkosten organisiert. Ein Kostenantrag wird vorher zur Verfügung gestellt.

Der Klub veranstaltet aber auch selbst Ausstellungen von Arbeiten seiner Mitglieder; und zwar in den verschiedensten Formen. So etwa eine geschlossene deutsche Ausstellung des Berliner Lyzeumklubs in London, oder eine des Pariser Klubs in Berlin, oder internationale Ausstellungen, an denen sich dann die Mitglieder aller Klubs beteiligen. Zu der ständigen Damenjury des Berliner Klubs, welche über laufende künstlerische Fragen entscheidet, wird für diese Gelegenheiten die aus einer Anzahl namhafter Künstler bestehende Ehrenjury zugezogen. Die ständige Jury des Lyzeumklubs besteht: für bildende Kunst aus den Damen Hedinger, Dora Hix, Paczla-Wagner, Vegas-Parmentier, Wolfthorn und Hedwig Weiß, für Kunstgewerbe aus den Damen Kirchner, Dypler-Legband, Fia Wille, M. von Broden, Ilse Schüke. Das Amt der Ehrenjuroren haben gütigst übernommen: für bildende Kunst die Herren Max Liebermann, Graf Harrach, Knaus, Koeppling und Gaul, für Kunstgewerbe die Herren Grenander, Ruthefuss und Bruno Möhring.

Sehr fördernd und anregend für die auf dem Gebiete des Kunstgewerbes arbeitenden Mitglieder werden die ständigen kunstgewerblichen Ausstellungen des Lyzeumklubs Berlin sein, die auch Entwürfe für künstlerische Plakate und dekorativen Wandbeschnitt, sowie alle Arten zu Illustration und Buchbeschnitt geeignete Schwarz-weiß-Entwürfe einschließen. Für diese Ausstellungen werden am Ersten jedes Monats Sendungen von einem Klub zum andern abgehen. Um auch diese ständigen Ausstellungen auf künstlerischer Höhe zu erhalten, unterliegen sämtliche eingehende Arbeiten dem Urteil der ständigen kunstgewerblichen Jury.

Für kunstgewerbliche Entwürfe jeder Art, die sich zum Angebot an Fabriken eignen, z. B. für Tapeten, Webereien, Töpfereien, wird das Lyzeum-Bureau noch eine besondere Niederlage haben, das in direkter Verbindung mit solchen Fabriken steht.

Das Bureau vermittelt die Dienste von Agenten, die für Klubmitglieder zu besonders ermäßigten Preisen das Einpacken, Einrahmen und Abliefern von Kunstwerken an alle Ausstellungen besorgen.

### Musik.

Auch hier will das Lyzeum-Bureau der Vermittler zwischen Komponistinnen und Verleger sein.

Unter den jetzigen Verhältnissen ist es höchst schwierig, größere Arbeiten einer Frau an die Öffentlichkeit zu bringen, und auf keinem Gebiet wird wohl die Notwendigkeit nach einer internationalen Organisation mehr gefühlt, als auf dem der musikalisch schaffenden Frau.

### Wissenschaft.

Eine Liste wird die Namen der hervorragendsten Archivare aller Länder und derjenigen Personen enthalten, die für Nachforschungen in Bibliotheken, Museen usw. zur Verfügung stehen.

Kostenanträge werden gemacht für Nachforschungen, Übersetzungen, Kopieren von Manuskripten u. dergl., sowie auf Reisen die Benutzung auswärtiger Bibliotheken durch Empfehlungsschreiben erleichtert. Auf alle Fragen, angehend Universitäten, Laboratorien und gelehrte Gesellschaften, die Frauen als Mitglieder aufnehmen, wird Auskunft gegeben und Ratschläge beim Einrichten von Vorlesungen erteilt.

## Auskunftsstellen und gemeinnützige Einrichtungen.

Dem allgemeinen Interesse der Mitglieder wird eine Rechts-Auskunftsstelle dienen, welche gegen ermäßigtes Honorar die Antwort von Fachkundigen auf alle juristischen Fragen gewährt.

Eine getrennte Abteilung des Bureaus wird sich unter der Leitung einer besondern Kommission, an deren Spitze Frau Hedwig Heyl steht, gemeinnützigen Fragen widmen. Eine Auskunftsstelle für solche Mitglieder, die soziale und erzieherische Einrichtungen Berlins studieren wollen, wird über die besten Wege und Mittel hierzu Auskunft und Rat erteilen und die Vermittlung übernehmen.

Es wird eine Liste von Klubmitgliedern aller Länder geführt, die sich erboten haben, fremden Mitgliedern beim Besuche ihrer Stadt mit Rat und Tat zur Seite zu stehen.

Man sieht, daß es sich um ein organisatorisches Unternehmen von weitestem Horizont und vielseitigsten Aufgaben handelt. Wir würden zweifeln, ob es sich durchführen ließe, hätten wir nicht in der Persönlichkeit von Frau Hedwig Heyl eine schöne Gewähr dafür, und in der Fülle von ersten Frauennamen auf literarischem und künstlerischem Gebiet, die uns die Liste der bisher aufgenommenen Mitglieder zeigt, den Beweis, daß auch die Arbeit auf den einzelnen Gebieten in den besten Händen liegen wird.

Das Leben des Berliner Lyzeumklubs wird sich in dem Hause Potsdamerstr. 118 b entfalten,<sup>1)</sup> dessen Straßen- und Gartenfront unsere Abbildungen zeigen. Ein großer Saal soll Veranstaltungen aller Art, Konzerten, Vorträgen, Diskussionsabenden dienen; der ausgedehnte Restaurationsbetrieb wird den Mitgliedern und deren Gästen, Herren wie Damen, den ganzen Tag und bis in die Nacht offen stehen. Besonders dürfte ein Mittagessen zu sehr mäßigen Preisen von vielen „arbeitenden Frauen“ bewillkommen werden, wie auch ein eleganteres Frühstück ein Bedürfnis mancher weit vom Mittelpunkt Berlins lebenden, anspruchsvollen Frauen erfüllen wird. Ein besonderer Reiz des Hauses liegt in seinem schönen Garten, in Gartensaal mit Terrasse und Freitreppe, in seinen Loggien und Balkonen. Etwa 40 Gastzimmer, im etwaigen Preis von zwei bis sechs Mark, werden auf kürzere und längere Zeit vergeben werden, ein Billardzimmer ist vorhanden, das Lesezimmer wird in einer bisher in Berlin unbekanntem Fülle Zeitungen und Zeitschriften bringen.

Der Klub hat ordentliche und außerordentliche Mitglieder. Die ordentlichen Mitglieder sind allein berechtigt zur Beteiligung an den vom Lyzeumklub veranstalteten Ausstellungen und Veröffentlichungen der Arbeiten von Klubmitgliedern, sowie zur Inanspruchnahme des Bureaus in allen damit zusammenhängenden Fragen. Beim Vergabe von Klubräumen haben bei gleichzeitiger Anmeldung die ordentlichen Mitglieder das Vorrecht. Als ordentliche Mitglieder gelten: a) Frauen, welche eine selbständige Arbeit in Literatur, Journalistik, Wissenschaft, bildender Kunst oder Kunstgewerbe veröffentlicht oder öffentlich ausgestellt haben; b) einen akademischen Grad besitzen oder Lehrerin an einer staatlichen Hochschule sind. Als außerordentliche Mitglieder nimmt der Klub vor allem ausübende Künstlerinnen von Bedeutung und solche Frauen auf, die durch lebhaftes Interesse und Betätigung an gemeinnützigen Bestrebungen als wünschenswerte Mitglieder erscheinen. Der Arbeitsplan des Klubs zeigt, daß er nicht nur in Berlin lebenden Frauen etwas bietet; seine Mitgliederliste weist auch bereits Frauen aus allen Teilen Deutschlands auf.

Es ist ein großer Rahmen, in den das Wirken des Klubs hineingestellt ist. Wenn er sich mit wirklichem Leben füllt, so werden die geistig arbeitenden deutschen Frauen bewiesen haben, daß sie einer Selbsthilfe großen Stils gewachsen sind, dann wird zugleich ein neues Zentrum geschaffen sein, von dem aus die Frau ihre alte Macht über das gesellschaftliche Leben in einer neuen Form, einer Form, die dem Geiste unserer Zeit in besonderer Weise entspricht, von neuem geltend machen kann.

<sup>1)</sup> Unter der Adresse Lyzeumklub sind von dort Statuten, Aufnahmebedingungen usw. zu erhalten.



Dann aber will sie der Maler mit sich nehmen, er will, was eben die Beziehung des Mannes zur Frau ist, daß sie ein Leben hat, und das soll er sein, und so soll sie das Kloster, dessen heitere Anmut verlassen, soll das Nonnenkleid ausziehen und soll kämpfen mit dem Dasein wie wir alle. Sie kann es nicht; sie weiß, daß er recht hat, wenn er ihr harte, wehe, schmerzende Dinge in der stillen Nacht, die für die Küsse da ist, sagt, sie weiß, daß es ihr nicht gegeben sein wird, dieses doppelte Leben weiterzuführen, sie weiß das eine Mal, daß sie nun erst lebt und erst spät, was der Mai ist; aber es hilft ihr nichts, sie scheut vor der Wirklichkeit, der große Horror vor dem Leben verbietet ihr, der Liebe zu folgen. Und sie weiß auch, daß dieser Mann die Nonne liebt, die sich in den stillen Nächten über das Kreuz ihres Fensters in den Garten gebeugt hat, daß es zu ihrem Wesen gehört, eine Nonne in diesem Kloster zu sein und daß er sie nicht lieben würde, ja, daß sie nicht mehr sie selbst sein würde, wenn sie draußen in einer fremden Stadt, in einem kleinen Zimmer mit all' den Diogen zu tun hätte und von ihnen berührt würde, die man das profane, die man auch das wirkliche Leben nennt. Als also der Tag gekommen ist, an dem sie mit diesem Mann das Kloster verlassen sollte, da küßt sie wiederum der Abtin die Hände und beichtet ihr alles. Sagt ihr von dem Manne und sagt ihr von den Nächten und spürt, während sie es sagt, mehr ein großes, wehmütiges Mitleid mit dieser Frau als mit sich selbst. Was soll ihr die sagen? Soll sie sie wegschicken, aus dem Kloster jagen, weil sie nicht mehr würdig ist, in ihm zu bleiben? Soll sie das Gesetz und Dogma, die Moral befolgen, oder soll sie ihr sagen: „Auch ich weiß vom Leben, bleibe bei uns, die Liebe vergeht, und eine zweite Heimat finden Menschen niemals!“ Die Nonne bleibt. Sie sagt's der Abtin, sie will sich allem unterwerfen, den Mann nicht mehr sehen, aber sie will nicht aus der Heimat.

Er schreibt ihr Briefe, und Tag für Tag betritt die Abtin die Zelle, in der eine schöne Nonne schwach und krank liegt, und sagt ihr: „Hier ist ein Brief, mein Kind. Wollen Sie mir gestatten, ihn zu vernichten?“ Er schreibt, und sie weiß nicht, was in diesen Briefen steht, oder sie weiß es sehr gut, sie ahnt den Schimpf über die Untreue, das Stöhnen des Verlassenen, den Schmerz des gekränkten Mannes, das Jauchzen der Liebe, an die er sich erinnert. Sie aber liegt in dem Kloster und geht nicht weg. Sie ist müde und krank, und der Mai kommt wieder wie jener Mai, der sie die Liebe gelehrt hat, und die Nonne weiß beim Nahen dieses neuen Mails ein Gebet:

„Jungfrau Marie! Ich weihe Dir den Monat Mai. Den Monat Mai, wo die Vögel singen, die sanften Nächte wie weiße Lichter brennen, und wo das Herz aller jungen Frauen bricht, wenn an der Brüstung sommerlicher Fenster der Duft des Jasmin stärker ist als ihr Mut.“ . . .

Das sind die letzten Worte dieses Buches, das ins Ungewisse verflingt und das sehr schön ist, so schön wie eigentlich kein Duzend Bücher dieser ganzen französischen Literatur der letzten zehn Jahre. Es hat, was nur die wenigsten Werke der Literatur haben, eine Stimme, die man hört, auch wenn sie leise ist, und einen Ton, den man noch nicht vernommen hat.





## Der Lyzeumklub.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Wenn ein Kulturhistoriker einmal die Geschichte der Geselligkeit schriebe, so würde sich herausstellen, daß die Formen des geselligen Lebens stets in naher Beziehung stehen zu den allgemeinen sozialen, kulturellen und wirtschaftlichen Zuständen. Die Art, wie die Menschen ihre Erholung gesucht haben, spiegelt nicht nur äußerlich den Wohlstand, die Verteilung des gesellschaftlichen Einflusses, sondern auch die Richtung der geistigen Interessen, die Fülle der produktiven Kräfte, die geistige Beweglichkeit, die Lebhaftigkeit des inneren Lebens überhaupt.

Unsere Frauenklubs sind in diesem Sinne eine Erscheinung, die eine ganze Menge von Zeugnissen für die geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnisse der modernen Frauen-



Der Lyzeumklub in Berlin.  
Potsdamerstraße 118 b.

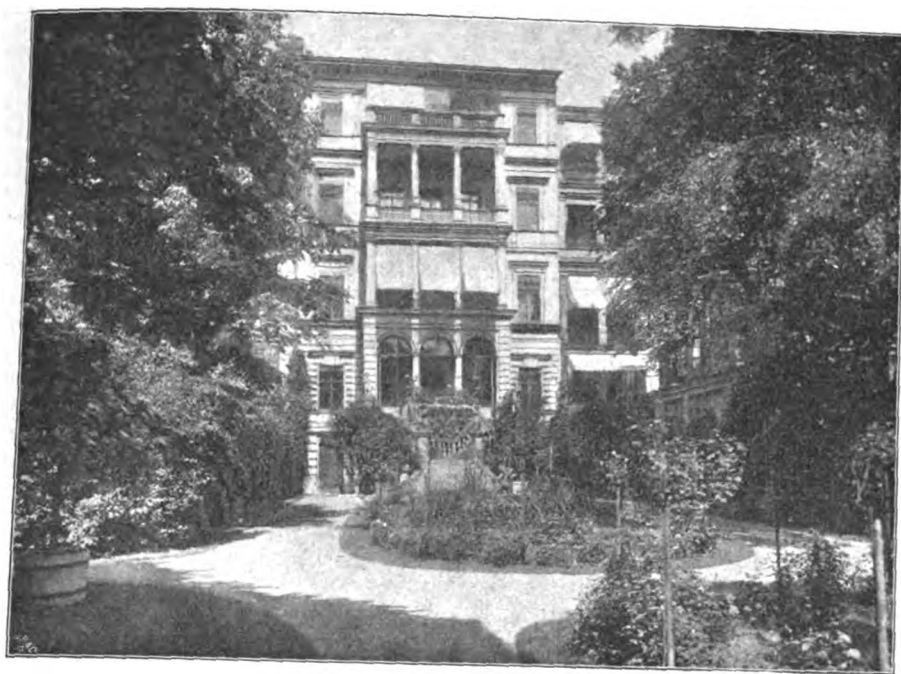
welt umfaßt. Die Bereitstellung eines dritten Ortes, an dem man zu Erholung und geistigem Austausch zusammentrifft, erzählt doch nicht nur von der Tatsache, daß viele Frauen heute kein eigenes „Heim“, sondern nur eine Wohnung haben, sondern auch von dem Wunsch der anderen, neben der an Familie und Beruf gebundenen Geselligkeit eine Möglichkeit des Verkehrs zu haben, der mehr dem geistigen Austausch, der Berührung mit mannigfaltigen fremden Interessensphären dient, als gerade der Pflege persönlicher Freundschaften. Die Frauenklubs erzählen von einem gefunden und dem Geist des modernen Lebens entsprechenden Nachaußengewandsein der bis dahin zu ausschließlich an die Familie gebundenen weiblichen Interessen, sie erzählen noch von dem Wunsch der verschiedenen Berufs- und Gesellschaftsklassen, miteinander Fühlung zu suchen, sie erzählen von einem gewissen

führende V  
Leben Engl  
Vorhög von  
bieten.

Aber  
Bureau wi  
Kunst arbei  
Bureaus gil

Der Un  
literarischen Ar  
fruchtreiche Ber  
Verbindung wi

corporativen Bewußtsein in den Frauen, dem Bedürfnis, sich gegenseitig zu helfen und vorwärts zu bringen, sei es im rein geselligen, sei es auch im praktischen Sinn. Der neubegründete Lyzeumklub in Berlin, an dessen Spitze Frau Hedwig Hehl und Erzellenz Gräfin Harrach stehen, hat nicht in erster Linie gesellige, sondern vor allem praktische Zwecke. Er ist im Interesse der künstlerisch und wissenschaftlich arbeitenden Frauen gegründet worden als Zweig eines englischen Unternehmens, das von vornherein als ein internationales gedacht war. Die Mitgliedschaft in einem jetzt deutsche Mitglieder des Lyzeumklubs dankbar empfunden haben. Sie waren ohne weiteres in London in einen großen Kreis eingeführt, der geistig und gesellschaftlich



Der Lyzeumklub in Berlin.

Gartenansicht.

führende Persönlichkeiten umfaßte und in dessen geselligen Veranstaltungen das geistige Leben Englands seine reizvollsten Seiten zeigt. Auch in Paris ist ein Klub unter dem Vorsitz von Mme. Henri Taine schon im Mai eröffnet worden; auch er wird Ähnliches bieten.

Aber wie gesagt, in erster Linie sind die Zwecke des Klubs praktische. Ein Bureau wird die Interessen der auf den verschiedenen Gebieten der Wissenschaft und Kunst arbeitenden Frauen auf alle Weise zu fördern suchen. Aber die Arbeit dieses Bureaus gibt der folgende, vom Klub selbst herausgegebene Plan Auskunft:

#### Literatur.

Der Umstand, daß jedes Land eine ihm ganz eigene Art in der praktischen Behandlung von literarischen Angelegenheiten hat, machte es bis jetzt für die einzelne Schriftstellerin fast unmöglich, fruchtbare Verbindungen mit ausländischen Verlegern, Redakteuren, Agenturen usw. anzuknüpfen. Diese Verbindung wird durch das Bureau des Lyzeumklubs hergestellt, das zu diesem Zweck eine möglichst

vollständige Liste der Namen und Adressen von Verlegern und Herausgebern aller Länder führt, mit genauer Angabe der besondern Eigenart ihres Verlages, ihrer Honorarbedingungen usw. Desgleichen eine Liste von vertrauenswürdigen literarischen Agenturen des In- und Auslandes.

Ganz besondere Berücksichtigung wird der Zweig der Übersetzungen finden. Es wird jedem Bureau aus der Zahl der Klubmitglieder eine große Anzahl von Übersetzerinnen zur Verfügung stehen und diese in direkte Verbindung mit dem Verfasser des zu übersetzenden Werkes oder dessen Herausgeber gebracht werden. Um die Übersetzungen des Lyzeumklubs zu anerkannt wertvollen zu machen, soll die Praxis innegehalten werden, daß allen sich zur Übertragung eines Buches meldenden Mitgliedern derselbe Abschnitt zu einer Probeübersetzung gegeben und nach der am besten gelungenen der Auftrag zuerkannt wird.

Für alle derartige Jurysfragen wird eine aus Mitgliedern des Klubs gebildete literarische Kommission zugezogen, deren Vorsitz für den Berliner Lyzeumklub Frau Gabriele Reuter freundlichst übernommen hat.

Auch ein eigener Lyzeumverlag für Werke von Klubmitgliedern ist in Aussicht genommen, und zu diesem Zweck hat sich das Londoner Bureau z. B. schon das englische Übersetzungsrecht je eines Buches aus dem Deutschen von Gabriele Reuter, Ossip Schubin, Marie von Dunfen und Clara Viebig gesichert, aus dem Französischen von Rimes, Blanc-Benyon und Pierre de Coulembain, aus dem Italienischen von Grazia Deledda, aus dem Spanischen von Carmen Burgos, aus dem Schwedischen von Ellen Key.

## Bildende Kunst und Kunstgewerbe.

Durch das Bureau erhalten die dem Klub angehörenden Künstlerinnen Auskunft über die wichtigsten Ausstellungen aller Länder, deren Einfindungsbedingungen, künstlerischen und geschäftlichen Wert, die Art der ausgestellten Werke usw. Ebenso wird Auskunft erteilt über alle Museen und Privatfammlungen, über Vorschriften beim Kopieren von Kunstwerken, über Benutzung kunstgewerblicher Bibliotheken, und es wird durch Empfehlungsschreiben der Zutritt zu diesen Sammlungen erleichtert.

Auf Anfragen über Unterricht in öffentlichen Kunstschulen oder Privatateliers von Bedeutung wird ebenfalls zuverlässige Antwort gegeben und Rat erteilt.

Auskunft wird erteilt über Ausstellungslokale für Sonderausstellungen, und solche auf Wunsch unter Berechnung nur der Selbstkosten organisiert. Ein Kostenanschlag wird vorher zur Verfügung gestellt.

Der Klub veranstaltet aber auch selbst Ausstellungen von Arbeiten seiner Mitglieder, und zwar in den verschiedensten Formen. So etwa eine geschlossene deutsche Ausstellung des Berliner Lyzeumklubs in London, oder eine des Pariser Klubs in Berlin, oder internationale Ausstellungen, an denen sich dann die Mitglieder aller Klubs beteiligen. Zu der ständigen Damenjury des Berliner Klubs, welche über laufende künstlerische Fragen entscheidet, wird für diese Gelegenheiten die aus einer Anzahl namhafter Künstler bestehende Ehrenjury zugezogen. Die ständige Jury des Lyzeumklubs besteht: für bildende Kunst aus den Damen Hedinger, Dora Hüb, Paczla-Wagner, Vegas-Parmentier, Wolfthorn und Hedwig Weiß, für Kunstgewerbe aus den Damen Kirschner, Oppler-Legband, Fia Wille, M. von Broden, Ilse Schütze. Das Amt der Ehrenjuroren haben gütigst übernommen: für bildende Kunst die Herren Max Liebermann, Graf Harrach, Knaut, Koepfing und Gaul, für Kunstgewerbe die Herren Grenander, Rüttschius und Bruno Möhring.

Sehr fördernd und anregend für die auf dem Gebiete des Kunstgewerbes arbeitenden Mitglieder werden die ständigen kunstgewerblichen Ausstellungen des Lyzeumklubs Berlin sein, die auch Entwürfe für künstlerische Plakate und dekorativen Wand schmuck, sowie alle Arten zu Illustration und Buchschmuck geeignete Schwarz-weiß-Entwürfe einschließen. Für diese Ausstellungen werden am Ersten jedes Monats Sendungen von einem Klub zum andern abgehen. Um auch diese ständigen Ausstellungen auf künstlerischer Höhe zu erhalten, unterliegen sämtliche eingehende Arbeiten dem Urteil der ständigen kunstgewerblichen Jury.

Für kunstgewerbliche Entwürfe jeder Art, die sich zum Angebot an Fabriken eignen, z. B. für Tapeten, Webereien, Töpfereien, wird das Lyzeum-Bureau noch eine besondere Niederlage haben, das in direkter Verbindung mit solchen Fabriken steht.

Das Bureau vermittelt die Dienste von Agenten, die für Klubmitglieder zu besonders ermäßigten Preisen das Einpacken, Einrahmen und Abliefern von Kunstwerken an alle Ausstellungen besorgen.

## Musik.

Auch hier will das Lyzeum-Bureau der Vermittler zwischen Komponistinnen und Verleger sein. Unter den jetzigen Verhältnissen ist es höchst schwierig, größere Arbeiten einer Frau an die Öffentlichkeit zu bringen, und auf keinem Gebiet wird wohl die Notwendigkeit nach einer internationalen Organisation mehr gefühlt, als auf dem der musikalisch schaffenden Frau.

## Wissenschaft.

Eine Liste wird die Namen der hervorragenden Archivare aller Länder und derjenigen Personen enthalten, die für Nachforschungen in Bibliotheken, Museen usw. zur Verfügung stehen.

Kostenanschläge werden gemacht für Nachforschungen, Übersetzungen, Kopieren von Manuskripten u. dergl., sowie auf Reisen die Benutzung auswärtiger Bibliotheken durch Empfehlungsschreiben erleichtert. Auf alle Fragen, angehend Universitäten, Laboratorien und gelehrte Gesellschaften, die Frauen als Mitglieder aufnehmen, wird Auskunft gegeben und Rat schläge beim Einrichten von Vorlesungen erteilt.

Müdigkeit, wie eben ein Mensch, dessen Kraft bis aufs Letzte ausgeronnen ist, was ja immer das natürlichste und physiologisch gewiß das einzig wahrscheinliche Selbstmord-Motiv ist.

\* \* \*

Das andere Buch der Komtesse de Noailles heißt „Le visage émerveillé“ und ist weniger ein Roman als eine Stimmung, eben jene weiche, süße, bedrängende Stimmung junger Sehnsucht, suchender Weiblichkeit und junger Hilflosigkeit. Man lebt in einem Kloster, wo eine junge Nonne im Garten, in der kühlen Zelle, im weißen Refektorium, unter den grünen Büschen und den gelben und blauen Blüten im schönen Frieden herumgeht. Sie ist jung und hat junge Glieder. Sie ist aus ihrer Familie geschieden, weil sie in der stillen feierlichen und doch schönen Atmosphäre dieses Klosters jene ruhige Kultur, jene Entferntheit von häßlichen Dingen gefunden hat, die dem tatsächlichen und bewegten Leben eben seiner Bewegung wegen nie fehlen können. Hier küßt sie die Hände einer Abtin, die streng im Hause waltet und doch veronnene Augen hat, hinter denen das Geheimnis eines Lebens leuchtet, in dem ein Schicksal gewesen ist. Hier mokiert sie sich über eine Mitschwester, die Früchte einmacht und Obst siedet, schwere Beine und starke Arme hat und der der liebe Gott ein guter Hausvater ist, und die Arbeit in der Küche, in der Vorratskammer, in Haus und Hof das Gebet. Hier sieht sie mit einer schwachen, fast wehmütigen Ironie und mit einem verletzten Schamgefühl den Wundern einer anderen Nonne zu, die vom Herrn durchdrungen ist, Wundmale an den Händen trägt und hysterische Visionen hat. Hier aber beugt sich vor ihrer Schönheit in der kleinen Kapelle des Klosters auch ein Maler, den die Kunst dieser Kirche hereingelockt hat und den nun die schöne Nonne zu sich zwingt. Er liebt sie, und er kommt zu ihr ans Fenster, in die stille Zelle, ein neuer Romeo mit einem schlauen Schlüssel, der das Klostertor öffnet: und sie lieben sich in diesem schönen, ruhigen Kloster, in dem man gar nichts von der Härtherzigkeit und dem Zwange spürt, und nur die große Welle des Friedens manchmal durch eine jähe Leidenschaft erschüttert wird und sich bricht. Die Nonne weiß, daß sie sündigt, sie weiß, daß ihr Bräutigam der Herr ist und sie weiß, daß ihr Tun schmachlich ist, ja mehr noch, sie sehnt sich gar nicht hinaus nach der Welt, sie will nicht befreit werden, nicht eine entlaufene Nonne sein, nicht eine Frau wie tausend andere Frauen, die lieben und geliebt werden, von Männern weggejagt werden und Männer wegzagen, Kinder bekommen und mitten drin stehen; sie will eine Nonne bleiben. Will weiter die Hände dieser weisen Abtin küssen und den Frieden ihrer Blüten haben, die ganze anmutige Atmosphäre weltabgeschiedener Heiterkeit. Und so lebt sie Tag für Tag, bis dann die Nacht ein anderes Leben bringt, ein Leben der bedrängenden, plötzlich irgendwoher aus dem geheimen Dunkel der Menschlichkeit aufsteigenden Triebe, die Lippe an Lippe und Glied an Glied führen, denen dann kein Bewußtsein nachhelfen kann und deren Süße vermischt ist mit tausend Schmerzen, wo es dann keine Ruhe mehr gibt, sondern einen steten Wechsel, keinen Gedanken, da er, eben gedacht, schon von einem anderen abgelöst ist, keine Empfindung, da sie sofort gewaschen von einer stärkeren, ersetzt durch eine heftigere ist. Die Nächte rauschen, der Mann begehrt, die Frau spürt das Geheimnis und den Sinn ihres Wesens, und die Sonne geht auf, und eine blasse, schöne Nonne küßt der Abtin die Hände, spricht mit der Schwester, die Birnen kocht, und verachtet ein wenig die Braut des Herrn, deren Wundmale an jedem Freitag feucht sind.

suchen. Sucht ohne Unterlaß, was ein Leben füllen könnte. Kunst, Musik, eines, das andere. Und eines Tages kommt sie in das Haus eines Gelehrten, den sie im Auftrage ihres Mannes um etwas ersuchen soll. Sieht da, empfindet mehr noch, als daß sie es sähe, das Leben einer ganz anderen Menschlichkeit. Sitzt im Bannkreise einer Lampe, die einen Tisch erleuchtet, auf dem viele Bücher liegen, Papiere, Zettel, aufnotierte Beobachtungen, eine Unordnung, die beherrscht ist von einem klaren Willen, die nur chaotisch aussieht und das gefügige Instrument fruchtbarer und befriedigender Forschungsarbeit ist. Sie hört die Stimme eines Menschen, der von den verschiedensten Seiten ins Leben hineinzuleuchten versucht hat, der die Grenzen künstlerischer und wissenschaftlicher Tätigkeit nach unten und nach oben weiß und empfindet, der oft genug jenes vom Physischen gar nicht loszulösende Glücksgefühl einer neuen Erkenntnis, einer geistigen und seelischen Bereicherung empfunden hat, der die Weite der Welt spürt, weiß, daß es kein Ende der Arbeit gibt. Diesen Menschen muß sie lieben. Sie kann sich nicht helfen und bezwingt ihn. Ja, es ist sehr schön in diesem Roman, wenn es auch die meisten Frauen nicht gern lesen möchten, daß hier, wie so oft in der Beziehung zwischen dem arbeitenden Manne und der Frau, die Frau die Bezwingerin ist. Denn er rettet sich aus jedem Gefühl zu seiner Arbeit, die mehr ist als eine Arbeit, nämlich das Zentrum und der Ausdruck eines Wesens, zurück, und kann erfüllt und gepeinigt von der Sehnsucht nach der Frau nur unter ihrem unmittelbaren Eindrucke sein. Ist sie aus seinem Zimmer gegangen, so läßt sie in seinem Leben nur ein Gefühl zurück, das man irgendwie von der Ferne mit einem Kunstindruck vergleichen könnte, das sozusagen objektiviert ist, und niemals unüberwindlich sein kann. Nur dann, wenn seine Persönlichkeit und die ihre im gleichen Spiel der Kräfte unmittelbar aufeinanderwirken, mag ihrer Liebe, ihrer Erregung, ihrem Verlangen seine Leidenschaft entsprechen. Das spürt sie auch sehr gut und das ist das Wesentliche ihrer Beziehung, so lange sie dauert; daran stirbt sie, als er einmal aus ihrem Kreise äußerlich sich entfernt und darum auch innerlich nicht mehr ihr eigen ist.

Hier hat man, plastisch ausgearbeitet und in einer bezwingenden Fülle von menschlichen Nuancen gemalt, die Darstellung einer menschlichen Beziehung, die unserer Zeit sehr eigentümlich zu sein scheint. Hier hat man den neuen modernen Mannestypus, nicht mehr jenen Mann aus Schiller's „Glocke“, der ins feindliche Leben hinaus muß, nicht den Krieger oder Seemann verbläuter Romantik, den Kanonenkugeln von der Geliebten reißen, weite Meere und ferne Länder von ihr trennen, sondern den viel weicheeren und viel menschlicheren Forscher oder Künstler, geistigen Arbeiter unserer Zeit, für den die paar Schritte bis zu seinem abendlichen Arbeitstisch genügen, um ihn aus dem Kreis gefühlsmäßiger Erregungen zu befreien. Sie hat nur die eine Gewißheit im Leben, die ihre ganze Natur in dem Augenblicke empfindet, wo sie mit diesem Manne zusammen ist. Und er spürt trotz allem Glück in diesem Augenblicke eher eine Ablenkung, eine Hemmung, etwas Verwirrendes, Unsicheres, eine Komplikation, während seine Heimat die Forschung ist, Arbeit voll Produktivität, entweder für die Welt, indem er eine neue Kenntnis schenkt, oder für das eigene Bewußtsein, das er klärt und bereichert. Die neue Hoffnung ist für diese junge Frau zerschellt wie manche alte; sie ist lebensunfähig, ein halber Typus, sucht weiter nun mit Bewegungen ohne Sicherheit, die nur noch Reflexe einer schon verlöschenden Natur sind, und vergiftet sich, als sie dieses Leid, ihre Beziehung zu dem Manne richtig erkannt zu haben, ausgekostet hat, nicht in einem jähen Schmerz der Trennung, sondern in einer weichen und großen

Fluß“, finden Sie in der neuen Philosophie des Wieners Mach, der alles auflöst und das tiefe Wort vom „unrettbaren Ich“ gesprochen hat und seine Schüler gezwungen, auch den Begriff der Persönlichkeit, jene letzte Zuverlässigkeit des modernen Menschen, aufzugeben. Es ist eine moderne Stimmung und eine alte, und man wundert sich eigentlich, wie selten sie in unseren Büchern steht. Natürlich die Sehnsucht, die große verzehrende Sehnsucht, die ist oft genug beschrieben und ausgedeutet worden. In der „Victoria“ von Hansun auf die skandinavische Art und in Fontane's „Effi Briest“ auf die gelassene gütig-moralische preussische, im „Faust“ gigantisch und im „Tristan“ menschlich. Rein physisch aber und nicht zum ganz Großen fliegend, sondern beim normalen Leben, bei Menschen mittlerer Größe beharrend ist es selten geschehen. Ich spreche von den beiden Romanen der Madame de Noailles vorzüglich deshalb, weil diese drängende, süße und oft beklemmende Stimmung hier von einem kultivierten Menschen in künstlerisch sehr reinen und edlen Formen aufbewahrt worden ist.

Der eine Roman, der ältere, heißt „Nouvelle espérance“ und stellt uns eine junge, elegante Frau vor. Sie ist ein liebenswürdiges und schönes Mädchen gewesen, die von ihren Trieben nicht geplagt wurde, deren Triebe wohl auch schon so schwach geworden sind, sich so verfärbt und so zersplittert haben, daß es zu den unmittelbaren Emotionen der Impulse gar nicht kommt. Was ja immer ein Unglück ist und woraus dann das entsteht, was man sentimentale Schicksale nennen kann. Sie heiratet erst, als ihr Vater Witwer geworden, sich ein zweites Mal vermählt und ihr diese zwiespältige Stellung nicht behagt. Sie nimmt einen Mann aus ihrem Kreise, einen jungen, eleganten, gut organisierten und geschmackvollen Menschen, der sie auf seine Art sicher sehr lieb hat, aber der im Leben wenn auch nicht sehr starke, so doch für sein Dasein ausreichende Interessen hat; das eine Mal den Sport, das andere Mal Bücher und das dritte Mal die Politik, und der also nicht in seine Gefühlsbeziehungen die überschüssigen Energien ergießen muß und deshalb den physischen Bedürfnissen, ja, man kann sagen Nervositäten seiner Frau, zu folgen nicht vermag. Sie lebt in einem feinen und eleganten Kreis von wenigen Menschen, in dem man manchmal eine schöne Musik macht, ein anderes Mal in der guten Umgebung schöner Geräte, weicher und angenehm getönter Stoffe hübsche Worte sagt und spürt um sich herum ein paar Männer, deren wesentlichstes Kennzeichen eine Kultur bildet, die vom Bewußtsein durchsetzt ist. In diesem Kreise lebt auch ein junger Musiker, der die kräftigste, am ersten noch animalische Natur ist, mit einem sehr jungen Egoismus, und um den herum immer jene Atmosphäre werbender Erotik ist, ohne die gewisse Menschen, ob man ihnen das nun hoch oder gering anrechnen will, nun einmal nicht zu denken sind. Die junge Frau gerät nun zuerst, wie sie glaubt, unbeteiligt, dann aber doch von ihren Sinnen, dem Bedürfnis nach einer Emotion, nach einem rascheren Schlag des Blutes eingefangen, in diese Atmosphäre. Sie glaubt geliebt zu werden und selbst nicht zu lieben, und dann liebt sie selbst, kurz bevor sie entdeckt, daß jener junge Mann sie trotz einigem Flirt und einigem Aufklackern rasch verlöschenden Feuers selbst gar nicht liebt, und sie in eben der Stunde, da sie ihm ihre Arme hätte öffnen wollen, bittet, seine Fürsprecherin bei einer kleinen Schwägerin zu sein, die er heiraten möchte. Sie überwindet das, wie man schließlich alles überwindet, und jede Enttäuschung einen Rest kalter, oft genug höhnischer Selbstverspottung und Ironie der Gefühle zurückläßt. Sie führt weiter ihr Dasein, und durch dieses erste Erlebnis, das sie aus der gewohnten Bahn müde gegangener Schritte herausreißt, aufrüttelt, fängt sie an zu

eigentlich mit unserer Zeit in ihrer äußeren Form nichts zu tun haben, so ist das schwache Lob, weil wir doch immer mehr uns eine Literatur wünschen, die mitten drin steht, nicht außen an der Seite und von allen jenen Konflikten und Evolutionen die Spuren zeigt, mit denen wir uns herumtragen und herumschlagen. Die Bücher der Madame de Noailles wissen nun gar nichts von allem Ökonomischen. Sie sind, fast möchte man sagen, unbesleckt von den Härten dieses Lebens, in denen ein mangelhaftes Jahreseinkommen, Geldsorgen, materielle Erwägungen allzu oft den Flug der Seele hemmen. Doch sind diese beiden Romane echte Kinder unserer Zeit, könnten in keiner anderen geschrieben, in keiner anderen verstanden werden, und geben in ihrer Stimmung, dem Schwanken ihrer Menschen, in ihren Leiden, in ihrer Nervosität, andere werden sagen in ihrer Hysterie das Bild einer gewiß nicht unbeträchtlichen modernen Menschengruppe.

Wenn Sie viel gereist sind und jene Abende kennen, wo man am Wasser sitzt mit irgend einem Menschen und die große Stille des weiten Meeres oder der blauen Luftkugel Sie beide umfassen hat und Sie doch zu sprechen anfangen, jeder für sich und vielleicht gerade darum einer dem anderen am besten verständlich, oder wenn Sie ein starkes Gefühl für die Natur haben und manchmal am frühen Nachmittag über einen Rasen gehen oder über ein Feld, auf dem es leimt, und Sie sich dann hinsetzen, dann werden Sie wissen, daß es ein ganz merkwürdiges Gefühl gibt, aus Glück und Freude, Unrast und Sehnsucht seltsam gemengt. Sie werden sich dann erinnern, wie das war. Wie Sie das Gefühl gehabt haben, daß dieser Augenblick sehr schön ist und verweilen sollte, und doch trieb es Sie aus ihm heraus sofort wieder in irgend eine andere Stimmung zu laufen, weil Sie unersättlich sind und heute stärker als je die große Neugierde des Lebens empfinden. Zur gleichen Zeit aber werden Sie auch wissen, daß die Ruhe, die Zuverlässigkeit, die Sicherheit eines Daseins, irgend ein fester Punkt, auf dem man verweilen könnte, etwas unsäglich Wertvolles und Anstrebenwertes ist, eigentlich das Ziel einer Generation, die sich fürchterlich mit Wissen, Spüren, Klarwerden abmüht. Sie werden plötzlich, und in der Erinnerung tun Sie es wieder, das große Glück des ewigen Wechsels empfinden, daß diese Buntheit des Daseins, die Überraschungen, die man sich selber aus seinem Innern heraus bereitet, die neuen Gesetze, die neuen Gefühle, die neuen Farben, die neuen Töne das Lebenswerte sind, und daß es sich nicht lohnen würde, noch ein einziges Mal schwer aus der Brust Atem zu holen, wenn es dieses ständige Fließen nicht gäbe; aber kaum ist diese Welle des Gefühls durch Ihren Körper geronnen, so strecken Sie auch Ihre Hände bedürftig aus, um jene Sicherheit zu fassen, die man scheinbar erst in den späten Jahren erreichen kann, zu der einem keine Müdigkeit und kein durchlittenes Leid vorzeitig verhilft, und man möchte die Gewißheit haben, die einzige Gewißheit, irgend eine Zuverlässigkeit in diesem ewig bewegten Leben, und spürt auch hier wiederum die große Traurigkeit. Was Sie aus der Stimmung der Natur geholt haben, bestätigt Ihnen dann das Gedächtnis als einen immer wiederholten Werdegang der Philosophie, zeigt sich Ihnen im Gedankengang der Vorgänger des Platon ebenso sehr wie in dem ganzen Inhalt weiser buddhistischer Lehren, das finden Sie dann in den Symbolen, die vom Rad des Lebens sprechen und in dem griechischen Worte vom „unaufhaltsam fließenden

Sie nahm von meinem Zwischenruf keine Notiz, sondern predigte weiter:

„Und weißt du, was du dir vorstellen mußt, wenn du dein Manuskript zum erstenmal zur Hand nimmst? — Dein Todfeind habe es geschrieben. Nur so entsteht etwas Großes.“

„Kläre, Kind, schwaß doch keinen Unsinn. Wer spricht denn von was Großem? Du scheinst zu glauben, daß, wenn ich nur den redlichen, guten Willen dazu hätte, mir ein Epos gelingen müßte, mit dem — sagen wir:

in dreitausend Jahren und sagen wir: auf Eskimo-Gymnasien die Jugend malträtirt wird. An so was denkt meine Seele nicht, das darfst du glauben. Mag die dann deine Ewigkeitswerke lesen, die bis dahin doch längst als Schulausgabe erschienen sind und mit Kommentaren versehen. Ich finde es schon sehr nett, wenn einer aus der Familie unsterblich wird und bin für mein bescheiden Teil ganz zufrieden, wenn ich ein paar nachsichtige Leute von heute ein bißchen zum Lachen bringe.“



## Über eine französische Dichterin.

Bon

W. F r e d.

Nachdruck verboten.

**L**assen Sie mich an diesem warmen und weichen Sommertage einmal von zwei Büchern sprechen, aber nicht in jenem gewohnten kritischen Ton, der Zusammenhänge sucht, literarische Vergleiche aufstellt, Schöpfungen kulturhistorisch einordnet, auf ihre Fruchtbarkeit für die Entwicklung untersuchen will. Das alles ist sehr schön und sehr nützlich. Aber wollen wir nicht, da es Sommer ist, einmal erzählen, daß es auch Bücher geben kann, an denen man sich einfach nur freut und von denen man dann anderen sagt, wie man nach einer langen Trennung befreundeten Menschen von einer schönen Farbe der untergehenden Sonne erzählt, oder einer merkwürdigen Frau, mit der man ein Stück Weg zusammen gegangen ist, oder einem Mann, der anders war und in den man hineingesehen hat. Die Bücher sind von einer vornehmen französischen Frau geschrieben, der Komtesse Matthieu de Noailles, die jetzt hier in Paris in jenem hochmütigen, aber sehr wertvollen literarischen Kreise, der sich von der Geschäftsliteratur, die sonst Paris beherrscht, hart abschließt, einen großen Namen hat. Es sind Bücher, die in einer wunderschönen und sehr zarten Sprache geschrieben sind, aus einem nuancierten und kultivierten Lebensgefühl heraus, die sicher nicht in die Breite des Publikums wirken werden, wenigstens nicht jenes Publikums, das sich nach Zahlen messen und nach Auflagen der Bücher berechnen läßt. Es sind Bücher, in denen gar nichts von allen jenen schon etwas müden und abgehezten Dingen drin steht, die man in der Frauenliteratur jetzt findet. Es handelt sich um keine Mädchen, die Kinder kriegen, dadurch in Konflikte mit der Welt kommen, es handelt sich um keine Frauen, die auf der Suche nach ökonomischer Selbständigkeit das erkämpfen müssen, was man dann pathetisch ihr Menschenrecht nennt, und man hört auch zum großen



„Woll'n Se jlooben, dat mich die Geschichte noch jeld zujekost' hat?“ fragte er. „Aber ich ha mir jedacht: jleich en pikfeinet Kostüm for 'n Maskenball nächstet Jahr in Berlin.“

Umjchrieben war das Bild: Warum soll unjereener ooch nich glücklich jind?

„Glücklich?“ rief Klara verzweifelt, „glücklich?“

„Ja, un is dat nich en juter Spruch? Der Jagte, wo mir fotojrafiert hat, war janz weck von, aber jegeben hat er mir niicht. So sin de Berliner: eh der Unjinn nich jedrukt is, bezahlen se niicht for. Is et so? ober is et nich so?“

Mit dieser Frage wandte er sich direkt an seinen Hund, der sich plötzlich als Sechster zu unjerer Gruppe gesellte.

„Doch aus Berlin importiert,“ sagte er vorstellend. „Na, Erdjeist, mach mal schön.“

„Wie heißt der Hund?“

„Erdjeist, wie denn sonst. Wat mein Chef is, der hat 'n jleich nach dat neue seine Stück so jenannt, um dat wir ihm seine irdischen Unjezogenheiten jar nich abjewöhnen konnten.“

Ein Hausdiener aus Berlin C. ist menschenmüde, wird Ruhhirt im Riesengebirge und prägt Worte von ergreifender Wahrhaftigkeit und bleibendem Wert. Die Ruhe nennt er Biester, sein Hund heißt Erdgeist, und er selber steht kostümiert auf Ansichtspostkarten.

Mir flog plötzlich ein so beglückender Gedanke durchs Hirn, daß ich — vermutlich infolge einer Reflerbewegung — in die Tasche griff.

„Was willst du tun?“ fragte Cora Pia (bei Seite, natürlich).

Und ich (ebenso): „Ihm fünfzig Pfennig geben!“

Sie (dumpf): „Wofür?“

Ich (nicht ohne Würde): „Für dieses Interview!“ und ehe noch Cora Pia mir Einhalt tun konnte, hatte der Mann mit einer Bewegung, die ihm geläufig zu sein schien, das kleine Wertobjekt aus meinem Besitz in den seinen übergeleitet. Dann stellte er sich vor:

„Studdiffe, meene Damen: Cujen Studdiffe, Berlin N., Alderstraße 174, vorne links, 4 Treppen, wenn 't jefällig is.“

Damit waren wir entlassen, denn er fing an, recht geflissentlich seine vertwehten Zeitungsblätter zusammenzusehen.

„Studdiffe,“ sagte Cora Pia auf dem Heimweg mit großer Beherrschung: „Studdiffe ist auch so noch ein ganzer Mann.“

Diesmal ging ich enthusiastisch auf ihren Ton ein:

„Ein Vollmensch ist er,“ rief ich, „sage dreist: ein Vollmensch. Aber Klärchen, mein Kleines, überlaß ihn mir! Ich fühl' ja, daß ich inkonsequent bin, und ich erlaube dir, dich über mich lustig zu machen. Denn ich hab' vorhin renommiert, als ich sagte, daß ich nie im Leben etwas anderes habe sein wollen als dankbares Publikum. Ich hab' es natürlich auch mit dem Schreiben versucht, nur abdrucken wollte mir 's keiner. Aber mit diesem Hirten hier werd' ich Glück haben, das fühl' ich. Nicht wahr, du gibst zu, daß der mir liegt. So wie er da geht und steht, bring ich ihn,“ rief ich, ungestüm vorwärts drängend, „und gleich heut' fang' ich an zu schreiben.“

Aber als ich ihr besorgtes Gesichtchen sah, hielt ich doch für geraten, hinzuzufügen:

„Selbstverständlich unter Wahrung deines Entbederrechts.“

Das sollte humoristisch klingen, aber Cora Pia blieb pathetisch:

„Was ich in dem Manne entdeckt habe, kann mir niemand rauben,“ stellte sie zunächst fest. „Auch dieser Wahn war ein Erlebnis. Den wirklichen Studdiffe schenke ich dir gern, allerdings nur unter einer Bedingung: Lies mir deine Arbeit vor, ehe du sie abschickst.“

Und dann voll Weichheit und Schonung: „Du weißt noch nicht, wie sehr du dem Feuer, das dich jetzt so glühen macht, mißtrauen mußt. Schreiben kannst du ja heut' immerhin“ — und sie machte eine Pause, als ob sie darauf warte, daß ich einen Dank für die gütige Erlaubnis stammeln würde — „aber dann mußt du das Geschriebene sozusagen auf Eis legen, darfst viele Wochen nicht daran rühren, ich meine, du darfst keinen Strich dran tun, nur im Kopfe mußt du die Arbeit unablässig mit dir herumtragen —“

„Ich denke, ich soll sie auf Eis legen.“

sagte Cora mit einem Aufleuchten ihrer Augen, „aber menschenmüde?“

„Na, dat 's dat allergrößte Unjüd, sagt mein Chef immer. Na, un id kann ihm schon lange nich mehr befehen. So wie er seinen Kompanjon nich, wat en feiner, jeriffener Junge is. Na, un wenn mein Chef nu als Sejenjift den Aufentalt in Gottes freier Natur einnimmt, kann unferreener sich dat ja ooch einmal versuchen. Wat de Lust is un de Berje, die hat Gott für alle Menschen ejaleweck jemaecht.“

Aber Coras Gesicht flog eine dunkle Freudennöte. Noch konnte ja alles gut werden.

„Nicht wahr, Sie sind Sozialdemokrat?“ sagte sie zuversichtlich, „dann sind wir ja beinahe Gesinnungsgenossen,“ und sie hielt ihm die Hand hin.

Aber er schlug nicht ein.

„Jä? Sozialdemokrat? Jä danke. Na, sonne Idee. Denn id ja jar nich dran, mit sonne Deute jemeinsame Sache zu machen. Nee, Fräuleinken, da haben Se nu ne ganz falsche Auffassungsjabe. Sie meinen woll, um dat id hier in de Zeitung lese, muß id nu ooch gleich Sozialdemokrat sind. Na, so blau! Nee, id lese dat allens, um dat man ja hier aus alle Bildung raus is und jar nicht weesk, wat nu ejentlich los is in Berlin. Gott sei Dank ha 't mir nur for drei Monate festjemaecht bei die Diefter da,“ und er wies auf die beiden glatten, breitgestirnten, schwerwandelnden Kinder.

Diefter, hatte er sie kurzweg genannt: Diefter.

„Aber Sie meinten doch vorgestern, die Braune wäre so gescheit,“ rief Cora.

„So, ha 't dat wirklich jesagt?“ fragte er, und der Benediktiner bligte ihm aus den Augen. „Na, dann wird dat woll doch seine Richtigkeit haben. Aber wissen Se, Fräuleinken, hier steijen so wille Berliner heruff, un alle wollen se wat von de Küche hören. Na, un jedem sagt man doch ooch nich jern datselbigte. Un profitieren woll'n se doch schließlich alle wat von mich. Wat dat jnäje Fräuleinken is, die schreiben doch jewiß ooch, is et nich so? Ha 't mir ja gleich jedacht. Unferreener kennt sich aus mank die Schriftsteller. For mir

war 't nisch! Se möjen mich dat nu jlooben oder nich. Mich könnt eener wat zujeben, un id sollte son Buch schreiben — nee, sagt' id: nich in de la main.“

Ich mochte nicht immer stumm bleiben und bemerkte darum sinnig: „Ja, ja, Bücher im Kopf tragen ist oft schwerer als in den Händen.“

„Recht haben Se,“ schrie er, „janz recht! Dat, wat Se da jesagt haben, war sojar 'ne ausjzeichnete Bemerkung. Un wenn id mir erlooben darf, dat junge, jnäje Fräulein eenen juten Rat zu jeben: Sehen Se zu, dat Se beizeiten eenen orrentlichen Menschen zum Manne kriejen; denn dat 's dat Allerbeste für en junget Mädchen!“

Und dann apostrophierte er mich in verheißungsvollem Wahrsagerton:

„Un passen Se uff, wat id Ihnen sage. Wenn se man erst en jutet Männeken hat, dann jewöhnt se sich dat Jeschreibe von alleene wieder ab. Gott, unferreener is ja ooch für Literatur. Aber kurz muß se sind, kurz und jut. Keenen langen Eums drum rum. Sehen se hier, meene Damen, det 's dat eenzig Wahre“ — und er holte ein Paketchen aus seiner schmierigen Rodtasche — „da haben Se Kunst und Literatur zusammen, un können gleich eenen annern Menschen uff billige Art un Weise eene Freude machen. Fünfpennigmarken sin schon druff.“

Ich getraute mich nicht, Cora Pia anzusehen. Da standen wir mitten in hehrer Bergeinsamkeit, und jede von uns hielt ein Blättchen steifen Papiers in der Hand, desgleichen auch in der Ebene nicht ungebräuchlich sein soll für kurze schriftliche Mitteilungen. Auf der einen Seite die kaum noch überraschende Erklärung, daß das Ding eine Carte Postale — eine Postcard — ein Dopisnice — ein Levelezö-Lap — ein Koresbondeneni listek — eine Dopisnica — eine Karta Korespondencyjua — eine Tarzeta Postal — eine Breskort — eine Cartolina Postale, mit einem Wort eine Postkarte sei und auf der anderen Seite er selber, der antike Rinderhirt, herausstaffiert von irgend einem Wanderphotographen, mit buntem, lockerem Halstuch, mit schiefgedrücktem Rembrandthut und vertwogen über die Schulter gehängtem Mantel. Hals und Knie nackt.

„Woll'n Se jlooben, dat mich die Jeschichte noch Jeld zujekost' hat?“ fragte er. „Aber ich ha mir jedacht: jleich en pilfeinet Kostüm for 'n Maskenball nächstet Jahr in Berlin.“

Umschrieben war das Bild: Warum soll unferreener noch nich glücklich sind?

„Glücklich?“ rief Klara verzweifelt, „glücklich?“

„Ja, un is dat nich en juter Spruch? Der Fakke, wo mir fotojrafiert hat, war janz weck von, aber jegeben hat er mir nisch. So sin de Berliner: eh der Unsinn nich jedrukt is, bezahlen se nisch for. Is et so? oder is et nich so?“

Mit dieser Frage wandte er sich direkt an seinen Hund, der sich plötzlich als Sechster zu unserer Gruppe gesellte.

„Doch aus Berlin importiert,“ sagte er vorstellend. „Na, Erdjeist, mach mal schön.“

„Wie heißt der Hund?“

„Erdjeist, wie denn sonst. Wat mein Chef is, der hat 'n jleich nach dat neue seine Stück so jenannt, um dat wir ihm seine irdischen Ungezogenheiten jar nich abjewöhnen konnten.“

Ein Hausdiener aus Berlin C. ist menschenmüde, wird Kuhhirt im Riesengebirge und prägt Worte von ergreifender Wahrhaftigkeit und bleibendem Wert. Die Kühe nennt er Diebster, sein Hund heißt Erdgeist, und er selber steht kostümiert auf Ansichtspostkarten.

Mir flog plötzlich ein so beglückender Gedanke durchs Hirn, daß ich — vermutlich insolge einer Reflexbewegung — in die Tasche griff.

„Was willst du tun?“ fragte Cora Pia (bei Seite, natürlich).

Und ich (ebenso): „Ihm fünfzig Pfennig geben!“

Sie (dumpf): „Wofür?“

Ich (nicht ohne Würde): „Für dieses Interview!“ und ehe noch Cora Pia mir Einhalt tun konnte, hatte der Mann mit einer Bewegung, die ihm geläufig zu sein schien, das kleine Wertobjekt aus meinem Besitz in den seinen übergeleitet. Dann stellte er sich vor:

„Studdiffe, meene Damen: Gujen Studdiffe, Berlin N., Adlerstraße 174, vorne links, 4 Treppen, wenn 't jefällig is.“

Damit waren wir entlassen, denn er fing an, recht geflissentlich seine verwehten Zeitungsblätter zusammenzuzufuchen.

„Studdiffe,“ sagte Cora Pia auf dem Heimweg mit großer Beherrschung: „Studdiffe ist auch so noch ein ganzer Mann.“

Diesmal ging ich enthusiastisch auf ihren Ton ein:

„Ein Vollmensch ist er,“ rief ich, „sage dreist: ein Vollmensch. Aber Klärchen, mein Kleines, überlaß ihn mir! Ich fühl' ja, daß ich inkonsequent bin, und ich erlaube dir, dich über mich lustig zu machen. Denn ich hab' vorhin renommiiert, als ich sagte, daß ich nie im Leben etwas anderes habe sein wollen als dankbares Publikum. Ich hab' es natürlich auch mit dem Schreiben versucht, nur abdrucken wollte mir 's keiner. Aber mit diesem Hirten hier werd' ich Glück haben, das fühl' ich. Nicht wahr, du gibst zu, daß der mir liegt. So wie er da geht und steht, bring ich ihn,“ rief ich, ungestüm vorwärts drängend, „und gleich heut' sang' ich an zu schreiben.“

Aber als ich ihr besorgtes Gesichtchen sah, hielt ich doch für geraten, hinzuzufügen:

„Selbstverständlich unter Wahrung deines Entdeckerrechts.“

Das sollte humoristisch klingen, aber Cora Pia blieb pathetisch:

„Was ich in dem Manne entdeckt habe, kann mir niemand rauben,“ stellte sie zunächst fest. „Auch dieser Wahn war ein Erlebnis. Den wirklichen Studdiffe schenke ich dir gern, allerdings nur unter einer Bedingung: Lies mir deine Arbeit vor, ehe du sie abschickst.“

Und dann voll Weichheit und Schonung: „Du weißt noch nicht, wie sehr du dem Feuer, das dich jetzt so glühen macht, mißtrauen mußt. Schreiben kannst du ja heut' immerhin“ — und sie machte eine Pause, als ob sie darauf warte, daß ich einen Dank für die gütige Erlaubnis stammeln würde — „aber dann mußt du das Geschriebene sozusagen auf Eis legen, darfst viele Wochen nicht daran rühren, ich meine, du darfst keinen Strich dran tun, nur im Kopfe mußt du die Arbeit unablässig mit dir herumtragen —“

„Ich denke, ich soll sie auf Eis legen.“

ist, von einem freundlichen Gespräche, mündlich oder schriftlich, lebet.“ Diese Äußerung vergegenwärtigt uns zugleich die Höhe, zu der sich der Brief als Verkehrsmittel, als Verkehrsform im Laufe der Jahrhunderte entwickelt hat. Der Brief hat in seinem Äußeren, zu dem ich auch die Art der Gedankenmitteilung rechne, das Formelhafte, Gesetzesstarre vollkommen überwunden und ist ein getreues Spiegelbild der Persönlichkeit des Verfassers geworden. Allerdings ist hierbei der Privatbrief fortschrittlicher gewesen als das amtliche Schreiben, das nicht ungern den Stillstand seiner Behörden als Reaktion durch sich selbst schon kennzeichnet. Und welches Privatschreiben wiederum ist wohl von größerer Glut, Innigkeit und heiligerer Tiefe als der Liebesbrief? Es ist nicht nötig, daß der Schreiber eines solchen Briefes von Beruf Verse macht, Dramen schreibt, Romane diktirt, er mag ein Altmenich, ein Kaufmann sein, er mag eine Veranlagung haben, die ihm gemeinhin nichts weniger denn ein gesteigertes Empfindungsleben verbürgt, einmal wird ihm doch die Welt reicher, die Erde mit allen ihren Schätzen zu klein erscheinen, sein Gefühl wird ihn zu einem Dichter machen, ihn zu einer höheren, als der alltäglichen Wertung der Worte und Gedanken zwingen. Und er wird diesem Gefühl nachgeben im Liebesbrief.

In keinem Gedicht, das der Geliebten gilt, tritt die treibende Empfindung so reiflos zutage, zeigt sie die Schönheit ihrer Stärke, das Gewinnende ihrer Leidenschaftlichkeit packender als gerade in dem Prosaschreiben, das nicht selten in der Kraft der Sprache und in seinem Bilderreichtum wie ein rhythmischer Dithyrambus erscheint. Mag das Gedicht schon für die Veröffentlichung auserkoren sein, so gelten die briefliche Liebesbeteuerung, das sorglose Gespräch, die frohen Gedanken an eine schöne Zukunft nur der Geliebten, auch wenn der Verlobte nicht, wie Mörike in seinen Briefen an Luise Rau, ein mahnendes „Für dich allein“ an den Kopf der Zeilen setzt. Die Liebesgedichte bilden einen Prolog oder einen Epilog zu den eigentlichen Liebesbriefen; sie halten einzelne Stimmungen fest, bereiten vor oder zerstreuen die Gedanken, sind mehr ein Monolog, der von dem Sprechenden an sich selbst gerichtet, als ein Brief. Dieser ist vielmehr fast stets ein geheimer Dialog, ein Zwiegespräch, das der Schreibende mit dem Empfänger unterhält; er antwortet oder stellt Fragen. Darum ist ein Brief stets eine *oratio recta*, und ich möchte von dem Gedicht dann behaupten, daß es einer *oratio obliqua* entspräche.

Einmal nur enthüllt uns ein Gedicht, das den Schluß eines Schreibens der Geliebten an den Auserwählten ihres Herzens bildet, das Geständnis der Leidenschaft, für die eine Prosaäußerung nicht genügt. Umgebung und Anwendung der Strophe geben eine Erklärung dafür, daß gerade an dieser Stelle die poetische Form die denkbar größte Wirkung ausübte und ausgeübt haben muß. In den Tegernseer Liebesbriefen Werner des Mönchs schreibt das Weib an den Mann in schwülftig gewähltem Latein. Die Empfindungen suchen hinter dem Ausdruck der Freundschaft Schutz, und die Verfasserin müht sich in Reim und Prosa, den Inhalt der gegenseitigen Beziehungen in den Becher dieses Verhältnisses zu schöpfen mit einer Wortkunst, die sie am Stil Ciceros gebildet hat. Matte philosophische Reminiszenzen müssen die Feuer der Liebe dämpfen. „Wahre Freundschaft ist nach dem Zeugnis des Tullius Cicero Einflang in allem Göttlichen und Menschlichen mit Herzlichkeit und zugeneigtem Sinn. Sie ist auch, wie ich von Dir gelernt habe, das trefflichste aller Dinge auf Erden und besser als alle anderen Tugenden; denn sie gefällt, was getrennt war; sie bewahrt, was sie gesellt, und was sie bewahrt, hebt sie höher und höher. Nichts ist wahrer als diese Beschreibung oder Erklärung; wer sich danach richtet, der hat einen Grund von fester Bewährung.“ Mit großer Gewandtheit wird dieses Thema nach allen Seiten hin gedreht und ausgelegt. Die Erklärungen, in denen das Wort Freundschaft durch Liebe verdrängt wird, wirken farblos und matt: die roten Lippen der Schreiberin mögen, wenn sie dies alles gesprochen hätte, wohl anmutig anzusehen gewesen sein. Aber so klingt der Brief gezwungen, bis auch der Liebenden der Zwang der römischen Sprache zu lästig wird und sie mit einer edeln, aufrichtigen Bewegung die Maske abwirft und in einen Jubel ausbrechend ihren Brief mit einem deutschen Liedchen schließt:

„Du bist min, ich bin Din,  
Des solt Du gewis sin.  
Du bist beslossen  
In minen Herzen,  
Verlor'n ist das sluezzelin,  
Du muost och immer dar inne sin.“

Diese Unmittelbarkeit und Frische des Geständnisses mögen Wernher dem Mönch das Blut in die Wangen getrieben haben, während die lateinischen Freundschaftsbeteuerungen ihm nur ein behagliches Schmunzeln ablockten für seine gute Lateinschülerin. Auch dort, wo es nicht die Liebe, sondern der Unmut ist, der ihr ganzes Gefühl beherrscht, sprengt die Schreiberin mitten in der lateinischen Rede die Fesseln der fremden Sprache und kleidet hastig und wenig gefügt in deutsche Ausdrücke, was ihr Herz bedrückt.

Doch solche Verletzung des Konventionellen der brieflichen Umgangsformen ist selten, und es mußten mehrere Jahrhunderte hingehen, ehe ein Zug der Lebendigkeit alles Steife und Veraltete wegriß. „Wenn man in einem wohlunterhaltenen und für beide Teile stets behaglichen Briefwechsel bleiben will, so darf man sich nicht auf den Fuß setzen, jedesmal eine Art von geistigem Sonntagsrock zum Brieffschreiben anzuziehen, ich meine, daß man sich geniert, einander gewöhnliche, unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben. Wenn man sich lieb hat, wie es von uns beiden doch anzunehmen ist, so ist es ein Vergnügen, überhaupt nur in Verbindung zu sein. Ist man geistig angeregt, so schreibt man einen witzigen, ist man niedergeschlagen, einen sentimentalischen Brief; hat man den Magen verdorben, hypochonder, und hat man gelandwirtschaftet, wie ich heute, trocken und kurz. Ich habe heute den ganzen Tag gerechnet und wußte bei Gott nicht, was ich Dir schreiben möchte; wäre es nicht wegen Grosvenor gewesen, so hätte ich es aufgeschoben (so leicht verfall' ich selbst in den Fehler, den ich table), und nun habe ich doch drei Seiten voll geschrieben, ich weiß nicht wovon, und verlange von Dir als schweesterliche Pflicht und Schuldigkeit, daß Du sie lesen sollst. Ebenso mußt Du, mein Herz, dazu beitragen, uns auf dem ungenierten Plauderfuß zu erhalten; schreibe Du mir in welcher Stimmung Du willst — auch in der wirtschaftlichsten von der Welt, Du machst mir immer eine sehr große Freude; Dein Brief mag kurz oder lang, frankiert oder unfrankiert sein, er mag Dir uninteressant vorkommen, für mich ist er immer das Gegenteil.“ Durfte Bismarck unter dem 22. Februar 1845 so an seine Schwester schreiben, um wie vieles mehr mußte sich die Ungebundenheit des Verkehrs in den Schreiben niederschlagen, die der Verlobte mit seiner Verlobten, das Weib mit dem Manne wechselte, zwischen denen die bräutliche Neigung ganz andere Beziehungen geschaffen hatte, wie zwischen Bruder und Schwester.

Als der Briefverkehr in Deutschland noch seine Kindheit lebte, waren die Mitteilungen zwischen Liebenden weit davon entfernt, dem Alltage mit seinen wechselnden Geschehnissen und Stimmungen zu entsprechen. Vorerst noch wird das Schreiben erfüllt von einer Apotheose, die dem geliebten Wesen gilt, mag dieses nun gesucht sein unter „meiner Sel getruwen friund, unsern heren Ihesu Christo“ als „meins herzen us erweltue freud und meiner sel heiliger trost und alles meins lebens mit ganzem gedingen sicher zusucht“, wie Heinrich von Nördlingen an Margareta Ebner, die Gottesbraut (1332—1338), schreibt, oder mögen die Grüße an die Geliebte den einzelnen Teilen ihres Körpers gelten, wie ein altdeutscher Liebesbrief aus dem 14. Jahrhundert sie aufzählt für „ir' wänglein, rosen-var, ir' spilden änglein klar, ir' halslein harminweiß“. Zumeist handelt es sich um die Bitte, zu einem Stelldichein zu kommen oder ein solches zu verabreden. Die Interessen der Umgebung und der Familie treten erst allmählich in den Kreis der Nachrichten; sie sind natürlich in Briefen, welche die Frau an den abwesenden Gatten richtet, den sie über die nächsten Vorkommnisse unterhält; sie gewinnen auch dort Raum, wo in späteren Jahren die Handschriften schon dazu dienen, eine Aufgabe nebenbei zu erfüllen, die später den Zeitungen ausschließlich zufiel: das Nachrichtenwesen. In strengen Linien bewegt sich noch die Form: jeder Gedanke, der in Worte gefaßt wird, erhält die Einleitung „und lieber man wisset“, sodaß in dem

sechszwanzig Zeilen umfassenden Brief der Charitas Scheurl an ihren Eheherrn Albrecht Scheurl aus dem Jahre 1450 nicht weniger als elfmal diese Wendung im Wechsel mit „Lieber man ich pit euch“ vorkommt.

Durch Luther gewinnt, wie so vieles im Geistesleben, seinerzeit auch der Brief seine Belebung, und die Schreiben an seine Rätke stellen in jedem Augenblick die volle Persönlichkeit des Reformators mit seinem Denken und Tun, mit seiner Ehrlichkeit und tief hiederer Treue dar. Bei ihm wird der Gedanke, der mit der Stunde kommt und mit der Stunde geht, als wertvoll und Freude bringend für den Empfänger angesehen, und darum spricht er zu seiner Frau von allem, was ihm durch den Sinn geht, was er geschaut, erlebt oder erdacht hat und nimmt durch Fragen und Weisungen teil an dem Leben seiner Lieben daheim. Erst ein solches Einsetzen eines ganzen Menschen im Briefe läßt auch in den Satzgefügen Raum für Scherzwort und Humor, der früher keine Stätte zu haben schien. An der Gewißheit seiner Liebe und seines Geliebterbens ist nicht zu rütteln, und darum hält er sich in seinen Briefen nie lange mit Beteuerungen und Versicherungen auf. Er will sich durch Selbstqualereien die Quelle seiner Kraft nicht trüben und läßt die Heiterkeit seines Geistes wie eine Sonne in seinen Zeilen strahlen.

Und gerade die gegenseitige Gewißheit eines Sichverstehens steht nicht selten den Liebenden unter einem bangen Zweifel. Schreibt doch Karoline selbst noch in banger Erwartung an Schlegel: „Sehen mußt Du mich noch zuerst und Dein Herz prüfen, ob ich Dir dann auch noch gefallen kann, wenn ich sichtbar um Dich bin.“ Und sie fügt mit einer kaum zu unterdrückenden Unruhe hinzu: „Ach Gott, das erwarte ich wie ein Todesurteil.“ Man soll aus solcher Äußerung nicht etwa schließen, daß sie sich ganz in ihrem Tun und Lassen nun so auf eine Dressur eingerichtet hätte, wie es wohl noch heute eine ganze Anzahl heiratsfroher Mägdelein tun oder wie es uns der Brief einer Braut in Hof an ihren Bräutigam in Koburg aus dem Jahre 1750 mit aller geziemenden Ehrfurcht und Sittsamkeit kündigt. Die kernige Selbständigkeit des Seelenlebens der Frau, das in der Liebe nicht den Befehl der Eltern, die Politik einer Geschäftsklugheit, das Vertragsobjekt zweier Familien mehr kennt, offenbart eine immer höhere, immer gewaltigere Anschauung der Herzensregung. Das Stück heimlichsten Glückes, das Madalena Baltheser Baumgartnerin 1684 ihrem Manne in einem Postskriptum mitteilt, während das andere Schreiben von gleichgültigen Dingen handelt, und das sie ihn zu bewahren bittet — wäre er bei ihr, sie hätte es ihm ins Ohr geflüstert — „Herzeter schaz, las den prief nitt lichen vor jemundt: schem mich sunst!“ — dieses heimliche Glück wird zu einer Macht, die den Brief beherrscht und die Neigung in edelster Reinheit und ethischer Größe wie einen Goldstrom die Mitteilungen durchziehen läßt. Und je mehr Selbstwerte die Liebe erhält, um so reicher gestaltet sich das Empfindungsleben in den Briefen. Und sein Reichthum nimmt zu bis zu den Tagen unserer Geisteshelden in Weimar, die sich in ihren Briefen ganz ohne Zwang und Geziertheit gaben. Wahrlich, da waren sie voll und ganz „Archive des Herzens“ geworden.

Wie mannigfaltig ist die Lebensenergie, die sich in den Briefen ausspricht, und welche gestaltete Schicksalsfülle offenbart sich in ihren Zeilen! Mit ein, zwei Briefen des Liebenden, mit ebenso vielen der Geliebten wissen wir die Kimmernisse ihres Lebens, die Nöte ihrer Sehnsucht, die Lieblichkeit ihrer Neigung, die Süße ihres Glückes, die Bitterkeiten ihrer Sorgen. Und aus ihnen spüren wir zugleich das Ringen von Kräften, die sich um ihre höchste Entfaltung mühen, um die Liebe damit krönen zu können. Lessing, der mit starker Ruhe seine unbändige Sehnsucht zügelte, und die kluge, tapfere Frau Eva König, deren Glück ein so jähes Ende fand; der in der Freude der Liebe jauchzende, in neckischer Heiterkeit plaudernde Mozart und Constanze Weber mit ihrem lustigen Leichtsinne, der dem Bräutigam nicht immer zusagte; Heinrich von Bülow und Gabriele von Humboldt; Goethe im Strudel seiner Liebeswirren und hier Rätchen Schönkopf, dort Friederike von Sefenheim, dann Frau von Stein und wieder Christiane Vulpius und schließlich Auguste von Stolberg; der pedantische Herder, der ein verfängliches Spiel mit seiner Sinnenlust treibt, und Karoline Flachsland.

Jeder Name ist ein Symbol einer Schattierung, einer Nuancierung, einer persönlichen Note der Liebe. Erst aus den Liebesbriefen gewinnt man eine Übersicht über den Anteil, den die Frauen an der Entwicklung unseres Geisteslebens nahmen. Sie sind in mehr als einer Hinsicht die treibenden, erneuernden, befruchtenden Elemente, die den Geist des Mannes durch Anteilnahme und Zuspruch anreizen oder besänftigen. Der Konfistorialrat Herder schreibt aus Bücheburg an Karoline Flachsland in einem in der Anekdote nicht ganz das Gönnerhafte umgehenden Tone: „Allerliebste Mädchen! Da sehe ich Dich als eine kleine Göttin, als eine Unschuldsgrazie an, die mir auf meinem Lebenswege wie eine Erscheinung begegnete, um meine Muse, meine Gesellschafterin, meine unsichtbare Freundin zu sein, und mich zu dem zu erheben, was ich sonst durch mich selbst nicht geworden wäre.“ Goethe nannte Frau von Stein seinen „lieben Schutzgeist“, dessen Liebe ihm ist wie der Morgen- und Abendstern, er geht nach der Sonne unter und vor der Sonne wieder auf, und Schiller schrieb an seine Lotte: „Mein ganzes Dasein, alles was in mir lebt, alles, meine Feuerste, widme ich Ihnen, und wenn ich mich zu veredeln strebe, so geschieht's, um Ihrer immer würdiger zu werden, um Sie immer glücklicher zu machen.“ Der auf dem Asperg gefangen gehaltene Schubart schrieb, nachdem er 377 Tage auf faulem Stroh in einem Blockhause verlebt, 4 andere Jahre zwischen eisernen Riegeln zugebracht hatte, an seine Frau: „Es gibt viel neidische, eitle, kokette, treulose Weiber, aber auch eine Helene Schubart, die Einfalt, Fleiß, Mutterliebe und Religion adelt und die auch Treue gegen ihren lebendig-toten Mann schon ins siebente Jahr bewahrt. — Schau, Engel, solche Beispiele lassen meine Menschenliebe nie erkalten und ich zürn' oft, daß ich so wenig für die Menschen tat.“

Aber noch in einer anderen Hinsicht können wir einen Einfluß, wenn auch nur einen indirekten, von seiten der Frau auf den Mann wahrnehmen. Gebbel macht unter dem 19. Dezember 1836 von München aus Elise Lensing das Geständnis: „Keinem Menschen in der Welt schreibe ich Briefe, wie Dir; Du genießest mit mir mein geheimstes Leben; ja, noch unklar über manche innern Zustände, bringe ich sie mir selbst erst dann zur An- und Überschauung, wenn ich sie vor Deinen Augen abwickle.“

In dem gleichen Maße, wie der Mann anerkennt, daß die Neigung einer Frau seinem Leben einen erhöhten Antrieb gibt und seinem Dasein neue Lebensreize, die sich in seinen Arbeiten und seinen Anstrengungen nach dieser Richtung hin ankündigen, so will auch das Weib vom Manne geistigen Gewinn davontragen, sie will von ihm lernen. Es treibt sie dabei der Wunsch, an dem Denken und Sinnen des Geliebten auch dort, wo seine Interessen nicht allein ihr gelten, Anteil nehmen zu können. Mitunter entspringt das Verlangen auch wohl dem Bewußtsein einer im Vergleich zu der des Mannes zu niedrigen Entfaltungsmöglichkeit geistiger Gaben oder der Erkenntnis des gänzlichen Fehlens derselben. Zugleich ist es eine feine Herzensbescheidenheit. So weist Fichte ein derartiges Ansinnen seiner Braut Johanna Maria Rahn in einem aus Danzig am 5. März 1793 gesandten Brief zurück: „Du willst durch mich Dich bilden? Was ich Dir allenfalls geben könnte, bedarfst Du nicht; was Du mir geben sollst, bedarf ich sehr. Geuß, Du gute Seele, eine gehaltenere Ruhe in mein stürmendes Herz unter der kalten Stirn, geuß Sanftheit und herzzgewinnende Milde in meinen Feuereifer für die Veredelung meines Brudergeschlechtes. An Deinem Herzen will ich mich bilden, bis ich nützlicher hervortreten kann.“ Unter dem Gesichtspunkt, daß wir edler und besser werden sollen durch die Liebe, verspricht Heinrich von Kleist seiner Verlobten Wilhelmine von Zenge „dafür will ich denn auch an Ihrer Bildung arbeiten, Wilhelmine, und den Wert des Mädchens, das ich liebe, immer noch mehr veredeln und erhöhen.“ Moltke hält — trotz seiner Bitte an seine Braut: „hilf Du mir fortan, mich zu bessern“ — das Schulmeistern für seine Pflicht. „Dich selbst aber möchte ich edler und besser, und das ist gleichbedeutend mit glücklicher und zufriedener, sehen, als ich es werden kann. — Sei daher bescheiden und anspruchlos, so wirst Du ruhig und unbefangen sein.“ Er mahnt sie auch, wenn sie schreibt, den Brief, den sie beantwortet, stets noch einmal durchzulesen, um alle die Gegenstände zu berühren, die darin enthalten sind. Er kritisiert, lobt und tadelt an dem jungen Menschenkind herum,

bis er doch schließlich selbst zu der Erkenntnis kommt, daß es wohl genug davon sei: „Und nun gib mir einen Kuß, so will ich das Schulmeistern sein lassen.“ Doch dieser gute Voratz ist bald wieder über den Haufen geworfen. In ähnlicher Lage benimmt sich Bismarck seiner Braut gegenüber ganz anders. Da steht in einem Brief vom 22. Februar 1847 zu lesen: „Bemühe Dich nicht, eine steife glatte Hecke zu werden von Hause aus. Die kann grün und kräftig nur dann dastehen, wenn sie wild hinauswächst und vom Gärtner mitten durchs Leben beschnitten wird, und das werde ich doch nicht über mein Herz gewinnen; wachse beliebig als Waldbrose; das häßliche Moos und die allzuschärpen Dornen wollen wir uns beide bemühen schmerzlos oder doch vorzüglich zu entfernen.“

Hatte Karoline Richter voller Unwillen über Jean Pauls Flattrigkeit und die Vernachlässigung, die ihr von seiner Seite zuteil wurde, ihrem Manne geschrieben: „Entfernung ist das Grab der Liebe — Nähe und Gegenwart ihre Nahrung“, so weiß Ferdinand Kaimund, von seiner Liebe Toni Wagner getrennt, die Entfernung zu überbrücken: „Wenn man liebt, wünscht man sich nahe zu sein, und kann man sich näher treten, ohne sich zu sehen, als durch Briefe?“ In solchem Sinne mußte die Ankunft eines Briefes eitel Freude bereiten, und die Liebesbriefe weisen genügend Andeutungen auf, die jene Annahme bestärken. Häufig sucht der Empfänger seine Behaglichkeit, um den Brief mit der nötigen Sammlung lesen zu können, durch irgend eine äußere, auch äußerliche Erfüllung lieber Gewohnheiten zu erhöhen. Magdalena Behaim ging in den Garten und schrieb hier ihre herzlichen Episteln an ihren Bräutigam Baumgartner „Schick Dir hiemit aber der plimlein aus unserm gertla, welger ich nit vergis, weil ich darin schreib.“ Das ist eine bescheidene, aber freundliche Situation, die der Geliebten wohl ansteht. Fichte teilt seine Freude über den Empfang eines Briefes mit folgenden Worten mit: „Kein Wort über die Begier, mit der ich Ihren Brief wie ein Dieb und ungeschickt genug zu mir steckte, mit ihm nach Hause eilte, mich auf mein Zimmer einschloß und ihn nicht, wie ich sonst wohl pflege, mit Heißhunger verschlang, sondern mit langsamem Genuß, Zug für Zug hinunterschürfte!“ Nichts von der stürmischen Eile ist bei Moltke zu finden. „Heute ging ich,“ so schreibt er am 10. Oktober 1841 an seine Braut, „bei dichtem Regen in den Tiergarten, als ich dem Briefträger begegnete, welcher seit dem 9. Mai vierteljährlich ein paar Sohlen mehr braucht. Zu Hause angekommen, schob ich mir einen Lehnstuhl zurecht, nahm eine Priße, um mich in die allerbeste Laune zu versetzen und las Deinen ersten deutschen Brief.“ Was für Fichte sein stilles Kämmerlein, für Moltke die Priße ist, das ist für Johann Heinrich Voss die neue Priße, „die noch keine Flamme des Heerds entheiligt hat“.

So verschiedenartig die Gewohnheiten der Brieffschreiber oder Briefempfänger unter den Liebenden sind, so vielgestaltig sind auch die Anreden, die für die Geliebte gewählt werden. Wie schon im Aufbau und in der Sprache, so ist auch hier die Wahl des Mannes eine reichere und kühnere als die der Frau. Voll köstlicher Anmut und lieblichem Zauber stehen die kurzen, oft recht seltsam zugestutzten Worte vor oder zwischen den Zeilen. Eine Anrede: „Hochgeborener Kurfürst meyn freundlicher herzallerliebster herr und gemal“, wie sie Sibylla von Sachsen an Friedrich den Großmütigen wählte, oder „Edler, ehrenfester, freundlicher, herzlieber Junker! Euch sei mein freundlicher Gruß nebst Lieb und Treue zuvor“, wie Ursula Freherin schrieb, hält sich in dem Augenblick nicht mehr in ihrer Förmlichkeit, wo der Brief schon mehr den Ausdruck einer persönlichen Äußerung mit all den Eigenheiten des Schreibers in Stil und Form angenommen hat. „Allerliebste Dide“ beginnt Friedrich von Homburg den Brief an seine Gemahlin, der wie ein Schlachtbericht wirkt; „mein süßer Freund“ nennt die Karfchin den Gleim; „mein vielgeliebter Muck und Schneefuß“ redet Karl Maria von Weber seine geliebte Karolina an; „ausgewählter Freund in unserm einigen und liebsten Jesu“ beginnt als ihres liebwertesten Freundes in rechtschaffener Liebe Jesu Christi verbundene Dienerin A. M. Wurm die Epistel an August Hermann Franke in Halle. Einer gesteigerten Augenblicksempfindung entspringen die Ausdrücke, mit denen Mozart seine Frau belegt: „Grüß Dich Gott, Stanzel — grüß Dich Gott,



Spizhub — Krallerballer — Spizignas — Bagatellerl — schluck und druck!“ Oder er ruft sie an: „O stru! stri! ich küsse und drück Dich 1 095 060 437 082 mal (hier kannst Du Dich im Aussprechen üben) und bin ewig Dein treuester Gatte und Freund.“ Aus solcher Apostrophierung des geliebten Weibes macht man nicht mit Unrecht den Schluß dahin, daß schon in der Anrede gewissermaßen in Konzentration des Gefühlsinhaltes ruht, den das Herz des Schreibers für die Angeredete empfindet. Goethe nannte Christiane Vulpius „liebe Kleine“; Levin Schücking schrieb an Annette von Droste-Hülshoff „liebes Mütterchen“, Lessing an Eva König „Meine liebste, beste, einzige Freundin!“ und das herrische Wort „Frau!“, das Gräbe an den Anfang eines Briefes an seine Ehefrau setzte, läßt uns einen Blick tun in das Herz des Mannes, der in seinem Eheleben einen Vorgeschmack der Hölle fand.

Alles Menschliche umfassen die Liebesbriefe. Sie führen hinein in die Wirrnisse des Alltages und heben uns hinauf auf den Fittichen der Adler zu den Höhen geistiger Siegesfreude und herrlichsten Beutegenusses, sie leiten an die Stätten der Arbeit, an die Schmelzöfen des Schicksals, in die quellendurchrauschten Gärten eines luftschweren Paradieses und letzten Endes immer wieder und wieder in das Leben. In das Leben des einzelnen und der Allgemeinheit. Es wird gern die Ansicht vertreten, daß der Künstler sich und dieses Leben belügt; es wird beklagt, daß wir nicht mehr zur Lüge angehalten werden, um unsere Phantasie nicht verkrüppeln zu lassen. Ob auch der Brieffschreiber dahin zu rechnen ist? In bezug auf die historischen Begebenheiten mag man es zugeben. Gewiß nicht in seinem Persönlichsten. In herbem Troß schreibt Hebbel an Elise Lensing: „Wer über sich selbst schreibt, sagt gewiß die Wahrheit, entweder mit Absicht, oder unbewußt.“

## Die Neue.

### Berliner Skizze

von

Ant. Andrea.

Nachdruck verboten.

Das gute Herz machte es der Hausmutter schwer, ein Machtwort zu sprechen; wenn aber die Anstalt sich allen aufzun wollte, die hier in der ersten Not Hilfe suchten, so mußte sie sich auch hinter denjenigen schließen, denen sie aus „der ersten Not“ herausgeholfen hatte.

„Hallern,“ sagte sie zu der Frau, um die es sich handelte, „wir haben Sie weit über die Zeit behalten, obgleich nicht ein Pfennig für Sie bezahlt worden ist. Was Sie uns kosteten, haben die Damen vom Vorstand unter sich zusammengebracht. Das geht nun nicht länger. Ihr Kind mögen Sie vorläufig noch hier lassen; aber Sie müssen sich anders

einrichten. Morgen oder übermorgen kommt die Neue, an die Ihr Bett bereits vergeben ist.“

„Mir macht es nichts aus, Hausmutter, wenn ich mir 'nen Strohsack uf die Diele lege“ — — —

„Nein, Hallern, ich lasse mich auf nichts mehr ein.“

„Bloß so lang, Hausmutter, bis der Mann Geld schickt! Es kann jeden Tag kommen.“

„Das haben Sie uns seit fünf Wochen schon in Aussicht gestellt; es ist aber nie was erfolgt. Sie müssen sich selbst helfen, Hallern!“

Die Hausmutter verließ eilig die Stube, um nur nicht mehr die leere Ratlosigkeit in

der Miene der armen Frau zu sehen. Trotz des noch dunkeln und vollen Haars, das straff von der wellen Stirn nach hinten gekämmt war, sah sie wie eine Sechzigjährige aus, so viele Furchen durchzogen das verfallene Gesicht; und doch stand sie erst am Ende ihrer elenden Dreißig.

„Hausmutter!“ — — — Die hatte bereits die Tür hinter sich zugeklippt. Mit einem Gewohnheitsseufzer, der ihr nicht mehr wehtat, begann die Hallern an einem alten Rock zu sticheln. Sie hatte ihn im Laufe der Zeit schon so oft unten abgeschnitten, daß er ihr knapp noch über die Knie reichte. Im Notfalle hielt er aber immer noch aus. Sobald ihr „Maze“ Geld schickte, wollte sie sich einen neuen kaufen: warum schickte und schickte er nur nicht?

In ihrem armen Kopfe bohrte und hämmerte es, als sollte er auseinander gehen: Wenn der Mann sie überhaupt im Stiche ließ, dann mußte sie für sich selbst sorgen und auch für das Kind, dies letzte, nachgeborene. Nur — was konnte sie viel leisten mit ihrem ausgefogenen, zermürbten Körper? Als Dienstmädchen gehen, hatte die Hausmutter geraten. Freilich! Sie hatte dann ein anständiges Unterkommen, ihr gutes Essen, und konnte ihren Lohn für das Kind abgeben. Das war ihr nun einmal lieb, obgleich sie am meisten feinetwegen ausgestanden hatte. Die anderen vier waren hintereinander gekommen und gegangen, arme fast- und kraftlose Geschöpfchen, die ihre Auglein schleunigst zumachten, als das Licht der Welt grell und hart hineinschien.

Nun dieser kleine Späuling, ganz unerwartet und unerwünscht! Ihr Mann hatte mit ihr gezankt, als ob es ihre Schuld wäre. Sie war doch immer nur eine nachgiebige Frau gewesen, weil er „seine Ordnung“ haben und nicht draußen auf Abwege geraten sollte. Er war ein bißchen leichtlebig. Na, bei seiner Jugend gönnte sie ihm auch mal sein Vergnügen mit den Kameraden. — — Er war ja sonst kein Schlechter. Sie begriff nicht, daß er sie diesmal so in Not ließ. Schon mehrere Tage vor der Geburt des Kleinen war er nicht nach Hause gekommen. Sie hätte jämmerlich umkommen können, wenn die Nachbarn sich ihrer nicht angenommen hätten.

Eines Morgens wachte sie aus einer langen Ohnmacht auf; da legte die Schusterfrau aus dem Keller ihr das Kind in den Arm. Sein Fädchen Atem lief zwar so dünn und schwach, daß sie glaubte, es würde gleich wie bei den anderen vier reißen; aber dann kamen die Damen vom „Mutterheim“ und versorgten es mit Wäsche und Milch. Da begann das Leben sich in seinen blinkenden Augeln zu spiegeln, hell und standhaft, und heut gar gedieh es wie jedes andere gesunde und zur Freude geborene Kind. Beide hatten sie im Heim Obdach und Pflege gefunden, sodaß sie dachte, alle Not hätte überhaupt ein Ende. Als sie aber genas und sich erholte, fing es von vorn an. Der Mann kümmerte sich nicht um sie, schickte kein Geld. Drei-, viermal schrieb sie an ihn. Keine Antwort. Sobald sie sich auf die Beine machen konnte, ging sie selbst hin. Sie fand die Wohnung offen und alles verstaubt und verlüderlicht. Ihr armseliges Bett ungemacht, wie sie es verlassen hatte, und ein paar Plundern, die ihr in ihrer schlimmen Stunde gebient hatten, lagen und saulten in der Ecke. Ihr war weh und übel geworden. Sie machte, daß sie in das Heim zurückkam, in die gesegnete Luft von Ordnung und Sauberkeit, und dann schrieb sie immer wieder an ihren Mann: „Lieber Maze, schick mir doch Geld, damit ich und das Kleine hierbleiben können — — —“ Er schickte aber nicht, und weder hören noch sehen ließ er sich, die ganze lange Zeit . . .

Den nächsten Morgen, als die Hallern beim Aufwischen der Zimmer half, kam die Hausmutter sehr erregt herein: „Was nun, Frau? Die Neue ist da! Fortschicken können wir sie nicht: sie hat bereits für sich und ihr Kind bezahlt. Schnüren Sie nun man für Ihr Bündel, Hallern, und gehen Sie nach Hause.“

„Joa, joa!“ Die arme Frau stellte den Schrubber beiseite und stieg schwerfällig die Treppe zu ihrer Stube hinauf. Sie wohnte mit zwei anderen Frauen zusammen, die tagsüber auf Arbeit gingen. Die Neue saß schon da: ein blaßes, junges Ding mit einem neugeborenen Kind im Schoß.

Gedankenlos begann die Hallern ihre paar Habseligkeiten zusammenzuframen: sie stöberte in allen Ecken und Winkeln herum

und vergaß, was sie eigentlich suchte. „Ziehen Sie aus?“ fragte die Neue. Sie sprach sehr leise, denn das Kindchen war eingeschlafen auf ihren Knien.

„Freilich. Ich muß Ihnen Platz machen. Wo wollen Sie sonst hin? Das geht hier immer so: wenn eine kommt, muß die andere fort. Alles voll. Alle Betten besetzt.“ Die Hallern kam sich ordentlich wichtig vor, daß sie schon Bescheid wußte und Auskunft erteilen konnte. Sie ließ Baden und Suchen sein und betrachtete die Neue mit einem Gemisch von mitleidiger Vertraulichkeit und Überlegenheit.

„Sie haben sich hier wohl gut erholt?“ flüsterte das junge Weib.

„Dach ja, bloß velle los is nich mit mir. Das jüngste Kind, und immer sich abrauern! Wenn es einem dann mal gut geht, schickt der Mann kein Geld nich. Na, nu muß ich fort.“

„Sie sind also verheiratet?“ Der Neuen versagte beinahe die Stimme; aber die Hallern warf sich in die Brust: „Sie denken woll, ich bin so eine? Nee, ich bin 'ne rechtschaffene Ehefrau. Sie auch?“

Die Neue bückte sich tief über ihr Kind, und in ihr blaßes Gesicht trat glühend heiß die Scham.

„Ich — — ich nicht — —“

Sollte man mit „so einer“ weiterreden? Die Hallern war nicht recht einig mit sich; schließlich siegte der Drang sich auszusprechen über ihre sittlichen Bedenken, zumal, da sie es mit einer zu tun hatte, der es am Ende noch schlechter ging als ihr selbst. Sie hochte sich auf die Bettkante und zerstreut ins leere starrend sagte sie: „Zahlt er Alimente?“

„Ja. Er will mich auch heiraten, und ein hübscher, flotter Mensch ist er.“

„So — so. Dat is recht, und Sie können froh sein! Meiner rückt nich raus.“

„Aber er muß doch für Sie sorgen — für seine Familie — —“

„Freilich muß er; bloß er tut es nich.“

In dem schwachen Verstande der Hallern schwirrte alles kraus durcheinander; nur das blieb klar: ihr Mann hatte sie verlassen. Es kam wie eine Riesenangst über sie; aber sie wehrte sich hartnäckig. „Nich? Für mich und das Kind muß er sorgen?“

Die Neue nickte. Ihr brannten Tränen in den Augen: „Solch ein Glend!“ dachte sie.

Aber die Hallern begann zu schwagen und zu erzählen. Sie mußte es sich mal von der Seele wälzen — dieses Leid, diese Ehe und die Jahre des stumpfen, dumpfen Grams: Ja, ihrer wäre auch noch ein flotter, ansehnlicher Kerl! Nicht wie sie — so 'ne arme Frau wäre bald aufgerieben. Fünfhundert Mark bar hätte sie ihm mit in die Ehe gebracht, und wenn sie auch ihre zehn bis zwölf Jahre älter war als er, 'ne gute Partie wäre sie doch gewesen. Na, ihr Mann war auch sonst nicht der schlimmste, nur daß die Kinder alle hinstarben, das machte ihn verdrießlich. Lieber Himmel, dafür konnte sie nicht. Warum hielt er sie so knapp, daß sie oft kaum das Sattessen hatte? Nun kam dies letzte — da war ihr Mann wie umgewandelt. Wütend hatte er geschrien, sie sollte sich was schämen, und Schimpfworte wären auf sie niedergehagelt. Er hätte nicht geglaubt, daß es am Leben bleiben könnte, und nun lebte es doch — —

So rebete und rebete die Hallern, bis sie den Faden verlor. Dann stierte sie die Neue an: ein junges Ding, was wußte das vom Leben! Niedlich übrigens und gut gekleidet. Weiße Hände, wie 'ne Feine.

„Was sind Sie man gleich?“ fragte sie neugierig.

„Schäntmamsell, draußen, in Wilmersdorf. Da habe ich ihn kennen gelernt. — Er war arg hinter mir her, sonst — —“ die Tränen schnürten ihr die Kehle zu, aber sie wagte nicht sich zu rühren, um das Kind nicht aufzuwecken.

„Na, wenn er gut zahlt, denn is es nich schlimm,“ tröstete die Hallern sie mitleidig.

„Halten Sie sich man ran, daß er Sie nicht sitzen läßt. Unseraines kennt sich ja nich aus mit den Mannsleuten.“

„Es ist nur“ — — weinte die Neue leise auf, „daß er 'ne Frau hat. Er muß sich erst scheiden lassen.“

„Ja, das is denn sonne Sach'!“ bemerkte die Hallern zerstreut. „Das dauert seine Zeit und kostet 'ne Menge Geld. Na, Ihrer wirbs woll dadazu haben.“

„Er verdient genug in der Fabrik, bloß — einem tut die arme Frau leid. Sie soll

schwach im Kopf sein, und durch und durch krank. Was soll 'n Mann aber anders tun — Er ist doch auch zu bedauern" —

Die Hausmutter kam mit einem Teller Essen herein, den sie vor der Hallern auf den Tisch setzte.

„Hungrig sollen Sie nicht von uns gehen, Frauenchen,“ sagte sie gutmütig. „Dann aber, adje! Haben Sie Ihre Sachen zusammen?“

„Dach ja, ich dank auch schön, Hausmutter!“ Was machte sie sich aus den paar Plundern? Aber das Essen — Bohnen mit Speck! Darüber ging ihr nichts.

In ihre armen Augen, die wie erloschen ausfahen, kam ein matter Schimmer ganz von unten herauf. Das Wasser lief ihr im Munde zusammen.

„Nicht zu hastig!“ warnte die Hausmutter. „Es ist heiß aus dem Topf gekommen.“

„Ich verbrenn mich nich, Hausmutter, bloß — es schmedt zu scheen bei Ihnen, und sowas krieg' ich sobald nicht wieder.“

„Na, denn adje, Frau Hallern! Wir werden Sie immer im Auge behalten, und sollte Ihr Mann Sie wirklich verlassen haben, dann müßten wir es der Polizei melden“ —

Das Kind auf dem Schoß der Neuen fuhr mit einem Schrei in die Höhe. Die Mutter hätte es beinahe fallen gelassen.

„Was ist denn los?“ Die Hausmutter wandte sich noch in der Tür um. „Was fehlt Ihnen?“

„Mir — mir ist so schlecht geworden.“

Die Hallern ließ von ihrem Teller ab und brachte dem armen Ding ein Glas Wasser. „Trinken Sie man ein bißchen, und dann legen Sie sich aufs Bett. Dies ist meins. — Dat kriegen Sie nu.“

Auch die Hausmutter stimmte dafür. Sie nahm ihr das Kind ab und trug es hinunter, damit es gebadet würde und seine Saugflasche bekäme. Es war ihr im Grunde recht unangenehm, daß die Neue krank werden sollte, ehe sie noch warm im Heim geworden war.

Kaum hatte sie indes das Zimmer verlassen, da richtete das junge Weib sich vom Bett auf. „Frau Hallern“, stöhnte sie. „Ach, Frau Hallern — —“

„Na, was wollen Sie, Kleene? Was ich Ihnen helfen kann, tu ich gern. Haben Sie sich auch nich zu feste geschnürt?“

Die Neue bohrte ihre dunkeln, brennenden Augen in das verfallene, ausdruckslose Gesicht der Älteren.

„Es ist ganz was anderes! Ich — ich will wieder fort, Hallern, und Sie sollen hierbleiben. Ja, Sie! Ich hätte sonst keine ruhige Stunde mehr. Und Ihr Mann, Hallern, der muß Sie wieder nach Hause holen: Sie sind ja seine Frau, und Ihr Kind ist seines, und meines, mein armes“ — — —

Sie ächzte in geheimen Seelenqualen, und die Hallern dachte, daß sie ihr unter den Händen zusammenbrechen würde. Doch dann raffte sie sich wieder auf. In fliegender Hast riß sie ihre Bluse vorn auf, und ein Beutelchen mit Geld fiel heraus. Sie stieß es mit dem Fuße der Frau hin: bücken konnte sie sich nicht danach.

„Das sollen Sie haben, Hallern! Es — ist Ihres. Ich habe es nicht nötig. Ich bin jung und gesund; ich komme wieder zu Kräften. Dann arbeite und schaffe ich genug für mein Kind. Sehen Sie mal nach ihm, Hallern, wenn Sie unten bei Ihrem sind! Es ist ein Junge — — Max heißt er.“

„So, so!“ stotterte die arme Frau ganz wirr und benommen im Kopf. Es war, als ob tief auf dem dunkeln Grunde ihrer Seele ein Licht angezündet würde, und sie wußte nicht, woher es kam. „Das will ich gern tun. Meines is auch'n Jung. Es kriegte die Nottaufe. Aber Maxe hab' ich ihn nicht nennen wollen, weil mein Erster so hieß, nach meinem Mann“ —

Die Neue griff ihren Hut und ihr Zädet vom Bett —

„Also, Hallern, auch mein Kind versorgen, ja? Sie können jetzt bezahlen, und ich schide mehr, wenn ich was verdiene. Ich komme bald und sehe nach meinem Jungen — sollte es aber lange, lange dauern, dann verlassen Sie ihn nicht!“ — —

Was das arme junge Weib sonst noch alles sprach und flehte und schluchzte, die Hallern hätte es nachher beim besten Willen der Hausmutter nicht wiedererzählen können. Es war zuviel gewesen für ihr durch Kummer

und Entbehrung geschwächtes Fassungsvermögen. Nur das eine hatte sich ihr jetzt eingepägt: sie brauchte nicht fort. Die Neue hingegen war verschwunden: niemand hatte sie gehen sehen; und ihr Kind hatte sie dargelassen.

„Ja, was machen wir nun?“ fragte die Hausmutter ratlos. „Sind Sie sicher, Hallern, daß das arme junge Ding nicht den Verstand verloren hat?“

„Weiß ich nicht, Hausmutter, geredet hat sie genug dabanach. Und ich soll auf ihr Kleines passen, hat sie gesagt, und hier bleiben soll ich, bis mein Mann mich holen kommt. Fassen Sie das 'mal an, Hausmutter! Geld, nich? Das hat sie alles mir gegeben.“

Mit dem Beutel in der Hand dächte sie sich wieder in längst vergangene Zeiten versetzt, wo sie als alterndes Mädchen, aber einzige Tochter eines Handwerkers von Ansehen und gutem Auskommen für eine begehrte „Partie“ galt — — —

Die Hausmutter erstattete schleunigst der Oberin Bericht, denn dadurch, daß die Hallern nun dablief, war doch wohl der Fall mit der „Neuen“ nicht erledigt. Man wollte Nachforschungen anstellen, die Polizei benachrichtigen: das arme Ding konnte sich ja in der Verzweiflung ein Leid antun wollen.

„Dach nee,“ sagte die Hallern. Sie war in die Kinderabteilung gegangen und holte sich aus den weißen Bettchen an den Wänden zwei Bengelchen heraus. In jedem Arm eines, setzte sie sich in den kleinen Garten am Hinterhause und sumnte ihnen leise was vor.

Das eine, schon ein strammes Kerlchen von vier Monaten, zappelte vergnügt auf ihrem Schoß und lachte und krächte in den Tag hinein, es kannte schon die Mutter. Das andere hingegen lag still mit geschlossenen Augen, die Häustchen dem Leben entgegengebollt, das ihm kaum erst aufgegangen war. Die weiche Hand der Barmherzigkeit wehrte es ihm ab. Es wußte nichts von Vater und Mutter; aber es litt auch keine Not und entbehrte nichts. Deshalb streckten die zarten Glieder sich wohligh, und es schlief immerzu.

Die Frau schaute und schaute in die beiden Kindergesichtchen — eines beweglich, voll Lächeln und unbewußter Daseinsfreude; das andere still, unergründlich, wie ein dunkles, ganz feines Rätsel.

„Dat arme Mutterken!“ murmelte sie, und ein feuchter Schimmer brach durch die trübe Stumpfheit ihrer Augen, die wer weiß wie lange nicht mehr geweint hatten. Es war, als fielen eine dunkle Wand vor ihrem Verständnis, und ein großes, sonnenähnliches Licht ergöffe sich in ihre verkümmerte und umdüsterte Seele.

„Dat arme Mutterken!“ wiederholte sie, während der Schimmer in ihren Augen sich zu einem zitternden Glanz vertiefte. Von den beiden Kindergesichtchen ging ein heller Schein aus, und in diesem sah sie die junge, fremde Gestalt der „Neuen“. Wie eine Lichterscheinung dächte es ihr — — —

Aber es war nur ein Sonnenstrahl, der gerade herunter vom Himmel auf sie und die Kinder auf ihrem Schoß fiel.

## Spiel.

Die Wellen plätscherten am Kiel,  
Das Boot lag fest im Hafen;  
Wir stiegen ein zum Schaukelspiel,  
Sind schaukelnd eingeschlafen.

Das Tau zerriß, wir merkten's nicht —  
Wie sind wir weit verschlagen!  
Kaum blinkt das letzte Küstenlicht,  
Und Wind und Wolken jagen.

Die Wellen nahen dichtgeschart  
Den stöhnend schwanken Borden. —  
Zur Lebensfahrt, zur Todesfahrt  
Ist unser Spiel geworden.

Viktor Klemperer.

## Bühnenelend und Bühnennimbus.

Don

S. D. Gallwitz.

Nachdruck verboten.

**D**er Monat Mai dieses Jahres war in unserem deutschen Vaterlande offiziell dem Idealismus geweiht: wir begingen das Gedächtnis an Friedrich von Schillers hundertjährigen Todestag als ein großes, weit ausgedehntes, nationales Fest. Man ist nicht auf der Oberfläche stehen geblieben bei diesem Feiern, die Festredner allerorten haben es häufig genug ausgesprochen, daß es nicht darauf ankomme, daß man sich bei dieser Gelegenheit einmal einen Schillerzyklus im Theater ansehe oder einen Vortrag über Schillers Genius und seinen Idealismus anhöre, um dabei stillvergnügt dem Gedanken nachzuhängen, daß man uns mit Recht das Volk der Denker und Dichter nennt, — nein! sondern darauf, daß wir unser Maß einmal an seinem Maß messen, d. h. unser Tun an seinen Forderungen und an seinem Handeln.

Sehr viel auch ist vom Theater im allgemeinen die Rede gewesen im Zusammenhange mit der Bedeutung Schillers. Hat er doch durch die künstlerischen und moralischen Aufgaben, die er der Schaubühne stellte, auch das Theater zu höherem Range erhoben. Unfern Theaterdirektoren hat man es bei der Gelegenheit einmal wieder ganz gehörig gesagt, wie schlecht es mit ihren Musentempeln bestellt ist. — Diese Fremdherrschaft auf unsern deutschen Bühnen, — diese elenden Repertoire, dieser platte Geschmack allenthalben! Haben wir denn nicht einen Schiller, einen Goethe, einen Lessing, einen Hebbel usw.?

So hat man gesprochen, und man hat die Wahrheit damit gesagt. Aber man darf nun wohl auch hoffen, daß unsere Gesellschaft einmal dem Umstande nachdenkt, daß Klassikervorstellungen bei uns nur deshalb möglich sind heutzutage, weil man billige Schülerbillette dafür ausgibt, denn sonst würde vor leeren Bänken gespielt werden müssen. Findet nicht unser Theaterpublikum die Dramen von Schiller und Hebbel herzlich langweilig? beinahe so sehr wie die von Goethe? und sind nicht allenthalben Neuheiten von Sudermann, Philippi oder Otto Ernst die Attraktionen der Saison? —

Eines der meistgebrauchten Zitate Schillers aus den diesjährigen Maitagen, das einem immer wieder aus Redner- oder Sängermund entgegen tönte, war der Vers aus seiner Dichtung „Die Künstler“:

„Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, bewahret sie! Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben“.

Schiller wendet sich hier an die Vertreter des ganzen weiten Kunstgebietes; doch werden diese Zeilen als Zitat am häufigsten unter Bezugnahme auf die Angehörigen der Bühne angewendet, vielleicht weil die öffentliche Meinung der Ansicht ist, daß ein Hinweis auf die Würde des Berufes und auf ein derselben entspringendes noblesse oblige hier am ehesten am Platze ist. Und dabei hat dann die öffentliche Meinung vor allem den weiblichen Teil der Bühnenkräfte im Auge, denn es ist bislang nun einmal so bei uns in Deutschland, daß der Begriff von Unmoral vorzugsweise in Verbindung mit dem weiblichen Geschlecht sich einstellt. Darum denn auch in der Hauptsache von diesem hier die Rede sein soll.

Es gibt keinen Stand und Beruf auf der Welt, über den so verworrene Begriffe herrschen, wie über den Stand der Bühnengehörigen. Die Nachrichten, die über

die Theaterleute an die Öffentlichkeit kommen, tragen samt und sonders den Stempel des Sensationellen an sich; dafür sorgen schon die Zeitungen, die wohl wissen, wie bunt sie gerade diese Bilder aus dem Leben ihren Lesern vormalen müssen. Berichte über die Extravaganzen von Primadonnen und Heroinen begegnen überall dem lebhaftesten Interesse; aber auch Fälle, die das Glend dieses Berufs illustrieren, sind als Lesefutter willkommen, vorausgesetzt natürlich, daß sie feuilletonistisch pikant hergerichtet sind. Was aber weiß man von den durchschnittlichen Verhältnissen? was von der großen Schar derjenigen, die unter den Begriff „Bühnenproletariat“ fallen?

Seit Jahren gehen die aus der Frauenbewegung wachsenden altruistischen Bestrebungen darauf aus, die Lage der im Beruf arbeitenden Frau auf allen Gebieten zu beleuchten, und eine Unmenge von Ungerechtigkeiten und Schäden sind dadurch aufgedeckt, einige auch gebessert worden. Bis in die Welt der Kulissen aber ist man noch nicht vorgebrungen, trotz mannigfacher Versuche. Ist es doch, als wäre diese Welt wie durch eine hohe Mauer von dem Schauplatz der arbeitenden Menschheit getrennt. Nur selten, daß einmal ein natürlicher Ton von dort zu uns herüberdringt. Das, was für die weiblichen Bühnenangehörigen im Sinne einer Fürsorge bisher geschehen ist, ist bald aufgezählt. Seit dem Jahre 1899 besteht unter dem Namen „Zentralstelle für die weiblichen Bühnenangehörigen Deutschlands“ in Berlin eine Vereinigung von Damen der Gesellschaft mit dem Zweck, bedürftigen Bühnenkünstlerinnen, Solistinnen und Chormitgliedern die Anschaffung von Garderobe zu erleichtern. Der Verein sammelt alle Arten (durch Kauf erworbene oder auch geschenkt erhaltene) von historischen und modernen Bühnenkostümen, um dieselben zu einem ganz minimalen Preis abzugeben. Die Einrichtung ist von großem Wert für die weiblichen Bühnenmitglieder, und es ist sehr erfreulich, daß sich in mehreren andern großen Städten Filialvereine gebildet haben, und daß die Sache in stetem Wachsen begriffen ist. Des weitern gibt es im Rahmen der Gesellschaft deutscher Bühnenangehöriger einige vortreffliche Stiftungen für Bühnensängerinnen und Schauspielerinnen; ich nenne als umfangreichste das Marie Seebach-Stift in Weimar und die Jda Claus-Stiftung, die von Berlin aus verwaltet wird. Bei allen diesen Stiftungen handelt es sich ausnahmslos um alte, franke oder invalide Bühnenangehörige, kurzum um solche, die nicht mehr erwerbsfähig und dadurch der Fürsorge bedürftig sind. Wie aber die Bühnenverhältnisse heutzutage sich gestalten haben, ist die pekuniäre Lage von gewiß fünf Sechsteln aller weiblichen Bühnenmitglieder derartig, daß unsere öffentliche Fürsorge sich derselben annehmen würde, wenn, ja wenn sie eben Genaueres darüber erfahren könnte.

Eine der geleisteten Arbeit möglichst entsprechende Bezahlung, eine einigermaßen normale Balanzierung von Ruhestunden und Arbeitszeit, und Arbeitsräume, welche tunlichst die Forderungen der Hygiene erfüllen, — dieses sind die hauptsächlichsten Punkte, auf welche die öffentlichen und privaten Kämpfer für das Wohl des Arbeiterstandes ihr Augenmerk richten. Wie steht es nun damit beim Theater?

Der Verband des technischen Bühnenpersonals sowie der Chorfänger und der Chorfängerinnen hat vor einiger Zeit der Petitionskommission des Reichstages seine Beschwerden vorgelegt. Die technischen Arbeiter beklagen sich darüber, daß sich die Dauer ihrer Arbeitszeit von Morgens früh bis in die Nacht hinein erstreckte bei nur wenigen Ruhestunden am Nachmittage, und daß sie einen regelmäßigen Ruhetag überhaupt nicht hätten. Die Chorfänger und -sängerinnen bringen die folgenden noch begründeter klingenden Beschwerden vor: Das Monatseinkommen betrage im Jahresdurchschnitt für Chorfänger 67—94 Mark, für Chorfängerinnen 58—87 Mark. Von diesem geringen Einkommen müßten die Chorfängerinnen noch ihre sämtlichen Bühnenkostüme, Schmuck, Wäsche, Kopf-, Hand- und Fußbekleidungen, Trikots usw. nach Anordnung der Regie beschaffen. Für die Teilnahme an den Proben vier bis acht Tage vor Beginn der Spielzeit werde keine Entschädigung gezahlt, und die tägliche Arbeitszeit betrage acht bis zwölf Stunden. Bei den Proben werde weder die Mittagszeit noch der Sonntag respektiert; kommen dazu noch, wie an manchen Bühnen üblich, vor und nach der Aufführung Proben, so habe das Chorpersonal die ganze Spielzeit über keinen einzigen freien Tag. Die Petitionskommission hat beide Beschwerden der

Regierung zur Erwägung überwiesen, und der in der Kommission anwesende Regierungsvertreter hat anerkannt, daß die Klagen nicht der Berechtigung entbehren und mitgeteilt, daß Erhebungen darüber eingeleitet seien.

Daß das choristische Bühnenpersonal Anteil an der Sonntagsruhe fordert, geht freilich nicht wohl an. Der Sonnabend und der Sonntag sind für jedes Theater die fetten Tage, von denen die fünf anderen und oft sehr mageren Tage der Woche mit leben müssen. Es geht diesen Angestellten dabei nicht anders, wie den Eisenbahnschaffnern, den Kondukteuren von elektrischen Bahnen und Omnibussen usw., die alle am Sonntag ihren schwersten Arbeitstag haben. Aber ein Ruhetag in der Woche sollte den Bühnenangehörigen gesetzlich gesichert werden. Die Direktionen sollten verpflichtet werden, für eine zweckmäßige Abwechslung im Spielplan zu sorgen, damit der unhaltbare Zustand aufhört, daß, wie es an kleinen Bühnen das Gewöhnliche ist, Schauspielerinnen, Sängerinnen und Choristinnen nicht nur an sieben auf einanderfolgenden Abenden tätig sind, sondern auch noch in einer Sonntagnachmittagsvorstellung. Und dabei ist das Auftreten in den Vorstellungen selbst noch der kleinste Teil der Arbeit. Viel schärfer werden Kräfte und Nerven dadurch angespannt, wenn im Laufe einer Woche mehrere neue Stücke einstudiert und geprobt werden müssen. An großstädtischen Bühnen kommt das wohl nur als Ausnahme vor, an kleinstädtischen aber, oder unter einem verständnis- und gewissenlosen Direktor kann es zur Regel werden.

Auch der Begriff der Ferien ist den allermeisten Bühnenangehörigen fremd: den Lebensunterhalt für die Sommermonate müssen Gastspiele und Engagements an Sommerbühnen und Kurtheatern bringen. Gibt es doch in ganz Deutschland und Österreich nur etwa zwanzig große Theater, die ihren Mitgliedern volle Jahresgehälter zahlen. Eine Gage von 9000 Mark ist eine Seltenheit, eine von 12 000 Mark ist eine Ausnahme. Das Durchschnittsgehalt für bessere Fächer beträgt an unsern mittleren Bühnen etwa 300 Mark monatlich, das ergibt bei sieben bis acht Monaten Spielzeit 2100—2400 Mark Gage. Vertreterinnen zweiter Fächer erhalten 150—200 Mark monatlich. Von diesem Einkommen erhält der Theateragent seine Prozente — ich glaube 5 Prozent — als Vermittlungsgebühr für das Zustandekommen eines Vertrages.

Die Arbeit nun, für welche diese Gehälter gezahlt werden, ist eine derartige, daß sie nicht nur die körperlichen, sondern auch die geistigen Kräfte, Frische, Gedächtnis, Konzentrationskraft in hohem Grade abnutzt. Man wird zugeben müssen, daß die Bezahlung nicht so bestellt ist, daß sie dafür nur einigermaßen zu entschädigen vermöchte, und es ist deshalb anzustreben und darauf hinzuwirken, daß die Gesetzgebung die Bühnenmitglieder wenigstens vor willkürlichen Überanstrengungen schützt.

Wie steht es nun mit den Forderungen der Hygiene beim Theater? Ist unsere öffentliche Gesundheitspflege schon bis zu diesem Gebiet vorgedrungen? In der Tat nein, und vielleicht aus dem Grunde, weil die Zustände nach dieser Richtung hin zu den bestbehüteten „Kulissenheimnissen“ gehören. Daß eine Kommission der städtischen Baupolizei alljährlich die Theatergebäude von außen und innen inspiziert, hat dabei nicht viel Bedeutung. Einmal sehen diese Herren die Lokalitäten usw. nur in Zeiten, wo sozusagen die Maschine außer Betrieb ist, zum andern ist von vornherein ihr Blick nur für bestimmte Punkte eingestellt, nämlich auf alles, was mit Feuergefährlichkeit zusammenhängt und der daraus entspringenden Notwendigkeit, daß das Theater möglichst schnell von Publikum und Personal geräumt werden könne. In dieser Beziehung ist im Laufe der letzten Jahre für die Sicherheit des Bühnenpersonals viel geschehen; man hat zahlreiche Kottüren angebracht, sowie auch eiserne Stege und Treppen, die an den Außenwänden des Gebäudes, von entlegenen und hochgelegenen Räumen aus einen direkten Weg ins Freie bilden.

Aber die Bedingungen, unter welchen an kleinen und mittleren Bühnen das Personal tagtäglich arbeitet, sind von Grund aus unhygienisch, und keine Baupolizei vermag sich darüber an Ort und Stelle ein eigenes Urteil zu bilden. Die Garderoben sind enge, niedrige Kämmerchen; sie sind ursprünglich für zwei Personen berechnet, müssen aber unter Umständen ein halbes Duzend Schauspielerinnen oder Sängerinnen aufnehmen. Von der Atmosphäre, die alsdann in diesen Räumen herrscht, kann sich



nur einen Begriff machen, wer einmal darin gesteckt hat; sie ist ein schwerer Dunst von Staub und Puder und Schminke, von Gasluft und Schweiß usw. Eine Zufuhr von frischer Luft ist nur in den wenigsten Fällen möglich. Bei den meisten kleineren Theatern liegen die Garderobenräume irgendwo eingekapselt zwischen Gängen und Lagerräumen, in denen der Begriff „frische Luft“ auch nur illusorisch ist. Aus der Brutatmosphäre dieser Garderobe heraus tritt nun die Sängerin, die Schauspielerin, wenn die Reihe an sie kommt, auf die Bühne, die überall sehr niedrig temperiert ist. Vom Schnürboden herab fegt unausgeseht ein scharfer Zug, und aus den Spalten des Podiums, sowie aus den geöffneten Versenkungen steigt eine feuchte Kellerluft herauf, die häufig auch noch durch undichte Kanalisations- und Gasröhren verdorben wird. Dazu kommen Wolken von Staub, die das unausgesehte Umhertragen und Befestigen von Kulissen und Versatzstücken, von Teppichen, Vorhängen und Möbeln, das Herumfegen der Schleppe auf der Bühne, die Massenaufzüge, das Tanzen, Fechten usw. aufwirbelt.

So ist die Umgebung, in der die Sängerin, die Schauspielerin arbeitet. Sie zeigt, wenn auch nicht gerade lebensgefährliche, so doch außerordentlich gesundheits-schädigende Einflüsse, um so mehr, da die Stimmorgane ungemein empfindlich sind. Halskranke Bühnenmitglieder — solche, die in Ausübung ihres Berufes halbskrank und damit auch bald untauglich geworden sind, gibt es denn auch in großer Anzahl. Es erscheint angesichts dessen als eine gerechte Forderung, daß ebenso, wie vor nicht langer Zeit die Bühnenvorstände durch Gesetzgebung dazu verpflichtet wurden, die Beleuchtung in Garderoben, Gängen usw. so einzurichten, daß für das Personal keine Gefahr daraus entstehen konnte, man das Augenmerk auch darauf richtet, daß nicht unter gesundheits-schädigenden Verhältnissen gearbeitet werden muß.

Mit den hier berührten Punkten sind die hygienischen Mißstände, die bei der Bühne herrschen, noch nicht erschöpft, es gibt deren sehr viel mehr. Und wie hier, so existieren überall unter der Oberfläche des offiziellen Bühnenbetriebes Verhältnisse und Gewohnheiten, die jedem sozial empfindenden Menschen als Ungerechtigkeiten erscheinen müssen, wie unsere Zeit sie nicht mehr als quasi sanktionierten Zustand dulden sollte.

Dahin gehört die Willkür, mit welcher von seiten der Direktionen aus von dem Recht der Kündigung den Mitgliedern gegenüber Gebrauch gemacht wird, (das Kündigungsrecht der Mitglieder basiert auf 4 Paragraphen, das der Direktionen auf 21) und dahin gehören die Hausgesetze, die jede Bühnenleitung ad libitum aufstellen kann, und zu deren Befolgung sich die Mitglieder zugleich mit der Unterschrift des Kontraktes verpflichten. Dahin gehört auch vor allem der noch immer nicht allgemein bekannte Modus, nach welchem die weiblichen Bühnenangehörigen, Solistinnen wie Choristinnen, angehalten sind, im Gegensatz zu den Männern, sich ihre gesamte Garderobe selbst zu beschaffen. Nur einige erste Hoftheater gibt es bei uns in Deutschland, die ihren Mitgliedern die Kostüme usw. liefern. Auch das Schillertheater in Berlin macht eine rühmliche Ausnahme. Man hört jetzt freilich davon sagen, für das Jahr 1906 sei eine Änderung dieser Bestimmung vorgesehen; in Bühnenkreisen selbst aber begegnet diese Bestimmung nur einem skeptischen Lächeln. In diesem Paragraphen liegt recht eigentlich in der Hauptsache das Bühnenelend der weiblichen Theatermitglieder beschlossen. Zunächst das soziale Elend und dann das oft daraus entspringende ethische. Die Zusammenhänge des einen mit dem andern kann man sich an den fünf Fingern abzählen.

Es ist nun eine ganz auffallende Tatsache, daß von den wahrhaft authentischen Berichterstattern über die Verhältnisse am Theater, von den Bühnenmitgliedern selbst, kaum je bestimmte Auskünfte an die Öffentlichkeit gebracht werden, und wenn es geschieht, so empfiehlt es sich, dieselben mit Vorsicht aufzunehmen. Ganz vereinzelt schafft sich hier und da einmal eine Stimme Gehör, die kommt dann von einer „Größe“ her, von einer, die etwas Besonderes erreicht hat, und die von ihrer schwer errungenen Höhe herab rückwärts schauend den steilen Pfad voller Dornen und Steine überfliehet, den sie gegangen ist und der Karriere heißt. Alle diejenigen aber, die mitten drin stehen im Ringen, für welche die Durchschnittsverhältnisse gelten, bewahren alle Angelegenheiten

ihres Berufes als ein strenges Geheimnis, ganz besonders dann, wenn dieselben mehr dunkler wie lichter Natur sind. Es ist nicht zu leugnen, daß eine gewisse achtunggebietende Größe in diesem Zug zum Ausdruck kommt, in diesem Verlangen, die wahren Zustände zu verhüllen aus dem Wunsch heraus, einer unerwünschten Vermittlung zu entgehen. Bei den Bühnenmitgliedern sind es zwei Punkte, auf die ihr Benehmen dem Publikum gegenüber eingestellt ist: Interesse erwecken und sich mit einem Nimbus umgeben. Das Gesetz der Anpassung ist in ihnen wirksam, in diesem Fall der Anpassung an den Geschmack des großen Publikums, von dessen Wohlgefallen sie sozusagen leben, durch das sie wenigstens eine bessere Stellung, bessere Einnahme usw. erzielen können. Das durchschnittliche Theaterpublikum will nichts weniger von der Bühne herab hören als die Wahrheit, und es dehnt diesen feinen Geschmack auch auf das Privatleben der Darsteller und Darstellerinnen aus, indem es auch da das Theatralische, das Sensationelle sucht und finden will.

Hand aufs Herz! Die sogenannten bürgerlichen Tugenden stehen bei der Wert-schätzung der Bühnengehörigen von seiten des Publikums aus tief im Kurs. Vielleicht in der Theorie nicht, in Wahrheit aber gewißlich. Das Theaterpublikum interessiert sich von vornherein sehr viel weniger für eine Primadonna, die eine gute Gattin und Mutter ist, als für eine solche, die die chronique scandaleuse bereichert. Es sieht den Toilettenaufwand der Schauspielerinnen, und es findet Vergnügen daran zu konstatieren, daß derselbe unmöglich von der Gage bestritten werden könne, also muß doch wohl usw. usw. Seit Hermann Sudermann seine hochtrabende Magda in der „Heimat“ geschaffen hat, haben wir einen Primadonnentypus, wie ihn das Publikum zum Ideal erhoben hat: jedes Wort eine Renommage, jede Bewegung eine Pose; und dann die Ausblicke in die bewegte Vergangenheit — — zu interessant!

Anderer Arten der Begriffsverwirrung über die Bühnenmitglieder entspringen dem Wunsch, an einer Illusion um jeden Preis festzuhalten. Die Schauspielerinnen und Sängerinnen verkörpern in den meisten Fällen Idealgestalten, — da gibt es denn eine Menge Schwärmer, die auch in Gedanken nichts Nüchternes, Häßliches an diese Persönlichkeiten herankommen lassen möchten. Aus diesen Gedankenverbindungen heraus entwickelt sich der Bühnennimbus, der wie ein Nebel die Verhältnisse am Theater ver-schleiern und geheimnisvoll einhüllt.

Die Bühnenwelt, die Welt des Scheins, arbeitet nun einmal mit Täuschungen, und alle die holden Bilder, die von dort aus das Auge treffen, sind auf eine weite Distanz berechnet. Das Publikum würde außerordentlich ernüchtert sein, wenn es an die Kulissen, die ihm eine zauberische Landschaft vormalen, an die vergoldeten Möbel eines Brunkfalons oder die prächtigen historischen Kostüme, Brokate, Pelze usw. auf wenige Schritte Entfernung herantreten könnte. Es würde noch mehr enttäuscht sein, wenn es die zu heroischem oder lieblichem Charakterausdruck zurechtgeschminkten Gesichter seiner Bühnen-lieblinge sich nahe gegenüber sähe.

„Distanz halten“ — so heißt das Gesetz, nach dem sich das Verhältnis zwischen Publikum und Bühne regelt, im Theater und im Leben. Aber es stünde in vielem besser um die weiblichen Bühnengehörigen, wenn wir weniger das Außergewöhnliche als das einfach Menschliche in ihnen sehen würden: Arbeitende, die einen schweren, komplizierten Beruf ausfüllen. Erst wenn das der Fall ist, erst wenn die Bühnengehörigen sich dieser neuen einfacheren Auffassung ihres Berufes der Öffentlichkeit gegenüber anpassen, kann das soziale Band, mit dem unsere Zeit die ganze Menschheit zu umschlingen bemüht ist, sich auch um diesen Stand winden, der bis dahin so außerhalb stand.

Bereinzelte Anzeichen sprechen dafür, daß die Bühnenkünstlerinnen neuerdings anfangen, auf das Interessante und den falschen Nimbus, der ihnen anhaftet, weniger Wert zu legen.

Es war in Wien, wo vor kurzem eine Schauspielerin, die sich vor Gericht wegen irgend einer Sache zu verantworten hatte, als Willkürungsgrund für ihre Tat ihre freieren Sitten anführte, auf welche sie, dank ihrem Beruf, Anspruch hätte. Daraufhin erfolgte eine Proklamation, die von einer großen Anzahl von Sängerinnen und

Schauspielerinnen der Wiener Theater unterzeichnet war, und in welcher dieselben erklärten, daß sie sich nicht als andere Arten von Frauen als die sonstigen Bürgerinnen Wiens betrachtet und auch nicht mit einem andern Maßstab gemessen zu sehen wünschten.

Des weiteren liegt vor mir die Rundgebung einer namhaften Schauspielerin, die unlängst in einer Hamburger Theaterzeitung erschienen ist. Es heißt da u. a.: „Wann endlich wird die Kritik aufhören, über den Mangel an guten Darstellerinnen zu lamentieren? Wann wird sie endlich den Wunsch haben, dem Publikum die Wahrheit ins Gesicht zu donnern: Verzichtet auf die Toilettenpracht der Schauspielerinnen! Es ist eine Sünde, sich daran zu erfreuen! Fragt, was diese kostet und wieviel die Gage der Schauspielerin beträgt! Jagt die aufgeputzte Talentlosigkeit aus dem Tempel der Kunst und verlangt die wirkliche Künstlerin im einfachen, geschmackvollen Kleide, das sie von ihrer Gage bestreiten kann, — dann werdet ihr wieder mehr Genuß vom Theater haben und den Künstlerinnen ist geholfen!“

Diese beiden Veröffentlichungen sind bedeutungsvoll. Es scheint demnach, als wollten die Bühnengehörigen selbst versuchen, ihre Lage zu verbessern, als besännen sie sich auf das Wort: hilf dir selber, so hilft dir Gott.

Aber wir andern, die wir ein warmes Herz für diese Sache haben, sollen auch nicht müßig sein. Es gilt für uns, die öffentliche Meinung dahin zu beeinflussen, daß sie in den Theaterleuten das Menschliche und nicht das Sensationelle suche, und es gilt vor allem jener schön ausgestaffierten Gedankenlosigkeit, die sich Idealismus nennt, die Maske abzunehmen, dieser Gedankenlosigkeit, die der Menschheit Würde repräsentiert sehen möchte durch einen Stand, der sich, so wie die Theaterverhältnisse heutzutage nun einmal liegen, zu größtem Teil in unwürdiger sozialer Lage befindet.



## Die Entfaltung der Persönlichkeit und die sozialen Pflichten der Frau.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

**E**s ist vielleicht der schwerste Konflikt in der Menschheitsgeschichte, der Konflikt zwischen Selbstentfaltung und Selbstverleugnung, zwischen Individualismus und Gemein Sinn. In die Menschen aller Zeiten und aller Klassen drängt sich die Frage heran, wie weit man berechtigt ist, dem Sehnen nach eigener Entfaltung, nach Wachstum nachzugeben; dem Drang zu folgen, aus sich alle schlummernden Kräfte herauszuholen; all das zu werden und zu vollenden, was zu vollenden und zu werden man bestimmt ist. Oder wie weit man sich in diesem fast instinktiven Streben zurückhalten lassen sollte durch die Rücksichten und Dienste, durch die Hilfsbereitschaft und Hingebung, die unsere engere oder weitere Umgebung, die unsere Angehörigen oder die Welt von uns beanspruchen oder erhoffen.

In niemandes Leben aber spielt dieser Konflikt eine größere Rolle, von niemandem wird er in tieferer Bedeutung empfunden, als von den Mädchen der wohlhabenden Klassen unserer Zeit, denen nicht durch die Erfüllung eines Berufs sowohl eine Schranke für ein übermäßiges „Sichausleben“, — das den Namen der „Entfaltung der Persönlichkeit“ zu Unrecht für sich in Anspruch nimmt — wie auch für eine ungesunde und übertriebene Aufopferung im Dienste der Familie gesetzt ist.

Von diesen beiden entgegengesetzten Polen tritt die Gefahr an unsere Mädchenwelt heran. Bei den Einen ist das Persönlichkeitsbewußtsein durch Erziehung und Anlage so unterdrückt, jede individuelle Regung so zurückgedrängt, daß sie kaum wagen, an eine ernste Betätigung und Entwicklung ihrer Kräfte zu denken. Solche Wünsche werden einem engen, kurzfristigen Familienegoismus geopfert.

Die Andern leben — häufig angeregt durch die Lektüre falsch verstandener moderner Freiheitsapostel — so ausschließlich den eigenen Neigungen, der eignen Entwicklung, sie finden in der Entfaltung ihrer Persönlichkeit so sehr Anfang und Ende ihres Denkens und Tuns, daß man, um solchem trassen Individualismus entgegenzuwirken, Verständnis für die Notwendigkeit von Gemein Sinn und Hingabe erwecken sollte.

Bei beiden Gruppen ist die Lebensrichtung — die Selbstverleugnung und die Selbstbehauptung — zum großen Teil bedingt und beeinflusst durch die eigentümliche Situation, in der sich die jungen Mädchen in der Zeit zwischen dem Verlassen der Schule und der Verheiratung befinden. Für Jahre sehen sie keinen Lebenszweck vor sich. Sie üben keinen Beruf aus wie die erwachsenen Leute ihres Bekanntenkreises; sie bereiten sich auf keinen Beruf vor, wie die gleichaltrigen jungen Männer. Sie haben keinen erheblichen häuslichen Pflichtenkreis wie ihre Mütter. Ihnen bietet man nichts als die „Beschäftigung“ des Wartens und Garrens; des Wartens auf einen Beruf und Pflichtenkreis, der ihnen vielleicht — aber nicht gewiß — einmal beschieden sein wird. Und durch diese Unsicherheit hindurch fällt der Blick auf die Möglichkeit einer endlos-grauen Zukunft, in der die Vergnügungen der Jugend, in der Feste und Sport ihren Reiz verloren haben; einer Zukunft, die nur negative Bilder zeigt.

Es ist nur zu begreiflich, daß viele — und nicht die schlechtesten jungen Mädchen sich aus diesem Zustand heraussehnen; daß sie an den kleinen Aufgaben im Hause, dem „immer bereit sein, ohne wirklich gebraucht zu werden“, kein Genüge finden. Sie suchen die Möglichkeit der Entfaltung der Persönlichkeit in einem Beruf oder sonst in irgend einer ernstesten und nutzbringenden Tätigkeit. Und wo dieses gesunde Streben nach Verwertung der Kräfte auf kein Verständnis stößt, wo das Verlangen nach Wachstum unbefriedigt bleibt, da senkt sich ein dunkler Schleier über die „goldene Jugendzeit“, und es ist kein Wunder, wenn ein solches unbefriedigtes Leben schließlich den Anlaß zu Unbehagen und Mißmut des ganzen Familienkreises gibt.

Läßt sich eine allgemeine Regel finden, nach der man in einem solchen Konflikt die Grenze zwischen berechtigter Selbstbehauptung und notwendiger Unterordnung bestimmen kann?

Die einzige allgemeine Richtlinie, die man dafür der Jugend geben kann, besteht wohl in dem Rat, genau zu prüfen, ob wirklich durch die Anforderungen der Familie die Freiheit der einzelnen beschränkt wird, und ob diese Beschränkung eine unwesentliche Freiheit anderer auf Kosten einer wesentlichen eigenen fördert, oder ob man nur unwichtige Wünsche und Regungen unterdrücken soll, um andre für wertvollere Leistungen frei zu machen. Es gehört eine ernste Prüfung und ein sicherer und feiner Takt dazu, im einzelnen Fall zu entscheiden, wie weit man sich unterordnen, wie weit man sich selbst gerecht werden soll. Es gilt, zu erkennen, ob es wertvoller ist, das „Ich“ zu entfalten, oder den Familienansprüchen gerecht zu werden; ob nicht auch eventuell eine vorläufige Unterordnung höheren Zwecken, der Entwicklung des Charakters besser dienen kann.

Man wird gerade in unserer Zeit gut daran tun, die Mädchen, die glauben, den Familienansprüchen geopfert zu werden, vor einer Unterschätzung der Familienpflichten und einer Überschätzung des Berufslebens zu warnen, soweit die Entwicklung der Persönlichkeit, des Charakters dadurch bedingt ist.

Aber dieses Zugeständnis darf uns nicht verhindern, zu erkennen, daß viele Mädchen tatsächlich aufgebraucht werden, daß viele überhaupt verlernen, sich ein Recht auf Selbstbehauptung zuzuerkennen. Wer kennt nicht die Töchter kinderreicher Familien, die keinen Beruf erlernen dürfen, weil sie die überlastete Mutter erleichtern müssen; und die dann später — gealtert, kraftlos, ohne Kenntnisse — sich einen wenig

standesgemäßen Verdienst suchen müssen, während ihre Arbeit im Hause vielleicht dazu beigetragen hat, den Brüdern die Offiziers- oder Beamtenlaufbahn zu ermöglichen. Und die Mädchen der wohlhabenden Kreise, die es nach einem befriedigenden Lebensinhalt verlangt, werden nur allzu oft nicht aus einer solchen Notwendigkeit heraus, sondern nur deshalb von jeder Betätigung zurückgehalten, weil ihre Mütter sich den Wunsch nicht verlagern wollen, die erwachsene Tochter gelegentlich als Begleiterin bei einer Besorgung oder einem Besuch bei sich zu haben. Es gibt solche Mädchen, die Jahre und Jahre „zur Disposition“ stehen, ohne je zu einer Leistung einberufen zu werden. Ihnen sollte man das Wort Schleiermachers ans Herz legen: „Kein Mensch soll nur Mittel zum Zweck für andere sein. Jeder Mensch muß — wenn er daneben auch als dienendes Glied für andere Zwecke fungiert, zugleich als Selbstzweck, als Heiligtum für sich anerkannt werden.“

Die Harmonie zwischen Selbstbehauptung und Aufopferung liegt schließlich darin, daß wir ebensowenig für unsere eigene Entwicklung, für unser Glück das anderer opfern, als für deren Glück und Entwicklung auf das unsere verzichten. Wo unser Wohl und Wehe mit dem anderer verknüpft ist, müssen wir das richtige Verhältnis zwischen dem eigenen Wohl und dem des anderen herzustellen versuchen. Und erst wenn wir dieses Verhältnis auf der Goldwaage geprüft haben, dann erst können wir uns in jedem einzelnen Fall über die Berechtigung der Selbstbehauptung und der Pflicht der Selbstverleugnung entscheiden. Ellen Key, die überzeugte Individualistin, hat das selbst einmal ausgesprochen und hinzugefügt, daß es keine Regel geben könne, die unsere Wahlfreiheit hindern oder uns der Notwendigkeit einer solchen Prüfung und Wahl überheben könnte.

\* \* \*

In ganz anderer, für das Gesellschaftsleben viel gefahrvollerer Form offenbart sich uns dieser Konflikt bei einem Kreise junger Mädchen, die sich selbst in so starkem Maße behaupten, daß sie von Pflichterfüllung und Gemein Sinn nichts wissen wollen. Das Verlangen nach Wachstum und vielleicht auch eine Erziehung zum Genußleben, zum Egoismus führt sie dazu, auf die Beschäftigung mit dem „Ich“, mit dem „Heil der eigenen Seele“ einen solchen Wert zu legen, daß dem Streben nach eigener Entfaltung jede Pflicht geopfert wird: daß Pflichten gegen die Gesellschaft ebensowenig anerkannt werden wie Pflichten gegen die Familie. Das bedeutet, den Individualismus in schärfster Form als Lebensmotiv wählen; die Persönlichkeit entwickeln, nicht um zu wirken, sondern um ihrer selbst willen, als Selbstzweck. Solchen Ansichten sollte man mit aller Energie entgegenwirken, schon deshalb, weil solche ungesunde Vertiefung in das „Ich“ bei jungen Menschen oft zu Grübeleien führt, die leicht mit einem Zusammenbruch dieses „Ich“ enden.

Es erscheint mir notwendig, auf die Aufgaben, die alle sozial empfindenden Menschen diesen Kreisen gegenüber haben, besonders hinzuweisen, weil der Edelindividualismus — wie er von Menschen wie Ellen Key gelehrt wird — in mißverständlicher Form gerade in letzter Zeit in der Presse und in der öffentlichen Meinung Raum zu gewinnen scheint. Die Gefahr liegt daher nahe, daß die Wenigen, die ein an inneren und äußeren Gütern reiches Leben führen, die Vielen vergessen, deren Hände in eintöniger Arbeit schaffen müssen, um unser Leben so reich zu gestalten.

Ich will deshalb versuchen darzulegen, mit welchen Gründen ich denen begegne, die das Recht auf die Entfaltung der Persönlichkeit ins Feld führen, um sich gegen soziale Ansprüche, gegen unbequeme Pflichten zu verteidigen. Es dürfte dabei kaum nötig sein, sich über letzte Fragen, über die Bestimmung des Menschengeschlechts auseinander zu setzen. Man braucht nur darauf hinzuweisen, ob es im Zusammenwirken aller natürlichen und menschlichen Kräfte vorgesehen sein kann, ob es verständlich erscheint, daß ein kleiner Kreis von Individuen sich außerhalb dieses gesetzmäßigen Austausches von Arbeit und Genuß stellt; daß eine kleine Zahl von Menschen ein pflichtloses Parasitendasein führt. Ob sie es mit ihrem Selbstbewußtsein vereinigen können, zu empfangen ohne zu geben; Alle schaffen zu sehen und nur zu genießen.

Die Mädchen, die nur der Entfaltung ihrer Eigenart leben, sich nur allseitig belehren und entwickeln, ohne Pflichten zu erfüllen, die stellen sich aber in dieser Weise außerhalb des Kreises der Werte schaffenden Menschheit. Sie sind Parasiten, die sich von der Kultur nähren, die Andre geschaffen haben.

Aber es wäre möglich — und das ist die Konsequenz eines durchgeführten Individualismus — zu entgegnen, daß die Vielen schaffen müssen, um einigen Wenigen Glück, Behagen, die Entfaltung ihrer Persönlichkeit zu ermöglichen, daß die Kultur doch nur von Wenigen vorwärts getrieben würde. Und mit diesem Argument hat allerdings mancher geglaubt, die Lehre von der sozialen Pflicht abschütteln zu können.

Aber als Treitschke ausgesprochen hatte: „Die Millionen müssen adern, schmieden und hobeln, damit einige Tausend forschen, malen, regieren können“, und „Die Tragödien des Sophokles und der Zeus des Phidias sind nicht zu teuer um den Preis des Sklavenelends von Millionen erkaufte“, da erwiderte ein anderer großer Gelehrter, Gustav Schmoller, man müsse solche Aussprüche frivol nennen, wenn ein Geringerer als Treitschke sie tun würde.

Und damit hat er den springenden Punkt berührt. Wir müssen die Vertreter solcher individualistischen Ansichten fragen, ob sie glauben, zu den Wenigen zu gehören, deren Wert so groß, deren spätere Leistungsfähigkeit so gewaltig sein dürfte, daß sie Leistung ohne Gegenleistung beanspruchen können. Die Jungen aber, die keine Pflicht gegen die Gemeinschaft anerkennen, die nur der eignen Lebensentfaltung dienen wollen, die sollten sich noch besonders prüfen, ob sie sicher sind, daß ihre Persönlichkeit so stark, ihre Kraft so wertvoll ist, daß eine einseitige Hingabe des Lebens an diese Aufgabe lohnt, ob der Einsatz nicht zu groß für den Gewinn ist.

\* \* \*

Wenn aber jemand selbst glaubt, daß es lohnt, für die Entfaltung seiner Persönlichkeit alle Pflichten hintanzusetzen, dann ließe sich ihm immer noch die Frage vorlegen, ob er für sein Ziel den richtigen Weg gewählt hat. Ob die Beschäftigung mit dem Ich, das Grübeln über die eigenen Anlagen, Empfindungen, Gefühle, Eigenschaften, ob das Streicheln und Liebkosen der Seele, die raffinierte Befriedigung auch noch so feiner geistiger Genußinstinkte, ob das alles tatsächlich geeignet ist, zu einer harmonischen Ausbildung der Persönlichkeit zu führen? Kann jemand, der sich schließlich doch zum Glied einer Gemeinschaft entwickeln will — und die individualistischste und stärkste Persönlichkeit würde das Gefühl ihrer Kraft und Stärke sicherlich einbüßen, falls sie zu einem Robinson-Dasein außerhalb jeder menschlichen Gemeinschaft verurteilt würde — kann jemand zu einer gesunden Entwicklung gelangen, wenn er nur das Glied, nicht die Gemeinschaft berücksichtigt; wenn er glaubt, unabhängig und isoliert, ohne Zusammenhang und Wechselwirkung mit anderen bestehen zu können, wenn er nur danach strebt, sein Glück zu finden, ohne auch nützlich zu sein?

Ellen Key hat in einem ihrer geistreichen Aufsätze der Jugend zugerufen: „Werdet Glücksucher! Glücksucher mit den höchsten Anforderungen an Euer persönliches Glück!“

Und sie hat hinzugefügt: „Wenn die jungen Leute die Älteren fragen, was sie tun sollen, um nützlich zu werden, so kann es nur eine vollgültige Antwort geben: Werdet Glücksucher.“

Ich dagegen glaube, wenn die Jugend die Frage aufwirft, wie sie ihr Glück finden kann, so sollte man ihr antworten: „Versucht, nützlich zu werden“.

Und in dieser verschiedenen Stellung der Frage und Antwort liegt der Kernpunkt einer völligen Verschiedenheit der Ansichten, der Lebensauffassung. Wohl können die Individualisten und die Vertreter einer sozialen Weltanschauung sich schließlich auf einer mittleren Linie begegnen, wenn sie sich dem wirklichen Leben und seinen Bedürfnissen anpassen, nicht starr am Prinzip festhalten wollen. Sie müssen nicht unverföhnbar Gegensätze vertreten. Aber sie gehen von verschiedenen Ausgangspunkten

aus, und müssen deshalb zu einer verschiedenen Betonung und Müanzierung der Lebensregeln gelangen.

Ellen Key glaubt, daß das Christentum — und auch die sozialen Bestrebungen unserer Zeit — das Persönlichkeitsgefühl so stark unterdrückt und ausgelöscht haben, daß man nach einem neuen Ideal, dem der Selbstbehauptung greifen muß, um den Starken wieder die Möglichkeit der Entwicklung zu geben. Sie hat gemeint, daß „die Demokratisierung dazu geführt habe, daß seit 1789 in Europa die Mühlsteine der Gleichheit und Brüderlichkeit die Persönlichkeiten zermalmen. Seither wurde alles Individuelle durch ein Allgemeines ausgelöscht“. Sie muß daher in ihrer Lebensauffassung vom Individualismus ausgehen. Sie muß von diesem Standpunkt aus versuchen, der Entwicklung der Persönlichkeiten freie Bahn zu schaffen.

Aber man muß ihr entgegenen, daß das Gesetz der Selbstsucht so tief in den Lebensbedingungen des Menschen begründet ist, daß diese sich im allgemeinen auf Kosten der Selbstlosigkeit geltend macht. Das haben alle großen Religionsstifter erkannt, und deshalb haben sie in der Lehre von der Liebe und Hingabe ein Korrektiv gegen die Selbstsucht aufstellen wollen, die — ungehemmt — zum Krieg aller gegen alle führen müßte, aus dem nicht immer die vornehmsten und besten, sondern oft die Vorteillosesten und Brutalsten als Sieger hervorgehen. Mich dünkt, die Wirtschaftsgeschichte lehrt uns gerade, daß die „Mühlsteine der Gleichheit und Brüderlichkeit“ noch keineswegs die starken Persönlichkeiten zermalmt haben, sondern daß im Gegenteil die Unterschiede in Besitz und Bildung noch so groß sind, daß noch immer der Mehrheit der Menschen die Entwicklung zur Persönlichkeit versagt ist. Die wenigen Machtvollen — die nicht immer die Starken im besten Sinne des Wortes zu sein brauchen — werden noch auf ein gut Teil der bisher geübten Selbstbehauptung verzichten müssen, ehe den vielen anderen die Möglichkeit zu etwas mehr Selbstbehauptung gegeben werden kann. Nicht weniger sondern mehr Gleichheit und Brüderlichkeit tut uns zu diesem Ende Not.

Ich glaube deshalb, man sollte bei der Aufstellung von Lebensregeln für die Entwicklung von Persönlichkeiten nicht vom Individualismus sondern vom sozialen Gewissen, von der Stellung des einzelnen zur Gemeinschaft ausgehen. Denn die Entwicklung der Persönlichkeiten scheitert am häufigsten und leichtesten an der Selbstsucht, weil man darüber den Rahmen vergißt, dessen auch die stärkste Individualität zur Wirksamkeit bedarf. Man wird selten Gelegenheit haben, jemandem in Bezug auf Selbstverleugnung — oft aber in Bezug auf übertriebene Selbstbehauptung — das Wort entgegen zu rufen: „Bis hierher und nicht weiter!“

Ellen Key hat dem schönen Wort: „Wer sich verliert, der wird sich finden,“ den Nachsatz angefügt, man müsse sich erst besitzen, um sich verlieren zu können. Ich glaube, man kann auch noch einen anderen Gedanken heraus lesen. Ich glaube wohl, daß man sich verlieren kann, mit tausend selbstsüchtigen Wünschen, mit unausgeglichenem Sehnen, verworrenen Gedanken; man kann sich so verlieren in der Hingabe an einen Pflichtenkreis, um sich als Persönlichkeit, als Einheit, als friedvolles Wesen wiederzufinden. Ich sehe nur einen Weg, auf dem man sich als Persönlichkeit finden, entwickeln kann, wie auch nur einen Weg, auf dem man für die Dauer Glück, Harmonie und Frieden finden kann: und das ist der Weg, der durch Arbeit führt. Leben ist Wachstum, aber wir wachsen nur bei der Arbeit; nur wenn wir einem Ziel zustreben, uns einer Aufgabe mit Treue, Geduld, Fleiß und Gewissenhaftigkeit zuwenden. Niemand hat bleibende Lebenswerte gewonnen, der nicht von seinem Verhältnis zu seiner Arbeit sagen konnte: „Ich dien!“

\* \* \*

Gesetzt aber, jemand stimme diesen Ausführungen zu, um schließlich einzuwenden, daß er in einer künstlerischen, wissenschaftlichen oder sonstigen Berufsarbeit seine Kräfte zu nutzen, seine Gaben zu entfalten hofft und dadurch seinen Pflichten gegen die Gesellschaft zu genügen glaubt. Sollen wir die Menschen, die aus einer direkten sozialen Arbeit nichts für ihre Persönlichkeit gewinnen können, die kein Glück und

keine Befriedigung dabei finden, sollen wir diese von der Verpflichtung zur Teilnahme an sozialen Bestrebungen frei sprechen, oder außer ihrer Berufsarbeit, die ihrer persönlichen Entwicklung dient und genügt, diesen Tribut von ihnen beanspruchen? Auch auf diese Kreise, scheint mir, brauchen wir nicht zu verzichten. „Denn „ist's nicht Drang, so ist es Pflicht“; Pflicht eines jeden, der Not und Sorge nicht kennt, nie zu vergessen, daß jeder seiner Atemzüge nur möglich ist, solange tausend Hände sich für ihn regen; daß unsre Kultur aufgebaut ist auf den Opfern von Millionen Menschen, zu denen unsre Gedankenlosigkeit in sozialen Dingen täglich neue trägt. Wir sollten stets daran denken, daß um uns herum noch allzuviel Leid wohnt, daß — nicht nur für seine Ohren — vernehmlich genug nach Hilfe ruft. Man erzählt von Gregor dem Großen, daß er sich voll Scham in seine Gemächer einschloß und für Tage nicht wagte, als Priester vor den Altar zu treten, weil in den Straßen Roms ein Bettler Hungers gestorben war. Wir sind weniger feinfühlig. Wir gehen des Abends ruhig schlafen — oder geben uns den eignen kleinen Sorgen hin — trotzdem wir wissen, daß Tausende in unsrer nächsten Nähe an Unterernährung zugrunde gehen. Und schlimmer noch: wir lassen uns durch die Apostel des Individualismus darüber forttäuschen, daß wir, die wir frei sind, um zuzufassen, die Hände nach sozialer Arbeit ausstrecken müßten, ohne zu fragen, ob wir uns Freude oder Leid durch die Arbeit schaffen, ob wir uns dabei selbst behaupten können oder opfern müssen.

\* \* \*

Dieser Widerstreit zweier Lebensprinzipien, des Egoismus und Altruismus, des Individualismus und Gemeinnsinn ist im Grunde das Problem, das auch den politischen und sozialen Kämpfen unserer Zeit zu Grunde liegt.

Und wer Stellung in diesem Kampf nimmt, der muß sich wohl bewußt sein, daß es eine objektive — durch Wissen und Erkenntnis vermittelte — allgemeine Wahrheit auf diesem Gebiet nicht geben kann. Aber unsre Stellung zu diesen Lebenswerten entscheidet im letzten Grunde doch der Glaube, das Gefühl, der Wille. Werturteile auf diesen Gebieten fällen bedeutet immer eine subjektive Tat. Harnack hat einmal ausgesprochen, was von so vielen, die andere, Jüngere zu beeinflussen oder zu beraten haben, empfunden wird: daß das Bewußtsein der Subjektivität in diesen Fragen uns zentnerschwer in Stunden heißen Ringens auf die Seele fällt. „Und doch — sagt er — wie verzweifelt stünde es um die Menschheit, wenn der höhere Friede, nach dem wir verlangen, die Klarheit, Sicherheit und Kraft, um die wir ringen, von dem Maß des Wissens und der Erkenntnis abhängig wären.“ Wo unser Wissen nicht reicht, da gibt uns der Glaube, das moralische Gesetz in uns eine Richtschnur, die über alle Zweifel erhebt. Und dieses Gesetz in uns wird der Menschheit immer wieder die Überzeugung aufdrängen, daß auch der Starke, und besonders der Starke sich nicht „mit beiden Armen einen Weg erzwingen darf, sondern nur mit einem Arm seinen Weg bahnen, mit dem andren dem verwundeten Kameraden aufhelfen solle.“ Für diesen uralten und doch ewig neuen Glauben an die soziale Pflicht sollten auch die Frauen, die sich ihrer Würde und ihrer Persönlichkeit bewußt geworden sind, mit jener Kraft und Wärme eintreten, die sich jeder Stunde schämt, die für den Kampf um die Überzeugung verloren geht; die jeden Gedanken bereut, der von dieser Linie abweicht; mit jener Überzeugungstreue und Kampfesfreudigkeit, die in dem Wort ausklingt:

„Mich reut mein allzu spät erkanntes Amt,  
 Mich reut, daß mir zu schwach das Herz gestammt;  
 Mich reut, ich streu mir Aschen auf das Haupt,  
 Daß ich nicht fester noch an Sieg geglaubt.  
 Mich reut — ich beicht es mit zernirrttem Sinn,  
 Daß ich nicht Kämpfer stets gewesen bin.“





## Pastorale.

Von

B. Henri-Moor.

Nachdruck verboten.

Die hübsche junge Nichte, mit der ich reise, hält sich für eine abgründige Natur.

Sie hat ein sehr entzückendes Näschen: das findet sie unbedeutend; sie hat ein paar sanfte, liebe Augen: die findet sie nichts sagend, aber sie hat ein harmloses poetisches Talentchen, und von dem glaubt sie, daß es sich unter geeigneten Bedingungen zu titanenhafter Größe auswachsen müsse. Höhenluft brauche sie und großes Naturschweigen.

Ihr Vater ist Holzhändler in Schwiebus und sehr stolz auf ihre Verse, aber ihre Schwestern dürfen sie vor der Einsegnung nicht lesen. Das leidet Mama nicht. Es ist überhaupt besser, man erfährt in Schwiebus zunächst gar nicht, daß Klara sie gemacht hat, schrieb sie mir. Die Gedichte seien ja großartig, einfach großartig und sie könne sich denken, welchen Eindruck sie in Berlin hervorrufen würden, aber die Schwiebusser Damen seien eben sehr zurück. Die würden gewisse Einzelheiten gradezu — ja, wie solle sie sich ausdrücken — gradezu unpassend finden.

Ich stehe durchaus auf dem Standpunkt der Schwiebusser Damen.

Unter anderen unwahrscheinlichen und unkontrollierbaren Gegenden wird nämlich in dem dünnen Heftchen auf dickem Papier mit undeutlichen, verschnörkelten Buchstaben auch ein Venusbain beschrieben, in dem sich — meiner Meinung nach — alles, Bäume und Blige inklusive, höchst sonderbar und wirklich absolut unpassend benimmt. Jeder, der das Büchelchen liest, muß den Eindruck gewinnen, die Verfasserin, Cora Pia, irre als schattenhaft dünnes, geisterhaft bleiches Weib mit brandroten Haaren, wundgeküßten Lippen und wehem Herzen in einemfort durch Venusbaine:

„Die Wonne — — — — — gebend  
Und raubend — — — — — und raubend  
Das — — — — — GUCKER.“

Und kein Mensch kommt auf den Gedanken, daß sie Clara Piller heißt, ein sehr üppiges, aber sehr sittiges kleines Frauenzimmerchen ist, frisch und appetitlich wie ein Borsdorfer Apfelschen, jedoch ganz und gar nicht zu wilden Abenteuern verleitend.

„Ich erlebe auch rein gar nichts,“ klagte sie mir neulich. „Die Männer, die mich lieben, wollen mich einfach heiraten und schreiben mir patente Briefe mit Darlegung ihrer Verhältnisse. Der lange Zivilingenieur, der mich jetzt will, hat mir neulich beim Mondenschein gesagt, er wolle sich in zwei verschiedene Lebensversicherungen einkaufen, für den Fall, daß die eine mal verfrachte. Wie findest du das?“

„Ich? — vorsorglich.“

Sie weinte beinahe. „Aber fühlst du denn nicht, Tante, daß ich neben solchem Menschen seelisch verkommen würde?“

Nein, das fühlte ich nicht.

„Aber, was soll ich mit einem Manne, der um mein geheimstes Empfindungsleben nicht weiß?“

„Aha, du möchtest einen Künstler,“ sagte ich. Aber da schüttelte sie sich und flüsterte mir ins Ohr, daß fast alle Frauen berühmter Künstler (sie kennt zwei) ihr was von den Verdauungsstörungen ihrer Männer vorgeklagt hätten. Einer von ihnen, vor dem grade jetzt ganz Deutschland auf den Knien läge, ein vielfacher Millionär und wirklicher Feinschmecker, dürfe nichts anders zum Abendbrot essen als dicke Milch.

„Und wenn er was anderes ißt?“

„Dann schläft er nicht und wenn er nicht schläft, ist er unproduktiv.“

„Also einen Künstler willst du auch nicht. Was denn für einen?“

Sie setzte sich auf meinen Schoß und drückte ihre vollen kühlen Lippen an meinen Hals:

„Ach weißt du, Tantel, das läßt sich gar nicht so in Worten ausdrücken: Ein Mann der Tat müßte er sein und so recht rücksichtslos gegen die öffentliche Meinung, und er müßte mich zu seiner Geliebten machen wollen! Es versteht sich von selbst, daß ich nun und nimmermehr darauf eingehen würde, aber denke dir: diese Kämpfe, diese Szenen, diese Briefe — —“

„Du, du! woher denn Briefe? Männer der Tat schreiben nur Postkarten.“

Das leuchtete ihr sofort ein.

„Na, dann meinetwegen keine Briefe, aber ich würde doch was erleben. Vielleicht bekäme ich Prügel,“ sagte sie innig.

„Und du denkst, daß die deinen Gedichten zugute kommen würden? Aber ich weiß wirklich nicht, was du willst. Du hast doch solch hübschen Erfolg: fünfundsechzig Mark und fünfundsiebzig Pfennige und eine anerkennende Erwähnung in verschiedenen Blättern.“

„Ach, möchten sie mich doch einmal ordentlich heruntermachen,“ rief sie. „Mir liegt gar nichts an ihrem Lob und an ihrem Geld noch weniger. Ich will innerlich wachsen! Das will ich. Alles andere ist mir gleich!“

Sie sah so prächtig jung aus mit ihren großen Worten und großen Gesten, das kleine Nichts, daß ich in Gedanken unwillkürlich einen klugen und starken Mann neben sie stellte, der sie linde verspottete, dann lachend in seine Arme nahm und so lange im Zimmer umhertrug, bis ihr der Zorn vergangen war. Und der Mann hatte eine gute Gesinnung und eine hübsche Stellung — —

„Also innerlich willst du wachsen,“ konstatierte ich sachlich: „Und deshalb hast du mich in diese gottverlassene Einöde geschleppt?“

Sie zögerte ein wenig mit der Antwort:

„Ja, auch deshalb,“ meinte sie dann, „oder hältst du es für denkbar, daß sich in Berlin

eine Persönlichkeit den Gesetzen ihrer eigenen Natur gemäß entwickeln kann?“

„Ja. Ich zum Beispiel. Sieh mich doch an. Sieh mein runzellofes, weltzufriedenes Altjungferngesicht. Kannst du dir vorstellen, daß die Natur je ein schaffendes Genie aus mir machen wollte? Nein, dankbares Publikum sollte ich werden. Als ich ein Kind war, las mir unsere Waschfrau in Schwiebus ihre Ermahnungsbriefe an ihren bei einem Berliner Beerdigungsinstitut angestellten Sohn vor. Sie warnte ihn vor den mannigfaltigen Versuchungen Babels, und wenn ich ihr verständnisinnig zulächelte — ich war elf Jahr, mußt du wissen — so glaubte sie sich des Erfolges ihrer Prosa sicher. Das war der Anfang meiner Laufbahn, sozusagen der erste Flügel Schlag meines jungen Talents. Aber wer weiß, ob es sich in Schwiebus jemals hätte zum Heil der Menschheit entfalten können. Am Ende wäre ich dort unter die Skribenten gegangen, genau wie du jetzt. Aber nun kam ich nach Berlin, und grad' weil hier jeder Mensch, der ein bißchen was auf sich hält, für den Druck schreibt und folglich ein ungedrucktes Manuskript von sich irgendwo herumfahren hat — gewöhnlich weiß er ganz genau, wo's liegt und kann's in einer Viertelstunde herbeischaffen — so ist man glücklich mit meinem Talent, und jeder spricht, schreit oder liest mir das vor, was er selber gemacht hat und nennt mich nachher seine Muse. Und im Grunde verhalte ich mich genau so wie damals als Kind bei den Waschfraubriefen. Siehst du, das nenne ich: das werden, man ist, nenn' ich: sein Wesen steigern, nenn' ich: sein Menschentum entwickeln. Und lediglich dank dieses meines Talents hast du eine Menge wirklich interessanter Leute bei mir kennen gelernt. Freilich die blonde Bestie — denn die meinst du doch mit deinem Manne der Tat — war nicht darunter. Aber amüsiert hast du dich doch ganz wundervoll, du sagst ja selbst, den schönsten Winter deines Lebens hast du bei mir in Berlin verlebt. Aber was ist der Dank? Weil's Mode ist, jammerst du zwischen einem Vergnügen und dem anderen über die degenerierende Wirkung des Großstadtlebens. Ich kann nun beim besten Willen an uns beiden keine Anzeichen von Entartung entdecken.

Daß deine Kleider dir sitzen und deine Hüte dir stehen, finde ich nicht schimpflich. Dadurch erleidest auch dein Menschenadel keine Einbuße. Punktum."

Sie rang die Hände.

"Tante Anna, Tante Anna, und ich dachte immer, daß du mich verständest. Gehört man sich in Berlin denn jemals selber an? Anstatt ein Schaffender, ist man bald nur noch ein Gaffender. Heute stellt Geert Jochen seine Reformkleider aus und morgen seine Frau ihre anatomischen Zeichnungen. Und dann haben die Werbenden ihren Mostabend, und da muß man hin, oder die Vergessenden ihren Lethabend" — —

"Und da muß man wieder hin, findest du. So bleib' doch in Gottes Namen zuhause und ruh' dich. Aber nicht wahr: sich in Berlin ausruhen, das gib't's einfach nicht. Nein, dazu muß man erst umfassende und wirklich entsetzlich ermüdende Vorbereitungen machen, Vorbereitungen zu 45 tägiger Ungemütlichkeit, nimm's mir nicht übel. Ich finde die Matratzen hier hart, die Laken rauh, das Essen schlecht, das Dach leck und was das Schlimmste ist, die Milch verdünnt, obgleich mich eine lebendige Kuh jeden Morgen um vier Uhr aus dem Schlafe weckt."

"Aber deshalb kommt man ja her, um an der Natur zu gesunden," rief sie voll Eifer.

Und ich, sehr gelassen: "Nein, deshalb kommt man nicht her, sondern um sie künstlerisch zu verwerten. Die Geldprozen erzählen von den raffinierten Pullman-cars, in denen sie, durch die Prairien saugend, bald Brausebäder nehmen, bald Billard spielen, und ihr Bildungsprogen seib glücklich, wenn ihr im Winter beschreiben könnt, wie ihr im Sommer iba den Heibodden riba muftet, um in eure Stub' nin zu kumma."

"Aber die Menschen! Du vergißt die Menschen!"

"Ach, geh' mir doch mit den Menschen. Ich finde ja die Grünframhändlerin im Keller der Körnerstraße genau so eigenartig wie die Waldhegerfrau in dieser zugigen Wurzelbaude. Aber kennst du die überhaupt? Kein Gedanke. 'Guten Morgen, Frau Fäschke,' sagst du und damit fertig. Ich aber versichere dir, von der könnte ein gewandter Journalist

leben, solch himmlische Sachen bringt sie vor. Der hat die Berliner Bildung gar nichts anhaben können. Sie is eben de Fäschken un ihr Mann is en oller Duffelkopp, mit dem nicht nich angefangen is, aber ihre Kinner, ja die Kinner! eens immer noch nobler un schneidiger als et annere. Die Jungens bei de Jardeuhlanen! Un wenn die mich bezejnen un id uf meene olle Trinkramlarätsche sitze, meenen Se, dat se mir dann jrisen? fällt ihnen jar nich in nich, un recht haben se. Ich ooch jleich rüber mit en Kopp uff de annere Seite! — Ist das echt oder nicht?"

Cora Pia lächelte wohlwollend: "Ganz echt, Tante. Aber so etwas ist ja hunderttausendmal geschilbert worden. Glaubst du, daß das noch irgend ein Berliner Blatt abdrucken würde? Schon, daß deine Fäschke so viel spricht, macht sie unbrauchbar. Ich suche Menschen, die den Mund nicht austun. Schweigsam müssen sie sein wie die Natur selber, damit ich mich ausruhen kann bei ihnen von den Berliner Kulturmenschen."

"Du, dann ist aber die Waldhegerfrau hier nicht zum Ausruhen. Die spricht ja fast noch mehr als die Fäschke, nur wenn er, Fäschke mein ich, abends ganz spät und ganz angetrunken in seinen Keller tortelt, so merken wir nichts davon, nicht wahr? Aber in dieser Holzbaude höre ich jeden Klaps, den der Waldheger kriegt, wenn er auch am dichtesten Nebelmorgen nicht eine Stunde vor einem gradezu unmöglichen Sonnenaufgang aufstehen will, un nuff uff die Kuppe wegen der Trinkgelber. Es nützt mir also gar nichts, wenn die Kühe sich einmal verschlafen."

Cora Pias Gesicht nahm plötzlich einen geheimnisvollen Ausdruck an: "Ja, ja, die Kühe" sagte sie sinnend. "Wir in unserem Menschheitsdübel können uns an den Gedanken der Gleichberechtigung aller Lebewesen eben gar nicht gewöhnen. Ich weiß nun zufällig, daß wir die Kühe auch stören."

"Haben sie's dir gesagt?"

Cora Pias Gesicht blieb ernsthaft:

"Sie nicht, aber ihr Hüter."

"Ach so, der schlampige Hirt mit dem klaffenden Hund, der sie mittags hinaustreibt."

"Schlampiger Hirt, schlampiger Hirt!"

Sie schrie beinah. "Aber um Gotteswillen,

verlangst du, daß arme Hirten in echten Tiroler Bergsteiger-Kostümen herumgehen? Der zerklüftene Stadttanz, den er gewiß mal von irgend einem Touristen geschenkt bekommen hat, das grade ist das Echte an ihm. Denk doch an die Hauptmannschen Gestalten."

"Gut, ich will dran denken. Aber du? Was willst du mit ihm anfangen? Du kannst doch an deinen Anadyomenes-Gestaden oder in deinen Venusbainen keinen im schlesischen Dialekt redenden Kuhhirten auftreten lassen" —

Diesmal lächelte sie herablassend und bozierte dann weiter:

"Als ob das eigentlich Volkshafte" — —

"Das Volkshafte?"

"Als ob das eigentlich Volkshafte, das Dämonische, das Ungebrochene, ich könnte auch sagen, das Unzerbrechliche solcher Menschen an irgend eine bestimmte Rasse gebunden wäre. Darauf, daß einer sich immun erweist gegen die Kultur seiner Zeit, darauf kommt es an. Dieser Mann ist gewiß noch nie auf einer Eisenbahn gefahren und weiß gar nicht, wie eine Elektrische aussieht. Und wenn ihm dreist jemand von der Welt da draußen erzählen würde, ihn brächte es nicht aus seinem Gleise! Mir hat er auch kaum Rede gestanden, mußt du wissen; denn meistens schweigt er."

"Natürlich. Das reine Schweigen im Walde. Und du? du rätselst fortwährend an ihm herum. Merkwürdig, daß ich so gar nichts Besonderes hinter ihm gewittert habe. Nur ein bißchen — ein bißchen versoffen kam er mir vor," gestand ich verlegen.

"Aber natürlich betrinkt er sich hin und wieder," jubilierte Cora Pia, "was tut das? Besinnst du dich nicht auf die Stelle, wo Nietzsche den Gang der Germanen zum Trinken mit ihrem Uberschuß an Leichtsinne erklärt?"

Nein, ich besann mich nicht.

"Ja aber sieh mal, Fäschte trinkt doch auch," sagte ich stolz.

"Ach, Fäschte, Fäschte, das ist doch klar, daß sich in dieser gewaltigen Bergeinsamkeit ein Mensch anders entfaltet wie in einem Berliner Gemüsekeller. Schon dies ständige Zusammenleben mit den Tieren! Du solltest ihn nur hören, wenn er von ihnen spricht!"

"Ich meine, er schweigt."

O, wenn sich's um seine Kühe handelt, wird er beredt. 'Uff die Braune da, uff die is kein Verlaß' — natürlich klingt das noch ganz anders im schlesischen Dialekt," unterbrach sie sich.

"Ach, mir genügt, was du da nachmachst," sagte ich bescheiden.

"Aber die Blesse, die! Na, die is klüger als zehn Weiber zusammen. Wenn die so mit dem Hinterfuß scharrt, dann hat's heut noch Regen!"

"Und das findest du so eigenartig?"

"Ach, Tante, nicht was er sagt, sondern wie er es sagt, ist eigenartig. Immer derselbe unbewegte Gesichtsausdruck, derselbe, ich möchte sagen: rezitativartige Tonfall, ob er vom Wetter draußen spricht oder von seinem inneren Glend. Und darum werde ich stets an die antike Schicksalstragödie gemahnt, wenn ich seine Lieblingswendung höre. Weißt du, was er sagt?"

"Ob wir nicht lieber vorher das Fenster zumachen? Unten sitzen Berliner, und es könnte doch leicht ein Schriftsteller dabei sein, der dir's wegknappt."

"Ach, du ziehst es schon wieder ins Komische. Siehst du, das macht Berlin aus uns. Jedes Gefühl für unmittelbare Wirkungen verliert sich da. Erst wenn Künstler und Dichter uns die Wahrheit zuschreien, dann ergreift sie —"

"Was sagt er also?"

Sie legte mir die Hand auf die Schulter, sah mich mit ihren jungen, schönen Augen zornig an und flüsterte: "Ja, was sagt er? Einfach so: 'warum soll unsereener ooch nich unglücklich sind?'"

"Sind? Das klingt ja fast berlinisch."

"Na, dann treffe ich eben den Dialekt nicht. Wir wollen uns doch nicht bei der bloßen Klangwirkung aufhalten. Tante, liebste Tante, versuche doch, diesen Gedanken nachzudenken. Wie würde der auf dich wirken, hätte Sophokles ihn geformt und einem antiken Hirten in den Mund gelegt. Ich weiß genau, was du dann sagen würdest: da haben wir's, das unabänderliche, das unausweichliche Schicksal der Alten, vor dem kein Entrinnen möglich. Warum soll unsereener ooch nich unglücklich

sind?“ wiederholte sie andächtig. „Man fühlt ja augenblicklich, daß nur ein Mensch, der nicht lesen kann, imstande ist, solch ein Wort zu prägen. Denke doch auch das einmal zu Ende, bitte, bitte: nie etwas Gedrucktes zu Gesichte bekommen! Und statt dessen mit wacher Intelligenz von jedem Käfer, von jedem Baum, von jedem Stein zu lernen —“

„Und von jeder Kuh,“ aber als ich merkte, daß dieser Zwischenruf sie verletzete — denn die Kühe wollte sie mit nichts anderem verglichen haben — fügte ich hastig hinzu:

„Ich spreche natürlich nur von der Bliese, die ja eine viel wachere Intelligenz zu haben scheint als die Braune“ — —

„Tante, Tante, ich wette, du kennst die beiden kaum auseinander.“

Kaum, sagte sie, kaum. Sie ist doch ein süßes, gläubiges Geschöpfchen. Ich fühlte, daß ich dunkelrot wurde und rief voll Eifer:

„Nun, so nimm mich doch mit, dann lerne ich sie kennen und den göttlichen Sauhirten dazu.“

„Wenn er dich nur nicht enttäuscht! Du weißt, er schweigt.“

„Eben drum. Ich werde ihn schon zum Reden bringen. Allen Ernstes, Corachen, ein schweigender Hirt ist doch nichts für dich. Du bist doch keine Malerin. Siehst du das Fläschchen Benediktiner hier? Das nehmen wir ihm mit. Und dann, ja wart' mal — — halt, ich weiß was: heut Morgen stand ein famoser Mord in der Zeitung“ — —

„Nein, nein, Tante Anna, keine Zeitung! bitte, bitte nicht. Ahnst du denn nicht, wie jammervoll wenig du dem Menschen gibst, und wie unerfeglich viel du ihm nimmst?“

Ich kam mir nun wirklich miserabel vor. „Ja, was nehme ich ihm denn eigentlich?“ fragte ich besorgt.

„Was, was? alles. Seinen Fatalismus, sein frohes Naturgenügen, sein unzerstörbares Selbstherrlichkeitsgefühl.“

Beinah wurde ich böse.

„Und das soll er alles einbüßen, wenn ich ihm die Geschichte von einem Morde in der Brunnenstraße vorlese? Ich bitte dich um Gotteswillen, gegen einen Mord kannst du doch überhaupt nichts Etichhaltiges einwenden trotz all deiner hypermodernen, druck-

fertigen Wendungen. Mordgeschichten sind doch antik, sind klassisch, sind biblisch, griechisch, altdeutsch — —“

„Ja, da hast du recht, Tantchen, liebes. Aber, bitte, nicht vorlesen, lieber erzählen, ja? Du erzählst so hübsch. Und wenn du nicht weiter weißt, so springe ich ein“, und sie überflog die betreffende Stelle in der Zeitung. „Ach so, ein Gattenmord,“ meinte sie gemächlich.

Und ich ermunternd: „Stoff zu einer zweiten Drestie, Glärchen —“

„Gewiß, Tante Anna. Wenn der rechte Meister ihn schildert, so kann jeder Mord der Vorwand für ein Ewigkeitswerk werden,“ erklärte sie pomphaft, und ich nickte gelehrig.

So gingen wir. Sie, nach großen Lebens- eindrücken umherschnuppernd, immer ein paar Schritte voran, ich — mich ihrer. Keinen Stiefeleindrücke freuend — gemächlich hinterdrein.

An einer Lichtung blieb sie stehen. „Er ist nicht da heut,“ rief sie betrübt, „auf diesem sonnigen Fleck weidet er sonst.“

„Das merkt man,“ sagte ich, mein Kleid hochrassend.

„Denke doch, 's wär ein Bild,“ empfahl sie: „verlassener Weideplatz, oder so ähnlich, betitelt. Dann bewunderst du die Malerei und ständest viertelstundenlang davor —“

„Davor, ja, aber doch nicht drin!“

„O Gott, einzige Tante, mach dich nicht in einem fort über mich lustig. Komm lieber und hilf mir ihn suchen. Es ist bald Mittag, da wird er dem Schatten zustreben. Da, unter den Tannen — siehst du, dort drüben am Waldsaum: das Braune, was sich da bewegt, ist das nicht eine Kuh?“

Wie elektrifiziert rief ich:

„Ja, ja, das ist die Braune, und das Schwarze, was sich nicht bewegt, das ist der Hirt.“

„Wo denn nur?“

„Dort auf dem Steinblock.“

„Wahrhaftig, das ist er,“ flüsterte sie erregt. „Nun, was sagst du, thront er da oben nicht wie ein verwunschener Prinz?“

„Genau so, Herzchen, aber weißt du“ — ich guckte durch mein Fernglas — „er scheint nicht nur zum Rinderhüten — er scheint auch — — ich sag's ungern, Cora — er scheint

auch zum Zeitungslesen verurteilt" — und ich stellte mein Glas genauer ein.

„Zum Zeitungslesen,“ rief sie empört, „ach, was du nicht alles siehst,“ und damit stürmte sie vorwärts im Lauffschritt, quer über die Wiese und grad auf den tannenumstandenen, abenteuerlich geformten Felsblock zu.

Ich folgte ihr jetzt, so ungebüdig wie jemand, auf den ein Triumph wartet. Daß ich sie rasch einholen würde, sah ich gleich. Immer langsamer wurden ihre Schritte, je deutlicher das Ziel erkennbar, immer zögernder ihre Haltung. Schließlich machte sie Kehrt und kam mir wieder entgegen.

„Nun,“ fragte ich, „wollen wir nicht zu ihm?“

Matt kam die Antwort:

„Ach, Tante Anna, mir ist alle Lust vergangen, du hast ja recht gesehen: er liest wirklich. Er liest die Zeitung. Es scheint der Berliner Tagesanzeiger zu sein. Wer hätte das von ihm gedacht —“

Sie tat mir leid.

„Sei doch kein Narrchen. Ein Fremder wird das Blatt haben liegen lassen,“ sagte ich tröstend, „und Gott weiß, wie langsam er es entziffert.“

„Meinst du wirklich?“ fragte sie mit nur sehr flüchtig auflackernder Hoffnung. „Mir kommt's im Gegenteil vor, als läse er sehr schnell. Er muß uns doch längst bemerkt haben und läßt sich gar nicht stören.“

„Ach, vielleicht liest er es schon zum so und sovielten Male. Das tun solche Leute immer,“ stellte ich leise und weise fest. Und dann so laut und so ungeniert, wie wir modernen Gleichheitsapostel eben doch nur mit dem Volke reden, rief ich:

„Guten Morgen, guten Morgen, Herr Nachbar! Na, wir stören doch nicht?“ und dabei spähte ich nach einem bequemen Aufstieg zu seinem Sitz.

„Moj'n ooch,“ sagte er ruhig.

„Hier kommen Sie nich ruff: die Jugend nich, jeschweige denn 't Mittelalter.“

„Wenn das nicht berlinisch ist, so spreche ich babylonisch,“ erklärte ich.

„Natürlich is man aus Berlin. Wo denn sonst her?“ kam's zurück.

Cora Pia tastete nach meiner Hand: „Aus Berlin sind Sie? aus Berlin — — Sie sind aus Berlin?“

„Na jetwisch doch. Haben Sie mich det nich gleich anjemerkt?“

„Nein, nein,“ stotterte sie. „Aber nicht wahr, Sie sind schon als ganz kleines Kind nach Schlesien transportiert?“ rief sie hinauf.

„Denk id jar nich dran. Wo wer 't mir denn von Berlin wegtransportieren lassen. Nee, nee, nie nich wo anders jelebt als in Berlin.“

Cora Pia hielt sich immer noch an mir fest. „Aber nicht wahr? Sie haben von klein auf mit Tieren verkehrt?“ fragte sie mit rührendem Ausdruck, „sind vielleicht — vielleicht auf dem Viehhof groß geworden — — ich meine natürl — natürlich, daß Sie dort angestellt sind.“

„Uff'n Viehhof anjestellt!“ wiederholte er verächtlich. „Uff'n Viehhof! Na dat fehlte noch. Nee, nee, Hausdiener in einer pikfeinen Buchhandlung in de Friedrichstraße bin id.“

Die pikfeine Buchhandlung gab Cora den Rest. Sie konnte einfach nicht weiter, und während der Mann Miene machte, seinen Thron zu verlassen, um uns auf gleichem Boden gegenüberzustehen, ließ sie sich selber erschöpft und apathisch ins Gras gleiten. Ich war schon im Begriff, ihr von meinem Benediktiner einzulösen, als mir einfiel, daß dieser gute Tropfen viel sicherer zu ihrer Wiederbelebung beitragen würde, wenn statt ihrer der Kuhhirt aus der Friedrichstraße, Ede Krausen, ihn tränke.

Wie der das Fläschchen dann ansetzte, wie er vor dem Trinken „Prost!“ sagte und beim Sichschütteln „Servus!“, und wie er dann im weiten Bogen ausspie, kam Cora Pia auch allmählich wieder zu sich, und voll neuerwachter Anteilnahme forschte sie:

„Wie kamen Sie denn eigentlich dazu, Ihre Stellung aufzugeben?“

„Menschenmüde war 't. Gensach menschenmüde.“

Sie wurde wieder blaß.

„Menschenmüde? Sie?“

„Stimmt: menschenmüde. Warum soll unfereener nich ooch unjüdlisch sind?“

„Ja, das behaupteten Sie schon gestern,“

sagte Cora mit einem Ausflechten ihrer Augen, „aber menschenmüde?“

„Na, dat 's dat allergrößte Un Glück, sagt mein Chef immer. Na, un id kann ihm schon lange nich mehr besehen. So wie er seinen Kompanjon nich, wat en feiner, jeriffener Junge is. Na, un wenn mein Chef nu als Zejenjst den Aufentalt in Gottes freier Natur einnimmt, kann unsereener sich dat ja ooch einmal versuchen. Wat de Lust is un de Berje, die hat Gott für alle Menschen ejaleweck jemacht.“

Aber Coras Gesicht flog eine dunkle Freudensröte. Noch konnte ja alles gut werden.

„Nicht wahr, Sie sind Sozialdemokrat?“ sagte sie zuversichtlich, „dann sind wir ja beinah Gefinnungsgenossen,“ und sie hielt ihm die Hand hin.

Aber er schlug nicht ein.

„Id? Sozialdemokrat? Id danke. Na, sonne Idee. Denk id ja jar nich dran, mit sonne Leute jemeinsame Sache zu machen. Nee, Fräuleinken, da haben Se nu ne ganz falsche Auffassungsjabe. Sie meinen woll, um dat id hier in de Zeitung lese, muß id nu ooch gleich Sozialdemokrat sind. Na, so blau! Nee, id lese dat allens, um dat man ja hier aus alle Bildung raus is und jar nicht weesk, wat nu ejentlich los is in Berlin. Gott sei Dank ha 'k mir nur for drei Monate festjemacht bei die Biefter da,“ und er wies auf die beiden glatten, breitgestirnten, schwerwandelnden Kinder.

Biefter, hatte er sie kurzweg genannt: Biefter.

„Aber Sie meinten doch vorgestern, die Braune wäre so geseheit,“ rief Cora.

„So, ha 'k dat würklich jesagt?“ fragte er, und der Benediktiner bligte ihm aus den Augen. „Na, dann wird dat woll doch seine Richtigkeit haben. Aber wissen Se, Fräuleinken, hier steijen so velle Berliner heruff, un alle wollen se wat von de Küche hören. Na, un jedem sagt man doch ooch nich jern datselbigte. Un profitieren woll'n se doch schließlich alle wat von mich. Wat dat jnäje Fräuleinken is, die schreiben doch jewiß ooch, is et nich so? Ha 'k mir ja gleich jedacht. Unsereener kennt sich aus mank die Schriftsteller. For mir

wär 't nisch! Se möjen mich dat nu jlooben oder nich. Mich könnt eener wat zujeben, un id sollte son Buch schreiben — nee, sagt' id: nich in de la main.“

Ich mochte nicht immer stumm bleiben und bemerkte darum sinnig: „Ja, ja, Bücher im Kopf tragen ist oft schwerer als in den Händen.“

„Recht haben Se,“ schrie er, „janz recht! Dat, wat Se da jesagt haben, war sojar 'ne ausjzeichnete Bemertung. Un wenn id mir erlooben darf, dat junge, jnäje Fräulein eenen juten Rat zu jeben: Sehen Se zu, dat Se beizeiten eenen orrentlichen Menschen zum Manne kriejen; denn dat 's dat Allerbeste für en junget Mädchen!“

Und dann apostrophierte er mich in verheißungsvollem Wahrsagerton:

„Un passen Se uff, wat id Ihnen sage. Wenn se man erst en jutet Männeken hat, dann jetoöhnt se sich dat Jeschreibe von alleene wieder ab. Gott, unsereener is ja ooch für Literatur. Aber kurz muß se sind, kurz und jut. Keenen langen Gums drum rum. Sehen se hier, meene Damen, det 's dat einzig Wahre“ — und er holte ein Paketchen aus seiner schmierigen Rocktasche — „da haben Se Kunst und Literatur zusammen, un können gleich eenen annern Menschen uff billige Art un Weise eene Freude machen. Fünfpennigmarken sin schon druff.“

Ich getraute mich nicht, Cora Pia anzusehen. Da standen wir mitten in hehrer Bergeinsamkeit, und jede von uns hielt ein Blättchen steifen Papiers in der Hand, desgleichen auch in der Ebene nicht ungebräuchlich sein soll für kurze schriftliche Mitteilungen. Auf der einen Seite die kaum noch überraschende Erklärung, daß das Ding eine Carte Postale — eine Postcard — ein Dopisnice — ein Levelezö-Lap — ein Koresbondencni listek — eine Dopisnica — eine Karta Korespondencyjua — eine Tazeta Postal — eine Breskort — eine Cartolina Postale, mit einem Wort eine Postkarte sei und auf der anderen Seite er selber, der antike Rinderhirt, herausstaffiert von irgend einem Wanderphotographen, mit buntem, locke'em Halstuch, mit schiefgedrücktem Rembrandthut und vertwogen über die Schulter gehängtem Mantel. Hals und Knie nackt.

*Ch. V. ...*



